This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

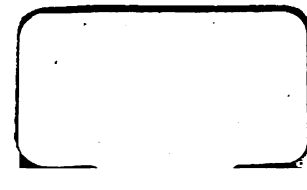
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



nhandlung
e

Johann Steindl
Cooperator.

Geschichte

der

Einführung und Verbreitung

des

Christenthums in Südostdeutschland,

von

Dr. Alois Huber.

Mit Empfehlung des Hochw.'sten f. e. Ordinariates von Salzburg.

Dritter Band.

Baioaren-Zeit.

Christianisirung Altbaioariens.

Salzburg, 1874.

Druck und Verlag der Zaunrith'schen Buchdruckerei.

BR 854

V:3/4

Inhalt des III. Bandes.

Baioarenzeit.

Die Christianisirung Altbaioariens.

I. Abthl. Die alten Römerstraßen als Substrat des Christianisirungsganges S. 1.

A. Allgemeine Erläuterungen. — Die Römerstraßen blieben Verkehrswege bis tief in's Mittelalter herab. Sie geben das Substrat zum Christianisirungsgange, weil sie in römischer und baioarischer Zeit vorzugsweise besiedelt waren S. 2. Unterabtheilung derselben nach Zweck und Erbauungszeit S. 5.

B. Die Römerstraßen des obern Ufernoricums S. 10.

a) Zwischen Enns und Salzach:

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen: 1. Lauriaco — Juvavum S. 10. 2. Lauriaco — Castra Batava S. 14. 3. Ovilaba — Castra Batava S. 15. 4. Ovilaba — Ernolatiam (Pyrhenstraße) S. 16. 5. Juvavo — Castra Batava S. 18.

II. 23 Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen S. 19.

b) Römerstraßen zwischen Salzach und Inn S. 34.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen: 1. Juvavo — ad Pontem Oeni (Pfunzen) S. 35. 2. Juvavo — Turum (Neuötting) S. 37. 3. Juvavo — Tarnasices (recte Virunum) S. 37. 4. A Ponte Oeni — Turum S. 38. 5. A Ponte Oeni — Veldidenam (Wilten) S. 39.

II. 23 Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen S. 40.

C. Die Römerstraßen Vindeliciens S. 54.

a) Römerstraßen zwischen dem Inn und der Isar S. 55.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen: 1. A Ponte Oeni — Bratananium S. 55. 2. A Ponte Oeni — Castra Batava S. 55. 3. Turo — Castra Regina (bis Dingolfing) S. 56. 4. Boioduro — Castra Regina S. 57.

II. 19 Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen S. 60.

b) Römerstraßen zwischen der Isar und dem Lech S. 73.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen: 1. Bratananio — Augustam Vind. S. 74. 2. Scarbia (recte Verona) — August. Vind. S. 75. 3. Parthano (recte Veldidena) — Ad Ambrem S. 75. 4. Bratananio — Abodiacum (recte Cambodunum) S. 77. 5. A media Isara (Dingolfing) — Reginum. Fortsetzung des Straßenzuges C. a. I. 3. S. 79. 6. Ab Isara inferiore (Bürg) — Reginum. Fortsetzung des Straßenzuges C. a. I. 4. S. 79. 7. Castris Batavis — ad Castra Regina S. 80. 8. Regino — Augustam Vind. S. 82.

II. 22 Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen. Davon 8 im Oberlande, 14 im Unterlande S. 83.

II. **Abthl. Die Christianisirung Altbaioariens** S. 98.

1. Kap. **Allgemeiner Ueberblick des Christianisirungsganges Altbaioariens.** S. 101. 1. Organisation des Bekehrungswerkes S. 112. — 2. Missionsmönche S. 113. — 3. Zellen und Münster S. 116. — 4. Baptisterien, Seelsorgkirchen und Kirchen überhaupt S. 129. — 5. Die Organisation der primitiven Seelsorge S. 135. — 6. Organisation der dauernden Seelsorge S. 137. — 7. Der Christianisirungsgang in seinen speciellen Richtungen S. 141.

2. Kap. **Die juvavische Urdiöcese.** S. 142. — 1. Der Bischofssitz und seine kirchliche Einrichtung S. 142. — 2. Die ersten christlichen Elemente des Bisthums S. 156. — 3. Umfang der Urdiöcese S. 165.

3. Kap. **Der Ausbau der Urdiöcese auf dermal österreich. Territorium.** S. 177. 1. Allgemeines S. 177. — 2. Christianisirungsgang im Banngaue, Pinzgaue und im Lungaue S. 178. — 3. im östlichen Salzburggaue, Atterseegaue und Traunseegaue S. 187. — 4. im Mattiggaue S. 204.

4. Kap. **Ausbau der Urdiöcese auf dermal bayer. Territorium.** S. 230. — 1. Allgemeines S. 230. — 2. Christianisirungsgang im Chiemgaue S. 232. — 3. im Isengaue und in den benachbarten Grenzgebieten S. 254. — 4. in den Flußgebieten der Ebrach, Attel und der untern Mangfalt S. 273. — 5. im Thälergaue, innerhalb des Gebirges (dermal tirolisch) S. 282.

5. Kap. **Die zur Urdiöcese gehörenden Enclaven Lorch und Regensburg.** S. 295. 1. Enclave Lorch S. 296. — 2. Enclave Regensburg S. 308.

6. Kap. **Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal österreich. Territorium.** S. 330. — Legationsgebiete: 1. des Münsters St. Florian S. 332. — 2. der Breitenauer Mönche im Binnenlande an der Inach, Tratnach und obern Dürren-Aschach S. 344. — 3. des Passauerwaldes S. 347.

7. Kap. **Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal niederbayr. Territorium.** S. 349. — Legationsgebiete: 1. von Passau S. 349. — 2. zwischen Rott und Donau, der untern Isar und dem untersten Inn mit Berücksichtigung des linken Donau-Ufers S. 360. — 3. des Rotthal-Münsters S. 362. — 4. des Boso's-Münsters S. 373. — 5. des (St. Georgs-) Münsters bei Velden S. 374. — 6. des (Pfaff-) Münsters S. 379. — 7. des Münsters (Pfaffen-) Berg S. 381. — 8. des Münsters bei Rottenburg S. 382. — 9. des Engelbrechts-Münsters S. 385. — 10. der Abtei Münchmünster S. 389.

8. Kap. **Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal oberbayr. Territorium.** S. 391. — Legationsgebiete: 1. der Zelle Dorfen S. 391. — 2. der Zelle Moosburg S. 394. — 3. Freising's und des St. Veit-Münsters S. 396. — 4. der Abtei Münsteur S. 415.

9. Kap. **Der Christianisirungsgang im Westrich.** S. 445. — Missionsgebiete: 1. südliches S. 446. — 2. mittleres S. 455. — 3. nördliches S. 461. — 4. Schlußreflexionen über das Westrich S. 470.

Baioaren-Zeit.

II. Abtheilung.

Die Christianisirung Altbaioariens.

I. Abhandlung.

Die alten Römerstraßen als Substrat des Christianisirungsganges.

A. Allgemeine Erläuterungen.

Schiffbare Flüsse, zum Theil auch langgestreckte Seen, waren die ersten Verkehrswege, die der Schöpfer selbst den Völkerstämmen der Binnenländer aufschloß. Es war Aufgabe menschlicher Betriebsamkeit, diese für die steigende Cultur unzulänglichen Förderer derselben zu vervielfältigen: dieß geschah durch Regelung der Flüsse und Verbindung derselben durch Kanäle, am nachhaltigsten aber durch Anlegung von Straßen. Das weltbeherrschende Römervolk zeigte sich auch hierin als Meister. Die Herstellung eines ausgedehnten Straßennetzes bedingte die Behauptung ihrer einmal errungenen Herrschaft. Sie bauten ihre Straßen nach so festen Normen und so großer Solidität, daß selbst eine mit ganz andern Factoren rechnende Cultur im Laufe von mehr als vierzehn Jahrhunderten die unverkennbaren Reste derselben nicht zu vertilgen vermochte. Der Zweckmäßigkeit ihrer Richtungen und der Festigkeit ihrer Structur ist es denn auch zuzuschreiben, daß die Römerstraßen bis in's Mittelalter herab vorzugsweise benützte Verkehrswege blieben. Daß es so war, ist von einzelnen Straßenläufen ziemlich spät noch urkundlich documentirt; so z. B. heißt es in den Brev. Notitiae[1]): »Juxta publicam viam que tendit in Talgov«, freilich in einer der römischen noch sehr nahen Zeit; jedoch auch noch im IX. Jahrhundert, indem K. Ludwig der Deutsche (23. Sept. 837) für eine an Erzbischof Liupram von Salzburg gemachte Schenkung von Liegenschaften an der Ips in Unterösterreich eine Strecke ihrer Begrenzung mit den Worten angibt[2]): »Ab aquilonali parte de illa publica strata usque in mediam silvam.« Dieselbe Straße erscheint auch in einer Urkunde des Klosters Tegernsee vom Jahre 1011 wieder[3]): »Ultra fluvium Anizim .... juxta praedium eiusdem ecclesiae Crebezbah (Kroisbach) dictum

[1]) Juvav. Anh. p. 34. [2]) Juvav. Anh. p. 88. [3]) Mon. Boic. VI. p. 158.

interjacentis stratae publicae, quae Hohstraza vulgo gehören auch die mehrfach vorkommenden urkundlichen Namen: Strazendorf, Strazheim, Strazvelt, Strazwalha u. s. w. Einen weiter für die noch späte Benützung der Römerstraßen finde ich in daß die mittelalterlichen Saumschläge — die für dieses Zeitalter sind — sich regelmäßig an die alten, durch langen Gebrauch und streckenweise völlig unbenützbar gewordenen Römerstraßen anwird jedem, der sich mit örtlichen Forschungen über Römerstraßen aufgefallen sein, daß neben der alten Römerstraße oft 10 bis 20 tiefSaumschläge parallel hinlaufen; eine Wahrnehmung, die besonders an welche sie übersteigen mußten, augenfällig wird, weil die von den Füßen der Saumthiere aufgelockerte Erde von Regengüssen abgespült wurde. Ein weiterer und sehr triftiger Beweis für die noch späte Benützung der Römerstraßen liegt in der vielfältig vorkommenden Ortsbenennung Straß, Hochstraß und ihrer Zusammensetzungen auch in soweit sie nicht urkundlich aufscheinen. Es wäre übrigens ein unkritisches Vorgehen, wenn man aus dem Vorkommen irgend einer Ortschaft Straß, Straßer, Straßmann u. s. w. sofort schließen wollte, daß dort einst eine Römerstraße vorübergezogen sei; nur die Ortsnamen Hochstraß, Hochstraßer berechtigen in der Regel (aber auch nicht ohne Ausnahme) zu diesem Schlusse. Die Ortsbenennungen Straß, Straßer ... können nämlich auch neuen Ansiedelungen an später gebauten Straßen beigelegt worden sein, was sich auch von manchen derselben leicht erweisen läßt. Um sicher zu sein, daß solche Ortsnamen wirklich den Zug einer Römerstraße markiren, müssen daher noch andere, untrüglichere Kriterien zu jenen Namen kommen. Wenn man derlei Ortschaften an den Zügen der modernen Post- oder Handelsstraßen findet, ist ihre Beweiskraft für Römerstraßen von vorneherein höchst verdächtig, es sei denn, daß die Anlegung der modernen Straße auf der Richtung der Römerstraße anderswoher erweisbar wäre. Mit vieler Sicherheit kann man aber annehmen, daß solche Orte ihren Namen von der ehemals vorbeiziehenden Römerstraße erhalten haben, wenn erstens mehrere Ortschaften Straß, Straßer, Hochstraß u. s. w. in gerader Richtung liegend vorhanden sind, und dies zweitens besonders, wenn die Endpunkte der von ihnen eingehaltenen Richtung anerkannt Standpunkte römischer Städte, Kastelle u. s. w. sind. Begleiten drittens eine derartige Straßenrichtung nicht nur irgend ein einzelner, sondern mehrere Fundorte römischer Denksteine, Münzen, Anticaglien, so wird dadurch jeder vernünftige Zweifel zur Unmöglichkeit. Meilensteine charakterisiren die Straße als Heer- oder Consularstraße. Viertens, an einem solchen Straßenzuge auf weitsichtigern Punkten vorkommende römische Verschanzungen sind ein verlässiges Kriterium für die alte Straßenrichtung, besonders wenn kein mittelalterlicher Burgbau die Merkmale römischer Ursprünglichkeit verdunkelt hat.

solche spätere Burgen dürfen nicht beirren, wenn sie nur auf dem

einen oder andern solcher Höhepunkte entstanden, und dieß um so weniger, weil bei einer großen Anzahl derselben, als sie zum Abbruche gediehen, der römische Unterbau mittelst constructiver Momente, Material, z. B. Buckelquadern eigenthümlichem Mörtel u. s. w.[1]) wieder zu Tage kam. Ueberdieß ist allgemein bekannt, daß aus sehr naheliegenden Gründen die mittelalterlichen Burgen vielleicht in ihrer Mehrzahl auf römischen Grundlagen entstanden. Die Bezeichnungsweise des gemeinen Mannes, der Standorte römischer Kastelle und Monopyrgien und spätmittelalterlicher Schlösser durch Burgstall und Schloßberg unterscheidet, ist hiebei ziemlich verläßig; sicher aber für römischen Ursprung die Oertlichkeiten, die er Bürg (dialekt. Biri) heißt. Fünftens darf man Ortschaften Straß, Straßkirchen..., deren Bestand schon vor dem XV. Jahrhundert documentirt ist, in der Regel als an altrömischen Straßenzügen gelegen annehmen, weil der moderne Straßenbau in größerer Ausdehnung erst mit diesem Jahrhundert wieder begonnen hat. Sechstens ist es selbstverständlich, daß derlei Ortschaften, welche von Post- und Handelsstraßen ganz abseits liegen, und nur durch gewöhnliche Feldwege oder Fahrten mit den benachbarten Orten verbunden sind, besonders wenn sie mit ähnlichen in gerader Richtung stehen, ihren Namen von Römerstraßen, an denen sie entstanden sind, erhalten haben. Es steht dieß in vollem Einklange mit der bekannten Thatsache, daß die dermalige so allgemein verbreitete Cultur in der letzten Hälfte des X. Jahrhunderts nach den Verheerungen der Magyaren zu erblühen begonnen habe. Siebentens kommt zu bemerken, daß die vorstehenden Merkmale durch Forschungen an Ort und Stelle im Anhalte an die Terraingestaltung und die noch erkennbaren Segmente des Straßenkörpers, wie sie in den Schriften der historischen Vereine niedergelegt zu werden pflegen, in ihrem vollen Umfange bestätigt erscheinen. Jedenfalls gewähren solche örtliche Forschungen, wenn sie die allgemeinen Gesichtspunkte nicht außer Augen lassen, die höchste Gewißheit. Der scharfsichtige Fr. Kenner[2]) weist auch noch auf ein anderes Merkmal, nämlich auf die Ortschaften Stein mit seinen Zusammensetzungen hin; ich kann dieß aber nur theilweise für richtig halten, weil einerseits in weitern Umgebungen isolirt zu Tage gehende Felsen oder erratische Blöcke größern Umfanges und andrerseits uralte, ansehnlichere Grenzmarken aus Stein nicht selten Anlaß zu solchen Ortsbenennungen gegeben zu haben scheinen. Wo Ortschaften Stein u. s. w. irgend einer nahen Meilensäule den Namen abborgten, wären sie allerdings ein Hinweis nicht nur auf eine Römerstraße überhaupt, sondern auf eine Consular- oder Heerstraße, indem nur diese mit Milliarien besetzt waren.

Nachdem zur Genüge dargethan ist, daß die alten Römerstraßen noch bis tief in's Mittelalter herab die weitaus in größter Frequenz benützten Verkehrs-

[1]) Vgl. G. H. Krieg von Hochfelden, Gesch. d. Milit. Architekt. S. 123. und besonders S. 131. [2]) Archäol. Funde im Lande ob der Enns S. 11. Anm. 23.

wege blieben, wird es wohl selbstverständlich sein, daß sie in der unmittelbar auf die Römerperiode folgenden germanischen oder baioarischen Zeit des Frühmittelalters die beinahe ausschließlichen gewesen sein müssen; und ich kann daher sofort an die Erklärung gehen, warum ich sie als eines der Substrate des Christianisirungsganges während der Baioaren-Periode angekündigt habe. Daß der hl. Rupert und seine Missionäre und ebenso auch jene des hl. Vitalis, welche das Bekehrungswerk des Apostels der Baioarier fortsetzten und vollendeten, bei ihren Wanderungen vorzugsweise auf die alten Römerwege angewiesen waren, bedarf schon aus dem Grunde keines besondern Nachweises, weil im VI. Jahrhundert keine andern für größern Verkehr benützbaren Wege bestanden, als die römischen Heerstraßen (Viae Consulares) und Handels- oder Nebenstraßen (Viae comerciales, vicinales). Wie sich schon während der Römerzeit die ländlichen Ansiedelungen dichter an Strom- und Flußufern, sowie an den Straßenzügen erhoben hatten, insoferne sie fruchtbaren Boden durchschnitten, so verhielt es sich auch zur Zeit der baioarischen Besitzergreifung und zwar aus einem zweifachen Grunde. Einmal hatte die im Lande zurückgebliebene romanische Bevölkerung, der es während der Völkerstürme gegen das Ende des V. Jahrhunderts geglückt war, ihr Leben und einen Theil ihrer beweglichen Habe durch Flüchtung in unzugängliche Gebirge und Wälder zu retten, nach dem Austoben jener Stürme ihre alten Herdstätten wieder aufgesucht, und dann wird es denn doch wohl zweifellos sein, daß die Baioarier als neue Herren des Landes vorerst von den bereits cultivirten Gegenden Besitz ergriffen haben, bis sie gedrängt von rascher Zunahme der Volksmenge, theils durch Nachwanderung, theils durch Fortpflanzung, sich entschlossen, Wälder zu roden und Neusiedelungen zu gründen. Hieraus geht von selbst hervor, daß die alten Straßenzüge ebenso wie die Ufergelände zur dichteren Besiedelung auch für die Baioarier maßgebend waren, weil sich das bereits cultivirte Land hauptsächlich an ihnen hinzog. Damit will ich nun keineswegs in Abrede stellen, daß auch die Waldsiedelungen nicht schon sehr frühzeitigen Ursprunges seien, sage vielmehr nur, daß sie weder so allgemein noch so volkreich waren, als jene auf den Ufergeländen und längs der alten Straßenzüge. Auch die Waldsiedelungen waren doppelten Ursprunges und zweifacher Natur. Während der Völkerstürme hatte sich, wie eben bemerkt worden, ein Bruchtheil der landsäßigen romanischen Bevölkerung in Waldungen und Bergen geflüchtet, und sich dort mit Ackerbau und Viehzucht fortgebracht. Diese siedelten aber nationaler Sitte gemäß in kleinen Dorfschaften und Weilern und blieben dort sitzen, nachdem bereits Friede geworden war. Die eingewanderten Baioarier zogen es in angebornem Freiheitsdrange vielfältig vor, familienweise Einzelngehöfte zu gründen, statt in beengenden Dörfern zu wohnen, und diese waren die Anfänge jener namentlich im heutigen Altbayern charakteristischen Einöden-Wirthschaft, wie man sie gegendenweise in meilenweiten Umkreisen antrifft. Was nun die letzten betrifft, wird sicher sein, daß sie anfänglich in der Regel Emanationen der zuerst in

Besitz genommenen offenen Fluren und der auf ihnen erbauten Dörfer waren, die sich erst im Laufe der Zeiten immer tiefer in die Urwälder ausbreiteten. Die Römerstraßen waren daher auch zu ihnen, oder doch in ihre Nähe, die natürlichsten Zugänge. Wie sich das Christenthum sogleich nach seiner Gründung mit Vorliebe zuerst an die volkreichsten Städte wendete, so hielten die Missionäre des Frühmittelalters naturgemäß dieselbe Norm dadurch ein, daß sie die dichter bewohnten Gegenden des Landes zuerst aufsuchten und deren Bewohnern das Evangelium verkündeten. Die Religion der Liebe ist in vorderster Linie social und darum ihr Drang, christliche Gemeinden zu gründen, ein tief in ihrer Natur liegender, der erst durch die Vereinigung vieler solcher Gemeinden zu Diöcesen und dieser zur Einheit der katholischen Kirche befriedigt wird. Mit diesen Erläuterungen glaube ich klargestellt zu haben, daß die alten Römerstraßen wirklich ein unumgängliches Substrat für den Christianisirungsgang abgaben, und da sich bei der Beleuchtung des Christianisirungsganges selbst herausstellen wird, daß sich seine Erfolge außer den Städten enge an die alten Straßenzüge anschließen, so werde ich wohl den Vorwurf nicht zu befürchten haben, daß ich in den alten Römerstraßen ein mächtiges, aber heterogenes Element in meine Christianisirungsgeschichte hereingezogen habe, das nur in die Culturgeschichte allein gehöre.

Man nimmt gewöhnlich zwei Arten von Römerstraßen an: eigentliche Heer- oder Consularstraßen und Nebenstraßen. Zu jenen zählt man die in den Itinerarien (Antonini, Tab. Peuting. Hierosolymitanum) enthaltenen, sowie jene Straßen, an welchen römische Meilensteine aufgefunden wurden; zu den Nebenstraßen diejenigen, bei welchen weder das Eine noch das Andere der Fall ist. Für den Standpunkt unserer späten Forschung kann diese Unterscheidung nicht als erschöpfend gelten, weil einzelne Hauptstraßen erst nach der Entwerfung der Itinerarien angelegt wurden, und an andern, welche die Itinerarien enthalten, kein glücklicher Zufall irgend ein Milliarium zu Tage gefördert hat. Ueberdieß sanken einige der ursprünglichen Hauptstraßen zu Nebenstraßen herab, wie dagegen Nebenstraßen zu Hauptstraßen erhoben wurden. Die zwei letzten Phasen waren mit der Neuanlegung, die soeben erwähnt worden, die unvermeidlichen Folgen des strategischen Systemwechsels des alternden Römerreiches.

Die strategischen Zwecke standen bei Anlegung der Römerstraßen und bei Bestimmung ihrer Richtungen überhaupt in erster Linie, die volkswirthschaftlichen des Handels und Verkehres aber in zweiter. Die strategischen Zwecke, welche angestrebt wurden, wechselten aber mit den Stellungen, die das weltbeherrschende Volk zu den Ländern und den benachbarten germanischen Stämmen einnahm. Selbstverständlich war die Stellung der Römer während der Eroberung eine andere, als während der innern Organisation der eroberten Provinzen, und ihre Stellung zu den feindlich gesinnten germanischen Völkern, welche gegen die viele hundert Meilen lang gedehnte Nordgrenze andrangen, eine andere während der activen Defensive und eine andere während der passiven. Wer die

Berücksichtigung dieser wechselnden Verhältnisse aus den Augen läßt, wird sich mit der Anlage, ihren Attributen und den Richtungen der Römerstraßen nie zurecht finden. Die Eroberungskriege oder die Offensive in Vindelicien und Noricum dauerten vom Jahre 15 vor Christus bis 18 nach Christus. In dieser Periode entstanden jene primitiven Heerstraßen, welche schon in der zunächst darauffolgenden der innern Organisation größtentheils wieder aufgegeben wurden, weil die Eroberer inzwischen die Terrainplastik der unterworfenen Provinzen genau kennen gelernt hatten, und es nun ihre Aufgabe war, die befestigten Punkte, welche sie an den Grenzen zur Abwehr der Feinde und im Binnenlande zur Niederhaltung der unterjochten Bevölkerung angelegt hatten, auf den geeignetsten und nächsten Wegen unter sich zu verbinden. In diese Periode (ich beschränke mich immer nur auf das westliche Ufernoricum und Vindelicien) fällt die Anlegung der Consularstraße von Lauriacum über Juvavum, Pons Oeni und Bratananium (an der Isar) nach Augusta Vindelicorúm als Hauptader des strategischen und volkswirthschaftlichen Verkehrs in den Donauprovinzen, und die unentbehrlichsten Abzweigungen derselben, einerseits gegen die Donau als frons und salus imperii von Lauriacum über Castra Batava nach Castra Regina und Augusta Vindelicorum (südlich der Donau) als Limesstraße, von Juvavum über Turum und von da mit einem Zweige nach Castra Batava, mit dem andern nach Castra Regina; von Pons Oeni nach Turum; von Bratananium nach Castra Regina und von Augusta Vindelicorum nach Ripa prima (Altenburg bei Neuburg a. d. Donau), — andrerseits aber behufs Verbindung mit der Welthauptstadt von Lauriacum über Ovilaba nach Ernolatia (Pyhrnstraße); von Juvavum über Virunum; von Pons Oeni am Inn aufwärts über Veldidena; von Bratananium an der Isar aufwärts durch die Jachenau nach Scarbia; von Augusta Vindelicorum über Parthanum nach Scarbia. Diese Periode kann man die der innern Organisation nennen; sie dauerte bis gegen das Ende des I. Jahrhunderts. Erst als die Donauprovinzen genügend consolidirt waren, begann die eigentliche active Defensive gegen die germanischen Nachbarn im Norden der Donau. Sie war natürlich auch während der innern Organisation nie eingestellt worden; als sich aber die Römer im Rücken sicher wußten, gingen sie jenseits der Donau aggressiv und energischer gegen die Germanen vor, und ihre Erfolge gestatteten ihnen, die bisherige augusteische Reichsgrenze, welche sich auf die Donau beschränkt hatte, weiter gegen Norden vorzuschieben, und so entstand am Ende des I. Jahrhunderts jener Limes von Kehlheim bis Mainz, der unter dem Namen des Pfahlrankens oder der Teufelsmauer bekannt ist. Das Land südlich davon und nördlich oder westlich der Donau und nördlich und östlich vom Rhein hieß fortan das Decumaten-Land. Die Periode der activen Defensive schloß mit dem Jahre 235 ab, von welchem die passive Defensive begann, welche mit dem Jahre 406 als der Zeit des eigentlichen Unterganges des römischen

Reiches endigte. Vom Jahre 406 bis zum letzten Athemzuge im Jahre 476 lag das hoffnungslos kranke Weltreich in den letzten Zügen. — Der Bau einiger Grenzcastelle und der Wartthürme im Binnenlande hatte mit dem Straßenbaue überhaupt begonnen, welcher an Septimius Severus den verständigsten und eifrigsten Baumeister hatte (Caracalla und Alexander Severus ahmten ihm nur, mit mehr oder weniger Geschick, nach); die eigentlichen Monopyrgien wurden aber erst dringendes Bedürfniß, als der Reichslimes wie am Rhein so auch an der Donau wiederholt entblößt wurde, um die Legionen auf entlegenen Punkten des weiten Reiches zu verwenden. Als am Ende des III. Jahrhunderts Diokletian und Maximian genöthigt waren, den von Kehlheim nach Mainz erbauten Grenzwall wieder aufzugeben, und auf die alte augusteische Grenze zurückzugehen, wurde vorerst am neuen Limes und dann im Binnenlande der Burgenbau förmliches System. Folgerecht hinzu fällt in diese Zeit auch die Ausbildung des innern Straßennetzes, oder richtiger die Erhebung vieler wegen des wirthschaftlichen Verkehrs schon länger bestandenen Viae vicinales zu Heerstraßen. Denn während früher, d. h. zur Zeit der ständigen Anwesenheit der Legionen, die großen Heer- oder Consularstraßen durch das Binnenland und besonders hinter dem Reichslimes vollständig genügten, um bedrängten Castellen Succurs aus den großen Waffenplätzen zu bringen, mußten jetzt die Burgen in möglichst schleunige Communication unter sich gesetzt werden, um sich gegenseitig Hilfe leisten zu können. Die Ermöglichung dieser Communication war denn die fruchtbare Mutter einer beträchtlichen Anzahl neuer oder erweiterter Römerstraßen.

Mehrmal wiederholte Durchbrüche der Barbaren durch den Reichslimes legten aber auch die unabweisbare Vorsicht auf, Zwischenlimites zu errichten. Die Castelle und Burgen dieser Zwischenlimites mußten wieder durch Straßen miteinander in Verbindung gesetzt sein, und die nothwendige Folge davon war wieder eine bedeutende Vermehrung der römischen Nebenstraßen. Derartige Zwischenlimites wurden vorzugsweise auf den rechten Flußufern mittels einer Kette von Befestigungen (Wartthürmen) angelegt, deren südlichstes Glied in der Regel eine festere Burg im Defile der Flußausmündung aus dem Gebirge bildet, hie und da reihte man aber auch besonders feste Punkte der linken Ufer in die Kette ein. Beispielshalber mache ich hier auf einige dieser Zwischenlimites aufmerksam, die ich aus eigener Anschauung kenne. Der mächtigste der vindelicisch-norischen Zwischenlimites ist anerkannt jener am Innstrome. Er beginnt mit der für alte Taktik uneinnehmbaren Befestigung Kufstein und setzt sich noch innerhalb des Gebirges über Auerburg nach Kirnstein fort. Bei dem Austritte des Stromes aus dem Gebirge war mit Kirnstein beginnend ein gewaltiges System von Befestigungen angebracht. Am Laufe der Consularstraße von Pons Oeni nach Veldidena auf dem linken Innufer unfern Kirnstein die dreifache Burg Falkenstein und zum Abschlusse der Schlucht gegen die Rechenau der in Kirchendienst

übergegangene Thurm der Margarethenkirche; die Biber, d. h. Biburg, Nebenburg bei Flintsbach, war, wie ihr Name besagt, ein detachirtes Vorwerk. Am rechten Innufer Kirnstein gegenüber der Paßthurm bei Windshausen, mehr gegen Norden Klammstein und dann Neubeuern mit dem noch erhaltenen Wartthurme. Althaus war ein Vorwerk von Neubeuern. Innabwärts schloß sich Nordorf (Kirchen-Area, nebenan der Bauer am Thurm) an, und setzte sich über Thansau, Rosenheim (Schloßberg nach Leonhartspfunzen Pons Oeni) fort. Unter Pfunzen ist Obernburg augenfällig und dieß correspondirte mit Vogtei-Reut (Kirchenarea), wie dieß mit Griesstätt (Befestigung auf dem Ettenberg). Hieran schließt sich Laiming und etwas weiter unten auf dem steilen linken Ufer Attl (Lindburg). Dann wieder rechts der Burgstall Geiersberg zwischen Weikertsham und Wasserburg, sowie auf dem linken Ufer gegenüber das Schloß Wasserburg. Ebenfalls auf dem linken Ufer unter Wasserburg Hohenburg und unter ihm in einer wilden Schlucht Königswart. Gegenüber Gars Burgstall; dann ober Kloster Au der große Burgstall Mögling mit dem weit sichtbaren Vorwerke dem sog. Stampflschlößl — einem fast vollkommen erhaltenen römischen Wartthurme aus Buckelquadern. — Wieder auf dem rechten Innufer in gleichen Entfernungen Jettenbach, Kraiburg und Gutenburg; dann Grünbach, der Burgstall bei Polling und Burgkirchen. Neu-Ötting gegenüber die weitläufige Befestigung auf dem Kaiserberge, zum Schutze des Innüberganges bei Turo (Neuötting) und im weitern Verlaufe auf dem rechten Innufer Braunau, Reichersberg, Suben, Schärding, Wehrnstein und die Innstadt Passau (Bojodurum).

Concentrisch mit dem mächtigen Innlimes läuft zu großem Theile mit Benützung der hohen rechten Ufer eines alten Trockenthales ein kleinerer Zwischenlimes durch das nächstöstliche Binnenland, welcher im Defile des Prinnthales zum Schutze des Saumschlages über Sacharang mit der Befestigung Hohenaschau beginnt und sich dann über Wildenwart, Hirnsberg, den Speckerthurm in der Waldschlucht nächst Thalkirchen, Gunthatsberg, Forchteneck, Amerang (Amarwange), Diepoltsberg, den Burgstall bei Stephanskirchen über Kling, Burgstall bei Waldhausen, den Burgstall bei Gallenbach und Hartberg gegen die Ausmündung des Trockenthales bei Fraundorf in den Inn fortsetzt.

Wichtiger, weil vertheidigungsfähiger, ist ein weiterer mit dem Innlimes concentrischer Zwischenlimes an der Traun und nach ihrer Einmündung in die Alz an letzterem Flüßchen abwärts bis zum Inn. Auch dieser beginnt mit einer größern Befestigung im Defile der weißen Traun mit der Burg zu Rupolding. An diese schließt sich eine Befestigung bei Hörgering (Reuterbauer) an, und an selbe der Burgstall zu Siegsdorf, Burgstall am Hochberge, die Burg im Burgerwald bei Traunstein und gegenüber Traunstein selbst (ehmalige St. Georgskirche — Uebergang der Consularstraße über die Traun —). Der Traun

entlang ist ober der Kaltenbachmühle eine römische Verschanzung sichtbar (Uebergang der primitiven Heerstraße über die Traun in ihrem Verlaufe von Seebruck [Bidaio] über die Schnaitt nach Juvavum); sie stand abwärts in Beziehung mit dem starken Monopyrgien Stein und dem gegenüberstehenden nicht minder festen Baumburg. Der Burgstall Irsing scheint ein Vorwerk davon gewesen zu sein, und die doppelte Fortification schützte das Defile und den Alzübergang der wichtigen Handels- und nachmaligen Heerstraße von Juvavum über Petting, Altenmarkt, Wasserburg u. s. w nach Augsburg. Unter Stein und Baumburg stehen sich die Befestigungen von hl. Kreuz und Troßberg gegenüber, wie weiter unten der alte Burgstall auf dem steilen linken Altufer bei Innhausen (Iduna?) und der bekannte von Wald auf dem rechten. Weiter abwärts an der Alz kommen zu verzeichnen die Biburg bei Ober-Neukirchen, der Burgstall Margarethenberg (Windberg, dermal Kirchen- und Freithof-Area), Burgkirchen, Hohenwart (Alzübergang der Consularstraße von Juvavum nach Turum .... Reginum) und der älteste Theil der Kirche zu Mietling als Ueberrest eines Wartthurmes nahe bei der Ausmündung der Alz in den Inn.

Der vom Traun-Alz-Limes wie dieser mit dem Inn-Limes concentrische nächstöstliche ist jener an der Salzach. Auch er beginnt im Defile des Salzachthales mit der weitläufigern Burg bei Golling, an welche sich abwärts der Burgstall bei Kuchl (St. Georgenberg) und dann Thurn (St. Jakob am Thurn) anschließen. Von Juvavum abwärts finden wir die Standpunkte der alten römischen Wartthürme und Monopyrgien zu Muntigl (Monticulus), Haunsberg (St. Pankratz), Maria Bühel bei Laufen, St. Georgen, Wildshut, Ostermiething, Radigund (die Kirchen-Areen) und das auch von Fr. Kenner registrirte Monopyrgium bei Kreuzlinden, mit welchem dieser Zwischenlimes sich an jenen des Innstromes anschloß. — Ich unterlasse es absichtlich, auch den doppelten Enns-Zwischenlimes, bei welchem besonders der rechtsuferige über Ramingdorf, Burg, Ernsthofen, Thurnsdorf zu berücksichtigen wäre, des Nähern zu beleuchten, weil er schon jenseits der baiovarischen Landesgrenze auf awarischem Gebiete hinlief, und ich auf die von der Pyrhnstraße über die Steierburg nach Lorch abzweigende Verbindungsstraße ohnehin bald zurückkommen muß. — Alle diese Zwischenlimes hatten einen dreifachen Zweck: den Schutz des Landes im Falle, daß die äußern Linien von den Barbaren durchbrochen wurden, den Schutz der an den Flußufern hinter ihnen laufenden Heerstraßen und die Vermittelung der Telegraphie mittelst Rauch- oder Feuersignalen für Straßen und Schifffahrt. Erst nach diesen allgemeinen Erläuterungen kann ich an die Beleuchtung der Römerstraßen Noricums und Vindeliciens gehen.

B. Die Römerstraßen des obern Ufernoricums.

Um die nöthige Klarheit in die Beleuchtung der Römerstraßen West-Ufernoricums (zwischen Enns und Inn) zu bringen, werde ich dieses große Territorium vorerst in zwei ungleiche Hälften: a) zwischen Enns und Salzach und b) zwischen Salzach und Inn zerlegen, und dann in beiden Gebieten zuerst jene Römerstraßen, welche während der Periode der activen Defensive d. h. vor dem Jahre 235 angelegt worden sind, in Untersuchung ziehen, und hernach jene, welche in der Periode der passiven Defensive 235—406 erbaut wurden. Letztere Unterabtheilung ist beinahe coincident mit der Eintheilung in Consular- oder Heerstraßen und Nebenstraßen, als solche aber nicht ausschließend, einmal, weil schon während der ersten Periode einzelne Nebenstraßen, sogenannte Rennwege, in Anbetracht ihrer Richtung auf kürzerem Wege und leichter passirbarem Terrain zu Hauptstraßen erhoben wurden, und dann weil die während der zweiten Periode zu Heerstraßen erhobenen Nebenstraßen dadurch Werth und Geltung eigentlicher Hauptstraßen erlangten.

a) Römerstraßen zwischen der Enns und der Salzach.

Da in den einschlägigen topographischen Forschungen bisher immer nur die in den Itinerarien aufgeführten Römerstraßen nicht nur mit Vorliebe, sondern mit Ausschließlichkeit behandelt wurden, wovon nur gewiegtere Forscher wie Gaisberger und Kenner theilweise eine Ausnahme machen, so werde ich vor Allem dem Vorwurfe zu begegnen haben, daß ich eine große Anzahl von Römerstraßen schaffe, von denen das Alterthum nichts wisse, und deren Existenz darum eher in einer lebhaften Phantasie, als in der nüchternen Wirklichkeit zu suchen sei. Hierauf habe ich nur zu erwidern, daß meine Aufstellungen keine höhere Glaubwürdigkeit beanspruchen, als die dafür erbrachten Beweise verlangen können, und daß es überhaupt eine, gelinde gesagt, große Engherzigkeit sei, wenn man voraussetzt, daß die praktischen Römer sich mit den bekannten, äußerst sporadischen Straßenzügen begnügt haben sollten, um auf denselben mit ungeheueren Umwegen und entsprechendem Zeitverlust zu ihren Zielen zu gelangen. Daß in derselben Voraussetzung von schnellen strategischen Evolutionen und einem geregelten, volkswirthschaftlichen Verkehre nicht mehr die Rede sein könne, wird keiner weitern Ausführung bedürfen.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen:

1. Lauriaco-Juvavum. Dieser Straßenzug ist auf zwei längern Strecken ein doppelter: von Lauriacum bis Ovilaba und von einem Punkte, ohngefähr 10 Milliarien westlich von Tergolacu (vulgo Tergolape) bis Juvavum. Bei erster Abweichung ist der nördliche Zug der primitive, bei der zweiten der südliche, weil sie beide von der geraden Linie abgehen, und die Strecke vor Juvavum überdieß über ein schwieriges Terrain führt. Beide Doppelläufe ergeben sich aus der Ver-

schiedenheit der Meilenangaben in den Itinerarien, aus den für beide Richtungen auf längern Strecken leicht erkennbaren Segmenten des alten Straßenkörpers und aus den auf beiden Richtungen gefundenen Milliarien. Die nördliche Linie zweigte zwischen Kleinmünchen und Hart von der Consularstraße Lauriaco-Castra Batava ab und lief am linken Traunufer über Marchtrenk nach Ovilaba, die kürzere südliche aber von Lauriacum in gerader Richtung südlich an St. Florian und Ansfelden (Albunesveld) vorüber am rechten Traunufer über Weißkirchen nach Ovilaba. Das Itinerarium Antonins gibt die Entfernung von Lauriacum nach Ovilaba auf XXVI. und XX. Milliarien an; erstere Angabe paßt genau auf die nördliche Linie, und die zweite eben so genau auf die südliche. Da über die Richtung der nördlichen Linie ohnehin kein Zweifel obwaltet, so kann man es leichter verschmerzen, daß bisher kein einst an ihr gestandenes Milliarium entdeckt worden ist; dagegen ist es um so erwünschter, daß sich für die südliche von Mehrern angezweifelte Linie ein solches nachweisen läßt, indem in einer Zusammenstellung der Kremsmünster'schen Seelsorgestationen aus dem XIV. Jahrhundert ein, mithin damals noch aufrechtstehender, Meilenstein bei Weißkirchen als Grenzmarke namhaft gemacht wird.[1])

Ueber den fernern westlichen Lauf der Consularstraße von Ovilabis (=Ovilaba) aus besteht keine erhebliche Meinungsverschiedenheit. Sie wird lange Strecken von der Landstraße gedeckt, ist aber im Gehölze zwischen Gunskirchen und Lambach noch ein paar hundert Schritte lang sehr kennbar. Der weithin sichtbare Punkt, auf welchem die Calvarienberg-Kirche von Lambach steht, ist auf den ersten Anblick als Standpunkt eines Wartthurmes unverkennbar. Eine besondere Beachtung scheint der Name der Station Tergolape in der Tabula Peuting. zu verdienen. Von Ovilia (=Ovilaba) XIIII Milliarien entfernt fiele sie etwa auf Philippsberg bei Schwannenstadt — indem XIIII ein Lesefehler statt XVIII sein dürfte — oder unter Voraussetzung des größern Schrittmaßes auf Atnang, jedenfalls an den Fuß des Seeberges. So dürfte der richtigere Name dieser Station Tergolacu lauten und wäre gleichbedeutend mit dem ältern Bedin-first oder Petenfirst d. h. Seerücken, sowie mit dem dermaligen Seeberg. Daß Schwannenstadt in ältester Zeit als Suaninseo beurkundet sei, ist bekannt, und sein großes Seebecken unverkennber. Uebrigens muß ich hier ein für alle Male bemerken, daß ich mich mit der Vereinbarung der Entfernungsangaben der Itinerarien überhaupt nicht befassen kann, weil dieß außer meiner Aufgabe liegt, für welche es vollständig genügt, wenn die Straßenrichtungen im Allgemeinen constatirt sind. Dem ist noch beizufügen, daß man mit dem kleinen Schrittmaße (à 5') für die Strecke Ovilaba-Juvavum mit 48 Milliarien nie ausreiche, mag man mit Kenner über Laciacis als Frankenmarkt, oder mit Gaisberger als Seewalchen rechnen.

[1]) Urk.-Buch von Kremsmünster S. 375.

Der weitere Verlauf der Consularstraße steht bis Vöcklabruck außer Controverse; zum Ueberflusse hat man dort vor einigen Jahren bei Anlegung des Gartens der Schulschwestern ein Segment der Straße in der Wiese zwischen Vöcklabruck und Schöndorf entdeckt: es war ohngefähr 20' breit und mit Fauststeinen gepflastert. Bei Altwartenberg wird der Zug der Consularstraße wieder ein doppelter; indem der eine am linken Agerufer aufwärts über Petighofen nach Seewalchen, der andere rein westlich in der Thalsohle der Vöckla fortläuft. Der Ausschließlichkeit, womit der eine oder andere Zug als der einzige ausgegeben wurde, kann ich mich nicht anschließen; der einstmalige Bestand beider Züge ist meines Dafürhaltens unbestreitbar durch aufgefundene Milliarien und noch dermal augenfällige längere Segmente des alten Straßenkörpers sicher gestellt; der in neuerer Zeit in Zweifel gezogene südliche über Seewalchen auch noch durch die Spuren alter Wartthürme, mehrere in seiner Richtung bekannt gewordene Inschriftsteine, die Nomenclatur seiner Stationen und eine Documentirung im VIII. Jahrhundert. Das Verhältniß der beiden Züge zu einander dürfte ursprünglich dieses gewesen sein: der südliche war die in ältester Zeit auf einigem Umwege und über ein mehr coupirtes Terrain angelegte Heerstraße; der nördliche deren kürzerer und bequemerer Rennweg[1]). Aber schon im II. Jahrhundert wurde der Rennweg selbst zur Consularstraße erhoben, ohne daß deßwegen die alte Heerstraße aufgelassen worden wäre: sie blieben beide fortan nebeneinander in Benützung.

Was nun vorerst die an beiden Zügen aufgefundenen Milliarien betrifft, ist einerseits erwiesen, daß jenes in der Papiermühle zu Schöndorf als Säule verwendete, leider arg zugerichtete, von Seewalchen herabgekommen sei. Eine ähnliche Verschleppung des Höhendorfer Meilensteins von Altenthan her weist Gaisberger für denselben südlichen Zug nach[2]); — er dürfte jedoch dem nördlichen Zuge angehören. Andrerseits beweist der im Spätherbste 1865 zu Mösendorf bei Vöcklamarkt entdeckte Meilenstein den Lauf des nördlichen Zuges in der Thalsohle der Vockla unanfechtbar. Er wurde im Jahre 201 vom K. Septimius Severus und seinem Sohne Caracalla gesetzt, und da seine Inschrift ausdrücklich besagt, daß vor Alter verfallene Milliarien wieder erneuert wurden, so wird es zweifellos sein, daß jener Rennweg schon während des II. Jahrhunderts zur Consularstraße erhoben worden war. Von augenfälligern längern Segmenten des alten Straßenkörpers findet man das erste im Walde westlich von Schwannenstadt: es ist jener unbewachsene Streifen, der sich in der Richtung von Ost nach West durch die Waldung zieht, und der auch in Souvent's Specialkarte aufscheint[3]); bei Mösendorf ist östlich und westlich vom Fundorte des vorhin erwähnten Milliariums ein ähnliches, aber kürzeres Segment sichtbar.

---

[1]) Vgl. J. Paulus, Erklär. der Peuting. Tafel, S. 34. [2]) Röm. Inschr. im Lande ob d. Enns. S. 27. [3]) Kenner, Archäol. Funde S. XIV.

Der südliche Straßenzug weist von der obern Ager bis Juvavum außer mehreren ähnlichen Segmenten, von denen jedoch keines die Länge der vorhin registrirten erreicht, noch mancherlei Momente auf, die seine Richtung constatiren. Um in der oben angedeuteten Ordnung vorzugehen, mache ich vorerst auf die Spuren der Wartthürme aufmerksam, welche den Lauf dieses Zuges begleiteten. Der erste abwärts mit Altwartenberg in Beziehung gestandene stand auf der ziemlich steilen Kuppe gegenüber der Payr'schen Papiermühle zu Au auf dem rechten Agerufer, wo der Steinbach in sie einmündet. Die Kuppe heißt schlechtweg der Burgstall, kommt unter diesem Namen in den ältern Documenten des Stift-Michaelbeuer'schen Amtshofes zu Seewalchen vor, und war im Mittelalter nie mit einer Burg überbaut. Der zweite mit diesem correspondirende wird auf dem dominirenden Punkte zu suchen sein, auf welchem das sog. Wienerhäuschen des eben genannten Amtshofes zu Seewalchen steht; der dritte aber auf der Area des niedergebrochenen Schlosses Lützlberg auf einer keinen Insel am Nordwestgestade des Attersee's. Bis ich weitergehe, muß ich hart an diesem Gestade ein Straßen-Segment constatiren, das nächst dem Hause des Bäckers zu Seewalchen sich einige Steinwürfe weit hinzieht. Bei von mir veranlaßten Nachgrabungen im Hausgarten des Bäckers zeigte sich schon 1½' tief unter der Humusschichte ein regelmäßiges Steinpflaster. Von vielleicht noch höherem Interesse ist ein offenbar zum Schutze dieser Straße geführter Römerbau, der etwas südwestlich vom Bäckerhause beginnt. Als nämlich der Attersee durch den im vorigen Jahrhundert unternommenen Bau der obern Agermühle noch nicht so hoch aufgestauet war, bildete ein über 80 Klafter langer Steindamm den Schutz des Nordgestades bis weit über den Weiler Moos hinauf, gegen welchen der aufgestauete See jetzt eine Bucht macht. Bei klarem Wasser sieht man den vom Wellenschlage zersetzten Steindamm noch in seiner ganzen Linie gegen das westliche Gestade der Bucht als einen dunklen Streifen verlaufen. Viele Stücke desselben wurden zu Bauten herausgewälzt, darunter manche von 4' Länge und 3' Dicke, alle mit unverkennbar römischer Technik in geraden Flächen beschlagen. Vom südlichsten Punkte dieses Steindammes über Heining bis an den Ostabhang des Buchberges läßt sich der Lauf der Römerstraße in einigen kürzern aber augenfälligen Segmenten constatiren, ebenso eine nordöstliche Abzweigung derselben in gerader Richtung über Ainwalchen, Kemating, Kraims, Steindorf nach Petighofen. Den Buchberg überstieg die Straße in seiner Einsattelung hart am Dörfchen Berg, südlich von welchem auf einem erhabenen Punkte ein weiterer Wartthurm stand, dessen reichhaltiges Gestein in den dreißiger Jahren zum Wiederaufbaue eines abgebrannten Hofes im besagten Dörfchen herausgenommen worden ist. Westlich vom Buchberge gelangt man über eine Ortschaft Straß in das Thal von Oberwang auf dessen südlichem Höhenzuge, auf der Burgleite, sich wieder Spuren eines Wartthurmes zeigen, welcher rückwärts mit jenem auf dem Buchberge und vorwärts mit einem andern am Höllenstein in Beziehung stand. Ich schließe

die Reihe der Wartthürmespuren mit dem auf dem Mariahilfberge bei Mondsee und mit Wartenfels zwischen Mondsee und Thalgau ab.

Bezüglich der am südlichen Straßenzuge aufgefundenen Römersteine genügt es auf die lichtvolle Beleuchtung derselben durch Gaisberger[1]) und beziehentlich durch Hefner[2]) hinzuweisen. Die von diesen beiden höchstverdienten Epigraphikern besprochenen sind jedoch nicht die einzigen Römersteine in der angegebenen Richtung. An der Nordwand der Kirche zu Seewalchen ist ein römisches Bildmal eingemauert, und in der Nähe von Kemating in der Pfarrei Seewalchen wurde vor mehreren Jahren ein herausgemauertes, allem Anscheine nach römisch-christliches Grab geöffnet, das außer Knochenresten und unbedeutenden Anticaglien eine dünne Marmorplatte mit Inschrift enthielt. Nach den mir von Zeugen dieser Grabesöffnung gemachten Mittheilungen war jene Marmorplatte höchst wahrscheinlich eine Memoria, wie solche den christlichen Leichen der Römerzeit beigegeben zu werden pflegten. Ich werde auf diesen Fund später noch zurückkommen. — In der Nomenclatur des Stationsnamens Laciaca bin ich mit Kenner[3]) allerdings einverstanden, daß das Etymon Lacus in ihm liege, aber nicht darin, daß er in dieser Form für den nördlichen Straßenzug verwerthbar sei. Wenn Frankenmarkt seinen alten Namen Laciaca daher gehabt hätte, weil von dort aus eine Straße zum Seegebiet (Laciaca) abzweigte, so hätte der Stationsname selbst ad Laciaca lauten müssen. Ich erschließe dieß aus einer in der Tabula Peuting. enthaltenen Analogie. Der schon früher citirte gründliche Archäolog E. Paulus weist nach, daß die Station Ad Rhenum des Straßenzuges A Finibus-Augustam Vindelicorum daher ihren Namen erhalten habe, weil man von ihr mittelst einer Straßenabzweigung wieder an den Rhein gelangte. Aber davon auch abgesehen, die andere Station Tarnantone läßt sich in den nördlichen Zug nicht zwanglos einreihen. Nach der competenten Erklärung des unerreichten Keltisten Zeuß[4]) heißt Tarnantone (von Tar = lat. Trans und Nante = lat. Vallis) wörtlich übersetzt: Durch die Thalschlucht. Auf dem nördlichen Straßenzuge fiele Tarnantone mit der Entfernungs-Angabe XIIII von Juvavo auf Neufahrn zwischen Henndorf und Sieghartstein, d. h. in eine Gegend am Wallersee, die mit einer Thalschlucht nichts gemein hat. Auf dem südlichen Zuge dagegen fällt Tarnantone nach dem kleinen Schrittmaße etwas über Thalgau hinaus in das tief eingeschnittene Thal bei Wartenfels, wie denn im Namen Thalgau (Gegend, nicht Ort) eine buchstäbliche Uebersetzung des alten Tarnantone vor Augen liegt. Hieran schließt sich dann engstens die oben schon gebrachte Grenzbestimmung der Breves Notitiae an: »Juxta publicam viam quae tendit in Talgov.«

---

[1]) Inschr. S. 64. 71. [2]) Denkschr. der kaiserl. Akad. der Wiss. I. Bd. II. Abth. S. 27. ff.
[3]) Archäol. Funde S. XIII. [4]) Gramm. Celtica pp. 613. 782. 823.

2. Lauriaco-Castra Batava. Bei der Beleuchtung dieses und des folgenden Straßenzuges bin ich durch die gründlichen Forschungen, welche Kenner in seiner Schrift über die archäologischen Funde im Lande ob der Enns veröffentlicht hat[1]), einer eigentlichen Mühe vollständig überhoben, und brauche jene verehrlichen Leser, welche sich eingehender unterrichten wollen, nur auf sie zu verweisen, und für meine Aufgabe das aus ihr auszüglich wieder zu geben, was zur allgemeinen Constatirung dieses Straßenzuges nöthig ist. — Soweit es möglich war, die kürzeste gerade Linie einhaltend, lief der Straßenzug von Lauriacum nach Ebelsberg, übersetzte dort den Traunfluß, und setzte sich dann über Kleinmünchen und Hart nach Straßham bei Alkhofen fort. Dieses letzte Segment ist unter dem Namen Ochsenstraße bis heute in Benützung. Linz, das alte Castellum Lentia, berührte sie, als abseits gelegen, wohl nicht unmittelbar, ganz gewiß aber mittelbar mittelst einer Verbindungsstraße über Leonding. Westlich bei Alkhofen gibt uns ein weiteres Straß den verlässigen Wegweiser für die fernere Richtung des Straßenzuges ab. Diese Richtung zielt zunächst nach Efferding, in welchem oder in dessen nächster Umgebung wohl mit Recht die später anzuführende Station Marinianum vermuthet wird. Für die nördliche Fortsetzung des Straßenzuges von Efferding weg war die Richtung durch die Terrainbeschaffenheit aufwärts am Aschachflüßchen einerseits durch die Donau und andrerseits durch den Höhenzug von Strohheim bedingt, in vorderster Linie aber von der Lage Schlögens als nächstem Ziele vorgezeichnet. Daß Schlögen zu größtem Theile auf dem Schutte des Römercastells Joviacum stehe, hat Decan Gaisberger in einer höchstinteressanten Abhandlung über die dort veranstalteten Ausgrabungen[2]) mit gewohnter Meisterschaft dargethan. Für den Lauf der Consularstraße nach Stanacum (Engelhartszell) macht Kenner auf die charakteristischen Ortsnamen Hunds-Straßer bei Scharzeröd, Alt-Straß bei Pörfelöd, Straß bei Unteraichberg, und Straß bei St. Sixt aufmerksam. Ein bei Engelhartszell gefundener Meilenstein von Caracalla (211—217) besagt in der von Gaisberger geretteten Inschrift ausdrücklich, daß dieser Straßensegment erst von diesem Kaiser gebaut worden sei, was, wie Kenner bemerkt, wohl sagen will, daß erst dieser Kaiser eine frühere Verbindungsstraße zur Consularstraße erhoben habe. Daß die Consularstraße von Engelhartszell weg ihren Lauf über Viechtenstein und Esternberg nach Bojodurum (Innstadt Passau) genommen habe, dürfte ohnehin keinem Zweifel unterliegen. In die auf diese Strecke treffende Entfernungsangabe des Antoninischen Itinerariums hat sich offenbar ein Fehler eingeschlichen.

3. Ovilabis-Castra Batava. Wir haben vorhin gesehen, daß bei der Anlegung der Heerstraße, welche die beiden wichtigsten Waffenplätze des obern Ufernoricums, Lauriacum und Bojodurum miteinander verband, das abseits liegende

[1]) Archäol. Funde S. IX. X. [2]) Vierter Bericht des Mus. Francisco-Carol. Jhrg 1840 S. 11. ff.

Castellum Lentia in ihre Richtung nicht aufgenommen erscheine. Der eigentliche Grund dieser scheinbaren Vernachlässigung des Lentischen Castells liegt jedoch lediglich wohl darin, daß es noch nicht erbaut war, als die Straße Lauriaco-Bojodurum gebaut wurde, mithin auch nicht berücksichtigt werden konnte. Ein Monopyrgium war der erhabene Punkt, auf welchem die St. Martinskirche steht, wohl schon seit der römischen Besitznahme von Noricum; eigentliches Castellum oder kleineres Castrum wurde Linz aber sicherlich erst, als sich die Bedrohung von Seiten der transdanubianischen Germanen ernster gestaltete. Es geht dieß ziemlich klar aus der lichtvollen Zusammenstellung der dortigen Münzenfunde hervor, welche der gelehrte Gaisberger in seiner „Nachlese" gibt. Die Daten der gefundenen Münzen laufen von Tiberius bis Valentinianus I. d. h. vom Jahre 37 bis 375. Während jedoch die Münzen des II. Jahrhunderts sich auf die nächste Umgebung der St. Martinskirche beschränken (Monopyrgium), vertheilen sich die Funde der Münzen aus dem IV. Jahrhundert in auffallender Anzahl auf einen concentrischen weitern Umkreis (Castellum). Das Castell, als solches, stammt also wahrscheinlich aus Diokletians Zeit. Während die Legionen noch im Lande waren, legte man dem Monopyrgium Lentia keinen so hohen Werth bei, daß man bei Anlegung der Consularstraße, die, wie wir gesehen, in der nämlichen Periode vorgenommen wurde, seinetwegen von der geraden Linie abgewichen wäre.

Anders als mit dem Monopyrgium Lentia verhielt es sich natürlich mit der wichtigen Colonialstadt Ovilaba (Colonia Aurelia Antoniniana), welche vom K. Marcus Aurelius schon um 178 nach Christus erbaut, bald Mittelpunkt des volkswirthschaftlichen Verkehrs für das obere Ufernoricum wurde. Ovilaba in den Straßenzug Lauriaco-Castra Batava unmittelbar einzubeziehen, lag keine Nothwendigkeit vor, weil es an dem Punkte stand, wo die Pyrhnstraße in die Consularstraße Lauriaco-Juvavum einmündete, mittelbar mußte es aber mit der Heerstraße, die am Donaulimes aufwärts nach Castra Batava lief, in enge Verbindung gesetzt werden, und dieß geschah vorläufig mittelst Anlegung des Consular-Straßen-Armes Ovilaba-Marinianum. Wie wir bald sehen werden, wurde Ovilaba später ein Knotenpunkt oder Focus des Verkehrs, von welchem strahlenartig 9 Haupt- und Nebenstraßen nach allen Richtungen ausliefen. Der Consularstraßen-Arm Ovilaba-Marinianum scheint von Wels aus die Richtung über Haiding, Wallern und dann am Tratnach und Innbache abwärts nach Efferding eingehalten zu haben. Efferding ist nach der Entfernungsangabe der Tabula mit 14 Milliarien der wenigstens beiläufige Standpunkt der Station Marinianum. Sie wegen einer höchst zufälligen Namensähnlichkeit nach Marienkirchen zu verlegen, wie mehrseitig geschehen, geht ein für allemal nicht an.

4. Ovilabis-Ernolatiam. Mit dieser Consularstraße steht der eben besprochene Straßenarm als Fortsetzung derselben in der Richtung nach Castra Batava in engster Verbindung. Ueber den Lauf der Pyrhnstraße können Meinungsverschiedenheiten wohl nur bezüglich der Strecke, auf welcher sie das Flach-

land durchschneidet auftauchen: sobald sie nächst Inzersdorf das tief eingeschnittene Thal der obern Krems erreichte, war ihr Lauf fortan ein von der Terrainplastik mit Nothwendigkeit vorgezeichneter. Da an der dermaligen Poststraße unter Inzersdorf bald ein Lamplstraß und Schieferstraß liegen, sowie unter Hiersdorf ein Ober- und Unter-Straß und zunächst dabei ein Mangstl-Straß, unter Großendorf aber ein Straßhof und eine halbe Stunde davon ein Straßer, so könnte ein Zweifel angeregt werden, ob nicht die Römerstraße überhaupt den Lauf der Poststraße eingehalten habe. Dem steht jedoch entgegen, daß das Meilenmaß von Wels in gerader Linie genau auf das von der Poststraße weit westlich entlegene Petenbach für die Station Vetonianis eintrifft, in welchem Falle die Namensähnlichkeit verläßig ist. Ueberdieß ist bekannt, daß die Pyrhnstraße nie ganz einging, was sie der Wichtigkeit ihrer Verkehrsvermittlung verdankte. Als die Römerstraße als solche durch lange Ausnützung ohne entsprechende Nachhilfe unbrauchbar geworden war, und sich die Ansiedlungsverhältnisse anders gestaltet hatten, wurde sie vorerst noch längere Zeit als Saumstraße in praktikablem Zustande hergehalten, und später die Poststraße mit Berücksichtigung der neuen Siedlungsverhältnisse gebaut, von welcher die obengenannten Ortschaften, deren Namen aus Straß zusammengesetzt sind, ihre Namen borgten. Wie Eingangs im Allgemeinen bemerkt worden, sind solche an neuern Straßen liegende Orte als Nachweise für den Lauf der Römerstraßen schon von vorneherein höchst verdächtig und darum ohne Beweiskraft. — Hiezu kommt noch, daß von Wasserhub unter Petenbach an, weit abgelegen von einer heutigen Staatsstraße und obendrein in gerader Linie nach Wels zu, drei Straß liegen, nämlich bei Maiersdorf, Azmansdorf und Tarelberg, wodurch jeder Zweifel über den Lauf der Römerstraße gehoben sein wird. Bei Steinhaus — sicherlich auch ein bedeutsamer Ortsname, — vereinigt sich die Linie der Römerstraße wieder mit der Poststraße und wird von letzterer bis Wels gedeckt. — Von Petenbach (Vetoniana, Petoniana, sichtlich altes Seebecken) aufwärts liegt eine Ortschaft Backenstraß an ihr, bei Unterinzersdorf erreicht sie die Gebirgsregion und lenkt dort in das Querthal der Krems ein. Die Stationen im Gebirge Tutatio und Ernolatio sind als Klaus und Spital am Pyrhn mit Sicherheit ermittelt. Daß Tutatio seinem Namen nach kaum ein lateinisches Tutatio (Beschützung), sondern vielmehr ein einer Cultusstätte der blutdürstigen keltischen Gottheit Tutates (Toutates, Teutates) abgeborgter Ortsname sei, hat Kenner mit großer Erudition zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben[1]). Es böte keine besondere Schwierigkeit, die zum Schutze der Straßen erbauten Castelle und Wartthürme ihrem Standorte nach ausfindig zu machen. Als ehmalige Castelle stellen sich die obere Klause Spital am Pyhrn und Windisch-Garsten dar, was auch durch Ausgrabungen in neuester Zeit wieder

[1]) Archäol. Funde. p. XI.

bestätigt wird; Sturmbüchel bei Piesting, St. Pankraz, Schelnberg, Hochwart, Fronstein, St. Georgen (zunächst Hinterburg) und Bernstein werden in ihrer Mehrzahl als Monopyrgien oder einfache Wartthürme anzusehen sein. Vielleicht noch interessanter als diese sind ein Ramesbauer (Römerbauer) und die alte Tafern in der Schöln (Taberna) an dieser Linie.

5. Juvavo-Castra Batava. Nachdem Kenner die von seinem und unsern Meister Gaisberger beleuchteten römischen Funde an der Salzach und am untern Inn aufgezählt, sagt er[1]): „Alle diese Spuren bezeugen das Vorhandensein einer Uferstraße, welche längs Inn und Salzach nach Juvavum führte und diesen Ort mit Bojodurum (Innstadt bei Passau) verband." Sie war eigentliche Heerstraße, aber ihrem ganzen Verlaufe nach zugleich Limesstraße, dieß jedoch nicht im spätrömischen Sinne, denn der ursprüngliche Salzach—Inn-Zwischenlimes bestand in der Zeit, in welcher er sammt dieser Straße entstand, noch nicht aus einer enggliederigen Kette größerer und kleinerer Befestigungen, wie von der Diokletianischen Regierungsperiode an, sondern nur aus ziemlich weit von einander abstehenden Castellen. Für solche halte ich, von Juvavum abwärts gehend, St. Georgen, Ostermieting, den Burgstall zu Kreuzlinden bei Ueberacker gegenüber der Salzachmündung, Braunau, Reichersberg, Suben und Wehrnstein; die übrigen, oben namhaft gemachten, größtentheils kleinern Befestigungen dürften erst zu Diokletians Zeit zur Herstellung eines vollständigen Zwischenlimes zwischen die alten Castelle hineingebaut worden sein. Dieß könnte auf den Gedanken führen, daß diese Straße sammt ihrem Limes überhaupt erst unter Diokletian angelegt worden sei. Dem steht jedoch entgegen, daß man im sog. Natterngraben bei Aufhausen Münzen vom K. Antoninus Pius aus den Jahren 140—143 fand: die Münzen waren aber im Alterthume ebensowenig als heut zu Tage anderthalb Jahrhunderte im Kurse, mußten mithin schon lange vor Diokletian, d. h. bald nach den genannten Jahren in die Erde gekommen sein. Daß man auch Münzen aus der Kaiserzeit Constantins des Großen dortselbst fand, beweist nur, daß fragliche Straße auch in dieser viel spätern Zeit immer noch in frequenter Benützung war. Da die Römerstraße schon beinahe von Salzburg weg bis gegen St. Georgen von der Poststraße und von Braunau bis Passau fast durchgängig von ihr gedeckt ist, so darf es um so weniger Wunder nehmen, daß auf dieser Linie nur ein paar kurze Segmente der Römerstraße — ein sicheres bei St. Georgen und ein zweifelhaftes zwischen Ostermieting und Tarsdorf — entdeckt worden sind, weil sich gerade in diesen Gegenden niemand mit eingehendern Forschungen über die Römerstraßen befaßt hat. Der spätmittelalterliche Meier-Helmprecht, der, wie nunmehr wohl mit Sicherheit ermittelt ist, am untern Weilhart hauste, war in dieser Beziehung viel glücklicher. — Wo die Salzach mit

[1]) Archäol. Funde p. X.

der größten Convexität gegen Westen ausbeugt, scheint die Limesstraße nicht hart an ihrem rechten Ufer, sondern in einer geraden Linie auf dem Hochplateau von Ostermieting über Tarsdorf nach Holzgassen bei Burghausen, mithin eine Strecke hinter dem Limes gelaufen zu sein; von da weg hielt sie die steilen rechten Ufer der Salzach und des Inns bei Bojodurum ein. Auf ihr wanderten jene unglücklichen Soldaten des »Limes Batabinus«, welche den Sold für die Besatzung in Italien holen wollten, und deren Leichname, als sie unter Wegs von den Barbaren ermordet worden waren, der Innstrom zu Passau anschwemmte[1]). Dagegen scheint der Bote Moderatus, welchen der hl. Severin an den Abt Maximus zu Juvavum von Castra Batava absendete, um ihn und die Juvaver zu eiliger Flucht aufzufordern, eben weil er Eile hatte, den kürzern Weg durch das Mattigthal eingeschlagen zu haben; denn im hierauf bezüglichen Kapitel des Eugippius wird die Entfernung zwischen Castra Batava und Juvavum nach der richtigern Lesart auf »septuaginta et amplius« Milliarien angegeben; sie beträgt aber durch das Mattigthal ohngefähr 75, während die Entfernung, auf der Inn-Salzach-Uferstraße abgetragen, ohngefähr 90 Milliarien ausmacht.

II. Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen.

1. Von Lorch zur Pyhrnstraße. Die Endepunkte der innern Pyhrnstraße waren Ovilaba und Lauriacum. Diese Thatsache wurde in den vielseitigen Besprechungen der Pyhrnstraße bezüglich Ovilaba's von Allen anerkannt, bezüglich Lauriacum's aber fast von Allen übersehen. Nur Kenner[2]) deutet mit den Worten darauf hin: „Das norische Eisen, welches aus dem Enns- und Steierthale nach Lorch als Rohstoff ging", ohne übrigens den directen Weg, auf dem das Eisenerz aus genannten Thälern nach Lorch ging, genauer zu präcisiren. Da aber die Steier die noch ungetheilte Pyhrnstraße vom Kniepasse (Kniebeiß, genicula, wie Gnigl bei Salzburg) bis über Klaus herab bespült, so läßt auch er uns in Ungewißheit, ob er nicht die Pyhrnstraße im Allgemeinen habe andeuten wollen, die ja unter Ernolatia auch in das mittlere Ennsthal ausmündet. Daß Lauriacum mit seiner Schildfabrik und den Waffenschmieden seiner nähern und weitern Umgegend nicht auf die Länge außer unmittelbarer Verbindung mit den Erzgruben des nördlichen Binnen-Noricums bleiben konnte, ist wohl selbstverständlich. Die Eisenfabrikation scheint im ganzen Vorlande der binnennorischen Alpen eine weitverbreitete gewesen zu sein. Kenner belehrt uns, daß in St. Pölten ein Collegium fabrorum inschriftlich documentirt sei, in Vindobona aber ein solches Collegium und daneben eine Staats-Officina; ebenso in Acincum[3]). Uebrigens stehen uns hinlängliche topographische Anhaltspunkte zur Hand, um die

[1]) Eugipp. Vita S. Severini c. XX. edit. Kerschb. [2]) Ibid. c. XXIV. [3]) Archäol. Funde S. IX. [4]) Archäol. Funde S. IX. Anm. 16.

unmittelbare Verbindung Lauriacum's einerseits mit der Pyhrnstraße und andererseits mit den Erzgruben inner Hieflau (Eisenerz) nachzuweisen. Bis zur Steierburg (Stadt-Steyer) war die jetzt zu beleuchtende und die in der nächsten Nummer zu besprechende Straße eine einheitliche. Erst dort trennten sie sich. Betrachten wir zuerst die Verbindungsstraße Lauriacum's mit der Pyrhen-Consularstraße. Sie lief von Lauriacum aus an der Warte Schiefereck vorüber nach Unterhaus, Kronsdorf, Plaik (Straßer), Pühring (d. h. Bürg), drei Dietach, Gleink zur Steierburg. Wie früher schon bemerkt worden, zog von Lauriacum am rechten Ennsufer, wie dieß an größen Flüssen allgemein war, eine Limesstraße über Thurnsdorf, Burg und Ramingdorf (wohl Römerdorf) zur Steierburg. Um auf kürzestem Wege die Pyhrnstraße innerhalb des Gebirges zu erreichen, zog nun die Straße von der Steierburg über Straß, Aschach, Straßmaier am Schreinerbache nach Unter- und Obergrünburg und die beiden Leonstein, bei Steinbach die Steier überschreitend nach Fronstein. Die ebengenannten Orte weisen mit Ausnahme von Steinbach auf Standpunkte römischer Wartthürme.

2. Von Lorch zu den Erzgruben des nördlichen Binnen-Noricums. Daß diese Straße von Lorch bis zur Steierburg eine einheitliche war, ist vorhin gesagt worden; erst von der Steierburg weg zweigte sie sich von dem Arme, der zur Pyhrnstraße lief, ab, um ihre Richtung an der Enns aufwärts zu nehmen, und so die Erzgruben des nördlichen Binnen-Noricums zu erreichen. Durch topographische Belege läßt sich ihre Richtung nur auf einer kurzen Strecke erweisen, aber selbst diese wenigen Belege geben eine ziemlich sichere Directive für ihre weitere Fortsetzung. Außer Garsten findet man nämlich nur ein Hochstraß, Sand gegenüber, und dann nahe am Dambach ein Pühring (Bürg). Obwohl aber die heutige Verbindungsstraße von Stadt Steyer und Altenmarkt am rechten Ennsufer hinläuft, wird doch die Wahrscheinlichkeit für den Lauf der Römerstraße am linken dadurch erhöht, daß von Anger bis Altenmarkt hinein die alte Straße am linken Ennsufer etwas höher, als die heutige Handelsstraße auf dem rechten, für ein nur etwas geübtes Auge fast ohne Unterbrechung auf der ganzen Strecke sichtbar ist.

3. Hier glaube ich eine Parallele zur Straße von Steierburg nach Lorch einschalten zu sollen, deren Existenz und Richtung meines Erachtens zu dem Interessantesten dieser ganzen Abhandlung über die Römerstraßen gehört. Nördlich von Stadt Steyer weisen nämlich ein paar topographische Anhaltspunkte, Kölbl an der Straß nächst Burgstall und Ober- und Unterstraß in gerader Richtung auf St. Florian. Ein Pühring (Bürg) fällt nördlich von Unterstraß in dieselbe Linie, deren Endpunkt St. Florian ist. Für eine unmittelbare Verbindung von Stadt Steyer und dem Traunübergange zu Ebelsberg müßte eine westliche Abweichung angenommen werden, und wäre in dieser Richtung, wie wir sogleich sehen werden, auch überflüssig. Ohne ganz besondern Grund

dürfte man auch eine Parallele zur Straße Steierburg-Lorch, kaum eine Stunde davon entfernt, nicht annehmen. Diesen Grund glaube ich in St. Florian selbst, nämlich im Heiligthume dieses glorreichen Martyrs unseres Landes suchen zu müssen. Schon im neunten Jahre nach seinem Martyrium (304) erhielt die katholische Kirche volle Freiheit durch K. Constantin, und von da an fiechte das Heidenthum unrettbar dahin. Mit welch wahrer Begeisterung die Reliquien-Verehrung mit dem Christenthume aufblühte, ist ohnehin bekannt. Nur in weiten Entfernungen zu Siscia an der Save, Celeia im Binnen-Noricum, Juvavum im Ufer-Noricum und Augusta in Vindelicien waren im vierten Jahrhundert die geschichtlich beglaubigten Stätten der hl. Martyrer Quirin, Maximilian, der dem Namen nach unbekannten in der sog. Maximushöhle des Mönchsberges und Afra für unsere Länder bekannt. Die vierzig Leidensgenossen des hl. Florian waren in der Verehrung dieses Landes-Heiligen mitinbegriffen. Es bedarf sicherlich keiner weitern Ausführung, daß im IV. und V. Jahrhundert die andächtigen Verehrer zahllos und ununterbrochen am Grabe des heiligen, einheimischen Blutzeugen zusammenströmten. Da für Unterkunft und Nahrung derselben Sorge getragen werden mußte, so erhob sich um das Heiligthum wohl höchst rasch eine Ansiedlung, welche die Gewerbsamkeit des heutigen Marktes St. Florian allem Anscheine nach weit überbot. Anfänglich zogen die Wallfahrer wohl nur auf Fußwegen zur heiligen Stätte, aber die Beifuhr von Lebensmitteln und Baumaterial, der rege Wunsch, auch Kranke und Bresthafte an den Gnadenspendungen des Heiligen theilnehmen zu lassen, machte die Anlegung fahrbarer Straßen unabweisbar und unaufschiebbar; und der Befriedigung dieser Bedürfnisse wird die in Rede stehende Straße von Steier her ihren Ursprung, und eine ohnehin unbedeutende Abweichung oder Abzweigung von der rechtsuferigen Consularstraße von Wels nach Lorch ebenfalls ihr Entstehen verdanken. Ich glaube oben nachgewiesen zu haben, daß schon frühzeitig eine unmittelbare, nähere Verbindung zwischen Lauriacum und Ovilaba am rechten Traunufer mittelst Anlegung einer zweiten parallelen Consularstraßen-Linie, oder richtiger mittelst Erhebung des ursprünglichen Rennweges rechts der Traun zur Consularstraße hergestellt worden sei. Ihr genuiner Lauf hatte die Richtung über Pyhring, Tillysburg (Volkersdorf), Bruckmaier bei Kurzenkirchen, Nöstlbach, Allhaming, Straß bei Weißkirchen, Straß bei Thalham nach Wels. Erst im Laufe des IV. Jahrhunderts wurde St. Florian in diese Linie einbezogen, und ich glaube, daß jener gerade Feldweg von Samesleiten zum Lughamerhofe am Mareinerbache ein letzter Rest der Abzweigung sei. In einem Umkreise von mehr als 50 Meilen Durchmesser wird der hl. Florian als Helfer in Feuersgefahr angerufen, in einem eben so weiten Umfange ist er von den Feuerarbeitern zum Patron erloren, und letztere Eigenschaft rührt sicher weniger von seiner Todesart her, als weil seine, wenn ich so sagen darf, zunächst benachbarten Landsleute im Vorland und im Gebirge vorzugsweise Feuerarbeiter sind, von denen aus sich die

Patrocinanz auch auf ihre Handwerksgenossen in weitentlegenen Gebieten verbreitete. Dieß ist denn auch der Hauptgrund, warum ich eine weitere, etwa gegen das Ende des IV. oder am Beginne des V. Jahrhunderts entstandene Verbindungsstraße, wodurch das Steierthal in unmittelbaren Contact mit St. Florian gesetzt wurde, über Sirning, Großwegscheid, Oberbrunnern, Matzelsdorf, Wirnsberg, Weichstätten und Ruprechtshofen (mit seiner alten St. Peterskirche) annehme, welche über Rohrbach fort zugleich die nächste Verbindung mit dem Traunübergange bei Ebelsberg und der Donaustraße herstellte. Auch sie vermittelte vorzugsweise die Beifuhr des Eisenerzes.

4. Von Wels nach Steierburg. — Daß die Steierburg mit Wels ebenso wie mit Lorch unmittelbar verbunden war, müßte man voraussetzen, wenn auch kein topographischer Anhaltspunkt dafür vorhanden wäre; so spricht aber auch das zwischen beiden beiläufig in der Mitte liegende Kemating dafür, und die Richtung wird durch ein nahe bei Wels südöstlich gelegenes Straß und durch Schiestingstraß südlich von Burg angegeben sein. Sie weist in ihrer Fortsetzung gegen Steier auf Steinmaier bei Krotendorf, Thanstätten und Gründberg. Wenn Großwegscheid, wie es seines Namens wegen scheint, zu berücksichtigen kommt, so dürfte dort die Kreuzung mit der vom Steierthale nach St. Florian ziehenden Straße für die Benennung maßgebend gewesen sein.

5. Von Wels nach Gmunden. Für diese Verbindungsstraße gibt uns die Ortschaft Straß in der Gemeinde Schauersberg, südwestlich eine kleine Stunde von Wels entfernt, eine Directive. Von da weg lief sie wohl an St. Georgen und Steinerkirchen vorüber, berührte Steindlberg und Reuharting, trat dann unter Vorchdorf auf das linke Almufer über, um in das dicht bevölkerte Laudachthal einzulenken, dessen westliche Hügelkette sie ober Kirchham überschritt, um über Gschwandt die Traunausmündung aus dem gleichnamigen See zu erreichen. Bei dieser Ausmündung, woher der Ortsname Gmunden (Gimundi), war der Salz-Hauptstapelplatz der Salina major Ischl und Hallstadt, insoweit dieser Bergsegen auf dem weit gegen Süden in das Gebirg eindringenden See zu Schiffe dahin verfrachtet wurde.

Mit der Verbindungsstraße zwischen Gmunden und Wels haben wir ein neues Straßensystem in Angriff genommen; jenes der Salzstraßen. Wie die Consularstraße Ponte Oeni-Lauriacum der Länge nach, so war die Consularstraße Ernolatia-Ovilabam mit ihrer Fortsetzung Castra Batava der Breite nach vorzugsweise wohl Heerstraße, aber im Allgemeinen Hauptpulsader des Gesammtverkehrs im Innern Ufernoricums sowohl, als zur Unterhaltung der Verbindung mit Binnennoricum und dann überhaupt über Virunum und Aquileja mit Rom, dem Lebenscentrum des ganzen Reiches. Auf der Pyhrnstraße wurden außer Wein, Oel und edlern Früchten aus dem tiefern Süden und den Luxus-

artikeln des üppigen Römers, aus dem angrenzenden Binnennoricum Victualien, zunächst Vieh und Bergwildprät, am massenhaftesten aber der Bergsegen, und und von diesem obenan rohes und verarbeitetes Eisen verfrachtet. In soweit könnte man die Pyhrnstraße selbst, alle östlich von ihr abzweigenden oder mit ihr parallellaufenden Nebenstraßen Eisenstraßen heißen, und im Gegensatze hiezu, die ihr westlichen Salzstraßen. Ich habe es aber unterlassen, mein Straßensystem im Anhalt an diesen Hauptfrachten-Unterschied zu entwerfen, weil er doch nicht ausschließlich genug ist, denn Eisen und Salz, und umgekehrt, halten sich als Fracht und Rückfracht so ziemlich das Gleichgewicht. Dieser Frachtwechsel vermag mich jedoch nicht zu hindern, jene Handelswege, auf denen ob als Fracht oder Rückfracht jedesmal Salz vertrieben wurde, hier der Ordnung nach als Salzstraßen zusammenzustellen, bis ich an die Beleuchtung der Römerstraßen im Norden der Consular-Straße Juvavo–Lauriacum gehe.

6. Straße über die Pötschen. Ich setze als bekannt voraus, daß die Salzwerke zu Ischl, Aussee und Hallstadt während der Römerperiode, und wenigstens das letzte schon in vorrömischer Zeit im Besitze der keltischen Halaunen in lebhaftem Betriebe standen. Das eine wie das andere ist durch alterthümliche Funde, z. B. jenes großen Leichenfeldes am Rudolfsthurme bis zur Evidenz dargethan. Auf gleicher Höhe mit dem Betriebe der Salzwerke stand der Vertrieb dieses nützlichsten aller Bergproducte, und dieser wurde zu Schiffe auf dem Hallstädter- und Traunsee und noch viel ausgedehnter auf eigens hiezu angelegten Straßen und Saumschlägen bewerkstelligt. Von den Straßen innerhalb des Gebirges steht in Anbetracht der Wichtigkeit die Pötschenstraße oben an. Sie verband die drei genannten Salzwerke unter sich und vermittelte die Salz- und Eisen-Aus- und Einfuhr im größten Maßstabe. Ein auf der Höhe der Pötschen gefundener römischer Grabstein ist ebenfalls allgemein bekannt. Durch die Pötschenstraße waren die Salzwerke nicht nur mit dem mittlern Ennsthale, sondern mit dem ganzen Binnennoricum verbunden. Als Substrat des Christianisirungsganges hat jedoch die Pötschenstraße einen mehr secundären Werth, einmal weil die Einsattelungen und Thäler, welche sie durchzog, vom Glaubensfocus Salzburg schon zu weit entlegen waren, als daß sie vom hl. Rupert und seinen Missionären gleich anfänglich hätten berücksichtiget werden können, und dann, weil die darum ohnehin sparsame Aussaat christlicher Lebenskeime schon gegen Ende des VI. Jahrhunderts unter dem Drucke des in die nächste südliche Nachbarschaft vorgedrungenen slavischen Heidenthums wieder erstickt, und ihre Wiederbelebung auf ein paar Jahrhunderte unmöglich gemacht worden war. Dagegen ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die schon in der römischen Periode dem Christenthume zugeführten Halaunen der Salzstätten selbst sich derselben besondern Sorgfalt des Landesapostels zu erfreuen hatten, die wir ihn den Romanen überall in vorderster Linie zuwenden sehen, weil sie eben schon, wenn auch sehr verkommene, Christen waren.

7. Straße an die Südlände des Traunsee's. Da die Straße am steil aus dem See aufsteigenden Gosauhals-Kogel, Zwölferkogel und Emserkogel zur Römerzeit kaum als schmaler Saumschlag bestand, wird anzunehmen sein, daß das Salz von Hallstadt aus zu Schiff an das Nordgestade des See's gefördert und dort geländet worden sei, um von diesen Länden wieder auf die Achse verladen zu werden und dann entweder über die Pötschen oder im Traunthale abwärts zu gehen. Was letztere Richtung betrifft, ist auch an eine Verschiffung oder Verflößung desselben auf der Traun kaum zu denken, weil die Flußschnelle bei Laufen damals wohl noch nicht befahrbar war. Mithin ging die Salzfracht wohl ausschließlich auf der Achse über Goisern nach Ischl, das Saline und Stapelplatz zugleich war, und dann entweder durch das Weißenbachthal hinaus an den Attersee oder unmittelbar an die Südlände des Traunsee's (Ebensee) und dann auf diesem zum Hauptstapelplatze Gmunden.

8. Straße durch das Weißenbachthal und deren Fortsetzung bis zur Consularstraße Lauriaco-Juvavum. Ihr Zug von Ischl bis Weißenbach durch das öde gleichnamige Thal war von der Natur gegeben. Bei Weißenbach (Ortschaft) erreichte sie das Ostgestade des Attersees. Zahlreichere römische Funde und romantische Volkssagen, die sich namentlich an Steinbach knüpfen, bezeichnen ihren ohnehin allein nur möglichen Lauf am Ostgestade fort. Bei Weieregg ist heute noch ein Segment von ihr zwischen der Handelsstraße und dem See sichtbar. Bei Kammer überschritt sie die dort aus dem See mündende Ager und vereinigte sich auf ihrem linken Ufer bei Au mit dem südlichen Zuge der Consularstraße Juvavo-Lauriacum.

9. Saumschlag durch die Gosau und den Gschüttpaß nach Appenau und in das Salzachthal. Dieser an und für sich unansehnliche Saumschlag verdient aus zweierlei Rücksicht eine besondere Beachtung: er ist allem Anscheine nach durch eine Wanderung des hl. Severin geheiligt und war wohl die erste Grundlage zur Cultur des Appenauerthales (vulgo Abtenau.) Laut der im Allgemeinen sich an die chronologische Ordnung haltenden Lebensbeschreibung des Heiligen[1]) erscheint er zweimal in Cucullae und dann erst in Juvavum. Dieß verleiht der Vermuthung hohe Wahrscheinlichkeit, daß er, als ihn die Cucullaner dringend zu sich eingeladen hatten, seinen Weg zu ihnen nicht über Juvavum, sondern durch das Gebirg, beziehentlich über Hallstadt und die Gosau eingeschlagen habe, wie ich seines Orts im I. Theile auseinandergesetzt habe. Ein Besuch der Christen am Traunsee und der Halaunen zu Hallstadt mag wohl die nächste Veranlassung gewesen sein, diesen Weg zu wählen. Auch die Schenkung Herzog Theodeberts[2]), mit welcher er dem Frauenkloster Nonnberg XV Höfe am Traunsee übergab, scheint darauf hinzuweisen, daß in jener Gegend

[1]) Eugippius Vita S. Severini c. XI. Edit. Kerschbaumer. [2]) Juvav. Anh. p. 54.

noch nach der Mitte des VI. Jahrhunderts noch zahlreichere Romanen siedelten, als anderwärts. — Eine andere Schenkung desselben Herzogs an genanntes Frauenstift liefert den Beweis dafür, daß das Appenauerthal schon ziemlich frühzeitig in Cultur genommen worden war, wozu, wie mir scheint, nur die Zugänge desselben über den Engelhart (Strubberg) vom Salzachthale, an der Lammer vom Ennsthale und wohl besonders durch die Gosau von der Salina major Hallstadt her die erste Anregung gegeben haben werden. Daß mit dieser zweiten Schenkung[1]) wirklich auf die Appenau hingedeutet werde, geht ziemlich verständlich aus dem einen Bestandtheile derselben, den Weidenschaften am Schmidten-Stein (Cuudicus d. h. Incudicus von seiner auffallenden Aehnlichkeit mit einem mehr als cyklopischen Ambos) hervor, und noch klarer aus dem andern, welcher Alpicula genannt wird. Alpicula ist aber nicht irgend ein vages Apellativum einer kleinen Alpe, sondern, wie mich der Archivar P. Amand Jung, dem ich so viele Aufschlüsse verdanke, im Anhalt an die Urbarien des Stifts St. Peter belehrt, die große Alpe Alpichl an den Nordabhängen des Appenauerthales. Man wird mir vielleicht einwenden, daß in dieser Schenkung überhaupt nur von ausschließlich im Sommer betriebbarer Viehzucht durch Alpenwirthschaft die Rede sei. Das ist allerdings richtig, aber ebenso richtig, daß die Cultur der innern Gebirgsgegenden überhaupt mit Viehzucht, die sich allmälig zum Ackerbau auswächst, beginne. Andrerseits wird nicht abgeleugnet werden wollen, daß der Salzbezug aus nächster Nähe einer der kräftigsten Hebel einer schwunghaften Viehzucht sei, und dieß leitet uns wieder auf den Gosauer Saumschlag von Hallstadt her zurück.

10. Straße vom Salz-Hauptstapelplatz Gmunden an den Vorbergen nach Steierburg. Zum Vertrieb des Salzes gingen von Gmunden strenge genommen nur drei Verkehrswege aus: die Traun als Wasserweg und dann je eine Straße an deren beiden Ufern. Sobald jedoch diese letztern trockenen Wege die Hoch-Plateaux nördlich von Gmunden erreicht hatten, verzweigten sie sich zu einem förmlichen Strahlenbüschel von Straßen. Auf dem rechten Traunufer war der Hauptstamm wohl die oben (Nr. 5) beleuchtete Verbindungsstraße des Salzstapels mit dem Mittelpunkte des Verkehrs im Lande, wie Kenner die Colonialstadt Ovilaba so treffend nennt. Von ihr zweigten sich nahe beim heutigen Engelhofe zwei Nebenstraßen ab, die eine, um das rechte Traunufer in gerader Richtung abwärts bis Lambach zu begleiten, die andere, um am Fuße der Vorberge die Steierburg zu erreichen, und dadurch das unmittelbare Vorland mit Salz zu versehen. Von letzterer soll hier zunächst die Rede sein. Dieser östliche Zweig wendete sich schon beim Engelhofe am Nordfuße des Hochgeschirr und des Traunsteins nach St. Conrad, und von da hinüber in das Almthal. Oestlich von St. Conrad findet man ein Ober- und Unterstraß, und

[1]) Juvav. Anh. p. 28.

obwohl sie an der heutigen Vicinalstraße liegen, verschlägt dieß demnach ihrer Beweiskraft für die Richtung des alten Straßenzuges nicht im mindesten, denn genannte Ortschaften gehen in eine unvordenkliche Zeit zurück, während der Bau der Vicinalstraße innerhalb Menschengedenkens bekannt ist. Der Burgstall Scharnstein im Almthale scheint in römischer Zeit mit einem Wartthurme den Verkehr geschützt, zugleich aber zur Erhebung des Wegzolles (vectigal) gedient zu haben. Von da weg lief die Straße wohl rechts von Viechtwang nach Petenbach. Um den etwas beträchtlichen Umweg über St. Conrad und Scharnstein abzuschneiden, scheint später die Diagonalstraße von Gschwandt, zwischen Bürgl-Hof und Hinter-Püring über Gastag und Alm-Hof nach Petenbach angelegt worden zu sein; bis sie Petenbach erreicht, steht auf ihrer Linie eine Ortschaft Namens Jedlstraß. — Von da dürfte die Linie über Wartberg, Hutenstraß und Straß zur Salina minor Hall außer Zweifel stehen, und ebenso die Verbindung Hall's mit der Steierburg über Großmengersdorf, Sirning und Sirninghofen. Auf der Linie Gmunden, Petenbach, Wartenberg bezog Kremsmünster die ihm schon in der Stiftungs-Urkunde zugesicherten Salzantheile von der Salina major; die Jodsalzquelle Salina minor liegt ohnehin in der Nähe des Münsters.

11. Salzstraße am rechten Traunufer. Wie vorhin bemerkt, zweigte sich beim Engelhofe, wie die Steierburgerstraße rechts, so eine andere links vom Hauptstamme Gmunden-Wels ab und lief am rechten Traunufer nach Lambach, beziehentlich zur Legstätte Stadl bei Lambach. Ihr Straßenkörper ist auf einer längern Strecke bei Oberweis heute noch erkennbar, wird weiter unten auf noch längern Strecken von der modernen Poststraße gedeckt, und die Ortschaften Distl-Straß und Meier an der Straß bei Traunfeld weisen ihre alte Richtung. Die Ebene von Engelhof bis Roitham zählt nicht zu den fruchtbaren, und aus den Namen der größern Dörfer Lohkirchen und Roitham geht hervor, daß sie wohl spät noch unwirthbarer Waldboden war.

Ich habe oben die Traun als Wasserstraße für den Salzvertrieb von Gmunden bezeichnet und vorhin Stadl bei Lambach als vermuthliche Legstätte angedeutet. Diese zwei Aeußerungen stehen in engerer Verbindung zu einander als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Es bleibt mir nämlich zweifelhaft, ob das Salz schon unmittelbar auf Traun-Schiffe oder Flöße verladen wurde, weil der sog. wilde Fall (der romantisch schöne Traunfall) erst im Jahre 1416 für Schiffe fahrbar gemacht wurde. In Anbetracht dieses vor genanntem Jahre absoluten Hemmnisses der Schiffahrt hätte, wenn die Traun schon von Gmunden aus zur Verfrachtung des Salzes benützt worden wäre, die Fracht ober dem wilden Falle auf die Achse verladen und unter demselben wieder auf die Schiffe umgeladen werden müssen. Durch längern Aufenthalt in jener Gegend ziemlich genau mit den Oertlichkeiten derselben bekannt, fällt es mir aus dem Grunde schwer, diese doppelte Umladung für wahrscheinlich zu halten, weil ich an den

ober und unter dem wilden Falle lange Strecken sehr steilen und hohen Flußufern nirgends eine Terrainspur der zur Doppelumladung nothwendigen zwei Länden wahrgenommen habe. Jede Lände hätte mittelst einer Straße an der Uferhalde hinauf mit dem Hochplateau, in welches sich der Fluß tief eingegraben hat, verbunden sein müssen, aber auch von diesen ist keine Spur vorhanden. Darum wird es das Wahrscheinlichere sein, daß die Salzfracht von Gmunden auf der Achse nach Stadl geschafft worden sei, um erst dort eingeschifft zu werden. Die von einer sehr zahlreichen Schifferbevölkerung bewohnte Ortschaft Stadl hat ihren Namen sicherlich von seinen Salzstädeln, kommt schon frühzeitig in den Lambacher Documenten vor und ist größtentheils auf dem Winkel erbaut, den die unter ihr in die Traun einmündende Ager mit diesem Flusse bildet. Auf der Ager bezog die Schiffergilde zum größten Theile das Holz zum Baue ihrer Fahrzeuge.

12. Salzstraße am linken Traunufer über Ohlstorf nach Schwanenstadt. Sowie die Salzstraße das Hochplateau des linken Traunufers erstiegen hat, theilt sie sich in zwei Arme; der linke zielt über Pinsdorf zur Aurach, der rechte aber läuft ziemlich parallel mit der Traun über Ohlstorf nach Schwanenstadt. Dieser Arm weicht in Kleinreut von der modernen Vicinalstraße ab und zieht in gerader Richtung an Hochbau, Ohlstorf (Altpfarrei von Gmunden) und ihrer Burg östlich vorüber, erreicht bei Peiskam die Vicinalstraße wieder und weicht in Ruhsham, die gerade Richtung nach Hiltprechting einhaltend, neuerdings rechts von ihr ab. Von dort an wird er mit unbedeutenden Abweichungen bis Schwanenstadt von der Vicinalstraße gedeckt.

13. Salzstraße dem rechten Aurachufer entlang nach Atnang, mit der Abzweigung nach Schörfling. Ein Blick auf die Karte genügt, um überzeugt zu sein, daß diese Straße nach der vorhin besprochenen angelegt worden sei, um auf einem ebeneren Terrain und auf dem nächsten Wege die Consularstraße Lauriaco–Juvavum zu erreichen. Von dem Punkte, wo sie das Altrinnsal der Aurach erreicht, ist sie in gerader Richtung bis Aurach-Kirchen ziehende Feldstraße, von dort an bis an das Buchheim gegenüberstehende Aurachufer Vicinalstraße. Ich habe in einer besondern Schrift das Schiff der St. Nikolauskirche zu Aurachkirchen und die Area, auf der sie steht, als spätrömisches Monopyrgium nachgewiesen, und die Einwände, welche dagegen von einer allerdings competenten Seite erhoben worden sind, haben mich keines andern belehrt, mich jedoch veranlaßt, Nachgrabungen zu veranstalten. Das bisher erzielte Resultat davon waren mehrere unverkennbare Legionsziegelstücke, leider noch keines mit einem Legionsstempel. Sobald es mir geglückt sein wird, ein solches zu entdecken, wird besagtes Schriftchen zur Veröffentlichung reif sein.

Auf dem Punkte, wo diese Straße das Altrinnsal des Aurachflüßchens erreicht, gab sie einen westlichen Zweig über dieses Flüßchen ab, der sich auf dem linken Ufer wieder in zwei Arme schied. Der erste lief über Burgstall, Pil-

ling und Rebgau nach Böcklabruck, wodurch der Salzstapel wieder mit einem Knotenpunkt der Consularstraße, und insbesondere mit der Antisenstraße, von welcher später die Rede sein wird, in direkte Verbindung gesetzt wurde. Der andere rein westliche Arm ging nach Schörfling. Man könnte diese Annahme für eine willkürliche halten; das ist sie aber nicht. Die Ortschaft Tiefenweg am Scheidepunkte hat nämlich ihren Namen von einem in der angegebenen Richtung die langgedehnte Hügelhalde gerade ansteigenden, tiefen Hohlwege, der sich seiner Gestaltung nach wohl als alter Saumweg präsentirt, was für meine Annahme genug ist, indem seine geradlinige Anlage, die sich über Lenzenweg, Aurachdorf, Heinbach und Wörzing nach Schörfling verfolgen läßt, auf römische Urheberschaft zurückweist, und minder wichtige Viae vicinales in der Regel wohl nichts weiter waren, als gut erhaltene, gerade Reit- und Saumwege, als solche aber immerhin auch mit Karrenfuhrwerk befahrbar. — Mit diesem Saumschlage schon weit nach Westen vorgerückt, könnte ich die eigentlichen Salzstraßen abschließen, und es erübrigt mir nur noch, auf eine Nebenstraße aufmerksam zu machen, welche Eisen- und Salzstraße zugleich war, Salzstraße aber von zwei Salinen aus, nämlich Ischl und Reichenhall; und endlich auf zwei Viae vicinales, welche zwischen dem Attersee und Juvavum den südlichen und nördlichen Zug der dortigen Consularstraße Juvavo–Lauriacum miteinander verbanden.

14. Verbindungsstraße zwischen Ischl und Juvavum auf nächstem Wege. Daß diese Straße, welche wohl erst in spätrömischer Zeit angelegt worden ist, mehr gewesen sei als ein im vorhin erklärten Sinne belebterer Saumweg, läßt sich wenigstens auf archäologische Anhaltspunkte hin nicht behaupten. Daß sie aber noch aus römischer Zeit stamme, wird sich andrerseits kaum bestreiten lassen, indem Jagd- und Fischereirechte am Aberssee schon in den Schenkungen Herzog Theodeberts vorkommen, mithin eine Verbindung dieses See's mit Salzburg vorausgesetzt wird. Auf dieselbe Verbindungsstraße weist auch Bürgl am Ostgestade des Aberssees und auf frühzeitige Cultur auch die alte Zelle am Einflusse des Zinckenbachs in den Abersee, von deren Mönchen zu Herzog Otilo's Zeit gesagt wird: »Inibi aliquanti fratres propriis laboribus uiuunt.«[1]), ohne daß damit behauptet wäre, daß die Zelle erst damals entstanden sei, sie bestand vielmehr schon. Endlich dürfte der Ortsname Gnigl bei Salzburg, von wo aus die Straße die Einsattelung zwischen dem Rockstein und dem Heuberge ersteigt, entscheidend sei, denn Gnigl ist ein lateinisches Genicula, d. h. ein an Bergstraßen so vielfältig vorkommender Kniebeiß. Nahe der Wasserscheide bei Koppl mündete der Ischler Saumschlag in den südlichen von Thalgau herkommenden Zug der Consularstraße ein, von welchem die Strecke von der Wasserscheide bis Salzburg ein Segment ist. Die ältesten festen An-

[1]) Juvav. Anh. p. 22.

siedlungen an dieser Nebenstraße, oder wenn man will, an diesem Saumschlage, gingen wie anderwärts von der Ausübung der Jagd und Fischerei, besonders aber vom Betriebe der Viehzucht aus, wozu, wie für den spätern Speisebedarf, das Salz je nach der Lage von Ischl oder Reichenhall herbezogen wurde.

15. Die beiden Verbindungsstraßen des südlichen und nördlichen Zuges der Consularstraße Juvavo-Lauriacum östlich von Salzburg. Die östlichere dieser Parallelen zweigte unter Frankenmarkt von der Consularstraße ab und lief ohngefähr in der Richtung der heutigen Vicinalstraße an Alt-Kogel vorüber nach St. Georgen (Attergaudorf), wo sie den südlichen Zug südlich von diesem Orte erreichte. Natürlich wurde sie dort nicht Sackgasse, setzte sich vielmehr bis zum Dorfe Attersee fort, wo die Befestigung auf dem Mariahilfhügel Straße und Seeländе schützte. Diese Lände stand mit den jenseitigen zu Weißenbach und Steinbach im ständigen Wechselverkehre zur Verfrachtung des Getreides vom Vorlande her und des Eisens und Salzes aus dem Gebirge.

Die zweite Parallele verließ die Consularstraße bei Irrsdorf nächst Straßwalchen und zog über Oberhofen und Zell am Moos nach Mansee, wo sie in den südlichen Zug der Consularstraße einfiel, oder richtiger ihn kreuzte, denn auch sie setzte sich über Scharfling am Südgestade des See's durch die Schlucht bei Hütenstein nach St. Gilgen fort, um die unmittelbare Verbindung mit Ischl zu vermitteln. Daß diese Parallele schon von den Römern angelegt wurde, beweist die Entdeckung der Grundmauern eines umfangsreichen Römerbaues nächst Oberhofen wohl am klarsten.

16. Die Straßen nördlich von der Consularstraße Lauriaco-Juvavum, — vorerst jene von Ovilaba durch das Binnenland nach Castra Batava. Nachdem ich die Straßen im Süden der Consularstraße Lauriaco-Juvavum, die in ihrer Mehrheit in dieselbe einfielen, beleuchtet habe, gehe ich zuerst an die Untersuchung ihrer Fortsetzungen jenseits derselben Consularstraße, und dann jener drei mit vorwiegend strategischem Zwecke, welche die Befestigungen des Donau-Limes und des Inn-Zwischenlimes miteinander verbanden. Mit Ausnahme dieser drei und jener, die hinter dem Zwischenlimes der Salzach hinzog, hatten die übrigen die vorzugsweise Aufgabe, den Verkehr im Lande zu vermitteln, ohne dadurch die Benützung zu strategischen Zwecken auszuschließen, wozu sie sich durch ihre kürzesten Linien ganz besonders eigneten. Unter ihnen verdienen zwei, welche „vom Mittelpunkte des Verkehrs im Lande", von Ovilaba, ausgingen, wegen ihrer Wichtigkeit den ersten Platz, nämlich die von Wels nach Passau durch das Binnenland, und jene von Wels nach Burghausen (beziehentlich über Turum nach Castra Regina auf kürzestem Wege).

Einer der merkwürdigern, bisher unbeachtet gebliebenen Straßenzüge ist jener, welcher Wels unmittelbar mit Passau verband (Ovilabis-Bojodurum). Seine Richtung läßt sich aus den vorhandenen topographischen Anhaltspunkten

ziemlich genau bestimmen. Zieht man nämlich von Wels eine gerade Linie zum Straßerhof nächst Krenglbach, so bezeichnet die Verlängerung derselben bis Passau die beiläufige Richtung dieses Straßenzuges. Sie trifft auf Eppenstraß bei St. Thomas (Kreuzung der Nebenstraße Efferding-Braunau), Straß bei Erleinsdorf nächst Weizenkirchen, und würde dann gerader Richtung hart östlich an Peuerbach vorüber ziehen: sie beugt aber westlich ab, was nicht durch Ort an der Straß stringent erweisbar ist, indem dieser neuere Ort, an der Commercialstraße gelegen, unberücksichtigt bleiben kann, sondern durch das südlich daran gelegene Steinbrück, weil so geheißene Ortschaften beinahe ausnahmslos auf römischen Bau zurückweisen, da die Germanen wenigstens bis zum XII. Jahrhundert nur Holzbrücken zu bauen verstanden. Aber auch die westliche Abbeugung ist durch das Terrain vollständig gerechtfertigt: es galt nämlich, den großen Waldsumpf, Rothe Sallet, zu überschreiten, und da man dieß nicht seiner Länge nach bewerkstelligen wollte, mußte man sich zur Gewinnung der kürzern Durchschnittslinie zur westlichen Abbeugung bequemen. Von St. Willibald am Westrande des Sumpfes hielt die Römerstraße die Richtung der ihr nachahmenden Commercialstraße über Straß-Witram, Enzenkirchen, Ruprechtsberg, Kemating, Angsieß, Altenburg und Eisenbirn (Eisenbürgen) ein. An Münzkirchen zog sie westlich vorüber und erreichte über den Straßerhof bei Köblarn auf dem kürzesten Wege die Innstadt (Bojodurum) bei Passau.

17. Straße von Wels nach Burghausen (Ovilabis-Turum-Castra Regina). Sie reiht sich, nach ihrer Wichtigkeit der Verbindung Ovilaba's mit Castra Regina taxirt, würdig an die vorherbesprochene an, und gegen ihre beiläufige Richtung lassen die zwischen Wels und Burghausen in gerader Linie liegenden Ortschaften Straß keinen erheblichen Zweifel aufkommen, und dieß um so weniger, weil sonst die Heerstraße von Castra Regina nach Turum (Neuötting) in ihrer Hauptrichtung Sackgasse wäre. Die Ausmündung der Straße in Wels ist durch Straß bei Riedthal gegeben. Von diesem Straßweg könnte man versucht sein, sie über Straß bei Kematen und ein weiteres bei Meggenhofen ziehen zu lassen. Aber abgesehen von der zu nördlichen Abweichung von der geraden Linie, liegen diese soeben genannten zwei Ortschaften Straß an einer heutigen Commercialstraße, und sind darum bezüglich ihres Ursprunges an einer Römerstraße mindestens verdächtig. Darum sagt mir die gerade, südlichere Richtung über Stein und jenes Burgstall südlich von Kematen, das nie eine mittelalterliche Burg war, mehr zu. Von Burgstall mag sie über Freinberg und Höft in beiläufiger Richtung nach Geboltskirchen gegangen sein, und rein westlich davon den nördlichen Ausläufer des Hausrucks überstiegen haben. Ich sage „in beiläufiger Richtung", weil topographische Anhaltspunkte auf dieser Strecke mangeln, und die im Innviertel wieder in gerader Richtung fortsetzenden Ortschaften Straß deutlich genug auf sie zurückweisen. Rein west-

lich von der alten (demolirten) St. Peterskirche im Quellengebiet der Antisen liegt ganz nahe ein erstes Straß östlich von Waldzell, dann ein Straßer und westlich wieder ein Straß; von diesem gelangt man immer in gerader rein westlicher Richtung südlich an dem alten Burgstalle Hohenkuchel über Kobernaus, in dessen heutigem Namen eine entstellte, römische Benennung zu stecken scheint, nach Straß nächst St. Johann im Walde und über Thannstraß und Steineröd nahe am Burgstalle Hellpfau nach Uttendorf. Rein westlich von letzterem liegt wieder ein Straß, und von diesem weg kann westlich an Gilgenberg und durch die schmalste Waldzunge des Weilharts nördlich an Hochburg vorüber ihr Lauf nach Burghausen ohnehin keinem Zweifel mehr unterliegen.

18. Straße von Schwanenstadt nach Passau (Tergolacu-Bojodurum). Daß vom Salzstapel Gmünden eine Salzstraße am linken Traunufer über Ohlstorf nach Schwanenstadt lief, ist oben Nro. 12 gezeigt worden; die Straße von Schwanenstadt in der geradlinigen Richtung nach Passau ist die Fortsetzung derselben nördlich von der Consularstraße. Ihr Lauf unmittelbar von Schwanenstadt weg ist jedoch nicht leicht außer allen Zweifel zu stellen. Sie mag nach Gaspoltshofen (kaum über das etwas zu östlich gelegene Niederthalheim, wie die heutige Vicinalstraße) gezogen sein, und von dort immer in nördlicher Richtung über Niederhaag nach Gstraß — oder über Pitzenberg, Atzbach, östlich unter Wolfsegg vorüber über Altenhof nach Gstraß, ein Hochstraßer außer Oberndorf bei Schwanenstadt weist auf letztere Linie hin. Erst von Gstraß weg kann ihr Lauf nicht mehr zweifelhaft sein, nämlich über Steinbruck bei Pram, Turach, und am rechten Pramufer fort über Riedau nach Zell, wo die Pram gegen Westen abbeugt, während die Straße in gerader, rein nördlicher Richtung, wie bisher, über Reischenbach und Brünning, hart an Raab vorüber durch ein zweites Steinbrück ging, und bei Straßwitram in die Straße Wels-Passau (Nr. 16) einmündete, welche von da ab dieselbe rein nördliche Richtung einhält.

19. Straße von Böcklabruck an den Inn-Zwischenlimes. Wie die ebenbeschriebene Straße von Schwanenstadt nach Straßwitram (beziehentlich Bojodurum) nur eine Fortsetzung der Salzstraße des linken Traunufers war, so erscheint die Straße von Böcklabruck an den Inn-Zwischenlimes als geradelinige Fortsetzung jenes Segments des südlichen Zuges der Consularstraße, das von Seewalchen über Petighofen an der Ager herabzog und eben darum zugleich als Fortsetzung der Salzstraße Ischl-Weißenbach-Weiereggkammer. Ihr erster Lauf von der Consularstraße weg gegen Norden war durch das Thal, welches sich von der Einsattelung des Hausrucks nördlich von Ampflwang über Zell am Petenfürst und Ungenach gegen Süden herabsenkt und bei Altwartenberg in die Ebene ausmündet, ein von der Terrainplastik vorgezeichneter. Auf diesem ersten Laufe hat sie uns oben gegen die Hausruck-Ein-

sattelung noch im Namen eines dermaligen Feldweges, der Hochstraße heißt, hinterlassen. Nahe an ihr liegen die Ortschaften Wallern, Wahlöd und Oehwalchen. Nachdem sie die Einsattelung des Hausrucks überstiegen, kreuzte sie bei Straß die Verbindungsstraße Wels-Burghausen, und lief dann über Feichtet, das eine alte, nun demolirte St. Pankratiuskirche hatte, nach Walling. Hier spaltete sie sich in zwei Aeste, deren erster über St. Thomas, Langstraß und Schwarzenstraß, dann über Klein- und Groß-Murham nach Reichersberg zielte, während der andere über Haging und Dürrenberg nach Rabenberg lenkte, dort die Antisen überschritt und über die beiden Walchshausen, Straß, wo er die Verbindungs-Straße Efferding-Braunau kreuzte, und durch Wolfstraß in gerader Linie auf Suben weist. Auf diese Weise war mittelst der Antisen-Straße eine doppelte Verbindung mit der binnenländischen Consularstraße, ihrem südlichen Hinterlande und zwei Kastellen des Inn-Zwischenlimes hergestellt.

20. Nebenstraße von Straßwalchen durch das Mattigthal. Mit den in den Nummern 16, 18, 19 beleuchteten Nebenstraßen bildete eine Abzweigung von dem nördlichen Zuge der Consularstraße Lauriaco-Juvavum von Straßwalchen ab eine westlichere Parallele zum Inn-Zwischenlimes, die man in Anbetracht der reichlichen römischen Funde an ihrer Linie als Hauptstraße durch eine dicht bevölkerte Gegend ansehen kann. Kennet hat diese in Gaisberger's Schriften mit staunenswerthem Fleiße recensirten Funde neuerdings zusammengestellt[1]) und mit Erklärungen begleitet. Wie gesagt, zweigte sie zu Straßwalchen von dem Nordzuge der Consularstraße ab, und in soweit mag die via vicinalis von Straßwalchen über Mansee (Nr. 15) als ihre Fortsetzung in's Gebirg gelten, sie selbst könnte man aber für den ursprünglichen Rennweg der Salzach-Inn-Uferstraße halten. Außer ihren zahlreichen römischen Funden bezeugen auch ein paar Ortsnamen, daß sich Reste der dichten römischen Bevölkerung, die einst an ihr siedelte, in die germanische Zeit herüber gerettet hatten; denn zum Unterschiede von jenen Romanen, die am Wallersee wohnten, nannten die Baioarier jene, die am Knotenpunkte der Consular- und Mattigstraße seßhaft waren, die Straßwalchen und zum Unterschiede eine kleinere Ansiedlung an der Mattigstraße eine halbe Stunde nördlich von Straßwalchen, schlechtweg „die Latein." In ihrem Laufe durch das Mattigthal bis Braunau entbehrte sie bei sicherlich großer Frequenz auch des nöthigen Schutzes nicht. Daß wie Braunau auch der andere Endpunkt Straßwalchen ein römisches Kastell war, wird kaum angezweifelt werden; die Area, auf welcher im letztern Orte Kirche und Pfarrhof stehen, hat ganz das Aussehen dazu; die Wälle, welche gegen Süden um den Pfarrhofgarten herumlaufen, stammen jedoch aus der Zeit der Bauernkriege. Auf dem Burghügel zu Friedburg stand wahrscheinlich ein

[1]) Archäol. Funde X. XI.

Wartthurm, auf dessen Fundamenten dann im Spätmittelalter die Fridburg der Kuchler erbaut wurde. Für den Standpunkt halte ich die Area der St. Georgskapelle zu Mattighofen, sowie den Burgstall Helpfau; was Burgkirchen in ältester Zeit gewesen sei, sagt sein Name. Bezüglich der Zeit, in welcher die Mattigstraße erbaut worden sein mag, erlaube ich mir nur die Vermuthung auszusprechen, daß sie wegen ihres sehr geeigneten, fast ebenen Terrains schon in früher Zeit als Nebenstraße angelegt worden sein dürfte, jedoch erst in der Diokletianischen zur Heerstraße erhoben wurde, um den Befestigungen des untern Inn-Limes im Nothfalle schleunigen Succurs von Juvavum aus zusenden zu können. Als nämlich um die Wende des III. Jahrhunderts die Barbaren den Donau-Limes öfter als vorher durchbrachen, war der untere Inn-Limes mehr gefährdet als der Salzach-Limes, denn zwischen diesem und dem obern Inn-Limes schützten die Zwischenlimites im Trockenthale von Guntharsberg bis Hartberg, nahe an dessen Ausmündung in das Innthal und jener an der Traun und Alz, während sich der untere Inn-Limes wenigstens so fester Vorwerke nicht erfreute.

21. Verbindungsstraße zwischen Efferding und Braunau. Das strategische System der passiven Defensive drängte unabweisbar auch zur Anlegung von Verbindungsstraßen zwischen den Limites-Befestigungen am Inn ober und an der Donau unter Passau. Dadurch wurde es möglich, in Ueberrumpelungs-Fällen einzelner Befestigungen von den andern aus schleunige Hilfe zu erhalten. Dieser Fürsorge werden die Verbindungsstraßen, quer durchs Land, von Efferding nach Braunau, von Schlögen nach Suben und von St. Egidi oder Engelhartszell nach Schärding ihre Entstehung verdanken. Betrachten wir sie der Reihe nach. — Die vornehmste römische Befestigung in der Gegend von Efferding (Marinianum) wird wohl ein stärkeres Castell auf jenem umfangreichen Burgstalle gewesen sein, aus dessen Trümmern sich im Mittelalter die stolze Schaunburg (d. h. die schöne Burg) erhob. Nun finden wir aber rein westlich von Efferding bei St. Thomas ein Straß und Eppanstraß nahe bei einander, deren eines dem Straßenzuge von Ovilaba nach Castra Batava angehört haben wird (Nr. 16), in der Verlängerung der geraden Linie fällt dann Straßhof bei Neumarkt und ebenso noch westlicher über Taisskirchen (urk. Taidings-Kirchen) ein Straß westlich bei Andrichsfurt. Von da weg gelangt man bei Einhaltung der geraden Richtung zwischen Forchtenau und Aurolzmünster über das uralte Gurten (Curtina) und Mauerberg bei Altheim nach Braunau, beziehentlich zur schon bekannten Uferstraße des rechten Inn- und Salzachufers.

22. Verbindungsstraße zwischen Schlögen (Joviacum) und Suben. Obwohl ich nicht geneigt bin, die von Schlögen in kleiner Entfernung westlich liegende Ortschaft Straß ausschließlich für die Verbindungsstraße an den Inn hinüber in Anspruch zu nehmen, indem dieses Straß ebenso wie jenes bei

St. Sixt auch von der Donaustraße (Lauriaco – Castra Batava) berührt wird, so darf ich doch sicherlich die mehrfach gemachte Wahrnehmung aussprechen, daß die Ortschaften Straß und dessen Zusammensetzungen sich am häufigsten bei Straßenkreuzungen zeigen. Auch hier lenkt uns eine von Schlögen über dieses Straß gezogene Linie nordwestlich von Neukirchen am Wald auf ein bedeutsameres Hochstraß und die Fortsetzung derselben Linie berührt Kemating und das uralte Angsieß (Anninsezza) und erreicht durch das Pfudachthal und an Gattern bei Taufkirchen vorüber bei der alten Formbacherburg Suben den Inn. Diese Burg, schon um 1040 documentirt, stand aber unbezweifelt auf römischen Fundamenten.

23. Verbindungsstraße zwischen Engelhartszell (Stanacum) und Schärding. Die kürzeste, weil nördlichste der drei Parallelen, welche die Befestigungen des Donau-Limes mit jenen des Inn-Zwischenlimes verbanden, geht von Stanacum zu oder bei Engelhartszell aus. Wo die eigentliche Hauptbefestigung der Station Stanacum stand, weiß ich nicht anzugeben; würde sie aber jedenfalls nicht tief unten im Rinnsale der Donau, sondern auf dem Hochplateau suchen. Kenner legt den Ortsnamen Stein und Oed sammt ihren Zusammensetzungen eine höhere archäologische Bedeutung bei, eine Idee, welche anzuzweifeln ich, soweit sie allgemein gehalten bleibt, durchaus keinen Grund habe. Nun findet sich bei St. Aegid ein Steinöd, bei dem Zutreffen des Meilenmaßes möglicher Weise das alte Stanacum; in derselben Linie weiter westlich ein Straß bei Paulsdorf, und noch westlicher, immer in gerader Richtung, ein Straßberg bei Rainbach. Den Endpunkt derselben Linie bildet aber Schärding. — Durch die drei eben beleuchteten Querstraßen oder Parallelen zur Consularstraße Lauriaco–Juvavum waren die Limesbefestigungen an der Donau und dem Inn in eine beständige Wechselbeziehung zu einander gesetzt.

b) Römerstraßen zwischen Salzach und Inn.

Es liegt wahrhaftig eine providentielle Fügung darin, daß das Territorium, auf welchem sich die Juvavische Urdiöcese aufbaute, mit einem enger geflochtenen Netze von Römerstraßen überdeckt ist, als irgend ein anderes der mir bekannten. Dieses interessante Straßennetz wäre aber ein vergrabener Schatz geblieben, wenn sich die gelehrten Forscher des Nachbarlandes nicht eifrig bemüht hätten, ihn an's Tageslicht zu heben und zum Gemeingute Aller zu machen. Die größere Anzahl dieser Forschungen ist im Archive des historischen Vereins von und für Oberbayern niedergelegt, und im Specialfache der Straßen-Erforschung werden die Namen Weishaupt, Obernberg, Wiesend, Mutzl und Anderer immerdar in dankbarem Andenken bleiben. Großentheils unter ihrer Führung werde ich es nun versuchen, das Römerstraßennetz zwischen Salzach und Inn zu reconstruiren, und gehe um so freudiger an diese Arbeit, weil mir in den angedeuteten Vorarbeiten nicht nur ein reichlicheres und im All-

gemeinen ziemlich verlässiges Material geboten ist, sondern ich auch mehrere Jahre hindurch Gelegenheit hatte, die Angaben meiner Vorgänger an Ort und Stelle zu verificiren, oder, so weit es nöthig war, richtig zu stellen. Aber selbst abgesehen davon, ist es für mich natürlich höchst anziehend, die Spuren jener alten Wege aufzusuchen, welche durch die oft wiederholten Wanderungen des baioarischen Landesapostels St. Rupert und seiner Jünger vor allen andern geheiligt wurden.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen.

1. Juvavo ad Pontem Oeni (Pfunzen). Im Namen des Klausenthores, durch welches dieser Straßenzug von Juvavum gegen Westen auslief, scheint noch das spätlateinische Clusa zu liegen. Von Müln weg ging er hart westlich an Klesheim vorüber an die Saale und über dieselbe. Ein mit Sicherheit constatirtes Segment desselben im jenseitigen sog. Negri-Hölzchen erfordert die angegebene Richtung. Die weitere gerade Richtung der Straße über Adlstätten und Straß nach Teisendorf steht längst außer Zweifel. Controvers ist die Lage der Station Artobriga; man hat sie in Surberg, auf dem Schelleberg bei Teisendorf, bei Lauter gesucht, und in letzter Zeit geglaubt, sie in der Burg hinter Traunstein mit Verlässigkeit gefunden zu haben. Das Meilenmaß der Tabula mit 16 Milliarien von Juvavum, wie von Bidaio (Seebruck) widerspricht diesen Vermuthungen, und weist mit Präcision auf den Burgstall Raschenberg bei Oberteisendorf. Daran muß ich festhalten. Die Burgen, Thumberg am Eingange des Achenthales, Surberg, dessen östlich am Burgstalle stehender Kirchthurm weit hinauf aus Buckelquadern besteht, und die Befestigung im Burgerwalde bei Traunstein beschützten die Gebirgsdefileen und die hinter ihnen liegenden Eisengruben des Achthales, und letztgenannte Befestigung war zugleich ein Glied der Zwischenlineskette des rechten Traun- und Alzufers. Jenseits Raschenberg lief die Straße über den Hochrücken von Lauter, dann bei Traunstein über die Traun. Von Traunstein weg ist sie mit Ausnahme einer kleinen Strecke von der Mitte des Erlstätter Berges bis zum Auslaufe des Feldwegs in sie, wo ein Meilenstein von Caracalla den Sockel einer Kreuzsäule bildet, von der Poststraße gedeckt, von der sie erst unter Ising wieder rechts in das Wäldchen zwischen Ising und Arlaching abweicht, um die gerade Linie einzuhalten. Vom Wäldchen weg bis Seebruck ist sie deutlich wahrnehmbar, und auch durch eine große Anzahl an ihr gefundener Anticaglien constatirt. Seit Weishaupt's gründlichen Untersuchungen steht Seebruck (Area um die Kirche) als Bidaio unanfechtbar fest; Buchner's Bidenart und Koch-Sternfeld's Baumburg u. s. w. als vermuthliche Standpunkte Bidaio's fallen von selbst weg. Außer den in Seebruck schon vorhandenen, nicht unbeträchtlichen Funden, kamen in den vierziger Jahren bei Gelegenheit des dortigen Kirchthurmbaues mehrere unterirdische Gemächer, zum Theil mit Wandmalereien zum Vorschein, von deren römischem Ursprunge

ich mich durch Autopsie überzeugt habe. Von Seebruck in gerader Linie nach Straßham, Straß nördlich von Weisham, Straß bei Dorfbach (beide von der Consularstraße abseits) nach Prutting und über Kleinholzen nach Leonhartspfunzen sind ihre Spuren nur auf kurzen Strecken verwischt. Die befestigte Station Pons Oeni stand auf der Freithof-Area der St. Leonhartskirche, und war zugleich Mittelglied des Inn-Limes; Langenpfunzen liegt gegenüber auf dem flachen linken Innufer.

Einige haben früher den Lauf der Consularstraße von Juvavum nach Bidaium (Seebruck) in etwas nördlicherer Richtung gesucht, und es ist allerdings richtig, daß ein römischer Straßenkörper von Straß bei Thundorf gegen Norden abbeugend über Morizen hinter Weildorf streckenweise und in ziemlich gerader Richtung durch den Wald Schnaitt und einen Theil des Eschens bis zur Einmündung des Rettenbaches in die Traun leicht erkennbar sei. Diese Linie haben Mutzl und andere wiederholt begangen. Von der Traun weg, sagt man, habe sich die Straße über Felling bei Hart und Ising nach Seebruck fortgesetzt. Wegstreiten läßt sich dieser Straßenzug namentlich Angesichts der langen Strecke, auf welcher er durch die ganze Schnaitt hindurch zu Tage liegt, vernünftiger Weise nicht: es kann sich daher nur fragen, in welchem Verhältnisse er zur Consularstraße stand? Diese Frage dürfte nach meinem Dafürhalten dahin zu beantworten sein, daß eben erörtertete Schnaittstraße in der angegebenen Richtung wirklich die älteste Heerstraße gewesen sein werde, welche die Römer bei ihrem Eroberungszuge einhielten und gangbar machten. Als sie sich aber schon bald nach der Unterwerfung der Noriker überzeugten, daß die Linie über Traunstein, Lauter und Teisendorf viel geringere Terrainschwierigkeiten biete, und in ihrem ganzen Laufe ein bei weitem culturfähigeres Land durchschneide, als die Eroberungsstraße (man denke, abgesehen von ihren großen Waldungen, nur an den Demelfilz und den Sumpfboden der Schnaitt), so mögen sie sich entschlossen haben, ihre mit voller, römischer Technik ausgestattete Consularstraße auf die eben bezeichnete Linie zu verlegen. Als dann später auch noch jene wichtige Nebenstraße von Juvavum über Petting, Stein, Obing, Wasserburg, Oberföring und, wie es scheint, Dachau nach Augusta Vind. gebaut war, wurde die alte Eroberungsstraße zwischen Juvavum und Bidaium wohl ganz aufgelassen, und dem Mangel an Ausnützung mag es zuzuschreiben sein, daß sich ihr Straßenkörper auf einer so beträchtlichen Strecke bis heute leicht kennbar erhalten hat. So wahrscheinlich mir dieß ist, bin ich doch nicht gewillt, die Möglichkeit zu bestreiten, daß dieses Segment, welches ich als Eroberungsstraße bezeichnet habe, erst in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts dadurch entstanden sein könnte, daß sich die in der Waldgegend um Traunwalchen seit ihrer Flüchtung aus dem offenen Lande zahlreich angesiedelten Romanen mit der neu aufblühenden Bischofsstadt Juvavum in directe Verbindung setzen wollten, und darum die Straße über die Schnaitt mit der

ihnen bekannten spätrömischen Technik anlegten. Auffallend wäre in dieser Annahme freilich, daß sie es nicht vorgezogen haben sollten, mit viel geringerem Aufwande und auf ohne Vergleich kürzerem Wege eine Verbindungsstraße mit der frequenten Nebenstraße Juvavum–Stein und dem Anschlusse z. B. bei Tetelheim herzustellen. Schon aus diesem Grunde wird die Hypothese der Eroberungsstraße einen viel höheren Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben. Für mehr als Hypothese will ich sie aber nicht gehalten wissen.

2. Juvavo–Turum. Den Lauf dieser Consular-Straße beinahe ihrer ganzen Länge nach am linken Salzachufer stellt ein bei Surheim zwischen Salzburghofen und Laufen gefundener Meilenstein der beiden Kaiser Diokletian und Maximian [1]) außer Zweifel, welcher nach Hefner's Berechnung zwischen 286—292 gesetzt worden ist. Aus dieser spätern Zeit läßt sich erschließen, daß diese Straße nicht in die Zahl der vor dem Jahre 235 angelegten Consularstraßen einzureihen sei; als sicher constatirte Heerstraße wollte ich sie aber hier schon in Untersuchung ziehen. Die ursprüngliche Heerstraße wird wohl jene am rechten Salzachufer abwärts sein. Bis gegen Laufen ist sie fast durchgängig von der heutigen Poststraße gedeckt, aber schon unter Heining beugt sie links von ihr ab, um über Kulbing links an Straß vorüber die gerade Richtung nach Bubenberg und zum alten Burgstall Löwenau zu verfolgen. Von da weg ist sie im Allgemeinen wieder mit der Poststraße coincident. Bei Schmerbach steigt sie abermals links abweichend das hohe Stromufer an und läuft über Almanning und Froschscham nach Ponlach hinter dem Castell oder späterem Schlosse Titmanning und dann in gerader Richtung nach Trasmieting, wo sie abermals in die Poststraße einfällt. Sie hält dieselbe bis Hocheſter bei Wechselberg ein, wo sie dieselbe für immer verläßt, und von ihr links ab in gerader Richtung über Reichstraß und Straß nach Burgkirchen an der Alz zieht, diese überschreitet und dieselbe gerade Linie über Altenbuch, Kastl und Altötting fortsetzt, nächst welchem sie Neuötting oder Turum erreicht. Ob Turum auf dem Standpunkte Neuötting's oder auf dem Kaiserberg gegenüber stand, ist nicht mit Sicherheit ermittelt.

3. Juvavo–Tarnasices (i. e. Virunum). Vorliegenden Consularstraßenzug kann man als Fortsetzung desjenigen betrachten, der von Castra Batava am rechten Inn- und Salzachufer heraufkommt, bei Juvavum die Consularstraße des Binnenlandes Lauriaco–Augustam Vindelicorum rechtwinkelig kreuzt, und dann, nachdem er das obere Salzachthal bis Pfarr-Werfen verfolgt, östlich gegen Radstadt abbeugt, um über die Tauern einerseits Tournia und anderseits Virunum, über beide aber Aquileja zu erreichen. Ich habe den Straßenzug Juvavo–Tarnasices in einem eigenen Aufsatze beleuchtet [2]) und hebe hier nur

[1]) Hefner, Röm. Bayern, S. 133. — [2]) Mittheil. d. Gesellsch. f. Salzb. Landeskunde Jahrg. 1870 Nr. I.

dasjenige aus ihm aus, was sich für meine dermalige Aufgabe besonders eignet. Obwohl der vorhin besprochene Straßenzug Juvavo-Turum seiner ganzen Länge nach reich an römischen Funden jeglicher Art ist, mit der Zahl der Meilensteine wird er vom Straßenzuge Juvavo-Teurnia und Virunum weit übertroffen, indem dieser nicht weniger als 6—7 aufzuweisen hat. Ueberdieß gibt die Tabula von Juvavum bis zur salzburgischen Landesgrenze 7 Stationen auf ihm an. Die Standpunkte dieser Stationen sind aber mit ziemlicher Sicherheit in nachstehender Ordnung von Juvavum aus ermittelt: Cucullae, nicht das heutige Kuchl, sondern die römischen Rudera in der Faistelau am rechten Ufer des Tauglbaches kurz vor seiner Einmündung in die Salzach; Vocarium, Pfarr-Werfen; (ad) Anasum, Radstadt; In alpe, Freithofhöhe auf dem Radstädter Tauern; Immurio, am Taurachübergang östlich von Mauterndorf; Althofen oder Pichln; Graviaca, Klaus zwischen Klauseck und Krakaudorf, Tarnasices, Murau. — Bei Mauterndorf im Lungaue zweigte sich der bisher besprochene Zug von jenem, der in gerader Richtung über St. Margarethen und die Taferner-Alpe nach Teurnia lief, ab, um auf seinem östlichen Wege Virunum (dermal genau constatirte von Waldung überwachsene Rudera nächst Maria-Sal) zu erreichen. Daß dieser im Lungau sich spaltende Straßenzug als Substrat des Christianisirungsganges nicht nur im oberen Salzachthale, sondern insbesondere im Lungaue selbst, von großer Wichtigkeit sei, liegt auf der Hand. Ebenso wichtig wie er ist eine Abzweigung desselben mittelst einer Nebenstraße, welche durch den Banngau und den Pinzgau lief, die ihres Orts besprochen werden soll. Die zwei letztgenannten Gaue haben sich mehrerer römischer Funde, worunter auch Inschriftsteine, zu erfreuen, viel reicher daran ist aber der Lungau. Letztere haben am Chorographen J. v. Kürsinger einen tüchtigen Beschreiber gefunden.

4. A ponte Oeni-Turum. Dieser und der nächste Consularstraßenzug sind von einigen Forschern, wohl mit Unrecht, auf das linke Innufer und somit in die Provinz Vindelicien verlegt worden. Innerhalb des Gebirges mag diese Verlegung bezüglich des Zuges A ponte Oeni - Veldidenam theilweise richtig sein, außerhalb des Gebirges kaum, wie denn auch die Station Pons Oeni nicht auf vindelicischem, sondern auf norischem Boden stand. Ueberdieß ist zu bedauern, daß in den beiden Schema's des Antoninischen Itinerars, in welchen die Stationen der Consularstraßen von Pons Oeni am Inn aufwärts und am Inn abwärts aufgezählt werden, eine augenfällige Oscitanz eines späteren Copisten zu Tage tritt, indem die Meilenangaben sich platterdings nicht mit den wirklichen Entfernungen vereinbaren lassen. Ich gehe grundsätzlich nur genöthigt von den Angaben der Itinerarien ab, und nehme Irrungen der Copisten nur dort an, wo Widersinnigkeit ihrer Angaben dazu zwingt: hier bin ich leider in diese Nothwendigkeit versetzt. Untersuchen wir zuerst den angekündigten Consularstraßen-Zug von Pons Oeni nach Turum. Wenn man die Straßenrichtung

auf jener Linie abträgt, auf welcher es die Terrainplastik gestattete, sie möglichst nahe am rechten Innufer von Leonhartspfunzen nach Neuötting zu suchen, nämlich vom ersten Orte aus über Straßöd, Straßkirchen etwas östlich lassend, Vogtei Reut, Grießstätt, Laining und bis Unterhöhfelden die Vicinalstraße von Rosenheim nach Wasserburg einhaltend, dort aber rechts von ihr abgehend über Weikertham, Langwied, Straß, Straßlohe, Kirch-Babensham, Ober- und Kirchreut, Ulating bei Grünthal, Kolbing, Kraiburg und von da über Gutenburg, Polling und Teising nach Neu-Oetting, so trifft die Entfernungsangabe mit 43 Milliarien genau zu. Zwischen Kirchbabensham und Ulating durchzieht die Straße meistentheils Waldungen (Heselwald) und in ihnen sind kürzere Straßensegmente überall wahrnehmbar, wenn die Vicinalstraße kleinere Ausbeugungen macht; die Segmente der Consularstraßen halten dann regelmäßig die gerade Linie ein. Außer einzelnen Münzfunden und Grabhügeln sind in der Richtung dieses Straßenzuges nur der Inschriftstein zu Titelmoos [1]) und auf einem Hügelkegel bei Furn nächst Kirchreut römische Grundmauern mit einem Mosaikboden entdeckt worden. Der Waldboden ist wegen einer sogen. Alm- (Weißerde-) Schichte steril, und war darum auch schon während der Römerzeit nur wenig cultivirt. Ob ein an der Kirche zu Söchtenau eingemauerter fragmentarischer Meilenstein in diesen Straßenzug einzubeziehen sei, muß ich dahingestellt sein lassen. Auf der Fortsetzung dieser Straße von Turum nach Castra Batava werden wir die weiteren Entfernungsangaben zu berichtigen haben. Diese Fortsetzung läuft aber auf vindelicischem Provinzialgebiete.

5. A ponte Oeni–Veldidenam. Die wahrhaft wunderliche Meinung derjenigen eingehender zu widerlegen, welche von der allem Anscheine nach unrichtigen Entfernungsangabe mit 38 Milliarien von Pons Oeni nach Albianum irregeführt, den Weg dahin über Isunisca und dann in grellem Absprung hinein an den Schliersee die Station Albianum in Hohenwaldeck zu finden glauben, liegt außer meiner Aufgabe. Ich mache darum nur darauf aufmerksam, daß sie in dieser Annahme mit den Entfernungsangaben weder von Hohenwaldeck, noch mit den auf Albianum folgenden Masciacum und Veldidena je zurecht gekommen sind und daß sie mit ihr die Straße von Turum nach Pons Oeni bezüglich ihrer geraden Richtung am Inn hinauf als Sackgasse erklärt haben: Gründe genug, um besagte Ansicht selbst einfach als irrige zu bezeichnen. Derartige Irrgänge werden einfach dadurch vermieden werden, daß man die Zahl der Milliarien zwischen Pons Oeni und Albianum von XXXVIII durch Streichung eines X-Zeichens, mit denen, wie wir später sehen werden, der Copist in jedem der zwei Schema's, die von Pons Oeni aus zählen, entschiedenes Unglück hat, auf die richtige von XXVIII reducirt. Mittelst dieser Correctur fällt der angegebenen Entfernung gemäß die

[1]) Hefner, Röm. Bayern S. 163.

Station Albianum auf Kufstein. Daß es die Römer bei ihrem so rationellen Straßenbau vernachlässigt haben sollen, gränzt ohnehin an's Unglaubliche. Dem ist noch beizufügen, daß die Consularstraße von Pons Oeni, welche Station selbst rechts des Inn's lag, nicht auf dem linken Innufer in das engere Innthal hinein angelegt worden sei, sondern auf dem rechten. Später wurde allerdings auch auf diesem Innufer eine Verbindungsstraße hergestellt, die ursprüngliche, schon im Itinerarium Antonins vorgetragene aber keineswegs; diese lief naturgemäß hinter dem Limes des rechten. Wer aber die Gegend zwischen Leonhartspfunzen und Neubeuren kennt, wird darin mit mir einverstanden sein, daß die Consularstraße von ersterem Orte zum andern nicht hart am rechten Innufer geführt werden konnte, weil die noch vor 60 Jahren bodenlosen Sümpfe Simser Filz und Viehweide unter Rohrdorf dieß nicht gestattet hätten. Um eine möglichst gerade Linie zu gewinnen, mußte sie östlich vom Kugelmoos schon von Leonhartspfunzen aus über Stephanskirchen, Riedering, Göcking, Lauterbach und Rohrdorf gelenkt werden, auf welcher Linie die berichtigte Entfernungsangabe mit 28 Milliarien von Pons Oeni — nach Albianum genau zutrifft. Auch von Albianum (Kufstein) weg lief die Consularstraße bis zur nächsten Station Masciacum auf norischem und von da mindestens bis Volders auf vindelicischem Boden am rechten Innufer aufwärts; die römischen Rudera einer größeren Siedlung zu Kastengstatt bei Wörgl (Burgili, wie Würglham urb. Burgiliham bei Grabenstätt), dann die Standpunkte der Wartthürme zu Rattenberg, Kropfsberg (zunächst dabei ein Straß) und dann die Station Masciacum selbst zu Rottenburg, Jenbach gegenüber, bezeugen dieß. Ich weiß recht gut, daß man die Station Masciacum nach allgemein verbreiteter Ansicht in Mazen bei Brixlegg sucht; es ist dies eine jener naiven Oberflächlichkeiten, mit welcher man auf irgend einen dem römischen ähnlich lautenden Ortsnamen griff, ohne sich um den Widerspruch mit den Entfernungsangaben der Itinerarien im geringsten zu kümmern. Für Rottenburg trifft aber die Entfernungsangabe Masciacum's mit 26 Milliarien sowohl von Albianum als von Veldidena her genau zu, daher wird es dort auch zu suchen sein. — An diese fünf Consularstraßen Noricum's zwischen Salzach und Inn knüpfte sich nach und nach ein enggeflochtenes Netz von Nebenstraßen an, von denen einige während der passiven Defensive, je nach Bedarf, zu förmlichen Heerstraßen erhoben wurden; ich werde von diesen Nebenstraßen nur die wichtigeren in Untersuchung ziehen.

II. Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege, und nach 235 aufgekommene Heerstraßen.

1. Von Juvavum nach Wasserburg (Oberföring, Augusta Vind.). Beschäftigen wir uns zuerst mit jenen Nebenstraßen, welche nördlich von der Consularstraße Juvavo — Pontem Oeni von ihr abzweigten oder mehr oder minder parallel mit ihr liefen. Die wichtigste, weil am meisten benützte, von

diesen ist die Straße von Juvavum nach Wasserburg. Sie ging bald nach dem Saal-Uebergange von der Consularstraße rechts ab, um über Silersdorf und Patting oder erst von Straß weg den Hochrücken von Koth-Brünning östlich von Weildorf zu erreichen und lief über Offenwang, Morizen (Vicus Mauricianus) ohngefähr bis Kirchberg in der Schnaitt auf der oben beschriebenen Heer- und Eroberungsstraße. Während diese dort links abbeugte, um über die Schnaitt und den Eschenwald zur Mündung des Rettenbaches zu gelangen, hielt die Nebenstraße die gerade Richtung über Nierhärting (in dessen Nähe ein alter Burgstall ist), dann unter dem Burgstall bei Wonneberg (Wagingerberg) nach Waging ein; von Waging weg, den Burgstall von Gessenberg etwas links lassend, zog sie über Blasau nach Otting, in gerader Linie am Westabhange des Burgstalles Tetelheim vorüber und mündete unmittelbar nördlich von Tetelheim in die alte Poststraße ein, von welcher sie bis Stein größtentheils gedeckt wird. An der Kirche zu Tetelheim befindet sich ein römischer Inschriftstein und zwischen dem Burgstalle Tetelheim und Biburg auf freiem Felde ein Cohortenlager mit noch deutlich erkennbarer Umwallung und durch mehrere Münzenfunde bekannt. Gegen Westen stand der nächste mit Tetelheim, oder richtiger mit einem gesonderten Monopyrgium auf der Area des Holzhauser Kellers correspondirende Wartthurm auf der Area der St. Johanneskirche zu Hochstätt, d. h. Weißenkirchen. Der Sitz des mittelalterlichen Ministerialengeschlechtes de Wizzenchiricha war das dortige Gasthaus, dessen alter Name Sala- oder Herrenhof später in Saler oder Sailer verunstaltet worden ist. Westlich von Weißenkirchen lief die Straße durch das Dorf Oberwalchen und dann an Katz-Walchen vorüber. Unter dem Hohen-Stein überschritt die Straße die Traun und unter der Baumburg die Alz. Daß diese Flußübergänge von einem förmlichen System von Befestigungen geschützt waren, werden wir bei der Beleuchtung der Traun-Alz Limesstraße sehen. Vom Alzübergange zog die Straße in rein westlicher Richtung über Redwenden (römischer Dedicationsstein eines Tempels oder doch öffentlichen Gebäudes vom Jahre 229 nach Christus) nach Obing (römischer Grabstein) und von da meistens von der alten Poststraße gedeckt hart südlich am Burgstalle zu Stephanskirchen vorüber durch Straß nach Wasserburg, wo sie den Inn überschritt. Auch der Innübergang ist von zwei Burgen beschützt: Geiersberg am rechten und Schloß Wasserburg (Altenowe) am linken Ufer.

2. Von Juvavum nach Turum durch das Binnenland. Die Nebenstraße — wohl hauptsächlich Salzstraße — war bis Offenbang mit der vorher besprochenen coincident; erst dort zweigte sie rechts von ihr ab, gab, bis sie das südwestliche Seegestade über Ringham erreichte, einen Nebenzweig über Petting und Kirchanschöring nach Muttering als Verbindungsstraße mit der Salzachufer-Consularstraße ab, und lief dann auf der Altpoststraße über Seeberg bis Buchwinkeln, wo sie selbe verließ, um hart am westlichen See-

gestade den steilen, sog. Gadnerberg zu umgehen, an dessen Fuße sie selbe noch auf einer kurzen Strecke berührte und dann ihre gerade Richtung über Kammering und Taching fortsetzte. Die Area, auf welcher die Kirche, das Schul- und das Gasthaus zu Taching stehen, ist als Standpunkt eines alten Castells unverkennbar. Dieses correspondirte mit einem Wartthurme von Mauerham (an dessen Nordseite wiederholt Aufdeckung römischer Grundmauern und Funde von Münzen und Anticaglien) und dieser mit einem andern Wartthurme an derselben geradlinigen, theilweise noch sichtbaren Straßenfortsetzung bei Fisching (Hügelkegel ober dem Kalkofen), dessen Fundamentirungsquadern erst der vorige Maier zum Hausbaue ausgehoben hat, wie er mir selbst erzählte. (Hier lief von Westen her ein Stück der Grenze des Chiemgaues zum See, welches auf den Wiesen des Maiers von Fisching mit großen Marksteinen bezeichnet ist.) Der letztgenannte Wartthurm zu Fisching stand in doppelter Beziehung, einmal zur Burg-Tengling, dessen umfangreiches Castell, auf dessen Reduit sich die Kirche Maria Burg erhebt, in seinen starken Umwallungen noch ziemlich gut erhalten ist, und dann mit dem Burgstalle Alt-Törring nächst Haus und Weilham. Bei Haus verließ die römische Nebenstraße die heutige Vicinalstraße, und lief links von ihr hinter Alt-Törring am Fuße des Rampelsberges in gerader Richtung nach Norden. Schon eine Achtelstunde von Alt-Törring liegt eine kleine Befestigung an ihr auf der sog. Kühleite, eine weitere etwas größere zu Stackendorf und eine viel ansehnlichere, castellartige zu Ollerding. Hier gab unsere Straße wieder einen Zweig als Verbindung mit der Salzachufer-Consularstraße über Lanzing (Burgstall) ab, sie selbst setzte sich aber über Bergham nach Tyrlaching (Deorlekinga) und von da über Kirch-Weidach (Widaha) und Reichstraß nach Wald an der Alz fort. Die Gegend zwischen dem Rampelsberg und der Salzach ist, wie wenige andere, reich an Römerfunden, die von Sedlmaier und Wiesend mit tiefem Verständnisse zusammengestellt sind; letzterer hat auch unsern binnenländischen Straßenzug, soweit er das Landgericht Tittmanning durchschneidet, anziehend erörtert [1]).

Um einige, mindestens ungenaue Ansichten zu berichtigen, füge ich hier bei, daß die Meinung derjenigen, welche die römische Straße von Salzburg nach Wasserburg schon von ihrem Ausgangspunkte Salzburg an auf die Linie der nun aufgelassenen Poststraße über die Saalbrücke, Brodhausen, Schign, Schönram und Petting nach Waging verlegen, eine unbegründete sei. Ein mittelalterlicher Salz-Saumweg hielt diese Richtung ein; aber eine zu jeder Jahreszeit fahrbare Straße wurde erst im vorigen Jahrhundert dort angelegt. Auf eine gerade Fortsetzung dieses Saumweges ist wohl auch jene vermeintliche Römerstraße zu reduciren, auf welche R. v. Koch-Sternfeld in seiner lieblichen historischen Idylle: „Der Lampotinger Heimat und Weltleben" hin-

[1]) Oberbayer. Archiv. XI. S. 13.

deutet. Ein alter, mag sein sogar römischer Saumweg zog allerdings aus der Gegend von Petting über Kinhausen, Kirchstein, Lampoting, Wolkersdorf, Tetenhausen und durch die Seeleite gegen St. Kolomann bei Tengling. Den alten unansehnlich kleinen Burgstall in der Seeleite vermag ich nicht als römisch anzuerkennen. Er war der Sitz der Ministerialen de Seliten, die in den älteren Berchtesgadener Documenten mit der Bezeichnung: de lacu als Zeugen vorkommen, und später in den Baumburger Urkunden als Ministerialen de Lampertsheim (Lampertsham bei Palling) wieder auftauchen. Sie siedelten von der öden Seeleite dorthin über, und das Schauner- (d. h. das Schönere) Gut dortselbst war ihr Edelsitz. — Dagegen ist die alte Seelände bei St. Kolomann, südlich davon in den Wiesen noch leicht erkennbar, wahrscheinlich römischen Ursprungs. Bei ihr wurde die Salzfracht an's Land gesetzt, welche auf der eben beschriebenen Straße über Offenwang und Ringham auf der Achse an das Südgestade des mehr als 1½ Meilen langen Tachensee's gekommen war, und von dieser Seelände weg wieder auf der Achse in die weitere Umgegend verfrachtet, wozu auch die Nebenstraße, welche von Stein über Palling und Maria Burg an der Seelände vorüber nach Fridolfing lief, und von welcher später die Rede sein wird, Gelegenheit bot.

3. Von Traunstein nach Wald. Diese Via vicinalis (und mehr war sie sicherlich kaum) kann als geradlinige Fortsetzung jenes Saumschlages gelten, der Traunstein über Siegsdorf und Inzell mit der Salina major (Reichenhall) verband. Sie lief von Traunstein aus zuerst durch das Waldgebiet des Eschens und der obern Schnaitt, das nur durch die Fluroasen um Kammer und Zweckham unterbrochen wurde, von Weißenkirchen an aber bis Wald größtentheils durch fruchtbare Feldfluren. Die vorzüglichsten Ortschaften, welche die Via vicinalis von Traunstein bis Wald durchzog oder berührte, waren Rettenbach, das uralte Kammer mit einem Wartthurme auf dem Kellerberge, Zweckham, Oberweißenkirchen, mit dem Wartthurme auf der Area der St. Johanniskirche zu Hochstätt, Palling mit der Befestigung ober dem Steinbruche, Thierlbrunn (Dundilabruna), Waltenham am Breitweghölze, Niedern-Buch, Ober-Weidach, Oedenstraß, Reichstraß und bei Reut nächst Ramsbach (Römersberg) Vereinigung mit dem Nebenstraßenzug Nr. 2, dann auf demselben nach Wald.

4. Limesstraße an der Traun und Alz. Der eigentliche Zwischenlimes der Traun-Alz begann ober der Vereinigung der weißen und rothen Traun mit der Burg zu Untersiegsdorf (Standpunkt der demolirten St. Peterskirche), an die sich weiter unten das Monopyrgium auf dem Burgstall am Hochberg (Lenzisberg) anschloß, nächst Traunstein aber das von Wagner beschriebene Castell im Burgerwalde, das er mit andern für die Station Artobriga hält. Am rechten Traunufer jenseits des Städtchens lief die Limesstraße anfänglich wohl auf der Nr. 3 beschriebenen Via vicinalis, verließ sie aber bei Rettenbach,

um näher am rechten Steilufer der Traun hinzuziehen. Ober der Kaltenbachmühle am Einflusse des Rettenbaches in die Traun eine kastellartige alte Befestigung. Von da weg lief die Limesstraße immer hoch auf dem steilen Traunufer nach Traunwalchen, dessen Kirchhof-Area, wie es scheint, einst ein Castell war. Um Traunwalchen sind noch mehrere Römerorte, wie: Kammer, Reut, Walchen, Walchenberg, Litzlwalchen. Auch unter Traunwalchen hielt sich die Limesstraße an das hohe, rechte Ufer; beim sog. Schneckentischler-Häuschen ist sie noch eine Strecke lang sichtbar. Von da weg ging sie über Weißbrunn nach Anning. Auf dem Steinanger ist eine Partie Grabhügel, beim Fasanjäger römische Funde. Hier erreichte die Limesstraße jenes System von Schutzbefestigungen, auf welches ich oben Nr. 1 hingewiesen habe. Nächst Weißbrunn stand zu St. Georgen (urb. Suarzprunnin) auf der Kirchen-Area, welche die Hochufer-Ecke bildet, das erste Vorwerk; gegenüber hoch ober dem linken Traunufer die Burg Irsing mit einem bekannten römischen Inschriftsteine. Das Hauptbefestigungswerk bildeten das Monopyrgium Stein und das Castell Baumburg; die Befestigung Mögling (Klettbauer) war ein nördliches Vorwerk davon, wahrscheinlich auch Kirchberg. Hinter diesem Festungsfünfeck scheint die Limesstraße von Lintach, dessen St. Peterskirche sich auf den Grundmauern eines Monopyrgiums erhebt, in gerader nördlicher Richtung über Aspertsham und Engertsham nach hl. Kreuz (Berg) gelaufen zu sein. Das nunmehr schon fast der Cultur geopferte ansehnliche Castell hl. Kreuz ist in weiten Kreisen bekannt, ebenso die Entdeckung römischer Gebäudereste im nahen Rohringham. Der weitere Verlauf der Limesstraße über Berg, Burgharting, Gramsham, Mangham, Amsham und Stecken nach Wald dürfte keinem erheblichen Zweifel unterliegen, und ebensowenig ihre Fortsetzung von Wald weg hinter den Limeswehren über Biburg, Zeidlarn, Racherting hinter Margarethenberg, Piering, Hochbirn (Hochbürgen) und Benebirn hinter Burgkirchen, und zwischen den beiden Bürgen nach Hochenwart, welchem gegenüber das aus Sporaden bestehende, an römischen Funden so reiche Egmating liegt. Auch die von Hochenwart bis Schützing und gegen die Alzmündung laufenden Ufer-Schanzen sind längst bekannt.

5. Linksuferige Verbindungsstraße von Traunstein nach Neuötting. Den specifisch strategischen Vortheilen weniger Rechnung tragend als den commerciellen, legten die Römer später die Straße auf dem linken Traun- und Alzufer an, da dessen fast durchgängig ebenes Terrain viel geringere Schwierigkeiten bot. Von Traunstein bis Hörpolting wird diese Straße von der späteren Poststraße bedeckt sein; von Hörpolting weg stieg sie aber links von der Poststraße abweichend das Altufer hinan und lief über Haßmanning in gerader Linie nach Baumburg. Von Baumburg ab scheint sie schon früher die vorzugsweise benützte Verbindungsstraße des Befestigungssystems mit Turum gewesen zu sein, worauf die Schutzwehren links ober ihrem Laufe hinweisen, von

denen Troßberg (Drozzaburg), Tüning und jener alte Burgstall bei Innhausen oder Offenham, östlich von Engelsberg, eigentliche Kastelle waren. Mögling (Klett) und Schnablern waren dagegen wohl nur Wartthürme. Unter Troßberg im sog. Degernfeld sind noch dermal längere Strecken der Römerstraße leicht erkennbar, unter Tagharting heißt eine Gegend „auf der Straß" und die Entdeckung der römischen Grundbauten mit Mosaikböden u. s. w. bei Tagharting und Lochen erregten seiner Zeit viel Aufsehen. Ein Straß bei Neukirchen und ein weiteres bei Waizgramming bezeichnen die fernere Richtung der Straße über St. Georgen nach Alt- und Neuötting.

6. Verbindungsstraße von Stein zur Consularstraße des linken Salzachufers bei Fridolfing. Oestlich von Stein steigt ein längst verlassener, gerader Hohlweg, Höhenberg rechts lassend, nach Lindach hinan. Die constructiven Momente der dortigen St. Peterskirche lassen erkennen, daß ihr Schiff ursprünglich nicht für einen rein kirchlichen Zweck erbaut worden sei, ihr hoher Standpunkt eignete sich zu einem Wartthurme. Die geradlinige Fortsetzung des eben erwähnten Hohlweges läuft über Benetsham (Benedictesheim) über den sog. Wasserlauf (der Alveus fluminis in der Grenzregulirung zwischen Bayern und Salzburg bezüglich des Chiemgaues als älteste Grenze desselben) nach Barmbüchel, wo beim Grubergütchen sich die Spuren eines weitern Wartthurmes zeigen. Dieser stand in Correspondenz mit der Rundschanze ober dem Steinbruche zu Palling, wohin die Straße durch ein Geräumt des Waldes „Pallingerberg" lief. Der Pallinger Wartthurm stand abwärts in Beziehung mit dem Wartthurme zu Unterhafing, dessen Funde Wiesend beschreibt, und dieser mit dem Castell Maria-Burg. Von da weg lief die Via vicinalis, das Nordgestade des Tachensee's berührend, über Bergham, Girling, die Biburg an der Ache nach St. Johann bei Fridolfing, wo sie in die Consularstraße einfiel.

7. Verbindungsstraße zwischen Tagharting und Kraiburg. Aus den bedeutenden römischen Funden bei Tagharting geht mit Sicherheit hervor, daß selbes mit seiner Umgegend ein dichtbewohnter Römerort war. In Verbindung mit der Consularstraße Juvavo-Augustam und Juvavo-Turum konnte es einer unmittelbaren Verbindung mit Punkten des obern Inn's nicht entbehren, und es hatte solche wirklich mit Kraiburg und Wasserburg. Was zuerst jene mit Kraiburg betrifft, steht sie durch einen alten geraden Fahrweg, an dem Ortschaften „Straß" liegen, außer Zweifel. Dieser Fahrweg läuft von Tagharting über Lochen auf klassischem Boden, dann über Unter-Brunnham, Innhausen, Wölkham, Straß bei Aich, Winkl, Gloneck, Sinn an der Straß, Straß bei Oberndorf, Straß bei Trospeting, dann durch die Waldschlucht hinab, am sog. Sachsenschlößchen vorüber nach Kraiburg. Etwas unter Kraiburg hat man vor Jahren am rechten Ufer die Widerlager der alten Innbrücke gefunden.

8. Verbindungsstraße zwischen Tagharting und Wasserburg. Die topographischen Anhaltspunkte zur Constatirung dieser Via vicinalis sind in kleinerer Anzahl als bei der vorherigen, aber immer noch genügend vorhanden. Einmal ist der gerade Fahrweg in Folge der wohl erst seit der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts umfangsreicher unternommenen Cultur des Waldes, in welchem Peterskirchen liegt, auf mehrern Strecken links oder rechts abgelenkt. Die ursprüngliche gerade Linie dürfte von Tagharting über Oed, Berg und Buchöster nach Altenham gelaufen sein; erst von Altenham an wird sie sicherer. Die beiden Ortschaften Ober- und Unter-Durchschlacht haben ihren Namen wohl sicherlich von dem alten Straßen-Geräumte erhalten, an welchem sie entstanden. Zunächst rein westlich bei ihnen finden wir aber einen Einödhof Straß. Von da weg über Artham, Schnaitsee, Rinkertsham, links unter Kling durch den Streitwald nach Schönberg und Straß bei Wasserburg, wird ihr gerader Lauf ziemlich sicher sein. — Auch der fernere östliche Verlauf dieser Verbindungsstraße von Tagharting in der Richtung nach Burghausen unterliegt kaum einer Beanstandung. Vom rechten Alzufer weg lief sie wohl auf jenem geraden Fahrwege von Mangham durch das Brunnthal über Odenstraß nach Kirch-Weidach (Widaha). wo sie mit dem nächsten Straßenzuge in einem spitzigen Winkel zusammentraf.

9. Verbindungsstraße von Baumburg nach Burghausen. Sie war bis Troßberg mit der linksuferigen Straße Traunstein-Neuötting (Nr. 5) coincident. Bei Troßberg ging sie aber auf das rechte Alzufer über, und erstieg unter dem Schutze des Castells hl. Kreuz (Berg) das hohe Altufer des Strombettes, in welchem jetzt das bescheidene Alzflüßchen rinnt, bei Bergham. Von da weg über Günzlham und Pichl nach Kirchweidach. Schon ihre Geradlinigkeit läßt eine ursprünglich römische Anlage vermuthen. Während die moderne Vicinalstraße von Kirchweidach an sich mehr links hält, kann man die römische Linie in gerader Richtung über Odenberg, Gattenstall, Gaßen, Gallasöd und Wegenhof verfolgen. Unter Wegenhof stoßen wir auf ein Straß und gelangen dann unter Wechselberg bei Hochester in der sog. Habermark zur Consularstraße des linken Salzachufers, Juvavo-Turum. Da diese Consularstraße, wie wir gesehen haben, von Wechselberg weg ihre gerade Richtung über Burgkirchen nach Neuötting beibehält, so kann man von diesem Punkte an die bisher beschriebene Nebenstraße als Abzweigung der Consularstraße nach Burghausen ansehen, welches Castell sie wohl nicht auf den Krümmungen der heutigen Poststraße, sondern in gerader Richtung über Quick, durch das Feichtet, Silmering und St. Johann erreicht haben wird.

10. Verbindungsstraße zwischen Seebruck (Bidaium) und Obing. Wie mittelst der Via vicinalis von Traunstein nach Wald (Nr. 3) und die Limesstraßen an der Traun-Alz (Nr. 4 u. 5) unmittelbare Querverbindungen der Consularstraße Juvavo-Pontem Oeni und ihrer Parallele Salzburg-Wasserburg

für das östliche Gebiet hergestellt waren, so bestanden drei andere auch für das westliche, nämlich die eben angekündete und dann eine andere zwischen Endorf und Wasserburg und eine dritte, die zweite kreuzende, zwischen Prutting (beziehentlich Pons Oeni) und Obing. Da das Freimoos zwischen Seebruck und Pavolding eine kleine Abweichung von der ganz geraden Linie erheischte, so wird der Lauf dieser ersten Verbindungsstraße am Burgstalle zu Pulach (Karl) vorüber nach Ischl und nach Straß am Südostgestade des Seeoner See's um so sicherer sein, weil Straß auf der ganz geraden Linie durch das Freimoos nicht berührt worden wäre. Der weitere Straßenlauf über Thalheim nach Obing steht ohnedieß außer Zweifel. Im Norden der Hauptstraße Salzburg-Wasserburg setzte sich diese Via vicinalis nicht fort, weil diese von Obing an selbst eine mehr nordwestliche Richtung annimmt, und dadurch die Linie Seebruck-Obing fortsetzt.

11. Verbindungsstraße zwischen Dorfbach bei Endorf und Wasserburg. Der Saumschlag vom Gebirgsübergange bei Sacharang an der Prien herab setzte sich von Hohenaschau über Wildenwart als Vicinalstraße bis zur Consularstraße Juvavo-Pontem Oeni fort und kreuzte dieselbe bei Dorfbach. Von da weg ging sie in gerader Richtung über Grafing, Halfing, Fahrtbüchel, Friberting, die beiden Burgstalle Perfall und Kammerlohe (Stammorte der gleichnamigen Adelsfamilien), Bergham, Alt- und Kircheiselfing nach Weikertsham und von da zum schon bekannten Innübergange.

12. Verbindungsstraße von Leonharts-Pfunzen nach Obing (beziehentlich Tagharting). Von Pons Oeni als Consularstraße nach Osten ausgehend, zweigte sie erst bei Prutting in nordöstlicher Richtung über Sechtenau, Dingbuch, Helfing, Höslwang und Bidenhart nach Obing ab. Sie scheint sich jenseits der Hauptstraße von Obing über Kinnberg oder richtiger über Rampertskirchen, Pößmoos und Biburg bei Feldkirchen nach Tagharting fortgesetzt zu haben.

13. Von Reichenhall durch das Högelthal nach Teisendorf. Von den von der Consularstraße Juvavo-Pontem Oeni südlich abzweigenden Neben- oder Verbindungsstraßen ist diese die östlichste. Ihr Lauf ist durch die Terrainplastik vorgezeichnet: über die Saal bei Staufeneck, nach Aufham, dann rechts unter dem alten Kastelle Anger (Ellanburgskirchen) und ebenso ober Högelwerd vorüber durch den Vorort Barnbühel nach Teisendorf.

14. Von Reichenhall über Inzell nach Traunstein. Von Reichenhall und nahe bei Non über die Vager mit zwei stärkeren Verschanzungen bis hinab in den Weißbach inner Inzell war sie fahrbarer Saumschlag. Von Inzell über die Wagenau und Hachau nach Siegsdorf wirkliche Via vicinalis. In Siegsdorf mündete sie in die Limesstraße Nr. 3.

15. Von Oberteisendorf zu den Erzgruben des Achthales, den Hüttenwerken und den westlichen Gebirgspässen. Sie zweigte bei Oberteisendorf links von der Consularstraße ab und lief am Burgstalle Thumberg vorüber zuerst zu den Eisengruben des Achthales. Daß sie in der Römerzeit schon eröffnet waren, beweisen einzelne Funde, namentlich von Werkzeugen des ältesten (keltischen) Bergbaues. Allerdings war mit den Eisengruben auch damals schon ein Hüttenwerk verbunden; ein Theil des Eisen-Rohstoffes ging jedoch in westlicher Richtung zur Traun. Kleinere Hüttenwerke hatte wohl auch Siegsdorf — nämlich sogenannte Bläh-Häuser, so wie die Hachau; das vorzüglichste aber und Jahrhunderte hindurch sehr blühende, war die Gewerkschaft Eisenerz inner Siegsdorf. Ob auch eines zu Bergen (Maximilianshütte) bestand, wird angezweifelt; die Fortsetzung der Erzstraße über Alzing und Steinbrücken spricht aber dafür, wie auch überhaupt die weitere Verlängerung derselben an der Maximilianshütte vorüber und dann nach Klaus und Straßberg, unter dem Burgstalle Hohenstein durch Egerndach, wo ein römischer Inschriftstein gefunden worden ist, und ferner von Marquartstein über das Graßauerthal zu einem zweiten Klaus und über Rottau nach Bärnau nicht geleugnet werden kann. Diese Straße scheint außer der Verfrachtung des Roherzes der Eisengruben und des Roheisens der Hüttenwerke die Aufgabe gehabt zu haben, den Verkehr mit den Gebirgspässen über die Vager nach Reichenhall, über Rupolting, über Wössen und über den Streichen in's Unterinnthal zu vermitteln. Die Defileen dieser Gebirgspässe waren durch die Burgen Siegsdorf, Rupolting, Marquartstein und Streichen geschützt.

16. Von Traunstein über die südlichen Chiemsee-Moore zum westlichen Gebirgspaß durch den Sacharang. Dieser Straßenzug wurde in den Fünfziger Jahren von A. Vogel entdeckt und im oberbayrischen Archive des Näheren beschrieben. Den specifischen Zweck anzugeben, zu welchem diese Straße mit großem Kostenaufwande angelegt wurde, dürfte schwer halten; sie hat aber das Interessante, daß durch sie ein praktischer Commentar zur Bauart der Pontes Tessenii, von denen später die Rede sein wird, sowie der oft ventilirten Pontes longi in den Annalen des Tacitus geliefert wurde. Verfolgen wir sie von ihrem Ausgange an. Sie lief von Traunstein aus nach Haslach und nach Bachendorf. Hier ist sie als Sommerweg noch erkennbar und rechts an ihr findet sich auf einem weit dominirenden Punkte Thürlberg, der von den ausgehobenen Grundmauern des Wartthurmes zurückgebliebene, charakteristische Trichter. Bei Bachendorf im Felde gegen Nordosten ein kleines Leichenfeld. Von Bachendorf ging sie, streckenweise noch erkennbar, nach Holzhausen. In der Nähe davon fand der genannte Forscher das Grundgemäuer einer römischen Villa mit mehreren Anticaglien. Von da weg lief sie am Südsaume des Gleierwaldes. An der Nordseite desselben Waldes die mächtige

Grabenstätter Bürg bei Eggering, nahe bei ihr der Fundort der vom Bibliothekar Föringer beschriebenen Tabula honestae Missionis des C. Cattius. Der weitere westliche Verlauf berührt Höring und Soßau. Unter Soßau ist sie durch einen tiefen Moorgrund durchgebaut und zwar mittelst einer dreifachen Schichte von Längenhölzern und Querplatten (Enz- und Streu-Bäume). Der Entdecker verfolgte sie noch weiter bis über den Buchberg bei Ueberseе mit zwei römischen Monopyrgien und dann über Rottau, Bärnau und in's Prien-Thal bei Hohenaschau. Unter dem Schutze der starken Burg Hohenaschau lief ein Saumschlag gegen Sacharang hinauf und von dort über den Wildbühel in das Unterinnthal. Der Landstrich, den diese seltsame Straße durchzieht, ist ziemlich reich an römischen Funden; so finden sich, außer den bereits erwähnten, Inschriftsteine zu Lueg am Tütensee, zu Grabenstätt und Bärnau, um der Funde zu Chieming und Frauenchiemsee, als schon weiter abseits liegender, nicht zu gedenken. Auf die umfangsreichen Grundmauern zu Kahlsberg (Cadalhohesperg bei Grabenstätt) mache ich nur aufmerksam.

17. Juvavo — ad Salinam majorem und deren Fortsetzung. Schon R. v. Koch-Sternfeld hat in seiner kleinen Schrift: „Salzburg unter den Römern" nachgewiesen, daß die Verbindungsstraße der Hauptstadt Juvavum mit der Salina major (Reichenhall) nicht wie die heutige Poststraße die kürzere Linie über den Walserberg einhielt, sondern durch die sog. Kleine Gemein über Glaneck am Nordfuße des Untersberges über Kritzersberg gegen die alte Hallburg Plain und durch die Große Gemein zur Salina major angelegt wurde. Ueber diese anomale Abweichung von der bei den römischen Straßenbaumeistern principiellen geradesten Linie gibt uns theils die Bodenbeschaffenheit, theils das großartige Befestigungssystem, mit welchem die Salina umgürtet war, einigen Aufschluß. Sobald man überhaupt sich entschlossen hatte, die Hauptsalzstraße nicht über die schutzlose Ebene laufen zu lassen, welche die heutige Poststraße durchschneidet, ließ das Leopoldskron-Moos keine andere Wahl mehr als sie an den Fuß des Untersberges zu führen und dann durch die Große Gemein. Warum vermied man aber die zur Straßenanlage so geeignete Ebene? Wohl nur, weil sie zu schutzlos war. Mit gewohntem praktischen Tiefblick erfaßten die Römer die ganze Wichtigkeit der reichen Salzquellen; diese selbst, wie ihre lebendige Verbindung mit der Hauptstadt des Territoriums mußten auch für den sehr möglichen Fall noch sicher gestellt werden, daß durch irgend einen Barbaren-Einfall das Flachland auf einige Zeit von ihnen überschwemmt wurde. Nur aus diesem Standpunkte läßt sich der Festungsgürtel um die Saline und die Richtung ihrer Verbindungsstraße mit der Hauptstadt begreifen. Die Saline selbst stand unter dem unmittelbaren Schutze der festen Kastelle Plain und Karlsburg (Peilstein). Sie waren von den Befestigungen auf der Vager, am Hallthurm und Staufeneck flankirt. An diese schlossen sich die minder starken Befestigungen zu Non (Kirchen-Area), auf dem Kirchberge und dem Grut-

tenstein an. Die Salzstraße durch das Högelthal war durch Staufeneck, das Kastell Anger und das Monopyrgium auf dem Steinhögel (Area der St. Georgskirche, spätere Stammburg der Ministerialen de Hegelin) geschützt, die Verbindungsstraße mit der Hauptstadt aber durch Plain, den in die Ebene vorgeschobenen Wartthurm Gols (Collis) und durch Glaneck. Aus dem Namen von Marzoll (urk. Marciola) ersehen wir, daß sich schon unter den Römern eine Hallmark gebildet hatte, wovon Marzoll und die Große Gemein um die Hallburg noch Reste sind; letztere hat aber ihren Namen unmittelbar von dem germanischen Adal puro [1]), d. h. die adelige Genossenschaft der Siedherren, die sich dort consolidirte. — Die Salzstraßen nach Juvavum und durch das Högelthal, sowie auf der noch im früheren Mittelalter schiffbaren Saale waren jedoch keineswegs die einzigen Vertriebswege des Salzes. Auf den für Karren fahrbaren Saumschlag über die Vager, den Jochberg und Innzell nach Siegsdorf und Traunstein habe ich schon oben (Nr. 14) aufmerksam gemacht. Eine andere, die als Fortsetzung der Straße von Juvavum her gelten kann, stieg unter dem Schutze der Karlsburg den Reßelgraben hinan und zog durch den Stein-Paß über Unken nach Lofer. Hier verzweigte sie sich, indem ein Ast derselben über den Paß Strub und Waidering in das Achen-, beziehentlich untere Innthal hinüberlief, während ein südlicher im Gerinne der Saale über Luftenstein und Saalfelden nach Zell am See strebte, und südlich davon in die Straße, welche den Pinzgau von Ost nach West durchschnitt, einfiel. In den sogenannten Hohlwegen über Weißenbach werden von dortigen Forstleuten abwechselnd links und rechts noch die Standpunkte der alten Wartthürme gezeigt; die Ruine Luftenstein, nahe dem berüchtigten Lambrechts-Ofenloch (schon in ältester Zeit aufgelassenes Bergwerk) gehört unter sie.

18. Juvavo — ad Salinas minores. Was man auch dagegen sagen mag, die Salinae minores am Dürrenberge sowohl wie im Mühlbach (später Hallein) und Tuval standen schon während der Römerzeit im Betriebe, und Angesichts wiederholter Funde in den dortigen Bergwerken, die sich als römische und keltische charakterisiren, läßt sich dieß nun nicht mehr in Abrede stellen. Allerdings waren sie während der Völkerwanderung, beziehentlich während der unausgesetzten Barbaren-Einfälle beinahe gänzlich entvölkert worden und in tiefen Verfall gerathen. Daß der hl. Rupert in Folge ihrer Wiedererhebung das charakteristische Symbol der Salzkufe erhielt, habe ich im I. Theile dargethan. Die Salinae minores waren ausschließlich salzburgisches Kirchengut, während das Kathedralstift an den Majores zu Hall nur Antheile, freilich sehr bedeutende hatte. Auch das romanische Element der Bevölkerung des Berchtesgadener Thalkessels spricht dafür, daß die kleinen Salinen kaum je ganz aufgelassen waren, jedenfalls aber während

[1]) Juvav. Anh. p. 28.

der Römerperiode hauptsächlich durch die Halaunen betrieben wurden. Die Straße dahin lief durch die kleine Gemein; die Befestigungen zu Gartenau, Gutrathsberg und Thurm inner Schellenberg schützten sie; Anif mit seinem wahrscheinlich römischen Thurme scheint die Salz-Legstätte der kleinen Salinen gewesen zu sein, wie schon früher bemerkt worden.

19. Von Werfen durch den Banngau und Pinzgau sammt Fortsetzung. Obwohl das Almthal von Oberalm über Ebenau gegen Koppl von den Römern bewohnt war, wie ein Römerstein, den der Almbach aus ihm herausgewälzt hat, beweist, so sei doch der wahrscheinlich fahrbare Saumschlag, der es durchzog, als kirchenhistorisch irrelevant hier nur vorgemerkt: dagegen ist der Arm, welcher von der Consularstraße Juvavo – Virunum bei Werfen rechts abzweigt, um den Bann- und Pinzgau zu durchziehen, auch für den kirchlichen Standpunkt von hoher Wichtigkeit. Daß dieser Arm, den man mit Fug eine Hauptstraße heißen kann, von den Römern angelegt worden sei, beweisen die am Straßenlaufe gefundenen Inschriftsteine und Anticaglien wohl unanfechtbar. Die Straßenscheide war durch das auch im Alterthume ohne Zweifel schon sehr starke Kastell Werfen geschützt. Das Kastell selbst scheint sich seinen römischen Namen bewahrt zu haben: er ist nach Mutzl eine theilweise Entstellung aus Alpes perviae. Der fernere westliche Verlauf der Straße durch den Banngau und Unterpinzgau ist durch die Terrain-Plastik vorgezeichnet; erst bei Bruck erweitert sich das Defilee und die Monopyrgien Fischhorn am linken und weiter oben Kaprun am rechten Salzachufer bewachten es. Südlich von Zell am See nahm unsere Hauptstraße jene Verbindungsstraße, welche von der Salina major über Saalfelden heranlief (Nr. 16), in sich auf. Bisontium, oder richtiger Ambisontium, das heutige Piesendorf ist der alte Vorort des Volksstammes der Ambisontier. Ober Piesendorf finden wir ein bedeutsames Walchen. Ueber Niedersill und Mittersill (wo eine Straßenkreuzung) und Neukirchen (Obersill) hielt sich die Straße getreulich an das linke Salzachufer; erst bei den „sieben Mösern" überschritt sie den jungen Fluß, um die Wasserscheide Dürnerboden zu erklimmen, und an der zahmer gewordenen wilden Gerlos die Vereinigung der Gerlos und Ziller zu erreichen und dann durch das Zillerthal hinab endlich bei Straß in die Consularstraße Ponte Oeni – Veldidenam einzulenken.

20. Querstraße von Norden gegen Süden durch Mittersill. In den Nummern 14, 15 habe ich auf die Saumschläge Rupolting – Reit im Winkel, Markwartstein – Reit im Winkel und Hohenaschau-Sacharang hingewiesen: sie liefen südlich von den Wasserscheiden, die sie zu übersteigen hatten, alle drei in den Thalkessel Kössen-Walchsee aus. Nachdem der von da an wieder durchgängig fahrbare Saumschlag einen westlichen Zweig über Niederndorf zur Consularstraße des Innthales abgegeben, zog er in gerader, südlicher Richtung im Thaleinschnitte der Ache aufwärts nach St. Johann

im Leukenthale. Ein Kläusl (Clusula) unter dem Bruthennkogel erinnert lebhaft an ein gleichnamiges an der Consularstraße zwischen Mittenwald und Partenkirchen im Walhagaue. Von St. Johann aufwärts hielt sich der Saumschlag immer an das Achenrinnsal, ging durch Kitzbühel, überstieg dann den Jochberg und senkte sich südlich davon über den Paßthurm und die Burg Einödberg bei Mitterfill in das Salzachthal hinab. — Hart östlich an Mitterfill stieg er dann bei Velben das gleichnamige Thal gegen Süden hinan, um über Spital und Windisch-Matrei nach Loncium (Lienz) im Pusterthale zu gelangen. Durch diesen fast auf allen Strecken fahrbaren Saumschlag war also wieder eine unmittelbare Verbindung des westlichen Ufernoricums mit der Colonialstadt Aquileja hergestellt.

21. Alpenübergänge über den Krimmlertauern und durch die Gastein. Der Saumschlag von Mitterfill nach Lienz hatte zwei Parallelen. Die westliche war der auf der nördlichen Tauernabdachung wohl kaum fahrbare Saumweg von der Einmündung der Krimmler-Ache in die junge Salzach zum Krimmler-Tauern hinauf. Jenseits der hohen Wasserscheide (8750') lief er im Prettauthale hinab nach Brunecken (Brennorum caput), und dadurch war vom Salzachthale her wieder eine unmittelbare Verbindung mit dem Pusterthale und durch die Straßenarme westlich nach Brixen (Brixentes) und östlich nach Innichen (Aguntum) auch mit diesen geschaffen. Daß dieser Saumschlag auch noch in agilulfingischer Zeit in Benützung war, erweisen die Ortschaften Pfalzen (Palatium), Utenheim (Utonis villa), Tesselberg (Tassilonis villa) und Dietenheim (Theodonis villa) bei Brunecken. — Die östliche Parallele zur Querstraße durch Mitterfill zweigte sich zu Lend von der Banngauer Hauptstraße ab und lief das Gasteinerthal unter der schützenden Burg Klammstein vorüber nach Dorf-, Hof- und Wildbad-Gastein und Böckstein. Bei Böckstein war eine Wegscheide. Der Saumschlag lief am Westhange des Radhausberges durch das Naßfeld am Weißenbach hinauf zum Malnitzer-Tauern. Die Goldgruben des Radhausberges und des Rauriser Goldberges, wohin noch dermal ein Knappensteig führt, waren wohl seine Hauptziele. Vom Tauernhause senkte sich der Saumweg nach Malnitz hinab. Ich habe eben gesagt, daß bei Böckstein eine Wegscheide war; denn links vom bisher tracirten Saumschlage ab läßt sich durch das Anlaufthal hinauf ein zweiter Arm desselben verfolgen, der den Korntauern (ca. 7800') übersteigt, und dann nach Malnitz, Obervellach und nach St. Peter im Holz, das heißt nach Teurnia, der späteren Hauptstadt Binnen-Noricums hinabzieht. Dieser Altweg war aber kein gewöhnlicher Saumschlag, sondern eine förmliche Heerstraße. Muchar berichtet über sie [1]): „Man sieht heutigen Tages noch jenseits des Isselsberges längere Stücke dieses Weges mit eigens zugerichteten, breiten und behauenen Steinen gepflastert, offenbar Ueberbleibsel einer alten

[1]) Noricum I. Th. S. 252.

Römerstraße, welche von Loncium aus zu den uralten tauriscischen Goldgruben in der Gebirgskette nördlich des Möllflußes führte." Laut dieser Angabe sind jene Straßen-Segmente nordöstlich von Lienz in der Gegend von Winklern, wo der Lauf des von Norden kommenden Möllflusses seine östliche Richtung nimmt, sichtbar: nun theilt mir aber mein Freund A. Wessiken, Pfarrer von Wildbad-Gastein, mit, daß ein dem eben beschriebenen ganz ähnliches Römerstraßen-Segment unmittelbar jenseits des Korntauerns in der Richtung nach Malnitz bekannt sei: hieraus geht mit Sicherheit hervor, daß sich die Römerstraße bei Ober-Vellach getheilt habe, indem ein Arm derselben in gerader südöstlicher Richtung nach Teurnia hinab zog, während der westliche Arm am Möllfluße aufwärts nach Lienz (Loncium) zielte. Ueber den Grund zur Anlegung dieser natürlich nur mit großem Kraft- und Kosten-Aufwande hergestellten Römerstraße gibt kein altes Document Aufschluß; da sie aber nach der Vereinigung der beiden Arme bei Ober-Vellach über den Korntauern ins Gasteiner-Thal geleitet wurde, wird man eher an strategische Zwecke, als an die Absicht, den Uebertäurern die Benützung der Gasteiner-Thermen zu ermöglichen, denken müssen; die »Auri sacra fames« dürfte aber der Hauptbeweggrund dieses kostspieligen Straßenbaues gewesen sein: wurden doch die früher wohl noch viel ergiebigern Goldbergwerke zwischen dem Hochnarr und Herzog-Ernst selbst im spätern Mittelalter noch, wie die Sagen berichten, besonders von Venetianern emsig ausgebeutet. Vom Hochnarr auf dem Hochkamme der Tauernkette bis zum Herzog-Ernst begegnen uns vom Goldbergwerke, das am Kesselkogel noch matt im Betriebe steht, die charakteristischen Bergnamen: Goldzechkogel, Goldbergspitz, Goldberghöhe, und daß im Naßfeld und am Radhausberg seit unvordenklicher Zeit auf Gold gebaut worden sei, ist ohnehin bekannt und durch manche längst aufgelassene Stollen und Schachte in jener Bergregion zur Genüge dargethan.

22. Verbindungsstraße des mittlern Salzachthales mit dem obern Ennsthal. Sie zweigte bei St. Johann von der Hauptstraße des Bann- und Pinzgaues ab und lief von da weg östlich über Wagrein, Schwaighof und Reitdorf nach Altenmarkt, wo sie in die Consularstraße Juvavo-Virunum einfiel. Sie scheint durch das alte Schloß bei Schwaighof, von welchem dieser als Viehwirthschaft (Vaccaritia) desselben seinen Namen hat, geschützt gewesen zu sein. Auch auf diesem Wege finden wir wieder einen topographischen Beleg für meine schon früher aufgestellte Behauptung, daß die Slaven etwa im ersten Drittel des VII. Jahrhunderts auch die Querthäler der nördlichen Tauern-Abdachung in Besitz genommen haben, denn bei Altenmarkt ergießt sich ein Zauchbach in die Enns, der mit jenem in anerkannt slavischem Gebiete rinnenden »rivus ... Zucha« homonym ist, welcher in einer St. Emmeramer Urkunde vom Jahre 979[1]) als Grenzbestimmung an der untern Ips vorkommt.

[1]) Th. Ried, Cod. Ratisb. I. p. 107.

23. Die Verbindungsstraße im Lungaue. Wie aus J. v. Kürsinger's höchst lehrreicher Chorographie des Lungaues zu ersehen ist, hat dieser Gau einen reichen Vorrath von römischen Meilensäulen, Inschriftsteinen und Bildmalen aufzuweisen. Während erstere Kategorie sich selbstverständlich an die Consularstraßen-Züge Juvavo-Virunum und Juvavo-Teurnia hält, vertheilen sich die beiden letztern, mit naturgemäßer Bevorzugung der Straßenlinien, sonst so ziemlich gleichmäßig auf die dort Winkel geheißenen Gegenden des ganzen Gaues. Daraus wird mit Recht zu erschließen sein, daß von den beiden Consularstraßen aus alle etwas dichter bewohnten Thäler von Verbindungsstraßen durchzogen waren. Die vorzüglicheren derselben dürften von St. Margarethen aus ihre Richtung westlich in den Mur- und in den Zederhaus-Winkel, und östlich durch das Thomathal an der Mur hinab genommen haben. Bei Ramingstein (sprachlich wohl soviel als Römerstein) verband sich mit letzterer ein von Tamsweg an der Mur herabkommender Zweig. Durch das Bundschuhthal scheint ein Saumschlag ins Binnen-Noricum in der Richtung nach dem heutigen Klein-Kirchheim hinüber gegangen zu sein.

C. Die Römerstraßen Vindeliciens.

Daß ich Vindelicien immer im Ptolemäischen Sinne, als Land zwischen dem Lech und dem Inn nehme, habe ich schon früher angemerkt. Bis ich aber an die Beleuchtung seiner Römerstraßen gehe, muß ich auf einen topographischen Canon aufmerksam machen, der zur Auffindung der Straßen-Richtungen einiges Licht gibt. Bei Uebergängen über größere Flüsse, sei es durch stehende oder fliegende Brücken, laufen auf beiden Ufern in der Regel drei bedeutendere Straßenzüge zur Brücke zusammen, von denen meistens die mittlere die Consularstraße ist. Die Winkel, in welchen die Seitenstraßen auf die Hauptstraße an der Brücke einfallen, sind verschieden, auf den rechten Ufern fast durchgängig im rechten Winkel, weil sie Limesstraßen sind. In der spätern Römerzeit wurden beinahe regelmäßig auch auf den linken Flußufern Parallelen zu den rechtsufrigen Limesstraßen erbaut, welche vorzugsweise commerciellen Zwecken dienten, wie die Limesstraßen strategischen. Das Zusammenlaufen mehrerer Straßen beider Ufer zu den Flußübergängen ist ein glänzendes Zeugniß für die hohe Weisheit der römischen Straßenbaumeister; denn einmal fielen die bedeutenden Kosten für die Vervielfältigung der Brücken weg, und dann war die Vertheidigung der wenigern Flußübergänge eine viel leichtere. Daß der soeben aufgestellte Canon bei jenen Flußübergängen nicht ausführbar war, wenn die Consularstraße an der Reichsgrenze z. B. an der Donau hinlief, oder wenn derlei Uebergänge in Gebirgsgegenden fielen, ist, mein' ich, selbstverständlich, aber im ersterem Falle ist die Consularstraße hie und da etwas tiefer im Lande angelegt und begleitet sie am Ufer ein sog. Rennweg als unentbehrliche Limesstraße.

a) Römerstraßen zwischen dem Inn und der Isar.

Die Reconstruction des Straßennetzes zwischen dem Inn und der Isar unterliegt größern Schwierigkeiten, als jene des vorhergehenden Abschnittes, weil wir es dort, abgesehen von den Zwischen-Limes-Straßen und den Gebirgspässen, mit einem einfachen Straßenkreuze zu thun hatten, dessen Stamm die Consularstraße Juvavo – ad pontem Oeni und den Querbalken die Consularstraße Turo-Virunum bildet. Bei der Anlegung der Straßen des östlichen Vindeliciums waren jedoch mehrere sehr wichtige Rücksichten maßgebend, vorerst der Reichslimes an der Donau und außerdem von ferne her die Straßenrichtungen beeinflußenden Coloniestädte Augusta Vindelicorum und Regina Castra, besonders die beiden im Territorium selbst liegenden Castra und Municipien Castra Batava und Castra Quintana (Künzen). Allen diesen schon ihrer Lage nach sehr heterogenen Factoren mußten die Straßenbaumeister möglichst gerecht werden. Wie sie dieß bewerkstelligt haben, bleibt Sache der dadurch nicht wenig erschwerten Forschung.

I. Vor 235 angelegte Heerstraßen.

1. A ponte Oeni–Bratananium. Weishaupt sucht den Lauf der Consularstraße von Pons Oeni weg über Fürstätt, den Schlößlberg östlich von Aibling, und von Aibling weg coincident mit der heutigen Hauptstraße bis Feldkirchen, und nimmt die Burg ober Grub bei Vallei als Station Isunisca an. Abgesehen davon, daß man mit der auf dieser Linie abgetragenen Meilenzahl XVIII. von Pons Oeni (Leonhartspfunzen) her nicht ausreicht, scheint auch der Ueberrest eines römischen Wartthurmes im Kirchthurm zu Elmosen für die gerade Richtung über das Kolbermoos, Elmosen, Hurnau, Klein- und Groß-Höhenrain nach Helfendorf zu sprechen. Für meine Aufgabe lohnt es sich übrigens der Mühe nicht, diese Differenz genauer zu untersuchen. Die Station Bratananium wird aber nicht, wie fast allgemein geschieht, auf die Bürg bei Hohenschäftlarn, links der Isar, verlegt werden dürfen, weil hiezu die Entfernungs-Angabe XII Milliarien von Isunisca nicht ausreicht, und Bratananium als Mittelglied des Isar-Limes ohnehin auf deren rechtes Ufer gehört, sondern auf jenes Befestigungssystem, welches Buchner[1]) mit den Worten beschreibt: „Eine Stunde ostwärts (von der Isar) im Gleißenthal zwischen Oberhaching und Deisenhofen bis Kreuzpurlach und Oberbiburg hin, kommen abermals die Ueberbleibsel einer großen Festung zum Vorschein, bestehend aus einem Burgstall und sechs dazugehörigen Vorwerken. Mitten durch zieht die Straße u. s. w." Die Entfernungs-Angabe von Bratananium nach Urusa mit XII Milliarien ist jedenfalls uncorrect; das Richtige wäre XXV.

2. A ponte Oeni ad Castra. Diese Reiseroute des Antoninischen Itinerars wurde oft besprochen, und wie mir scheint, eben so oft unrichtig aufgefaßt.

[1]) Documente z. Gesch. von Bayern S. 56.

Buchner und die Meisten mit ihm halten sie für die Straße von Pons Oeni (Pfunzen) nach Turum (Neuötting) und von da über Dingolfing nach Regensburg. Während nun aber die Distanz von Pfunzen nach Neuötting mit XLIII Milliarien, in früher erläuterter Weise, ziemlich genau zutrifft, ist dieß mit den Entfernungsangaben von Turum nach Jovisura (Jovisara? dieß mit Buchner[1]) für Dunting angenommen) mit LXIIII Milliarien und von da nach Castra (Regina) mit LXII, d. h. mit 126 von Turum nach Castra Regina — keineswegs der Fall. In gerader Linie steht Regensburg von Neuötting 13 geogr. Meilen oder 65 römische Milliarien, oder um eines mehr ab, als nach dem Itinerarium die Entfernung von Turum nach Jovisara beträgt. Buchner scheint unter Castra nicht Castra Regina, sondern jene Befestigungen zu verstehen, von denen man bei Geiselhöring noch beträchtliche Ueberreste findet: bedenkt aber nicht, daß dieselben erst im V. Jahrhundert erbaut worden seien, als sich nämlich die Thüringer Regensburgs bemächtigt hatten, mithin beiläufig um 50 Jahre später, als das Itinerarium Antonini in letzter, uns vorliegender Redaction, aus den Händen des Kosmographen Aethicus hervorgegangen war. Ueberdieß ist die Behauptung Buchner's, daß diese Castra XII Milliarien von Dunting entfernt seien, ungenau, wenn man ihm auch die Streichung des Zahlzeichens L zugeben wollte.

Jedenfalls bleibt es aber unbegreiflich, wie im Itinerarium zwei Straßenzüge mit dem Ausgangspunkte Pons Oeni zusammengestellt worden wären, deren zweiter am Inn aufwärts bis Veldidena läuft, während der erste Inn abwärts nur bis Turum ginge, um dann in einem rechten Winkel vom Inn abzuspringen und in nordwestlicher Richtung nach Regensburg zu zielen. Die natürlichste Annahme bleibt denn doch, daß, wie der eine Inn aufwärts, so der andere Inn abwärts sich an das Rinnsal des Stromes gehalten haben werde, und daß der Endepunkt desselben Castra nichts weiter sei, als die beinahe selbstverständlichen Castra Batava. — Aber die Gesammtmeilenzahl 169 von Pons Oeni nach Castra Batava, während ihre Entfernung von einander ohngefähr 18 geogr. Meilen, oder 90 röm. Milliarien beträgt? — wird man einwenden. Auf der schon erläuterten Strecke von Pons Oeni bis Turum trifft die Meilenzahl 43 genau zu, wie wir gesehen haben: läßt man sich aber herbei, die beiden Zahlzeichen L und die Milliarien-Angaben von Turo nach Jovisara und von da nach Castra Batava für Schreibfehler statt der Zahlzeichen X anzunehmen, so erhält man statt der Entfernungsangabe 126 Milliarien von Turum nach Castra Batava 48 Milliarien oder fast 10 geogr. Meilen, was mit der Wirklichkeit vollkommen übereinstimmt. Die Mittelstation Jovisara oder Jovisura fällt zwischen Malching und Kirchham.

3. Turo-Castra Regina (hier bis zum Isar-Uebergang bei Dingolfing). Die Einstellung dieser Consularstraße in die Reihe der vor dem Jahre 235 erbauten Heerstraßen könnte als eine theilweise Abweichung von den

[1]) L. c. S. 72.

bisher befolgten Grundsätzen angesehen werden. Um über die Zeit, in welcher sie angelegt worden, zu urtheilen, steht uns nämlich keine Stationen-Angabe der Itinerarien, sondern nur ein bei Surheim 7 Milliarien unter Salzburg gefundener Meilenstein zu Gebote[1]), der nach v. Hefner's Berechnung von den Imperatoren Diokletian und Maximin 286—292 gesetzt worden ist, und der somit in jenen Consularstraßenzug Juvavo-Turum fällt, von welchem der Zug Turo-Regina-Castra die beinahe geradlinige Fortsetzung ist. Da aber die Straße von Juvavum über Turum der kürzeste und natürlichste Weg nach Castra Regina ist, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß auf demselben die ursprünglichste Heerstraße zwischen Juvavum und Castra Regina angelegt worden sei, die dann allerdings in Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen strategischen Bedürfnisse erst unter Diokletian zur eigentlichen Consularstraße erhoben worden sein mag. — Der sel. Mutzl leitet die Straße von Turum nach Dingolfing über Seemanshausen; ich bin hierin nicht mit ihm einverstanden, und suche auch den Isarübergang nicht in Dingolfing selbst, sondern eine Stunde unterhalb. Zwischen Neuötting und Eggenfelden, am Ostfuße des Kaiserberges vorüber, sind einzelne Strecken der alten Hochstraße heute noch erkennbar, und ein Straß bei Hirschorn liegt an ihrer geraden Linie. Hieran schließt sich ein weiteres Straß bei Zell, Pfarrei Malzersdorf, und dieselbe Linie fortsetzend ein anderes bei Reisbach. Verlängert man diese Linie, so fällt sie bei Heiberskofen eine Stunde unter Dingolfing rechtwinkelig auf den Lauf der Isar, und in der geraden Linie gegenüber liegt ein Straß, das zu den Gottfriedinger Schwaigen gehört. Wir werden uns im nächsten Abschnitte davon überzeugen, daß auch die weitere Fortsetzung dieses Straßenzuges in der Richtung gegen Geiselhöring die bisher tracirte Linie, als die gerade, verlange.

4. Boioduro-Castra Regina (hier bis zum Isar-Uebergange bei Bürg). Ueber diesen Consular-Straßenzug herrscht in den, mir bekannt gewordenen, zur Oeffentlichkeit gekommenen Forschungen viel Unklarheit. Man ging bisher, eben soweit ich davon weiß, immer von der sicherlich unrichtigen Voraussetzung aus, daß der Straßenzug von Passau weg bis zum Isar-Uebergange sich streng an das rechte Donau-Ufer gehalten habe, und hat sich überdieß durch die zufällige Namensähnlichkeit des dunklen Ausdruckes P. Rensibus, womit die Tabula die Zwischenstation von Boiodurum (sic!) und Regino bezeichnet, irreführen lassen, ihn ohne weiteres mit Pontibus Isarensibus zu interpretiren und den damit nicht vereinbaren Distanzbestimmungen der Tabula zum Trotz die Station P. Rensibus nach Plattling an der Isar zu verlegen. Buchner, der auch dieser Ansicht war, läßt die Klage laut werden[2]): „Ich habe fast zwei Tage mit Durchsuchung dieser Gegend zugebracht, bin die Isar zwischen Plattling und Deggendorf auf- und abgegangen; keine Spur eines alten Werkes haben die Wellen dieses

[1]) v. Hefner Röm. Bayern S. 133. [2]) Documente zur bayer. Gesch. S. 45.

reißenden Stromes mehr zurückgelassen." Es ist zu bedauern, daß dieser tüchtige Forscher sich nicht entschloß, auch an der Isar aufwärts Untersuchungen anzustellen; wahrscheinlich hat ihn die vorgefaßte Meinung davon abgehalten, daß die Consularstraße hart am rechten Donau-Ufer gelaufen. Aus zwei mit aller Verlässigkeit ermittelten Strecken derselben ist aber augenscheinlich, daß sie in einiger Entfernung vom Ufer hingezogen sei. Vorerst ist eine Strecke von 2 geogr. Meilen von Schönerting, Filiale der Pfarrei Aunkirchen, bis Haunpolting, Filiale der Pfarrei Kirchdorf, ersteres von Vilshofen, das andere von Osterhofen südwestlich, mit aller Sicherheit constatirt und im topographischen Atlasblatte Passau des k. b. Generalstabs, dessen Benützung ich der Güte des Hrn. Prof. Dr. Schafhäutl verdanke, durch den Staatsforst Hart mit großer Genauigkeit als Hoch- oder Römerstraße eingetragen. Die Straßenlinie ist aber durchschnittlich eine geogr. Meile von der im Norden strömenden Donau entfernt. Von Schönerting sagt Rottmayr[1]): „Schönerting war ursprünglich eine römische Colonie mit einem Wachtthurme," und von Haunpolting[2]): „Dieses Kirchlein ist . . . . . in Mitte eines Römer-Castells und aus dessen Material entstanden." — Eine zweite, freilich viel kürzere Consularstraßen-Strecke ist nicht minder sicher, als die eben beschriebene längere. Sie befindet sich etwa eine Stunde südlich von Heining mitten im großen Neuburgerwalde. In der Parcelle des Neuburgerwaldes, welche Kolber Rentamtsforst heißt, erheben sich am rechten Ufer des Marbachs zwei Befestigungen, jede Schanzberg geheißen. Ihnen gegenüber bilden auf dem linken Ufer zwei andere: die Schanze beim Steinmetz und die Binderbauer Schanze ein regelmäßiges Viereck mit denen des rechten Ufers. Zwischen den letztgenannten ist ein großer Lagerplatz mit Umwallung schwächern Profils erkennbar. Von ihm weg läuft dann ein Consular-Straßen-Segment zu den Waldhäusern, Schanzer genannt, und in gerader, westlicher Richtung am rechten Ufer des Groißenbächleins zur Baumschule. — Mit diesen zwei ungleichen Segmenten der Consularstraße sind uns vollständig sichere Directiven ihrer Richtung gegeben, und es fehlt auch nicht an topographischen Anhaltspunkten zur Ergänzung der minder sicheren Zwischenstrecken. Die Straße lief von Passau aus in derselben Richtung wie die heutige Hauptstraße nach Ober-Windschnurr, von da weg aber die gerade westliche Richtung einhaltend zwischen den beiden Schanzbergen des Kolberforstes zum Lagerplatz, dann in der eben angegebenen Linie zur Baumschule, und hernach über Holzkirchen, Neustift (in der Pf. Aunkirchen), Hörgesing und Walchshofen nach Aunkirchen selbst und von da über die Pontes Renses durch den Sumpfboden zur Vils, welche sie bei dem Wartthurme Schönerting überschritt. Die Entfernungs-Angabe der Tabula mit 18 Milliarien vom Castellum Boiodurum nach Pontes Renses trifft genau auf Schönerting. Der weitere, ganz sichere Verlauf

[1]) Beschr. des Bisthums Passau S. 44. [2]) Ib. S. 303.

der Consularstraße von Schönerting bis Haunpolting ist bereits oben angegeben. Wenn man diese Linie ohne Brechung bis zur Isar verlängert, so verläuft sie, Ramsdorf hart rechts lassend, über Wallerfing und fällt bei Bürg in diesen Fluß ein. Ueber Bürg äußert sich Rottmayr[1]): „Hier war vermuthlich einst ein Römerkastell, da die das Gotteshaus umgebenden Wälle und Schanzen auf hohes Alterthum und der Platz am hohen Isarufer mit der Aussicht über den gesegneten Dunkelboden bis an die Donau und die Waldberge hin auf die Bestimmung dieser Wehren hinweisen." Bürg gegenüber liegt ein alter Burgstall: sie beide schützten den Isarübergang.

Wollte man gegen die eben ausgeführte Tracirung der Römerstraße von Passau nach Regensburg geltend machen, daß sowohl die Castra Quintana als der mit einiger Sicherheit constatirte Wartthurm zu Hausbach unter Vilshofen ohngefähr eine Meile abseits von der Consularstraße geblieben, mithin außer Verbindung gestanden wären, so würde ich darauf erwiedern, daß dieser Argumentation eine irrige Voraussetzung zu Grunde liege. Wir werden bei der Beleuchtung der Isar-Limesstraße sehen, daß die Römer je nach Maßgabe der Terrainplastik überhaupt oft längere Strecken ihrer Straßen tiefer in das Land hinein verlegten. Der strategische Grund, ihre Straßenzüge für die Eventualität unvorhergesehener Einfälle der Barbaren in die flachen Ufergelände vor Unterbrechung zu sichern, dürfte für derartige Straßen-Anlagen bestimmend gewesen sein. Uebrigens ist auch unrichtig, daß in Folge der Führung der Consularstraße auf den Vorhügeln des Binnenlandes die Donau-Limes-Befestigungen außer Verbindung unter sich und mit der Consularstraße gesetzt worden seien. Die Verbindung mit der Consularstraße war in der Regel auf dem kürzesten Wege durch Straßenarme hergestellt; so z. B. von Castra Quintana (Künzing) mit dem Punkte der Straße, wo im Hartforst die Kapelle in der Nähe des Hochstraß-Geräumtes steht, durch das Reitthal, wofür uns Bruck bei Künzing und Wallerdorf die Richtung angeben; und Hausbach mittelst eines Straßenarmes über Aichberg und Putzenberg mit Holzkirchen. Die Verbindung der Limesbefestigungen unter sich wurde aber durch Rennwege unterhalten; so zwischen Castra Quintana und den nächstwestlichen Limesbefestigungen Langburg bei Langen-Künzing, Osterhofen, Burgstall bei Kurzisarhofen, und nachdem der Rennweg wahrscheinlich auf einer fliegenden Brücke bei Plattling (dem Plodelinge des Nibelungen-Liedes) die Isar übersetzt, mittelst der sog. Schwarzen Schanze und Wischelburg, und von dieser aufwärts zur Azlburg bei Straubing. — Von Castra Quintana abwärts verlief der Rennweg bis Pleinting sicherlich coincident mit der heutigen Hauptstraße, dann zu den umfangsreichen Römerschanzen bei Unterbuch und ferner über Vilshofen, Hausbach und Sandbach nach Laufenbach. Von dort dürfte er, um die steil in

[1]) L. c. S. 186.

den Strom abfallende Donauleite zu umgehen, zum sog. Soldatenbrunnen hinaufgezogen und über die Einöde Bibersbach (wohl Biburgsbach) sich bei Wörth wieder zum rechten Stromufer hinabgesenkt, von Wörth aber an demselben über Heining und Doblstein Passau erreicht haben.

II. Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen.

1. Handelsstraße am linken Innufer. Sie lief vom Oberinnthale herab beiläufig auf der Linie der heutigen Poststraße, soweit es die Bodenbeschaffenheit zuließ, ziemlich nahe am linken Stromufer, dann von Rosenheim über Westerndorf (große römische Töpferei) nach Rott, gab dort über Attl eine Via vicinalis nach Wasserburg ab, sie selbst setzte aber ihren Lauf von Rott in gerader Richtung über Ramersberg, Daburg, Hochhaus, Steppach, Steinweg im obern Schlehfeld und Rechtmehring nach Haag fort. Hier kreuzte sie die Hauptstraße von Turum-Oberföring und wurde von der von Wasserburg kommenden Straße Nr. 5 in nördlicher Richtung fortgesetzt. Von Haag in östlicher Richtung fiel die Innufer-Straße mit der eben erwähnten Hauptstraße von Oberföring nach Turum zusammen, von Turum lief sie dann als Consularstraße (I. 2.) nach Castra Batava. Diese Innuferstraße ist auf ihrem ganzen Verlaufe durch unzweifelhafte römische Funde constatirt.

2. Binnenländische Verbindungsstraße zwischen Albianum und Isunisca. Sie zweigte bei der Biber (Biburg) bei Flintsbach links von der eben beschriebenen Innuferstraße ab und zog über Wart hinter Brannenburg, links an Wichs (Vicus) vorüber, durch Au und Tödtendorf am Fuße des Irschenberges in gerader Richtung nach Willing, setzte dort über die Mangfall, und gab rechts eine Via vicinalis über das uralte Aibling und Fürstätt nach Pons Oeni ab. Dieses Segment nahm Weishaupt, wohl kaum richtig, für die letzte Strecke vor Pons Oeni der Consularstraße Augusta Vindelicorum-Juvavum. Unsere Verbindungsstraße Albiano-Isuniscam hielt ohngefähr von Högling (römische Grabhügel) an die Richtung der Rosenheim-Münchener Poststraße bis zum ersten Hause in Feldkirchen ein, wo sie von ihrer Richtung rechts abging und durch die Waldhalde nach Klein-Helfendorf hinauf stieg. Dieses noch deutlich erkennbare Segment scheint Weishaupt verleitet zu haben, in ihm den Zug der Consularstraße Augusta-Juvavum in ihrer ersten Strecke nach Isunisca zu vermuthen. Die Verbindungsstraße Isunisca-Albianum hat ein hohes kirchengeschichtliches Interesse: auf ihr wollte der hl. Bischof Emmeram seine Wallfahrt nach Rom fortsetzen; ihr Ausgangspunkt bei Isunisca ist mit seinem Blute getränkt; der ganzen Strecke nach wurde sie aber durch die Uebertragung der Leiche des hl. Bischofes Corbinian von Freising nach Mais und von da wieder zurück nach Freising geheiligt. In Tödtendorf wurde jenes Gefäß mit dem Blut des Heiligen, das sich wie aus einem lebenden Leibe warmflüssig aus seiner Nase ergossen hatte, auf der Hinreise vergraben, und auf

der Rückreise nach vielen Jahren unverändert wieder aufgefunden. Bischof Aribo von Freising, unter welchem der Leib des Heiligen um das Jahr 769 wieder nach Freising zurückgebracht worden, hat diese geschichtlich sichern Thatsachen in seiner Lebensbeschreibung desselben der Nachwelt kundgegeben[1]), und aus seiner Erzählung wissen wir denn auch, daß die St. Corbinianskirche zu Tödtendorf um das genannte Jahr 769 erbaut worden sei. Die von ihm, dem Gleichzeitigen, berichteten Wunder anzuzweifeln, wäre geradezu thöricht.

3. Verbindung des Innüberganges Pons Oeni mit der Semptstraße. Mit Ausnahme ihres Ausganges von Rosenheim hielt diese Nebenstraße von Langenpfunzen an im Allgemeinen wohl die Linie der Vicinalstraße von Rosenheim über Ostermünchen und Grafing ein. Sie kreuzte westlich von Ebersberg die Hauptstraße Wasserburg-Oberföring bei Egglburg, zog dann durch den Ebersberg-Hohenlindener Forst und lief dann am Kaiserberg bei Anzing, wo sie die Hauptstraße Oberföring-Turum überschritt und bei Mäuerstätten die Semptstraße erreichte. Römische Funde sind meines Wissens bisher an ihr nicht bekannt geworden; sie berührt aber alte Burgstalle, namentlich Haus bei Tattenhausen und Egglburg am gleichnamigen See, von denen wenigstens jener zu Haus nie mit einer mittelalterlichen Burg überbaut war.

4. Fortsetzung der Hauptstraße von Juvavum nach Wasserburg, — von da nach Oberföring. Mit Ausnahme der kleinen Abweichungen der heutigen Poststraße von der geraden Linie eines bekannten spätmittelalterlichen Saumweges, welche schlaue Gastwirthe durchzusetzen wußten, hielt sich die römische Nebenstraße im Allgemeinen ziemlich pünktlich an die Richtung der Poststraße. Bei Brandstätt und Breitmoos fallen drei Partien hoher und schöner Grabhügel in die Augen. Einige derselben bei Brandstätt sind vor Jahren angegraben worden und wiesen die gewöhnlichen Grabesbeigaben auf: Anticaglien aus Bronce und Scherben von Urnen aus Glas und samischer Erde. Die Kirchen-Area von Oberndorf zeigt eine alte Umwallung; die Befestigungen von Ebersberg sind ohnehin bekannt. Bei Egglburg westlich von Ebersberg scheint die römische Nebenstraße die Richtung der heutigen Poststraße, rechts davon abweichend, verlassen zu haben, und dürfte, nachdem sie den Egelhartinger Forst über Forstseeon und Wolfesing durchzogen hatte, bei Feldkirchen in die Hauptstraße von Turum nach Oberföring eingefallen sein.

5. Nebenstraße von Wasserburg an den Isar-Limes ober Landshut. Sie durchzog auf ihrem ersten Laufe das untere, öde Schlehfeld, berührte Seeburg und lief dann über Altdorf, den Burgstall Hochhaus links lassend, nach Haag. Hier überschritt sie die Hauptstraße Turum-Oberföring und zog dann in gerader Richtung über Dietzmanning, Klaus, Straßmühl und Straßberg, und St. Wolfgang nach Schloßöd, wo sie in die

[1]) Aribonis Vita S. Corbin. in Meichelbeck. Hist. Frising. II. cc. 34. 45.

große Schwindau einfiel. Durch dieselbe erreichte sie über Arnsdorf das Isenthal bei Dorfen. Von da verlief sie in gerader Richtung über Kienraching nach Taufkirchen an der Vils, jenseits welcher sie sich mittelst einer links abgehenden Via vicinalis an das westlichste Castell des Isär-Limes im Osten der Sempt und Strogenmöser ¼ Stunde südlich von Wartenberg angeschlossen haben dürfte, während sie ihre gerade Richtung bis zum Castell bei Wieskatzing desselben Limes fortsetzte, durch dieses Castell aber zur Isar.

6. Westliche Parallele zur eben besprochenen Nebenstraße, von Pons Oeni zum Isar-Limes. Man wird vielleicht eher geneigt sein, diese Parallele für einen topographischen Pleonasmus zu halten, als mit mir aus ihren einstigen Vorhandensein auf ein im V. Jahrhundert reichlich entwickeltes Culturleben und eine demselben entsprechende Regelung volkswirthschaftlicher Verkehrsverhältnisse zu schließen. Sobald aber das Vorhandensein der Parallele genügsam nachgewiesen sein wird, wird man zu diesem Schlusse gleichwohl genöthigt sein. Fragliche Parallele dürfte sich beim Schlosse Rain nächst Oster-München von der Nebenstraße Nr. 3 abgezweigt, sich über Döttendorf fortgesetzt und bei Bruckhof die Attel überschritten haben. Ihr weiterer Verlauf über Mosen an den kleinen Burgstallen Hirschbühel und Aichbühel vorbei und so fort auf dem Landrücken der beiden Neuharting, dann nach Sensau und durch die Klause bei Tulling, wird wenigstens bei denen, welchen jene Gegend so genau bekannt ist wie mir, auf keinen erheblichen Widerspruch stoßen. Dieselbe auffallend gerade Straßenlinie wie bisher führt dann auf den Höhenzug von Enndorf und senkt sich bei Ober-Saissing hinab in die Mulde von St. Christoph, an dessen ziemlich umfangsreichen Burgstalle (Schützerberg) sie vorüberzieht und dann bei dem Dorfe Schützen in den Forst: Große Haagen Gemeinde eintritt. Ohngefähr in der Mitte des Forstes überschreitet sie die Hauptstraße Turo-Oberföring und erreicht bei Fahrenbach den Waldsaum. Auf der Strecke durch den Forst zu einer gewöhnlichen Waldgasse herabgesunken, hält sie immer noch ihre streng gerade Linie ein, was bei später aufgekommenen Waldwegen bekanntlich eine höchst seltene Ausnahme von der Regel ist. In derselben Weise setzt sie sich zum Schlosse Burgrain fort. Burgrain, schon sehr frühzeitig als Purcreini in den Freisinger Urkunden documentirt, hat einen noch beinahe vollständig erhaltenen Wartthurm aus Buckelquadern, — nicht jenen künstlich ausgeladenen des Mittelalters, sondern in natürlicher Gestaltung ihres Bruches, wie sie der römischen Technik eigenthümlich sind. An diesen Thurm knüpft sich die interessante Sage von der Gefangenschaft und der Feuerprobe der hl. Kunegundis, Gemahlin des hl. Kaisers Heinrich II. Im östlichen Höhenzuge jenseits des engen Thalgrundes sind unterirdische Gänge, die man den Römern zuschreibt, und nördlich von Burgrain liegt an der oft erwähnten geraden Straßenlinie eine Ortschaft Straß, zunächst dabei aber eine andere, welche Altweg heißt. An derselben Linie, etwa ¾ Stunden von Burgrain entlegen, liegt das alte

Stift Isen, schon vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts als Benedictiner-Abtei documentirt. Von Isen weg läßt sich der Lauf der Straße mit einiger Sicherheit noch über Steinsberg, Furtarn bei Kopfsburg und Biberg verfolgen; von dort an mangeln mir topographische Anhaltspunkte: da jedoch die bisher eingehaltene gerade Linie als ziemlich verlässige Directive für den fernern Verlauf an die Strogen und über den Burgstall Alt-Frauenberg zu jenem Römercastell ¼ Stunde südlich von Wartenberg, von welchem bei der Isar-Limesstraße die Rede sein wird, angenommen werden darf, so wird dieser Abschluß unserer Parallele als der wahrscheinlichste gelten können.

7. Nebenstraße von Kraiburg im Inn-Limes nach Landshut im Isär-Limes. Daß eine kleine Strecke unter der heutigen Innbrücke vor mehreren Jahren die Widerleger der römischen Brücke auf dem rechten Ufer entdeckt worden seien, ist früher gesagt worden. Ich behaupte mit aller Zuversicht: „Der römischen Brücke", weil weder dieß- noch jenseits auch nur ein Gangsteig, geschweige denn eine Straße, zur Stelle führt, wo jene Rudera entdeckt wurden. Wie bei Uebergängen großer Ströme im Allgemeinen, so bewährt sich auch hier wieder der früher aufgestellte Canon, daß von den Brückenköpfen allemal wenigstens drei Straßen auseinanderliefen, von denen regelmäßig die mittlere und wo die Dreizahl der Abzweigungen überschritten wird, nach Umständen die mittlere und die beiden Uferstraßen oder auch die zwei mittlern Hauptstraßen sind. Kraiburg gegenüber auf dem hohen Altufer des Stromes liegt das alte Pürten (Purtina). Pürten selbst ist als römisches Castell unverkennbar; denn außer einem Wallreste an dessen Ostseite sind auch noch die echt römischen Substructionen aus ungeheuern Quadern an einem Nebengebäude des dortigen Altbart-Bauern erhalten. Nahe bei Pürten finden sich auf dem Altufer noch Vorwerke des Castells; so westlich auf dem Waldvorsprunge gegen die Ebene eine Befestigung mit Doppel-Umwallung. Diese Befestigung hat rückwärts drei Ausgänge; der östlichere davon in rein nördlicher Richtung gibt seinen Weg an die heutige Landshuterstraße ab, wo sie die zweite Altufer-Stufe erstiegen hat; der Weg, welcher aus der Befestigung in rein westlicher Richtung ausläuft, scheint die Verbindung des Vorwerkes mit der mächtigen Burg Mögling und deren Vörwerken Stampflschlößl (gut erhaltenen Wartthurme aus Buckelquadern), Biburg und Berg (Kirchenarea), sowie mit dem Burgstall bei Osterreut, nordöstlich von Gars gewesen zu sein; der mittlere von beiden Ausgängen ist der Anfang des sogen. Samerweges, der auch in die zwei Blätter des topographischen Atlasses Nr. 78. 79. als solcher eingetragen ist. Dieser Samerweg ist im Hartforste der letzte Ueberrest der angekündeten Nebenstraße, welche den Inn-Limes mit jenem der Isar zwischen Kraiburg und Landshut verband. Als Samerweg kann man ihn bis an die Isen verfolgen, welche er bei Pritzabruck überschritt, und dann in der Richtung der heutigen Vicinalstraße über Stephanskirchen bis gegen Buchbach fortzog. Bei Buchbach wich er links von ihr ab, und setzte sich in

gerader Linie über Voitlstraß und Straß bei Gebensbach fort, und überschritt dann die Vils zu Bruck bei Velden. Von Bruck scheint er immer die gerade Linie einhaltend über Hohenwart und Straß bei Hinterskirchen, Altweg bei Beuerbach nach Geisenhausen gezogen und dort in die Nr. 10. zu besprechende Hauptstraße Turo-Landshut eingefallen zu sein.

8. Nebenstraße von Kraiburg zum Isar-Limes bei Dingolfing. Es ist in der vorhergehenden Nummer bemerkt worden, daß der Weg des östlicheren Ausganges der Befestigung bei Pürten sich nach einer kurzen Strecke in die Landshuter Poststraße verliere. Sie deckt, soweit sie nicht Krümmungen hat, die in Frage stehende Nebenstraße bis Neumarkt an der Rott. Aber bis sie noch Lohkirchen erreichte, gab unsere Nebenstraße eine Via vicinalis über Hohfurt, die Ortschaft Straß bei Wurmsham und Bonbruck an der Bina zur Hauptstraße Turo-Landshut ab, welche sie bei Aich erreichte. Die Nebenstraße selbst lief an der Rott bis Grafing, von dort aber über den Gachsberg nach Ganghofen, von da über Straß bei Obertrennbach und dann in gerader Richtung fort zum Isarübergang unter Dingolfing.

9. Abzweigung der vorigen bei Grafing und ihr weiterer Verlauf durch das Rotthal. Die Fortsetzung obiger Nebenstraße von Grafing durch das Rotthal hinab wäre schon aus dem Grunde nicht zu bezweifeln, weil das Rotthal während der Römerzeit sicherlich auch schon so gesegnet war, wie heute noch, und ein so eminent fruchtbarer Boden nicht ohne Verkehrsmittel bleiben konnte. Es liegen aber auch sichere topographische Anhaltspunkte für die Rotthalstraße vor. Von Grafing über Massing am linken Rottufer fortziehend, scheint die Straße das Flüßchen zwischen Ober- und Unter-Dietfurt überschritten zu haben und dann, nachdem sie bei Eggenfelden die Consularstraße Turo-Reginum gekreuzt, nach Gern und über die Ortschaften Straß und Straßner in der Pfarrei Hebertsfelden und Straß bei Postmünster, fortan aber über Pfarrkirchen, Birnbach und Karpfham gegen die Rottmündung gelaufen zu sein. Rotthof mit seinen drei bekannten Römersteinen liegt an dieser Linie. Von Rotthof schloß sie sich über Rottau und Rotting an Suben, d. h. an die Verbindungsstraße von Suben mit Schlögen an, als deren geradelinige Fortsetzung auf bayerischem Gebiete sie erscheint. Vgl. B. a. II. 22.

10. Hauptstraße Turo-Landshut (beziehentlich Reginum). Bei Anlegung dieser Hauptstraße waren wohl zwei gewichtige Rücksichten maßgebend: einmal die unmittelbare Verbindung des durch die Consularstraße Juvavo-Reginum in seinem Werthe gesteigerten Inn-Überganges bei Turum mit dem mittlern Isar-Limes bei Landshut und dann die gerade Linie von Turum nach Castra Regina, wie sie über Landshut verlief. Diese zwei Rücksichten waren vorzugsweise strategischer Natur; zu ihnen gesellte sich aber auch noch eine volkswirthschaftliche: die Gegenden zwischen Neuötting und Landshut sind vorzüglicher Getreideboden, und bei jenen nördlich von Landshut und dann wieder, schon mehr in der Nähe von Regensburg, ist dasselbe

der Fall. Die gerade Linie, welche die heutige Poststraße zwischen Neuötting und Landshut über Eharting, Neumarkt, Vils-Biburg und Geisenhausen mit wenigen Abweichungen einhält, wäre allein schon hinreichend auch den Lauf der alten Römerstraße auf ihrer Trace zu suchen, und daß man hiemit auf der rechten Fährte sei, wird überdieß von drei alten Ortschaften, Namens Straß, die an ihr liegen, zu moralischer Gewißheit erhoben. Sie gehören kirchlich in die Pfarreien Niederbergkirchen, Niedertaufkirchen und Geisenhausen. Auch an Befestigungen zum Schutze dieser Straßenlinie mangelte es nicht: ich mache nur auf Burg bei Winhöring, Vorberg (Leonberg) bei Eharting, Vils-Biburg und Falkenberg, zwischen letzterem und Geisenhausen, aufmerksam.

Rückwärts, nämlich von Turum nach Burghausen, kann die Verbindungsstraße zwischen beiden als Fortsetzung derselben Hauptstraße angesehen werden. Sie lief von Neuötting nach Hohenwart an der Alz und dann gegen Lengthal, dort aber statt wie die heutige Poststraße die nordöstliche Ausbeugung zu machen, an den östlichen Abhängen des Hünenthurms und Kümmernißberges über Badhöring und die Klause nach Burghausen. Der Hünenthurm, dessen bedeutsamen Namen der dialektische Unverstand in Hennenthurm verunstaltet hat, und auf dessen Standpunkte man eine unvergleichliche Fernsicht genießt, war ohne Zweifel ein römischer Wartthurm.

11. Hauptstraße Turo-Oberföring (beziehentlich Augusta Vindelicorum). Sie lief, nicht wie gewöhnlich angenommen wird, über Teising am rechten Innufer nach Mühldorf, das ja viel jüngern Ursprungs ist, sondern in erster Strecke bis Enhofen auf der Nr. 10 beschriebenen Hauptstraße, von Enhofen aber über Töging, ohne je das Hochufer zu verlassen, hinter, oder richtiger, ober der Stadt Mühldorf geraden Weges über Altmühldorf nach Eggsberg, wo am Hochufer des Stromes und auf freiem Felde Römerschanzen-Reste sichtbar und als solche durch Münzenfunde constatirt sind. Bei Eggsberg gab die Hauptstraße links durch den Hart eine Via vicinalis nach Kraiburg ab, welche am Punkte, wo sie die höhere Uferstufe herabstieg, durch eine Rundschanze schwachen Profils geschützt war, und, ehe sie Pürten erreichte, auf dem hie und da noch gepflasterten geraden Feldwege noch leicht erkennbar ist. — Die Hauptstraße selbst verlief nicht über Ampfing, sondern über Heigerloh, Lauterbach und Hasberg. Bei der Ortschaft Steinstraß fängt die heutige Poststraße wieder an, sie zu decken, etwas westlicher steht der Einödhof Bürg an ihr. Bis Haag steht ihr Verlauf auf der beiläufigen Linie der Poststraße wohl außer Zweifel. Von Haag weg lief sie aber links von der Poststraße am Nordsaume des Schachenwaldes und traf beim Wimmer an der Straß und Straß-Maier wieder mit ihr zusammen. Von da weg halten Römer- und Poststraße wieder eine und dieselbe Linie bis zum sog. Tauben-Brunnen bei Kreut ein: dort beugt die Poststraße rechts gegen Hohenlinden

während die römische Hauptstraße südlich an Kreut und Neu-Stockach vorüber noch heute unter dem Namen „Alte Hochstraße" den Hohenlindenerforst in gerader Richtung durchzieht, und zuletzt durch das Hochstraßen-Geräumt bei Unter-Aschach wieder die Richtung der Poststraße annimmt. Gewöhnlich wird die als römisch anerkannte Biburg nördlich von Forstinding in Beziehung mit der Hauptstraße gesetzt; aber eine unmittelbare Beziehung zwischen ihnen bestand wohl nicht; sie scheint vielmehr zum Schutze jener zwei Viae vicinales erbaut worden zu sein, welche die Hauptstraße südlich von Forstinding einerseits über Forstinding zur Nebenstraße des linken Semptufers abgab, und welche bei ihrem Auslaufe aus dem Forste noch der Steinweg heißt, andrerseits aber über Kipfing und Straßham und dann über Pastäten nach Erding am rechten Semptufergelände. Nahe bei Unter-Aschach erreichte die Hauptstraße den weitbekannten Kaiserberg nächst Anzing und dann über Feldkirchen, Dornach und Taglfing (mit einer Römerschanze auf freiem Felde) den Isar-Uebergang bei Oberföring. Wie sie sich von da weg nach Augsburg fortgesetzt habe, werden wir im nächsten Abschnitte b. II. 11. sehen.

12. Nebenstraße von Braunau zum untern Isar-Limes. Wenn man Karten des obern Innviertels und Niederbayerns zusammenhält, so ist auf den ersten Blick ersichtlich, daß die heutige Vicinalstraße von Simbach, Braunau gegenüber, über Pfarrkirchen bis Eichendorf an der Vils eine geradlinige Fortsetzung jener allgemein anerkannten Römerstraße sei, welche Straßwalchen und Braunau mit einander verband. Nun fragt es sich, ob sich auch diese geradlinige Fortsetzung der Mattigstraße (B. a. II. 20) als römische Nebenstraße erweisen lasse? Ich antworte: mit aller Sicherheit! — Schon zunächst bei Simbach finden wir an der geraden Linie, rechts von der Vicinalstraße eine zur Pfarrei Kirchberg gehörige Ortschaft Straß. Sie zeigt uns den Weg am linken Ufer des Andersdorfer-Baches aufwärts nach Edermanning. Von Edermanning bis Pfarrkirchen hält die heutige Vicinalstraße die gerade Linie der römischen Nebenstraße ein, und ebenso von Pfarrkirchen bis Eichendorf. Eine gute Wegstunde außer Pfarrkirchen geht sie durch die Ortschaft Straß bei Nöham und eine halbe Stunde später durch Straßdobel. Bald darnach überschreitet sie den Bachhamerbach bei Furt und setzt ihre gerade Richtung rechts an Kematen vorüber nach Mariakirchen fort. Mit derselben Linie geht sie halben Wegs zwischen Mariakirchen und Eichendorf abermals durch einen Ort Straß. Verlängert man aber die bisher eingehaltene Linie über Eichendorf hinaus zur Isar, so fällt sie genau bei Bürg in diesen Fluß: Bürg haben wir aber als Isar-Uebergangspunkt der Consularstraße a Castris Batavis — ad Castra Regina bereits kennen gelernt.

13. Via vicinalis von Braunau nach Hausbach. Wir haben früher gesehen, daß die Limesbefestigungen des Inn-Limes mit jenen des Donau-Limes unter der Innmündung behufs möglichst schneller gegenseitiger Succursleistung

durch Viae vicinales miteinander direct in Verbindung gesetzt waren: dasselbe scheint auch bezüglich der Limes-Befestigungen der beiden Ströme oder ihrer Vereinigung bei Passau der Fall gewesen zu sein, wie in dieser und der nächsten Nummer zu einiger Wahrscheinlichkeit erhoben werden soll. Außer der eben berührten Analogie sind jedoch nur karge topographische Anhaltspunkte zu dieser Darlegung gegeben. Für die Via vicinalis von Braunau nach Hausbach ist jedoch die Ortschaft Straß, ¾ Stunden südwestlich von Kößlarn, ein ziemlich verläßiger Wegweiser, weil sie außer aller heutigen Straßenverbindung liegt. Die fragliche Via vicinalis dürfte am linken Brienbach-Ufer aufwärts gelaufen sein und über eben genanntes Straß Kößlarn und dann Ober-Griesbach erreicht haben. Von Griesbach läuft nun freilich eine ziemlich gerade moderne Vicinalstraße durch den großen Forst Steinhart über St. Salvator und Reisbach gegen Ortenburg; für den vermuthlichen Lauf der römischen Via vicinalis glaube ich jedoch schon in Berücksichtigung der durch Straß bei Kößlarn gegebenen Directive die noch geradere Linie von Griesbach über Zechsdorf, Kemating (sicherlich ein römisches Caminata), Thiersbach, Steinerkirchen und Ortenburg halten zu sollen. Von Ortenburg (Markt) an Vorder- und Hinter-Schloß-Ortenburg vorüber, die ich wegen der Nähe der Consularstraße Passau-Regensburg für ursprünglich römische Burgstalle halte, über Holzkirchen nach Hausbach an der Donau dürfte dann der letzte Lauf der Via vicinalis ziemlich wahrscheinlich sein. Sehe ich bezüglich des römischen Ursprunges der beiden Ortenburg richtig, so wäre deren Verbindung mit den beiden Limes aus strategischen Motiven vollständig gerechtfertigt.

14. Via vicinalis von Schärding nach Hausbach. Daß das später Vormbachische Schloß Neuhaus, Schärding gegenüber, mit diesem, ebenso wie Neuburg mit Wehrnstein, eine Doppelbefestigung des Inn-Limes gebildet habe, wird kaum in Abrede gestellt werden. Hart südlich von ihm mag die Via vicinalis nach Sulzbach, das schon sehr frühzeitig documentirt ist, und von da nach Engertsham gegangen sein, von Engertsham aber links von der heutigen Vicinalstraße über Oed und Kemating nach Fürstenzell, von Fürstenzell aber wohl auch wieder in gerader Richtung zum Aichinger an der Straß, ½ Stunde östlich von Ortenburg. Es ist jedoch ebenso zweifelhaft, ob dieser Bauernhof seine Differenzirung „an der Straß" von einem alten Römerwege, oder von jener „Alten Straße" geborgt habe, die nahe bei ihm in Krümmungen gegen Vilshofen verlauft und auf einer Strecke auch die alte Poststraße geheißen wird, wie andrerseits zweifelhaft bleibt, welche Bewandtniß es mit dieser „Alten Straße" überhaupt habe, indem Vilshofen wohl als Ausgangspunkt sicher ist, keineswegs aber das Ziel, zu dem sie gestrebt haben mag, und das wenigstens Passau nicht gewesen sein kann. — Sieht man aber von dieser „Alten Straße" gänzlich ab, so könnte die muthmaßliche Via vicinalis allerdings von Fürstenzell weg nahe am genannten Aichingerhofe vorüber über ein

zweites Kemating bei Holzkirchen gegangen sein, und sich nördlich von Holzkirchen mit der Via vicinalis Braunau-Hausbach vereinigt haben.

15. Zwischenstraße der Vils entlang. Obwohl sie eine südliche Parallele zur Isar-Limesstraße war, hatte sie doch wohl kaum einen strategischen Zweck, oder doch nur einen sehr untergeordneten, sondern in Berücksichtigung des getreidereichen Vilsthales einen vorzugsweise volkswirthschaftlichen. Ihr Ausgangspunkt dürfte Alt-Erding gewesen sein, von wo sie, nachdem sie die Quellen des Vilsflüßchens über Kemating erreicht hatte, an dem einem oder andern Ufer desselben gelaufen sein mag, je nachdem dieß Bodenplastik und Siedlungs-Verhältnisse erheischten. Topographisch bemerkenswerthe Orte an ihr sind vorerst Ruprechtsberg mit seiner Befestigung, dann Vils-Biburg (Maria Hilf) und weiter unten Straß bei Leberskirchen, Biberg bei Haunersdorf und Burgstall bei Aufhausen. Bei Göttersdorf mit seinem alten Wartthurme scheint sie auf das linke Vilsufer übergesetzt zu haben, um bei der Kapelle im Hartforst (C. a. I. 4.) sich als Verbindungsstraße zwischen der Consularstraße von Passau nach Regensburg und Castra Quintana (Künzing) fortzusetzen.

16. Zwischenstraße aufwärts an der Sempt und ihre Fortsetzung in's Gebirg. Wie die Zwischenstraße der Vils entlang eine Parallele mit der untern Isar-Limesstraße bildete, so kann man die Semptstraße mit ihrer Fortsetzung in's Gebirge als Parallele zur Limesstraße der obern Isar ansehen. Von dieser glaubt man bei Eiting, nördlich von Erding, Elemente entdeckt zu haben; da sie aber in dieser Richtung das Erdingermoos in seiner beträchtlichen Breite zwischen Eiting und Gaden hätte überschreiten müssen, so bleibt es mir wahrscheinlicher, daß sie von Moosburg ab sich an das rechte Semptufer gehalten und erst etwa bei Erding auf das linke übergegangen sei, um auf dem Höhenzuge über Reuching und Gelting hinzuziehen und dann in derselben geraden Richtung über Mauerstätten und am Kaiserberg vorüber über Purfing, Zornolding und Oberpframern nach Helfendorf zu zielen. Die Strecke zwischen Moosburg und Klein-Helfendorf wurde durch die Begehung vom hl. Emmeram, Klein-Helfendorf selbst durch sein unschuldig vergossenes Blut geheiligt. Klein-Helfendorf war ein Straßenknotenpunkt, in welchem die Consularstraße von Augsburg nach Salzburg, die Verbindungsstraße über Feldkirchen im Mangfall-Thale, Tödtendorf am Irscheuberge und Albianum, sowie die Fortsetzung der Semptstraße in's Gebirg auseinander gingen. Ob der sog. Saumweg von Feldkirchen bei Aschheim nach Helfendorf je wirkliche Römerstraße war, wie Rockinger in der Bavaria angibt, bleibt zweifelhaft; jedenfalls ist aber die von ihm erwähnte Angabe der Geschichtsbücher, daß von Helfendorf bis Aschheim zwölf Meilensteine gestanden seien, nichts weiter als eine Verwechslung der in Aribo's Vita S. Emmerami angeführten Distanz von zwölf Milliarien mit Meilensäulen: Meilensäulen hatten in der Regel nur die eigentlichen Heerstraßen. Uebrigens setzte sich die Semptstraße von Klein-Helfendorf über die gewaltige Befestigung ober

Grub nächst Vallei südlich gegen das Gebirg fort, berührte Wallenburg, Miesbach, Schlierſee und lenkte dann an dem Oſtgeſtade des gleichnamigen See's unter der anerkannt römiſchen Befeſtigung Hohen-Waldeck durch das Aurachthal nach Margarethenzell und von da als fahrbarer Saumſchlag über das Gebirgsjoch nach Landl und dann über Thierſee hinab zur Zellerburg, Kufſtein (Albianum) gegenüber.

17. Nebenſtraße von Oberföring durch das Holzland und das Gebirg zur Zillermündung im Inn-Thale. Auf dieſen Nebenſtraßen-Zug beziehentlich Saumſchlag, hat ſchon Mutzl aufmerkſam gemacht, dem ich auch hier wieder folge. Ihre gerade Richtung von dem Knotenpunkte Oberföring ab geht über Ramersdorf, Biberg, Bergham bei Taufkirchen, Bergham bei Otterfing, Holzkirchen, Berg bei Barweg, Gmund nach Tegernſee. Bei Kreut ſcheint ſie Saumſchlag geworden zu ſein, der ſich in einer Abweichung gegen Südweſt durch das Weißach-Thal zog, um dann durch Ueberſteigung des Reit-Berges, deſſen Name kaum ohne Bedeutung iſt, bei dem Achenpaſſe das Achenthal zu gewinnen. Durch das Achenthal hinab und das Oſtgeſtade des Achenſee's entlang über Eben zum Innſtrom war die Richtung eine von der Natur gegebene. Die jenſeits des Inns auf einem weitſichtigen Felſenkegel ſtehende Befeſtigung Masciacum (Rottenburg) überwachte das letzte Segment unſerer Nebenſtraße zugleich mit den nächſten Segmenten der Conſularſtraße a Ponte Oeni-Veldidenam. Da an der Ziller die Verbindungsſtraße des obern Pinzgaues mit dem Innthal von Süden herab kam, ſo kann man ſie und die von Norden kommende eben beleuchtete Nebenſtraße als gegenſeitige Fortſetzungen voneinander anſehen.

18. Die Zwiſchenlimes-Straße am rechten Iſarufer. Wie der Limes ſelbſt, ſo begann auch die an ihm laufende Heerſtraße, vorerſt freilich nur als Saumſchlag am Urſprunge des Fluſſes bei Scharnitz (Scarbia) an der Conſularſtraße Veldidena-Augustam. Das Walchenthal am Walchenbache, der ſich 2 geogr. Meilen öſtlich vom Walchenſee in die Iſar ergießt, nöthigt nämlich zur Annahme, daß der Walchengau ſich wenigſtens bis dorthin an der Iſar herab erſtreckt habe, und daß jenes Thal am Anfange des VI. Jahrhunderts, als die Baioarier über die Donau in das Land drangen, ſpäteſtens doch damals ſchon von Walchen oder Romanen bewohnt war. Wie die den Limes begleitende Straße oben nur Saumſchlag, und, wie es ſcheint, erſt von Hohenburg an förmliche Heerſtraße war, ſo waren auch die Befeſtigungen desſelben in ſeinem ganzen Verlaufe nicht gleichartig, ſondern verſchieden je nach den Zwecken, denen ſie dienten. Im innern Gebirge mögen hölzerne Wachtthürme auf vorſpringenden Bergausläufern etwas höher über der Thalſohle zur Ueberwachung der Straße und zur üblichen Telegraphie vollſtändig genügt haben, aber die Gebirgs-Defilee's erforderten ſchon feſtere Monopyrgien und beziehentlich Caſtelle zur Sicherung der Thaleingänge. Von den erwähnten Wachtthürmen iſt meines Wiſſens bisher keine

Spur in weitern Kreisen bekannt geworden: Forstleute mögen freilich um den einen oder andern ihrer einstigen Standpunkte wissen. Nach dem gewaltig festen Scarbia (Scharnitz) wird Isar abwärts Hohenburg als erstes Monopyrgium zu gelten haben; es hatte die doppelte Aufgabe, das Limes-Defilee und den Eingang des Saumschlages, der ½ Stunde südlicher durch die Jachenau zum Walchensee hinüberzog, zu schützen. Tölz scheint ein Castell gewesen zu sein, dessen Wartthurm gegen Norden mit einem andern entweder auf dem Kirchbühel oder zu Höhenberg correspondirte, wie letzterer mit jenem zu Ascholding. Mutzl hat in seiner klassischen Abhandlung über die Wartthürme den Kirchthurm zu Ascholding als einen von den wenigen noch aufrecht stehenden nachgewiesen. Der nächstnördliche unter Ascholding ist mir trotz ziemlich genauer Kenntniß jener Gegend dennoch unbekannt: möglich, daß das jenseits der Loisach stehende Schloß Wolfratshausen hieher zu beziehen ist. Der nächste ist aber unbezweifelt der Burgstall Hornstein. Mit ihm beginnt ein ganzes System von Befestigungen, besonders auf dem rechten Isarufer, auf welches schon früher bei der Besprechung der Station Bratananium der Consularstraße Juvavo–Augustam hingewiesen worden ist. Grünwald scheint das nördlichste Vorwerk dieses Systems gewesen zu sein. Das ganze Befestigungssystem war zum Schutz des Isarüberganges der Consularstraße angelegt und nur insoweit war es auch ein Mittelglied der Limes-Befestigungen. Ueberdieß stammen die einzelnen Werke des Systems aus zwei verschiedenen Zeiten; denn eine der großen Schanzen bei Deisenhofen, nämlich die westlichere mit 2300 Schritten Umfang ist in ihrer westlichen Ecke, wohl der geraden Linie zu Lieb, von der später angelegten Consularstraße rücksichtslos durchschnitten, ein sicheres Zeichen, daß sie wie ihre östlichere Nachbarin ganz gleicher Construction und von 2400 Schritten Umfang als Sommerlegions-Lager während des Eroberungszuges angelegt worden seien, die Befestigungen an beiden Isarufern aber in jener spätern Zeit, in welcher die Consularstraße gebaut wurde. Von Grünwald abwärts standen an der Limesstraße bis in die Gegend von Moosburg wohl nur ganz einfache Wachtthürme etwa auf dem Gasteig bei München, zu Bogenhausen und zu Ismanning u. s. w. Erst unter Moosburg beginnt auf dem rechten Ufer wieder eine Kette starker Limes-Befestigungen, die sich bis Nieder-Viehbach verfolgen läßt. Von Nieder-Viehbach bis Bürg, d. h. bis zum Isar-Uebergange der Consularstraße a Castris Batavis — ad Castra Regina, sind wenigstens mir keine auffallenderen Limes-Befestigungen bekannt, obwohl nicht zu bezweifeln ist, daß deren an den Flußübergängen der Nebenstraßen z. B. unter Dingolfing, bei Landau und wohl auch zwischen ihnen, obgleich schwächern Profils, bestanden haben werden.

Der sel. Mutzl hat, während er Professor in Landshut war, seine sommerlichen Ferientage vielfältig dazu benützt, um mit einigen seiner Schüler, welche besonderes Interesse für archäologische Studien an den Tag legten, die Umgegend Landshuts in dieser Richtung genau zu durchforschen. Die Ergebnisse dieser For-

schungen hat er im Vaterländischen Magazin niedergelegt.[1]) Daraus gebe ich über den Isar-Limes Nachstehendes wieder. Schon Wartenberg, wie auch sein Name andeutet, war eine römische Limes-Befestigung; ¼ Stunde südlich davon liegt auf einem alle Höhen ringsum überschauenden Hügel wieder eine Römerschanze. Oestlich von diesem Befestigungspaare findet man ein zweites Paar: eine auf einer Anhöhe bei Wieskatzing, die andere eine Viertelstunde nördlich davon gegen Ast, gegen das Isarthal bei Hüttenfurt hinab einen Wartthurmshügel und jenseits der Isar, ¼ Stunde westlich von Eichenbach, einen ihm correspondirenden. Wieder östlich von diesem Paare, eine kleine Stunde südlich von Appersdorf, abermals eine gut erhaltene Römerschanze und nahe am Klausberge eine zweite. Hieran reiht sich die großartige Trausnitz-Befestigung, und östlich von ihr ist bei Schönbrunn ein Straßensegment sichtbar. Die östliche Fortsetzung dieses Segments zeigt sich wieder bei St. Michael; ¾ Stunden östlich davon gelangt man aber zu der jetzt noch durch ihre gewaltigen Gräben und Wälle auffallenden Straßburg in der Pfarrei Adlkofen. Wieder östlich davon steht das ehmalige Kloster Nieder-Viehbach in den noch leicht erkennbaren Wällen eines römischen Castrums. Von da an bis nach Bürg hinab sind, wie vorhin bemerkt, die römischen Isar-Limes-Befestigungen weniger auffallend, wohl auch aus dem Grunde, weil sich das rechte Isarufer nicht mehr so hoch über das Fluß-Niveau erhebt, wie in der obern, bisher beleuchteten Strecke. Nur von Nieder-Pöring an Aholming und Isarhofen vorüber läuft noch ein hoher 2 Stunden langer Wall, „die schwarze Wehre" genannt, gegen das Moos. Daß die Limesstraße bis nahe an die Mündung des Flusses, auf dessen rechten Ufer fortgelaufen sei, wird, denk' ich, keinem Zweifel mehr unterliegen; erst später erhielt sie auch auf dem linken Ufer eine Parallele, wie im nächsten Abschnitte gezeigt werden soll.

Fragt man, warum die materiellen Vertheidigungsmittel bezüglich ihrer Wahrhaftigkeit so ungleichartig auf den Isar-Limes vertheilt waren, so ist dieß leicht zu erklären. Die Strecke von Wartenberg war dem Donau-Limes schon nahe, und, im Falle eines Durchbruches der Germanen durch den letzten, die am meisten ausgesetzte, weil sie von keiner Befestigungskette zwischen ihr und der Donau geschützt war. Jene Castra Augusta an der kleinen Laber von Rinkam bei Atting bis Geiselhöring herauf, die mit jenen im Reitthalforste mit den noch bekannten Römerschanzen bei Reissing, Tunzenberg u. s. w. zu einem System gehört haben werden, kommen als spätern Ursprungs nicht in Berücksichtigung. Buchner[2]) erhebt es zur Wahrscheinlichkeit, daß sie erst am Anfange des V. Jahrhunderts, als die Castra Regina für die Römer bereits verloren waren, vom Statthalter Generidus erbaut worden seien. — Die Limesstrecken

[1]) Ueber Straßen und Lager in Altbayern und bes. an der Isar. Jhrg. 1841. S. 407. ff.
[2]) Documente z. bayr. Gesch. S. 44. Nr. 98.

ober Wartenberg und unter Nieder-Viehbach hatten entweder künstliche oder natürliche Zwischenlimites, und erstere war den Anfällen der Germanen überhaupt nicht ausgesetzt, weil sie tief im römischen Binnenlande lag. Was die künstlichen betrifft (ich beschränke mich auf die nächsten, nördlichern), schloß sich an den natürlichen des an 5 Stunden langen Ammersee's nördlich davon sogleich ein künstliches mit den Elementen Burg im Burgholz, Sonderburg, Schöngeising, Biburg, Schanze im Buchenwäldchen hart an Fürstenfeld und Roggenstein an. Von da weg übernahm das lange und breite Dachauermoos den Limesschutz. Der hohe Punkt Dachau blieb von den Römern gewiß nicht vernachlässigt, und von Ottenburg östlich von Heimhausen wird vielleicht dasselbe gelten. Abwärts an der Amper war Jarzt befestigt, dann Thurnsberg bei Hohenbercha und weiter unten rechts der Ammer Kranzberg. Auf demselben Ufer Burghausen und endlich wieder jenseits Haag; Moosburg schloß diese Kette ab; Isareck und der Burgstall zu Bruckberg scheinen Vorwerke der festen Moosburg gewesen zu sein. — Concentrisch zum Ammer-Zwischenlimes lief, dem Isar-Limes näher, jener am Würmflüßchen. Er begann im Süden ähnlich wie sein westlicher Nachbar mit dem an 6 Stunden langgestreckten Würmsee. Von den Burgen an seinem Ostgestade nenne ich nur Happerg und Holzhausen bei Münsing (Kirchen-Area). Von seinem Nordgestade weg mache ich auf Starnberg, die Karlsburg, welche Föringer als römische Fortification nachgewiesen hat, auf den Burgstall bei Gauting, längst als Römerschanze anerkannt, und auf Pasing aufmerksam; von da weg übernahm abermals das Dachauermoos den Limesschutz. Zu den bereits erwähnten natürlichen, aus Mösern bestehenden Zwischenlimites am obern Isar-Limes wird wohl auch das Erdingermoos zu zählen sein; stärkere Befestigungen waren im Rücken derselben nicht erforderlich. Einen ähnlichen Mooslimes hatte auch die Isar-Limesstrecke von Niederviehbach bis zur Mündung; denn bei Niederviehbach beginnt das mehrere Meilen lange, durchschnittlich eine Stunde breite Isar-Moos, das sich an ihrem linken und zuletzt auch am rechten Ufer bis zur Donau hinabzieht. Eine kleine Strecke unter Niederviehbach wurde links der Isar wohl erst gegen Ende des Mittelalters eine kleine Colonie angelegt und erhielt den culturhistorisch höchst charakteristischen Namen Geiwitzhausen d. h. Kiebizhausen.

19. Die Nebenstraße zur Verbindung der Gebirgsdefileen mit der Consularstraße. Wie zwischen der Salzach und dem Inn die Gebirgsdefileen, in welchen die von den Gebirgsübergängen herabkommenden Saumschläge in das Vorland ausliefen, in unmittelbarer Gesammtverbindung mit der Consularstraße Juvavo–Augustam standen, ebenso war dieß auch zwischen dem Inn und der Isar der Fall. Fragliche Verbindungsstraße war aber nicht etwa nur ein einfacher Saumweg, sondern förmliche Nebenstraße, wie aus den Spuren strategischer Punkte an ihr mit Sicherheit hervorgeht. Ihr Zweck scheint aber

auch ein vorzugsweise strategischer gewesen zu sein; nämlich im Falle, daß die römischen Streitkräfte von den Barbaren an's Gebirg zurückgedrängt werden sollten, zu verhindern, daß diese bedrängten Streitkräfte von den Gebirgspässen abgeschnitten würden, und für den weitern Fall, daß es jenen Streitkräften gelänge, von den Gebirgspässen aus wieder offensiv vorzugehen, eine Massenvereinigung der auf den Saumschlägen der Gebirgsdefileen vorgeschobenen, natürlich nur schwachen Colonnen im Vorlande zu ermöglichen. Die Verbindungsstraße mit den eben erwähnten Defileen scheint von der Consularstraße vom linken Innufer der Befestigung Pons Oeni ausgegangen zu sein; denn zu Schlipfham westlich von Pang oder Rosenheim sind Rudera eines Wartthurms entdeckt worden, die sich mit irgend einem andern Straßenzuge nicht gut in Verbindung bringen lassen. Von Schlipfham scheint die Straße in der beiläufigen Richtung der Vicinalstraße Rosenheim-Miesbach nach Au gelaufen zu sein und ebenso von Au nach Parsberg, Niklasreut etwas links lassend. Oestlich von Niklasreut, ebenfalls südlich an dem Straßenzuge hat man vor Jahren das Grundgemäuer einer alten Burg Altenwaldeck entdeckt. Bis sich die Straße in das tief eingeschnittene Leizachthal hinabsenkt, geht sie an Wartbühel, Standpunkt eines Wartthurms, vorüber; Parsberg (Kirchen-Area) und Miesbach (Schloß) halte ich für die Standpunkte der gegen Westen nächsten zwei Wartthürme. Von Miesbach scheint sie in rein westlicher Richtung wie bisher beim Müller am Baum die Mangfall überschritten zu haben und dann über Paßelberg, Waarkirchen und Reichersbeuern nach Tölz gelangt zu sein. Westlich von Tölz ging sie wohl über Bürg (zunächst dabei ein Burgbauer), über Buchberg unter Ober-Heilbrunn vorüber in die Gegend von Benedictbeuern und dann hinüber gegen das Nordgestade des Staffelsee's, wodurch die Gebirgspässe zwischen Inn und Isar nicht nur mit der Isar-Limesstraße, sondern auch mit der Consularstraße Scarbia-Augustam in unmittelbare Verbindung traten. Die ohnehin nicht bedeutenden Abweichungen der eben besprochenen Verbindungsstraße von der ganz geraden Linie, welche für Römerstraßen charakteristisch ist, sind durch die Terrainplastik hinlänglich motivirt.

b) Römerstraßen zwischen der Isar und dem Lech.

Hatten die beiden Colonialstädte Augusta Vindelicorum und Castra Regina auf die Zusammenstellung der Römerstraßen im Territorium zwischen Inn und Isar unter einem Gesichtspunkt durch ihren von ferne her geübten Einfluß auf deren Richtungen schon störend gewirkt, so war dieß um so mehr im großen Landstriche zwischen Isar und Lech der Fall, in welchem der Einfluß der genannten Colonialstädte auf die Straßenrichtung geradezu ein maßgebender war. Man könnte meinen, daß dem Einheitsmangel in der Zusammenstellung des bezüglichen Straßennetzes am leichtesten dadurch abzuhelfen wäre, daß die Straßenstrahlen je nach ihrer Richtung auf diese beiden Focusse, Augsburg und Regensburg, zurück

geführt würden: aber auch dieser Vorschlag erweist sich als unzureichend, weil drei andere Faktoren, die mit den zwei Colonialstädten nicht in unmittelbarer Beziehung stehen, nicht nur auf die Richtung der Nebenstraßen, sondern auch auf jene der Consularstraßen unbestreitbar bestimmend einwirken; es sind dieß der Isar-Limes bezüglich der Nebenstraßen und die Municipien Ripa prima (bei Neuburg an der Donau), Cambodunum (Kempten) und Veldidena (Wilten, beziehentlich Innsbruck) bezüglich der Haupt- und Nebenstraßen. Insoweit dürfte es der Klarheit der bezüglichen Untersuchungen am zuträglichsten sein, zuerst den Straßenzügen im südlichen und dann im nördlichen Theile des Territoriums zwischen Isar und Lech nachzuforschen. Für beide Theile des Forschungsgebietes liegt eine nicht unansehnliche Literatur vor, an welcher ich nur auszusetzen habe, daß sie größtentheils zu sehr auf den localen Standpunkt der höchstverdienten Forscher basirt sei, wodurch der universellere Ueberblick verloren geht, andrerseits aber (und dieß geht besonders die frühere Forschung im nördlichen Gebiete an) die geschichtliche Entwicklung der Reichsgrenze gegen Germanien nicht genugsam berücksichtigt wurde. Für das südliche Gebiet hat der fleißige Forscher, Lehrer Zöpf von Forst bei Weilheim, ein sehr brauchbares Römerstraßenschema entworfen, aber sein zu localer Standpunkt hat ihn hie und da die Richtung nach außenhin nicht finden lassen; im nördlichen Gebiete hat man sich von Schlett bis auf Conzen herab endlich über den Lauf der Consularstraße von Vindonissa nach Castra Regina, wie ihn die Tabula gibt, einig gestritten, jedoch durch die Exclusivität, womit man den Straßenlauf auf dem linken Donauufer, allerdings in der Hauptsache ganz richtig, constatirt hat, die beiden Colonialstädte Augusta und Reginum um die naturgemäße, unmittelbare Verbindung unter sich gebracht, und überdieß den seit dem Anfange des V. Jahrhunderts in Folge des Vordringens der Germanen tiefer in's Land gerückten Reichslimes unberücksichtigt gelassen.

I. Vor dem Jahre 235 angelegte Heerstraßen.

1. Bratananio-Augustam. Da der Straßenzug von der großartigen Bürg bei Schäftlarn an über den Burgstall bei Buchheim, den ebenfalls Föringer als römische Fortification nachgewiesen hat, und Argelsried nach Schöngeising (ad Ambre) besonders im Forstenrieder Park, mit Ausnahme ganz kurzer Strecken, noch allenthalben sichtbar ist, so fällt über dessen Richtung zwischen der Isar und der Ammer jeder Zweifel von selbst weg. Aber auch von Schöngeising bis Augsburg kann nach den gründlichen Untersuchungen Weishaupts über dessen Lauf kein vernünftiger Zweifel mehr aufkommen, wenn man kurze Strecken, wie z. B. beim Uebergang über die Maisach, davon ausnimmt, deren Unsicherheit die Gesammtrichtung nicht beeinträchtigen kann. In der Kirche zu Althegnenberg fand Weishaupt einen von ihm als echt anerkannten Römerstein eingemauert, zweifelt aber, ob seine sonderbare und manirirte Inschrift [illegible]ligende Auslegung zulasse. Der tüchtige Epigraphiker v. Hefner

nimmt keine Notiz davon: ich glaube eine „befriedigende Auslegung" der Inschrift dieses aus der Zeit der Gothenherrschaft stammenden, höchst interessanten, römisch christlichen Denkmals im I. Theile gegeben zu haben. — Die Consularstraße schlug bei Merching eine fast rein nördliche Richtung auf dem Plateau gegen Friedberg nach Augsburg ein.

2. Scarbia (resp. Verona)-Augustam. Diese im Itinerar Antonins und der Tabula verzeichnete Consularstraße scheint die ursprüngliche Verbindung zwischen Scarbia und Augusta gewesen zu sein; sie trat jedoch ihren Rang allem Anscheine nach schon unter Septimius Severus an die nächstfolgende ab, wie wir sehen werden. Den Straßenzug von Partenkirchen (Parthanum) bis Augsburg hat Zöpf mit aller Genauigkeit beschrieben[1]); er ging über den Kienberg bei Oberau, Ammergau, Peiting, Schongau, Epfach nach Spötting bei Landsberg; mithin schon von Schongau aus auf dem linken Lechufer nach Augsburg. Von Landsberg lief aber auch auf dem rechten Lechufer ein Rennweg d. h. die Limes-Verbindungsstraße nach Friedberg u. s. w. beziehentlich nach Augsburg. Da ohngefähr die Hälfte Weges auf das alemannische Lechufer entfällt, beschränke ich mich darauf, einfach auf Zöpf's klare Darstellung derselben zu verweisen.

3. Parthano (resp. Veldidena)-ad Ambre. Ihrer ursprünglichen Anlage nach hatte die Heerstraße den Zweck, eine Verbindung der Station Veldidena (Wilten) in der auf die Consularstraße Lauriaco-Augustam senkrecht einfallenden, mithin kürzesten Linie, mit derselben herzustellen. Als ihr Bau begonnen wurde, war die Consularstraße Scarbia-Augustam über Ammergau und Epfach allem Anscheine nach schon fertig. Letztere wird wohl die von Drusus angelegte Eroberungsstraße sein. Ich habe bei ihrer Besprechung in der vorigen Nummer bemerkt, daß ihr die jetzt zu beleuchtende wahrscheinlich schon unter dem Kaiser Septimius Severus den Rang abgelaufen habe, d. h. eigentliche Consularstraße zwischen Scarbia und Augusta geworden sei, und habe sehr triftige Gründe für diese Aufstellung. In der Voraussetzung, daß sich der eminente Straßenbaumeister Septimius Severus entschlossen hatte, die einzige, allerdings sehr beträchtliche Terrainschwierigkeit, das Murnauermoos mittelst Ueberbrückung zu überwinden, lief unser Straßenzug von Oberau bis Schöngeising beinahe ausnahmslos auf ebenem Boden und darum jedenfalls viel bequemer als die Straße über Ober- und Unterammergau, welche den steilen Kienberg zu übersteigen hatte. Doch nicht das für eine Straßenanlage weit geeignetere Terrain ist es, worauf ich meine Aufstellung basire, sondern vielmehr jene Reihe großartiger Befestigungen, welche den Lauf der Consularstraße begleiten, und darunter sogar ein römisches Municipium, welches Tessenium heißt, von welchem aus der bei Mittenwald gefundene Meilenstein seine Meilenzählung beginnt: die Legende des Meilensteins halte ich für

[1]) Oberbayr. Arch. XV. S. 155 ff.

entscheidend. Was vorerst die römischen Befestigungen am Straßenzuge von Partenkirchen nach Schöngeising betrifft, so darf wahrscheinlich schon der im Mittelalter mit der Burg Werdenfels überbaute Burgstall hieher bezogen werden, ganz sicher aber die Burg Eschenlohe und die Schaunburg (Scoynburg) bei Ohlstatt. Kürze halber hebe ich hier aus den Beiträgen Zöpf's[1]) nur folgende Reihe von Befestigungen aus: Wart-Hügel im Murnauermoos, Burgstall in Murnau, Burgstall Mildenberg unter Eglfing, Rameck bei Hüglfing, Burgstall Gilgenberg bei Weilheim, Burgstall Raisting (Schloßberg zwischen Raisting und Stillern), Burg bei St. Georgen nächst Dießen (Tessenium), große Römerschanze, in welcher St. Alban steht, drei Römerschanzen bei Holzhausen, — eine davon 4½ Tagw. groß, die zweite Römersberg genannt gegen Endrachting, die dritte gegen Hartmannshofen —, die Römerschanze Burggraben zwischen Utting und Achselschwang, Burgstall Greifenberg, Burgstall im Burgholz bei Zankenhausen, die Sunderburg, Schöngeising oder ad Ambre. — Schon aus dem bisher Erörterten geht mit aller Zuverlässigkeit hervor, daß die alte Heer- (Eroberungs-) Straße von Partenkirchen, über den steilen Kienberg und Ammergau nach Landsberg (ad Novas) und die vom Kaiser Septimius Severus von Parthanum zur Station ad Ambre des Straßenzuges Juvavo-Augustam angelegte Consularstraße zwei gänzlich von einander verschiedene waren, wie dieß auch klar aus den Reiseacten Verona-Augustam der Tabula und Lauriaco – Veldidenam des Antoninischen Itinerariums hervorgeht: die Fusion beider, wie sie Buchner durch Einbeziehung der Pontes Tessenii in den Straßenzug Parthano-ad Novas vornimmt[2]), muß daher als Irrthum bezeichnet werden. Eine weitere Unrichtigkeit, die sich Buchner und andere beigehen lassen, ist die Verlegung der Station Pontes Tessenii an das Dießenbächlein, das bei diesem Anlasse zum Flumen Ticinus potenzirt wird, sowie denn überhaupt bezüglich des Standpunktes der Station Pontes Tessenii viel Unklarheit obwaltet, die denn doch natürlich etwas von den sog. Tessenischen Brücken Verschiedenes ist. Die Station stand von Süden her gerechnet am Beginne jenes Brückensystems und nach den angegebenen Distanzen zunächst bei Spatzenhausen; das Brückensystem, von welchem Apian's Karte noch vier Strecken kennt, lief von da weg über die Ammermöser bis Dießen. Von Brücken im gewöhnlichen Sinne wird dabei kaum die Rede sein, wohl aber von jener Holzstructur der Römerstraßen (Pontes longi. Tac.), von welchen uns Vogel in der Beschreibung des Römerstraßen-Segmentes bei Grabenstätt[3]) einen beiläufigen Begriff gibt. Eine meines Wissens von einem Techniker beim Eisenbahnbau angefertigte Aufriß- und Durchschnitts-Zeichnung jenes Straßensegments, wodurch der beiläufige Begriff veranschaulicht worden wäre, scheint nicht veröffentlicht worden zu sein. Daß die Struc-

[1]) Oberbayr. Archiv, Bd. XV. S. 6. ff. [2]) Docum. z. Bayr. Gesch. S. 38. [3]) Oberbayr. Arch. Bd. XV. 29. ff.

tur der Pontes Tessenii dieselbe gewesen sei, wie jene des Grabenstätter Segments, geht ziemlich verlässig aus der Notiz, welche Töpfer aus einem Documente vom Jahre 1474 über die Rottstraße bringt, hervor, in welchem von den „alten prugg-laden ... da die alt Straß gangen sei", die Rede ist. Allem Anscheine nach haben die Pontes Tessenii ihren Namen von ihrem nördlichen Endpunkte bei dem Municipium Tessenium (Dießen) erhalten. Dadurch hat auch die Ammer, in deren Sümpfen die Brücken liefen, den Namen Ticinus erhalten. Es paßt hieher, was Mannert in der Vorrede zur Herausgabe der Tabula Peuting. sagt [1]): »Fluvii transitum ... auctori fidenter credas; veram fluvii directionem saepius nomen quoque, discas aliunde, non e Tabula.« Ich habe soeben, und zwar mit Zuversicht, das »Municipium Tessenium (Dießen)« genannt, und werde damit sicherlich auf Widerspruch stoßen, weil die einstige Existenz desselben bisher nicht erwiesen ist, und die Nähe der Pontes Tessenii und die vielleicht nur zufällige Aehnlichkeit zwischen Tessenium und dem heutigen Ortsnamen Dießen nicht ausreicht, eine solche Aufstellung gehörig zu begründen, endlich aber auch im günstigsten Falle noch zu beweisen wäre, daß der etwaige Römerort Tessenium Municipium gewesen sei. Von dogmatischer Gewißheit ist jedoch nicht die Rede, wohl aber von hoher Wahrscheinlichkeit. Ich habe früher einmal, wo von der Meilenzählung von Teurnia aus auf dem Straßenzuge Teurnia-Juvavum gehandelt wurde, den kaum anfechtbaren Canon aufgestellt, daß die Meilenzählung auf den Römerstraßen immer von den Colonial-Städten und Municipien aus begonnen habe und soweit fortgesetzt wurde, als ihre Gebiete, d. h. die unter der Gerichtsbarkeit ihrer Magistrate stehenden Landstriche reichten. Nun kennen wir aber aus v. Hefner [2]) und andern einen bei Mittenwald gefundenen Meilenstein des Kaisers Septimius Severus und seines Sohnes Caracalla vom Jahre 215, welcher die Signatur hat: A. T. M. P. LIII. An die Ausgangsangabe der Zählung A Teurnia, wie v. Hefner meint, ist wohl nicht entfernt zu denken, lag es ja doch sogar in einer andern Provinz. Wenn man die 53 Schrittausende auf der bisher besprochenen Consularstraße abträgt, so gelangt man aus der Umgegend Mittenwalds beiläufig auf Dießen, und dieses Zutreffen der Entfernung im Zusammenhalte mit der Nähe der Pontes Tessenii und dem Gleichlaute des heutigen Ortsnamens Dießen verleiht der Vermuthung, daß jenes Tessenium, von welchem aus die Milliarienzahl auf dem Mittenwalder Meilenstein berechnet war, wirklich dort existirt habe, wo jetzt Dießen liegt, hohe Wahrscheinlichkeit. Aus dem Meilenzählungs-Ausgange ergibt sich dann von selbst, daß der Ausgangspunkt ein Municipium gewesen sein müsse, wie der Meilenstein unbestreitbar auch für die Consular-Eigenschaft der Straße zeugt, auf welcher er stand.

4. Bratananio-Abodiacum (resp. Cambodunum). Da zwischen Baierbrunn und Starnberg irgend eine Befestigung zum Schutz der Straße nicht

[1]) P. 25. [2]) Röm. Bayern S. 131.

zu finden ist, so wird die Annahme, daß vorliegender Straßenzug sich erst an der Würm bei Gauting von der Consularstraße Juvavo-Augustam links abgezweigt habe, nicht zu beanstanden sein. Auf der geraden Linie von Gauting nach Pähl, d. h. der Zwischenstation Urusa, findet man fast ununterbrochen Spuren römischer Cultur, Hochäcker, Grabhügel u. s. w. und zudem alte Befestigungen, zu welch letztern die schon früher erwähnte Karlsburg bei Leutstätten, der im Mittelalter mit der Burg Starhemberg überbaute weitsichtige Punkt, sowie die Verschanzungen auf den Höhen zwischen Perchting und Landstetten am Deichselfurtensee, bei Manatshausen, Traubing und Machtlfing zu zählen sind. Der künstlich aufgeführte Hügel bei Machtlfing trug allem Anscheine nach einen Wartthurm, welcher in südlicher Richtung mit dem Castell auf dem Standpunkte des Hochschlosses Pähl correspondirte. Das Hochschloß Pähl ist allgemein als die Zwischenstation Urusa anerkannt, obwohl ihre Entfernungs-Angabe von Bratananium mit XII nicht zutrifft, wohl aber mit Abodiacum; jene scheint durch Auslassung eines zweiten Zahlzeichens X entstanden zu sein, denn XXII ist die wirkliche Entfernung von Baierbrunn und Pähl. Die Castra Urusa bei Pähl erscheinen als einer der wichtigsten Punkte am Südende des Ammersee's; seine Umgegend ist wie wenige andere reich an Nachweisen für die Römerherrschaft[1]). Die Castra Urusa standen mittelst einer geraden Straße an den Burgstallen Rößelsberg und Wittelshofen vorüber, dann zwischen einem Complexe von Befestigungen auf den Hügelkuppen gegen Weilheim, worunter Hollenburg und Hohenberg mit der Consularstraße, welche über die Tessenischen Brücken nach Augsburg lief, in unmittelbarer Verbindung, in mittelbarer aber über Raisting auf der nun weiter zu verfolgenden Heerstraße nach Abodiacum. Auch sie hat Zöpf l. c. mit großem Fleiße beschrieben; aus ihm hebe ich hier das Nöthigste aus. Schon nächst dem Dorfe Raisting bei Sölwe liegt ein runder Wartthurmshügel zunächst der uralten St. Johanneskirche, die in römisches Gemäuer eingebaut worden ist. Eine Viertelstunde ober Raisting steht abermals ein umfangsreicherer Hügel „der Schloßberg" genannt, und ist schon seit länger als Standpunkt eines römischen Castells anerkannt. Im westlicher sich ausdehnenden Stillerwald ist die Hochstraße auf mehrern Stellen heute noch sichtbar. Bei Sellschwang abermals ein großer Hügel mit Wall und Graben. Vom Stillerwalde zieht die Hochstraße zur Burg Williburgenried auf dem Aichberge, und von dort zwischen St. Ottilia und Besenhausen nach Reichling; ihr Zug ist auf der ganzen Strecke von Pähl her von einer auffallenden Anzahl römischer Funde begleitet. Bei Reichling ging eine Brücke über den Lech zur St. Laurentiuskirche neben Epfach; man hat als Ueberbleibsel von ihr vor Jahrzehnten Reste der Brückenpfeiler, Widerlager, eiserne Pfahlschuhe u. s. w. gefunden[2]). Nach dem Itiner. Antonini setzte sich der bisher

[1]) Vgl. Zöpf, Oberbayr. Arch. Bd. XV. S. 12. [2]) Raiser, Ober-Donaukr. I. S. 87.

beschriebene Heerstraßenzug von Abodiacum (Epfach) über Escone (sehr zweifelhaft, ob Schongau) nach Cambodunum u. s. w. fort.

5. A media Isara (Dingolfing) — Reginum. Dieser Straßenzug ist die Fortsetzung der früher (C. a. I. 3.) beschriebenen, von Turum auslaufenden Consularstraße, welche die geradeste Verbindung Juvavums mit Reginum herstellte, und schon insoferne für die Christianisirungs-Geschichte höchst wichtig, weil er vom hl. Rupert auf seinen Reisen vom Landesbisthums-Stuhle zum herzoglichen Hoflager wohl am öftesten begangen worden sein wird: das Apostolat, als Lebensaufgabe des hl. Rupert, war aber von diesen und ähnlichen Geschäftsreisen des Heiligen unzertrennlich. — Obwohl ziemlich sicher zu sein scheint, daß das Städtchen Dingolfing auf dem Boden eines römischen Castrums steht, halte ich es doch, wie seines Ortes bemerkt worden, für wahrscheinlicher, daß die Consularstraße bei Ottenkofen, eine gewöhnliche Wegstunde unter Dingolfing, die Isar übersetzt habe: die Straßenrichtung von Neu-Oettig bis zur Isar nöthigt eben so sehr zu dieser Voraussetzung, als der weitere, gerade Verlauf derselben von der Isar weg nach Regensburg. Eine kleinere Gruppe der am linken Ufer der Isar sich ausdehnenden Sporade Gottfriedinger-Schwaigen, heißt Straß; sie liegt genau Ottenkofen gegenüber. Wenn man die Ottenkofen und Straß durchschneidende Linie über Radelkofen verlängert, so berührt sie vorher Ober- und Unter-Wackerstall (ein Name, der kaum ohne Beziehung zum alten Straßenzuge ist) und auf der Höhe, welche die beiden Wackerstall überragt, findet man die allgemein anerkannte, ziemlich ausgedehnte Römerschanze Tunzenberg. Die Fortsetzung derselben geraden Linie über Radelkofen trifft dann bei Hainsbach mit der heutigen Commercialstraße von Dingolfing nach Regensburg zusammen. Ihr fernerer Verlauf als Fortsetzung der bisherigen geraden Linie über Geiselhöring mit dem bekannten Römerlager, den hohen Damm, Alteglofsheim, Traubling und Burgweinting nach Regensburg wird ohnehin von Niemanden beanstandet.

6. Ab Isara inferiore (Bürg) — Reginum. Wie das eben tracirte Consularstraßen-Segment das letzte Glied der Verbindung Juvavums mit Reginum war, so war die Strecke von Bürg bis Regensburg das letzte Glied der in dem Itinerarium Antonins aufgeführten Consularstraße von Castra Batava nach Castra Regina. Daß Einige, wie Buchner, ihren Isar-Uebergang weiter unten, jedoch vergeblich, gesucht haben, ist bereits früher erwähnt worden. Die Richtung der unmittelbaren Verbindung Passau's mit den obern Donaugegenden blieb jedoch nicht während der ganzen Römerperiode dieselbe; es liegen vielmehr sehr wichtige Gründe für die Annahme vor, daß diese Verbindung am Anfange des V. Jahrhunderts westlich von der Isar tiefer in's Land verlegt worden sei, oder richtiger, daß die schon früher angelegte binnenländische Heerstraße von jener Zeit an ausschließliche Consularstraße wurde. Die Besprechung der Ufer- oder

Limesstraße für die nächste Nr. aufbewahrend, verfolge ich hier den weitern Verlauf der binnenländischen von der Isar nach Reginum als Fortsetzung des im vorigen Abschnitte (C. a. l. 4.) beleuchteten Straßenzuges. Es ist schon früher bemerkt worden, daß auf dem linken Isarufer der anerkannt römischen Befestigung Bürg bei Ettling gegenüber ebenfalls Reste einer alten Befestigung sichtbar seien. Diese Reste geben uns im Zusammenhalte mit den Angaben des Antoninischen Itinerars eine ziemlich verlässige Directive zur Auffindung des Verlaufes unseres Consularstraßenzuges zwischen der Isar und Regensburg (Reginum, Castra Regina). Das genannte Itinerar nennt als nächste Station nach Quintanis die Castra Augusta mit einem Abstande von 24 Milliarien. Trägt man diese auf der über die linksufrigen Befestigungsreste verlängerten Linie ab, so gelangt man mit dem 24. Milliarium nach Reissing am Frauenholz, dem nördlichen Ausläufer des Forstes Reitthal. Reissing wird von einer Anhöhe überragt, welche eine allgemein anerkannte, ziemlich umfangsreiche Römerschanze trägt. Eine Stunde westlicher findet man im Frauenholze auf dessen der Aiterach zugewendeten Höhen ein weiteres Schanzenpaar, die mit Obersunzing und Leiblfing ein rechtwinkeliges Viereck bilden, dessen Seiten eine Viertelstunde lang sind. Wie die Consularstraße der schon festgestellten Richtung gemäß hart südlich an der Befestigung bei Reissing vorüberlief, muß sie zwischen jenen bei Obersunzing und Leiblfing mitten durchgegangen sein und über Eschelbach Hainsbach erreicht haben, wo sie in die Nr. 5 beschriebene Consularstraße von Turum nach Reginum einfiel, welche ihre bisher eingehaltene ganz gerade Linie über Geiselhöring bis Regensburg fortsetzte. Von Rinckam, eine Stunde westlich von Straubing, zog sich an der kleinen Laber, besonders an deren linken Ufer, eine ganze Kette noch dermal bekannter Römercastelle bis über Geiselhöring hinauf: man kann sie als die Westfront eines Befestigungssystemes um das Winterlager zu Geiselhöring ansehen, wie die eben besprochenen am rechten Aiterachufer mit Einschluß Tunzenbergs als die Ostfront, und dieses ganze Befestigungssystem ist nichts anderes, als die Castra Augusta des Antoninischen Itinerars. Daß dieß so sei, bestätigen die Entfernungs-Angaben des Itinerars, denn die Ostfront bei Reissing ist eben so genau 24 Milliarien von Quintanis (Künzing) entfernt, wie die Westfront bei Geiselhöring 20 Milliarien von Reginum oder Regensburg. Der weitere Verlauf der Consularstraße von Hainsbach über Geiselhöring nach Regensburg ist am Schlusse der vorhergehenden Nummer angegeben worden.

7. Heerstraße von Castra Batava — ad Castra Regina am Donau-Limes. Daß die Limes-Befestigungen an der Donau durch einen Rennweg unter sich in Verbindung gesetzt waren, habe ich oben schon bemerkt. Es bleibt mir aber zweifelhaft, ob diese Verbindung zwischen Passau und Hausbach mehr gewesen sei, als bloßer Rennweg, während es für die längere Strecke von Vilshofen (beziehentlich Hausbach) und Regensburg wohl keinem

Zweifel unterliegt, daß der Rennweg dort wirkliche Heerstraße gewesen sei. Wie wir bereits gesehen haben, ist der Lauf der Consularstraße durch den Neuburger Wald in einer durchschnittlichen Entfernung einer Stunde vom Donaurinnsale bis Schönerting oder zum Meridian von Vilshofen klar nachweisbar, während für den Nachweis einer sich unmittelbar an der Donau hinziehenden Heerstraße, die mehr als einfacher Rennweg gewesen wäre, jeglicher Anhaltspunkt ermangelt. Ich habe auf den Limes-Straßenzug nur gelegentlich unter dem Namen Rennweg aufmerksam gemacht, einmal weil ich glaube, daß er mittelst einer Abzweigung bei Aunkirchen erst von Vilshofen aufwärts wirkliche Heerstraße gewesen sei, und dann, weil ich größerer Klarheit halber das Segment von Vilshofen bis zur Isar im Zusammenhange mit jenem von der Isar bis Regensburg darstellen wollte. Zur früher erwähnten Unklarheit, welche bezüglich der Straßenverbindung zwischen Castra Batava und Castra Regina obwaltet, hat die Fusion am meisten beigetragen, welche man mit den zwei Marschrouten der Tabula und des Itinerarium Antonini vorgenommen hat; von Schönerting oder Vilshofen aufwärts müssen sie eben so scharf auseinandergehalten werden, als sie in der Formulirung der zwei eben genannten Itinerarien als zwei verschiedene Straßen erscheinen. Da die Marschroute von Regensburg nach Passau, wie sie die Tabula bringt, nur das Mittelglied jener Limesstraße ist, welche Probus um 280 hinter dem Trockenlimes, der unter dem Namen Teufelsmauer bekannt ist, von Tenedone bis Vindobona angelegt haben soll, so werden wir sicher sein, daß wir in besagter Marschroute ein Stück Limesstraße vor uns haben, sowie uns andrerseits die Aufnahme der Castra Augusta in die Stationenreihe der Marschroute des Itinerars Antonins darüber vergewissert, daß diese Consularstraße die binnenländische sei. Wenn man aus der constatirten Thatsache, daß der Kaiser Probus um 280 die Reichsgrenze über die obere Donau hinausgerückt, dort den Trockenlimes errichtet und die zwischen dem neuen Limes und der Donau laufende Consularstraße erbaut hat, folgern wollte, daß auch die rechtsufrige Limesstraße von Castra Regina bis Vindobona hinab sein Werk sei, so wäre dieß ein Fehlschluß, indem wir Angesichts der von Gaisberger geretteten Inschrift eines bei Engelhartszell gefundenen und dann wieder abhanden gekommenen Miliariums des Kaisers Caracalla mit Zuverlässigkeit wissen, daß die Strecke zwischen Bojodurum und Marinianum von diesem Kaiser, mithin zwischen 211—217 zur Consularstraße erhoben worden sei, während die übrigen Strecken der Donau-Limesstraße, deren Anlegung geringere Terrainschwierigkeiten entgegen standen, allem Anscheine nach ihre Entstehung Caracalla's Vater, Septimius Severus verdanken.

Westlich von Vilshofen lief die Limesstraße, wie schon früher angegeben worden, an der umfangsreichen Römerschanze bei Unterbuch vorüber über Pleinting nach Künzing (Castra Quintana) und von da in gerader Richtung über Langburg, Osterhofen und Burgstall bei Kurz-Isarhofen gegen Plattling, wo sie, wie es scheint, auf einer fliegenden Brücke die Isar über-

setzte, um dann auf der schwarzen Wehr und der hohen Schanze Wischelburg (Vitellii-burgus?) und von da aufwärts die sog. Azlburg bei Straubing zu erreichen. Von Straubing bis Regensburg hielt sie sich ziemlich getreu an eine Linie, welche die südlichen Donau-Einbiegungen berührt, Pfatter (Castra Vetera?) und die Auburg bei Ilkofen werden wohl an dieser Linie gelegen sein; andere alte Befestigungen sind mir dort nicht bekannt.

8. Regino-Augustam Vindelicorum. Des langjährigen Streites über die Straßenverbindung der beiden Colonialstädte Reginum und Augusta Vindelicorum — ob am linken oder am rechten Donauufer? — habe ich früher schon Erwähnung gemacht. Er scheint sich an der Fusion entzündet zu haben, mittelst welcher man die Marschroute der Tabula Tenedone-Vindobonam und jene des Antoninischen Itinerars Vindobona-Brigantiam bezüglich der einschlägigen Strecken zusammen warf. Seit den gründlichen Untersuchungen Stichaner's, Paulus' und in jüngster Zeit Conzen's ist man endlich darin einig, daß genannte Marschrouten zwei von einander gänzlich verschiedene seien, indem sie nur die Strecke von Regensburg bis Eining (Regino-Abusinam) mit einander gemein haben. Die linksufrige Consularstraße außer Berücksichtigung lassend, weil sie außer meinem Geschichtsgebiete zieht, befasse ich mich hier nur mit der rechtsufrigen, die im Itinerarium Antonin's von Reginum über Abusina, Vallatum und Summontorium nach Augusta tracirt wird. Wie sie von Mehrern längere Zeit angezweifelt werden konnte, ist wenigstens vom historischen Standpunkte aus unbegreiflich. Man war einerseits sicher, daß der Kaiser Probus, nachdem er den Reichslimes an der obern Donau über diese hinaus tiefer in altgermanisches Land verlegt hatte, und demzufolge seine neue Limesstraße im Rücken des neuen Limes, der sog. Teufelsmauer anlegte, beide Bauten erst um das Jahr 280 geführt habe: andrerseits konnte aber darüber kein Zweifel obwalten, daß die beiden Colonialstädte während des Bestandes der alten Augusteischen Reichsgrenze, welche die Donau bildete, mithin schon vor genannten Jahren, mit einander in Verbindung gesetzt sein mußten, abgesehen davon, daß auch die Limesbefestigungen der alten Reichsgrenze einer Straßenverbindung unter sich unmöglich entbehren konnten. Diese mag auf der längern, obern Strecke von Münchsmünster bis zur Lechmündung allerdings nur mittelst eines Rennweges unterhalten worden sein, aber zwischen Regensburg und Münchsmünster waren die Consular- und Limesstraße jedenfalls coincident. Was nun die Consularstraße im Besondern betrifft, so fällt die erste Station derselben Abusina genau auf das anerkannte Römercastell bei Eining. Dieses Castell bildete mit dem gegenüberstehenden unter Irnsing den Brückenkopf für den Donauübergang der linksuferigen Consularstraße des Kaisers Probus, wie dies klar aus der Lage beider Castelle und augenfällig auch aus den Entfernungsangaben der Itinerarien hervorgeht. Während nämlich die später entworfene Marschroute der Tabula von Coleusum (Castell am Kelsbache nördlich bei Ettling) nur drei Milliarien für die Entfernung von Arusina (sic!) an-

ietzt, für jene Arusina's von Reginum aber 22, was auf das linksuferige Castell genau zutrifft, bestimmt das Itinerarium Antonin's die Entfernung Abusina's von Reginum auf 20 Milliarien, und dieß (2 geogr. Meilen) ist genau die Entfernung des Castells bei Eining von Regensburg. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß Arusina und Abusina zwei verschiedene Stationen seien, und dieß um so mehr, weil Arusina mit Irnsing, neben welchem sein Standpunkt war, einige Namensähnlichkeit hat. Nur auf den Grund der Namensähnlichkeit hin hat man Abusina von jeher für Abensberg gehalten: das Castell bei Eining hat aber einen viel gegründeteren Anspruch auf die Ehre, der Standpunkt des alten Abusina zu sein, weil es hart an der Abens-Mündung liegt, wie denn Abensberg auch überhaupt abseits vom Limesstraßenzuge steht. Die nächste Station Vallatum, 18 Milliarien von Abusina, fällt auf die Gegend um Geisenfeld, und scheint mit der echt lateinischen Benennung das dortige Sommerlager gemeint zu sein. Der Verlauf der Straße dahin von Eining über Neustadt, Mauern und Straßberg scheint ziemlich sicher zu sein. Die nächste Station Summontorium auf Hohenwart anzusetzen, wie gewöhnlich geschieht, geht im Hinblick auf die Entfernungsangabe 16 Milliarien nicht an; sie ist bei Schrobenhausen (etwa in Altenburg oder in Altenfurt?) zu suchen; in dieser und der weitern Voraussetzung, daß bei der Entfernungsangabe von Summontorium nach Augusta ein V-Zahlzeichen weggefallen sei, wären die Stationen richtig ermittelt; denn von Schrobenhausen über Aichach und Friedberg beträgt die Entfernung genau 5 geogr. oder 25 Römer-Meilen. Wie dem auch sein möge, wird die Richtung der Straße außer Zweifel stehen, was für meine Aufgabe vollständig genügt. Die genaue Ermittelung des Straßenlaufes und der im Itinerarium aufgeführten Stationen sind Sache localer Forschungen.

II. Nebenstraßen, beziehentlich Handelswege und nach 235 aufgekommene Heerstraßen.

Um für den Lauf der Nebenstraßen des ungeheuren Territoriums zwischen den Alpen, der Isar, dem Lech und der Donau einige Uebersichtlichkeit zu gewinnen, werde ich meine Untersuchungen in den ersten 8 Nummern jenen des Oberlandes und in den übrigen jenen des Unterlandes zuwenden; die Consularstraße Juvavo–Augustam soll zu diesem Behufe die Scheidelinie bilden.

Oberland.

1. Linksuferige Isarstraße von der Cosularstraße aufwärts. Sie zog auf dem hohen linken Isarufer gegen Wolfratshausen, wo sie zur Thalsohle hinabstieg. Von Wolfratshausen ab dürfte sie, wie die heutige Poststraße, die Loisach überschritten haben und dann die Krümmungen der Poststraße vermeidend, in der beiläufigen Richtung derselben über Königsdorf und Bichel in die Ebene von Benedictbeuern eingetreten sein. Wohl schon vor Königsdorf nahm sie eine Abzweigung der rechts-

uferigen Isar-Limesstraße auf und bei Bichel kreuzte sie die Verbindungsstraße, welche an den Vorbergen von Ost nach West lief. Die Ortschaft Straßberg im Filialbezirke Ried der Pfarrei Benedictbeuern zeigt uns ihre südlichere Richtung. Ueber den Kesselberg zum Walchensee war sie sicherlich nur Saumschlag, weil sich alte Männer im ersten Drittel unsers Jahrhunderts noch an die Felsensprengung behufs Anlegung der Poststraße erinnerten. Ihr weiterer Lauf am Westufer des Walchensee's und dann über den Kniebiß bei Walgau zur Consularstraße Veldidena-Augustam, in welche sie vor Mittenwald einmündete, unterliegt ohnehin keinem Zweifel.

2. Verbindungsstraße zwischen Abodiacum (Epfach) und der Station ad Pontes Tessenios (bei Spatzenhausen). Allem Anscheine nach zweigte sie sich von der I. 4. beschriebenen Heerstraße Abodiaco-Urusam bei St. Ottilia südlich ab und nahm ihren Lauf über Wessobrunn, Vend und Hohenwart bei Unterpeißenberg gegen die Consularstraße Scarbia-Augustam hinauf, die sie bei Hüglfing erreicht haben mag. Man kann sie als theilweise nordwestliche Fortsetzung der in der vorhergehenden Nummer erwähnten Verbindungsstraße an den Vorbergen ansehen. Außer den nicht seltenen römischen Funden an ihrer Richtung spricht am meisten dafür, daß sie einst bestanden habe, weil sie bei dem Verkehre zwischen den zusammengehörigen Benedictiner-Klöstern Benedictbeuern, Staffelsee, Sandau, Polling und Wessobrunn schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts in sehr frequenter Benützung war[1]).

3. Verbindungsstraße zwischen Dießen und Landsberg. Sobald Dießen als jenes Tessenium, oder als das Municipium T. anerkannt wird, von welchem ab die Entfernung des Mittenwalder Milliariums mit 53 röm. Schrittausenden berechnet war, so wird eine unmittelbare Verbindung dieses größern Römerortes mit dem wichtigen Lechübergange zu Landsberg (ad Novas) von selbst außer Zweifel gestellt sein. Hiezu kommt dann noch, daß diese Verbindungsstraße der nächste Weg war, auf welchem schon der Gründer von Benedictbeuern und der gleichnamigen Benedictiner-Congregation, Abt Lantfried, zu seinen Mönchen in Sandau gelangen konnte, die er alle Freitage zu besuchen gewohnt war, wie uns oben cit. Benedictbeuerer Rotulus historicus sagt. Endlich hat auch diese Wegstrecke nicht nur manche römische Funde aufzuweisen, sondern hatte auch römische Befestigungen an ihrem Laufe, von welchen ich nur die Schanze bei Dettenhofen, die Wartthurmsstätte Schönbühl und die umfangsreichere Befestigung Pürgen namhaft mache.

4. Verbindungsstraße zwischen Landsberg und dem Nordende des Ammersee's. Diesen Straßenzug hat ebenfalls der um die Erforschung der Römerstraßen des südlichen Westrichs sehr verdiente Lehrer Zöpf evident gestellt[2]). Wie er nachweist, lief die Verbindungsstraße von Landsberg nach Schöffl-

[1]) Mon. Boic. VII. p. 5. [2]) Oberbayr. Arch. XVI. S. 24 f.

ding und von da nach Unterwindach, wo sie hart an der Landsberg-Münchener Poststraße noch sichtbar ist. Auch findet sich auf dieser Strecke eine große Römerschanze, 245' lang und 120' breit mit Wall und Graben, und in der sog. Burgleite der hufeisenförmige Ueberrest eines Castrums mit tiefen Gräben umgeben. Hieran reiht sich die Burg bei Oberwindach 700'—800' lang und breit. Bei Unterschondorf, dessen St. Jakobskirche, aus ihre Structur zu urtheilen, römische Quader-Umfassungsmauern hat, traf unser Verbindungsweg auf die Consularstraße Parthano — ad Ambre. Der sonst so umsichtige Zöpf scheint nur darin irregegangen zu sein, daß er ebengenannte Consularstraße nicht als solche anerkannte, sondern sie für das Mittelstück der Verbindung Landsbergs (ad Novas) mit Pähl (Urusa) hält.

5. Directe Verbindung zwischen dem Nordwest-Ende des Ammersee's und Merching — beziehentlich zwischen der Consularstraße Parthano — ad Ambre und Augusta. Mittelst des Verlaufes der ebengenannten Consularstraße nach Schöngeising (ad Ambre) war allerdings schon eine directe Verbindung derselben mit der Consularstraße Juvavo-Augustam und dadurch eine indirecte mit Augusta selbst hergestellt. Ich glaube jedoch, daß die Parthaner Straße vom Punkte Unterschondorf aus, am Nordwestende des Ammersee's mit Augusta auch auf der geraden Linie verbunden worden sei, und zwar bei Merching, von wo an die Juvaverstraße ihre rein nördliche Richtung annimmt. Für diese Annahme spricht einerseits die augenfällige Opportunität, indem die Parthanerstraße von Greifenberg gegen Schöngeising eine nordostnördliche Richtung einschlägt, andrerseits aber der in gerader Linie zwischen Unterschondorf und Merching liegende große Burgstall Hausen, der seinen Namen dem umfangsreichen Hausengaue gab, wie er ihn, wie es scheint, als Residenz der Genealogia Housi von dieser erhalten hatte.

6. Verbindungsstraße der Castra Urusa mit der Station ad Ambre. Des Eingehenderen auf die fleißige Skizzirung dieser Verbindungsstraße von Zöpf verweisend[1]), hebe ich aus ihr nur das für meine Aufgabe zunächst Nöthige aus. Die Straße zog von Pähl (Urusa) über Fischen mit einer größern römischen Burgstelle und dann am Ostgestade des Ammersee's unter dem hohen Punkt Andechs mit seiner unvergleichlichen Aussicht (Sitz der gleichnamigen Dynasten und dann Kloster) nach Heersching, mit der heute noch „Römerburg" geheißenen Befestigung, und dann über die „Teufelsbrücke." Von Herrsching lief sie weiter zum Wörthsee, auf dessen Insel einst das vom Grafen Razzo (Rasso, Ratho) von Dießen-Andechs gestiftete und von den Magyaren auf ihrem vorletzten Zuge 954 zerstörte Kloster sich befand. Razzo's Wohnsitz „die Razzenburg" ist Ruine. Bei Steinbach am Ostgestade des Wörthsee's ist die Wartthurmsstätte „Burgsedl", und im Walde nördlich von Etterschlag eine

[1]) l. c. S. 19. ff.

weitere; von da ging die Straße über Mauern in gerader Richtung nach Schöngeising oder der Station ad Ambre.

7. Westliche Fortsetzung der Straße an den Vorbergen (C. a. II. 19.) Wie in der eben citirten Nummer gesagt worden, kam die Straße an den Vorbergen von Tölz über Bürg und Buchberg herüber unter Ober-Heilbrunn gegen Benedictbeuern, wo sie in Bichel die Straße, welche am linken Isarufer lief, kreuzte. Ihr weiterer westlicher Lauf über Sindldorf, Habach und Spatzenhausen nächst der Station ad Pontes Tessenios scheint sicher zu sein. Bis Hüglfing mit der Consularstraße Scarbia — ad Ambre kann die Nr. 2 beschriebene Nebenstraße von Hüglfing nach Epfach als nordwestliche Fortsetzung von ihr gelten, während die eigentliche, geradlinige Fortsetzung derselben von Spatzenhausen rein westlich über Tafertshofen und Rottenbuch zum Lech gelaufen zu sein scheint, den sie bei Bruck unter Ursprüng erreicht haben mag.

8. Straße am obern Lech-Limes. Da der obere Lech eine jener Gegenden bespült, die ich nicht aus eigener Anschauung kenne, und mir auch Specialkarten dafür nicht zu Gebote stehen, so muß ich mich bezüglich des obern Lech-Limes lediglich an fremde Angaben halten. Daß auch der obere Lech einen seiner Terrainplastik entsprechenden Limes hatte, ist im Hinblick auf die allgemeine Analogie eben so wenig zu bezweifeln, als daß die Befestigungen, aus welchen fraglicher Limes bestand, durch eine Straße mit einander verbunden waren. Von Hohenschwangau Lech abwärts über den Kniebiß, Eschenberg, Jagdberg (Jochberg), Peiting, Rauhenlechsberg, Pürgen, Landsberg, die Römerschanze nördlich von Sandau, Kaufring, Haltenberg mit noch aufrechtstehendem römischen Wartthurme, Lichtenberg, dem Wartthurmhügel bei Merching, Burgstall bei Kissing und Friedberg wird die Richtung der Limes-Befestigungen und des Straßenlaufes an ihnen so ziemlich bezeichnet sein.

Unterland.

9. Uferstraße links der Isar von Bratananium bis zu ihrer Mündung. Auf die Nebenstraße vom Isarübergange der Consularstraße Juvavo-Augustam bei Baierbrunn abwärts auf dem linken Hochufer der Isar über Bullach, die drei Sendling, Freimann und Achering nach Freising, hat schon Obernberg in sein Verzeichniß der Neben- und Verbindungsstraßen Oberbayerns aufgenommen[1]), und diese beiläufige Richtung ihres Zuges unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Ebenso wird die heutige Poststraße von Freising nach Moosburg, wenn man ihre Krümmungen auf eine gerade Richtung zurückführt, als Fortsetzung der obigen zu gelten haben. Unter Moosburg scheint sie die Amper und Pfettrach nahe ober ihrer Einmündung bei Isareck überschritten zu haben und dann von Bruckberg an auf jener ziemlich geraden

[1]) Oberbayr. Arch. VII. 312. 314.

Richtung fortgelaufen zu sein, welche durch die heutige Commercialstraße über Gündlkofen, Altdorf, Ergolting, Altheim, Essenbach und Hinzelbach einhält. Erst dort verließ sie die Richtung der nach Straubing zielenden Commercialstraße, um ihre bisherige gerade Richtung über Dornwang, Moosthäning, Töding und Großkölnbach nach Pilsting fortzusetzen. Unmittelbar unter Pilsting hat sie im Volksmunde den Namen „Hoch-Straße", den sie, über Moosburg laufend, bis Plattling beibehält. Nordöstlich von Plattling zielt ihre fernere Richtung nach Fischerdorf, Deggendorf gegenüber.

10. Nebenstraße von Gauting nach Freising. Sie ist von Gauting ab die geradlinige Fortsetzung der Heerstraße von Castra Urusa nach Bratananium. Ihre Structur und Dimensionen, z. B. von 24' Breite, welche Panzer bei Achering constatirt hat [1]), würden allerdings dazu berechtigen, sie für eine wirkliche alte Heerstraße zu halten; allein, da sie nicht mehr in die Itinerarien aufgenommen erscheint, was für sich schon ein Beweis ihrer späteren Anlegung ist, zog ich es vor, sie unter den nach dem Jahre 235 erbauten Nebenstraßen aufzuführen. Sie lief von Gauting der Würm entlang über Pasing nach Unter-Menzing, wo sie auf das rechte Ufer des Würmflüßchens übertrat, um über Feldmoching, den Fohlengarten, rechts an Schleißheim vorüber, zwischen Eching und Ottenburg die Moosach zu erreichen, an welcher sie dann abwärts lief und von ihr weg unter Ottenburg gegen Achering lenkte. Panzer hat den letztern Lauf derselben genau constatirt und mit einem Kärtchen anschaulich gemacht [2]). Ihr nächstes Ziel war natürlich Freising, beziehentlich Weihenstephan, wo in früherer Zeit Ueberreste eines großartigen Unterbaues, der mit Gräben umgeben war, gefunden worden sind. Daß die Römer weder Weihenstephan noch Freising (Domberg) unbeachtet und zu strategischen Zwecken unbenützt lassen konnten, springt von selbst in die Augen.

11. Hauptstraße von Oberföring (bez. von Salzburg über Wasserburg) nach Augsburg. Föringer macht in seinem gründlichen Aufsatze über den Burgstall bei Buchheim auf die früher völlig unbeachtet gebliebene Römerschanze bei Oberföring und auf die längst eingeebnete bei Schwabing aufmerksam, die er beide mit dem vorliegenden Straßenzuge in Verbindung setzt. Ihren Verlauf von Oberföring über Biederstein, Nederling, Obermenzing, Lochhausen, Olching (Amperübergang), Maisach, Nannhofen und Hettenhofen nach Althegnenberg hat v. Obernberg genau constatirt [3]). Bei Althegnenberg fiel sie in die Consularstraße Juvavo–Augustam ein.

12. Nebenstraße von Schöngeising (ad Ambre) an der Amper abwärts und deren muthmaßliche Fortsetzung durch das Binnen-

[1]) Oberbayr. Arch. IV. S. 418 ff. — [2]) Oberb. Arch. IV. S. 418 ff. — [3]) Oberb. Arch. IV. S. 287. VI. S. 402 ff.

land nach Ripa prima (bei Neuburg an der Donau). Wir haben bereits früher (l. 3.) gesehen, daß von Parthanum eine Consularstraße über die Tessenischen Brücken, das Municipium Tessenium, das übrige Westgestade des Ammersee's, und dann am linken Ufer der Amper hinab nach der Station ad Ambre (Schöngeising) zog, um Veldidena mit der Consularstraße Juvavo-Augustam auf der kürzesten Linie zu verbinden. War auch dieß der Hauptzweck dieser von Süden her kommenden Consularstraße, so wird doch kaum glaublich sein, daß sie ihrer bis Schöngeising eingehaltenen Richtung nach dort Sackgaße geworden sei. Im Gegentheile läßt sich wenigstens noch für eine kurze Strecke an der Amper abwärts bis Bruck nachweisen, daß sie sich auch noch wenigstens als Nebenstraße von Schöngeising auf dem rechten Amperufer fortgesetzt habe. Wollte man auch die von Schöngeising nordöstlich eine Stunde entlegene Biburg als Vorwerk von Schöngeising ausgeben, so krönt eine noch weiter entfernte Römerschanze den bei Fürstenfeld gegen die Amper auslaufenden Hügelzug. Auch Bruck dürfte seinen Ortsnamen von dem Amperübergange aus ältester baioarischer Zeit haben, was mit der Römerzeit coincident ist. Ob und in welcher Eigenschaft sich unsere Straße in gerader rein nördlicher Richtung bis hinaus zur Donau fortgesetzt habe, bleibt nun vorerst, bis die Gegenden, die sie hätte durchziehen müssen, genauer erforscht werden, freilich problematisch. Ich trage mich nun aber mit der Vermuthung (und für mehr will ich sie nicht gehalten wissen), daß eine gerade Straße von Bruck bis zur Ripa prima, bekanntlich das rechte Donauufer bei Neuburg, das ganze Flachland durchschnitten habe, und daß sie eine der wichtigeren Nebenstraßen gewesen sei, welche die Römer sicherlich zu einer förmlichen Heerstraße erhoben haben würden, wenn ihnen die von Norden her andrängenden germanischen Volksstämme dazu Zeit gelassen hätten. — Außer der Opportunität einer derartigen Verbindung der von August bis auf Probus und dann von Diocletian bis zum Untergange des Weltreichs äußersten Reichsgrenze mit den innern Ländern, stütze ich meine Vermuthung vornehmlich auf die Thatsache, daß die Römer das Binnenland zwischen den Amper- und Donau-Mösern keineswegs so sehr vernachlässigt haben, als man bislang glauben mochte. Wir verdanken den Gegenbeweis dafür einer ausgezeichneten Abhandlung des Grafen H. von Hundt über das Glongebiet, deren Ergebnisse in der nächsten Nummer eingehender besprochen werden sollen. Endlich läßt sich auch trotz des noch niedrigen Standpunktes der übrigen auf erwähnte Gegenden bezüglichen, archäologischen Forschung eine Reihe alter Befestigungen in der geraden Richtung zwischen Bruck und Neuburg nachweisen, deren Linie zugleich als jene des Straßenlaufes gelten kann. Ich muß mich darauf beschränken, sie einfach der Reihe nach von Süd nach Nord namhaft zu machen; sie sind: Fußberg bei Rottbach, Sulzemoos, Unter-Weikertshofen, Rockersberg, Arnberg, Lauterbach, Buxberg (d. h. Burgsberg), Schiltberg, Steingriff und Berg im Gau.

13. Nebenstraße am Glon-Zwischenlimes. Wie vorhin erwähnt, hat Hektor, Graf von Hundt, die Alterthumsfreunde mit einer höchst anziehenden Abhandlung über die Alterthümer des Glongebietes erfreut [1]), welche, obendrein durch artistische Beilagen anschaulich gemacht, viel Licht über jene Gegend verbreitet. Während v. Raiser die Befestigungen an der Glon ohne Bedenken den Römern zuschiebt, ist unser hochedler und sehr umsichtiger Forscher mehr geneigt, sie einer spätern Zeit, jene bei Einsbach aber eventuell eher den Kelten als den Römern zu vindiciren. Wenn ich ein natürlich nur höchst unmaßgebliches Urtheil über diese Meinungsverschiedenheit abgeben soll, geht es dahin, daß die verehrlichen Forscher je nach ihrem Standpunkte beide Recht haben. Es läßt sich nämlich nicht in Abrede stellen, daß die Gestalt der meisten vom Grafen Hundt dargestellten Befestigungen in den Grund- und theilweise auch in den Aufrissen jener römischen Befestigungswerke, welche Krieg von Hochfelden in seinem klassischen Werk über die Militär-Architectur des frühern Mittelalters zur Veranschaulichung bringt, unbestreitbare Analogien finde; andererseits wird nicht zu leugnen sein, daß einzelne der mitgetheilten Befestigungen von den baioarischen Edelgeschlechtern des Mittelalters dazu benützt worden seien, um sich ihre hölzernen Burgen in die schon vorhandenen Umwallungen hineinzubauen. Am schwächsten dürfte der für den nachrömischen Ursprung erbrachte Beweis sein, daß wir in den Glonbefestigungen durchgängig nur Erdwerke vor uns haben. Mir scheint nämlich, daß sich diese Structur der fraglichen Befestigungen leicht aus dem Zwecke erklären lasse, zu welchem sie aufgeführt wurden. Als die germanischen Schaaren anfänglich besonders über den Reichslimes an der obern Donau hereinbrachen, suchten ihnen die Römer auf allen Zwischenlinien, welche nach Maßgabe ihrer Bodengestaltung dazu geeignet waren, Widerstand entgegenzusetzen, und zu diesem dürfte auch das sumpfige Terrain, das namentlich am rechten Ufer der Glon hinabzieht, tauglich befunden worden sein, auf dessen Anhöhen sich unsere Befestigungen befinden. Aus diesem Grunde habe ich die zweifellose Römerstraße des linken Ufers unter die Zwischen-Limesstraßen einreihen zu dürfen geglaubt. Auf die Länge war ein so schwacher Zwischenlimes natürlich nicht haltbar, vielleicht aber immer auf so lange, bis es der passiven Defensive gelang, bedeutendere Streitkräfte an den nächsten, stärkeren Zwischenlimes zu werfen, auf welchen sich dann auch die Mannschaft des aufgegebenen vordern, hier des Glon-Limes, zurückzog. Aus diesen Erwägungen möchte ich v. Raiser nicht geradezu Unrecht geben, wenn er die ihm bekannt gewordenen Glonbefestigungen für römischen Ursprungs hält; gar alle sind es freilich kaum.

Auch bezüglich der Ansicht, daß die Glonbefestigungen und namentlich jene von Indersdorf, Westerholzhausen, Arnzell, Burgadelzhausen, Niederroth, Fraunhofen, Weikertshofen, Sittenbach und Einsbach insgesammt

[1]) Oberbayr. Arch. XIV. S. 290 ff. XV. S. 227 ff.

mit der Römerstraße am linken Glonufer in unmittelbare Beziehung zu stellen seien, bin ich anderer Meinung, indem sie meines Dafürhaltens drei mit einander verbundenen, aber unter sich verschiedenen Nebenstraßenzügen angehören, wie ich sogleich und in der nächsten Nummer darzuthun gedenke.

Die Befestigungen hart am linken Glonufer, als da sind Regenburg, Egenhofen gegenüber, Unter-Weikertshofen, Sittenbach, Petersberg (vielleicht auch Eisenhofen), Dorf-Indersdorf, Glon, Weichs u. s. w. waren — insofern sie römischen Ursprungs gewesen — sicherlich zum Schutze der an ihnen laufenden römischen Nebenstraße erbaut, jene am rechten Ufer dürften aber dem bald nach der Mitte des V. Jahrhunderts, in der Eile errichteten Glonlimes angehört haben. Die römische Verbindungsstraße hatte ihren Verlauf wohl der Glon entlang bis zu ihrer Einmündung in die Amper bei Allershausen. Ich habe früher (C. a. II. 18) dargethan, daß sich auch an der Amper ein Zwischenlimes von geringerer Widerstandsfähigkeit hinabgezogen habe, der sich dann bei Isareck an den ohne Vergleich stärkeren Isar-Zwischenlimes anschloß; insoweit kann man auch die Befestigungen an der Glon als einen Zweig des Amper-Zwischenlimes ansehen. Als Befestigungen desselben sind mir unter Indersdorf nur Weichs, Petershausen und Ober-Kienberg auf dem linken, und Asbach, Glonpercha, Hohenkammer und Eggenberg bekannt, deren Wehrfähigkeit ebenfalls in erster Linie zum Schutze der Nebenstraße, die sie begleiteten, bestimmt gewesen sein dürfte.

Wie nun die schon Schlett bekannte und vom Grafen v. Hundt so klar beleuchtete römische Nebenstraße von Petersberg abwärts an der Glon und dann an der Amper ihren Verlauf hatte, so war sie gewiß auch von Langengern aufwärts nicht Sackgasse. Es bleibt mir jedoch zweifelhaft, ob sie, der Glon bis über ihre Quelle hinauf treu bleibend, über Regenburg nach Althegnenberg, oder aus der Gegend von Odelzhausen weg über Burgstall bei Miesberg zu dem zweiten Burgstall bei Kissing gelaufen sei. Dagegen scheint wieder ziemlich sicher zu sein, daß sie von Dorf-Indersdorf weg, wo sie von der in der nächsten Nummer zu besprechenden Nebenstraße gekreuzt wurde, welche sie direct mit dem Isar-Limes beim Zwillingshof verband, eine ebenfalls directe Verbindungsstraße nach Augsburg abgegeben habe, welche im Schutze der Befestigungen von Dorf-Indersdorf, Hirtelbach, Petersberg, Langengern, dem Schanzensysteme bei Burgadelzhausen und Friedberg hinlief.

14. Querstraße vom Isar-Limes durch das Binnenland gegen die Lechmündung. Für den ersten Lauf dieser Querstraße von Dietersheim, dem Zwillingshof gegenüber, habe ich zwei anerkannte Autoritäten an dem k. b. Kreisbaurath Panzer und dem Grafen Fr. Hektor v. Hundt, und eine Reihe der Gegenden, welche sie durchzog, ist mir aus eigener Anschauung genau bekannt. Ersterer macht in seiner „Nachricht über die Spuren einer ehe-

aligen Hochstraße bei Achering“ [1]) gelegentlich auf die Spuren einer anderen Hochstraße aufmerksam (§. 2), welche von Dietersheim zu jenem Punkte lief, wo sie an der Moosach die von Achering kommende unter Ottenburg durchkreuzen mußte. Von der Kreuzung der nach Gauting hinaufzielenden Acheringer Hochstraße (oben Nr. 10) mußte sie, die gerade Richtung einhaltend, zwischen Ottenburg und Fürholzen zum Breitholz unter Heimhausen gezogen sein und von da an gibt uns abermals Graf v. Hundt die ziemlich gerade Richtung derselben bis Indersdorf an, indem er, Schlett folgend, sagt [2]): „Unterhalb Heimhausen sei sie zur Amper gelangt. Von da führe sie auf Oberndorf, Westerndorf links lassend; im Walde zwischen Biberbach und Schönbrunn (nahe bei Rudelshofen und Riedenzhofen) sei sie recht wohl erkennbar, doch nur kurz, denn bald unterbreche eine große Mergelgrube, dann Feld. Im nächsten Walde sei sie wieder sichtbar und führe dann in die Nähe des durch seinen Namen schon bezeichnenden Dorfes Straßbach, endlich an die Gartenmauern des Klosters Indersdorf.“ Ihr Glonübergang bei Indersdorf wird kaum zu bezweifeln sein; denn einmal weist die dem Kloster gegenüberliegende Befestigung im gleichnamigen Dorfe darauf hin, und dann erfordert dieser Uebergang die von Dietersheim an der Isar beinahe ganz gerade Linie, welche die Straße einhält. Dieselbe gerade Linie gibt dann auch die Directive für ihren ferneren, nordwestlichen Verlauf. Wirklich finden wir an ihrer geradlinigen Fortsetzung sogleich die Befestigungen von Westerholzhausen und Arnzell, und der geraden Richtung wegen wird ihnen auch der Burgstall zu Pipinsried anzureihen sein. Dieselbe gerade Linie leitet uns dann über Burberg (Burgsberg), Oberwittelsbach, Walchshofen, Steinbach und Besenburgheim zum Städtchen Rain nahe der Lechmündung.

Wenn man um die Zeit fragt, in welcher die bisher besprochene Querstraße angelegt worden sein möge, so wird man von vorneherein sehr geneigt sein, ihr Entstehen den letzten Zeiten der Römerherrschaft zuzuschreiben. Diese Vermuthung ist aber nicht nur unbegründet, sondern allem Anscheine nach geradezu irrig. Im Gegentheile scheint dieser Straßenzug zu den ältesten des Landes zu gehören, die sich aus der Römerzeit erhalten haben. Der umsichtige Forscher Panzer hat sie nahe bei dem uns bekannten Ausgange derselben von Dietersheim sorgfältig untersucht und hat dadurch Momente zu Tage gefördert, welche für die erste Zeit der Römerherrschaft in unsern Ländern sprechen. Er fand nämlich in einem von ihm angegebenen Grabhügel auf der sog. Osterhärd hart am Straßenzuge außer andern Anticaglien zwei Römermünzen mit vollständig lesbaren Legenden, einen kupfernen Augustus und einen silbernen Trajanus. Ueberdieß maß er dort den Querdurchschnitt der Straße und berichtet uns [3]), daß er sie 40′ und 50′ breit gefunden habe. Diese auffallende Breite im Zusammenhalte mit den beiden

[1]) Oberbayr. Arch. IV. S. 418 ff. — [2]) Ib. XIV. S. 318. — [3]) Oberb. Arch. IV. S. 420. §. 2, 3.

Kaisermünzen berechtigen sicherlich zur Annahme, daß wir in diesem Straßenzuge eine sog. Eroberungsstraße aus dem Beginne der christlichen Zeitrechnung vor uns haben, und insoferne gehört diese Heerstraße, die sich nie zur Geltung einer Consularstraße erhoben hat, zu den interessantesten Nebenstraßen unserer Länder.

15. Nebenstraße von Oberföring, dann der Ilm entlang und zur Donau. Die Hauptstraße von München nach Ingolstadt als Poststraße, bekanntlich etwas über 200 Jahre alt, hält in ihrem Verlaufe eine im Allgemeinen so gerade Richtung ein, daß ihr Anblick allein schon auf die Vermuthung lenkt, daß ihrer längsten Strecken auf den Grundlagen einer alten Römerstraße geführt worden seien. Mehrere persönlich gemachte Wahrnehmungen bestärken mich in derselben Vermuthung. Schon eine Stunde nördlich von Freimann ist sie östlich von Kalteherberge als gerade Fahrt in rein nördlicher Richtung sichtbar, die sich aber an der Brücke des Schleißheimer Kanales verliert, um dann eine längere Strecke von Malertshofen bis zum Westende des Dorfes Eching abermals deutlich hervorzutreten. Von Eching an, wo sie im Moorgrunde verschwindet, scheint sie dieselbe gerade Linie bis zu jenem Punkte eingehalten zu haben, wo die in der vorigen Nummer beschriebene Eroberungsstraße unmittelbar unter Ottenburg das Altufer des Isarrinnsales anstieg, um dann in etwas nordwestlicher Richtung quer durch die Heimhauser Felder das Breitholz und den Amperübergang unter der Einmündung des Bächleins, das von den Wiedenhöfen herabkommt, zu erreichen. Die München-Ingolstadter Hauptstraße hält sich schon ihrem Ausgange gemäß immer eine gute Strecke westlich von der alten Römerstraße, aber nächst Heimhausen durchschneidet sie den dort gemeinsamen Zug der Eroberungsstraße, und lenkt erst ober Unterbruck mittelst einer Linkswendung wieder in unsere römische Ilm-Nebenstraße ein. In Folge des überhaupt westlichen Laufes der Hauptstraße durch das sog. Gefild zog man es bei Anlegung derselben vor, ihr durch den ziemlich steilen Anstieg des Altufers bei dem Wirthshause Maisteig Bahn zu brechen. Dieser anscheinend etwas romantisch klingende Wirthshausname ist laut Documenten des vorigen Jahrhunderts nichts weiter als ein prosaisches „Im Neusteig". Unter dem Einmündungspunkte des Heimhauser Vincinalsträßchens in die Hauptstraße findet man links in den Feldern die Spur der Eroberungs- und hier mit ihr vereinigten Ilmstraße in zwei Hohlwegsegmenten, vom Volke „Greppen" geheißen, in der Richtung gegen den Amper-Uebergang. Jenseits der Amper trennte sich unsere Ilmstraße wieder von der Eroberungsstraße, und während diese westlich gegen Oberndorf zog, nahm sie wieder ihre rein nördliche Richtung über Fahrenzhausen, außerhalb welchem auch die moderne Hauptstraße sich wieder mit ihr vereinigt. Das uralte St. Georgskirchlein zu Pelka war früher von einem Wall umgeben, der nächste Burgstall befindet sich in Hohenkammer. Von da zog die Ilmstraße in gerader Richtung über Grafing, wo ein alter Burgstall sein soll, nach Reichershausen und dann am rechten Ilmufer, das Ilmmünster jenseits links lassend, nach Pfaffen-

...ien. Hier wendet sich das Ilm-Flüßchen rechts von der geraden Richtung unserer Straße ab, die über Eckersberg und ein jüngeres Straßhof, dann aber die links von der geraden Richtung abweichende Hauptstraße verlassend, über Rinnberg, westlich an einem Kastlberg vorüber, das seinen Namen vom Castrum des hl. Castulus erhalten hat, über Langenbruck nach Manching nach der Einmündung der Paar in die Donau. Manching hat umfangreiche, allgemein als römische anerkannte Schanzen, jedoch das Vallatum (oder gar Summontorium) des Antoninischen Itinerars dort zu suchen, wie mit Andern Sturm gethan hat, geht absolut nicht an, weil es mit den Entfernungsangaben in grellem Widerspruche stände. Bei Manching erreichte unsere Ilmstraße die Straße des Donau-Limes.

16. Nebenstraße von Abusina (bez. Reginum) an der Abens herauf nach Freising und Moosburg. Diese Nebenstraße hat außer dem allgemein archäologischen Interesse auch noch ein besonderes kirchliches, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach vom hl. Bischofe Emmeram auf seinem letzten Erdenwege begangen worden ist. Bezüglich ihres secundären Ausgangspunktes von der Consularstraße Regino-Augustam kann die Wahl nur zwischen Untersaal und Eining (Abusina) schwanken, von Abensberg aufwärts am Abensflüßchen ist ihr Lauf ohnehin nicht mehr zweifelhaft. Die Reihe von Schanzen, welche bei Sigenburg beginnt und das Abensflüßchen bis zur Einmündung in die Donau begleitet, hat bereits Buchner beschrieben [1]); Biburg zwischen Abensberg und Sigenburg gehört in diese Reihe. Durch die Thalsohle des Abensflüßchens war die innere Richtung der Straße in gerader Linie von der Natur vorgezeichnet, und ich kenne in derselben nur einen bemerkenswerthen Punkt, nämlich Mainburg (Magnaburg). Bei Mainburg theilt sich die Straße in zwei Arme, deren westlicher über Au, Attenkirchen und Zolling nach Freising, der östliche aber über Großgundertshausen, Straß und Mauern nach Moosburg läuft. Die südlichen Fortsetzungen des einen wie des andern sind schon früher besprochen worden: der hl. Emmeram scheint den Weg über Moosburg eingeschlagen zu haben.

17. Vom Westende des starken Isar-Limes ober Landshut über Rottenburg zum Donau-Limes bei Abbach. Der sel. Rector Rutzl, dem wir die genaue Erforschung des östlich von den unteren Sempttümpfen beginnenden starken Isar-Limes verdanken, der sich von dort hinter Landshut bis Nieder-Viehbach hinabzieht, macht bei Besprechung des guterhaltenen, großen Hochlagers bei Ober-Ast auf eine Straße aufmerksam [2]), die es von Süden nach Norden durchschnitt, und die in nördlicher Richtung über Hüttenfurt zur Isar hinablief, die sie unter einem kegelförmigen Wachtthurmshügel erreichte, dem auf dem linken Ufer ein ganz gleicher Wachtthurmshügel

[1]) Reise auf der Teufelsmauer. Heft III. S. 13. — [2]) Ueber Straßen und Lager in Altbayern, bes. an der Isar. Vaterl. Magaz. Jahrg. 1841. S. 407 ff. Nr. 5.

¼ Stunde westlich von Eugenbach (Eichenbach) entsprach. Damit sind uns die sichern Elemente für die Richtung einer römischen Nebenstraße gegeben, welche von diesem Punkte des starken Isar-Limes über Rottenburg in gerader Linie zum Donau-Limes bei Abbach oder Regensburg verlief. Zu ihrer Reconstruction mangelt es aber auch an Zwischenelementen nicht; denn auf derselben Linie finden wir den Burgstall Edelmannsberg bei Furt unter Schatzhofen, dann den Burgstall Altenburg nahe unterhalb den Quellen der kleinen Laber, dann Ramelsdorf und Rottenburg an der großen Laber. Bei Rottenburg kreuzte sie in einem spitzigen Winkel die unmittelbar von Landshut (d. h. vom Hochlager auf dem später Trausnitz geheißenen Berge) herkam, und welche über Weihenstephan, Hohenthann und eine andere Altenburg bei Türkenfeld nach Rottenburg zog. Letztere scheint sich über Mordsberg, das alte Kloster Rohr, Ober-Mordsberg und Ober-Schambach in der Gegend von Affeking gezogen zu haben, wo sie, oder schon vorher, die große von Regensburg nach Vindonissa und dort noch ungetheilt nach Augusta Vindelicorum zielende Consularstraße erreichte. Unsere in Rede stehende Verbindungsstraße des Isar- und Donau-Limes hielt sich dagegen, ihrer geraden Linie getreu, an das rechte Ufer der großen Laber und zog über Laberberg, Laber und Sandsbach nach Langwaid. Erst da trat sie auf das linke Ufer über, um dann über Schneithart, den Kuhberg, durch das Fürstenholz bei Abbach den Donau-Limes zu erreichen.

18. Hauptstraße von der Mitte des starken Isar-Limes nach Regina Castra (Regensburg). Obwohl nicht Consularstraße, wie sie in den Itinerarien dargestellt sind, war sie dennoch eine der Hauptverbindungen Juvavum's mit Castra Regina und insoweit zunächst die Fortsetzung der C. a. II. 10 beschriebenen Hauptstraße von Turum nach Landshut. Es ist ziemlich gleichgiltig, ob man ihren Ausgang vom starken Isar-Limes weg in Landshut selbst, d. h. bei dem großen Hochlager sucht, auf welchem sich später die Trausnitzburg erhob, oder etwas weiter unten bei der Straßburg in der Pfarrei Adlkofen, wofür die gerade Linie ihres nördlichern Verlaufes spricht. In letzter Annahme würde man voraussetzen müssen, daß sie schon bei Straß südlich von Geisenhausen diese mehr östliche Richtung eingeschlagen habe, um nach Straßburg zu gelangen; jedenfalls war sie aber auf dem linken Isar-Ufer mittelst einer bei Essenbach in sie einfallenden Nebenstraße über Altheim mit Landshut verbunden. Von Essenbach hielt sie die charakteristische gerade Linie über Ergoldsbach, die Salzburg, Neuburg, Berghausen (Pfaffenberg etwas rechts lassend), Deckenbach, Mauern an der großen Laber und Alteglofsheim nach Köfering ein, wo sie in die Consularstraße Geiselhöring-Regensburg einmündete.

19. Querstraße an der kleinen Laber. Ich suche ihren Ausgang in Mainburg, wo, wie es scheint, von Westen her zwei Nebenstraßen zusammenliefen, deren nördlichere bei Geisenfelden von der Consularstraße Regino-

Augustam abzweigte und über Unter- und Ober-Pindhart nach Mainburg zog, während die südlichere bei Langenbruck von der Consularstraße abging, und über Burgstall und Ober-Empfenbach dasselbe Ziel, Mainburg, erreichte. Wenn ich mich mit dem Ausgangspunkte Mainburg nicht überhaupt irre, wird der fernere Verlauf der Querstraße an der kleinen Laber von Gundertshausen am Moosburgerzweige aus über Burg nahe den Quellen der großen Laber und dann über Iggstall, Altenburg unter dem Ursprunge der kleinen Laber, Altenburg bei Türkenfeld, und bis Asenkofen am rechten Ufer, von da an aber auf dem linken über Neuburg, Pfaffenberg und Grafentraubach nach Eitting, wo das Befestigungssystem um Geiselhöring anfing und sich bis Rinkam und Atting westlich von Straubing hinabzog, zu suchen sein.

Die bisher erörterte Querstraße an der kleinen Laber hatte wahrscheinlich zwei Parallelen: eine nördliche an der großen Laber und eine südliche am Aitrachbache. Da mir dermal die topographischen Anhaltspunkte fehlen, um ihre Tracen genauer zu fixiren, so beschränke ich mich darauf, sie hier vorgemerkt zu haben und bezüglich der Aitrach-Querstraße noch besonders hervorzuheben, daß sie von der Wende des IV. in das V. Jahrhundert an eine strategische Nothwendigkeit war. Wenn, wie ich es mit Buchner[1]) für wahrscheinlich halte, der Donau-Limes bei Regensburg, sammt dieser Colonialstadt, im Jahre 404 für die Römer an Radagais und seine unzähligen Schaaren verloren gegangen ist, so mußten die Castra Augustana, in welchen sich die Römer unter dem Statthalter Generidus noch eine Zeitlang hielten, auf mehr als einem Wege mit dem Isar-Limes und dem Binnenlande in Verbindung gesetzt sein und hiezu war eine Straße am Aitrachbache aufwärts, welche Nieder-Viehbach gegenüber zum Isar-Limes lief, wohl eine der geeignetsten, weil dort von Osten her die widerstandsfähigen Hochlager des Isar-Limes begannen, und selbe Straße einerseits den Succurs aus dem Binnenlande vermittelte, andererseits eine der wichtigsten Rückzugslinien sicherte.

20. Verbindungsstraße zwischen den Castra Augustana und Vallatum. Da sie als weitere strategische Nothwendigkeit aus der eben angedeuteten Defensivstellung der Römer gegen die übermächtigen Germanen am Beginne des V. Jahrhunderts resultirte, so mag sie auch erst damals angelegt worden sein. Die Stellungen der römischen Heeresabtheilungen, wie sie uns die am Anfange des V. Jahrhunderts verfaßte Notitia Imperii[2]) überliefert hat, lassen die eben erwähnte Ansicht Buchner's als eine höchst wahrscheinliche erscheinen. Während der untere Donau-Limes von Quintanis (Künzing) an noch in den Händen der Römer ist, sieht man Reginum und die Ripa prima (bei Neuburg) bereits von römischen Truppen entblößt. Sie sind jedoch noch im Besitze einer Linie von Castra Augustana über Abusina, Vallatum und Summontorium, letzteres im Süden des

[1]) Docum. z. bayr. Gesch. S. 44 f. — [2]) Bei Buchner Docum. z. Gesch. v. Bayern S. 30.

großen Donaumooses bei Neuburg, und auf dieser Vertheidigungslinie sind ansehnliche Heeresabtheilungen vorgeschoben. Natürlich mußte sie auf dieser Linie in eine directe Verbindung unter sich gesetzt sein, weil die nördlich ziehenden Verbindungsstraßen mehr oder weniger in den Händen des Reichsfeindes waren. Demnach erscheint eine Verbindungsstraße von jenen Castris Augustanis aus bei Geiselhöring, welche das Hauptquartier des römischen Befehlshabers gewesen sein werden, nach Vallatum, oder richtiger schon mit dem noch behaupteten, nördlichern Abusina (Eining), als unabweisbares Bedürfniß. Zur Befriedigung desselben kamen den Römern jene mit Ausnahme der Straßenlichtungen, welche von Süd nach Nord liefen, in der Regel wohl noch sehr dichten Waldungen am meisten zu statten, deren enggeschürzter Gürtel sich von Geiselhöring unter demselben Breitegrade zur Donau ober der Altmühlmündung hinzieht. Sie sind von Ost nach West: der Forst Reitthal, das Hay-Holz, das Bauernholz, das große und kleine Aichet, der Thann (Kuhberg, Kirchberg und der Wald westlich von Langwaid) und die Waldungen nördlich und nordwestlich von Abensberg. Wie Geiselhöring mit den Befestigungen des Forstes Reitthal in Verbindungen stand, haben wir früher gesehen, hier fragt es sich also lediglich nur mehr um die Verbindung Geiselhörings mit den am Donau-Limes und der Consularstraße Regino-Augustam gelegenen Befestigungen Abusina und Vallatum. Ich sage Befestigungen, welche Eigenschaft für Vallatum durch den Namen constatirt ist, während das umfangsreiche Römercastell bei Eining auch bezüglich Abusina's jeden Zweifel ausschließt. Das betreffende Waldgebiet hatte sich, meines Wissens, bisher einer eingehenderen Durchforschung leider noch nicht zu erfreuen, und darum stehen mir für die Tracirung der fraglichen Verbindungsstraße auch nur ein Paar topographische Anhaltspunkte zu Gebote, glücklicher Weise aber ziemlich verläßige. Von Greißing, Geiselhöring gegenüber, zieht sich ein ziemlich gerader Waldweg nach Ober-Graßelfing und von dort über Upfkofen und Pinnkofen nach Ober-Deckenbach, den ich für die unscheinbare Spur der alten Verbindungsstraße halte. Hat man auf einem Gangsteige das Lindach in derselben Richtung durchgangen, so gelangt man nahe bei der Waldkirche St. Johann im kleinen Aichet zu einem kegelförmigen Hügel, den die Nachbarn „das Schlößl" heißen, weil sie überzeugt sind, daß er einst eine kleine Befestigung getragen habe. Dieser Hügel hat aber ganz die Gestalt der übrigen Wachtthurmshügel, und man wird ihn in dieser Waldeinsamkeit vernünftigerweise eben auch für nichts anderes halten können. Genau in derselben Richtung wiederholt sich eine Stunde westlicher dieselbe Erscheinung; denn südlich von Herrenwahl, dem Pfarrsitze von Thann, ist ein völlig ähnlicher, nur etwas höherer kegelförmiger Hügel mit Spuren einstiger Gebäude und einer seine Kuppe krönenden Umwallung, der bei den Umwohnern ebenfalls „das Schlößl" heißt. Das offenbar mehr als zufällige Zusammentreffen dieser zwei Wachtthurmsstätten macht natürlich auf die an letzterer hart nördlich vorüber lau-

sende ganz gerade Straße von Neuhausen über Offenstätten nach Abensberg aufmerksam, und da sie die geradlinige Fortsetzung des zwischen Greißing und Ober-Deckenbach constatirten Holzweges bildet, so wird die Richtung der Verbindungsstraße der Castra Augusta mit der Consularstraße Regino-Augustam zwischen Abusina und Vallatum mit möglichster Sicherheit gefunden sein, indem die Consularstraße bei Neustadt, ½ Stunde westlich von Abensberg, ohnehin noch wahrnehmbar ist.

21. Heerstraße am obern Donau-Limes. Wenn die Itinerarien nicht mangelhaft auf uns gekommen wären, so würden wir diese wie die in der nächsten Nummer zu erörternde als Consularstraßen mit dem charakteristischen Attribute der Stationen- und Entfernungsangaben in dieselben eingetragen finden; weil letzteres aber nicht der Fall ist, glaubte ich sie auch unter die Nebenstraßen einreihen zu sollen, da ja damit ihre Heerstraßen-Eigenschaft nicht ausgeschlossen ist. Die Limesstraße an der obern Donau scheint sich schon bei Neustadt von der Consularstraße getrennt und etwa bei Gaden über die Ilm gesetzt zu haben, um dann über Mitterwöhr Vohburg zu erreichen. Von Vohburg lief sie, soweit dieß vermöge des Sumpfbodens des nördlichen Feilenforstes gestattet war, nach Manching, wo heute noch bedeutende Befestigungswerke aus der Römerzeit sichtbar sind. Ihr weiterer Verlauf über Rothenthurm, Hundzell, Hagau, Weichering, Bruck, Neuburg, Altenburg, Kaisersburg, Stettberg (letzte vier vorzugsweise die Ripa prima), Straß und Burgheim steht so ziemlich außer Zweifel, wohl wird auch Rain noch in diese Kette gehört haben.

22. Verbindungsstraße zwischen der Ripa prima und Augusta Vindelicorum am Lech-Zwischenlimes. Von einem Zwischenlimes am rechten Lechufer kann nur insoferne die Rede sein, als dieses von der Lechmündung bis Friedberg ziemlich sumpfig ist. Darum dürften auch jene Punkte, die sich auf dem höheren Plateau östlich von der Ache als ehemals befestigte nachweisen lassen, vorzugsweise Wachtthürme und Monopyrgien gewesen sein, in deren Schutze die Verbindungsstraße lief. Von diesen werden Besenburgheim, Büchel, Tettenweis, Scherneck und Stätzling nennenswerth sein. Friedberg dagegen, das schon an den Consularstraßen Juvavo-Augustam und Regino-Augustam lag, und so recht eigentlich als Brückenkopf der alten Colonialstadt zu gelten hat, war ein stark befestigtes Castell.

Schlußreflexion. Wie Eingangs bemerkt worden, hielt ich die Herstellung eines Römerstraßennetzes als materielles Substrat des Christianisirungsganges für unumgänglich, weil im Frühmittelalter, und selbst später noch, die Römerstraßen neben den schiffbaren Flüssen die fast ausschließlichen Verkehrswege waren. Hatte sich aber aus volkswirthschaftlichen Interessen eine dichtere Bevölkerung schon während der Römerzeit an den Straßenläufen angesiedelt, so

mußte dieß auch in der ersten Baioarenzeit schon aus dem Grunde der Fall gewesen sein, weil einmal der im Lande gebliebene Rest der romanischen Bevölkerung, soweit es ihm gestattet war, an der alten Heimat festhielt, und die neuen Herren des Landes selbstverständlich von den bereits cultivirten Gegenden Besitz ergriffen. Die Römerstraßen geben somit die Directive für die Wege, welche der Christianisirungsgang einzuschlagen hatte, indem er immer zuerst die dichtere Bevölkerung aufsuchte. An diesen alten Straßen fand er aber das kirchlich freilich verkommene, romanische Ferment der Christianisirung und die volksreichen Siedlungen der Baioaren.

II. Abhandlung.

Die Christianisirung Altbaioariens.

Es liegt außer dem Bereiche meiner Aufgabe, die seit lange ventilirte Frage über die Abstammung des baioarischen Volksstammes neuerdings zu untersuchen, oder die Grenzen, innerhalb welcher er bei seinem ersten historischen Auftreten siedelte, zu erörtern. Für das mir vorgesteckte Ziel genügt es vollständig, im Anhalte an die verlässigeren Ergebnisse diesfälliger Forschungen einfach zu constatiren: daß die Baioarier ihrer Sprache und ihrem ganzen Wesen nach germanischen Ursprungs seien, daß sie in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts geschichtlich documentirt erscheinen, und daß sie von jener Zeit an das heutige Altbayern und die besonders im Süden und Osten an dasselbe stoßenden Territorien im Besitze hatten.

Für die germanische Abstammung der Baioarier zeugen der Name, die Sitten, sowie die Sprachreste ihrer ältesten, als echt geltenden Documente, und unter den letztern besonders im ältesten Theile der Leges Baiowariorum einzeln vorkommende germanische Wörter, sowie die Namen des Landes und seines Fürsten, Baiowaria und Theoto und nicht minder ihre Benennung Valha der im Lande zurückgebliebenen Romanen, wie sie in der Vita primigenia vorkommen, d. h. in einem Documente, das noch älter ist als die Anfänge der baioarischen Gesetzgebung. Auch Sitten und politische Einrichtung der Baioarier tragen durchaus germanisches Gepräge, soweit sie in der ältesten Gesetzgebung berührt werden oder sich abspiegeln.

Der Name des Volkes kommt das erste Mal in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts bei Jornandes [1]) vor: »Nam illa regio Suevorum ab Oriente Baioarios habet, ab Occidente Francos etc.« Mithin saßen die Baioarier um das Jahr 540 schon in unsern Gegenden, und die einhellige Behauptung der spätern Chronisten, daß sie am Beginne des VI. Jahrhunderts in selbe eingewandert seien, ist trotz wiederholter Anstrengungen bisher nicht entkräftet worden. Daß

[1]) De reb. Getic. p. 138.

ihre Einwanderung im Allgemeinen auf friedlichem Wege vor sich gegangen sei, ist viel wahrscheinlicher als die romantischen Schlachtgemälde Aventin's und seiner Anhänger.

Die Grenzen des ursprünglichen Baioariens lassen sich zum Theil mit genügender Sicherheit, zum Theil aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, oder in beiläufigen Umrissen angeben. Die Ost- und Westgrenze steht wohl fest. Die Enns war Grenzfluß gegen die Langobarden, wie der Lech gegen die Alemannen. Die Nord- und Südgrenze ist jedoch bis heute noch schwankend. Was die Nordgrenze betrifft, nimmt man gewöhnlich den Pfahlranken (Teufelsmauer) für das obere linke Donauufer dafür an und ebenso die Südhänge des Fichtelgebirges. Daß überhaupt ein mehr oder minder schmaler Landstrich des linken Donau-Ufergeländes in ältester Zeit zu Baioarien gerechnet worden sei, scheint auch in Anbetracht der Dialektgrenze kaum zu bestreiten sein, und daß das linke Donauufer bis zum Regen schon in ältester Zeit zu Baioarien gehört habe, widersprechen selbst Diejenigen nicht, welche annehmen, daß der eigentliche Nordgau vom Herzog Otilo an Pipin abgetreten werden mußte. Was aber diesen eigentlichen Nordgau selbst vom rechten Regenufer ab betrifft, wird eine genaue Grenzbestimmung des ursprünglichen Baioariens erst dann möglich sein, wenn ermittelt sein wird, wann die Wenden an der Nab herunter vorgedrungen, und wann sie unter baioarische Botmäßigkeit gekommen sind. In einem ziemlich ähnlichen Falle befinden wir uns bezüglich der Nordostgrenze unter Passau. Es wird nämlich immerhin Vieles für sich haben, daß wie rechts der Donau die Enns bis in die Alpen, so links derselben die Gusen bis zum Böhmerwald die Grenzscheide zwischen Baioariern und Langobarden gebildet habe. Für meine Aufgabe ist jedoch eine eingehendere Untersuchung hierüber insoferne ziemlich überflüssig, weil während der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts wohl nur die Ufergelände links der Donau cultivirt waren und die Slaven allem Anscheine nach schon bald nach jener Zeit bis gegen den Haselgraben herauf vordrangen.

Kaum weniger Schwierigkeit bietet die Feststellung der baioarischen Südgrenzen, wenigstens bezüglich einiger Richtungen derselben. Was vorerst das alte Binnen-Noricum (Noricum mediterraneum) betrifft, so haben wir allerdings an der unbestreitbaren Thatsache, daß Tiburnia zwischen 535 und 548 [1]) einen von fränkischen Erzbischöfen wieder eingesetzten Bischof erhielt, einen sichern Anhaltspunkt für die Annahme, daß jenes Territorium in der angegebenen Zeit von den Baioariern für ihre fränkischen Oberherren in Besitz genommen worden sein muß: wie weit sich aber die Marken dieser neuen baioarischen Provinz gegen Osten und Süden erstreckt haben, läßt sich mit einiger Verlässigkeit nur vermuthen, nicht behaupten. Als aber zwischen 591—595 die pannonischen Slaven als Vorhut ihrer Dränger, der Awaren, sich Binnen-Noricums bemächtigten, könnte man über die Nordgrenze, innerhalb welcher sie sich hielten, für und wider mit nicht zu ver-

[1]) Vgl. Eccl. Petena. S. 51.

achtenden Gründen darüber streiten, ob fragliche Nordgrenze auf der nördlichen Wasserscheide der obern Enns oder der obern Mur gelaufen sei, und dieß um so mehr, weil für das VII. Jahrhundert erwiesen werden kann, daß die Carantanerslaven nicht nur im Lungau, sondern auch das Salzkammergut, sowie die Pyhrnstraße und den Landstrich zwischen letzterer und der Enns fast bis zur Traun herab inne hatten.

Ausführlicheres über die eben angedeuteten Aeste der Carantanerslaven den Erörterungen des III. Theiles vorbehaltend, will ich mich auch hier in keine eingehendere Grenzcontroverse einlassen, und beschränke mich darauf, die Ansicht Rudhart's[1]) (beziehentlich Delius'[2]) als die bei weitem wahrscheinlichere wiederzugeben. Beide Autoren heben aber die Zeitunterschiede nicht genügend hervor: diese sollen hier sorgfältig auseinandergehalten werden. In der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts — genau seit dem Jahre 568 — bildete noch die untere Enns die Grenzscheide zwischen Awarien und Baioarien. Auf diesen alten Thatbestand bezieht sich Einhard noch zweihundert Jahre später, wo er sagt[3]): »Annesus inter Baiuvariorum atque Hunnorum terminos medius currens certus duorum regnorum limes habebatur.« Bezüglich Binnen-Noricums scheinen die in Pannonien siedelnden Awaren und ihre slavische Vorhut die celtische Bergkette als alte Grenzscheide zwischen Pannonien und Noricum bis an die Neige des VI. Jahrhunderts respectirt zu haben. Erst nach dem Jahre 591 überfielen die Slaven die Ebenen und Thäler an der Drau, Mur und Enns, und erst von dieser Zeit an gilt die Grenzumschreibung Rudhart's. Von Altenmarkt an der Enns „streicht die Grenze in der Richtung nach Westen auf den Gebirgen fort... über den Lugkogel zur Klause am Pyhrn, an den Stoder und Grimming und die Schladminger Alpen, woselbst sie wieder bei Mandling (=Paß) mit der Enns zusammentrifft. Ueber diesen Fluß, gegen Süden gewendet, läßt die Grenze die Wölser-Tauern zur Linken, die Radstädter Tauern zur Rechten, erreicht (südlich von Klauseck) die Mur und steigt dann südwestlich dieses Flusses zur Stangalpe hinan." Den weitern Verlauf der baioarischen Südgrenze gibt Rudhart[3]) genau nach den hervorragendsten Spitzen des Urgebirges an, das den Lungau im Süden umschließt.

Bezüglich des Lungaues hatte jedoch die Grenzscheide zwischen Baioarien und Carantanien keinen langen Bestand: sei es, daß die Carantanerslaven ihn schon um 610 in Besitz nahmen, oder daß die Baioarier bei Gelegenheit des Friedensschlusses mit Samo ihn förmlich abtraten; Thatsache ist, daß der Lungau im Laufe des VII. Jahrhunderts in den Händen der Carantaner war und bis zum Jahre 772 in denselben blieb.

Rudhart verfolgt dann l. c. den ferneren Verlauf der baioarischen Südgrenze vom Dreiherrenspitz weg in südlicher Richtung bis zur Rienz, und dann in westlicher bis zum Noce (Nosius) über Mezzo tedesco und Mezzo lom-

[1]) Aelteste Gesch. Bayerns, S. 429 ff. u. Delius bei Ersch u. Gruber III, voce Bayern, S. 164 ff. — [2]) Annal. ad ann. 791. — [3]) l. c. S. 430.

bardo (Meta thiudisca und Meta Langobardica) bis gegen den Ortles und das Bormser Joch auf die Höhen von S. Giacomo, wo dann die Westgrenze beginnt, die von S. Giacomo weg beinahe in rein nördlicher Richtung über die Gebirge zur Lechquelle läuft: „Dieser Strom (so schließt Rudhart) ist bekanntlich die uralte Grenze zwischen Baioarien und Alemannien bis zu seiner Einmündung in die Donau".

I. Capitel.

Allgemeiner Ueberblick des Christianisirungsganges Altbaioariens.

Nachdem durch die beiläufige Ermittelung der ältesten Landesgrenzen das unentbehrlichste materielle Substrat zur Christianisirungsgeschichte Altbaioariens gewonnen ist, wird es im Interesse der Deutlichkeit nöthig sein, die Tracen des Christianisirungsganges in die Mappe des Substrats vorläufig in annähernden Umrissen einzuzeichnen. Zu diesem Behufe halte ich es vor Allem für unumgänglich, jene Landstriche des ursprünglichen Altbaioariens namhaft zu machen, auf welche sich die Thätigkeit des Landesapostels nicht erstrecken konnte, weil sie bereits bestehenden, benachbarten Bischofsstühlen unterstanden. Daraus wird sich dann das Missionsgebiet des hl. Rupert und seiner unmittelbaren Nachfolger von selbst herausstellen und umschreiben. — Zu meinem Bedauern muß ich meine dießfälligen Erörterungen mit einer Muthmaßung beginnen. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die altgermanischen Bisthümer vorzugsweise National-Bisthümer waren, und daß die ursprünglichen Sprengel ziemlich enge Grenzen hatten, während was über selbe hinauslag, den Legationsbezirk bildete, der eben darum strenger Abgrenzungen entbehrte, glaube ich die nationalen Sprachgrenzen noch mehr berücksichtigen zu sollen als jene der Territorien; und dieß um so mehr, weil man sich bei der Constituirung der letzteren auf dem Wege der Besitznahme oder Eroberung keineswegs immer gewissenhaft an die Nationalitätsgrenzen allein gehalten hat. Daß man hiebei auf kirchliche Sprengelgrenzen durchaus keine Rücksicht nahm, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nun war aber das wenigstens seit dem Ende des IV. Jahrhunderts bestehende und seit dem Zeitraume 535—548 wieder neubesetzte Bisthum Augsburg alemannisches Nationalbisthum geworden; und ebenso waren das Bisthum Chur, — wenigstens ebenso alt wie das augsburgische, — und jenes von Säben territorial (wie es scheint, eine Emanation des ältern Trientischen) vorzugsweise romanische, Säben jedoch seit 568 langobardo-baioarisches. Es liegt mir nicht ob, die Bisthümer-Grenzen von Chur, Säben und Augsburg, soweit sie im Gebirge in altbaioarisches Gebiet eingriffen, genauer zu bestimmen, und es genügt für meine Aufgabe vollständig, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß, wie Chur tief in's Etschland und in die zwischen Inn und Etsch liegenden Thäler hereinreichte, Säben bis an den Brenner herauf sich erstreckte. In ähnlicher Weise dringt sich mir die Muth-

maßung auf, daß der südliche Legationsbezirk des Bisthums Augsburg das ganze obere Innthal, möglicher Weise bis gegen Innsbruck herab, umfaßt habe. Darauf weist wenigstens die alemannische Sprachgrenze hin. Ja, ich würde nicht den geringsten Anstand nehmen, sowohl den Landstrich weit an der Paar hinab und oben das Gebiet zwischen Lech, Ammersee und dem Gebirge in die Augsburger Diöcese einzureihen, wenn nicht das Suffraganat der Neuburger Bischöfe, abwechselnd in Neuburg an der Donau und im Münster des Staffelsee's residirend, die wir gegen Ende des VIII. Jahrh. unter der Metropole Salzburg finden, während Augsburg mainzisch war, zu deutlich dafür spräche, daß das Westrich von Salzburg aus christianisirt worden sei. Als nach der gewaltsamen Unterdrückung der agilulfingisch-baioarischen Dynastie von K. Karl d. Gr., wie schon früher von seinem Vorfahren in Alemannien, das Institut der Comitats-Verwaltungen auch in Baioarien eingeführt wurde, kam der größere Theil des Westrichs zu Augsburg, die Bevölkerung desselben gravitirte vermöge ihrer alemannischen Abstammung ebenfalls dahin und durch die Berufung des letzten Neuburg-Staffelseer Bischofes Simpert (799) auf den Augsburgerstuhl wurde auch die kirchliche Zusammengehörigkeit der beiderseitigen Anwohner des Lechflusses auf Grund der nationalen wieder hergestellt. Aus dem schon früher Angegebenen und soeben Erörterten ergibt sich nun von selbst, daß wegen des gleichzeitigen — aus älterer Zeit stammenden — Bestandes Tiburnia's Binnen-Noricum bis an die Lungauer Grenze herauf, sowie wegen jenes des Bisthums Säben das baioarische Gebiet jenseits des Brenners, und in gleicher Weise wegen der thatsächlichen Sprengel (beziehentlich Legationsbezirke) von Chur und Augsburg das obere Innthal, ohngefähr von Innsbruck an, bei unsern Untersuchungen über die Christianisirung Altbaioariens außer Berücksichtigung bleiben müssen.

Nach Evidentstellung dieser Resultate negativer Natur ist es nun an der Zeit, auf das positive Gebiet überzutreten und die Missionssprengel des hl. Rupert und seines Nachfolgers, des hl. Vitalis, ihrer Eigenthümlichkeit nach von einander auszuscheiden und ihrem gemeinsamen Wesen nach aneinander zu reihen. Zu dieser Untersuchung gewährt uns glücklicher Weise die ehrwürdige Vita primigenia, wenn auch höchst lakonisch formulirte, so doch ganz verlässige Anhaltspunkte. An sie schließen sich ergänzend und erläuternd beglaubigte Ueberlieferungen und die mit der Geschichte innig verwachsene Topographie an.

Die Vita primigenia erzählt uns[1]) in chronologischer Aufeinanderfolge, was ich hier bezüglich des prägnantesten in wörtlicher Uebersetzung wiedergebe: Erstens. Im zweiten Regierungsjahre des fränkischen Königs Childebert (I.) lud Herzog Theodo von Baioarien den damaligen Bischof Rupert von Worms durch eine eigene Gesandtschaft zu sich nach Baioarien ein, um sich und die Seinigen im Christenthum unterrichten zu lassen. Bereitwillig folgte Rupert dieser Einladung,

[1]) Juvav. Anh. p. 7 ff.

benachrichtigte hievon den Herzog ebenfalls durch Gesandte und kam dann selbst nach. „Als der Herzog dieß vernahm, ward er von hoher Freude erfüllt, zog ihm mit den Seinigen entgegen und empfing den heiligen Mann und Verkünder des Evangeliums mit allen Ehren und Würden in der Landeshauptstadt Regensburg. Der Gottesmann begann sofort ihn zu christlichem Wandel anzuhalten und im katholischen Glauben zu unterrichten. Bald darauf bekehrte er den Herzog und viele andere adelige und nicht adelige Männer jenes Volkes zum wahren christlichen Glauben, spendete ihnen die heilige Taufe und bestärkte (firmte) sie in der hl. Religion." — Zweitens. „Hierauf ertheilte der Herzog dem hl. Manne die Erlaubniß, sich und den Seinigen in diesem Lande, wo immer es ihm beliebte, einen geeigneten Ort zum Bischofssitze auszuwählen, Kirchen zu bauen und alles andere zur kirchlichen Niederlassung Nöthige einzurichten" (nach Cod. B.[1]). „Mit dieser Erlaubniß begab er sich zu Schiff auf der Donau auf die Reise, streute allenthalben Samen des Lebens aus und gelangte bis an die Grenzen Nieder-Pannoniens. Von dort heimkehrend kam er zur Stadt Lauriacum, heilte dort durch Gebet und die Kraft des Herrn viele an verschiedenen Gebresten Darniederliegende und gewann noch mehrere dem wahren Glauben." — Drittens. „Hienach begab er sich abermals auf die Reise und kam zu einem Ort, der Walchen (Walarium) hieß, wo die Fischache aus dem gleichnamigen See tritt, und erbaute und weihte dort zu Ehren des hl. Apostelfürsten Petrus eine Kirche. Als dieß geschehen war, schenkte der Herzog zu jener Kirche den Ort selbst und vorläufig in der Umgegend auch einige Liegenschaften zu Eigen." — Viertens. Da sich der Heilige bald überzeugte, daß sein bisheriger Wohnort zu einem Bischofssitze ungeeignet sei, suchte er hiezu einen passenderen Ort.[2]) „Da erhielt nun der hl. Bischof die Nachricht, daß am Ivarusfluße ein Ort sei, der vor Alters Juvavum genannt wurde, wo in alten Zeiten viele prachtvolle Gebäude aufgeführt wurden, die aber damals fast gänzlich verfallen und von Gebüschen überwachsen waren. Als der Heilige dieß vernommen hatte, wollte er sich sogleich durch eigenen Augenschein davon überzeugen, was Wahres an der Sache wäre, und da er sah, wie die göttliche Gnade zum Heile der gläubigen Seelen Fürsorge getroffen habe, bat er den Herzog Theodo, daß er ihm diesen Ort zur Verfügung stelle, um ihn zu säubern, den kirchlichen Dienst nach eigenem Ermessen dort einzurichten (und den bischöflichen Stuhl zu errichten. (Cod. B.) Dieß genehmigte der Herzog und schenkte ihm den Grundbesitz jener Landschaft über zwei Meilen in der Länge und Breite, auf daß er damit zum Nutzen seiner heiligen Kirche beginne, was ihm beliebe. Sofort fing der heilige Mann an, den Ort zu reinigen und erbaute zuerst Gott eine hübsche Kirche, welche er zu Ehren des hl. Apostelfürsten Petrus einweihte, und endlich führte er aber dem Herkommen gemäß die Klosterzellen und übrigen Wohngebäude für die Geistlichkeit auf. Als dieß geschehen war, über-

[1]) Bei Pertz. [2]) Juvav. Ann. p. 31.

trug er das sacerdotale Amt und ließ dort täglich die ganze Gottesdienst-Ordnung nach canonischer Vorschrift feiern."

Durch diese Erzählung ist uns jeder ursprüngliche Focus, aus welchem das Glaubenslicht über Altbaioarien ausstrahlte, genau mit Namen bezeichnet. Diese Focusse sind Regensburg, Lauriacum, Seekirchen und Salzburg. Ueberdieß belehrt uns die Vita primigenia, daß der hl. Rupert auch seine Geschäftsreisen zu apostolischen erhob, indem er „allenthalben Samen des Lebens ausstreute." Durch die namentliche Bezeichnung der apostolischen Centralpunkte und der Donaureise, sowie durch die Hinundher-Reisen vom Bischofssitze zur Herzogsresidenz, welche bei der Gründung der Landeskirche selbstverständlich, geradezu unvermeidlich, sich oft wiederholen mußten, ist uns denn der allgemeine Rahmen vorgezeichnet, innerhalb welchem das Bekehrungswerk des Landes sich anfänglich bewegte. Als jedoch der Heilige sich von seinem frühern Bischofssitze Worms her die nöthigen Arbeitskräfte zur umfangsreichern Entfaltung seines Apostolates geholt hatte, wurde natürlich der engere, ursprüngliche Rahmen der Missionsthätigkeit bald nach allen Seiten hin überschritten, und daß dieß im ausgedehntesten Maße bezüglich des ganzen Landes geschehen sei, erzählt uns abermals die Vita primigenia: „Der Heilige wanderte ohne Unterlaß im ganzen Umfange des neuen Vaterlandes herum, bestärkte die Seelen der Christgläubigen, ermahnte sie, fest im Glauben zu verharren, und übte selbst in wunderbaren Werken, was er mit Worten lehrte. Er erbaute und consecrirte dort (nämlich, allenthalben im Lande) Kirchen, und weihte Geistliche niederer und höherer Grade." Die Auffassung derjenigen, welche den hl. Landesapostel Baioariens nur als Regionarbischof ohne festen Stuhl einige Jahre in einem kleinen Striche des Landes, z. B. in der Umgegend Salzburgs, wirken lassen wollen, ist daher nicht nur eine mit den klaren Aussagen der Vita primigenia im directen Widerspruch stehende und höchst engherzige, sondern auch geradezu irrige.

Wenn man aus der Thatsache, daß in der Vita primigenia Ratispona, Lauriacum, Walarium und Juvavum anscheinend gleichheitlich als primitive Missions-Stationen des hl. Rupert aufgeführt werden, folgern wollte, daß genannte vier Orte in hierarchischer Beziehung gleichen Ranges waren, so wäre dieß ein Fehlschluß, der sich auch mit dem Wortlaute der Vita primigenia nicht in Einklang bringen läßt. Sie sagt deutlich genug, daß der Heilige Regensburg nicht als bischöflichen Sitz betrachtete, denn sonst wäre er nicht von dort abgereist, um sich in weiter Ferne einen zum Bischofssitze geeigneten Ort zu suchen, als ihm Herzog Theodo hiezu die Erlaubniß ertheilt hatte. Auch bezüglich Lorchs wird nicht die leiseste Erwähnung gemacht, daß der Landesapostel dort seinen Stuhl zu fixiren beabsichtigt habe. Die in jüngster Zeit hervorgetretene Behauptung, daß der hl. Rupert den altrömischen Lorcherstuhl nach Salzburg übertragen habe, entbehrt jeglicher Begründung und beruht auf einer willkürlichen Verwechslung des alten Territorial-Bisthums für Ufernoricum und des spätern National-Bis-

thums der Baioarier zu Salzburg. Man wird mir kaum zumuthen, daß ich hiemit der erträumten Rechtscontinuität der Bisthümer Lorch und Passau das Wort reden wolle: Bischof Wulfilo, den man auf Grund eines interpolirten oder unterschobenen Kaiserdiploms für den Ueberträger des Bisthums Lorch nach Passau ausgibt, war, bevor er Passau als fixen Stuhl erhielt, nicht Bischof von Lorch gewesen, sondern während einem Paar von Jahren vor der kirchlichen Organisation im Jahre 739 einfacher Regionarbischof ohne festen Sitz. Ueberdieß ist vom Hinscheiden des Bischofes Constantius an (um 480) bis heute für Lorch kein Bischof mehr erweisbar. Das Bisthum Lorch ging damals ein und wurde nie wieder restaurirt.

Daß der hl. Rupert die Absicht gehabt habe, am Ausflusse der Fischach aus dem Wallersee seinen bischöflichen Stuhl zu fixiren, kann gegenüber dem Wortlaute der ältesten Salzburger Documente nicht bestritten werden. Einige Jahre hindurch war die von ihm erbaute St. Peterskirche zu Petena, dessen ursprünglicher Name bald in Seekirchen verdeutscht wurde, seine wirkliche Kathedrale, sein bischöflicher Stuhl; er konnte sich jedoch der Erkenntniß nicht verschließen, daß er wegen Abgelegenheit und Beengtheit des Ortes keine glückliche Wahl zu einem Landesbisthums-Sitze getroffen habe, wie dieß in den Brev. Notitiae ausdrücklich verzeichnet erscheint. Diese richtige Erkenntniß mag ihn dann auch bewogen haben, jene durchgreifende Organisation seines Bischofsstuhles in Seekirchen nicht vorzunehmen, welche uns bezüglich Salzburgs vom Verfasser der Vita primigenia, gegen seine Gewohnheit, ziemlich umständlich geschildert wird. Als er aber die Nachricht von den Ruinen Juvavum's erhalten hatte, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, seinen Stuhl dorthin zu übertragen und selben dort, unterstützt von der hochherzigen Munificenz seines geistlichen Sohnes, Herzog Theodo's, zu fixiren und canonisch zu organisiren. Es waren, wie wir sogleich sehen werden, die gewichtigsten religiösen und opportunen Gründe für ihn vorhanden, der göttlichen Vorsehung dafür zu danken, daß sie „zum Heile der gläubigen Seelen" seine Schritte dorthin gelenkt hatte, wie die Vita primigenia sich nicht undeutlich ausdrückt.

Die alte Römerstadt Juvavum war wiederholt durch Martyrerblut geheiligter Boden; noch vor einem halben Jahrhunderte hatte dort eine fromme Mönchsgenossenschaft während der Drangsale, unter welchen das Weltreich zusammenbrach, der dortigen, schon lange ausschließlich christlichen, Einwohnerschaft alle Wohlthaten einer eifrigen Seelsorge gespendet. Vielleicht aus zu großer Anhänglichkeit an die christliche Gemeinde hatte aber diese Mönchsgenossenschaft leider der dringenden Warnung Severin's, des Schutzengels der Noriker, nicht unverzüglich Gehör geschenkt. Schon in der nächsten Nacht (476—477) von einer entmenschten Horde wilder Heruler überfallen, starben die Mönche mit einem großen Bruchtheile der Einwohnerschaft Juvavum's eines gewaltsamen Todes, während ein anderer Theil in Gefangenschaft gerieth und nur ein dritter — kaum der größere, durch hastige Flucht in's Gebirg sich retten konnte. Die blühende Colonialstadt wurde von den

barbarischen Mordbrennern in einen wüsten Trümmer- und Schutthaufen verwandelt. Aber nach göttlichem Rathschlusse sollte auch hier wieder der Phönix des Christenthums aus der Asche steigen: Gegen 60 Jahre später baute der hl. Rupert sein erstes der hl. Margareth gewidmetes Kirchlein, um die mitgebrachten Reliquienschätze zu bergen, dort, wo der hl. Abt Maximus aufgeknüpft worden war, und an der steilen vom Blute der herabgestürzten Mönche gerötheten Nordwand des Mönchsberges, der von ihnen den Namen trägt, erhob sich aus dem Aschenhaufen der ehemals hölzernen Zellen das junge Kloster und in seiner Mitte die ärmliche Residenz des Bischofabtes Rupert.

In der Felsenwand unmittelbar über dem Cönobium, dessen letzter Abt der hl. Maximus gewesen, befanden sich in zwei größern Katakomben-Gemächern, allem Anscheine nach aus der Verfolgungszeit des Kaisers Decius stammend, vier Martyrergräber, wie im I. Theile des Nähern dargethan worden ist. Diese Martyrergräber, von jeher Gegenstand hoher, christlicher Verehrung, versammelten besonders während der Diocletianischen Christenverfolgung die gläubige Gemeinde um sich, um an dem auf ihnen dargebrachten eucharistischen Opfer theilzunehmen; die geräumigen zwei Hauptkatakomben — dermal St. Maximus- und St. Gertrudis-Kapelle geheißen, waren namentlich in den Zeiten der Bedrängniß die bevorzugten Versammlungsörter der Juvavischen Christengemeinde. Als aller Wahrscheinlichkeit gemäß schon in den letzten Decennien des vierten Jahrhunderts von der Sirmischen Metropole herauf, dieser Vermittlerin des Abend- und Morgenlandes, das Mönchs-Institut des hl. Basilius sich rasch und segenreich auch bis an die Westgrenzen Noricums und Vindeliciens verbreitete, mußten die heiligen Stätten der juvavischen Katakomben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Jünger des hl. Bischofes von Cäsarea üben, und sind sicherlich der natürlichste, weil zunächst liegende Erklärungsgrund, daß jene Mönchsgemeinde, welche der hl. Severin hundert Jahre später in Juvavum fand, sich gerade dort, nämlich an der nördlichen Felsenwand des Berges, der die linksufrige Stadt umgürtet, niedergelassen.

Als dem hl. Rupert, nach meiner Berechnung ungefähr 64 Jahre nach der Katastrophe Juvavum's, die gewaltigen Ruinen der untergegangenen Colonialstadt gezeigt wurden, mag sich unter seinen Führern wohl noch der Eine oder Andere befunden haben, der in seinen Jünglingsjahren, von der Flucht zurückgekommen, bei der Beerdigung der ermordeten Mönche und anderer damals Verunglückten hilfreiche Hand geboten haben konnte. Was den hl. Rupert zur Wahl des Bauplatzes für sein Kathedralkloster veranlaßte, war daher zunächst wohl die unmittelbare Erinnerung an das dort von Mönchen und Laien vergossene Bekennerblut, sowie an den Standort des St. Maximusklosters. Dadurch ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er bei seinem ersten Augenscheine, den er von den bereits von Gebüschen überwucherten Trümmern der Römerstat einnahm, auch auf die traditionell bekannt gebliebenen Heiligthümer aus uralt christlicher Zeit aufmerksam gemacht wurde; ja es ist dieß sogar in hohem Grade wahrscheinlich, einmal weil

die Zwischenzeit von der Katastrophe zu seiner Ankunft nur etliche 60 Jahre betrug und weil überhaupt religiöse Ueberlieferungen, wie bekannt, am tiefsten im Volksbewußtsein wurzeln. — Die Oertlichkeit an der Nordwand des Mönchsberges, wo das Kathedralkloster des hl. Rupert sich erhob, hatte demnach als Centralpunkt gläubigen Lebens eine von der Kirchengeschichte Salzburg's durch das ehrwürdigste Alter hochgeadelte und mit ihr auf's innigste verwachsene Genealogie, und dazu kam dann auch noch der, ich möchte sagen, rein zufällige Umstand, daß bei der Besitzergreifung von genannter Oertlichkeit die Mönchsgenossenschaften, die ältere, vor Maximus und Theodosus, sowohl als jene, welcher der hl. Rupert vorstand, in dieser geheiligten Oertlichkeit, die ihnen besonders zusagende Terrainplastik natürlicher und dann künstlich erweiterter und vertiefter Grottenbildung vorfand. Die Vorliebe der Mönche für diese Terraingestaltung darf ich als ohnehin bekannt voraussetzen: aber auffallen muß es jedem, der die von Gregor von Tours gegebene Schilderung der ersten Ansiedlung des hl. Martinus in seiner Bischofsstadt liest, daß dieselbe, wenn man Orts- und Personen-Namen vertauscht, bis auf die kleinsten Nebenumstände auf die ursprüngliche Niederlassung des hl. Rupert am Mönchsberge paßt. Hier glaube ich die Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, daß der hl. Rupert und seine Begleiter kaum im ersten oder zweiten Jahre nach ihrer Ankunft auf den Ruinen Juvavum's ihr Kathedralkloster am Mönchsberge zu beziehen in Stand gesetzt waren. Aus einer uralten, von niemand widersprochenen Ueberlieferung wissen wir, daß der Heilige zur Bergung des Reliquienschatzes, den er, wie dieß damals und viel später noch allgemeine Sitte der Missionäre war, mit sich führte, vorerst ein wahrscheinlich hölzernes Kirchlein auf der Leidensstätte des hl. Abtes Maximus erbaute und zu Ehren der hl. Jungfrau und Martyrin Margareth einweihte. Erst als diese Nothkirche gebaut war, konnte er an den Bau seiner St. Peters-Kathedrale gehen, die er in größern Ausmaßen und mit dem Aufwande der ihm zu Gebote stehenden Kunstfertigkeiten aufführte: die Vita primigenia sagt nämlich ausdrücklich: Zuerst erbaute er Gott eine hübsche Kirche . . . . . und endlich die Klosterzellen, und endlich die übrigen Wohngebäude für die Geistlichkeit . . ." (»Primo Deo formosam aedificans ecclesiam . . . . . ac demum claustra cum ceteris habitaculis Clericorum . . .«). Nun gibt uns aber ein altes Salzburger-Document auch den interimistischen Wohnort des Heiligen und seiner Begleiter während des Baues des Kathedralklosters bekannt.[1]) Das älteste Salbuch besagt nämlich: „Dieß sind Eigenthume der alten Brüder: Munichohus »ad Glanna« ꝛc. Während R. v. Koch-Sternfeld irriger Weise Municho-hus mit dem darauffolgenden ad Glanna identificirt und letzteres, das damals noch Nuzdorf hieß, mit Maxlan (St. Maximilian), hat Winklhofer das Mönchhaus mit Recht in der Pfarrei Gnigl gesucht. Der St. Peter'sche Weichslbaumhof ist der letzte Rest des Mönchshauses. Der hl. Rupert

[1]) Juvav. Anh. p. 289.

war mit seinen Begleitern auf der alten Consularstraße zu den Ruinen Juvavum's gekommen: die Trümmer der rechtsuferigen Römerstadt verlegten ihm den geraden Weg zum Ivarusflusse, darum umging er den Immberg an dessen Ostseite, um den Fluß am Bürgelstein, wo er am meisten eingeengt war, zu übersetzen, und es ist sicherlich das natürlichste, daß er dort über dem rechten Ufer auch seine interimistische Wohnung aufgeschlagen habe, wo noch heute der älteste Grundbesitz des Stiftes auf sie zurückweist.

Zu den bisher beleuchteten Gründen religiöser Natur, welche den hl. Rupert bestimmten, seine Kathedrale an der geheiligten Stätte des Mönchsberges zu gründen, gesellten sich höchst gewichtigte Opportunitätsgründe, die für sich allein schon entscheidend gewesen wären, sein Augenmerk auf den Standort des alten Juvavum's zu lenken und daran zu fesseln. Der Heilige wollte seinen Bischofssitz nun einmal nicht in der herzoglichen Residenzstadt errichten. Selbst königlichem Geblüte entsprossen, wußte er zu genau, daß apostolische Wirksamkeit in der Atmosphäre der Hofluft selten gedeihe. Stand darum bei der Ortswahl für den Bischofssitz die Landeshauptstadt außer seiner Berechnung, so hätte dem alten Juvavum, das beinahe in der Mitte des agilulfingischen Baioariens lag, nur die Hauptmalstätte des baioarischen Volkes, später Altötting geheißen, welche das Centrum des Landes einnahm, Concurrenz machen können.[1]) Ohne Zweifel gaben zwischen beiden die religiösen Gründe den Ausschlag, und gaben ihn wohl um so mehr, weil in der Umgegend Juvavum's damals eine theilweise noch ziemlich dichte romanische, daher altchristliche Landbevölkerung siedelte, und weil Juvavum der Knotenpunkt eines noch reichern Straßennetzes war als Altötting, oder dessen nahes Durum (oder Turum) am Innstrome (Neuötting). Dieser Grund wird für diejenigen, welche einem vorgefaßten Systeme zu lieb dem hl. Rupert das eigentliche Apostolat Baioariens absprechen, kaum großes Gewicht haben. Der hl. Rupert jenes Systems ist aber nicht mehr der hl. Rupert der Geschichte: und ich halte es für richtiger, ausschließlich auf sie Rücksicht zu nehmen. Der hl. Rupert ist unangefochten ein Jahrtausend hindurch als Landesapostel Baioariens verehrt worden; sicherlich war er sich selbst seines hohen Berufes klar bewußt. Behufs der Verwirklichung seines Berufes war es Gebot für ihn, insoweit es die Umstände erlaubten, seine Kathedrale möglichst in der Mitte des Landes und auf einem Punkte zu errichten, der mit allen Theilen desselben in vielseitigster Verbindung stand. Beiden Anforderungen genügte das alte Juvavum vollständig. Abgesehen von der schon berührten, beiläufigen Landesmitte, sendete Juvavum nach allen Seiten strahlenartig sein Straßennetz aus. Es stand auf der Kreuzung der beiden Consularstraßen Lauriacum-Augusta Vindelicorum und Virunum-Castra Regina. Außerdem, daß die vier in Juvavum fast in rechten Winkeln aufeinander treffenden Arme dieser Kreuzung sich schon in geringen Entfernungen wieder ver-

[1]) Vgl. Ecclesia Petena. S. 100.

zweigten, liefen auch zwischen ihnen Commercialstraßen wieder in der Richtung der vier Weltgegenden aus, von denen, wie von den Consularstraßen selbst, durch die so verdienstvollen historischen Vereine größere Abschnitte mit aller Sicherheit constatirt sind. Da die alten Römerstraßen das Substrat des Christianisirungsganges waren, konnte ich es nicht unterlassen, ein Netz derselben für Altbaioarien zu entwerfen, und ihnen ein eigenes Hauptstück (Abhandl. I. dieser II. Abth.) zu widmen. Aus ihm kann man leicht entnehmen, in welch vielfältig geschürztem Knotenpunkte von Römerstraßen Juvavum stand.

Um die Uebersichtlichkeit des Christianisirungsganges in Altbaivarien zu erleichtern, mache ich besonders im Anhalte an die Berichte der Vita primigenia hier schon auf die ursprünglichen und gesichert Rupertinischen Missionsgebiete aufmerksam; sie sind: Regensburg, das unmittelbare Donau-Uferland in der Thalfahrt des Heiligen, Lorch, das Uferland an der Traun aufwärts, der Böcklagrund, Seekirchen, Salzburg und die Landstriche, welche von den Straßenverbindungen zwischen Salzburg und Regensburg berührt wurden: Altötting, das höchst wahrscheinliche Caput gentis, oder die Haupt-Malstätte Baioariens an ihrer Spitze. — Nachdem sich jedoch der Landesapostel von seinem ehmaligen Bischofssitze Worms her eine weitere Schaar von 12 rüstigen Missionären beigesellt hatte, deren Anzahl durch Heranbildung einheimischer Geistlichen in wenigen Jahren in's zehn- und wohl noch viel mehrfache vervielfältigt wurde, beschränkte sich das Missionswerk natürlich nicht mehr auf einfache Erweiterungen der ursprünglichen Missionsgebiete, mußte vielmehr, um der hohen Aufgabe allseitig zu genügen, nach einem weitaussehenden festen Plan umstaltet und organisirt werden. Ist es nun auch leichtbegreiflicher Weise nicht mehr möglich, jenen Plan in allen seinen Hauptumrissen zu reconstruiren, so sind doch theils durch die Natur der Sache, theils durch documentale Andeutungen einige elementare Anhaltspunkte gegeben, mittelst welcher sich seine Grundlinien wenigstens annäherungsweise ziehen lassen. Ich werde mich darüber bald genauer zu erklären haben, daß es ganz naturgemäß, aber auch unumgänglich gewesen sei, daß der Landesapostel sich vor Allem in und um seinen Bischofssitz herum, eine durch und durch christlich-homogene Urgemeinde bildete, welche dann gleichsam den Cristallisationskern abgab, an den sich in immer weitern Kreisen der neugewonnene Zuwachs allemal wieder nach denselben Gesetzen anschloß, nach welchen er selbst entstanden war. Mag diese durchgängig lautere Urdiöcese anfänglich auch noch so kleinen Umfangs gewesen sein, sie war auch als pusillus grex das belebende Ferment, das nach und nach die ganze Masse durchsäuerte und sich assimilirte. Gewiß wurden auch die andern ursprünglich rupertinischen Missions-Stationen in reger Thätigkeit erhalten, und ihr Wechselverkehr unter sich, besonders aber mit dem Lebensfocus, dem bischöflichen Stuhle, und mit der ihn umgebenden Urdiöcese mußte nach und nach ein sich immer mehr verdichtendes Geflecht anzetteln, dessen Einschlag freilich erst nach einer langen Reihe von Jahren oder

richtiger von Jahrzehnten zur Vollendung gedieh. — Es scheint ferner wieder in der Natur der Sache zu liegen, daß die dem Centralpunkte des bischöflichen Stuhles oder auch den andern primitiven Missions-Stationen näher gelegenen Gegenden eher christianisirt wurden, als die weiter entfernteren, und daß die zwischen der Urdiöcese und einer nähern Missionsstation inzwischenliegenden früher mit der Predigt des Evangeliums beglückt wurden, als abseits gelegene, und endlich ebenso wieder die Bewohner offener Ebenen früher, als jene, welche in Rodungen großer Wälder oder in beinahe unzugänglichen Gebirgen siedelten. Daß Ströme und Flüsse, langgestreckte Seen und die Römerstraßen als natürliche Vermittler des Verkehres auch Vermittler des Evangeliums wurden, ist früher angedeutet worden, und bedarf keiner weitern Ausführung. — Im Anhalt an diese Fundamentalsätze stelle ich kaum weit abirrend von der Thatsächlichkeit für die Specialgeschichte des Christianisirungsganges schon jetzt die kirchliche Haupteintheilung Baioariens auf, wie sie beim Lebensabschlusse des hl. Rupert (574) gestaltet gewesen sein mag, und formulire sie als Urdiöcese und Legationsgebiet: jene als fast durch und durch christliches, ziemlich abgerundetes und kirchlich organisirtes Territorium, diesen als nur strichweise völlig bekehrtes, aber allgemein in der Bekehrung begriffenes, noch nicht durchgängig kirchlich organisirtes Land. Die Urdiöcese (hier schon im weitern Sinne, als der erste Kern derselben, von welchem oben die Rede war) umfaßte zwei gesonderte Sprengel; einen kleinern mit Regensburg und dessen weitere Umgegend, und einen schon ziemlich ausgedehnten, dessen Centralpunkt der Bischofssitz Salzburg war, mit welchem aber auch ein nicht überall gleichbreiter Landstrich von Lorch an der alten Consularstraße herauf über Seekirchen zusammenhing. Das ganze Land, das zwischen diesen zwei Sprengeln und abseits von ihnen z. B. westlich bis zum Lech lag, rechne ich zum Legationsgebiete.

Schwer, oder richtiger gesagt, unmöglich ist die Ausscheidung jener allerdings zur Urdiöcese gehörigen Sporaden aus dem Legationsgebiete, welche der hl. Landesapostel auf seiner Donaufahrt, welche uns die Vita primigenia berichtet, und später auf seinen oft wiederholten Hin- und Zurückreisen von Seekirchen und Juvavum zum herzoglichen Hoflager in Regensburg dem Christenthume gewann. Daß er allenthalben „Samen des Lebens ausstreute", sagt uns die Vita primigenia bezüglich der Donaureise ausdrücklich, und wäre von ihr, wie von seinen Landreisen wohl selbstverständlich gewesen. Auf beiderlei Reisen waren es wohl sicherlich die in ihrem Glauben verkommenen Romanen, auf deren Wiederbelebung er vorzugsweise sein Augenmerk richtete, daß er aber auch auf eigentliche Neubekehrungen baioarischer Umwohner seine apostolische Mühe angewendet habe, lag in der Natur seiner universellen Aufgabe. Da uns auf dem rechten Donau-Ufer zwischen Regensburg und Wien nur die alten Römer-Castra und -Castella Serviodurum (Atzelburg und Straubing), Quintana (auch Quintiana, Künzing), Castra Batava und Boiodurum (Passau und Innstadt), Stanacum (bei

Engelhartszell), Joviacum (Schlögen), Marinianum (bei Efferding), Lentia (Linz), Lauriacum (Lorch), Elegio (Erlaff? —), Laco Felicis (Wallsee?), ad Pontes Ises (Ips), Arelape (Pechlarn), Namare (Mölk), Asturis (Osterburg), Fabianae (Mautern), Trigesimo (Traismauer?), Comagenis (Tulln?), Cetium (b. Kl. Neuburg) und endlich Vindobona (Wien) selbst bekannt sind: wir aber theils aus Eugippius theils überhaupt wissen, daß die Romanen der obern Donaustädte schon in den letzten Jahren Severin's zuerst nach Passau, dann nach Lorch, später aber nach Fabianae abgewandert waren, von wo weg sie wohl in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl, ich möchte sagen, fast ausnahmslos mit den Jüngern Severin's, dessen heiligen Leib nach Lucullanum (S. Severino bei Neapel) begleiteten, andrerseits aber notorisch ist, daß alle genannten Römerorte von den über die Donau hereingebrochenen Germanen sammt und sonders zerstört worden seien (einige jener Stationen lagen wahrscheinlich ohnehin etwas tiefer im Binnenlande): so sind wir darüber völlig im Ungewissen, wo der hl. Rupert noch altchristliche Romanen gefunden haben möge. Für sehr wahrscheinlich halte ich nur, daß sich, wie es scheint, aus Italien wieder heimgekehrte, oder der Wuth der Barbaren durch momentane Flucht entgangene Romanen, freilich in nur kleiner Anzahl in ihren heimatlichen Ruinen etwa zu Passau, Schlögen, Linz .... zur Noth wieder häuslich eingerichtet hatten, als der Völkersturm vorüber gebraust war. Von Lorch scheint dieß bezüglich der Rückwanderung sowohl, als in Hinsicht auf die Wiederansiedlung überhaupt, sicher zu sein, weil der hl. Rupert bei seiner Heimkehr nach Baiovarien von den Grenzen Niederpannoniens (Cilli) dort schon eine ansehnlichere Christengemeinde antraf, und in soweit wird man mit Zuversicht annehmen dürfen, daß er die dortigen Christen auch schon auf seiner Thalfahrt besucht habe.

Was nun die Sporaden betrifft, welche der hl. Rupert auf seinen wiederholten Reisen zum herzoglichen Hoflager und, möchte ich sagen, auf seinen Visitationsreisen zur bedeutendern Regensburger Enclave, dem wahren Glauben wieder zugeführt oder neugewonnen hatte, haben wir wenigstens ein paar Anhaltspunkte, die, wenn sie auch kein vollständiges Licht über die Lage der bezüglichen Sporaden verbreiten, so doch das Dunkel, das auf ihnen liegt, in etwas aufhellen. Einmal sind uns die altrömischen Straßenzüge, welche Juvavum und Reginum miteinander verbanden, ziemlich genau bekannt, und demzufolge werden wir fragliche Sporaden an den Routen von Turum (Durum, Neuötting) über Dingolfing und über Landshut zu suchen haben, um von den zwischen beiden Hauptstraßen ziehenden Nebenstraßen vorläufig ganz abzusehen. Weitere, leider sehr spärliche Winke geben uns die an beiden Straßenzügen oder in nicht zu großen Entfernungen abseits von ihrer Linie liegenden Ortschaften, in deren Namen noch auf römische Einwohnerschaft deutende etymologische Elemente erkennbar sind, z. B. Cheminata in Kemating, Valka in Walchsdorf, Ramara in Ramsdorf u. s. w. Daß im Binnenlande sich überhaupt mehr römisches Volkselement erhalten habe, als z. B. an der Donau,

ist denk' ich ohnehin leicht begreiflich; einmal wanderte die Landbevölkerung wenigstens nicht so zahlreich in die untern Donaustädte ab, wie jene der Limes-Castra und Castelle, und dann gewährten die Wälder des Binnenlandes für die Zeit des ärgsten Drangsales doch zeitweiligen Schutz, um von der zähen Anhänglichkeit des Landvolkes an seinen heimatlichen Boden nichts zu sagen. Endlich weisen auch die ältesten Urbarien des Kathedralstifts St. Peter eine große Anzahl von Liegenschaften zwischen Inn und Donau nach, deren Erwerbung theilweise in eine sehr frühe Zeit fallen muß, weil die spätern, reichhaltigen Urkunden für selbe keinen Ankunftstitel enthalten, deren Besitz vielmehr immer schon voraussetzen. Später wurden die Liegenschaften zwischen Inn und Donau und auch jenseits der letzteren wohl noch vermehrt und darum ein eigenes Amt: »ultra Enum« für sie bestellt. Da aber trotzdem eine specificirte Ermittelung der fraglichen Sporaden nicht möglich ist, hielt ich es für geeigneter, sie in das Legationsgebiet einzustellen. Bevor ich aber an die Detailbehandlung der Urdiöcese und des Legationsgebietes gehen kann, muß ich noch einige allgemeine Erläuterungen über das Missionswesen vorausschicken, um öfterer Wiederholungen überhoben zu sein.

1. Die Organisation des Bekehrungswerkes.

Die belebende Seele des Bekehrungswerkes der Baioarier war der hl. Rupert selbst. Als Bischof war er nach damaliger Kirchendisciplin der allein berechtigte Verkünder des göttlichen Wortes: seine untergebenen Priester und Diakonen hatten das Recht zu predigen nur aus specieller Delegation; ständig delegirte Prediger, wie sie heut zu Tage allenthalben eingeführt sind, kannte die Kirche in ältester Zeit nicht. Allerdings würde er den Ehrennamen, Apostel Baioariens, auch dann noch verdient haben, wenn er sich darauf beschränkt hätte, die Missionsarbeiten von ihm ausgesendeter Priester und Diakonen vom bischöflichen Sitze aus zu leiten und zu überwachen; jedesmal, wenn eine größere Anzahl benachbarter Landes-Einwohner dem Christenthume zugeführt und getauft worden war, eine Visitationsreise zu ihnen vorzunehmen und bei dieser Gelegenheit ihr neuerbautes Kirchlein zu weihen und ihnen das Sakrament der Firmung zu spenden, dann aber wieder heimzukehren und im Kathedralkloster seines bischöflichen und äbtlichen Amtes zu walten, insbesondere aber dafür zu sorgen, daß dort der geistliche Nachwuchs in so reichlicher Anzahl herangebildet wurde, um den mit jedem Tage wachsenden Anforderungen der Missionsarbeit und der dadurch begründeten dauernden Seelsorge immerdar durch Zuführung neuer, rüstiger Kräfte zu genügen. Eine derartige, gewiß höchst verdienstliche Oberleitung entsprach jedoch seinem glühenden Seeleneifer nicht; er wollte nicht nur persönlich mitarbeiten, er hielt es für den schönsten Antheil seines Berufes, die schwerste Last und Hitze des apostolischen Tagwerkes zu tragen, was sein ältester Biograph mit der lakonischen Phrase so prägnant charakterisirt: „Er übte selbst mit wunderbaren Werken, was er mit Worten lehrte", weil er als tief gegründeter Geistesmann die unwidersteh-

liche Gewalt des Apostolates des guten Beispieles genau kannte. Daß er sich vorzugsweise dem Missionswerke hingegeben habe, weil er es für wichtiger hielt, als selbst die unmittelbare Leitung des Kathedralklosters, hat denn die Vita primigenia ausdrücklich documentirt. Nachdem sie erzählt, wie er Kirche und Klostergebäude vollendet hatte, fügt sie bei: „Nachher übertrug er das sacerdotale Amt und ließ dort täglich die ganze Gottesdienst-Ordnung nach canonischer Vorschrift feiern." (»Posteà vero delegato sacerdotali officio« ꝛc.) Unmittelbar darauf erzählt sie, daß er in sein Geburtsland reiste, um einige Gehilfen zur Verkündung der evangelischen Wahrheit anzuwerben, und nachdem sie seine Rückkehr mit 12 Jüngern und der Jungfrau Erintrud gemeldet, berichtet sie weiter: „Er selbst (ipse quoque) wanderte ohne Unterlaß im ganzen Umfange des neuen Vaterlandes herum, bestärkte die Seelen der Christgläubigen, ermahnte sie fest im Glauben zu verharren und übte selbst in wunderbaren Werken, was er mit Worten lehrte. Er erbaute und consecrirte dort (allenthalben im Lande) Kirchen und weihte Geistliche niederer und höherer Grade." Sie berichtet ferner, daß er erst beim Herannahen seines Todes von der Missionsarbeit zu seinem Stuhle heimkehrte. Demgemäß stehen folgende Thatsachen fest: erstens, daß der hl. Rupert sein priesterliches Amt im Kloster durch Stellvertreter verwaltete, was im Stifte St. Peter die erste Hindeutung auf die Decane bildet, deren auch die später eingeführte Regel des hl. Benedict c. XXI. Erwähnung macht; zweitens, daß der hl. Rupert sein ganzes Leben vorzugsweise der apostolischen Arbeit der Bekehrung des baioarischen Volkes widmete; drittens, daß er nicht nur zu Salzburg, sondern allenthalben in Baioarien Kirchen erbaut und consecrirt habe.,

2. Missions-Mönche.

Nun fragt es sich, welchem Stande seine Gehilfen im Bekehrungswerke angehört haben: ob dem Säcularpriester- oder Mönchsstande? Daß die Mitarbeiter des hl. Rupert Mönche gewesen seien, ließe sich schon aus der unleugbaren Thatsache mit aller Sicherheit folgern, daß der hl. Landesapostel Bischof und Abt zugleich war. Das älteste noch im Original vorliegende Document, das berühmte Verbrüderungsbuch von St. Peter in Salzburg, bringt aber in seinem Ordo Episcoporum uel Abbatum defunctorum[1]) in oberster Reihe den: »hrodperhtus epis. et abb.« — Ueberdieß ist es noch niemanden eingefallen, die Wahrhaftigkeit jenes Berichtes der zweiten Lebensbeschreibung des hl. Rupert[2]) anzuzweifeln, aus dem wir wissen, daß unter jenen zwölf Jüngern, die sich der hl. Rupert zur Evangeliumspredigt in Baioarien von seinem ehmaligen Bischofssitze Worms holte, die zwei vorzüglichsten Chuniald und Gisilar gewesen seien. Auch der Bericht über die Uebertragung der Gebeine des hl. Rupert von der St. Peters- in die neue Domkirche unter dem hl. Bischof Virgilius[3]) nennt

[1]) v. Karajan's Ausgabe (47) 1. [2]) Bolland. Tom. III. Mart. p. 702. ff. [3]) Juvav. Anh. p. 47.

uns die beiden Mitarbeiter des hl. Rupertus, die Priester Chunialdus und Gisilarius wieder: sie waren jetzt Genossen seiner Verherrlichung, wie sie im Leben Genossen seines Apostolats und nach ihrem Tode seines Grabes gewesen waren. Mithin kann wohl nicht der geringste Zweifel aufkommen, daß sie mit jenen Kyslarius p. et m. und Kunialdus p. et m. identisch seien, welche das Verbrüderungsbuch von St. Peter wieder in erster Reihe seines Ordo monachorum defunctorum[1]) aufführt; überdieß ist jeder von ihnen noch obendrein als presbyter et monachus prädicirt. Somit wird ausgemacht sein, daß die Gehilfen des hl. Rupert Mönche gewesen seien.

Allerdings kommen im ältesten Verzeichnisse der Besitzungen des Kathedral-Klosters St. Peter, nämlich in den Brev. Notitiae mehrere Weltpriester vor, so z. B. die in der St. Rupertsschule zu Geistlichen herangebildeten Albiner, Werinher und Dulcissimus, Buso von Walahovics, Angelus von Figun, wieder Dulcissimus von Liveringa u. s. w., — man müßte aber dem Text die ärgste Gewalt anthun, um sie zu Missionären umzustempeln. Im Gegentheile, sie waren Adelige, wie dieß bei einigen von ihnen ausdrücklich bemerkt ist, genossen Familienlehen (Beneficia) und waren aus Neigung in den Priesterstand getreten und ihre ganze seelsorgliche Thätigkeit wird in der Regel darin bestanden haben, daß sie in ihren Burgkapellen oder einer zunächst gelegenen Kirche das Officium beteten und für sich und die ihrigen das hl. Meßopfer darbrachten. Ohne allen Zweifel ist der Säcularpriester-Stand der ursprüngliche; die Missionäre des frühern Mittelalters gehörten ihm aber gewiß nur in höchst seltenen Ausnahmen an, und das Verdienst, die germanischen Völker zum Christenthume bekehrt zu haben, ist unbestreitbares Verdienst der Mönche.

Zum großartigen Bekehrungswerke der germanischen Völker waren aber auch nur die Angehörigen der Mönchsgenossenschaften geeignet. Die Bekehrung ganzer Völkerschaften verlangt gleichheitliche Tugenden, die nur im Stande der höhern Vollkommenheit erlernt und gewöhnt werden, völliges Abgeschältsein von den Freuden und Genüssen der Welt, und erfordert überdieß ein maschinenhaftes Eingreifen des Einzelnen in einen universellen Plan, den eine gottbegeisterte Kraft entworfen, ein derselben ebenbürtiger Wille zusammenhält und ein eiserner Gehorsam verwirklicht. Wohl hat auch unser Weltpriester-Stand von jeher Männer aufzuweisen gehabt, die in der ihnen angewiesenen Stellung als wahre Apostel wirkten; auch wir verbinden uns Gott durch ein votum implicitum zu strenger Enthaltsamkeit, auch wir versprechen unsern Bischöfen canonischen Gehorsam, und sollte die überhandnehmende Verarmung des christlichen Volkes uns noch zu wenig zur rückhaltlosesten Wohlthätigkeit anregen, so gehen die modernen Staatskünstler ernstlich damit um, unsere zeitlichen Güter auf ein solches Minimum zu reduciren, daß wir die sicherste Aussicht haben, die geistliche Armuth auch ohne Votum in aller

[1]) L. c. (48) 1. 2.

Vollkommenheit üben zu können. Lassen wir aber auch die drohende Noth für ein Gelübde der Armuth gelten, so sind dennoch die Gelübde der Mönche (und ich rede selbstverständlich nur in der Voraussetzung einer gewissenhaften Beobachtung derselben) ganz anderer Natur, als die unsrigen, wenn man das gemeinsame der Enthaltsamkeit davon ausnimmt. Allerdings versprechen auch wir unserm Bischofe Gehorsam, aber nur den canonischen, während der Mönch sich zum freiwilligen, zum blinden verpflichtet, der nur an der Sündhaftigkeit des etwa Befohlenen seine Grenze hat. Wir gelangen durch canonische Berufung in den wirklichen Besitz kirchlicher Pfründen, wir können wahre Eigenthümer elterlichen Vermögens oder persönlicher Errungenschaften sein, der Mönch kann es nur zum rechtlichen Nutzgenuß bringen, er ist streng genommen nicht einmal Besitzer des Schuhes, in dem er geht, geschweige denn Eigenthümer desselben. Nur Männer, welche in der Schule höherer Vollkommenheit Allem entsagen gelernt haben, und die von den Banden der Welt um so freier sind, je willenloser sie ihr Gehorsam bindet, sind tauglicher als alle Andern zur opfervollen Arbeit des Bekehrungswerkes.

Hier dürfte es zur Vervollständigung des Bildes, das wir uns von den Missionsmönchen des Alterthums auszumalen pflegen, an Ort und Stelle sein, auch einen musternden Blick auf ihre äußere Ausrüstung und ihr Reisegepäck zu werfen, und wäre es auch nur, um ein anziehendes Gegenstück zu den Emissären der oftgenannten englischen Bibelgesellschaften, — diesen Caricaturen des Apostolats in Gestalt von Commis voyageurs — zu erhalten. Meistens wohl völlig barfuß, schützten sie ihre abgehärteten Sohlen höchstens mittelst Sandalen gegen die Dornen und Stein- und Gestrüppspitzen der rauhesten Wege. Ihr dunkelfärbiger Habit aus grobem, festen Gewebe bedeckte den Leib in ehrfurchtgebietender Sittsamkeit, das im Laufe der Zeiten auf zwei schmälere Streifen zusammengeschrumpfte Scapulier reichte über die Schultern hinaus und hat daher seinen Namen, ließ aber schon ober den Ellbögen den Arm frei, indem es im Rundschnitte gegen die Brust zu sich verschmälerte und so vor- und rückwärts über das Kniegelenk herabfiel: es war Mantel und Schirmfell zugleich. Die an dem Habit befestigte Cuculla gab die Kopfbedeckung, ein Riemen oder Strick gürtete die Lenden.

Als Reisegepäck trugen unsere Missionäre das Nöthigste — freilich nur das Allernöthigste — in einer Umhängtasche und in Säcken mit sich, letztere vielfältig auf die Schultern des eigentlichen Missionspriesters oder der ihn begleitenden einfachen Mönche geladen, vielfältig aber auch von einem hiezu eigens aufgenommenen rüstigen Träger und Führer hiebei bedient. Ein Handbeil durfte nicht fehlen, und das legendenhafte Beil des hl. Wolfgang hat eine viel höhere archäologische Bedeutung, als man ihm gewöhnlich beimißt. In die Umhängtasche und den oder die Tragsäcke waren der Canon der hl. Schriften, das Psalmen- und Hymnenbuch, ein Missale, Kelch, Patene und andere Paramente, ungesäuertes Brod und Wein und die Utensilien des hhl. Opfers, die Gefäße der hl. Oele, sowie bei

Wanderungen durch Wildnisse, Brodvorräthe vertheilt. Durchgängig führten die Missionäre auch einige Sämereien mit sich. Die schon zur Constituirung des Altares unentbehrlichen hl. Reliquien trug der Missionär in einer Büchse (capsella) am Halse. — Alle übrigen Reise-Effecten, die wir schwer vermissen würden, ja, deren Mangel uns das Reisen unmöglich machen dürfte, trug der Missionär, jedoch nicht in uns bekannter Gestalt, in seinem Herzen; sie waren: Gottvertrauen, Nächstenliebe, Abtödtung!

3. Zellen und Münster.

Vergegenwärtigen wir uns nun auch die Ansiedelungen der Missionsmönche. Sie entstanden zumeist in Wäldern, ja förmlichen Wildnissen, die Niemandes Eigenthum waren. Eine Felsenhöhle, eine Hütte aus Baumästen, ein Mooslager, ein an einem Baum befestigtes Kreuz waren primitive Zelle und Oratorium zugleich. — Die Missionsarbeit begann am häufigsten mit der Bodencultur. Die ältesten uns bekannten, geschriebenen Ordensregeln machen ohne Ausnahme Händearbeit den Mönchen zur Pflicht. Das Beispiel des Völkerapostels Paulus wurde zur allgemeinen Norm. Auch die Regel des hl. Benedict — diese großartige Verfassungs-Urkunde des geistlichen Lebens, deren Weisheit man um so aufrichtiger bewundert, je tiefer man in ihren Geist eindringt, — enthält die Vorschrift der Händearbeit. Das ganze, etwas längere Capitel 48 ist der Regelung der Arbeit gewidmet, besonders hervorgehoben zu werden verdienen aber die Worte: „Dann sind sie wahre Mönche, wenn sie von der Arbeit ihrer Hände leben, wie unsere Väter und die Apostel." Die Mönche haben den Grund zu unserer Civilisation gelegt, aus den Furchen ihrer Culturen erwuchs ihnen das unbeschränkte Vertrauen selbst der wildesten Völker der Urzeit. Der Ackerbau ist die älteste, naturgemäßeste Beschäftigung in geselliger Verbindung lebender Menschen; der Bauernstand ist von den weltlichen Elementen der Staaten das conservativste: wer den Ackerbau einführt oder veredelt, gründet Reiche, oder veredelt sie in ihrer Wurzel, wenn sie durch die brutale Gewalt der Waffen gegründet waren. Die von den Missionsmönchen grundsätzlich getriebene Agricultur bewirkte, daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit geduldet, wohlgelitten, hochgeachtet, verehrt, unentbehrlich waren. Ihre darangeknüpfte missionäre Thätigkeit wurzelte anfänglich im Boden des Landes, im weitern Verlaufe im Herzen des eigentlichen Volkes.

Nachdem ich diese allgemeinen Reflexionen vorausgeschickt, will ich nun das höchst wichtige culturhistorische Moment der Mönchs-Colonisirung an einem documentirten Beispiele zur Anschauung bringen. Ich unterlasse es absichtlich, aus der großen Anzahl von Biographien wohlbekannter Missionäre, die von ihren Culturbestrebungen berichten, oder die nicht kleinere Menge jener Stiftungs-Urkunden, welche die Ermächtigungen zur Rodung, Rechte auf Neubrüche u. s. w. besonders hervorheben, für meine Aufstellung zu verwerthen, beschränke mich vielmehr auf

spätere Documente, in welchen die mönchische Culturweise klar zu Tage tritt, — jedoch zu einer Zeit, in welcher die Christianisirungsarbeit im engern Sinne schon vollendet war. Dieß verschlägt jedoch nichts; denn was für die Ausbildung im Christenthume noch höchst roher Waldbewohner gilt, ist um so giltiger für die Bekehrung zum Glauben ähnlicher Naturmenschen. — Die zu beleuchtende Begebenheit fällt in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts, spielt in einem Winkel des bayerischen Waldes und ist uns in den Documenten des Klosters Niederaltach aufbewahrt[1]): es ist die Episode vom seligen Gunthar, dem Gründer des Klosters Rinknach. Gunthar, von hoher alemannischer Abkunft und reich begütert, verzichtete auf Ehren und Güter dieser Erde und wurde im Jahre 1006 Mönch zu Niederaltach. Schon im Jahre 1008 zog er sich in eine damals noch höchst schauerliche, heute wildschöne Einsamkeit zurück. Es lag nicht nur in seiner Absicht, dort in gänzlicher Abgeschiedenheit Gott ungestört zu dienen, sondern noch viel mehr, das ursprüngliche Mönchsleben nach all seinen Richtungen zu üben. Gebet, Betrachtung und Handarbeit theilten sich in sein Tagewerk. Ein Kreis gleich gesinnter Mönche sammelte sich um ihn und unterwarf sich seiner Führung. Schon nach 10 Jahren hatte Gunthar ein Kloster und eine Kirche gebaut, welche Bischof Berenger von Passau im Jahre 1019 besonders zu Ehren des hl. Johannes des Täufers einweihte. Zweiunddreißig Jahre wirkte Gunthar in dieser Oede, aber unter seinen und seiner Mönche Händen war die Wildniß zu großem Theile fruchtbares Land geworden, das sich von allen Seiten her bevölkerte. Seine St. Johanneskirche wurde zur Taufkirche einer weiten Umgegend. In der Schenkungsurkunde, mittelst welcher K. Heinrich III., mit welchem Gunthar auf vertrautem Fuße stand („Guntharius pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate"), das Kloster sammt seiner weitläufigen Domäne dem Mutterstifte Niederaltach einverleibte, stellt ihm der Kaiser ein herrliches Zeugniß aus, das insbesondere auch sein hohes Verdienst um die Cultur hervorhebt: „Gunthar zog mit dem Segen seines Abtes in den Nordwald, den er als nicht müßiger Einsiedler zu cultiviren begann." Die Gegend, die er in Cultur genommen, war aber nicht etwa nur die nächste Umgebung des von ihm errichteten Klosters, sondern ein Territorium von ca. 30 Quadratmeilen, das innerhalb 11 Jahren (1029—1040) beinahe um das Doppelte erweitert wurde. Das Diplom K. Conrad's vom Jahre 1029[2]) gibt den Umfang des Territoriums, das damals in Angriff genommen war, jenes des K. Heinrich III. vom Jahre 1040[3]) aber das erweiterte, wie es an das Mutterstift Niederaltach zur Vervollständigung der Culturen überging. Letzteres reichte vom Nordhange des Detaberges (Arber) bis zum Pleckenstein, oder mit andern Worten, von der Quelle des weißen Regen bis zu jener der großen Michel, in der Breite vom Fahrenbache

[1]) Mon. Boic. XI. pp. 26. 144. 146. 149. Zusammengestellt von W. Hund Metrop. Salisburg. II p. 24. ff. [2]) Mon. Boic. XI. p. 144. ff. [3]) Ibid. p. 146. ff.

bis zur böhmischen Landesgrenze. Die in culturhistorisch-topographischer Beziehung gleich interessanten Urkunden der beiden Kaiser geben die Umgrenzungen genau an. Aber noch mehr. Die Gründung und Hebung der Cultur eines abgelegenen, wenn auch noch so ansehnlichen Gebirgslandes wäre eine fruchtlose von höchst precärer Zukunft geblieben, wenn es abgeschnitten vom Weltverkehr keine Gelegenheit gehabt hätte, seine Culturproducte zu verwerthen. Dieß entging dem erleuchteten Culturanten Gunthar nicht und er legte darum, den unüberwindlich scheinenden Terrainschwierigkeiten trotzend, eine Verbindungsstraße zwischen seinem Bergreviere und dem Flachlande an, von welcher eine moderne, künstlichere Landstraße heute noch die Richtung einhält und die Construction zum Theil nachahmt; „den Weg, welchen vorerwähnter Mönch Gunthar vom Neuen angelegt hat" sagt das Diplom K. Conrads. Gunthar war der Erfinder einer neuen Art von Straßen, die von ihm den Namen Guntharwege erhalten haben. Ich erinnere beispielsweise nur an den Guntharweg (vulgo Kundterwang) bei Ramsau inner Berchtesgaden, der zur gleichnamigen Wallfahrtskirche hinaufführt, — vielleicht dürfte auch der Plechuntirwech der Stiftungsurkunde von Göttweig (1083) [1]) hieher zu beziehen sein. — Das Wesentliche der Guntharwege besteht aus einer Holzbrücke, deren Querhölzer (sog. Streubäume) aus etwa ½ Fuß dicken unbehauenen Baumstämmen die schiefe Straßenfläche bilden. Bei gähen Hohlwegen, die der Ausspülung durch Regengüsse besonders ausgesetzt sind, bewähren sich die Guntharwege als die praktischeste, weil dauerhafteste Straßenstructur.

Als Gunthar das Ende seines mühevollen Lebenstagwerkes heranahen fühlte, stellte er an den ihm wohlgewogenen Kaiser Heinrich III. die Bitte, um Einverleibung des Klosters Rinknach an sein Mutterstift Niederaltach. Diese Bitte wurde von mehrern Kirchenfürsten kräftig unterstützt und vom Kaiser freudig gewährt. Der fromme Gunthar empfand den lebendigen Drang in sich, in gänzlicher Zurückgezogenheit sich auf das nahe Lebensende vorzubereiten, er wollte aber auch seine mit so großen Opfern zu Stande gebrachte Schöpfung nicht verwaisen lassen und über die Erweiterung derselben gesichert sein. Dieß der Anlaß zu seiner Bitte, aber auch zugleich der Grund, aus welchem der Kaiser sich nicht auf den Umfang der bereits zu größerm Theile cultivirten Liegenschaft beschränkte, welche sein Vater, K. Conrad, vor eilf Jahren dem Kloster Rinknach zu Eigen geschenkt hatte, sondern das wenigstens eben so große Areal der daranstoßenden Wildniß dazu gab, deren Cultur das Stift Niederaltach im Sinne Gunthars fortsetzen sollte. Bezüglich der Grenzen des Gesammtterritoriums verweise ich Kürze halber auf das cit. Diplom selbst, sowie auf die uralte Uebersetzung desselben [2]), in welcher die Namen der Oertlichkeiten correcter gehalten sind, als im Diplome selbst.

Nachdem die Einverleibung Rinknach's in das Mutterstift vollzogen war, zog sich der fromme Gunthar tiefer in den Nordwald nach Preznich zurück,

[1]) Font. Rer. Austr. VIII. S. 250. [2]) L. c. p. 149 ff.

lebte dort in gänzlicher Abgeschiedenheit noch 5 Jahre und starb im Jahre 1045. Sein Leichnam wurde auf Veranstaltung des böhmischen Herzoges Brzeslaus im weitentlegenen Kloster Praunowo beigesetzt [1]). Die gläubigen Bewohner des Nordwaldes verehren ihn heute noch als Heiligen und wallfahren weither zu seinem Grabe. Das gläubige Bewußtsein zollt dem auch zeitlich größten Wohlthäter der Einwohner des Nordwaldes seine gebührende Verehrung.

Ich habe diese Episode über den Mönch Gunthar, obwohl sie einem andern Landestheile und einer viel spätern Zeit angehört, wie es scheinen könnte, über Gebühr ausführlich gehalten: sie ist aber mutato nomine die Urgeschichte fast aller Klöster des frühern Mittelalters. Was Gunthar, was die ursprünglichen Klöster im Großen vollbracht haben, das thaten im kleinern Maßstabe alle einzelnen Missionäre; sie wurden durch ihre Culturgründungen die größten leiblichen Wohlthäter der Gegenden, in denen sie sich niederließen, und erwarben sich dadurch ein unbegrenztes Vertrauen bei denjenigen, welchen sie das himmlische Samenkorn des göttlichen Wortes in das Herz zu pflanzen beabsichtigten. Allerdings war es anfänglich das Interesse zeitlichen Nutzens, was ihnen die Gemüther ihrer Pflegebefohlenen gewann, alle irdischen Verhältnisse durch Unterordnung unter ewige Ziele zu heiligen, ist eben die Aufgabe des Christenthums.

Nachdem wir nun die Missionsmönche bezüglich ihrer hervorragenden Befähigung zum Bekehrungswerke, dann in ihrer äußern Erscheinung und endlich in ihrem ursprünglichsten Verhältnisse zu den Landesbewohnern, unter denen sie sich als Culturanten ansiedelten, in rationeller Darstellung und einer allgemeinern Exemplification betrachtet haben, werden wir ihre Ansiedlungen als Missionsstationen oder als Ausgangspunkte ihrer missionären Thätigkeit näher in's Auge zu fassen haben. Sie waren kleinere und größere Zellen und Münster. Ihre Anzahl, ihre Sichtung in alte und spätere, ihr Verhältniß zu einander, ihre geographische Vertheilung auf das Areal des ganzen Landes wäre gewiß der natürlichste Rahmen, innerhalb welchem sich die hierauf bezügliche Forschung zu bewegen hätte, aber nach all diesen Richtungen steht ein Wald von Schwierigkeiten in nächster Aussicht, der sich absolut nicht umgehen läßt. Selbstverständlich muß das Detail der Behandlung der oben schon angekündeten gesonderten Territorien aufgespart werden, und hier handelt es sich vorläufig nur darum, jenen Wald im Allgemeinen so weit zu lichten, als es möglich ist.

Was die Anzahl der Ortschaften betrifft, welche Zell, Münster heißen oder Zusammensetzungen aus ihnen oder aus Münch sind, dürfte es überraschen, wenn ich im Anhalte an die mir zu Gebote stehenden, leider nicht für alle Diöcesen gleich vollständigen, statistischen Hilfsmittel bekannt gebe, daß Altbaioarien deren in runder Zahl 250 aufweise, die notorisch später errichteten Abteien nicht mitgezählt, welche sich nach Zehnteln wieder in runden Zahlen auf die sechs

[1]) Ibid. p. 26.

Diöcesen, die sich in Altbaioarien theilen, so repartiren: Salzburg ½, — München-Freising 2, — Passau 1, — Linz 1½, — Regensburg 4, Augsburg (Westrich) 1. Sie stammen natürlich nicht alle aus der Zeit der hhl. Rupert, Vitalis und ihrer nächsten Nachfolger, und es ist platterdings unmöglich, alle diejenigen zu bezeichnen, welche wirklich von ihnen gegründet worden waren. Daß aber eine nicht zu verachtende Zahl aus ihrer Zeit stamme, geht daraus hervor, daß wenigstens einzelne schon im Congestum und den Brev. Notitiae namhaft gemacht werden, wie die Zellen des hl. Maximilian, am Aberſee, im Pinzgau, bei Kufstein, mehrere aber als Dotation bei der Gründung der ältesten Abteien verwendet werden oder denselben bald darnach geschenkt werden, mithin vorher nicht ihr Eigenthum waren. Ebenfalls ist sicher, daß die oben angegebene Zahl 250 der heutigen Topographie für die ältere nicht erschöpfend sei; denn in den Magyaren-Stürmen sind ohne Zweifel auch manche der in Rede stehenden Ortschaften eingegangen, und was wichtiger ist, eine kaum unbeträchtliche Anzahl von Zellen u. s. w. erschwangen sich entweder nie zu Ortsnamen, weil sie gleich Anfangs in Dörfern entstanden oder zu Dörfern wurden. Thatsache ist, daß sich in ganz Altbaioarien die Hausnamen Zeller in vielen Dörfern nachweisen lassen, z. B. in Ernsting, Gundertshausen u. s. w. Was aber die Münster im Besondern betrifft, so wird man im Allgemeinen wohl annehmen dürfen, daß die mehrern von ihnen zuerst appellativisch mit Monasterium, Munstiuri bezeichnet worden seien, aber keineswegs alle. Wer würde aber, wenn die Urkunden verloren gegangen wären, von den heutigen Ortsnamen allein, z. B. Otting, Seeon, Baumburg, Beuern, Berg u. s. w. auf die Vermuthung gelenkt werden, daß sie einst Abteien gewesen seien?

Das Verhältniß der Zellen, Münchsdörfer ꝛc. zu den Münstern ist ein zweifaches, indem nämlich diese aus jenen erwachsen, oder jene aus diesen hervorgegangen sind oder ihnen später unterstellt wurden. Es liegt in der Natur der Missionsanfänge, daß zuerst Zellen für 6—12 oder mehrere Mönche gegründet wurden (an Einsiedeleien ist nun einmal im Allgemeinen absolut nicht zu denken). Hatten Mission und Cultur Erfolg, so wurde die Zahl der Mönche im Verhältnisse des wachsenden Bedürfnisses vermehrt; wurde bei dieser Vermehrung die im Mönchsleben des Alterthums ständig wiederkehrende, heilige Zwölfzahl erreicht oder überschritten, so entstand wohl in der Regel aus der Zelle ein Münster (Filial-Abtei). Es muß auffallen und ist unleugbar, daß in nächster Nähe aller ursprünglichen Münster sich beinahe ohne Ausnahme eine Zelle nachweisen läßt, aus welcher das Münster selbst erwachsen war, und es liegt die Annahme sehr nahe, daß in den wenigen Fällen, wo dieser Nachweis zu mangeln scheint, die Zelle selbst zum Münster erhoben worden sei. Man sagt den Mönchen vielleicht nicht immer ohne etwas läppische Scheelsucht nach, daß sie sich für ihre Abteien gerade die fruchtbarsten Gegenden und schönsten Punkte ausgesucht haben. Man scheint dabei zu vergessen, daß die Fruchtbarkeit des Bodens, den sie im

Schweiße ihres Angesichts der Wildniß abgerungen haben, ihr unbestreitbares Verdienst ist, und es wird ihnen denn doch zur Ehre angerechnet werden müssen, daß sie den ertragsfähigen Boden schon als Wildniß erkannten und ihn in einen hohen Culturgrad versetzten, während ihre Besitznachfolger, welche die Kloster-Domänen bei der Säcularisation um wahre Spottpreise erhielten, beinahe ohne Ausnahme darauf abhausten. Was aber die Schönheit der Lage anbelangt, so kann man dieß in der Voraussetzung, daß man das ursprüngliche Aussehen jener Gegenden nicht außer Acht läßt, unbedenklich zugeben, und scheint hierin ein Beweis für die Richtigkeit meiner Aufstellung bezüglich des Hervorgehens der Münster aus den Zellen zu liegen. Zur Auswahl der schönsten Punkte gehört Ortskenntniß; diese erwarben sich aber die Missionäre im Laufe vieler Jahre oder auch Jahrzehnte, während sie noch auf ihre wie immer gelegene Zelle beschränkt waren. Ueberzeugten sie sich durch Erfahrung, daß die Lage der Zelle eine ungesunde, ihre nächste Umgebung eine unwirthbare, der Punkt auf dem sie ursprünglich errichtet worden war, für den nach irgend einer Richtung hin unerwartet erweiterten Missionsbezirk zu beengt oder zu abgelegen war, oder fanden sie sich, — was öfter der Fall gewesen sein mag, — nicht sicher genug vor Gewaltthätigkeit, so wären sie unvernünftig gewesen, wenn sie sich für das zukünftige Münster nicht den geeignetsten Bauplatz ausgesucht hätten. Vielfältig war auch der ausdrückliche Wille ihrer Stifter hiebei maßgebend. Als mehrseitiger Beleg für diese Aufstellungen steht nahe bei Salzburg das Schicksal der Zelle bei Egertach südlich von Waging zur Hand, aus welcher die Abteien Baumburg und Otting hervorgegangen sind. Der unwirthbare Haferboden des Waginger Berges ist in weitern Kreisen bekannt genug; der rasche Christianisirungsgang bei den Anwohnern der untern Traun und Alz, sowie im Binnenlande zum westlichen Gestade des Tachensee's hinab, schon zur Zeit des hl. Rupert, läßt sich aus den reichlichen Schenkungen der Herzoge Theodo und Theodebert darthun, darum entstand schon frühzeitig das Kloster Baumburg als Emanation der Margarethenzelle zu Egertach, und unter Tassilo II. wurde dann in fruchtbarer Umgebung und unter dem Schutze der festen Burg Tetelheim jenes von Otting errichtet (766), aber auch dieses noch vor Ablauf des VIII., wie es scheint, wegen Bedrängung durch die nächsten Erben seines Stifters von den Mitstiftern nach Michaelbeuern übertragen, allem Anscheine nach aber erst unter Erzbischof Adalram wieder förmlich constituirt. — Für die Emanationen der Zellen aus den Münstern gibt es mehr Beispiele als Münster selbst, weil beinahe jedes die fruchtbare Mutter von mehreren Zellen war. Es ist dies ohnehin anerkannt, und darum beschränke ich mich hier darauf, auf die ältesten Urkunden des Klosters Niederaltach hinzuweisen, in welchen die Erneuerung der alten Zelle bei Ering durch die Zelle und St. Mauritiuskirche zu Münchham, sowie die Neugründung der Zelle SS. MM. Pancratii et Margarethae zu Auerbach, von welchem die Zellenbenennung absorbirt wurde,

ausdrücklich angeführt sind[1]). Ferner sehen wir ebendort ein Beispiel, wie aus der Zelle des Reclusus (Einsiedlers) Cotto, die er sammt einer größern Mark am Antisen-Flüßchen nach Niederaltach schenkte, ein Filialmünster erwuchs, Aurolzmünster nämlich, das vom dritten Abte Urolf, der es errichtete, seinen Namen Urolfesmunstiuri hat.

Während alte Münster, die schon am Beginne der sog. historischen oder urkundlichen Zeit oft nichts weiter mehr von ihrer ursprünglichen Eigenschaft bewahren, als den nackten Namen Münster, Munstiuri, Münsteuer, natürlich in sehr großen, obgleich nicht gleichen Abständen von einander, über das ganze Land vertheilt sind, und, wie oben bemerkt, eine vielleicht eben so große Anzahl derselben unter andern Namen latent ist, tritt uns bei der Vertheilung der Zellen die auffallende Erscheinung entgegen, daß manchmal eine Gruppe von 3—5, ja in einem einzelnen Falle, der später besonders besprochen werden soll, sogar 9 Zellen auf einen kleinen Pfarrsprengel zusammengedrängt erscheinen, dagegen weite Gaue von mehrern und darunter größern Pfarreien, ja ganze Decanate, nur eine einzige oder gar keine Zelle aufzuweisen haben. In solchen Fällen weist wohl hie und da ein Münchham, Münchsdorf oder ähnlich heißende Ortschaft auf die ursprüngliche Ansiedelung der Missionsmönche hin, aber selbst dieß nicht allenthalben. Um für diese Erscheinung eine genügende Erklärung zu geben, möchte ich nicht so fast auf das wohlfeile, aber eben darum im Allgemeinen ziemlich werthlose Auskunftsmittel greifen, daß solche einfach oder in Zusammensetzungen einst Zell geheißene Ortschaften in Folge von Kriegsverheerungen verschollen sein mögen. Ich habe oben angedeutet, daß manche Zellen schon ursprünglich nächst oder in bereits bestehenden Ortschaften gebaut wurden, wo das Andenken an dieselben dann gewöhnlich nur im Hausnamen Zeller, Zellmaier, Zellhuber fortlebt; anderwärts blieb der Name Zell Ortsname, besonders wo sich die Ansiedlungen nach und nach um die ursprüngliche einödige Zelle gruppirten, — und so haben wir große Dörfer und sogar Marktflecken, welche Zell heißen, — während hingegen wieder anderswo der meist patronymische Ortsname jenen der Zelle gänzlich absorbirte, so daß er nicht einmal als Hausname erhalten blieb. — Eine größere Anzahl Ortsnamen Zell scheint noch in anderer Weise eingegangen zu sein: nämlich in Folge der Organisation der dauernden Seelsorge. Wie es einerseits sicher ist, daß viele Zellen, d. h. ursprüngliche Missionsstationen, bleibende Seelsorge-Stationen der Mönche wurden, und erst im Laienbesitz übergingen, als sie aufgehört hatten Seelsorgerwohnungen zu sein, so ist andrerseits eben so wenig zu bezweifeln, daß, als in den bei weitem mehreren Fällen nach vollbrachter Mission die dauernde Seelsorge auf die Weltpriester überging, diese vielfältig in die leerstehende Zelle einzogen, und die Wohnung der Geistlichen wurde dann schon bald nicht mehr Zell, sondern Pfaffing, Pfaf-

[1]) M. B. XI. p. 14. 15.

fenhofen u. s. w. genannt, welche die correlativen Ortsnamen zu Pfaff (papa) bildeten, wie Zell zu Mönch. Wo Ortschaften Pfaffing, Pfaffenhofen u. s. w. hart neben Zell, Hohenzell u. s. w. geheißenen in der Topographie aufscheinen, ist dieß ein verlässiger Fingerzeig, daß die Zelle der Missionsmönche von den ihnen zur dauernden Seelsorge nachfolgenden Weltpriestern nicht bezogen worden sei: sei es nun, daß ihnen Lage oder Bau derselben nicht zusagten, oder daß die Zelle sammt ihrer cultivirten Liegenschaft nur Rustical-Eigenthum des Münsters blieb, aus welchem die Missionsmönche entsendet worden waren. Man darf aber annehmen, daß wo die Mönche Eigenthum behielten, der Uebergang der Seelsorge aus ihren Händen in jene der Weltpriester in der Regel erst in einem spätern Jahrhundert stattgefunden habe. Nimmt man aber die Zell als Orts- und Hausnamen und jene Pfaffing, Pfaffstätt u. s. w., in deren weiter Umgebung sich kein Zell findet, als von Weltpriestern bezogene Zellen für das an, was sie waren, so entbehrt kein engerer Gau seiner Missionsstation.

Um meine Reflexionen über die Organisation des Missionswerkes abzuschließen, muß ich noch auf ein paar irrige Auffassungen aufmerksam machen, denen man allenthalben begegnet. Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, daß die Zell, welche in der Topographie so häufig sind, nichts weiter gewesen seien, als Wohnungen von Einsiedlern oder sog. Laien-Waldbrüdern, die in den letzten Jahrhunderten auch in unsern Ländern nicht zu den Seltenheiten gehörten, und in den katholischen Urkantonen der Schweiz noch heutzutage förmlich organisirt anzutreffen sind, z. B. in Lungern Canton Unterwalden. Im frühern Mittelalter kommen eigentliche Einsiedler und Einsiedlerinnen, damals Reclusi, Reclusae genannt, allerdings, aber sehr selten vor und überdieß in der Regel nicht in einödigen Zellen, sondern zumeist in Anbauten an Klöster. Dieser falschen Auffassung haben sich sogar Gelehrte, deren tiefe und ausgebreitete historische Kenntnisse ich aufrichtig verehre, nicht zu erwehren gewußt. Um hievon nur ein Beispiel anzuführen, mache ich auf die Weise aufmerksam, in welcher der rühmlichst bekannte Gelehrte S. Freudensprung in seinem höchst instructiven Schulprogramm vom Jahre 1855—56 das Meichelbeck'sche: Munichen erklärt; er sagt nämlich glattweg: „Ort von Einsiedlern" statt: „bei den Mönchen." — Eine der Wahrheit nähere, aber selbe dennoch nicht erreichende Ansicht ist die: daß die Zell Wohnungen einzelner Mönche gewesen seien. Auch dieß ist unrichtig; denn noch in der Regel des hl. Benedict (cap. 1.) werden im Gegensatze zu den Cönobiten, d. h. Mönchen, die in regulärer Disciplin unter ihrem Abte zusammenleben, die Anachoreten oder Eremiten als solche geschildert, die nicht etwa im Eifer anfänglicher Bekehrung, sondern nach langwieriger Prüfung im Kloster tapfer genug zum Einzelnkampfe befunden werden; sie sind als solche dargestellt, die einen hohen Grad von Vollkommenheit errungen haben, und da die Vollkommenheit immer nur Sache höchstweniger ist, so ist leicht zu ermessen, daß ihre Anzahl zu der großen Menge uns bekannt

gewordener Zellen außer rationellem Verhältnisse stehe. Somit müssen wir schon auf dem Wege gesunden Menschenverstandes zur Ueberzeugung gelangen, daß jene Zellen, die in überraschend großer Anzahl über das ganze Land in Oeden und Dörfern verbreitet waren, nichts anders gewesen seien, als die Wohnungen der Missionsmönche. Diese konnten aber dem Wesen ihrer Regel und Aufgabe nach nicht Einsiedeleien sein, waren vielmehr Contubernien von 6—12 Priester- und einfachen Mönchen. In richtiger Erkenntniß der Gefahren für die reguläre Disciplin, welche aus kleinern Contubernien erwachsen, stellte die Synode der Aebte und Mönche, welche 817 in Aachen versammelt war, das Capitel 44 auf: »Ut abbatibus liceat habere cellas, in quibus aut monachi sint aut canonici, et abbas provideat, ne minus de monachis ibi habitare permittat quam sex[1]). Der Abtbischof wußte recht wohl, daß die möglichst gewissenhafte Beobachtung der klösterlichen Disciplin auch in kleinern Schaaren der belebende und conservirende Impuls des apostolischen Wirkens sei, und daß es nur so lange ein segensreiches bleiben würde, als es von der Glut der monastischen Observanz erwärmt war. Während die eigentlichen Missionäre den Tag über in weiten Kreisen lehrend und erbauend herumwanderten, begleitete sie das Gebet der daheimgebliebenen Mönche, die nebenher Hausweſen und Cultur besorgten, auf ihren mühevollen Gängen. Kehrten sie am Abend mit ihrem Begleiter heim, so fanden sie für den erschöpften Leib die nöthige Erquickung, für den angestrengten Geist aber den Trost brüderlichen Zusammenlebens, und dann während eines Theiles der Nacht die Kräftigung gemeinsamen Gebetes.

Endlich muß ich noch einige Streiflichter auf die verschiedenen Namen der Münster und Zellen fallen lassen. Vorerst hatten sie das miteinander gemein, daß, als sie noch vereinzelnter waren, sie einfach apellativisch das Münster, die Zelle genannt wurden. So erinnere ich mich, noch vor Jahren jenes Zell bei Egertach von einem benachbarten Landmanne autonomastisch: die Zell nennen gehört zu haben. Die rein appellativische Benennung: das Münster, die Zelle, hatte in ältester Zeit ihren natürlichen, ethischen Grund. Das einzelne Münster und die einzelne Zelle hatten nur für die Bewohner der nächsten immerdar sich erweiternden Umkreise ein Interesse, und es war keine Gefahr vorhanden, das sie angehende Münster oder ihre Missionszelle mit auswärtigen zu verwechseln, wodurch die Nothwendigkeit einer onomastischen Differenzirung von selbst wegfiel. Da die Münster in weiten Abständen von einander errichtet wurden, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß ihre rein appellative Benennung: das Münster, sich am längsten ohne Differenzirung erhalten habe; erst als später in der Nähe eines alten irgend ein neues gegründet wurde, erhielt wenigstens das letztere die Differenzirung, sei es von seiner Lage, seinem Stifter oder seinem Gründer. Wenn aber zur Zeit der Errichtung neuer Münster irgend ein

[1]) Disquis. monastic. Haeftenii p. 1091.

nächstgelegenes altes seine rein appellative Benennung fortan bewahrte, so ist dieß ein verlässiges Zeichen, daß es damals seine ursprüngliche monastische Eigenschaft schon eingebüßt hatte und nur mehr als Domäne fortbestand, während sein Name Münster lediglich zum Ortsnamen herabgesunken war. Es ergibt sich hieraus mit logischer Sicherheit, daß für den monastischen Bestand eines solchen Münsters eine unvordenkliche ältere Zeit anzunehmen sei, was als topographisches Moment für die Christianisirungsgeschichte von hoher Wichtigkeit ist. Ich belege die Richtigkeit dieser Behauptung mit einigen Beispielen. Als im dritten Decennium des XI. Jahrhunderts das neue Münster Ebersberg aus der Burg der Grafen von Ebersberg und Sempt erstand, behielt das benachbarte alte Münster (Münchsteuer) in der Pfarrei Egmating seinen appellativen Namen, weil es schon lange nicht mehr monastisches Institut, sondern einfache Domäne war: es kommt in erster Eigenschaft in der historischen Zeit (vom VIII. Jahrhundert) wirklich nie mehr vor. In ähnlicher Weise bleibt Münster in der Pfarrei Rottenburg, Diöcese Regensburg, durch die Gründung des Klosters Rohr im XII. Jahrhundert und (vielleicht auch) des Klosters Berg (dermal Pfaffenberg) im Anfange der zweiten Hälfte des VIII. seinem Namen nach rein unberührt, weil es schon lange vorher aufgehört hatte, monastisch zu sein. Noch schlagender ist das Verhältniß des Klosters Postmünster (Bosonis monasterium) zu Rotthalmünster. Postmünster erscheint in der historischen Zeit selbst nicht mehr als monastisches Institut, und doch war es wegen der Nähe des Münsters im Rotthal mit dem Namen seines Stifters Boso von diesem differenzirt worden. Von dem ältern Rotthalmünster, des spätern Postmünsters wegen ebenfalls durch die Angabe seiner Lage differenzirt, weiß die historische Zeit ebenfalls nichts monastisches mehr. War also das Münster Boso's schon vor der historischen Zeit gegründet worden, so muß die Gründung Rotthalmünsters in eine noch frühere Zeit fallen. Etwas abwärts vom Rotthalmünster liegt auf dem rechten Innufer nahe an der Einmündung des Antisenflüßchens bei Reichersberg ein anderes uraltes Münster, dialektisch Münsteuer geheißen. Im Uebergang vom VIII. in das IX. Jahrhundert hatte Abt Urolf von Niederaltach (788 — ca. 814) vom Reclusus Cotto, weiter oben an der Antisen, die Zelle mit Liegenschaften erhalten, die er zum Filialmünster erhob, das von dem untern, alten Münster mittelst Beigebung seines Namens in Urolfes-munster (Aurolzmünster) differenzirt wurde. Die Differenzirung des Neumünsters übt aber auf den Namen des alten bei Reichersberg nicht den geringsten Einfluß; es kommt bei der Gründung des Chorherrenstiftes einfach unter seinem Ortsnamen Munstiuri vor, war damals eine bedeutende Domäne und vielleicht schon in dritter oder vierter Hand im Besitze des Bischofes von Bamberg, dessen langwieriger Zank um Münsteuer mit dem Stift Reichersberg in den Urkunden dieses Stifts nachgelesen werden mag: Münsteuer war vielleicht schon bei der Gründung Aurolzmünsters hundert Jahre und darüber von den Mönchen verlassen, und

sein Ortsname darum für jede Modification unempfänglich, eben weil er kirchlich indifferenter Ortsname war. In einem ganz ähnlichen Falle befinden wir uns bezüglich des Stifts Thierhaupten und des alten Münsters, eine Meile unter demselben. Thierhaupten wurde nach Hund's Angabe um 750 vom Herzog Tassilo gegründet, und dem alten benachbarten Münster blieb nach wie vor sein nicht alterirter Name, offenbar aus dem Grunde, weil es, schon lange zuvor als monastisches Institut eingegangen, den frühern kirchlichen Namen nur mehr als Ortsnamen trug. Darum läßt sich nicht bestreiten, daß auch dieses Münster, aus den vorhergehenden Jahrhunderten stammend, seine monastische Eigenschaft schon im Laufe des VII. verloren haben mußte. Altmühlmünster hat seine vom Flusse, an dem es liegt, hergenommene Differenzirung wohl erst seit der Gründung des Klosters Schamhaupten, wie Engelbrechtsmünster, mit dem Namen seines laicalen Besitzers so differenzirt, seit jener des Frauenmünsters Geisenfeld, und der Gegensatz zum Frauenstifte scheint auch in der Differenzirung Münchsmünsters zu liegen. Das der Stadt Straubing beinahe gegenüberliegende Pfaffenmünster hat seine Differenzirung wohl erst erhalten, als es im XII. Jahrhundert mit Chorherren besetzt wurde; vorher hat es sicherlich einfach Münster geheißen. Es dürfte anzuzweifeln sein, daß es erst im Jahre 742 vom Herzog Otilo gegründet worden sei; es scheinen hier vielmehr ganz eigenthümliche, frühere Verhältnisse obgewaltet zu haben, auf welche ich in der Detailbehandlung zurückzukommen gedenke. — Auch im Innthale nächst Rattenberg liegt ein altes Münster. Wenn es im Congestum Arnonis unter den Kirchen des Pagus inter valles übergangen wird, so liegt der nächste Grund dafür wohl in dem Umstande, daß das Innthal ober Rattenberg damals schon an die Diöcese Säben übergegangen war. Aber auch in den verhältnißmäßig weit zurückgehenden Urkunden der Brixener Diöcese, die an Resch und Sinnacher ebenso fleißige Sammler als geschickte Bearbeiter gefunden haben, wird es in der historischen Zeit schon nirgends mehr als monastisches Institut erwähnt: Beweises genug, daß es als solches schon vor dem VIII. Jahrhunderte aufgehört hatte, und von seiner ursprünglichen Eigenschaft schon damals nichts mehr hatte, als den Namen. In einer ganz analogen Weise wird das Männerkloster am Traunsee, am Beginne des X. Jahrhunderts wohl unter den zum Stift Traunkirchen gekommenen Monasteria erwähnt, sagt aber mit seinem Namen Altmünster schon, daß es als monastisches Institut frühern Jahrhunderten angehöre. Wirklich war am Beginne des X. Jahrhunderts auch das Neumünster (Traunkirchen) schon länger im Commenden- und Lehenerbgange, wie aus dem Diplom K. Ludwigs vom Jahre 909 [1]) zu ersehen ist. Wenn dies, wie nicht abzuleugnen ist, mit dem Neumünster der Fall war, in welche viel frühere Zeit wird man den monastischen Bestand des Altmünsters einzureihen haben? Endlich ist ein Münster in der Umgebung des Marktes

[1]) Juvav. Anh. p. 121.

Velden bekannt. Anerkannt auf altem kirchlich salzburgischem Gebiete gelegen, weiß keine Salzburger Urkunde, von denen doch die Breves Notitiae ihrem ältern Theile nach aus Urkunden Bischof Virgil's aus der Mitte des VIII. Jahrh. zusammengeschrieben worden sind, von diesem Münster. Aber auch nicht die in's VI. und VII. Jahrhundert zurückgreifenden Nachrichten der Brev. Notitiae und des Congestums sowie die Vita primigenia enthalten irgend welche Nachricht darüber. Ich wäre darum begierig zu erfahren, was sich Stichhaltiges gegen die Annahme einwenden lasse, daß dieses Münster bald nach dem Tode Herzog Theodobert's (553) errichtet und am Beginne der historischen Zeit, mithin vor 750, schon wieder aufgehört hatte, monastisches Institut zu sein. Ich habe anderswo [1]) auf die Wahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß um das Jahr 610 die Reliquien des hl. Rupert, wegen der Bedrohung durch die Slaven auf irgend eine feste Burg des Flachlandes geflüchtet worden seien, und habe dort die Vermuthung ausgesprochen, daß die sehr feste Burg Ruprechtsberg bei Velden so glücklich gewesen sein dürfte, Reliquien des hl. Landesapostels eine Zeit lang in seinen Mauern zu beherbergen. Man wird wenigstens das harmonische Zusammentreffen nicht absprechen können, in welchem der Name Ruprechtsberg die besondere Verehrung des hl. Rupert in der dortigen aus dem Gesteine der Burg entstandenen Pfarrkirche, die Nähe des altsalzburgischen Münsters und der Rückfall der Umgebung an das Hochstift Salzburg zu einander stehen. Daß es diese und unter andern Namen latente Münster gewesen seien, deren Oberaufsicht Herzog Theodo dem hl. Emmeram um die Mitte des VII. Jahrhunderts anbot, ist bereits früher genügend dargethan worden.

Die Untersuchung, wie die vielen Zell zu ihren höchst verschiedenen Namen gekommen sein mögen, bietet größere Schwierigkeiten als die analoge bezüglich der Münster, wovon nur diejenigen — und es sind ihrer nicht wenige — eine Ausnahme machen, welche entweder einfach Zell heißen, oder durch ihre Lage differenzirt sind, z. B. Oberzell, Unterzell, Innerzell, Außerzell, Auenzell, Wiesenzell, Holzzell, Maißzell, Zell am Moos, Zell am See, Zell am Ziller u. s. w. An sie zunächst reihen sich jene Zell an, welche Kirchen erhielten, deren Patrocinien ihnen den Namen verliehen, z. B. Elisabethenzell, Frauenzell (B. M. V.), Margarethenzell, Thomaszell. Die Differenzirung fast aller übrigen ist eine patronymische, wobei es sich in vorderster Reihe darum handelt, ob sie ihre Namen von dem Gründer oder einem spätern Besitzer erhalten haben. Anscheinend läge es nun freilich am nächsten, das erste als Regel und das andere als Ausnahme davon aufzustellen: aber der Schein trügt wohl, wie zumeist, auch hier. Allerdings werden wir später eine größere Anzahl nahe beieinander stehender Zellen zu besprechen haben, die ihre Namen, wenn nicht von ihren Gründern, so doch wahrscheinlich von denjenigen erhielten, die sie längere Zeit hindurch

[1]) Das Grab des hl. Rupert l. c. Sonderabdruck aus d. Archiv f. österr. Gesch.-Quell. Bd. XL. S. 31.

bewohnten. Was die weiter von einander abgelegenen Zellen betrifft, so dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß eine sofortige Differenzirung derselben durchaus nicht nöthig war; sie hießen wohl, wie oben bemerkt worden, lange Zeit hindurch „die Zelle", und die Bewohner der ganzen Umgegend wußten, was damit gemeint sei. Erst als sie in Folge inzwischen eingetretener Organisation der dauernden Seelsorge theilweise ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr dienten, darum mit dem um sie herum cultivirten Boden zu ländlichen Anwesen herabsanken und deßwegen vielfältig Gegenstand von Tauschverhandlungen wurden, trat auch die Differenzirung ihrer Namen mittelst Beisetzung des Namens des Eigenthümers oder Besitzers ein. Darauf weisen die Benennungen Zellhub, Zellhof, Zellmaier u. s. w. unverkennbar hin; ein Pfaffenzell sagt uns mit seinem Namen, daß Weltgeistliche von einer ehemaligen Mönchszelle Besitz ergriffen, die von da an zum Unterschiede von einer benachbarten, welche Mönchszelle blieb, so zugenannt wurde. Es ließe sich bezüglich mehrerer solcher Zellen nachweisen, daß sie ihren bis heute erhaltenen differenzirten Namen erst von einem späteren laicalen Besitzer erlangt haben; ich beschränke mich aber auf ein besonders augenfälliges Beispiel, nämlich Preinerszell in der Pfarrei Schweidenkirchen, Bezirksamtes Pfaffenhofen an der Ilm. Freudensprung führt in seinem Programme [1]) 10 Parallelstellen aus Meichelbeck an, in welchem diese Zelle genannt wird, deren erste schon aus der Regierungszeit Bischof Otto's (784—810) stammt. Damals war ein Anno Eigenthümer der Zelle, dem Kihkeri, Wicdarp, Hroswind und Pruninc im Besitze nacheinander folgten. Erst vom Letztgenannten wurde diese Zelle als Pruninches-cella differenzirt — er lebte aber zwischen 1006—1039. — Daß gegen Freudensprung's Verdolmetschung Preinerszell für Pruninches-cella nichts einzuwenden sei, ergibt sich unanfechtbar aus dem ganz analogen Preinersdorf für Pruningesdorf bei demselben Auctor [2]). Aus diesem Beispiele wird mit genügender Wahrscheinlichkeit zu entnehmen sein, daß die patronymischen Differenzirungen in unseren Zellennamen in der Regel nicht auf die Namen ihrer Gründer zurückzuführen seien, vielmehr von spätern Laienbesitzern derselben herrühren. Aus den heutigen, größtentheils höchst entstellten Differenzirungs-Namen, z. B. Kasparszell aus Gozpoltes-cella, ihre ursprünglichen Formen herzustellen, wird aus dem Grunde in das Reich des Unmöglichen gehören, weil nur die kleinere Zahl unserer Zellen in der Urgestalt ihrer Namen urkundlich documentirt ist. Aber bezüglich derjenigen, die wirklich und überhaupt documentirt sind, will ich zum Schlusse noch aufmerksam machen, daß ihre Documentirung eben daher rühre, daß sie ihrem ursprünglichen Zwecke nicht mehr dienten, sondern schon seit weiß Gott wie langer Zeit in Laienbesitz übergegangen waren. Da nun ähnliche Documentirungen theilweise

[1]) Vom Jahre $18^{55}/_{56}$: Oertlichkeiten Meichelbeck's, S. 19 ad vocem Cella. — [2]) l. c. ad vocem Pruningesdorf.

bis an den Beginn der historischen Zeit hinaufreichen, so läßt sich nicht widersprechen, daß solche Zellen ihrem ursprünglichen Zwecke in der sog. vorhistorischen Zeit gedient haben müssen, und daß somit die Herabrückung der Christianisirung Altbaioariens in den Uebergang vom VII. in das VIII. Jahrhundert auch in Anbetracht der ältesten Zellen, wie der ältesten Münster, sich wieder als unstatthaft erweise.

4. Baptisterien, Seelsorgkirchen und Kirchen überhaupt.

Die ersten Centralpunkte des öffentlichen kirchlichen Lebens sind überall die Baptisterien, Seelsorgkirchen und die Gotteshäuser überhaupt. Bei der Einführung des Christenthums bei den Baioariern und noch über ein halbes Jahrtausend waren die Baptisterien von den Seelsorgkirchen ersten und zweiten Ranges in der Regel geschieden, und Baptisterien, die gleich Anfangs zugleich eigentliche Seelsorgkirchen waren, lassen sich nur einzelne nachweisen. Dotirt waren alle Kirchen von jeher; die ältesten Zehentrechte finden sich aber auffallender Weise nicht bei den Seelsorgkirchen, die man vielfältig, aber irriger Weise, für die Pfarrkirchen des Alterthums ausgibt, sondern nur bei den Baptisterien, obgleich sie oft nichts weiter waren als ziemlich unansehnliche Taufkapellen. Bei der topischen Anlage der Taufkapellen oder -Kirchen und der Seelsorgkirchen scheinen zwei nicht leicht vereinbare Rücksichten maßgebend gewesen zu sein: für die Wahl des Bauplatzes der Baptisterien gab wegen der allgemein üblichen Immersionstaufe reichlich vorhandenes Wasser, wo möglich in Teichen und Seen stehendes, den Ausschlag, für den Ort zur Errichtung der Seelsorgkirche hingegen, aus Zweckmäßigkeitsgründen des erleichterten Besuches derselben, die beiläufige Lage in der Mitte der sich ausbildenden Gemeinden, oder überhaupt inmitten dichterer Bevölkerung. Wollte man diesen sehr natürlichen Rücksichten Rechnung tragen, so ist leicht einzusehen, daß Baptisterien und Seelsorgkirchen in der Regel, manchmal sogar ziemlich weit, von einander entlegen waren. Dieß wird auch im Hinblicke auf die nicht zu bestreitende Thatsache noch einleuchtender, daß in der Zeit, um welche es sich hier handelt, beiläufig um die Mitte des VI. Jahrhunderts und die darauf folgenden Jahrzehnte, wegen der noch viel größern Ausdehnung der Wälder und Sümpfe, noch mehr aber wegen der arg zusammengeschmolzenen romanischen Bevölkerung, soweit sie ihre Existenz aus den Völkerstürmen zu retten vermocht hatte, und der natürlichen Volksarmuth des baioarischen Stammes, der erst kürzlich seine neue, weitgedehnte Heimat in Besitz genommen hatte, — daß in dieser Zeit, sage ich, die Landbevölkerung verhältnißmäßig noch eine ziemlich dünne sein mußte. Bei so bewandten Umständen konnte es nicht anders kommen, als daß eine christliche Gemeinde (von einer Abrundung derselben kann selbstverständlich noch lange nicht die Rede sein), wenn sie auch nur einige Hunderte von Seelen zählte, gar oft auf einem Areale von vielen Quadratmeilen zerstreut siedelte, und daß darum, wenn man die beiläufige Mitte als Bauplatz für die Seelsorgkirche auserkor, letztere häufig in eine wasserarme, mithin

für das Baptisterium ungeeignete Gegend fallen konnte. Wir sehen noch fünfhundert Jahre später etwas ziemlich Aehnliches. Als man nämlich gegen Ende des XI. Jahrhunderts unser heutiges Pfarrinstitut auszubilden und dann durchzuführen anfing, treten uns einzelne urkundlich noch nachweisbare Pfarreicomplexe von ungeheuerem Umfange entgegen, indem 10—12 und mehr Quadratmeilen für einen ursprünglichen Alt-Pfarrsprengel nicht zu den großen Seltenheiten gehören, und es Thatsache ist, daß manche und obendrein nicht kleine Decanate des spätern Mittelalters eine einzige sog. Mutterpfarrei ausmachten. Als aber berührte Altpfarreien errichtet wurden, nahm man es mit der Berücksichtigung der ohnehin noch offenen historischen Seelsorgsprengel nicht immer sehr genau, obwohl sie die beiläufige Grundlage der nun in's Leben tretenden Pfarrsprengel sein mußten, man warf vielmehr so große Complexe zusammen, weil durch die ein halbes Jahrhundert dauernden Magyaren-Einfälle die Landesbevölkerung drei- und vierfach decimirt, die Cultur wieder auf ein bedauerliches Minimum reducirt worden war, und man daher größere Complexe zu einem Sprengel zusammen legen mußte, um dem zahlreichen Pfarrklerus mittelst Rusticalien und Dominicalien auch nur den unentbehrlichsten Lebensunterhalt zu sichern.

Dem bisher Erläuterten zu Folge werden wir die alten Baptisterien und Seelsorgkirchen in der Regel als von einander gesonderte zu suchen haben, und die namentliche Bezeichnung besonders der Seelsorgkirchen wird in vielen Fällen den Werth einer plausiblen Muthmaßung kaum übersteigen. Ich schicke diese Vorbemerkung schon hier voraus, um die sogleich folgenden Aufstellungen, besonders aber die Detailbehandlung des Christianisirungsganges vor unbilligen Urtheilen zu wahren. — Die Ausfindigmachung der ältesten Seelsorgkirchen unterliegt großen Schwierigkeiten, und auch jene der ältesten Baptisterien ist keineswegs so glatt, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Bezüglich der Baptisterien ist die Gefahr zu irren allerdings eine geringere, weil die Patrocinien des hl. Johannes des Täufers und des hl. Erzengels Michael eine ziemlich verlässige Directive zu ihrer Bestimmung geben; aber anderseits ist historisch sicher, daß es auch wenigstens einige Taufkirchen gab, welche weder das eine noch das andere Patrocinium hatten; dann ist wieder gewiß, daß selbst die Kirchen, welche dem Vorläufer des Herrn gewidmet waren, nicht immer Taufkirchen waren, und endlich steht auch fest, daß manche St. Michaelskirchen nicht Baptisterien, sondern ausschließlich Cömeterialkirchen gewesen seien. Wer die St. Michaelskirchen überhaupt aus der Klasse der Baptisterien streichen wollte, übersähe, daß es sich in gegenwärtiger Untersuchung um die Baptisterien des alten Salzburger Bisthums handle, in deren Bischofssitze historisch nachweisbar die dermal noch stehende St. Michaelskirche das erste Baptisterium war. Daß es auch Baptisterien mit einem andern Patrocinium als jenem des Vorläufers oder des hl. Michaels gegeben habe, ist in der kritischen Textausgabe des Libellus de Conversione, die wir Copitar und Wattenbach bei Pertz verdanken, urkundlich erwiesen, indem dort vorkommt, daß

der Slavenfürst Priwina in der Kirche des hl. Martinus bei (ad) Traismauer getauft worden sei. Diese ist aber keine andere als die St. Martinskirche zu Stollenhofen nächst Traismauer (letzteres hat eine St. Rupertskirche) und hienach ist meine irrige Vermuthung, die ich in meiner Abhandlung über das Grab des hl. Rupert ausgesprochen habe [1]), zu berichtigen.

Auch mit den Kirchen, welche auf das Patrocinium des hl. Johannes des Täufers geweiht sind, hat es eine eigene Bewandtniß. Es wäre ein großer Irrthum, in jeder St. Johannskirche sofort ein altes Baptisterium anzunehmen, weil es eine nicht unbedeutende Anzahl derselben gibt, die sich vermöge ihres Standpunktes durchaus nicht zu Taufkirchen eignen. Mir sind während meiner vieljährigen topographischen Forschungen mehrere St. Johannes des Täufers-Kirchen bekannt geworden, die weit entfernt von reichlichem Wasser auf weit sichtbaren Hügelkuppen stehen; ich nenne hier beispielshalber nur Johannsberg, Dec. Ollersbach, Diöc. St. Pölten; dann in der Diöcese Regensburg Johannesberg, Pf. Wutschdorf, Dec. Hirschau, der kirchenlose Einödhof Johannenberg, Pf. Dietldorf, Dec. Schwandorf, und die Wallfahrtskirche Johannesberg, Pf. Ober-Viechtach, Dec. Naabburg; und endlich im Erzbisthum München-Freising Johannesbergheim, Pf. Holzhausen, Dec. Landshut; Weißenkirchen, Pf. Otting und St. Johannshögel, Pf. Piding, — letztere zwei im Decanate Teisendorf. Eine in der Nähe des Johannshögels gefundene Mithras-Ara [2]) scheint den Schlüssel an die Hand zu geben, um über den St. Johannes-Cultus auf so hohen Punkten Rechenschaft geben zu können. Daß die Kelten, die Urbewohner Noricums und Vindeliciens, Sonnen-Götzendienst trieben, ist bekannt. Als sie von den Römern unterjocht worden waren, wurden sie durch selbe schon frühzeitig mit dem aus dem Morgenlande eingeschleppten Mithrasdienste bekannt und ergaben sich ihm, als einer Form ihres nationalen Sonnendienstes, mit besonderer Vorliebe, wie die diesseits der Alpen häufig aufgefundenen Mithrasdenkmale zur Genüge beweisen. Als der germanische Volksstamm der Baioarier am Anfange des VI. Jahrhunderts sich des obern Ufernoricums und Vindeliciens bemächtigt hatte, mochten die alten Sonnencultusstätten selbst noch in der Erinnerung der bereits durchgängig christlichen Romanen, die sich im Lande befanden, lebendig sein. Wie ferner bekannt, waren die beiden Sonnenwenden, besonders die sommerliche, die vorzüglichsten Feste des Mithras- und Sonnencultus. Den Slaven, in deren alten Landen die vorhin genannten Johannesberge der Diöcesen St. Pölten und Regensburg stehen, verehrten dort, wie uns der berühmte Dubik belehrt [3]), ihren Svetovid. Was aber die Germanen und Baioarier im Besondern betrifft, so ist männiglich bekannt, daß von den zahlreichen altgermanisch-mythologischen Gebräuchen, die als Aberglauben, wie die Er-

[1]) Sonderabdruck S. 34. 35. — [2]) v. Hefner, Röm. Bayern S. 98. — [3]) Allg. Gesch. Mährens S. 391.

fahrung lehrt, unausrottbar nicht etwa nur im gemeinen Volke, sondern, in gleicher Ausdehnung und vielleicht noch tiefer, im Gemüthe der sog. Gebildeten wurzeln, sich die Feier der Sommer-Sonnenwende durch Feuerbrennen am St. Johannsfeste auf erhabenen Punkten am allgemeinsten bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In der Zeit der seichten Aufklärung wurde auch dieses Feuerbrennen strengstens verpönt; wie nun aber die Staatsgesetzgebung überhaupt nicht die entfernteste Anlage zu einer Propaganda im Bereiche religiöser Ideen hat, so wurden auch die strengen Verbote des Johannesfeuers bald wieder vergessen, und sie lodern an diesem Festtage, wenn anders die Witterung es zuläßt, allenthalben wieder lustig auf jeder Höhe. Der christlichen Kirche konnten aber bei ihrer Einführung in unseren Gauen der eifrige Sonnencultus und seine rein heidnischen Attribute nichtsweniger als gleichgiltig sein; in ihren Ressort gehörte es, dem heidnischen Unfuge zu steuern, und sie steuerte ihm in ihrer liebreichen und darum nachhaltigen Weise. Treffend sagt Dudik auch in dieser Beziehung [1]: „Als das Christenthum .... Eingang erhielt, trachteten die Glaubensboten den vorgefundenen Festen der Heiden, da sie zu sehr in's Leben eingriffen und als Gewohnheit nicht leicht zu beseitigen waren, durch Unterlegung eines christlichen aus der Geschichte des Heilandes und seiner Heiligen genommenen Momentes eine höhere, religiöse und somit heilsame Weihe zu geben. Dieß geschah, indem man das Sinnenfällige derselben, d. i. ihren Ritus, den demselben angepaßten Gesang, Opfer, Umzüge, Freudenbezeugungen u. s. w. im Allgemeinen beibehielt, ihren alten Sinn aber durch einen christlichen Gedanken in Vergessenheit brachte." Durch die Erbauung anfänglich sicherlich hölzerner St. Johanneskapellen auf den hohen Feuerstätten des heidnischen Sonnencultus wurde die eigentliche Cultusstätte selbst geheiliget, und das von seinem Platze verdrängte Sonnwendfeuer wurde ein dem christlichen Festtage geltendes, wodurch alles Verfängliche wegfiel, ohne dem Volke seine Freude zu nehmen.

Ich habe weiter oben gesagt, „daß bei der Wahl des Bauplatzes der Baptisterien wegen der allgemein üblichen Immersionstaufe reichlich vorhandenes Wasser den Ausschlag gab" und muß mich hier über die Form der Immersionstaufe des Nähern erklären, um mit meiner hingeworfenen Aufstellung nicht wider Willen zur Befestigung und Verbreitung eines ziemlich weit für wahr gehaltenen, archäologischen Vorurtheils beizutragen. Dieses Vorurtheil meint nun aber, die Immersionstaufe habe in einer gänzlichen Untertauchung des Täuflings bestanden. Daß diese Ansicht falsch sei, geht schon aus dem Namen, den man jener Taufart gab, hervor, denn im vorausgesetzten Falle hätte man sie Submersionstaufe heißen müssen. Sprechen sich auch die Kirchenväter meines Wissens nicht präcis darüber aus, die ältest erhaltenen Rituale hätten darüber Aufschluß genug gegeben. Da es außer dem Bereiche meiner Auf-

[1]) l. c. S. 386.

gabe liegt, eine wissenschaftlich begründete rituelle Abhandlung über angeregten Gegenstand zu schreiben, begnüge ich mich, einen erschöpfenden Beweis für die auf die Immersion beschränkte Taufe des Alterthums aus der monumentalen Theologie zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Cav. G. de Rossi behandelt mit der ihm eigenthümlichen, staunenswerthen Gelehrsamkeit in seiner Roma sotteranea unter zahllos Anderem auch die sog. Krypten der Sacramente und bespricht[1]) eingehend die dort erhaltenen Frescogemälde. Wie er gründlich nachweist, stammen Krypten und Wandgemälde derselben aus der ersten Hälfte (dem Anfange) des III. christl. Jahrhunderts. In zweien dieser Frescen (Tab. XV. XVI.) ist die Spendung des hl. Sacramentes der Taufe besonders belehrend dargestellt; ich gebe hier, was de Rossi darüber sagt, in getreuer Uebersetzung seines Textes l. c.: „Die Taufe.... wird in beiden Gemächern (A^1 und A^2) so abgebildet. Ein Mann legt seine Rechte auf das Haupt eines Kindes, das kaum bis an die Kniee im Wasser steht; aber im Gemache A^2 sind Haupt und Körper des Täuflings ganz mit Wasserstrahlen übergossen, offenbar vom Taufenden, ehe er die Hand auflegt.... Was ich in den Callistischen Gemälden besonders für bemerkenswerth halte, ist die nur kleine Immersion des Kindes und die Begießung oder Bespritzung des Hauptes und Körpers desselben mit Wasser. Mithin war in der römischen Kirche und auch in andern, wenigstens Italiens, vom III. und IV. Jahrhundert an die aus Immersion und Infusion oder Aspersion zugleich bestehende Taufe im Gebrauche" u. s. w. Hierauf macht dann auch de Rossi auf den Irrthum derjenigen aufmerksam, welche meinen, daß in jenen Zeiten die Taufe mittelst ausschließlicher und vollständiger Immersion im Gebrauche gewesen sei.

Da jedoch das Wasserbassin, in welchem die theilweise Immersion vorgenommen wurde, nur in den wenigsten Baptisterien innerhalb der Umfangsmauern desselben sich befand, wie z. B. in der St. Johanneskapelle des Stiftes St. Florian, vielmehr schon wegen der nöthigen Fundamentirung der gemauerten Taufkirchen sich nicht aus größeren Teichen, See'n oder fast stagnirenden Nebenarmen der Flüsse, aus dem Gewässer selbst erheben konnten, so bin ich sehr geneigt, anzunehmen, daß die ursprünglichen Baptisterien nur aus Holz, und darum unmittelbar aus dem Wasser des Gestades emporsteigend gebaut gewesen seien, und bin überdieß der Ansicht, daß, als man im Laufe der Zeit förmliche Taufkirchen aus Stein und auf hiezu erforderlichen festen Grund erbaute, auch der hölzerne Baptisterialbau unmittelbar am Wasser stehen und im Gebrauche blieb, und daß der eigentliche Taufact in letzterem, der übrige Taufritus aber in der zunächst stehenden Taufkirche vorgenommen wurde. Ich erinnere mich, bei einer der documentirten, ältesten Taufkirchen, nämlich Brünning, Pf. Palling, dessen Ortsname sich auf seinen uralten Taufbrunnen beziehen wird, an der Seite der

[1]) Cap. XII. XIII. besonders S. 333. 334.

St. Johanneskirche Pfahlreste unter dem Wasserspiegel des Teiches gesehen zu haben, deren genaue Untersuchung, nach meinem Geschmacke, ein höheres Interesse hätte, als der überschwängliche Schwindel, der noch vor einem Paar Jahren mit den Pfahlbauten der Schweizerseen getrieben worden ist.

Der hl. Erzengel Michael ist nach katholischer Anschauung „von Gott als Fürst über die zu rettenden Seelen gesetzt"; seine besondere Verehrung läßt sich schon für die ersten Jahrhunderte der Kirche nachweisen. Schon unter Kaiser Diokletian erbauten die Christen Bithyniens Kirchen zu seiner Ehre; K. Constantin d. Gr. aber weihte ihm das großartige Michaelion bei Constantinopel. Die Verehrung des hl. Erzengels nahm einen noch größeren Aufschwung und gewann allgemeinere Verbreitung nach dessen wunderbarer Erscheinung auf dem Berge Garganus (jetzt Monte s. Angelo) im Neapolitanischen zur Zeit des Papstes Gelasius 493, und Papst Bonifacius II. weihte ihm um 531 im ersten Circus zu Rom eine Kirche. Da ihm auch Kaiser Justinian fünf Kirchen zu Constantinopel während seiner Regierungszeit (527—565) erbaute, so ist ersichtlich, daß gerade um die Mitte des VI. Jahrhunderts die Verehrung des hl. Michael zur vollsten Blüthe gelangte, d. h. gerade in der Zeit, in welcher der hl. Rupert sein Apostolat in Baioarien übte. Wir werden später sehen, daß der hl. Rupert die erste Taufkirche in Salzburg unter seine Anrufung stellte, und es wird daher nicht Wunder nehmen, daß auch im ganzen Umfange des von ihm gegründeten Bisthums zahlreiche St. Michaelskirchen außer jenen des hl. Johannes des Täufers als Taufkirchen sich erhoben. Uebrigens muß hier constatirt werden, daß auch die Cömeterialkapellen und -Kirchen vorzugsweise dem hl. Michael dedicirt seien, was, wie mir scheint, zweierlei nahe verwandten Gründen zuzuschreiben sein wird. Einmal sind die gläubigen Seelen überhaupt, mithin die aus dem Leben geschiedenen ebensowohl als die noch lebenden, unter den Schutz des hl. Erzengels Michael gestellt; dann aber wird zugegeben werden müssen, daß, als bei der allmäligen Beschränkung der Taufe auf den Infusions-Ritus, die Wasserbassins der gesonderten Taufkirchen nach und nach außer Benützung kamen, und die Baptisterien als Taufsteine in den eben um jene Zeit in Geltung kommenden Pfarrkirchen errichtet wurden, diese Uebertragung nicht mit einem Sprunge unmittelbar vorgenommen worden war, sondern am häufigsten wohl durch vorläufige Einrichtung eines noch gesonderten Baptisteriums hart neben der Seelsorg-, beziehentlich Pfarrkirche. Es ist archäologisch nachgewiesen, daß jene umfangsreichen Taufschalen, wie z. B. zu St. Johann im Lateran, zu Ravenna u. s. w., der Periode vom VII. bis XI. Jahrhundert angehören, und hierin liegt ein Fingerzeig und läßt sich auch aus den Formen der ältesten, eigentlichen Taufsteine darthun, daß sie seit dem XI. Jahrhunderte in allgemeineren Gebrauch gekommen seien. Den Uebergang von umfangsreichen Taufschalen auf die viel umfangsärmeren Taufsteine constatirt aber eben wieder der oft wiederkehrende runde oder sechs- und achteckige Grundriß der so häufigen St. Michaels-Kirchhofskapellen; er war

mit dem Zwecke gegeben, Ueberbaue runder oder viereckiger Taufschalen zu bilden. Als dann diese St. Michaelskapellen aufhörten, Baptisterial- und Cömeterialkirchen zugleich zu sein, weil der nur kleinen Raum einnehmende Taufstein in der Pfarrkirche selbst aufgerichtet worden war, trat der Cömeterialzweck derselben in den Vordergrund, während der Baptisterialzweck aus dem Gedächtnisse schwand; man behielt aber in Restaurationsfällen dennoch den vom Baptisterium stammenden Grundplan — rund oder vieleckig — bei. Die successive Uebertragung der Baptisterien von dem anfänglich ganz gesonderten und oft weit entlegenen Taufkirchen in die hart an der Pfarrkirche erbauten Taufkapellen war durch die allmälige Aenderung des Taufritus von der Immersionstaufe in jenen der nun zu allgemeiner Geltung gelangenden der Infusion ermöglicht, hatte aber einen tieferen, mehr zeitlichen Grund. Vor der Einführung des Parochialinstituts stand das gesammte Kirchenvermögen unter oberster Verfügung des Bischofes, der es durch seinen Erzdiakon und durch die ihm untergeordneten, in den Seelsorgstationen exponirten Diakonen verwalten ließ; damals wurde nur die Rente nach den bekannten Quarten getheilt, nach der Einführung des besagten Instituts, oder richtiger, behufs Einführung desselben, theilte man aber die Fonds. Nun haftete aber das Zehentrecht ausschließlich an den Taufkirchen, und es mußte darum den Pfarrern viel daran gelegen sein, die Taufkirchen mit ihren Pfarrkirchen, mit deren Renten sie belehnt waren, so viel als möglich zu identificiren, damit das Zehentrecht nicht nur einen precären, sondern einen nativen Theil ihres Beneficiums ausmachte.

5. Die Organisation der primitiven Seelsorge.

Im Ausgange des XI. und mit dem Anfange des XII. Jahrhunderts treten mehrere ungemein ausgedehnte Seelsorgsprengel auf, die sich von jener Zeit an von einander abgrenzen und als sog. Altpfarreien constituiren. Man sollte meinen, erwähnte Altpfarreien müßten die sicherste Directive geben, um im Anhalte an sie die ursprünglichen Seelsorgkirchen aufzufinden, wie sie vor der Einführung des Pfarrinstitutes bestanden. Dem ist aber keineswegs so. Die Altpfarreien repräsentiren nämlich die Seelsorgsprengel-Gebilde, wie sie sich seit dem Jahre 955, d. h. seit dem Aufhören der Magyaren-Einfälle, neugestaltet hatten. Diese Neugestaltungen waren aber sehr verschieden von den Thatbeständen vor dem Jahre 898 und um so mehr von den ursprünglichen, wie sie aus der Arbeit der ersten Missionäre im Laufe des VI. Jahrhunderts hervorgegangen waren. Zudem lag aber auch noch zwischen den Seelsorge-Organismen des Pfarrinstituts und der Urzeit eine tiefgreifende Reorganisation durch den hl. Bonifacius inzwischen, welcher bekanntlich im Jahre 739 das Salzburgische Landesbisthum in die Diöcesen Salzburg, Freising, Regensburg, Neuburg und Passau zerlegte. Die partiellen Gebietsabtretungen von Salzburg an Säben, unmittelbar vor der Erhebung Salzburgs zur Metropole im Jahre 798, sollen als minder folgenreich hier nur

erwähnt sein. Wie nun nach dem Aufhören der oft wiederholten magyarischen Raubzüge ganz andere kirchliche Verhältnisse vorlagen und sich neugestalteten, als vor dem Beginne derselben, so hatte auch der hl. Bonifacius in Folge des Verfalles der Salzburger Stammkirche, welcher über ein Jahrhundert gedauert hatte, ganz andere Zustände vorgefunden als jene vor dem Beginne des Verfalles um 597, die seit der Mitte des VI. Jahrhunderts erwachsen gewesen waren. Es wird daher evident sein, daß die im Uebergange vom XI. in das XII. Jahrhundert sichtbar werdenden wenigen Altpfarreien nur einen schwachen Anhalt zur Erforschung der primitivsten Seelsorge-Verhältnisse gewähren. Eines haben die Altpfarreien mit den ursprünglichen Seelsorgbezirken allerdings gemeinsam, nämlich die ungeheuere Ausdehnung; das ist aber auch Alles und für vorliegende Untersuchung beinahe gänzlich werthlos, weil die Lagen der einen und andern in den bei weitem meisten Fällen gänzlich von einander verschieden sind, und die ursprünglichen Seelsorgbezirke, nach allen Seiten hin offen, auch der Abgrenzung entbehrten, deren sich die Altpfarreien erfreuten, und dadurch eben eigentliche Pfarreien im heutigen Sinne wurden.

Aus dem soeben Erläuterten wird, denke ich, bis zur Greifbarkeit klar sein, welch' unüberwindliche Schwierigkeiten die Ermittlung der ursprünglichen Seelsorg-Bezirke und -Kirchen darbiete, und wenn ich dennoch, weil es nun einmal in meiner Aufgabe liegt, an diese mißliche Arbeit gehe, so muß ich hier besonders auf die Beherzigung dessen dringen, was ich im Vorworte zum ganzen Werke vorausgeschickt habe, daß meine langjährige und sicherlich nicht leichte Arbeit mehr auf das Verdienst, eingehendere Forschungen anzuregen, Anspruch mache, als auf die eitle Einbildung, den Gegenstand erschöpft zu haben.

Bei der Erforschung der ältesten Seelsorgkirchen dürften die Kirchenpatrocinien die einzigen einigermaßen verläßlichen Wegweiser sein. Hiezu kommt auch noch, daß der heilige Landesapostel Rupert und dessen Nachfolger im Apostolate, der hl. Vitalis, wie sich aus der Vergleichung der Patrocinien jener Kirchen ergibt, welche nachweisbar aus ihrer Zeit stammen, einige Patrocinien mit Vorliebe verliehen, so z. B. jene des hl. Petrus, der seligsten Muttergottes, der hl. Margareth, des hl. Martinus, und für Taufkirchen jene des hl. Johannes des Täufers und des hl. Erzengels Michael. An diese reihen sich zunächst an jene Ss. Salvatoris, des hl. Laurentius, des hl. Stephanus, des Megalomartyrs Georgius, und wegen ihrer Verdienste im Apostolate in römischer Zeit für Noricum das des hl. Bischofes und Martyrs Maximilian und für Vindelicien jenes des hl. Regionarbischofes und Abtes Valentin. Wohl erst in dritter Reihe stehen die Patrocinien berühmterer Martyrer: der hhl. Agatha, Lucia, Pankratius, Sebastian, Blasius und des Patrons der Schiffer Nikolaus. Die Patrocinien der Bekenner, z. B. der hhl. Benedict, Gregor d. Gr., Aegydius, Leonhard u. s. w. gehören schon der Karolinger Zeit an. Auffallend und mir unerklärbar ist die Thatsache, daß der hl. Severin nur ein

einziges Mal als Patron vorkommt, nämlich in der Innstadt zu Passau, während es zweifelhaft bleibt, ob er ursprünglich nicht auch zu Heining bei Passau als solcher verehrt worden sei; denn thatsächlich steht jene Kirche seit unvordenklicher Zeit unter dem Schutze des gleichnamigen hl. Bischofes von Köln. Mit diesen Erhebungen wären nun allerdings ziemlich verlässige Directiven zur Auffindung der ältesten Seelsorgkirchen gegeben, wenn die Verleihung der ältesten Patrocinien auch auf die älteste Zeit beschränkt geblieben wäre; nun aber wurden sie auch in den spätern Zeiten noch neben neuern mit althergebrachter Vorliebe gewählt, und dies ist es, was die Ausscheidung der ältesten Kirchen nicht wenig erschwert.

In einer ziemlich analogen Verlegenheit befinde ich mich bezüglich der Zuziehung eines andern Kriteriums, nämlich jenes der Situation der Zellen. Die Voraussetzung, daß die ältesten Seelsorgkirchen in nicht gar zu großer Entfernung von den ältesten Zellen der Missionäre zu finden sein werden, ist nämlich in thesi eine unbestreitbar richtige, verliert jedoch dadurch an Verwerthbarkeit, daß eben die Sichtung älterer und späterer Zellen ebenfalls und manchmal keiner geringen Schwierigkeiten unterliegt. Zuverlässiger wäre in dieser Beziehung die Situation jener alten Münster, von denen sich erweisen läßt, daß sie in der sog. historischen Zeit ihres monastischen Charakters schon lange entkleidet zu einfachen Ortsnamen herabgesunken waren; leider gewähren aber auch sie in dieser Richtung nur einen nicht immer ausreichenden Nothbehelf, denn ohne Zweifel büßten einige Münster mit dem monastischen Charakter ihre kirchliche Eigenschaft durch Auflassung der Klosterkirche überhaupt ein, indem mehrere schon seit ihrer ersten urkundlichen Erwähnung keine Kirche mehr haben, und andere bei einem zeitweiligen Wiederaufleben statt des alten ein späteres Patrocinium erhielten, wie z. B. Altmünster am Traunsee jenes des hl. Benedict. Es liegt somit auf der Hand, daß sich von meiner Detailbehandlung der Seelsorgkirchen nur ein relativ hoher Grad von Wahrscheinlichkeit bei der überwiegenden Mehrheit jener Seelsorgkirchen erwarten lasse, für welche urkundliche Aufschlüsse nicht vorliegen.

6. Organisation der dauernden Seelsorge.

Daß die anfängliche Seelsorge für die zum Christenthume Bekehrten von den Missionären selbst neben dem Bekehrungswerke der noch außer der Kirche Stehenden ausgeübt wurde, bedarf als selbstverständlich keiner weitern Auseinandersetzung. Als aber ganze Gegenden dem Christenthume gewonnen und vom Heidenthume schon fast durchgängig bis auf einige besonders obstinate Familien und Individuen gereinigt waren, und demzufolge sich kirchliche Gemeinden constituirten, entsteht die Frage, wem die dauernde Seelsorge über dieselben zugetheilt worden sei? Das Natürlichste schiene es nun allerdings gewesen zu sein, daß die Verbreiter des Glaubens auch als Seelsorger die Wahrer und Mehrer desselben geblieben sein werden: die Richtigkeit dieser Annahme dürfte jedoch aus mehr als einem Grunde zu bezweifeln sein. Wie die Mönche kraft ihrer Losschälung vom

Irdischen die gebornen Missionäre, wie später vermöge ihrer einheitlichen Bildung und ihres gemeinschaftlichen Zusammenwirkens die Träger der Wissenschaften und der Cultur waren, so ist kaum in Abrede zu stellen, daß sich die Weltpriester zur Uebung der damaligen Seelsorge mehr eigneten als die Mönche. Ich will damit nicht behaupten, daß sie überhaupt größeres Geschick dazu gehabt haben als die eifrigen Missionäre, sondern daß die Lage der ursprünglichen Seelsorger für Weltpriester passender gewesen sei als für Mönche. Die Urgemeinden waren überall ein pusillus grex, zu deren Pastorirung ein Priester als Spender der Sacramente, ein Diakon zur Verwaltung des Kirchenvermögens und ein Paar Kleriker zum Kirchendienste und Persolvirung des Officiums ausreichten. Ganz kleine ständig exponirte Mönchsgruppen und gar, wie dieß später üblich geworden, vereinzelnte Individuen des Mönchsstandes, haben in der Regel an ihrer Disciplin Einbuße erlitten und manchmal auch nach der Heimkehr in die Klöster nicht wenig zur Lockerung der regulären Observanz beigetragen. Dieser Grund, so gewichtig er sein mag, war jedoch, wie mir scheint, nicht der Hauptmotor, die dauernde Seelsorge, so weit es thunlich und zweckdienlich war, den Weltpriestern zu übertragen. Der Hauptgrund hiezu wird vielmehr in dem ungeheueren Umfange des zu bewältigenden Bekehrungswerkes zu suchen sein; um ihrer großen Aufgabe zu genügen, mußten die Leiter der Missionsarbeit die verfügbar gewordenen Kräfte allemal sogleich wieder in anderen Gegenden verwenden, die noch in der Finsterniß des Heidenthumes und im Schatten des Todes lagen. Zur Wahrung der inquilinen Disciplin zahlreiche Mönchsgruppen in den Zellen bereits bekehrter Gegenden zu belassen, um dort dauernde Seelsorge zu üben, wäre eine unverantwortliche Vergeudung der für das unabsehbar ausgedehnte Missionswerk unentbehrlichen Kräfte gewesen, und diese Erwägung wird wohl den Ausschlag gegeben haben, die Mönche vorzugsweise zur Mission zu verwenden und die Seelsorge Weltpriestern zu überlassen. Trotzdem war die Verwendung der Weltpriester zur Seelsorge keineswegs eine ausschließliche, im Gegentheile steht urkundlich fest, daß auch noch im siebenten und in den spätern Jahrhunderten vielfältig Mönche in der Seelsorge arbeiteten. Darum fragt es sich weiter: wo waren Mönche, wo Weltpriester in der dauernden Seelsorge thätig? Diese Frage wird sich im Allgemeinen dahin beantworten lassen, daß die Mönche in jenen Orten noch lange nach der Vollendung des Bekehrungswerkes auch die dauernde Seelsorge übten, wo ihre Abteien als Remuneration für die gespendete geistliche Wohlthat der Glaubensmittheilung zeitliches Besitzthum erhielten, während, wo dieß nicht der Fall war, keine Rücksicht, z. B. der Verwaltung, im Wege lag, die Seelsorge auf Weltpriester übergehen zu lassen. Fragt man aber um die Zeit, in welcher derlei Uebergänge stattgefunden haben mögen, so liegt vor Augen, daß es unmöglich sei, im Detail hierauf zu antworten, aber im Allgemeinen wird sich immer dahin Bescheid geben lassen, daß die Uebernahmen von Seelsorgbezirken Seitens der Weltpriester sich überhaupt zeitlich und räumlich an das Fortschreiten des Christianisirungsganges

gehalten haben werden, d. h. daß diese Uebernahmen im Entfernungs-Verhältnisse der bezüglichen Gegenden und der Focusse gestanden seien, von denen das Glaubenslicht ausgegangen war, also früher in der Nähe, und später je nach Maßgabe der Entfernungen.

Letztere Aufstellung scheint auch in zwei urkundlichen Wahrnehmungen ihre Bestätigung zu finden. Wenn man das älteste Salbuch des Kathedralklosters St. Peter durchgeht, muß man darauf aufmerksam werden, daß die ersten Priester unter den frommen Wohlthätern des Stiftes — (sie waren natürlich aus dem Stande der Freien) in der nächsten Umgebung von Salzburg selbst vorkommen, so z. B. der Priester Boso zu Wals und um Salfelden, Angelus zu Vigaun, Dulcissimus zu Leobendorf, Dorfwin der Kleriker an der Traun und zu Teisendorf u. s. w. Man sage nicht, daß diese Schenkungen nichts für die Zeit des hl. Rupert und Vitalis beweisen, weil sie erst unter Virgil und Arno registrirt werden. Ich habe, meine ich, zur Genüge dargethan, daß ein großer Theil der in den Breves Notitiae registrirten Schenkungen aus der Urzeit der Salzburgerkirche stamme, während sie erst später registrirt wurden, weil die legale Genehmigung der nach Theodebert auf den baioarischen Herzogsstuhl gelangten, der Salzburger Landeskirche nicht geneigten oder geradezu feindselig gesinnten Herzoge nicht eingeholt werden konnte, und welche darum erst unter dem frommen Tassilo, unter dem sie erneuert wurden, durch dessen Genehmigung auch in den legalen Besitz des Kathedralklosters übergingen.

Die zweite Wahrnehmung besteht darin, daß Ortsnamen, welche aus Pfaff, Phaph ... zusammengesetzt sind, erst ziemlich spät in den Urkunden auftscheinen, nämlich keine in den Breves Notitiae oder im Congestum, dagegen meines Wissens der erste im Jahre 796, nämlich phaphasteti (Pfafftstätt bei Mattighofen) im ältesten Passauer Traditionscodex[1]). Hieraus schließen zu wollen, daß ähnlich benamste Ortschaften vor dem VIII. Jahrhunderte überhaupt nicht bestanden haben, und folgerecht hiezu, daß vor eben genanntem Jahrhundert die Seelsorge noch nirgends an Weltpriester übergegangen war, wäre aber höchst voreilig, einmal weil es nicht unwahrscheinlich ist, daß die neuen Seelsorger vorerst vielfältig die Zellen der Missionäre bezogen und dann wohl noch öfter in die um die Seelsorgkirche sich erhebenden Ortschaften übersiedelten, in welchem Falle dann ihre Wohnung wenigstens in der Regel nicht Orts-, sondern Hausname wurde. Ferner war es von uralter Zeit her festgehaltener Grundsatz, daß keine Kirche eingeweiht wurde, welche nicht mit Liegenschaften dotirt war. In den allermeisten Fällen werden aber solche Dotationsgüter in nächster Nähe der Kirche gelegen haben, zu der sie geeignet worden waren, und es wird wohl das natürlichste sein, daß der ständige Seelsorgklerus solche Wimmer- (Widthumer-) Höfe bezog. Wenn nicht in jedem größern Pfarrdorfe, so doch in jeder Pfarrei Südostbayerns

[1]) Mon. Boic. XXVIII. p. 453.

findet man heute irgend einen oder auch mehrere Wimmer, Wimm, Holzwimm, Hochwimm u. s. w. Aber auch bezüglich der wirklichen, gesonderten Pfaffing, Pfaffenhofen, Pfaffstätt u. s. w. darf es nicht Wunder nehmen, daß sie erst so spät urkundlich aufscheinen. Anfänglich wohl in ihrer größten Mehrzahl einödige, ruhig gelegene Einzelnhöfe, erwuchsen sie wohl auch erst im Laufe der Zeit zu Weilern und Dörfern, und die später hinzugekommenen Colonen waren selbstverständlich Hörige des kirchlichen Grundeigenthums, mithin vermöge des sprüchwörtlichen Hochconservatismus der Kirche, — darum albern und boshaft zugleich „todte Hand" zugenannt — lange, ja Jahrhunderte vor den Wechselfällen der Besitzveränderungen sicher. Eben die Besitzveränderungen waren es aber, in Folge welcher das Aufscheinen in den Urkunden eintritt, und dazu war kein Anlaß vorhanden, so lange der Pfaffenhof seinem ursprünglichen Zwecke diente. Ganz in ähnlicher Weise sehen wir auch manche Zellen erst von der Restaurationszeit nach den Magyaren-Einfällen an, wenn ich so sagen darf, mobil, sei es nun, daß sie in dem unmittelbar vorhergegangenen halben Jahrhundert und in den tiefgehenden Nachwehen desselben durch Gewaltthätigkeit in fremden Besitz übergegangen, oder wegen Geldnoth freiwillig in irgend einer Weise veräußert worden waren. In Anbetracht des späten Aufscheinens der aus Pfaff zusammengesetzten Ortsnamen wird demnach, wie mir scheint, nur angenommen werden dürfen, daß die Seelsorge von den Missionären grundsätzlich nur dann an Weltpriester abgegeben wurde, wenn die neugegründeten christlichen Gemeinden in christlicher Lehre und Sitte gehörig befestigt waren, und da die durchgängige Bekehrung schon viele Jahre oder auch Jahrzehnte in Anspruch genommen hatte, und auch zur Consolidirung im Christenthume namentlich durch das Heranbilden der jungen Generation einen beträchtlichen Zeitraum in Anspruch nahm, so wird mir kaum widersprochen werden, wenn ich zum Ausspruche gelange, daß namentlich die von den Christianisirungs-Focussen weiter entlegenen, und darum später bekehrten Gegenden wohl erst gegen Ende des VI. Jahrh. an den Weltpriestern dauernde Seelsorger erhielten. Denjenigen, welche die Christianisirung eines ungeheuer ausgedehnten und dünn bevölkerten Landes, wie das agilulfingische Baioarien war, in wenig Jahren abgethan wissen wollen, und die dem Landesapostel Rupert etwa 10 Jahre zu dieser Riesenarbeit gönnen, wird dieser Ausspruch nun freilich nicht zusagen. Ihre engherzige Ansicht ist jedoch, wie ich schon öfter darauf aufmerksam zu machen veranlaßt war, ein großer Irrthum, der aus der gänzlichen Unkenntniß seelsorglicher Verhältnisse hervorgegangen ist. Obwohl ich fest überzeugt bin, daß das Apostolat des hl. Rupert auch von der Wundergabe unterstützt war, bin ich doch nicht geneigt, das größte der Wunder als Conglomerat von vielen tausend andern anzunehmen, daß unser verehrungswürdiger Vater in Christo ein verhältnißmäßig bedeutendes Volk von naturwüchsiger Rohheit in einigen Jahren zum Christenthume bekehrt habe; und da einem ansehnlichen Theile meiner geehrten Gegner mit der Annahme gar zu auffallender Wunder auch kaum gedient wäre,

so ist den guten Leuten eben nicht leicht zu helfen, und ich muß mich damit begnügen, Wahrheit und Irrthum einfach constatirt zu haben.

7. Der Christianisirungsgang in seinen speciellen Richtungen.

Wenn man sich bei der Verfolgung des Christianisirungsganges ausschließlich an die chronologische Ordnung halten wollte, welche in der Vita primigenia angedeutet ist, so müßte man an die anfängliche Bekehrung des Landesherzogs und eines beträchtlichen Theiles seines Hofes und der Einwohnerschaft der Landeshauptstadt Regensburg sofort jene Einzelnen anreihen, welche der hl. Rupert auf seiner Donaureise an beiden Ufern dem Christenthume gewann, und dann sein Apostolat in Lorch und von da aufwärts an der Traun und Vöckla daran knüpfen und den ersten Abschnitt mit der Fixirung des bischöflichen Stuhles am Wallersee abschließen. Die Umgegend Javavum's, wohin der bischöfliche Sitz nach etlichen Jahren verlegt wurde, und das Salzachthal aufwärts bis über die Maximilianszelle hinauf würde dann Gegenstand eines zweiten Abschnittes sein. Ein solches Vorgehen wäre wohl zur Noth ein chronologisches, aber nichts weniger als ein pragmatisches. Bis der hl. Rupert den Entschluß faßte und ausführte, sich auf dem von ihm gegründeten bischöflichen Stuhle von Salzburg bleibend niederzulassen, hatte sein Apostolat mehr die Eigenschaft eines vom günstigen Erfolge begleiteten Versuches, und ihn selbst konnte man bis dahin immer noch als einen durch kein canonisches Band an die baioarische Landeskirche der Zukunft gebundenen Regionarbischof ansehen. Sein eigentliches Apostolat Baioariens und seine wirkliche landesbischöfliche Würde mit dem festen Stuhle in Salzburg begann erst damals, als er nach dem Regierungsantritte Herzog Theodeberts zu seinem ersten Stuhle Worms zurückkehrte, das canonische Band, das ihn an denselben knüpfte, definitiv löste, und er, umgeben von einer Schaar rüstiger Gehilfen, in sein neues Vaterland Baioarien zurückkam. Zur Ausführung besagten Entschlusses hatte die Bekehrung des Thronfolgers Theodebert und der Eifer, mit welchem dieser als treuer Nachahmer der Tugenden seiner frommen Eltern Theodo und Regintrud das Apostolat des hl. Rupert unterstützte, den Ausschlag gegeben, denn jetzt erst sah der Heilige sein segenvolles Werk auch für die Zukunft gesichert, und auch jetzt erst ging er mit den entsprechenden Kräften an die Ausführung desselben, oder was dasselbe ist, von jetzt an begann sein eigentliches Apostolat Baioariens. Dieß ist denn auch der Grund, aus welchem ich mich nicht an die von der Vita primigenia gegebenen chronologischen Winke, sondern an die pragmatiiche Entfaltung des Christianisirungsganges halten zu sollen glaubte.

II. Capitel.

Die juvaviſche Urdiöceſe.

1. Der Biſchofsſitz und ſeine kirchliche Einrichtung.

Der hl. Rupert war allerdings Landesbiſchof von Baiovarien und alſo dieſes Land, ſoweit es nicht benachbarten Biſchöfen unterſtand, ſeine Diöceſe. Er mußte ſich aber die noch heidniſchen Bewohner desſelben erſt zum Chriſtenthume bekehren, ſich ſeine chriſtliche Diöceſe erſt aufbauen. Wie jeder Bau mit der Fundamentirung anfängt, ſo begann auch er den ſeinigen mit der Legung des Grundſteines; dieſer war aber der biſchöfliche Stuhl, den er von Seekirchen nach Juvavum übertrug und dort für alle Zukunft befeſtigte. Es war ganz naturgemäßes Vorgehen, vor Allem ſeine eigene und bald hernach auch ſeiner von Worms herbeigeholten Gehilfen Mühe auf die nächſte Umgebung des biſchöflichen Stuhles zu concentriren, um für das weitausgedehnte Landesbisthum einen feſten Kern zu gewinnen. Rings um den kirchlichen Mittelpunkt ſollte dann in beinahe concentriſchen Kreiſen auch die weitere Umgegend gänzlich durchchriſtianiſirt werden, bis entferntere Gegenden in Angriff genommen werden konnten. Treffend ſagt Freiherr von Ankershofen[1]), obwohl auf einem andern Standpunkte der Zeitrechnung ſtehend, der nicht ohne Einfluß auf ſeinen Geſichtskreis bleibt: „Ruodbert oder Rupert, welchen die Kirche als Heiligen verehrt, befolgte bei ſeinem Bekehrungswerke einen ſehr verſtändigen Plan. Erſt ſollte ſich um ihn eine Kirchengemeinde bilden, feſt im Glauben und beharrlich im chriſtlichen Wandel, um die ſichere Grundveſte bei dem Fortbaue und zugleich die Pflanzſchule neuer Lehrer und neuer Gläubigen zu ſein.“ Wir werden bald ſehen, in wie weit ihm ſeine kirchliche Anlage noch bei Lebzeiten Herzog Theodo's geglückt war, in jener Zeit nämlich, in welcher er nur über die ſchwache Arbeitskraft ſeiner primitiven Begleiter verfügte, deren kaum mehr als 3—5 waren, und von denen wir urkundlich nur einen Prieſter kennen, jenen Doningo nämlich, den er zuerſt in das Gebirg entſendet hatte, um die auffallenden Erſcheinungen jener Gegend zu unterſuchen, in welcher er hierauf die Maximilianszelle gründete, und dann zu Herzog Theodo, um ihm über jene Erſcheinungen zu berichten und die Erlaubniß zum beſagten Zellenbaue zu erwirken.[2])

Um uns den Plan, nach welchem der hl. Rupert ſein Bekehrungswerk aufbaute, reconſtruiren zu können, müſſen wir natürlich vorerſt den Grundſtein desſelben, ſeinen biſchöflich juvaviſchen Stuhl ſelbſt genau betrachten. In Rede ſtehender Grundſtein trägt ganz das Gepräge ſeiner Zeit, des Frühmittelalters nämlich: ich will damit ſagen, der vom hl. Rupert gegründete juvaviſche Stuhl hat den aus göttlicher Anordnung ſtammenden Grundtypus aller vor und nach ihm errichteten

[1]) Geſch. v. Kärnten Bd. II. S. 99. [2]) Juvav. Anh. p. 33.

biſchöflichen Stühle, er iſt hierarchiſch in den Biſchof als Haupt und das Presbyterium (Capitel) als unmittelbares Organ gegliedert, weicht im Unweſentlichen darin von vielen frühern und noch mehr ſpätern ab, daß das Haupt Biſchof und Abt zugleich, und das Presbyterium nicht einfach Prieſter und Diakonen, ſondern in sacris ſtehende Mönche ſind. Ich habe die namentlich der erwähnten Auffaſſung unſerer Zeiten abſonderlich vorkommende, und darum allein nicht annehmbar ſcheinende hierarchiſche Gliederung des St. Rupertsſtuhles bereits nicht nur eingehend beleuchtet, ſondern auch, wie ich meine, genügend gegen die dagegen erhobenen Einwände in Schutz genommen, und kann daher, ohne mich hier neuerdings dabei aufzuhalten, ohne weiteres in der Unterſuchung über den Chriſtianiſirungsgang fortfahren.

Die Vita primigenia und die Breves Notitiae berichten einhellig, daß der Ort, in welchen der hl. Rupert ſeinen biſchöflichen Stuhl von Seekirchen (Petena) übertrug, Juvavum geheißen habe; die Breves Notitiae fügen jedoch gleich Eingangs bei: »Juvavo, quod dicitur vulgo Salzburg« (Juvavum, gemeiniglich Salzburg genannt). Da der Name Salzburg, wie bekannt iſt, weder eine Ueberſetzung des urſprünglich keltiſchen Ortsnamens Juvavo, noch des etwa für lateiniſch gehaltenen Juvavum iſt, ſo wird der Umnennung Juvavum's in das deutſche Salzburg genauer auf den Grund zu ſehen ſein. Wann der Ortsname Juvavum in jenen Salzburg's überging, läßt ſich natürlich nicht auf Jahre oder auch nur auf Decennien präciſiren: daß er allmälig Platz griff und dem Uebergewichte der herrſchenden, germaniſch-baioariſchen Nationalität über den im Lande gebliebenen Reſt der romaniſchen zuzuſchreiben ſei, iſt dagegen wohl unzweifelhaft. Laut einer unklaren Phraſe des Congestums[1]) wäre das Frauenkloſter im Castrum superius zuerſt vom hl. Rupert Salzburc geheißen worden: der Name -Burg ſtammt jedenfalls von der alten Befeſtigung. Auch die Differenzirungsſilbe Salz- enthält ein lichtgebendes hiſtoriſch-topographiſches Element. Um die neue Befeſtigung vom Salze zuzubenennen, war die zwei Meilen entfernte Salina major (Reichenhall) für ſich allein kein hinreichender Grund, weil die Wiedererhebung der aus der Römerzeit beſtehenden, von den Barbaren gebrochenen Burgen Plain, Karlſtein und Vager (vielleicht auch Staufeneck) mit dem Eintreten des Wiederbetriebes der Saline unerläßlich war, und mit Sicherheit vorausgeſetzt werden darf. Für dieſe hätte ſich der Name: Salzburgen in vorderſter Reihe geeignet, und eine davon, Plain nämlich, hat vom XIII. Jahrhundert an wirklich die Hallburg geheißen. Ueberdieß kommt der Flußname Salzaha für den Salzburg beſpühlenden Ivarus ſchon im Virgil'ſchen Theile der Breves Notitiae vor, mithin um die Mitte des VIII. Jahrhunderts; er erhielt aber ſeine germaniſche Umnennung gewiß nicht von der entfernten Salina major, iſt vielmehr correlativ zur Salzburg, an welcher er vorüberfließt, oder wurde

[1]) Juvav. Anh. p. 28.

wegen der von der Saline am Dürrnberg her auf ihm effectuirten Salzverfrachtung nach Salzburg ſo genannt. Daß Hallein erſt am Anfange des XII. Jahrhunderts Saline wurde, iſt richtig, jedoch keineswegs, daß die Saline, welche damals im heutigen Städtchen Hallein errichtet wurde, und ihm den Namen gab, nicht viel älter war. Dieſelbe Saline kommt früher unter dem Namen Mühlbach vor, und ſicherlich iſt auch Mühlbach nicht ihr älteſter Name, es ſcheint vielmehr ſchon in den Urkunden des X. Jahrhunderts mit dem Namen Salina gemeint zu ſein: eine Bezeichnung, welche wegen der Salzgruben am Dürrnberge ebenſo gut auf ſelbe paßt, wie Halla wegen der Salzbereitung aus dem Sauerwaſſer auf Reichenhall. Damit will ich jedoch die urkundliche auf beide Orte beziehbare Aequivocität der einen und andern Benennung nicht in Abrede ſtellen, widerſpreche aber auch entſchieden der einſeitigen Auffaſſung, daß Salina, Halla patelarius locus, wo ſie immer urkundlich aufſcheinen, allemal mit Reichenhall zu verdeutſchen ſeien. In Folge wiederholter archäologiſcher Funde ſteht nämlich bereits feſt, daß nicht nur die Salzwerke in Reichenhall, ſondern auch jene an der Oſt-, Weſt- und Nordſeite des Dürrnberges (Mühlbach, Berchtesgaden und Schellenberg — beziehentlich Tuval —) ſchon in keltiſch-römiſcher Zeit im Betriebe ſtanden und wo von Halla (altd. Plural) in den Documenten die Rede iſt, ſind in der Regel ſämmtliche Salzwerke darunter zu verſtehen, wie unter Hal (Singular) irgend eine einzelne: Reichenhall, Hall im Innthal, Hall bei Kremsmünſter, Hallſtadt und Iſchl. Die Salzwerke, welche ſich in einem ſüdlichen Kreisſegmente um Salzburg herumzogen, ſtanden mehrern Eigenthümern zu: in Reichenhall beſtand eine förmliche Innung vornehmer Sudherren, darum Adalpero geheißen; in Hallein (beziehentlich Mühlbach) finden wir etwas Aehnliches; der größere Antheil gehörte natürlich dem Landesherrn. Erſt am Anfange des X. Jahrhunderts gingen jene Salzrechte, welche zur landesherrlich-agilulfingiſchen Domäne und ſpäter karolingiſchen Villa regia Salzburghofen gehörten, mittelſt Schenkung der genannten Domäne von K. Ludwig dem Kinde an das Erzſtift Salzburg über, und aus dem hierüber ausgeſtellten Diplome vom Jahre 908[1]) erfahren wir, was unter den Ausdrücken Halla, Salina verſtanden wurde, weil es die Formulirung braucht: „in und außer den Hallen (Halla), in und außer der Saline (Salina), um die Flüſſe Sale und Salzach", womit klar genug ausgeſprochen iſt, daß es ſich nicht um Dominicalien zu Reichenhall allein handle, das wohl an der Sale, aber zwei Meilen von der Salzach entfernt liegt. Der natürliche Sinn dieſes Satzes iſt, daß die Salzwerke, welche ſich im Kreisſegmente, deſſen Mittelpunkt Salzburg iſt, von Reichenhall nach Mühlbach herumziehen, bezüglich der Salzburghofner-Antheile an die Kirche Salzburg übergehen; und daß man dieſen Satz auch im Alterthum nicht anders verſtanden habe, beweist die Schenkungsurkunde Erzbiſchof

[1]) Juvav. Anh. p. 119. 120.

Conrad's I. im Jahre 1123[1]), mittelſt welcher er dem Domcapitel der St. Rupertskirche „zwiſchen der Salzach und der untern Alm die Saline in den Tuval-Bergen" übergibt, wobei er ſich ausdrücklich auf das Diplom des Kaiſers Ludwig des Kindes beruft, indem er ſagt, „daß ſeine Kirche kraft kaiſerlicher Privilegien zwiſchen Sale und Salzach .... Gold und Salzrechte innehabe." Damit iſt ſelbſtverſtändlich nicht ausgeſprochen, daß die Salzburgerkirche erſt durch K. Ludwig das Kind Salzrechte in den genannten Werken erlangt habe, indem bekannt iſt, daß es in Reichenhall ſchon vom Herzog Theodo 20 Pfannen, das Drittel eines Schöpfwerkes, den Salzzehent und die Maut geſchenkt erhalten hatte, und bezüglich des Kathedralkloſters St. Peter und der Dürrnberger Salzwerke Aehnliches erweisbar iſt; Erzbiſchof Conrad I. beruft ſich nur auf jene ausgedehntern Vorrechte, in deren Beſitz ſein Vorfahrer Piligrim durch den ſchenkungsweiſen Erwerb der Domäne Salzburghofen im Jahre 908 gekommen war. Daß die Karolinger als Rechtsnachfolger der gewaltſam entthronten agilulfingiſchen Dynaſtie im Beſitze der landesherrlichen Domänen Baiovariens waren, iſt bekannt: wie waren aber die agilulfingiſchen Herzoge der erſten Hälfte des VIII. Jahrhunderts in den Beſitz ſo ausgedehnter Vorrechte in den Salzwerken am Dürrnberge gelangt? Man könnte behaupten, die Landesherzoge ſeien von jeher im Beſitze der nächſten Umgebung des Dürrnberges geweſen und geblieben, weil das Gebiet, welches Herzog Theodo dem hl. Rupert unmittelbar um Salzburg geſchenkt, vermöge ſeiner Ausdehnung „von mehr als zwei (fränkiſchen) Meilen in Länge und Breite" (»tribuens ei in longitudine et latitudine de territorio super duas leugas possessiones.« Vita primig.) laut der genauen Beſtimmung ſeiner Südgrenze, wie ſie die Breves Notitiae geben[2]), ſich nur bis zur Hainbuche, „die gegen Süden mitten im Felde ſtand" (d. h. wohl dort, wo die heutige Ortſchaft Puch ſich erhoben) erſtreckte, und der nächſte Umkreis des Dürrnberges ſomit davon ausgeſchloſſen war. Daß der Dürrnberg und im Beſondern ſeine öſtliche Abdachung nicht in jener urſprünglichen Schenkung von etwas über zwei Leugen im Umkreis mitinbegriffen war, iſt nun allerdings gewiß, aber allem Anſcheine nach ebenſo gewiß, daß die Oſtabdachung des Dürrnberges und die Ufergelände der Salzach bis Vigaun und Kuchl, ſei es nun durch Schenkung Theodo's oder ſeines Sohnes Theodebert, ſchon ſehr frühzeitig dazu gekommen ſei. Eine förmliche Schenkungs-Urkunde über fragliche Gebietserweiterung exiſtirt nun freilich nicht mehr, wohl aber eine Ausſage der Breves Notitiae[3]), welche als vollſtändiger Erſatz für die verlorne Urkunde gelten kann; ich führe ſie ihrer Wichtigkeit halber hier im Wortlaute an: »Item de loco qui vocatur Scratinpach (Schranbach oder Hallein) ex utraque parte supradicti fluminis in forste pleniter fieri ad istam sanctam dei ecclesiam sursum ubi Schwarzaha (der Schwarzbach mit dem berühmten Gollinger Waſſerfall) oritur, et sic usque ad illum locum, qui vocatur

[1]) Juvav. Text S. 532. Anm. (d). [2]) Juvav. Anh. p. 31. [3]) Juvav. Anh. p. 35.

Purch (Burg Golling), et ita fieri a potestativis viris ad istam sedem definitum est.« Aus der Schlußphraſe geht unbeſtreitbar hervor, daß vor der Zuſammenſtellung der Breves Notitiae behufs Feſtſtellung des kirchlichen Eigenthumsrechtes auf jene Liegenſchaft die Dynaſten der Nachbarſchaft (potestativi viri) über die Eigenthumsrechtsfrage vernommen worden waren, und daß ſie ſich für die volle Berechtigung der ſalzburgiſchen Kirche ausgeſprochen haben. Auch dieſe Thatſache ſpricht wieder verſtändlich genug für die Länge des Zeitraums, der zwiſchen der Zeit des hl. Rupert und Herzog Taſſilo's verſtrichen war, indem das fragliche Eigenthum der Salzburger Kirche nur vor den Herzogen Hugibert, Otilo und Taſſilo, welche ihre Wohlthäter waren, entwunden worden ſein konnte, d. h. von irgend einem der ihrem Glauben untreu gewordenen Herzoge des VII. Jahrhunderts. Wahrſcheinlich iſt fragliches Forſtgebiet identiſch mit jener Schenkung Herzog Theodo's: »Ad cucullas . . . colonias III. et silvam magnam«, welche nicht im Congestum, aber in den Breves Notitiae[1]) aufgeführt iſt.

Gegenüber dieſer Conſtatirung des Eigenthumsrechtes der Salzburgerkirche auf den Forſt am Oſtabhange des Dürrnberges und den anſtoßenden Ufergeländen links und rechts der Salzach muß es auffallen, daß das Kathedralſtift doch erſt im Jahre 908 wieder in den Beſitz derſelben gelangte, und zwar obendrein nur dadurch, daß K. Ludwig das Kind dem Erzbiſchof Piligrim die Domäne Salzburghofen, die er zu Lehen (ministerium) trug, zu vollem Eigen (in proprietatem) ſchenkte. Es iſt dieſe Beſitzes-Verzögerung jedoch leicht erklärlich. Aus was immer für einem Grunde (vielleicht weil der Ankunfts-Titel in Vergeſſenheit gerathen war), hatte man es unterlaſſen, dieſes Eigenthumsſtück in jenes Verzeichniß der aus dem agilulfingiſchen Hausgute ſtammenden Eigen und Lehen einzutragen, das uns unter dem Namen Congestum Arnonis bekannt iſt, wie es denn wirklich darin nicht vorkommt, und es wurde ebendarum vom königlichen Fiscus verſchlungen, als Baiovarien nach der Abſetzung Taſſilo's fränkiſche Provinz wurde, und fortan zur königlichen Hausdomäne Salzburghofen geſchlagen. Erſt auf Andringen Erzbiſchofs Hatto von Mainz, der Biſchöfe Adalpero von Augsburg, Salomo von Conſtanz, Dracholf von Freiſing und der Grafen Chunrad, nahen Verwandten des Königs, und Meginbert, denen die alten Eigenthumsrechte der Salzburger Kirche genau bekannt ſein mochten, entſchloß ſich König Ludwig, der Erzkirche die ganze Domäne Salzburghofen mit all ihren ausgedehnten Dominicalien und Realien zu Eigen zu übergeben.[2]) Unter dieſen werden beſonders hervorgehoben: »cum omnibus censibus in halla et extra halla, in salina et extra salinam, circa fluvios sala et salzaha vocatos in auro et sale.« Ich glaube im vorhergehenden Bande Kap. IV. 8. den Nachweis dafür erbracht zu haben, daß ſich die Benennung halla ebenſo auf Reichenhall beziehe, wie salina auf die Dürrnberger Salzwerke und habe dort beſonders

[1]) Juvav. Anh. p. 51. [2]) Juvav. Anh. p. 120.

betont, daß dieß überhaupt im Numerus der Conſtruction liege und durch die Ortsbeſtimmungen: »circa fluvios sala et salzaha« geradezu als poſtulirt erſcheine, wie denn auch der Flußname Salzaha, ja der Ortsname Salzburg ſelbſt, ſinnlos wären, wenn ſie nicht in engſter Beziehung zu den Salzwerken des Dürrnberges gedacht werden. In der That kann Salzburg ſeinen germaniſchen Namen nur von dieſer engen Beziehung erhalten haben. — Der hl. Rupert wird uralter Ueberlieferung gemäß als Urheber und Schutzpatron der Salzwerke verehrt, und das Mittelalter hat ihm im Anhalte an dieſe Ueberlieferung die Salzkufe als Symbol gegeben. Urheber der Reichenhaller Salinen war er aber bekanntlich nicht, weil ſie bei ſeiner Ankunft in Juvavum ſchon im regen Betriebe ſtand; aber die Salzwerke am Dürrnberge, zu Gamp (Campanava) ſowohl als am Tuval verdanken ihm höchſt wahrſcheinlich ihre Wiedererhebung. Ich ſage Wiedererhebung; denn daß ſie ſchon unter den Kelto-Romanen, von denen ein Stamm den Namen Halounen trug, im Betriebe geweſen waren, ſteht durch zahlreiche antiquariſche Funde längſt feſt. Auch die zwei Lade- oder Stapelplätze Anava (Anif) für das Salz aus den Tuvalwerken und Campanava (Gamp bei Hallein — überhaupt kaum und ausſchließlich ſchon gar nicht Elsbethen, wie R. v. Koch-Sternfeld meint) für das Salz des nahen Oſtabhanges des Dürrnberges (alleranfangs vorzugsweiſe Steinſalz) haben rein keltiſche Namen. War nun aber der hl. Rupert der Wiederbeleber der Salzach-Salinen und der bevorzugte Theilhaber an der ergiebigen Ausbeute des reichen Halles, ſo wird feſtſtehen, daß, wie die Salzrente die einträglichſte des jungen Biſchofsſtuhles war, ſo der Biſchofsſitz »Juvavum« an der Salzach, der Hauptſtapelplatz dieſes köſtlichſten Naturproductes von den Baioariern mit Recht die Salzburg genannt wurde.

Die kirchliche Einrichtung des jungen Biſchofsſitzes war anfänglich, wie dieß in der Natur der Sache lag, ſicherlich eine ſehr einfache. Ueber ihre beiläufige Beſchaffenheit geben uns, ſich gegenſeitig beleuchtend und ergänzend, einige mehr hingeworfene als abſichtliche urkundliche Nachrichten, alte Ueberlieferungen und ziemlich verwiſchte topiſche Ueberreſte die nöthigſte Auskunft. Wer die älteſten kirchlichen Zuſtände des Salzburger Biſchofsſitzes nicht von vorneherein falſch conſtruiren will, darf den innigen Nexus, in welchem dort Kathedrale und Kloſter ſtanden, auch nicht einmal einen Augenblick aus dem Auge laſſen. Wie biſchöfliche und äbtliche Würde in einer und derſelben Perſon gipfelte, ſo war auch das Verhältniß des Kathedralkloſters und des Biſchofsſitzes, ich möchte ſagen, ein individuelles. Dieſe nach zwei Richtungen zu Tage tretende Individualität begegnet uns bei jedem Schritte unſerer Unterſuchungen, am ausgeprägteſten natürlich in der Natur des biſchöflichen Stuhles oder der St. Peterskirche ſelbſt. Sie war weſentlich Kathedrale und Kloſterkirche zugleich; beide Eigenſchaften, ſcheinbar miteinander nur ſchwer vereinbar, durften ſich gegenſeitig nicht überflügeln, mußten vielmehr, jede in ihrem Berufskreiſe die

lebendigſte Thätigkeit entfaltend, harmoniſch dem höchſten gemeinſamen Zwecke dienſtbar ſein. Obwohl uns nun die Vita primigenia belehrt, daß der hl. Rupert ſogleich nach ſeiner Ankunft auf den Ruinen Juvavum's und nach der Säuberung derſelben, mit herzoglicher Genehmhaltung, den Bau ſeiner hübſchen Kathedrale begonnen habe, ſo war doch dieſer Kirchenbau, ſtreng genommen, nicht ſein erſter in Juvavum, aber in Anbetracht ihres Doppelzweckes und der von dieſem poſtulirten großen Ausmaße der langwierigſte und inſoweit auch ein eigentlicher Kirchenbau, weil die zwei andern Gottesdienſt-Stätten, die er vorher herzuſtellen genöthigt war, ihrer Anlage nach nicht Kirchen, ſondern nur Kapellen waren. Ich werde mich hier bei meiner Beſprechung an dieſelbe chronologiſche Ordnung halten, welche der hl. Rupert bei ſeiner Bauführung einhielt.

Laut der durch die älteſten Aufſchreibungen des Stiftes St. Peter ſattſam beglaubigten Ueberlieferung war die St. Margareth- (et S. Amandi-) Kapelle im St. Peters Freithofe der erſte liturgiſche Bau, den der hl. Rupert in Juvavum führte. Wie alle apoſtoliſchen Männer des Frühmittelalters führte er einen reichern Schatz von Reliquien mit ſich, um während ſeines Apoſtolates in den neu zu erbauenden Kirchen die Altäre nach canoniſcher Vorſchrift conſecriren zu können. Die vorzüglichſten darunter waren die Gebeine des hl. Amandus, eines ſeiner Vorfahrer auf dem Wormſerſtuhle, und jene des hl. Biſchofes und Martyrs Maximilian, erſten Biſchofes von Lauriacum (Lorch), ſeines Vorfahrers im Apoſtolate Noricums während der Römerzeit, welch letztere er ſich auf ſeiner zu dieſem Endzwecke unternommenen Reiſe an die Grenzen Niederpannoniens in deſſen Vaterſtadt und Marterſtätte Celeia (Cilli) geholt hatte. Um einen würdigen Aufbewahrungsort für ſeinen Reliquienſchatz, zugleich aber eine Nothkirche zu kirchlichen Verſammlungen während des langwierigen Baues der Kathedralkirche zu haben, baute alſo der hl. Landesapoſtel vorerſt die St. Margarethen-Kapelle. Man könnte dagegen einwenden, daß der hl. Rupert einen geeigneten Aufbewahrungsort für ſeine Reliquien und zugleich das der dringendſten Noth abhelfende Lokale für gottesdienſtliche Zuſammenkünfte in den früher ſchon liturgiſch geweſenen Höhlen des Mönchsberges mit ihren vier Martyrergräbern gehabt hätte, da ja, nach meiner eigenen Anſicht, gerade ſie es waren, welche für ihn bei der Wahl des Bauplatzes für ſein Kloſter und ſeine Kathedrale den Ausſchlag gaben. Hierauf finde ich zu erwiedern, daß die Martyrergräber ihres hl. Inhaltes entleert, die darüber errichteten Altäre gebrochen, die Grotten ſelbſt profanirt geweſen ſeien. Ferner waren die Martyrergräber in den Höhlen des Mönchsberges laut meiner im I. Theile ausführlich erklärten Anſicht allerdings die entfernte Veranlaſſung für die Wahl des Bauplatzes zu Kathedrale und Kloſter, während die nächſte das letzte Martyrium des hl. Abtes Maximus und ſeiner Genoſſen und der Standpunkt ihres Kloſters hiezu gab. Wie der hl. Rupert bezüglich ſeines baiuariſchen Geſammtapoſtolates an das noriſche des hl. Maximilian durch Erwerbung ſeiner Gebeine anknüpfte, ebenſo brachte er ſeinen juvaviſchen Stuhl mittelſt der beſon-

dern Verehrung, die er dem letzten Martyrium der hh. Maximus und ſeiner Leidens-Genoſſen darbrachte, und das bei den romaniſchen Umwohnern Juvavum's noch im friſchen Andenken war, in unmittelbare hiſtoriſche Contiguität mit dem Chriſtenthume der Römerzeit, deſſen Wiederbelebung im römiſchen Bevölkerungsreſte ihm vor Allem oblag, weil es eine vermittelnde, dauerhafte Brücke zur Chriſtianiſirung der Baioarier bildete. Aus dieſem Grunde ſammelte er mit aller Sorgfalt die Gebeine jener letzten Martyrer und erbaute über der Stätte ihres Martyriums die Nothkirche der hl. Margareth.

Die zweite Kapelle, welche vor dem Ausbaue der Kathedrale und ſogleich herzuſtellen dringendes Bedürfniß war, war ſelbſtverſtändlich ein Baptiſterium, und dieſes iſt die noch heute, nach oftmaligen Neu- und Umbauten erhaltene St. Michaels-Kirche. Daß die St. Michaelskirche das urſprüngliche Baptiſterium war, iſt dadurch außer allem Zweifel geſtellt, weil ſie allein als älteſte, zehentberechtigte Kirche Juvavum's (Ecclesia decimata) documentirt iſt. Wollte man trotzdem gegen die Baptiſterial-Eigenſchaft der St. Michaelskirche etwas einwenden, ſo könnte es darin beſtehen, daß ſich ſelbe ihrer Lage nach nicht zur Taufkirche eignete. Um dieſen Einwurf von vorneherein zu entkräften, verzichte ich auf die Verwerthung der Thatſache, daß ſie noch dermal nicht weiter von der Salzach entfernt ſei, als manche andere ſicher conſtatirte Taufkirche, ſowie auf die Geltendmachung der Wahrſcheinlichkeit, daß in alter Zeit irgend ein Altwaſſer der Salzach bis nahe an die St. Michaelskirche heran aufgeſtauet geweſen ſein könnte, welches ſpäter trocken wurde, weil ſich der Gebirgsſtrom im Laufe der Jahrhunderte tiefer eingegraben hat. Daß die St. Michaelskirche dermal auf von Oſt nach Weſt ſtreichendem Plateau einer ſanft gehobenen Hügelwelle ſtehe, iſt unleugbar: und dennoch war ſie die urſprüngliche Taufkapelle. Aber ihr unentbehrliches Waſſerbaſſin? wird man weiter fragen. — Dieß war meines Dafürhaltens ein künſtlich angelegtes, das der hl. Rupert dort ſchon vorfand, als er die Ruinen von Wuſt und Wildniß ſäuberte. Es iſt dieſe Annahme nichts weniger als eine mir von der Nothwendigkeit anferlegte kühne Combination, weil ich in der Lage bin, ganz ſtichhaltige, topiſche Momente dafür beizubringen. Als man im Jahre 1841 behufs der Fundamentirung des Mozartdenkmales, das einen Steinwurf öſtlich von der St. Michaelskirche mit ihr auf demſelben ſanften Plateau ſteht, den Grund aushob, ſtieß man ſchon in einer Tiefe von 2' auf eine ſpätmittelalterliche Pflaſterſchichte und in einer Tiefe von 6' auf einen römiſchen Moſaikboden und in deſſen Verfolge auf weitläufige Gebäude-Reſte unzweifelhaft römiſchen Urſprungs. Ich verweiſe des Nähern auf die von Dr. Karl F. Hock in der Zeitſchrift des Muſeum Francisco-Carolinum[1]) mit umfaſſender Sachkenntniß ſehr anziehend geſchriebenen Schilderungen dieſer intereſſanten Entdeckung, und beſchränke

[1]) Jahrg. 1841 Nr. 26. S. 103. und Jahrg. 1842 Nr. 7. S. 25. Nr. 9. S. 35. Nr. 10. S. 39. ff.

mich darauf, hier eine Stelle daraus auszuheben, welche geeignet iſt, über den Gegenſtand, den ich zu behandeln habe, ziemlich viel Licht zu verbreiten. Dr. Hock weist mit Erhebungen, gegen die ſich nichts einwenden läßt, nach, daß ſich zwiſchen dem Standpunkte des Mozart-Denkmales und der St. Michaelskirche im altrömiſchen Baue ein vollſtändig eingerichtetes Bad befunden habe, und ſagt darüber unter Anderem[1]): „Hinter dem Atrium, die ganze Breite desſelben von 21 Fuß ausfüllend, und 15 Fuß lang war das Bad. Große behauene Steinplatten deckten rings die Wände und die um die eigentliche Badehöhlung herumlaufende Eſtrade, ſie verbreiteten Kühle und verhinderten das Durchſickern des Waſſers. Zu gleichem Zwecke beſtand die innere Verkleidung jener Höhlung, die 5 Fuß unter dem Boden des Atriums ſich ſenkte, aus zwei- ja dreifach hintereinander aufgerichteten maſſiven Mauern. Der eiſerne Ring einer Brunnenröhre, den man hier gefunden, deutete auf eine beſtandene Waſſerleitung, ohne daß man nähere Spuren derſelben entdeckt hätte.“ Aus dieſer bis zur Anſchaulichkeit klaren Schilderung geht hervor, daß eine Waſſerleitung über das ſanfte Plateau hinlief, auf welchem Mozart-Denkmal und St. Michaelskirche ſtehen, welche, wie das von Dr. Hock beſchriebene, allem Anſcheine nach öffentliche Bad, eben ſo gut noch das eine und andere in weſtlicher Richtung mit Waſſer verſehen haben konnte. Es liegt nun ſehr nahe, daß der hl. Rupert beim Aufräumen des Schuttes ein dem von Dr. Hock beſchriebenen ähnliches Baſſin auf der Stelle entdeckt habe, auf der jetzt die St. Michaelskirche ſteht, und daß er ſein erſtes Baptiſterium über jenes Baſſin erbaute. Ich halte es für das Wahrſcheinlichſte, daß der hl. Rupert nur das St. Michaels-Baptiſterium der Römerzeit erneuert habe, das ja den dortigen Romanen wohl bekannt ſein mußte. Es wird jedem der kirchlichen Archäologie nur etwas Kundigen auffallen, daß Dr. Hock's Beſchreibung des altrömiſchen Badebaſſins ſo genau auf mehrere in Städten, die ſich auf römiſchen Ruinen wieder erhoben, entdeckte altchriſtliche Taufbaſſins paſſe, als hätte er ein ſolches vor Augen gehabt. Ich muß hier das Geſtändniß ablegen, daß ich jenes römiſche Bad im Hofraume des St. Johannsſpitales zu Salzburg, das im Jahresberichte des Muſeum Carolino-Augusteum von 1851 S. 58 ff. von J. A. Seethaler mit klaſſiſcher Erudition beſchrieben und mit einem Titelbilde veranſchaulicht iſt, auf den erſten Anblick für ein chriſtliches Baptiſterium gehalten habe, bis ich mich aus conſtructiven Momenten der Architectonik desſelben überzeugte, daß ich wirklich ein römiſches Bad vor Augen habe.

Noch erübrigt mir, mich über das Verhältniß des ſpäter errichteten Baptiſteriums S. Joannis Baptistae zu dem urſprünglichen S. Michaelis auszuſprechen. Meines Wiſſens kommt dieſes neuere Baptiſterium das erſtemal bei dem Anlaſſe urkundlich vor, als Erzbiſchof Conrad I. im Jahre 1122 den Mönchen von St. Peter die Verwaltung des damit verbundenen Spitales übertrug.[2]) Daß das

[1]) Jahrgang 1842 S. 25. [2]) Chron Noviss. p. 208.

Baptisterium der Kirche St. Johannes des Täufers schon lange Zeit bestanden hatte, ehe ein Spital mit derselben verbunden wurde, dürfte selbstverständlich sein, denn l. c. sagt Erzbischof Conrad, daß er jenes Spital gegründet habe, während die St. Johanneskirche Beneficium des Erzpriesters Pabo war. Die Uebertragung des Spitales sammt der St. Johanneskirche geschah jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß der Grund, auf welchem die Kirche steht, Eigenthum der St. Ruperts-Domkirche bleibe. Um Verwechslungen vorzubeugen, bemerke ich, daß nicht von dem viel später gestifteten St. Johannes (des Evangelisten) Spitale in der Vorstadt Mülln die Rede sei, sondern von jenem in der Nähe der sog. Rothen-Bruderschaftskirche, welches Erzb. Wolf Dietrich abbrechen ließ, um zur Aufführung des Neubaues Platz zu gewinnen. Schon im Jahre 1143 wurde obige St. Johanneskirche sammt Spital dem Kloster St. Peter wieder abgenommen und neuerdings dem Domcapitel zugewiesen [1]). Dieß im Zusammenhalte mit dem vorher Berichteten gewährt einigen Einblick in den Ursprung des fraglichen neuern Baptisteriums der St. Johanneskirche. Sie war schon vor dem Jahre 1122 Attribut der Domkirche, weil der Erzpriester Pabo damit belehnt erscheint, und ich gehe kaum irr, wenn ich annehme, daß das St. Ruperts Domcapitel schon seit langer Zeit in dieser von St. Michael gesonderten Baptisterialkirche Taufrechte ausgeübt habe, und zu diesem Behufe sich das Baptisterium St. Joannis Baptistae erbaut hatte. Leider steht mir nicht der schwächste Anhalt zur Hand, um die Zeit dieser Bauführung auch nur annäherungsweise zu bestimmen.

Von der Kathedral-Klosterkirche des hl. Petrus, deren Vollendung dem hl. Rupert wohl erst im Laufe einiger Jahre möglich war, sagt die Vita primigenia, daß sie eine hübsche (formosa) gewesen sei. Ueber ihre ursprüngliche Gestalt, die schon in Folge des Umbaues nach dem Brande vom Jahre 847, und des Neubaues nach jenem vom Jahre 1127 gänzlich verloren gegangen ist — von spätern Verunstaltungen und Beiwerken nichts zu sagen — haben mehrere anerkannte Bau- und Kunstkenner zu wiederholten Malen geschrieben; daß sie aber das Richtige kaum durchaus getroffen haben, dürfte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß ihre liturgisch-archäologischen Kenntnisse nicht auf gleicher Höhe mit den kunst-archäologischen standen, oder mit andern Worten, weil keiner von ihnen die Doppeleigenschaft der St. Peterskirche als Kloster- und Kathedralkirche scharf genug in's Auge gefaßt hat. Wenn sie den aus der einen wie andern Eigenschaft hervorgehenden Anforderungen entsprach, so konnte sie nicht so gebaut sein, wie diejenigen behaupten, welche uns ihren Plan ausschließlich nur im Hinblick auf die Eigenthümlichkeiten des Baustyles des VI. oder gar Ende des VII. und Anfangs des VIII. Jahrhunderts reconstruiren. Von einem Baustyl in moderner Bedeutung des Wortes wird um die Mitte des VI. Jahrhunderts, als der Heilige seine

[1]) Juvav. Text S. 322. Anm. 11.

Kathedral-Kloſterkirche baute, wenigſtens diesſeits der Alpen, ohnehin nicht die Rede ſein können, weil die Technik gerade damals im tiefſten Verfalle war. Für die Eintheilung der erforderlichen Räumlichkeiten der techniſch mehr oder minder gut aufgeführten Kirchen war aber das rituelle Bedürfniß allein maßgebend, und da die rituellen Bedürfniſſe vermöge der allgemein kirchlichen Vorſchriften bis zu feſter Typik genau beſtimmt waren, ſo darf man verſichert ſein, daß bei gleichen Anforderungen immer auch einander ſehr ähnliche Grundformen zu Tage traten. Leider iſt uns auch nicht ein einziger Grundriß einer Kirche aus dem VI. Jahrhundert, die Kathedrale und Kloſterkirche zugleich war, mehr bewahrt, ſonſt brauchten wir uns nur an denſelben zu halten, um uns ein beiläufiges Bild von der Kloſterkathedrale des hl. Rupert zu ſchaffen. Um dieſem Bilde auf dem einzig noch offenen Wege der Induction möglichſt nahe zu kommen, wird man den Doppelzweck der Kirche und hieher bezügliche, damals allgemein geltende kirchliche Normen mit den unverrückt bewahrten baulichen Elementen der älteſten Anlage und einem documentalen Aufſchluſſe, den uns Mezger erhalten hat, combiniren müſſen. Da ich dieß ſpäter in einer eigenen Abhandlung zu thun vorhabe, weil derartiges Detail die Grenzen meiner jetzigen Arbeit weit überſchritte, ſo lege ich hier nur die Grundgedanken jener Abhandlung vor.

Die St. Peterskirche ſollte nach dem Plane ihres Erbauers, des hl. Abtbiſchofes Rupert, Monaſterial- und Kathedralkirche zugleich ſein, mithin mußte ſie in ungeſtörter Einheit des Geſammtzweckes zwei geſonderte Räume für die Mönche und die Gläubigen in ſich faſſen. Die in sacris ſtehenden Mönche waren aber zugleich das biſchöfliche Presbyterium, mithin war das Presbyterium (im räumlichen Sinne) ihr Raum, und der weſtliche, das Schiff, der Raum für die gläubige Gemeinde. Da der Hauptaltar, auf welchem an den höchſten Feſttagen das hochheilige Opfer für die Geſammtgemeinde, Geiſtliche und Laien, vom Biſchofe oder einem ſeiner Stellvertreter dargebracht wurde, auch überhaupt alle biſchöflichen Funktionen vor ſich gingen, für Alle dasſelbe Intereſſe hatte, mußte er Allen ſichtbar ſein. Wo ſtand nun dieſer Altar? Ohne Zweifel wie in den Hauptkirchen Roms zwiſchen Presbyterium und Schiff; erhaben über den Boden des Presbyteriums und noch mehr über jenen des Schiffes, weßwegen er Altar d. h. alta ara heißt. Die Räumlichkeit des Presbyteriums war wie alles Uebrige nach dem Bedürfniſſe bemeſſen, ein aus zwölf Prieſtern und Diaconen beſtehendes perſönliches Presbyterium bedurfte für ſich und die dienſtleiſtenden Kleriker natürlich nur einen kleinern Raum als das der Kloſterkathedrale St. Peter, welches aus allen Mönchprieſtern und Mönchdiakonen beſtand. Darum kehrt die ſpecielle Frage wieder: wo ſtand in der St. Peterskirche der Hauptaltar? oder mit andern Worten: wie weit reichte das urſprüngliche Presbyterium in das heutige Schiff zurück? Zur Beantwortung dieſer Frage kommt uns eine im ganzen Alterthum feſtgehaltene Norm zu Hilfe, zu Folge welcher der erſte Biſchof als Gründer der Kirche am Fuße des Hauptaltars ſeine herkömmliche Grabſtätte fand.

Da nun das Grab des hl. Rupert ſich in der Mitte des Längendurchſchnittes der heutigen Stiftskirche befindet (genau präciſirt zwiſchen dem vierten und fünften Pilaſter vom Transſept rückwärts gezählt, welche das Haupt- und rechte Seitenſchiff trennen), ſo iſt damit auch der urſprüngliche Standpunkt des Hauptaltares im Raume zwiſchen dem dritten und vierten Pilaſter genau beſtimmt. Wo heute der vierte Pilaſter ſteht, war demnach in der Kirche des hl. Rupert die Grenzſcheide zwiſchen Presbyterium und Schiff.

Der allgemein beobachteten Norm gemäß, welche ſich für die Kathedralen damaliger Zeit nachweiſen läßt, und in den Hauptkirchen Roms bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten iſt, beſtand der Hauptaltar nur aus der Menſa und an ihr gegen das Schiff zu aus einer niedrigen Stufe in der ganzen Länge der Menſa, auf welcher das Kreuz und die 7 Leuchter ſtanden. Das Angeſicht des Opfernden war daher während der ganzen heiligen Handlung dem Volke zugewendet, und bedurfte es einer Umwendung, z. B. zum Dominus vobiscum nicht. Ueber die älteſte Anlage des Chores hat uns Mezger[1]), leider ohne Angabe ſeiner wahrſcheinlich ſehr alten Quelle, die Nachricht bewahrt: Chorus ex utraque parte construitur, welche oft mißverſtanden wurde, indem man glaubte, es ſei von zwei Chören die Rede, was der Conſtruction widerſpricht, welche deutlich einen einheitlichen Doppelchor, d. h. einen Chor mit zwei gegen die Seitenwände des Presbyteriums angebrachten Reihen der Stalle (stalla) bezeichnet, ſonſt müßte das Subject pluraliſch conſtruirt ſein. Das Presbyterium ſchloß, nach allgemeiner Analogie zu urtheilen, mit einer Abſis ab, in welcher der biſchöfliche Thron ſtand. Der zur Entfaltung gottesdienſtlicher Feierlichkeit nöthigen Geräumigkeit halber näherten ſich die Reihen der Chorſtalle nur bis auf eine ehrfürchtige Entfernung wie dem Hauptaltare, ſo dem biſchöflichen Stuhle; auch der Mittelraum zwiſchen beiden Reihen mußte aus demſelben Grunde frei bleiben. Darum glaube ich, daß der Mittelraum durch drei Säulenpaare von beſagten Reihen ſich abtrennte, ein conſtructives Element, in welchem ich den Anfang der im Baſilikabau, welcher auch in unſern Ländern wieder allgemein in Aufnahme kam, mit größerer oder kleinerer Ausladung zwiſchen Schiff und Presbyterium quer eingelegten Transſepte vermuthe.

Durch erwähnte Säulenpaare des Presbyteriums erhielt der Grundriß desſelben ein von jenem des Schiffes verſchiedenes Ausſehen, welches auch dadurch nicht wieder gehoben wurde, daß man bei dem Wiederzurückgreifen auf den Baſilikabau das Schiff dreihallig conſtruirte, indem das Transſept die ideelle Dreihalligkeit des nun ſchon kürzern Presbyteriums verdrängte. Was aber die St. Peterskirche ſpeciell betrifft, ſcheint das Schiff derſelben einhallig, oder wenn man will, ideel zweihallig geweſen zu ſein; es war nämlich der Länge nach bis zum Raume, der unter dem Hauptaltare frei blieb, von einer an 7 Fuß hohen Mauer behufs Scheidung der beiden Geſchlechter getrennt. In der Kirche St. Clemens zu Rom ſind die Rudimente dieſer Trennungsmauer noch ſicht-

bar; und Eugippius[1]) documentirt ſie für die Kirche zu Quintana (Künzing) als »ecclesiae septa.« Auf dieſer Mauer, deren obere Fläche mit dem Boden des Presbyteriums in derſelben Ebene lag, ſtand eine Säulenreihe, welche mit dem über ihr hinlaufenden Architrav die flache Decke der Kirche ſtützte. Sie für die St. Peterskirche anzunehmen, nöthigt mich außer der allgemeinen Analogie in jener frühen Zeit auch die Natur ihres bei dem Neubau nach dem Brande vom Jahre 1127 eingehaltenen Grundplanes, in welchem auf dem erſten Anblick höchlich auffallen muß, daß das Grab des hl. Rupert gerade in der Richtung jener Säulen- und Pfeilerreihe liegt, welche das Mittelſchiff vom rechten Seitenſchiffe ſcheidet. Ueberdieß iſt aus dem von Dr. G. Heider[2]) mit höchſter Genauigkeit gezeichneten Grundriſſe der St. Peterskirche erſichtlich, daß von jenen zwei Pfeilern an, zwiſchen welchen dermal das Grab des hl. Rupert ſich befindet, in öſtlicher Richtung keine Säule mehr, ſondern nur Pfeiler die Seitenſchiffe vom Hauptſchiffe ſcheiden. Dieß lenkt mich auf die Vermuthung, daß man bei dem Neubaue der Baſilika nach dem Brande vom Jahre 1127 die Säulen- und Pfeilerreihe des rechten Seitenſchiffes auf der Grundveſte der bis zum Boden-Niveau niedergebrochenen Mauer, welche in der alten Kirche die Geſchlechter geſchieden hatte, aufgeſetzt, und auch die Reihe des linken Seitenſchiffes ſymmetriſch hiezu hergeſtellt habe. Im Presbyterium fand man eine ſolche Grundlage für die Pfeilerſtellung nicht und begnügte ſich um ſo mehr mit gemauerten Pfeilern, weil die vom Brande nicht beſchädigten Säulenſchäfte, wie wir eben geſehen, im Schiffe verwendet worden waren.

Daß der Chor mit einer Abſis abgeſchloſſen habe, wird man wieder auf die allgemeine Analogie hin vorausſetzen müſſen. Sie war der Standpunkt der biſchöflichen Kathedra. Ob die Mittelabſis von zwei kleinern flankirt geweſen ſei, bezweifle ich, bin aber überzeugt, daß an den beiden ob nun geradlinigen oder nach außen concaven Verbindungsmauern der Abſis mit den Seitenumfaſſungsmauern je ein Altar angebracht geweſen ſei: rechts (von der Kathedra aus geſehen) jener des hl. Amandus, und links der des hl. Andreas, leiblichen Bruders des Apoſtelfürſten, dem die Kirche ſelbſt gewidmet war. Unter dem St. Amandus-Altar waren die von der St. Margarethenkapelle hieher übertragenen Gebeine des hl. Amandus, einſt Biſchofes von Worms, beigeſetzt und am Fuße des St. Andreas-Altares fand der Nachfolger des hl. Rupert, Biſchof Vitalis, ſeine Grabſtätte. Als nach 1127 die St. Peterskirche als Baſilika ſich wieder aus dem Schutte der alten Kirche erhob, und größere Ausmaße erhielt, wurden die Gebeine des hl. Amandus wieder in dem mehr gegen Oſten gerückten Hochaltar eingeſetzt, jene des hl. Vitalis aber wahrſcheinlich erſt bei ſeiner Canoniſation erhoben und in die Tumba jenes Altares gebracht, der nahe ſeiner Grabſtätte, aber ebenfalls etwas öſtlicher an der Scheidewand des Transſeptes und der St. Katharinakapelle angebracht iſt.

---

[1]) Vita S. Severini c. XVI. p. 39. Edit. Kerschbaumer. [2]) Mittelalt. Kunſt. Salzb. S. 52.

Wenn dieſer St. Vitalis-Altar genau über ſeiner urſprünglichen Grabſtätte ſtände, (was ich bezweifle), ſo würden ſich die Ausmaße der vom hl. Rupert erbauten Kirche wenigſtens annäherungsweiſe reconſtruiren laſſen; da dieß kaum der Fall iſt, ſo ſagt es mir nicht zu, mich in vagen Muthmaßungen darüber zu ergehen. Für wahrſcheinlich halte ich, daß das Presbyterium mit ſeiner äußern Convexität der Abſis bis zum ſüdöſtlichen Hauptpfeiler der Kuppel gereicht habe, und der St. Amandus-Altar über der jetzigen Gruft der Aebte geſtanden ſei, das Grab des hl. Vitalis daher nahe am Ausgange in die St. Katharinakapelle ſich befunden habe. Das Schiff der Kirche dürfte bis zum Thurme gereicht haben, der ſpäter angebaut worden iſt. Was die Breite der Kirche betrifft, iſt in Anbetracht der Lage des St. Rupertsgrabes unleugbar, daß der Baſilikabau beiläufig um ein Drittel mehr gegen Norden gerückt ſei.

Ohne Zweifel iſt auch die Erneuerung der beim Heruler-Einfalle im Jahre 476—77 profanirten Berghöhlen das Verdienſt des hl. Rupert. Es mag dahingeſtellt bleiben, ob er ſein Oratorium (heute die St. Aegidiuskapelle) zum liturgiſchen erhoben habe; dagegen weihte er wohl die nächſt höher gelegene in ihrem urſprünglichem Umfange wieder ein. Erſt der hl. Biſchof Virgilius vergrößerte ſie durch den Anbau gegen Norden und erſt bei Gelegenheit dieſes Anbaues, welchem zu Folge der erſte, über einem Martyrer-Tiſchgrabe errichtete Altar, von dem noch unverkennbare Spuren vorhanden ſind, außer der öſtlichen Mitte ſtand, ſcheint derſelbe bis auf die Bodenebene niedergemeißelt worden zu ſein. Der hl. Virgil widmete die von ihm erweiterte Kapelle dem hl. Patricius, Apoſtel von Irland. Auch die oberſte, gewöhnlich St. Maximuskapelle geheißen, verdankt ihre liturgiſche Reſtauration dem hl. Rupert, wie dieß im Hinblicke an den engen Anſchluß an das Kloſter des hl. Maximus und die ſeinen und ſeiner Leidensgenoſſen Gebeinen erwieſene Sorgfalt und Verehrung als unzweifelhaft erſcheint. Der hl. Rupert ſcheint jedoch nur die beiden gegen Oſten über Martyrergräbern errichteten Altäre reſtaurirt zu haben, dagegen das geplünderte gegen Süden liegende Martyrergrab mit ſeinem niedrigen Arcoſolium nicht, weil es bis heute in ſeinem deruten Zuſtande geblieben iſt. Ich ſehe hierin eine Fügung der göttlichen Vorſehung; denn durch dieſes Tiſchgrab in ſeinem primitiven Zuſtande und dem zur Rechten angebrachten Paſtophorial-Niſchchen liegt das archäologiſche Hauptmoment für die Beweisführung, daß es eines der alten Martyrergräber und in der römiſchen Zeit als Altar benützt geweſen ſei. Damit, mein' ich, wird der Cyclus der vom hl. Rupert in ſeinem Biſchofsſitze Juvavum errichteten Cultusſtätten abzuſchließen ſein, und ich erlaube mir nur noch darauf hinzudeuten, daß auch im rechtsufrigen Theile Juvavum's ſchon frühzeitig ein Oratorium entſtanden ſein möge, das wie einer der drei Altäre der Kathedrale dem hl. Andreas gewidmet war, und das ſpäter zur nun demolirten St. Andreaskirche erwuchs; und endlich, daß die Benennung der Kirchgaſſe vielleicht nicht von der ſpätern Liebfrauen- (Pfarr-, Franziskaner-) Kirche ſtamme, ſondern aus jener älteſten Zeit, in welcher die Kathedrale St. Peter

Kirche autonomaſtiſch oder allein daſtand. Man ſieht aus ihrer beim ſpätern Baue des Frauenkloſters reſpectirten öſtlichen Flucht, daß ſie in gerader Richtung zu dem äußerſten Vorhofe der Kathedrale St. Peter geführt habe.

2. Die erſten chriſtlichen Elemente des Bisthums.

Das erſte chriſtliche Samenkorn, das die liebevoll waltende Vorſehung vom linken Rheinufer an das rechte der Donau herübertrug, war eine königliche Jungfrau, vielem Anſcheine nach eine Tochter des auſtraſiſchen Königs Theodorich I., Regintrud mit Namen, welche ſich Herzog Theodo von Baioarien zur Gemahlin auserkor. Sie wurde im heiligſten Sinne des Wortes Landesmutter der Baioarier, denn durch ſie wurde nicht nur die herzogliche Familie, ſondern das ganze Volk ihres neuen Vaterlandes Chriſto dem Herrn wiedergeboren. Auf ihr Zureden berief ihr herzoglicher Gemahl den hl. Rupert von Worms zu ſich nach Regensburg, um ſich und alle die Seinigen in der Lehre des Heiles unterrichten zu laſſen, deren oberſte Grundſätze er ſchon von ſeiner frommen Gemahlin vernommen hatte, und darum berichtet die Vita primigenia, daß der hl. Rupert ſchon bald nach ſeiner Ankunft in Regensburg (non multo post) in der glücklichen Lage war, „den Herzog und Viele jenes Volkes, Adelige und Nichtadelige, nachdem er ſie zu chriſtlichem Wandel angehalten und im katholiſchen Glauben unterwieſen hatte, zu taufen und zu firmen.“ Nach dem klaren Wortlaute dieſes Berichtes werden wir annehmen müſſen, daß der hl. Rupert die herzogliche Familie, die hochadelige Gefolgſchaft des Hofes, die geſammte Dienerſchaft desſelben und überhaupt eine große Anzahl (multos), vornemlich der herzoglichen Reſidenzſtadt Regensburg, dem Chriſtenthume gewonnen habe. Dieß war das erſte chriſtliche Element Baioariens und ſelbſtverſtändlich ein für die Chriſtianiſirung der ganzen Nation höchſt fruchtbares.

Der hl. Rupert fand aber bei dem Beginne ſeines Apoſtolates in Baioarien auch noch ein anderes, obgleich ſehr verblaßtes, dennoch chriſtliches Element vor, das ſporadiſch im ganzen Lande, beſonders in den weſtlichern Theilen zerſtreut war, nämlich jene Romanen, welche durch rechtzeitige Flucht in Wälder und Gebirge ihr Leben aus der Römerzeit in die germaniſche aus den Stürmen der Barbarenzüge herübergerettet hatten und wohl zum größern Theile aus den Wildniſſen, und zum kleinern wohl auch aus weiten Fernen wieder zu den Schutt- und Brandſtätten ihrer frühern Heimat zurückgekehrt waren. Die Anzahl dieſer Romanen iſt viel bedeutender, als man gewöhnlich vorgibt. Ich habe anderswo[1]) aus der Erſtlingsdotation des Salzburger Stuhles und größtentheils in unmittelbarer Nähe desſelben 324 Gehöfte romaniſcher Provinzialen nachgewieſen. Selbſtverſtändlich ſind dieſe 324 romaniſchen Gehöfte nur ein Theil jener altrömiſchen Anſiedelungen, die in baioariſcher Zeit neuerdings auflebten, denn ſie ſind ja nur

[1]) Eccl. Petena S. 4. 5. des Sonderabdruckes.

die zur Dotation verwendeten, und eine anſehnliche Anzahl Ortsnamen zwiſchen Lech und Enns, der Donau und den Hochalpen gibt noch heutigen Tages von der Nationalität ihrer urſprünglich romaniſchen Colonen Zeugniß. Als ſolche gelten in der Regel die aus Wahl — Walch — Wal und Ramer — Rames zuſammengeſetzten. Man darf jedoch nicht alle derartige Ortsnamen hieher beziehen, beſonders wenn, wie dieß bei vielen der Fall iſt, ihre urkundlichen Formen nicht mehr bekannt ſind, denn dieſe weiſen bei einzelnen eine andere Etymologie nach, z. B. für Ramering bei Haag in Bayern Reginmaringa, und für Wallern im öſterr. Traunviertl Waldarun; im Allgemeinen wird aber immerhin die vorwiegende Mehrheit auf Valha und Ramara zurückzuführen ſein. Wo ähnlich lautende Ortsnamen dichter neben einander vorkommen, fällt ein vernünftiger Zweifel über ihre genuine Abſtammung ohnehin von ſelbſt weg, z. B. bei jenen mehrmal wiederkehrenden Walchen und Traunwalchen an der bayeriſchen Traun, und bei einem vorzugsweiſe von Walchen bewohnten Gaue Wallgau und dem Walchenſee. Ferner iſt nicht zu überſehen, daß jene zahlreichen Ortſchaften, welche von den baioariſchen Nachbarn nach ihren Bewohnern als Fremden (Valha) oder Römern (Ramara) mit Walch oder Ramer zubenannt wurden, keineswegs die einzigen ſeien, die auf römiſche Siedlungen zurückweiſen; denn es iſt unbeſtreitbar, daß der nun ſchon vierzehn Jahrhunderte dauernde Germaniſirungsproceß, auch abgeſehen von den eben beſprochenen Ortsnamen, dennoch weder in der Topologie noch in Etymologie und Volksſitte gründlich mit den altrömiſchen Elementen aufgeräumt habe. Wie bekannt iſt, hat es eine Zeit gegeben, in welcher man ſprachlich alles und jedes auf Etwas, von dem man ſelbſt nur einen nebelhaften Begriff hatte, ich will ſagen auf das keltiſche Idiom zurückzuführen bemüht war. Dagegen trat nun ſeit etlichen dreißig Jahren ein allerdings ſtreng wiſſenſchaftlich vorgehender, aber doch wohl zu aprioriſtiſcher Germanismus als Reaction ein. Trotzdem gibt es eine nicht zu verachtende Anzahl von Ortsnamen, beſonders in anerkannt altrömiſchen Gegenden, die auch den geiſtreichſten germaniſtiſchen Beſtrebungen einen hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzen, z. B. Plain, Parz, Loig, Gamp, Riff, Anif, Ledern, Vigaun u. ſ. w. Ueberdieß ſteht feſt, daß in Gegenden, die urkundlich erweisbar am dichteſten von Romanen bewohnt waren, alle Ortsnamen mit römiſchem Anklange gänzlich oder bis auf unſcheinbare Reſte verſchwunden ſind, ſo z. B. findet ſich im fruchtbaren Salzachthale um Titmanning nur noch das einzige Walmanning, das mit einiger Sicherheit von Valha abgeleitet werden kann. Im alten Walhagau haben gründliche Ethnographen in der Volksſitte noch manches römiſche Element entdeckt, ebenſo theilweiſe im ehemaligen Fürſtenthume Berchtesgaden. Das in das baioariſche Rechtsverfahren, namentlich in die Förmlichkeiten des Zeugenbeweiſes übergegangene klaſſiſche »porrigo auriculam«, die Veſtlgrube auf jedem Herde, das Citronenopfer bei Hochzeiten im dermal bayeriſchen ehemaligen ſalzburgiſchen Antheile und weitverzweigte abergläubiſche Uebungen im

ganzen altbaioariſchen Lande können ihren römiſchen Urſprung durchaus nicht verleugnen. Faßt man all dieß zuſammen, ſo wird man einſehen, daß im VI. Jahrhundert allenthalben im Lande und keineswegs ſparſam noch viel römiſches Volkselement zerſtreut geweſen ſei. Auf dieſes noch vorhandene Element mußte aber der hl. Rupert ſein vorzügliches Augenmerk richten, war es ja doch von der Vorſehung dazu erhalten worden und beſtimmt, im Bekehrungswerke der baioariſchen Heiden ein wirkſames Ferment abzugeben.

Wie wir bereits geſehen haben, trat der hl. Rupert ſeine erſte apoſtoliſche Reiſe auf der Donau abwärts an, als er in der Hauptſtadt Regensburg die erſte chriſtliche Gemeinde gegründet hatte, deren hervorragende Mitglieder die herzogliche Familie und Gefolge und Dienerſchaft derſelben waren. Dieſe erſte Reiſe hatte einen vierfachen Zweck: er wollte die Reliquien des hl. Biſchofes und Martyrers Maximilian, ſeines Vorgängers im Apoſtolate während der Römerzeit, erwerben, um ſein eigenes daran zu knüpfen; er ging fort, um ſich einen geeigneten Ort zur Errichtung des landesbiſchöflichen Stuhles zu ſuchen; er ſchiffte ſich ein, um vorerſt an den Ufern des gewerbreichen Hauptſtromes des Landes und dann an der kaum weniger belebten Conſularſtraße von Lauriacum nach Auguſta die zerſtreuten Schäflein der altrömiſchen Kirche wieder zuſammenzuleſen; und endlich nahm er wie ein kluger Feldherr eine ausgedehnte Recognoscirung auf dem ungeheuern Territorium vor, welches Chriſto zu unterjochen er als ſeinen hehren Beruf erkannte. Da ich den erſten und zweiten der Zwecke, die ſich der Landesapoſtel vorgeſteckt hatte, bereits beſprochen habe, ſo habe ich mich nur mehr mit den zwei letztern zu befaſſen. Vorerſt wird ſoviel ſicher ſein, daß wenigſtens an den obern Donauufern bereits wieder mehrere Romanen ſeßhaft waren. Ohngefähr von Künzen (Castra quintana) an waren beſonders die Städtebewohner allerdings ſchon unter der Führung des hl. Severin erſt nach Lorch und dann nach Fabiana (Mautern) abgewandert, und ganz nahe an der Donau findet ſich auch vom Dorfe Wallerdorf, in der Pfarrei Künzen, bis Walling bei St. Florian keine Ortſchaft mehr, die man ſchon aus ihrem Namen als romaniſche Siedelung erkennen könnte; dagegen ſind die aus Wahl — Rames — zuſammengeſetzten Ortsnamen im Binnenlande ziemlich reichlich vertreten, und zwar ſchon im nächſten Hinterlande beider Donauufer, aber tiefer im Lande nur auf dem rechten. Lenkt ſchon jenes Walling (Walheling) nahe bei Lorch, von wo doch gewiß alle Romanen mit dem hl. Severin nach Fabiana abgezogen waren, auf die Vermuthung, daß nach dem Eintreten des Friedens in unſern Ländern mehrere Rückwanderungen ſogar aus dem von den Langobarden hartbedrängten Italien ſtattgefunden haben mögen, ſo ſcheint dieß durch ähnliche Ortsnamen im Landſtriche zunächſt dem linken Donauufer eine Beſtätigung zu erhalten. Später zurückgekommene Romanen fanden nämlich ihr ehemaliges Eigenthum ſchon im fremden d. h. baioariſchen Beſitze, und erhielten nahe gelegene Ländereien angewieſen.

Daß der hl. Rupert auf ſeiner Donaureiſe vielfältig an's Land geſtiegen

ſei, deutet die Vita primigenia mit den Worten „allenthalben Samen des Lebens ausſtreuend“ deutlich genug an. Leider läßt ſie uns über die Oertlichkeiten ſeiner Landungen vollſtändig im Dunkel. Ob auch Ruprechtshofen unter Mauthauſen mit einer ſolchen Landung in Verbindung gebracht werden dürfe, wie die dortige meines Dafürhaltens kaum ſehr alte Volksſage will, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen. Am meiſten bedaure ich, daß es mir nicht gelungen iſt, in den Documenten des Alterthums irgend einen Wink darüber zu entdecken, in welchem Zuſtande der hl. Rupert Paſſau gefunden habe. Faſt ſcheint es, daß es damals noch im Schutte lag, obwohl andrerſeits ſeine für die Schifffahrt und den Handel höchſt günſtige Lage, ſowie die mir aus Gründen ſehr ehrwürdige Ueberlieferung, daß jenes Klöſterlein, welches der hl. Severin in der Innſtadt erbaut hatte, ſeine wenn auch noch ſo ärmliche Exiſtenz in den Stürmen der Völkerwanderung gerettet habe, oder richtiger, daß es bald danach wieder auflebte, kräftig für das Gegentheil ſprechen. Wir werden ſpäter ſehen, daß Paſſau durch die Miſſionsthätigkeit des hl. Rupert wieder erhoben worden ſein dürfte. — In Lorch ſcheint der hl. Rupert ſchon auf ſeiner Thalfahrt zugeſprochen zu haben, und als er von Cilli in's alte Ufernoricum zurückgekehrt war, hielt er ſich vielleicht einige Wochen lang dort auf. Lorch hatte damals ſchon wieder eine etwas zahlreichere Bevölkerung, ſei es, daß Romanen des tiefern Binnenlandes wegen der vortheilhaften Lage zwiſchen Donau und Enns ſich dort neuerdings niedergelaſſen, ſei es, daß manche aus Italien dahin zurückgewandert waren. Die günſtige Lage war jedoch gewiß nicht die einzige Urſache ſchon frühzeitiger Wiederbevölkerung, vielleicht nicht einmal die wirkſamere: ich bin nämlich ſehr geneigt, das Wiederaufleben Lorchs in erſter Reihe ſeinem Heiligthume im nahen Puche, dem Grabe des hl. Martyrs Florian zuzuſchreiben. Die ſoeben gemachten Aufſtellungen, daß der hl. Rupert ſich vielleicht einige Wochen lang in Lorch aufgehalten habe, und daß dieſer Ort damals ſchon wieder eine etwas zahlreichere Bevölkerung gehabt habe, ergeben ſich aus dem Wortlaute der Vita primigenia: „Auf der Rückkehr (von der niederpannoniſchen Grenze, d. h. von Cilli) kam er zur Stadt Lorch, heilte dort viele an verſchiedenen Gebreſten darniederliegende Kranke durch Gebet und die Kraft des Herrn und einverleibte dort mehrere dem wahren Glauben“ (nach Cod. B.). In dieſer bündigen Notiz liegen mehrere ſehr bedeutſame Winke. Vorerſt wird Lorch, das vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert (gegen 480) von den Germanen gründlich zerſtört worden war, ſchon wieder Stadt genannt, und mußte, da es viele an verſchiedenen Krankheiten Darniederliegende zählte, ſchon wieder eine bedeutendere Einwohnerzahl erlangt haben. Aus der Schlußphraſe, daß er daſelbſt Mehrere dem wahren Glauben einverleibt habe, geht unbeſtreitbar hervor, daß er ſich längere Zeit dort aufgehalten habe, denn die Bekehrung mehrerer Heiden — und von ſolchen, nämlich baioariſchen Einwohnern, wird die Rede ſein — iſt nicht die Arbeit von heute auf morgen. Sein längerer Aufenthalt in L

iſt aber auch nur natürlich; ſchon der chriſtlich-klaſſiſche Boden der alten Biſchofsſtadt mußte ihn anziehen, er war durch lange Anweſenheit des Apoſtels der römiſchen Zeit, den hl. Biſchof und Martyr Maximilian, ſowie des Schutzengels der Ufernoriker, den hl. Abt Severin geheiligt; — überdieß benetzt mit dem Blute jener Vierzig, die gleichzeitig mit ihrem Führer Florian für ihren Glauben ſterbend Zeugniß gegeben hatten. Zog ihn dieſer Boden an, ſo mußte ihn das Grab des hl. Florian im nahen Puoch (Puch) feſſeln, und darum erweiterte ſich der Umkreis dieſes ehrwürdigen Grabes ſchon beim erſten Wiederbetreten des nun baioariſchen Grenzlandes durch St. Rupert's Eifer und Mühe ſofort zu einer nicht unanſehnlichen Erſtlings-Chriſtengemeinde.

Bezüglich der Weiterreiſe des hl. Rupert erfahren wir aus der Vita primigenia im Allgemeinen nur deren weſtliche Richtung, aus dem Congestum und den Breves Notitiae aber auch die apoſtoliſchen Aufenthalte des Heiligen, weil ſie die Schenkungen enthalten, womit Herzog Theodo ſchon bald darnach ſeine geiſtlichen Wohlthaten im Traun- und Attergaue remunerirte. Nach Angabe beider Documente beſtand dieſe Remuneration in 10 Gehöften zu Pahman (Bachmanning bei Lambach) im Traunſeegau und 5 weitern Romaniskerhöfen an der Böckla im Attergaue, mithin Walchen bei Böcklamarkt. Man ſieht, daß der Heilige auch auf dieſer Reiſe vorzugsweiſe die Romanen aufgeſucht habe, ſowie daß er auf der alten Conſularſtraße fortgewandert ſei. Im weitern Verfolge derſelben Straße mußte er nach Straßwalchen gelangen. Wie dieſer Ort von den an der Conſularſtraße und deren Abzweigung durch das Mattigthal wohnenden Römern den Namen hatte, ſo heißt eine kleinere Ortſchaft ¼ Stunde gegen Norden an der eben erwähnten Zweigſtraße heute noch Latein. Etwa eine Meile weſtlicher mag unſer apoſtoliſcher Pilger die zahlreichere Romanenſiedlung am Weſtgeſtade des Wallerſee's erfragt haben und ſcheint zu Schiff an das vereinſamte Nordgeſtade, nahe bei Seewalchen, gekommen zu ſein; dort ließ er ſich nach wohl monatlanger Wanderung nieder und baute vorerſt für ſich und ſeine Begleiter die Zelle zwiſchen Weng und Seeburg, die noch heute den urſprünglichen Namen trägt. Dieſe erſte Niederlaſſung kann im Herbſte 536 oder 537 erfolgt ſein. Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß der hl. Rupert länger als einen Winter in Zell geblieben ſei: er war ja auf der Reiſe, um einen paſſenden Ort für den noch zu errichtenden Stuhl des baioariſchen Nationalbisthums zu ſuchen, wozu das einödige Zell gänzlich ungeeignet war. In dieſer Hinſicht hatte die größere Römerſiedlung Seewalchen am Nordweſtgeſtade mehr für ſich, und wohl noch mehr eine wie es ſcheint ſchon damals ziemlich bevölkerte Walchencolonie am Ausfluſſe der Fiſchach aus dem Wallerſee, deren Name hoher Wahrſcheinlichkeit nach Bidina oder ein ganz ähnlicher geweſen iſt [1]): das heutige Seekirchen. — Es iſt nicht zu bezweifeln, daß der hl. Rupert mit dem erſten

[1]) Vgl. Eccl. Petena. S. 92 ff.

Frühlinge den Bau ſeiner St. Peters-Kathedrale zu Seekirchen begonnen habe, und wer die Solidität der fertig gewordenen Krypta, die aber immerhin auch als ſelbſtſtändige Kirche gelten könnte, aufmerkſam betrachtet hat, wird mit mir darüber einig ſein, daß der hl. Rupert bei ſeinen beſchränkten Arbeitskräften mindeſtens 2—3 Jahre zur Vollendung derſelben verwenden mußte. Wie ſehr ihn auch die Bauführung der Kirche und eines anſtoßenden Kloſters in Anſpruch genommen haben mag, ſo ſteht doch ſicherlich feſt, daß ihm die apoſtoliſche Thätigkeit auch während derſelben Hauptſache geblieben ſei. In welcher Richtung entfaltete er nun dieſelbe? Wie es ſcheint, weniger nach Weſten, wo ein großer Wald an der Fiſchach ohnehin keine dichtere Landbevölkerung vermuthen läßt; mithin vor Allem auf die nächſte Umgebung, und, füge ich bei, auf die ohnehin ſchon chriſtlichen Romanen, die er auf ſeiner Herreiſe beſucht hatte, um ihren Glauben wieder zu beleben. Wir werden ſpäter ſehen, daß er allem Anſcheine nach die Seelſorge der Chriſten in und um Lorch einer am Grabe des hl. Florian ſchon beſtehenden oder von ihm eingeführten kleinen Mönchsgenoſſenſchaft übertragen habe; aber die Seelſorge der Romanen im obern Traun- und Attergaue, ſowie die möglichſte Mehrung jener Anfänge chriſtlicher Gemeinden durch Bekehrung der ihnen benachbarten Baioarier waren ſicher Gegenſtand ſeines, eigenen apoſtoliſchen Eifers. Was vorerſt die nächſte Umgebung betrifft, ſo ſcheinen die Breves Notitiae [1]) eine Nachricht zu enthalten, daß der hl. Rupert während des Kirchenbaues die Einwohner des nahen Baierham — offenbarer Gegenſatz der Baioarier zu den Walchen — zum Glauben bekehrt habe; denn als der Bau der Kirche vollendet war, dotirte ſie Theodo „mit dem Orte ſelbſt und der umliegenden Nachbarſchaft, mit Waſſer, Waſſerläufen, Wäldern, Wieſen, Weiden, Mühlen, Fiſchereien, dem Herrenhofe, der Geſindewohnung (curtem et casam) und übrigen Gebäuden, ſeßhaften Leibeigenen (servos manenses) in vier Colonien, und ſeßhaften Zinspflichtigen (tributales manenses) in zehn Colonien.“ Damit iſt Seekirchen und deſſen nächſte Umgebung in ſehr intereſſanter Detaillirung angegeben. Vorerſt ſieht man, daß die zinspflichtige romaniſche Bevölkerung in 10 Colonien in überwiegender Mehrheit iſt. Ihr gegenüber ſteht die leibeigene baioariſche in vier Colonien. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß damit Baierham (um das Jahr 1000 Peirheim) gemeint ſei. Die aus zerſtreuten 11 Häuſern beſtehende Ortſchaft nimmt ein Areal von $^1/_{22}$ □ Meile ein, hat 3 Handwerker und 8 Bauernlehen; da es ſich aber hier nicht um romaniſche Manſen zu beiläufig 20 Tagwerken Ackergrund handelt (Wald und Wieſen waren ungetheilt), ſondern um baioariſche Huben zu 40—50 Tagwerken, ſo liegt die Annahme ſehr nahe, daß die dermal den romaniſchen an Areal gleichſtehenden Lehen damals nur 4 geweſen ſeien, d. h. die im Documente angegebene Anzahl Colonien. Die Mühlen ſind jene zwiſchen Zell und Seeburg und dann die andern an der Fiſchach; der Herrenhof

[1]) Juv. Anh. p. 31.

mit Geſindewohnung und Oekonomiegebäuden charakteriſirt ſich ſelbſt als Seeburg, römiſcher Anlage, und mittelalterlicher Sitz der oft vorkommenden Miniſterialen von Seekirchen. Die zur urſprünglichen Dotation in Verwendung gekommenen theils altchriſtlichen, theils neubekehrten Umwohner ſtellen im mittlern Durchſchnitte immerhin eine achtenswerthe Urgemeinde von beiläufig 200—300 Seelen vor. Ich habe bei der Wiege jener Metropolitankirche, die einige Jahrhunderte ſpäter vom Lech bis zum Platenſee und vom Fichtelgebirge bis zu den Drau-Quellen reichte, abſichtlich etwas länger verweilt.

Warum und wann der hl. Rupert ſeinen zu Seekirchen errichteten Biſchofsſtuhl nach Juvavum übertrug, habe ich oben zu begründen geſucht. Auch die kirchliche Einrichtung des Biſchofsſitzes ſelbſt habe ich auseinandergeſetzt; ich habe daher vorläufig nur mehr die übrigen, erſten chriſtlichen Elemente der juvaviſchen Urdiöceſe zu erforſchen, um den Beſtand derſelben zur Zeit, als Herzog Theodo ſtarb, darſtellen zu können, oder mit andern Worten, ſoweit ihn der hl. Rupert mit ſeinen urſprünglichen Begleitern geſchaffen hatte, ehe er nach Worms reiste, um ſich ausgiebigere Miſſionskräfte von dorther zu holen und mit ihrer Hilfe das Miſſionswerk im Großen zu beginnen. Wie karg nun auch die urkundlichen Aufſchlüſſe, die uns aus jener älteſten Zeit in dieſer Beziehung erhalten ſind, auf den erſten Anblick erſcheinen mögen, ſo geben ſie uns doch Anhaltspunkte genug an die Hand, um fraglichen Beſtand nicht nur beiläufig, ſondern ſogar ziemlich genau zu conſtatiren. Wie wir bereits geſehen haben, entwirft uns die Vita primigenia die Reiſeroute des hl. Rupert, ſoweit ſie innerhalb der Landesgrenzen liegt, mit den zwei markirten Linien: von Regensburg auf und an der Donau bis Lorch, und ſpäter von Lorch auf und an der Conſularſtraße nach Juvavum. Hält man damit die primitivſten Schenkungen der Herzoge Theodo und Theodebert zuſammen, ſo erweitern ſich jene zwei an und für ſich ſchmalen Linien ſchon ſtreckenweiſe zu breitern Landſtrichen, und wenn man auch das, was Breves Notitiae und Congestum durch ihr Stillſchweigen verrathen, in Anſchlag bringt, ſo bildet ſich daraus ein ziemlich treuer Entwurf zur Urdiöceſankarte. Den Kern der Urdiöceſe macht ſelbſtverſtändlich der ſtändig gewordene Biſchofsſitz Juvavum mit jenem urſprünglichen Gebiete von 2—3 Meilen in Länge und Breite aus, welches Herzog Theodo ſammt dem Orte Juvavum dem nun feſten Stuhle des Landesbisthums zu Eigen ſchenkte. Hieran ſchließen ſich als Theodoniſche Schenkungen an: gegen Süden ein großer Wald bei Kuchl mit drei Colonien, Wieſen und Weiden und zwei Alpen zur Sommerweide, Gauzo (Gaißau hinter dem Gaisberge) und Laduso (kaum Lidaun bei Ebenau, ſondern wohl Laduſen inner Schellenberg) und dann die Sporade, auf welcher bei Theodo's Tod die Maximilianszelle im Baue begriffen war. Gegen Weſten Reichenhall und deſſen Thalkeſſel, außer demſelben Piding, theils geſchenkt, theils gekauft, mit Waldung, Wieſen und Bergen. Gegen Oſten Seekirchen und deſſen Umgegend, und weiter hinab Walchen bei Vöcklamarkt und Pachmanning,

überdies 80 Romanen in verſchiedenen Orten. Alle dieſe Schenkungen erweiterte aber Herzog Theodebert ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte ſehr bedeutend und nach allen Richtungen, indem er theils das Kathedralſtift, theils deſſen älteſte Attribute, die Maximilianszelle und das Frauenſtift auf dem Nonnberge, reichlich dotirte. Außerdem, daß er die Schenkungen ſeines Vaters beſtätigte, fügte er allenthalben umfangsreiche neue hinzu; ſo, um obige Ordnung einzuhalten, dotirte er die Maximilianszelle mit 9 Quadratmeilen Grundbeſitz und vermehrte die drei Colonien zu Kuchl um das Doppelte für Nonnberg. Gegen Weſten ſchenkte er zu letztgenanntem Frauenſtifte die ganze Umgegend von Einhöring, 40 Höfe um Waging, 14 zu Kammer, 80 um Traunwalchen und bei Obing im alten Sundergau, 20 zum Kathedralkloſter. Gegen Norden gab er zu Nonnberg 6 Höfe zu Fiſchach unter Bergheim und 60 um Titmanning; zum Kathedralſtift aber 24 zu Titmanning über Tyrlaching (Torleheim) hinaus, das damals ſchon eine Kirche hatte, und im Iſengaue Ehartting, Tußling und Teiſing. Gegen Oſten 9 Höfe zu Eugendorf (Iupindorf) und einen bedeutenden Wald an der Fiſchach zum Kathedralkloſter; zu Thalgau die inzwiſchen erbaute Kirche und Wieſen, dann den dritten Theil der Fiſchweide auf dem Aber- und Manſee, endlich 20 Höfe am Traunſee und 113 Romanengehöfte in verſchiedenen Orten zum Stift Nonnberg. Wollte man gegen die theodebertiſchen Schenkungen einwenden, daß ſie für die Ausdehnung der Urdiöceſe zur Zeit, als Herzog Theodo ſtarb, nicht beweiſend ſeien, ſo müßte ich dieſe Auffaſſung als irrig bezeichnen, weil Theodebert's Schenkungen Remuneration für vorhergegangene apoſtoliſche Arbeiten waren, die er zudem ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte machte, was daraus am unbeſtreitbarſten hervorgeht, daß ein großer Theil der aufgezählten Iteme zur Dotation der Maximilianszelle und des Frauenkloſters auf dem Nonnberge gehörte. Nur bezüglich der Schenkungen im Sunder- und Iſengaue kann zugegeben werden, daß ſie vielleicht in die letzten Regierungsjahre Theodebert's fallen, was bei der Umſchreibung der Urdiöceſe bei Theodebert's Ableben auch berückſichtigt werden ſoll.

Wie oben angedeutet worden, läßt ſich auch bezüglich des wirklichen Beſtandes der Urdiöceſe zur Zeit, als Herzog Theodo ſtarb, Manches aus dem erſchließen, was Breves Notitiae und Congestum, als nicht zu ihrem Zwecke gehörig, mit Stillſchweigen übergehen. Einmal muß es bei der großen Munifizenz der Herzoge Theodo und Theodebert auffallen, daß ſie bei Regensburg nur zwei Joch Weinberge in Kruckenberg zum Kathedralkloſter St. Peter in Salzburg ſchenken, um Lorch gar nichts, und ebenſo wenig etwas bei Altötting, wenn man bezüglich des letztern Tüßling und Teiſing außer Anſatz läßt. Die ehrwürdige Ueberlieferung, daß die Gnadenkapelle zu Altötting vom hl. Rupert gebaut worden ſei, iſt bis heute durch nichts auch nur halbwegs Stichhaltiges entkräftet worden und hat ſomit ihre ungeſchmälerte Präſumtion für ſich. Ueberdieß ſagen die zwei genannten Documente kein Wort über die oftmaligen Reiſen des hl. Ru-

pert zum herzoglichen Hoflager nach Regensburg und von dort zurück nach Salzburg. Daß der Verkehr zwiſchen dem Landesapoſtel und dem Landesherrn ein ſehr lebhafter geweſen ſein müſſe, bedarf ebenſowenig einer Auseinanderſetzung als die Thatſache, die bei der Donaureiſe des Heiligen ausdrücklich hervorgehoben wird, daß die Reiſen desſelben durchgängig apoſtoliſche geweſen ſeien. Wenn die Annahme nicht ſo nahe gelegt wäre, daß Altötting als Hauptmalſtätte Baioariens ſofort nach der Bekehrung des Herzogs, ſeiner Familie, ſeines Hofſtaates u. ſ. w. geheiligt und mit dem Gnadenbilde der Patrona Baioariae beſchenkt worden ſei, ſo müßte man vorausſetzen, daß dieß auf der erſten Reiſe des hl. Rupert von Salzburg nach Regensburg ſtattgefunden habe. Altötting blieb aber auch darnach und Jahrhunderte hindurch Hauptmalſtätte[1]) Baioariens, nur mit dem Unterſchiede, daß es fortan nicht mehr Hauptcultusſtätte des heidniſchen, ſondern des chriſtlichen Volkes war. Und dieß iſt, wie ich in meiner Ecclesia Petena dargelegt habe, wohl ſicherlich der natürlichſte Entſtehungsgrund der dortigen, weltberühmten Marienwallfahrt. Es iſt, denke ich, kaum ein vernünftiger Zweifel darüber zuläſſig, daß der hl. Rupert bei dieſer wichtigen chriſtlich gewordenen Cultusſtätte für Beſorgung des Gottesdienſtes und der Weiterverbreitung des Chriſtenthums eine kleinere Mönchsgenoſſenſchaft eingeſetzt habe, und ich kann das Benedictinerkloſter, welches König Karlmann um das Jahr 876 dort ſtiftete, für nichts anderes halten, als eine kräftigere Entfaltung, oder richtiger eine Wiederbelebung der urſprünglichen, anſehnlicheren Mönchszelle. In Bezug auf die primitive Dotation ſcheint beſagte Zelle mit der Alten Kapelle zu Regensburg (beziehentlich dem Kloſter Weltenburg) und dem Klöſterlein am Grabe des hl. Florian auf das Kathedralſtift zu Juvavum dieſelbe negative Rückwirkung geübt zu haben; ſie waren auswärtige Attribute des Kathedralſtiftes, denen zur Dotation jene Güter zugewendet wurden, welche ſonſt dem Kathedralſtifte ſelbſt zugefloſſen wären. Dieß erklärt meines Erachtens den Mangel an Schenkungen zur Mutterkirche in Juvavum bei Regensburg, Lorch und unmittelbar bei Altötting in natürlicher Weiſe und vollſtändig.

Altötting war ſicherlich die erſte chriſtliche Oaſe im Iſengaue und jenſeits des großen Waldgebietes, das vom Zuſammenfluſſe des Inns und der Salzach ſich bis Waſſerburg hinauf erſtreckte, ſpäter die Grenzſcheide zwiſchen Chiemgau und innern Iſengau bildete, und von welchem die in ältern Urkunden vorkommenden Silva Merina, Forestum Haid und Hesilinstudach (Merenwald, Haid- und Heſelwald) nur mehr anſehnliche Reſte waren. Auch in der Sprache des Volkes und der Aemter heißt jene Gegend heute noch autonomaſtiſch der Wald; der früher etwas berüchtigte Burghauſer Wald dürfte allgemein bekannt ſein. Altötting war aber auch eben ſo ſicher ein Focus, von welchem aus das Licht des Glaubens nicht nur über den öſtlichen

[1]) Vgl. Eccl. Petena S. 99. 100.

Theil des innern und äußern Iſengaues, ſondern auch weit über den Inn hinüber in den Rott- und Kinzing-Gau ausſtrahlte. In nachhaltiger Weiſe geſchah dieß jedoch wohl erſt, als das Bekehrungswerk im Großen ausgeführt wurde, weßwegen ich geeigneten Orts darauf zurückkommen werde.

Zur Zeit als der hl. Rupert nur mit ſeinen wenigen primitiven Begleitern wirkte, kann man über Altötting hinaus gegen Norden nur einige kleinere chriſtliche Oaſen an den Hauptſtraßen annehmen, die er auf jenen öftern Reiſen, welche er zum herzoglichen Hoflager nach Regensburg unternahm, dem Chriſtenthume gewann. Leider geben die älteſten Documente über die Richtungen derſelben keinen Aufſchluß, aber mittelſt der älteſten Salbücher des Stiftes St. Peter läßt ſich wenigſtens auf eine Strecke der Conſularſtraße, welche Juvavum mit Radespona verband, vom Innübergange bei Neuötting (Durum) an, ein fragmentariſches Itinerarium des Heiligen herſtellen. Erwähnte Salbücher verzeichnen nämlich eine Anzahl ſtiftlicher Beſitzungen im Amte Ultra Enum, von denen beiläufig ein Drittel an der noch ziemlich wohlbekannten alten Römerſtraße von Neuötting über Eggenfelden, Dingolfing und in gerader Richtung nach Regensburg lag; ein weiteres Drittel derſelben läßt ſich an die Zweigſtraße über Landshut anreihen. Da ich auf dieſe urkundliche Topographie ohnehin noch des Nähern zurückkommen muß, ſo genügt es hier, die beiden Straßenarme angedeutet zu haben, wobei ich jedoch auch darauf aufmerkſam machen möchte, daß der hl. Rupert bei den erwähnten Reiſen wohl kaum immer eine und dieſelbe Richtung eingehalten haben dürfte, indem es in ſeinem Berufe lag, eine möglichſt ausgebreitete Kenntniß des Landes ſich anzueignen, und allenthalben Samen des Lebens auszuſäen.

3. Umfang der primitiven Urdiöceſe.

Nach dieſen Erörterungen will ich es verſuchen, den Beſtand der Urdiöceſe für den Zeitpunkt geographiſch zu fixiren, in welchem Herzog Theodo aus dem Leben ſchied, d. h. ohngefähr für das Jahr 542. Bis auf einzelne heidniſche Ueberbleibſel durch und durch chriſtianiſirt ſcheinen um ebengenanntes Jahr geweſen zu ſein: Juvavum und ſeine Umgegend, Regensburg und wieder ein kleiner Umkreis, Lorch und ſeine nächſte Umgebung, ebenſo Altötting und kleine Sporaden an der Conſularſtraße von Lorch nach Juvavum, ſowie an den Verbindungsſtraßen zwiſchen Juvavum und der Landeshauptſtadt, insbeſondere die von Romanen bewohnten; zu letztern gehören dann auch einzelne Orte an der obern Donau. Aus dieſen iſt Juvavum als Biſchofsſitz mit ſeiner Umgegend ſelbſtverſtändlich von größter Wichtigkeit, weil es der Grundſtein war, auf dem ſich nach und nach das ganze Bekehrungswerk aufbaute, der Mittelpunkt, von dem das Leben ausging und ſich in immer weitern, faſt concentriſchen Kreiſen verbreitete. Zur Wiederauffindung des Ganges, den die Heilslehre hiebei genommen, geben die in den Breves Notitiae und dem Congestum verzeichneten älteſten

Schenkungen, als Remunerationen für die Spendung der geiſtlichen Wohlthat der Evangeliumsverkündung, wenigſtens eine beiläufige Directive. Dieſe Schenkungen ſind aber jene des Herzogs Theodo und die ſeines Sohnes und Nachfolgers Theodebert ſogleich nach ſeinem Regierungsantritte. Halten wir ſie nun mit der kirchlichen Topographie zuſammen.

Die Urgemeinde war natürlich der Biſchofsſitz Juvavum mit dem vom Herzog Theodo geſchenkten Eigen von 2—3 Meilen im Umkreiſe. Seelſorgkirche der Urgemeinde war die biſchöfliche Kathedrale St. Peter, Baptiſterium die St. Michaelskirche, wie wir bereits früher geſehen haben. In der Umwohnerſchaft war das romaniſche Volkselement zahlreich vertreten, wofür außer den in den citirten zwei Documenten auch die in größerer Mehrheit als ſonſt irgendwo bis auf unſere Zeit erhaltenen kelto-römiſchen Ortsnamen Zeugniß geben, z. B. Juvavum ſelbſt, Monticulus (Muntigl), Caminata (Kemating bei Plain), Collis (Gols), Valaho-wics (im Congestum, d. h. Valaho-vicus, Wals), Campus (Feldkirchen), Anava (Aniſ, Lagerplatz?), Ripa (Riff), Vicus Mauritianus (Moritzen bei Weildorf), Fugina (Vigaun, die Flüchtlings-Colonie?), Cucullae (Kuchl), Nana (Nonn), Glasa (Glas), Marciaco (Morzg), Genicula (d. h. der Kniebeiß, Gnigl) u. ſ. w. Die nahen Gebirge boten ein ſicheres Aſyl zur Zeit der Germanen-Einfälle in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts, und nachdem der Sturm ausgetobt hatte, kehrte wohl die überwiegende Mehrzahl wieder zu den Schutthaufen der alten Heimat zurück; nur die kaum ſehr zahlreich geretteten Juvaver ſcheinen den Wiederaufbau ihrer Stadt für unmöglich gehalten und darum eine Ausnahme gemacht zu haben; die von der Flucht zurückgekehrten ſcheinen ſich im Walde an der Saale in ein Dorf (vicus) zuſammengethan zu haben, das die benachbarten Baioarier das Walchsdorf (Valaho-vicus) hießen. Immerhin muß dieſer Appellativname gegenüber den alten Subſtantivnamen Marciaco, Anava, Monticulus — auffallen. Ob Liefering von einem Juvaringa (Anwohner des Juvarus) mit euphoniſtiſchem l oder einem Lid-feringa (Lohnſchiffer?) abzuleiten ſei, wage ich nicht zu entſcheiden. Andererſeits iſt leicht begreiflich, daß auch die Baioarier in nicht geringer Anzahl von den lieblichen und fruchtbaren Gefilden um Juvavum Beſitz ergriffen und nicht etwa nur in geſonderten Colonien, ſondern auch inmitten der Romanen. Für das Eine und Andere ſcheinen ein Paar in den Breves Notitiae verzeichnete Schenkungen Zeugniß zu geben. Erſt Herzog Theodebert ſchenkte zum Kathedralſtift das Dorf Uzelinga (Itzling) und zum Frauenkloſter Nonnberg Glasa (Glas) und Marciaco (Morzg); von den zwei letztern iſt ausdrücklich geſagt, daß auch die zinspflichtigen Männer (viri tributales, alſo Romanen) mitgeſchenkt werden. Da alle drei Ortſchaften zunächſt bei der Stadt liegen und ſchon im theodoniſchen Umkreiſe von 2—3 Meilen begriffen waren: wie kommt es, daß erſt Theodebert darüber verfügt? Allem Anſcheine nach, weil Uzelinga, wie ſchon ſein Name verräth, eine vielleicht ausſchließlich baioariſche Colonie war, Glasa und Marciaco aber etwa zum größern

Theile, und ſie erſt dann zur Dotation verwendet wurden, als ihre langſamer bekehrten baioariſchen Einwohner dem Chriſtenthume gewonnen waren.

Zu den chriſtlichen Gemeinden, welche der hl. Rupert noch vor dem Beginne ſeiner ganz Baioarien umfaſſenden Miſſionsthätigkeit von Juvavum aus gründete, kann Petina oder Seekirchen nicht glattweg gezählt werden, denn ſie war die urſprüngliche biſchöfliche Gemeinde, das fruchtbare Samenkorn, aus dem ſich die eigentliche juvaviſche Kathedralgemeinde entfaltet hat. Ich ſtelle ſie aber wegen ihres ehrwürdigen Vorranges und aus dem Grunde allen von Juvavum aus gegründeten voraus, weil ſie nach der Uebertragung des Stuhles nach Juvavum dennoch zur Landgemeinde herabſank, ſich aber, wie leicht begreiflich iſt, einer beſondern Auszeichnung vor allen andern erfreute. Vierzehn Jahrhunderte und darüber iſt ſie als Mutterkirche geehrt, vor zwei Jahrhunderten hat ſie der Cardinal-Erzbiſchof Maximilian I. zur Collegiate erhoben, vor zwei Decennien hat der ſo ſegenreich regierende Fürſterzbiſchof Maximilian II. ihre altehrwürdige St. Peters-Krypta mit kunſtſinniger Munifizenz reſtaurirt, und die der Reorganiſation bedürftige Collegiate wird dem II. Maximilian ſicherlich noch zu innigerem Danke verpflichtet werden, als ihrem Gründer Maximilian I. — Zu den ſoeben erwähnten, der ehemaligen Kathedrale bewahrten Auszeichnungen gehört ohne Zweifel, daß ſie die Seelſorgkirche mit ausſchließlichem Baptiſterium für eine weite Umgegend blieb. Wie in einem großen Umkreiſe der Kathedrale Juvavum-Salzburg Jahrhunderte hindurch ſich kein von ihr geſondertes Baptiſterium erhob, ſo war dieß auch mit Seekirchen der Fall. Geſonderte Baptiſterien wurden in der Umgebung der Kathedralen in der Regel erſt mit der Einführung des Pfarrinſtituts, alſo im Uebergange in das XII. Jahrhundert mittelſt Einſetzung eigener Taufſteine errichtet, und es kann durchaus nicht beirren, daß z. B. die Kirche Aigen bei Salzburg dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ſei, denn ſie iſt jüngern Urſprungs und überdieß ein Ausbruch aus dem unmittelbaren Seelſorgſprengel der Metropolitankirche. Ebenſo beeinträchtigt die St. Johanns-Taufkirche jenſeits von Mattſee meine obige Aufſtellung nicht im Geringſten, denn ſie war früher nichts weiter als die Taufkapelle des taſſiloniſchen mehr oder minder exemten Benedictinerſtiftes Mattſee, und ſcheint überdieß auch als Taufkapelle aus jener Zeit zu ſtammen, als Mattſee als Dependenz von Altötting auf illegalem Wege an den Paſſauer Stuhl gediehen war[1]), mithin erſt um das Jahr 980. Wie an der erſten Kathedralkirche bedeutende Vorrechte haftend blieben, als der biſchöfliche Stuhl ſelbſt auf Juvavum übergegangen war, ſo bewahrte ſie auch noch eine Mönchsgenoſſenſchaft, welche dort der Seelſorge oblag. Ihr miſſionärer Wirkungskreis war gegen Norden, Oſten und Süden offen, wie wir bald ſehen werden. Daß die Mönchsgenoſſenſchaft an der Ecclesia Petena fortdauerte, geht auch daraus hervor, daß Seekirchen im Mittelalter zum Kloſter

[1]) Vgl. Dümmler, Pilgrim von Paſſau. S. 64. 65. und Anm. dazu 10. 11. 12.

St. Peter in Salzburg gehörte, welches ſchon frühzeitig Beſitzungen Rupertiniſcher Dotation dort erlangte, z. B. Peicheim[1]) wahrſcheinlich bald nach der Uebertragung des biſchöflichen Stuhles nach Salzburg und ſpäter „die St. Peterskirche am Wallerſee“ ſelbſt[2]), allem Anſcheine nach in der erſten Hälfte des VIII. Jahrhunderts bei Anlaß der Reorganiſation des Kathedralkloſters und der Einführung des Benedictiner-Ordens in dasſelbe; von da an lag die Beſetzung des Filialkloſters zu Seekirchen dem Mutterkloſter St. Peter in Salzburg ob.

Der Aufzählung des Congestums folgend[3]), nenne ich Reichenhall (ad Salinas quod dicitur Hal) als erſten abgeſonderten Seelſorgbezirk. Das Andenken an ſein altes Baptiſterium iſt heute noch in der dem hl. Johannes dem Täufer gewidmeten Spitalkirche bewahrt, ſeine erſte Seelſorgkirche war aber allem Anſcheine nach die Liebfrauenkirche zu Piding, welcher aber ſchon bald eine zweite, die Liebfrauenkirche in Großgmain (Muon) beigegeben wurde. Die Mönchszelle ſcheint der erſte Anfang des ſpäter errichteten Stiftes St. Zeno geweſen zu ſein; es iſt jedoch auch denkbar, daß die ſpäter erbaute St. Valentinskirche in der kleinen Mark (Marciola, Marzoll) auf einer früher dort beſtandenen Zelle Severiniſcher Mönche zurückdeute. Die dem Waſſerpatron, dem hl. Nikolaus, geweihte heutige Stadtpfarrkirche hatte in älterer Zeit wohl nur den untergeordneten Rang eines Oratoriums.

Wie das Evangelium unmittelbar von Juvavum aus über Felbkirchen (Campus), wo zahlreiche Romanen ſiedelten, an den Oſtabhängen des Högels gegen Weſten vordrang, ſo war dieß auch von Hall aus über Piding in dem Thale zwiſchen den Weſtabhängen des Högels um den Staufen der Fall. Dort finden wir als erſten vorgeſchobenen Poſten der Miſſionäre die Zelle am Zellberge oder Högelwerd, und als nächſte von Piding emanirte Seelſorgkirche wird dann die Liebfrauenkirche zu Anger anzuſehen ſein. Der in den Salzburger Documenten[4]) vorkommende Name »Ellanpurgo-chircha alio nomine Pfaffindorf«, der im Volksmunde zu Oelbergskirchen geworden iſt, ſcheint ſich auf einen Umbau der urſprünglich hölzernen Kirche in eine ſteinerne zu beziehen, welchen die hochadelige Ellanpurg am Anfange des zehnten Jahrhunderts geführt hat.

Am Nordabfalle des Högels im fruchtbaren Hügellande von Teiſendorf treffen ſich die am Oſt- und Weſtabhange des Högels vorgedrungenen Miſſionäre, und hier entſtand ein weiterer geſonderter Seelſorgbezirk, deſſen Baptiſterium die Kirche St. Johannes des Täufers zu Mehring war, die älteſte Seelſorgkirche aber wohl ſicherlich die St. Andreaskirche des heutigen Marktes Teiſendorf. Man ſieht auch hier wieder, daß der hl. Rupert und ſeine Mönchsmiſſionäre auf den alten Römerſtraßen vorwärts ſchritten; die am Oſtabhange des

[1]) Juvav. Anh. p. 289. — [2]) Ibid. — [3]) Juvav. Anh. p. 20. — [4]) Juvav. Anh. p. 289 u. 127.

Hügels hatten ſich an die genau bekannte Conſularſtraße gehalten, jene am weſtlichen an den kürzern Rennweg im Angerthale. Ebenſo ſcheinen ſie auch die älteſte Heerſtraße benützt zu haben, welche von Straß weg in gerader Richtung über den Hochrücken von Weildorf und Moritzen (Vicus mauritianus) durch die Waldreviere Schnaitt und Eſchen lief und bei Kaltenbach die Traun überſchritt. Nah an ihr finden wir abermals eine Zelle vorgeſchoben, nämlich jene bei der St. Margarethenkirche Egertach, von welcher aus das Miſſionswerk beſonders in weſtlicher Richtung über Kammer und Traunwalchen, deren Gefilde zahlreichere Romanen bebauten, ſicherlich aber auch in nördlicher um Waging betrieben wurde. Daß die Liebfrauenkirche zu Traunwalchen ſchon damals Seelſorgkirche wurde, iſt ſicher, während die Wahl zwiſchen Waging (S. Martini) und Taching (S. Petri) ſchwankt, indem Taching, obwohl Filiale, alte Plebeſanrechte für ſich hat. Daß Kammer (S. Johannis Baptistae) altes Baptiſterium geweſen, iſt nicht zu bezweifeln; die St. Johanneskirche zu Weißenkirchen auf einem weithin dominirenden Standpunkte und andere ſind zu dem Zwecke erbaut worden, den Sonnencultus zu verdrängen, wie ſchon früher bemerkt worden iſt. Ich bin zur Annahme geneigt, daß die ſüdlichere Gegend fortan noch am Baptiſterium zu Mehring theilgenommen habe, die nördlichere aber an jenem zu Brünning, von welchem bald die Rede ſein wird. Auch an die das erſte Mal für das Jahr 1048 documentirte Kirche St. Johannes des Täufers zu Petting iſt kaum zu denken, wenn von den urſprünglichſten Taufkirchen die Rede iſt; denn obgleich daran nicht zu zweifeln ſein wird, daß die Miſſionäre auch die Handelsſtraße begangen haben, die weſtlich von Petting über Waging, Altenmarkt und Obing nach Waſſerburg lief, ſo war Petting für eine urſprüngliche Taufkirche, obwohl hart am Ausfluſſe der Ache aus dem Tachenſee, doch zu ſehr an der Grenze culturfähigen Bodens gelegen, der dort erſt wieder in nordweſtlicher Richtung beginnt. Ueberhaupt ſcheint die St. Margarethenkirche zu Kirchberg in jenem Reviere die älteſte zu ſein.

An der Conſularſtraße des linken Salzachufers bildete ſich die erſte geſonderte Seelſorggemeinde, wie es ſcheint um Laufen; die dortige Liebfrauenkirche wird wohl die älteſte Seelſorgkirche der Gegend ſein, das erſte Baptiſterium aber Steinbrünning (nicht zu verwechſeln mit Brünning bei Palling). Wie ebengenanntes und manche andere hat auch Stein-Brünning ſeinen Namen vom Taufbrunnen. Für die ſüdlichere Gegend an der Sur mag Saldorf (S. Martini) nicht ſchon damals, aber doch ziemlich frühzeitig Seelſorgkirche geworden ſein; die Liebfrauen- und St. Peterskirche zu Salzburghofen waren wieder ſpäter entſtandene Oratorien der dortigen Curtis regia. Die dem Seelſorgbezirke entſprechende Zelle vermag ich nicht mit Sicherheit zu beſtimmen, Abtsdorf dürfte am meiſten für ſich haben.

In nördlicher Richtung nächſte Tauf- und Seelſorg-Kirche zugleich dürfte Anſchöring (Ansagaringa S. Michaelis) geweſen ſein. Möglich, daß das

erst spät documentirte Fridolfing (Fridawulfing) (B. M. V.) bald Seelsorgkirche geworden sei — es steht auf einem sehr fruchtbaren Boden —; aber die dortige St. Johannskirche, welche R. v. Koch-Sternfeld für eine der ältesten Taufkirchen hält, vermag ich als solche nicht anzuerkennen, sie steht auf einem Hügelrücken, ziemlich ferne vom Wasser.

Wieder an der Salzach abwärts ist Kirchheim (S. Georgii) als Seelsorgkirche des dort weiten Thales und westlichen Hügellandes unbezweifelt. Obgleich das im Mittelalter völlig umgestaltete Schloß Titmanning als Warte und Castell aus der Römerzeit stammt, so ist doch Kirchheim in baioarischer Zeit kirchlich älter. Das Baptisterium der weiten Umgebung ist Weilham (S. Joann. Bapt.) bei Törring. Das Baptisterium selbst, d. h. die Vorrichtung zur Immersionstaufe, stand ursprünglich wohl am Weiher unmittelbar unter Weilham am Wege nach Wiesmühl. Von besonderem Interesse ist die Mönchszelle, von welcher wie die Bekehrung oder Wiederbelebung des Christenthumes, so auch die erste seelsorgliche Pflege der hier herum dichter siedelnden Romanen ausgegangen ist; diese Zelle ist Münchham, eine Viertelstunde nördlich von Weilham. Die Zelle Münchham beherbergte von der Zeit an, als der hl. Rupert über größere seelsorgliche Kräfte zu verfügen hatte, ohne Zweifel mehrere Mönche, worauf auch schon ihr Name Municho-heim (Heimat der Mönche) hinweist. Nicht nur, daß ihre Mönche das weite Gebiet am linken Salzachufer und Kirchheim zu versehen hatten, es lag ihnen auch die Seelsorge im westlichen und nordwestlichen Landstriche gegen die Alz hin ob. Daß sie bevölkerter war als die gewöhnlichen Zellen, geht auch aus der großen Dotation des Stiftes St. Peter unmittelbar um Münchham hervor, wie selbe die ältesten Urbarien nachweisen. Von 19 Gütern der Umgegend wurden die Zehenten dahin gereicht, 18 Güter standen im Colonatsverhältnisse zu besagtem Stifte. Der unmittelbare Grundbesitz der Zelle scheint später in jene 5 Anwesen parcellirt worden zu sein, aus denen der heutige Weiler besteht. Die Zelle hatte auch in Münchspoint nächst Tengling Grundbesitz, wohl darum, weil die »Capella S. Mariae« in der Burg Tengling von dort aus versehen wurde. (Die St. Laurentiuskirche im Dorfe Tengling wurde erst in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts erbaut.) Es ist allerdings richtig, daß das Stift eben aufgezählte Dominicalien erst später erwarb (oder wiedererwarb), aber eben so richtig, daß sie nur Remuneration für die der Gegend geleisteten geistlichen Wohlthaten waren.

Zwischen dem Lande an der Salzach (vulgo Heuland) und dem vorher erwähnten gegen die Traun und Alz läuft ein streckenweise ziemlich steil gegen das Flußgebiet der Salzach abfallendes Stromufer von Süd nach Nord, das von einem ansehnlichen Walde bedeckt ist; dieser heißt Rampelsberg, und die Ausläufer desselben, Schildhart, Mitterholz, Auforst, Hainbuch, Wiesendshart u. s. w., sind nur örtliche Benennungen seiner Glieder. Geologisch ist dieser Waldboden nur die nördliche Verlängerung des Högels der Schnait,

des Waginger-berges bis zur Bergzone bei Nunnreut und das linke Hochufer des nachdiluvianiſchen Stromes, der jenem Salzachſee ſein Bett auswühlte, von dem die Möſer von Salzburg gegen den Untersberg, an der Sur, Adelſtätten und bei Schönram, der Abtſee, das Haarmoos, die See'n um Seehaus und der langgeſtreckte Tachenſee die letzten Ueberreſte ſind. Der Durchbruch durch die Bergzone bei Nunnreut und ähnliche der Urzeit, welche die Entleerung der zurückgeſtauten See'n zur Folge hatten, ſind in Anbetracht der Thatſache leicht erklärlich, weil der Damm der Bergzone, der ſich im Laufe von Jahrtauſenden zu harten Conglomeratmaſſen verband, damals noch locker aufeinandergelagertes Gerölle war.[1])

Man könnte vielleicht verſucht ſein, die Bekehrung der weſtlichen Anwohner des Rampelsberges in eine etwas ſpätere Zeit einzureihen; dieß läßt ſich jedoch weder mit dem Wortlaute der Breves Notitiae noch mit dem natürlichen Gange des Miſſionswerkes vereinbaren. Die Breves Notitiae berichten[2]) unmittelbar nach der Erzählung von der Errichtung des Frauenſtiftes Nonnberg, die unbeſtritten in die erſten Regierungsjahre Herzog Theodeberts fällt, und nach der Aufzählung der zu deſſen Dotation verwendeten Güter, wozu 40 Romanenhöfe bei Titmanning (nicht Titraming, Dietbring 1 Meile öſtlich von Salzburg, auf welches die Ortsbeſtimmung »super salzaha« nicht paßt) gehörten, — ſie berichten, ſage ich, unmittelbar darauf, daß Herzog Theodebert zum Kathedralſtifte ſelbſt „das Dorf (villa) Titmanning mit 24 Höfen und Tyrlaching (Torleheim), die Kirche mit dazugehörigen Liegenſchaften, Waſſer und Weiden, Mühlen und Wald" geſchenkt habe. Tyrlaching hatte alſo beim Regierungsantritte Theodeberts ſchon eine Kirche, welche mithin noch unter Theodo erbaut worden war. Was von Tyrlaching geſagt iſt, gilt auch für die ganze Hochebene über Freitsmoos und Palling hinein, umſomehr weil dieſe der Zelle Münchham näher lagen. Wenn man es unwahrſcheinlich finden ſollte, daß der hl. Rupert und ſeine erſten Begleiter in der kurzen Zeit von etwa zwei Jahren die Bevölkerung dieſes ausgedehnten Landſtriches zum Chriſtenthum bekehrt haben, ſo möge man bedenken, daß es ſich hier nicht um eine Bekehrung vom Heidenthume, ſondern einzig nur um die Wiederbelebung des verblaßten Chriſtenthums der in überwiegender Mehrheit vorhandenen romaniſchen Einwohnerſchaft gehandelt habe. Daß auch weſtlich vom Rampelsberg uralt romaniſches Volk ſiedelte, wiſſen wir mit Sicherheit aus dem chriſtlich-römiſchen Familien-Grabdenkmale von Freitsmoos, das ich im I. Theile ausführlich beſprochen habe.

Ueberhaupt iſt die Gegend zwiſchen Salzach und Alz und in ihr wieder ganz beſonders das Heuland reich an römiſchen Alterthümern, um deren Entdeckung unter Andern Sedlmaier und Wieſend ſich hohes Verdienſt er-

[1]) Vgl. Weiß, Südbayerns Oberfläche; beſ. Karte I. und Erklärung der Karte II. S. 293.
[2]) Juvav. Anh. p. 33. 34.

worden haben. Ich mache hier auf die Ausgrabungen bei Hafing nächst Palling und zu Basen (abgeschliffenes Bächesee, See der Bäche) bei Brünning, besonders aufmerksam, weil sie meine Behauptung bezüglich der römischen Einwohner auch jener Gegend begründen helfen.

Daß die Wiederbelebung des Christenthumes der Romanen westlich vom Rampelsberg von der Zelle zu Münchham ausgegangen sei, habe ich bereits dargethan; nun habe ich die dortigen Erstlingskirchen nachzuweisen. Wir haben zwischen Rampelsberg und Alz zwei Seelsorgbezirke vor uns, einen nördlicheren und südlicheren. Die älteste documentirte Kirche ist, wie wir gesehen haben, Tyrlaching (Torleheim, Deorlekinga); sie ist dem hl. Johannes dem Täufer geweiht, mithin das Baptisterium des nördlichen Bezirkes. Die diesem Baptisterium entsprechende Seelsorgkirche ist die St. Peterskirche zu Ober-Buch (Pohkirch). R. v. Koch-Sternfeld irrt sich, wenn er dieses Pohkirch des Kirchenverzeichnisses im Congestum in Burgkirchen an der Alz finden will; denn fragliches Pohkirch ist in die Reihe der Kirchen des Salzburg- und Chiemgaues eingestellt: Burgkirchen an der Alz liegt aber im innern Isengaue, kann also mit Pohkirch nicht gemeint sei.

Wohl gleichzeitig mit der Regenerirung der kirchlich verkommenen Romanen des nördlichen Bezirkes wird auch jene des südlichen vorgegangen sein. Hier wurde am perennirenden Weiher — einer Seltenheit in dieser wasserarmen Gegend — zu Brünning (ad Brunningas) ein Baptisterium für eine weite Umgegend, besonders auch gegen Süd und Südwest errichtet. Daß der Ortsname Brünning, wie in Steinbrünning und andern aus Brunn zusammengesetzten Namen von Baptisterialorten, vom Taufbrunnen stamme, wird, denk' ich, kaum in Zweifel gezogen werden. Die ziemlich nahe am Weiher stehende Kirche von Brünning ist ebenfalls dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet. Die hiezu entsprechende Seelsorgkirche von Palling (ad Baldilingas, B. Mariae Virg.) ist seinem Namen nach von einem Baldilo gegründet.

Ehe ich diese Erörterungen über die Seelsorgbezirke des untern Salzach- und beziehentlich des östlichen Chiemgaues abschließe, muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß sie wie lebenskräftige Stämme schon in ältester Zeit nach allen Richtungen hin frische Schößlinge erkennen lassen, die dann schon in der nächsten Periode sich selbstständig entwickelten. Das Kirchenverzeichniß des Congestum's nennt uns als Emanation des Seelsorgbezirkes der Walchen an der Traun jenseits derselben die St. Peterskirche zu Erlstätt (Erlastedi), als ebensolche des Seelsorgbezirkes Tyrlaching, Kirchweidach (Widaha S. Viti) und jenseits der Alz Tagharting (Tagahardinga S. Mariae). In ähnlicher Weise macht uns das älteste Salbuch des Stiftes St. Peter mit einer gegen den Zusammenfluß der Alz und Traun vorgeschobenen Seelsorgkirche des Bezirkes Palling bekannt, nämlich mit der St. Peterskirche zu Lindach (Lintaha), sowie mit einem Oratorium zu Schildarius, wahrscheinlich aus der Zeit des hl. Vitalis. Dieses

Schildarius (Schildmacher) iſt Unterſchilding weſtlich von Brünning; ſeine Kirche ſcheint in den Magyarenſtürmen eingegangen zu ſein, und ſtand einſt auf der Gemein zunächſt dem dortigen Erdlbauern-Anweſen.

Zur Reconſtruction der Urdiöceſe in Rupert-Theodoniſcher Zeit ſind noch der Landſtrich am untern, rechten Salzachufer, das obere Salzachthal und die Sporaden im Attergaue an der Conſularſtraße abgängig; ſie ſollen hier ihre Berückſichtigung finden. — Was vorerſt den Landſtrich am untern, rechten Salzachufer betrifft, ſo bleiben die im Verzeichniſſe des Congestums aufgeführten Kirchen zu Fiſchach (demolirt, mit dem Patrocinium der hl. Margareth) und Anthering (B. M. V.) (Gegenſatz zu Einhering) außer Anſatz, weil ſie an der Seelſorge der Kathedrale theilnahmen, und ſicherlich erſt zur Zeit des hl. Vitalis erbaut worden ſind. In älteſter Zeit bildeten die heutigen Pfarreien Dorfbeuern, Lambrechtshauſen, Ober-Eching und St. Georgen wohl ohne Zweifel einen einzigen Seelſorgbezirk. Der Ortsname der alten Zelle ſcheint von einem andern abſorbirt worden zu ſein, vielleicht von jenem von Arnsdorf, in welchem uns noch jene »Ecclesia Arnonis« bewahrt iſt, von welcher in den Breves Notitiae [1]) gehandelt wird, wo von der Gründung des Kloſters Otting die Rede iſt. Auch Filz iſt nicht abgeneigt, eine alte Zelle bei Michaelbeuern vorauszuſetzen. (Geſchichte v. Michaelb. S. 18.) Das Baptiſterium war, ſcheint mir, die älteſte documentirte Kirche der Gegend, nämlich die Kirche Wenilo's (Ecclesia Wenelonis), aus welcher die heutige Stiftskirche zum hl. Michael der Benedictiner-Abtei Michaelbeuern hervorgegangen iſt. Es ſteht zu vermuthen, daß das Baptiſterium erſt nach der Zeit, als die Abtei Otting hier wieder auflebte, mithin nach dem Jahre 788 (oder nach 821?) im wohlberechneten Intereſſe des Kloſters in die nahe Kirche Dorfbeuern (S. Nicolai et S. Joannis Baptistae), deren zuletzt genanntes Patrocinium auch hier das urſprüngliche ſein wird, verlegt worden ſei, welches dann bei Einführung des Pfarrinſtituts auch die Parochialität nach ſich zog. Wenn ich die St. Michaelskirche die älteſt documentirte der Gegend heiße, ſo bin ich hiezu auf Grund einer Ausſage der Breves Notitiae l. c. wohl befugt. Dort wird nämlich erzählt, daß wegen der Kirchen des Arno (Arnsdorf) und Wenilo (Michaelbeuern) unter K. Karl d. Gr. vor deſſen Abgeſandten Richolf und Gerold ein Placitum gehalten worden ſei. Dieſes Placitum war aber ſchon das zweite, denn es heißt von ihm: „Wieder iſt ein Placitum gehalten worden" (»Rursus placitum est habitum«), bezüglich des erſten Placitums wird aber geſagt: „Wegen jener Kirche zu Buron iſt ein Placitum vor König Ludwig gehalten worden" (»Porro de illa Ecclesia ad porun placitum coram Ludwico rege« Lesart nach Cod. H.). Da nun das unter K. Karl d. Gr. gehaltene Placitum das zweite war, und das vor dem Könige Ludwig gehaltene das erſte, ſo kann ſelbſtverſtändlich dieſer Ludwig weder Ludwig der Deutſche, noch Ludwig der Jüngere, noch Ludwig das

[1]) Juvav. Anh. 59.

Kind geweſen ſein, ſondern nur der Merowinger Chlodwig III. (691—695), was, auch abgeſehen von der frühen Documentirung, ſehr auffallend iſt; denn von den Salzburger Kirchenvorſtänden iſt im Nekrologium von Michaelbeuern gerade Flobarquardus (Flobrigis) episcopus als erſter aufgeführt[1]; Flobrigis hatte aber nach meiner Berechnung den Salzburger Stuhl in den letzten Jahren des VII. Jahrhunderts inne, und unter ihm wurde ſomit jenes Placitum gehalten, und ſteht er darum als Verfechter des Rechtes der Kirche St. Michael zuerſt im Nekrologium des ſpätern Stiftes. Rechnen wir aber der Abwechslung halber einmal mit den Hanſizianern, ſo hat Michaelbeuern ſchon vor der Ankunft des hl. Rupert (696) eine Kirche gehabt. — Für die älteſte Seelſorgkirche dieſes Bezirkes halte ich die Liebfrauenkirche zu Oberaching (ad Achingas im Verzeichniſſe des Congestums), während ich ad S. Georgium desſelben Verzeichniſſes nur als Oratorium, das den Namen der Burg, in der es ſtand, abſorbirt hat, anſehen kann.

Der nächſte Seelſorgbezirk an der Salzach abwärts wäre die Umgegend von Oſtermiething (Ostarmuntinga, villa regia). Das älteſte Baptiſterium dieſer Gegend iſt die dem hl. Johannes dem Täufer gewidmete Gruftkirche zu Heigermoos, die obere Kirche hat das Patrocinium der hl. Apoſtelfürſten Petrus und Paulus. Die urſprüngliche Seelſorgkirche war wohl keine andere, als die Liebfrauenkirche zu Oſtermiething. Die älteſte Mönchszelle ſtand im Dorfe Ernſting; noch jetzt heißt der Hof neben der ehmaligen St. Margarethen-Kirche (nach dem Wiederaufbaue im XI. Jahrhundert dem hl. Bartholomäus geweiht; dermal demolirt): „Die Zell".

Bezüglich der eben beſprochenen Seelſorgbezirke um Michaelbeuern und Oſtermiething verpflichtet mich aber die hiſtoriſche Treue und Wahrhaftigkeit zum Geſtändniſſe, daß mir irgend ein urkundlicher Anhalt nicht zur Seite ſtehe, ſie in die Theodoniſche Periode der Miſſionsthätigkeit des hl. Rupert einzureihen; es iſt dieß vielmehr eine, wie mir ſcheint, ſehr nahegelegte Muthmaßung, einmal weil feſtſteht, daß auch das rechte Salzachufer von zahlreichern Romanen bewohnt war, was in Anbetracht der Römerſtraße, die an dieſem Ufer hinablief, um die vielen römiſchen Befeſtigungen auf demſelben miteinander zu verbinden, unleugbar iſt, und von den Alterthümer-Funden zu St. Georgen, Kirchberg, Riedersbach, Reut, Tarsdorf, Michaelbeuern, Niederſteinbach u. ſ. w.[2]) beſtätigt wird. Im Hinblicke darauf glaube ich die rechtuferigen Romanen mit den linksuferigen auch bezüglich der Wiederbelebung des Chriſtenthumes unter ihnen gleichſtellen zu ſollen, da ſie ebenſo nahe bei dem Biſchofsſitze ſiedelten wie dieſe, und die zwiſchen ihnen fließende Salzach ihrem den Verkehr vermittelnden Weſen nach nicht als Volksgrenze angeſehen werden kann. Volks- und Culturgrenze waren damals vielmehr die in kleinen Entfernungen vom Ufer beginnenden ungeheueren Wälder des Haunsberges und Weilharts.

---

[1]) M. Filz, Geſch. v. Michaelbeuern S. 18. [2]) Vgl. Filz, Geſch. v. Michaelbeuern S. 3.

Im Bezug auf die Zeit, in welcher den Bewohnern des obern Salzach-Thales die Wiederbelebung des Glaubens zu Theil geworden iſt, finde ich mich beinahe in derſelben nicht ganz ſichern Lage, wie gegenüber den Anwohnern der untern Salzachufer, obgleich nicht aus demſelben Grunde. Was das Salzachthal gegen den Luegpaß hinauf betrifft, ſteht mir freilich der urkundliche Anhalt zur Hand, daß Herzog Theodo dort ſchon Schenkungen an das Kathedralſtift gemacht habe, aber die Winzigkeit derſelben: drei Höfe zu Kuchl, Wieſen, Weiden und Alpen, ſchwächt ihre Beweiskraft ab. Irgend eine Zelle iſt mir dort wieder nicht bekannt. Dagegen ſcheint die Thatſache, daß ſich die Romanen, deren größere Ortſchaft Cuculle in der Faiſtelau gänzlich zerſtört worden war, aus der Flucht zurückgekehrt, am Fuße des ſchützenden St. Georgenberges wieder zuſammenthaten und ihrer Neuſiedlung den Namen der alten Heimat gaben; — dieſe Thatſache ſcheint für die Vorausſetzung ausgedehnterer Cultur und dichterer Bevölkerung zu ſprechen. Sehe ich hierin nicht unrecht, ſo wäre die Kirche zu Kuchl Seelſorgkirche, und jene zu Golling Baptiſterium geweſen. Die heutige Pfarrkirche zu Kuchl hat das Doppelpatrocinium der ſeligſten Jungfrau und des hl. Pankratius und ebenſo jene zu Golling das des hl. Johannes des Evangeliſten und des Täufers. Es iſt aber Regel, daß das zweite, vom erſten verdrängte, das ältere ſei, und ſo hätten wir hier das Täufer-Patrocinium für das Baptiſterium und jenes des hl. Pankratius für die Seelſorgkirche, wenn nicht letztgenanntes vielleicht gar das Patrocinium der Baſilika in der alten, zerſtörten Heimat in der Faiſtelau war. Meines Erachtens iſt aber eine andere Kirche, nämlich St. Margareth bei Vigaun ebenſo alt, wenn nicht älter, als die zwei vorhin genannten, und könnte allerdings die urſprüngliche Mönchszelle geweſen ſein, indem einerſeits ſicher iſt, daß ohngefähr die Hälfte der Kirchen, die an den Zellen der Mönche von St. Peter entſtanden, im Patrocinium die Erſtlingskapelle des hl. Rupert zu Juvavum nachahmten, und andererſeits, daß das zweite, alſo urſprüngliche Patrocinium des hl. Blaſius der heutigen Pfarrkirche zu Vigaun (Fugina) auf primitive Mönchsſeelſorge zurückdeute.

Die ſchon zu Herzog Theodo's Zeit vom hl. Rupert mit dem Lichte des Evangeliums neu erleuchteten Sporaden im Traun- und Attergaue ſind Bachmanning bei Lambach und Walchen bei Böcklamarkt: beide gehören zur Theodiniſchen Dotation des Kathedralkloſters. Für die chriſtliche Sporade Bachmanning (Pahmanna) ſteht die dortige ehemals dem hl. Laurentius, dermal dem hl. Erasmus dedicirte Kirche als Seelſorgkirche ohnehin außer Zweifel. Mißlicher iſt die Locirung des urſprünglichen Baptiſteriums, obwohl die alte Pfarrkirche zu Lambach dem hl. Johannes dem Täufer geweiht iſt. Man hat vermuthet, das Patrocinium ſei von Mayer-Lambach in die unmittelbare Contiguität des Benedictiner-Stiftes übertragen worden; der in der Geſchichte ſeiner Abtei gründlich unterrichtete Archivar derſelben Dr. P. Pius Schmieder theilte mir aber mit, daß jene Uebertragung mehr als problematiſch

ſei, und es mag dieß füglich dahingeſtellt ſein, da doch der Beſtand einer uralten Taufkirche in oder bei Lambach geſichert erſcheint. Die Mönchszelle, welche dieſem Seelſorgbezirke entſpricht, vermuthe ich in Breitenau, einer der älteſten Beſitzungen des Kathedralſtiftes St. Peter.[1])

Die chriſtliche Sporade im Attergaue, deren Grundſtock die fünf vom Herzoge Theodo geſchenkten, zinspflichtigen Romanenhöfe an der Vöckla bildeten, (»In pago dicto Atargav dedit romanos tributales super Vechilaha V. casam vel curtem cum territorio suo aliisque rebus ibidem pertinentibus«) iſt als Walchen bei Vöcklamarkt unbeſtritten. Auch die Liebfrauenkirche zu Vöcklamarkt wird als Seelſorgkirche kaum beanſtandet werden. Daß aber das Baptiſterium dieſes Seelſorgbezirkes die St. Michaelskirche zu Kemating geweſen ſei, iſt wenigſtens mir nicht zweifelhaft. Kemating iſt nur ¾ Stunden von Walchen entfernt, war in der Römerzeit ſchon Cultusſtätte, und blieb, wie wir ſpäter ſehen werden, lange Zeit hindurch Baptiſterium einer weiten Umgegend; mithin wird meine Annahme kaum auf erheblichen Widerſpruch ſtoßen. Wo ſtand aber die entſprechende Mönchszelle? Mir ſcheint in Pfaffing, dem Pfarrſitze von Vöcklamarkt. Pfaffing hat ein, wie wir vorhin geſehen haben, ſo charakteriſtiſches Margarethen-Kirchlein, und daß der Ortsname Zell mit dem Uebergange der Seelſorge an die Weltprieſter durch den neueren Pfaffing verdrängt worden ſei, gehört keineswegs zu den Seltenheiten, iſt vielmehr nur ein Zeichen, daß die Zelle Kircheneigenthum geworden, während die Ortſchaft Walchen noch längere Zeit Eigenthum des Kathedralkloſters St. Peter in Salzburg blieb.

Nach dieſen Erörterungen läßt ſich der Umfang der juvaviſchen Urdiöceſe für die Zeit, als Herzog Theodo mit Tod abging — etwa 542—543 — ziemlich genau angeben; ſie umfaßte außer Regensburg und Lorch mit ihrer nächſten Umgebung, Seekirchen und deſſen Umkreis, Juvavum mit den Reichenhaller Thalkeſſel, das obere Salzachthal bis an den Lueg, das Hügelland und die Ebenen am Högel über Teiſendorf, Waging und Kammer bis zur Traun, dann zwiſchen der Alz und dem Rampelsberg bis hinaus über Tyrlaching, das linke Salzachufer bis über Titmanning hinab, wahrſcheinlich auch einen ſchmalen Landſtrich auf dem rechten Salzachufer in derſelben Länge, und endlich die Sporaden Altötting, Pachmanning und Walchen, und dazu noch die eine oder andere, kleinere an der obern Donau (Regensburg bis Lorch) und an den Römerſtraßen, welche Juvavum mit Castra Regina verbanden.

[1]) Vgl. Saalbuch in Juvav. Anh. p. 289.

III. Capitel.

Der Ausbau der Urdiöceſe auf dermal öſterreichiſchem Territorium.

1. Allgemeines.

Soweit waren die Rudimente der juvaviſchen Urdiöceſe gediehen, als der fromme Herzog Theodo von Baiovarien mit Tod abging (542—543). Wahrſcheinlich ſtand der hl. Landesbiſchof dem Herzoge bei, als er ſeine edle Seele aushauchte, was ich daraus erſchließe, weil laut Zeugniſſes der Breves Notitiae[1]) dem hl. Rupert die letztwilligen, mündlichen Anordnungen des Sterbenden, man darf ſagen, wörtlich bekannt waren. Dieſen Anordnungen kam der Nachfolger Theodo's, der ſeines Vaters würdige Herzog Theodebert, mit kindlicher Pietät pünktlich nach. Jetzt war der hl. Landesapoſtel vollſtändig ſicher, daß, wie die ſog. Legende ſo ſchön ſagt, die Spitzen baiovariſcher Hoheit ſich aufrichtig unter das Joch Chriſti beugten, und darum konnte er jetzt mit voller Zuverſicht das canoniſche Band löſen, das ihn noch an ſeinen Wormſerſtuhl knüpfte, und das Bekehrungswerk des ihm durch Gottes Fügung angewieſenen neuen Weinberges Baiovarien im Großen beginnen. Auch die Vita primigenia ſetzt mit der Zeitbeſtimmung: Tunc (damals), nämlich als er angefangen hatte, in Juvavum ſeinen neuen Stuhl zu organiſiren, und, wie die Breves Notitiae beifügen, die Maximilianszelle im Gebirge zu erbauen, den Zeitpunkt feſt, in welchem er ſeine Reiſe nach Worms antrat, um auf den dortigen Stuhl definitiv zu verzichten, und um ſich rüſtige Arbeitskräfte zum weitumfaſſenden Miſſionswerke zu holen. Man wird kaum in Zweifel ziehen dürfen, daß ſich der hl. Rupert während ſeines nun beiläufig ſiebenjährigen Aufenthaltes in Baiovarien auch mehrere Mönche herangebildet und einige davon zu Prieſtern geweiht hatte: aber zur nachhaltigen Organiſation des Kathedralkloſters, ſowie der Land-Seelſorge und zur Beſetzung des Maximilianskloſters mit einem tüchtigen Vorſtande und geſchulten Mönchen, bedurfte er anderer Männer, als ſeine, wenn auch noch ſo willigen und frommen Neulinge aus den Landeseingebornen es ſein konnten. Ueber kurz kehrte er mit zwölf Prieſtergehilfen und einer wohl noch viel größern Anzahl einfacher Mönche, ſowie mit ſeiner Nichte Erintrud von Worms zurück. Unterdeſſen mochte die hübſche Kathedralkirche, das anſtoßende Münſter, ſowie das Maximiliansklooſter in der Hauptſache ausgebaut ſein, und jetzt erſt konnte er in beiden die canoniſche Gottesdienſt-Ordnung, von der uns die Vita primigenia und beziehentlich die Breves Notitiae berichten, vollſtändig einführen, und, was für ſeine weitſichtige Aufgabe von unberechenbarer Wichtigkeit war, die Kloſterſchule an ſeiner St. Peters-Kathedrale errichten. Daß auch dieß gerade in jener Zeit geſchah,

[1]) Juvav. Anh. p. 32.

erzählen uns abermals die Breves Notitiae bei Anlaß der Dotation des Maximiliansklosters; in dieſen heißt es nämlich, daß die Neffen der Albiner, Werinhar und Dulciſſimus in dieſelbe, alſo ſchon beſtehende Schule, aufgenommen wurden.

Nachdem das Kathedralkloſter vollſtändig organiſirt war, begannen jene raſtloſen Miſſionswanderungen des hl. Landesapoſtels und ſeiner Gehilfen, von denen die Vita primigenia ſagt[1]): „Auch er ſelbſt (ipse quoque) wanderte unabläſſig in dieſem ganzen Vaterlande umher .... übte mit wunderbaren Werken, was er mit Worten lehrte, baute und conſecrirte überall Kirchen und weihte Geiſtliche niederen und höhern Ranges.“ Dem hl. Landesapoſtel auf ſeinen Wanderungen nachzugehen, und ein Itinerarium derſelben zu entwerfen, wäre nun freilich eine höchſt intereſſante Arbeit, iſt jedoch, wenn ſie auch nur auf einige Genauigkeit Anſpruch machen wollte, ſelbſtverſtändlich nahezu unmöglich, weil die urkundlichen Aufſchlüſſe dazu mangeln. Dieſer Mangel iſt jedoch kein gänzlicher: die chronologiſche Aneinanderreihung der in den Breves Notitiae enthaltenen, wenn gleich nur ſehr ſpärlichen Daten, und einige abſichtslos hingeworfene Vormerkungen in ihnen und im Congestum ermöglichen uns wenigſtens einige Einblicke in die Zeitfolge und die Richtung der apoſtoliſchen Wanderungen. Es iſt dieß wenig, aber doch etwas. Vor Allem werden wir aus naheliegenden Vernunftgründen die zwei Axiome als feſtſtehend anſehen müſſen: daß der Ausbau der Urdiöceſe auf den bereits beleuchteten Fundamenten derſelben fortgeführt worden ſei, — und die Miſſionsthätigkeit ſich zuerſt in den nähern und dann in den fernern Gegenden entwickelte. Damit ſind uns aber für Richtung und Zeitfolge beiläufige Directiven gegeben.

2. Chriſtianiſirungsgang im Banngau, Pinzgau und Tungau.

Die chronologiſche Erzählung der Breves Notitiae verweiſt uns zuerſt auf die ſüdliche Richtung, weil bei dem Regierungsantritte Herzog Theodeberts die Maximilianszelle im Gaue, der dann von dem dreimeiligen Banne im Umkreiſe derſelben den Namen Banngau (vulgo Pongowe) erhielt, eben im Bau begriffen war. Die Gründung dieſes Kloſters ſelbſt iſt bereits ausführlich beſprochen worden; hier wird es ſich vorzugsweiſe um die Chriſtianiſirung des Gaues handeln. Seelſorgkirche war dort wohl ohne Zweifel die dem hl. Maximilian gewidmete Kloſterkirche ſelbſt. Erſt durch den Uebergang der Kloſterdomäne an das im Jahre 1215 errichtete Bisthum Chiemſee erhielt die Ortſchaft den Namen Biſchofshofen. Die viel ſpäter aufgekommene Seelſorgkirche für den ſüdweſtlichen Bezirk zu St. Veit, ſchon bald als Urpfarrei documentirt, ſtammt erſt aus der Slavenbekehrung des VIII. Jahrhunderts und ihr Patrocinium deutet ſicherlich eine auf die ziemlich zahlreiche ſlaviſche Bevölkerung genommene Rückſicht

[1]) Juvav. Anh. p. 9.

an. Auch über das urſprüngliche Baptiſterium für den ganzen Gau zu St. Johann kann ein vernünftiger Zweifel nicht aufkommen. Für die Richtung, welche das Bekehrungswerk von der Maximilianszelle aus nahm, iſt die Lage des Baptiſteriums gegen den Pinzgau (Pinzgowe) und an der Wegſcheide der Straße, die über den Wagrain in's Ennsthal hinüber führt, eine charakteriſtiſche. Was das Ennsthal zuerſt betrifft, ſo dürfte wieder außer Zweifel ſtehen, daß die Liebfrauenkirche zu Radſtadt, der Römerſtation ad Anisum, ſchon bald nach der Gründung der Maximilianszelle geſonderte Seelſorgkirche geworden ſei. Die Marienkirche zu Altenmarkt erhob ſich wohl auch erſt ſpäter auf der wegen des Verkehrs mit den Slaven wohl mit vielen Unterbrechungen im Laufe des VII. Jahrhunderts und während der erſten Hälfte des VIII. ſehr belebt gewordenen alten Marktſtätte, wofür in dem beengtern Radſtadt der Raum gemangelt zu haben ſcheint. — Ob Abtenau (Appanowe, Au des Appo, nicht Au des Abtes) vor der Zerſtörung der Maximilianszelle durch die Slaven (ca. 610) oder nach der Reſtauration derſelben durch den hl. Biſchof Virgil (ca. 746) als Seelſorg-Kirche aufgekommen ſei, wage ich nicht zu entſcheiden. Soviel iſt gewiß, daß dieſe Kirche eine Schöpfung des Maximilians-Kloſters ſei, worauf ihr zweites, älteres Patrocinium des hl. Maximilian hinweist, während das erſte, jüngere des hl. Blaſius Mönchsſeelſorge überhaupt zu documentiren ſcheint. Ebenfalls iſt wiederum ſicher, daß Abtenau wegen der ergiebigen Viehzucht ſeiner Alpen und wegen der Salzfracht von Hallſtatt her auf dem alten Saumwege über die Gosau und den Gſchüttpaß wohl ſchon ſehr frühzeitig in Aufnahme kam. Wirklich iſt die Alpenwirthſchaft (aber freilich nur dieſe) für die Abtenau ſchon zur Zeit Herzog Theodeberts, alſo um die Mitte des VI. Jahrhunderts, documentirt, denn unter den vier Alpen, die er zur Dotation des Frauenſtiftes Nonnberg eignete, nämlich Cudicus (am Schmidtenſtein), Cucullana (die Kuchlerin), Lacuana monte (am Seeberg), wird auch die Alpicula genannt[1]): dieſe iſt aber nach P. Amand Jung's, wie mir ſcheint, ganz richtiger Interpretirung nichts anderes als der große Bergabhang Alpbichl, wie ſein Name jetzt lautet, nördlich von Abtenau, alſo nicht eine kleine Alpe, wie R. v. Koch-Sternfeld und andere mit ihm muthmaßen. Der Marchgraben bildet die weſtliche Grenze der fraglichen Alpe und hat wohl daher ſeinen Namen; am Schlenken hängt ihre Waſſerſcheide mit jenen der drei andern zuſammen; auch dieß ſpricht für die Richtigkeit der gedachten Interpretation. Daß im Gebirgskeſſel der Abtenau ſchon zu Herzog Theodeberts Zeit eine ausgedehntere Alpenwirthſchaft getrieben wurde, geht aus dem Ebenerläuterten mit genügender Sicherheit hervor; wann ſie aber aus ihrer urſprünglichen Beſchränkung auf die Sommermonate in eine ſtändige Bemaierung des Thalbodens übergegangen ſei, bleibt unermittelt, es wäre denn, daß man den am Fuße der Alpicula

[1]) Juvav. Anh. p. 28.

ſich an der Lammer hinziehenden Wallingwinkel für einen Valhinga-Winkel halten wollte, wodurch deſſen Bewohner als Abkömmlinge der Romanen conſtatirt wären. — St. Martin, ſüdlich vom Tännengebirgsſtock iſt wohl ſpätern Urſprungs. — Wie weit ſich das Miſſionsgebiet der Maximilianszelle in das obere Ennsthal hinab erſtreckt habe, muß ich wegen Mangels jeglichen documentalen Anhalts dahingeſtellt ſein laſſen. Von den Slaven allem Anſcheine nach ſchon im letzten Decennium des VI. Jahrhunderts in Beſitz genommen, wurden alle Spuren früher ſalzburgiſcher Miſſionsthätigkeit während der nächſten anderthalb Jahrhunderte wohl völlig verwiſcht. Die St. Rupertskirche am Kulm in der Ramsau deutet auf die Periode der Wiederchriſtianiſirung unter Biſchof Virgil: ob mit dem Patrocinium St. Johann zu Haus und jenem Unſerer lieben Frau zu Gröbming auf ein altes Baptiſterium und eine ehemalige Seelſorgkirche zurückgegriffen worden ſei, läßt ſich eher vermuthen als behaupten.

Um das Dunkel, das über dem Chriſtianiſirungsgange des Pinzgaues ſchwebt, einigermaßen aufzuhellen, wird vor Allem geboten ſein, die Unterſuchung über die Bekehrung des Niederpinzgaues von jener des Mittel- und Ober-Pinzgaues zu trennen, weil der Miſſionsfocus für jenes ein anderer geweſen zu ſein ſcheint, als jener, von welchem das Glaubenslicht auf die beiden letztern ausſtrahlte. Bezüglich Niederpinzgaues wird es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß deſſen Bekehrung von der Maximilianszelle ausgegangen ſei. Obwohl, wie ſeines Orts dargethan worden iſt, eine römiſche Nebenſtraße das innere Salzachthal ſeiner ganzen Länge nach durchzog, war doch der Niederpinzgau in Folge der Beengtheit ſeines Hauptthales und der Rauhheit ſeiner Nebenthäler wohl von jeher nur ſehr dünn bevölkert, woraus von ſelbſt hervorgeht, daß die einzelnen chriſtlichen Sporaden in der gegebenen Richtung von Oſt nach Weſt weit voneinander entlegen waren. Ich vermag für den Niederpinzgau mit Sicherheit auch nur einen einzigen Seelſorgbezirk zu conſtatiren, nämlich jenen um die St. Laurentiuskirche zu Embach, die ich für eine urſprüngliche Seelſorgkirche halte. In der Kirche zu Eſchenau mit dem ziemlich charakteriſtiſchen Patrocinium der hl. Margareth, darf man vielleicht eine Filialzelle des St. Maximiliansklöſters vermuthen. Baptiſterium dieſes aus der Maximilianszelle hervorgegangenen Seelſorgbezirkes blieb nach wie vor St. Johann im Banngaue. Ob St. Georgen oder Bruck als geſonderter Seelſorgbezirk aus Embach emanirt ſei, kann ich nicht beſtimmen; daß ſie im Mittelalter Parcellen der Pfarrei Zell am See waren, verſchlägt der natürlichern Emanation aus Embach nichts; daß bei der Ausbildung des Pfarr-Inſtituts ungeheuere Sprengel in ſog. Urpfarreien zuſammengeſchmolzen wurden, iſt bekannt. Die ſüdlichen Seitenthäler mögen allerdings auch ſchon im VI. Jahrhundert längere Strecken von ihren Ausmündungen hinauf bewohnt geweſen ſein, wozu Bergwerke und günſtige Lage für Viehzucht angelockt haben dürften; aber wie einerſeits die St. Ruperts-Patrocinien zu Wagrain, Lend und Dorfgaſtein deutlich genug darauf hinweiſen, daß ſie einſt von Slaven

bewohnt waren, und mit jenen jenſeits der Tauern vom hl. Virgil zum Chriſtenthume bekehrt wurden, ſo kann andrerſeits im Patrocinium des hl. Laurentius zu Kleinarl, der ſeligſten Jungfrau zu Hofgaſtein und des hl. Martin zu Fuſch und Rauris, in beiden letztgenannten Kirchen das zweite oder ältere, eine Erinnerung aus altchriſtlicher Zeit, vor dem Slaveneinfalle, herüberdämmern.

Mitter- und Oberpinzgau. Man hält allgemein den hl. Biſchof Vitalis für den Apoſtel der Pinzgauer: eine Anſicht, die ich in ihrem gewöhnlichern engern Sinne nicht zu theilen vermag. Daß die Chriſtianiſirung des Pinzgaues ſchon unter dem hl. Rupert einige nicht unerhebliche Fortſchritte gemacht habe, geht theilweiſe ſchon aus dem hervor, was eben von Niederpinzgau geſagt worden iſt, und wird Angeſichts der in den älteſten Documenten noch aufſcheinenden Verwechslung des altrömiſchen Namens Pisontium (Ambisontes) mit dem germaniſch mundgerechten Pinuz-gowe (Binſen-Gau) auch bezüglich des Ober- und Mitter-Pinzgaues nicht abgeleugnet werden können. Ich glaube jedoch, daß das Licht des Glaubens in den Ober- und Mitterpinzgau auf dem Wege über Reichenhall und Salfelden eingedrungen ſei. Die Sale lieferte von jeher das Triftholz zur Hauptſaline in Reichenhall; ſo war es zur Zeit des hl. Rupert, der bei ſeiner Ankunft in Juvavum die dortigen Salzwerke ſchon im lebhaften Betriebe ſtehend fand, und ſo war es auch in der Römerzeit geweſen, für welche der durch Inſchriftſteine documentirte Cultus der Alounae, d. h. der Salzquellen-Nymphen, zur Genüge bezeugt, welch hohen Werth das weltbeherrſchende Volk auf die Bereitung des Quellſalzes legte. Die Anwohner der obern Sale ſtanden daher im ununterbrochenen und regen Verkehr mit der Hauptſalzſtätte, ſie waren im engſten Sinne des Wortes Hörige derſelben. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß, ſobald die Adalpero (Adalburo) d. h. die Adelsgenoſſenſchaft der Siedherren dem Chriſtenthume gewonnen war, auch die Hörigen derſelben ihm nicht auf die Länge ferne bleiben konnten. Somit wird der Chriſtianiſirungsgang von Reichenhall auf der Römerſtraße aufwärts an der Sale wohl nicht zu beſtreiten ſein. Ich ſehe darum in der Kirche zu Salfelden (St. Joannis Baptistae et Evang.) das erſte Baptiſterium des Gaues, und in der St. Laurentiuskirche zu Pieſendorf, als Hauptort des Gaues mit ihm homonym Pisontium genannt, die erſte Seelſorgskirche. Die Taufkirche zu Neukirchen (S. Joann. Bapt.) im Oberpinzgau iſt jünger und abſorbirte nach ihrem Baue den alten Ortsnamen Oberſill. Sie möchte ebenſo wie die für das obere Salzachthal nothwendig gewordene Seelſorgskirche zu Stuhlfelden (B. Mariae Virg.) in den letzten Jahren des hl. Biſchofes Vitalis erbaut worden ſein. Uttendorf (S. Ruperti) ſtammt offenbar aus der Zeit der Slavenbekehrung. Dagegen halte ich die St. Martinskirche bei Lofer für ſo alt wie das Baptiſterium zu Salfelden, ich will ſagen, aus der Zeit des hl. Rupert ſtammend. Im Allgemeinen möchte ich behaupten, daß der hl. Rupert die Bekehrung der Bevölkerung des Pinzgaues begonnen habe,

ohne die angeſtammte Zähigkeit jenes Bergvolkes bewältigen zu können, welches gegen Ende des V. Jahrhunderts wohl noch eben ſo wenig vom Krypto-Heidenthume rein war, wie die Umwohner Kuchls[1]). Die vollſtändige Bekehrung ſowie die kirchliche Organiſation gelang erſt dem hl. Vitalis, und inſoweit mag man ihn meinetwegen Apoſtel der Pinzgauer heißen.

Die eben aufgeſtellte Behauptung werden beſonders bezüglich ihres erſten Gliedes diejenigen anſtreiten, welche gewohnt ſind, großes Gewicht darauf zu legen, daß in den Breves Notitiae und im Congestum nicht eine einzige pinzgauiſche Schenkung der Herzoge Theodo und Theodebert, ſondern lediglich jene zur Zeit der Biſchöfe Arno's und im günſtigſten Falle Virgil's aufgeführt werden. Dieſer Einwurf hat jedoch kaum jenen hohen Werth, den man ihm von jeher beizulegen ſo nachſichtig war, ſcheint vielmehr auf einer ſchwankenden Grundlage zu beruhen: ich meine damit den hieher bezüglichen Text des Congestums[2]). Er lautet in wörtlicher Ueberſetzung: „Item von demjenigen, was freie Baioarier mit Genehmigung Taſſilos zu genanntem Stuhle gegeben haben, und womit ſie landesherrlich belehnt worden waren .... Boſo, Freier und Prieſter, und deſſen Bruder Johannes gaben mit Genehmigung Taſſilo's im Pinzgaue (Pinuz-gave) die Orte Namens Pieſendorf (Bisonzio) und Salfelden (salafelda) und an einem andern Orte, der Walhendorf (uico romanisco) geheißen wird, im Salzburg-Gaue neben der Sale im Ganzen XV. theils zinspflichtige, theils leibeigene Höfe, bemaiert und unbemaiert, was, wie wir oben geſagt haben, ihnen aus landesherrlichem Eigen zu Lehen verliehen worden war, und die Vergabung ſelbſt zu beſagtem milden Ort ließ der Herzog vollſtändiger und feſter beſtätigen (plenius et firmius fecit confirmare). Im oben genannten Orte Bisonzio iſt eine Zelle erbaut, in welcher Mönche von ihrer Handarbeit leben." Leider regiſtriren die Breves Notitiae, die ſich in der Regel präciſer ausſprechen, wodurch man dann die parallelen Ausſagen des Congestums zu controliren in Stand geſetzt iſt, dieſelbe Schenkung nur mit den ganz einfachen Worten[3]): „Buſo, der Prieſter, und Johannes, deſſen Bruder gaben dem hl. Petrus und Rupertus zum juvaviſchen Stuhle für ihr Seelenheil alles, was ſie zu Eigen hatten im Dorfe Walchwics und im Biſontium, das nun Pinzgau heißt, ſowie in Salfeld am Salafluſſe im Ganzen XV. Höfe mit ihrer Zugehör." In der Textirung dieſer zwei Stellen ſcheint etwas ganz anderes zu liegen, als man gewöhnlich herausliest. Die Sache dürfte ſich verhalten, wie folgt. Vorerſt wird ſicher ſein, daß es ſich hier um eine der älteſten Schenkungen handle, weil ſie an die Spitze der Aufzählung geſtellt iſt. Sie mußte in einer Zeit gemacht worden ſein, in welcher jene Gebirgsgegend noch Biſontium hieß, die jedoch in der Zeit, in welcher der Diakon Benedict das Congestum zuſammenſtellte, bereits Pinzgau genannt

[1]) Vgl. Eugipp. Vita S. Severini c. XI. Edit. Kerschbaumer. [2]) Juv. Anh. p. 23. 24. [3]) Juvav. Anh. p. 39.

wurde. Ein Herzog Taſſilo ertheilte die Genehmigung, ein Herzog Taſſilo beſtätigte ſie, um ſie vollſtändiger und feſter zu machen, als ſie bis dorthin geweſen war, was in Anſehung der hiezu ertheilten Genehmigung als überflüſſig erſcheint, wenn der genehmigende und beſtätigende Herzog eine und dieſelbe Perſon war, was darum mehr als zweifelhaft erſcheinen muß. Eine Parallelſtelle im nämlichen Congestum regt denſelben Zweifel an; ſie lautet[1]): „Wilipato Geiſtlicher und Freier ſchenkte mit Genehmigung wie oben (Herzog Taſſilo's) im Gaue Sundergau, im Orte der Auerdorf (Urdorf) heißt, am Auerbach-Bächlein 9 Höfe, bemeiert und unbemeiert, ebenfalls aus landesherrlichen Eigen, welche Schenkung beſagter Herzog vollſtändiger beſtätigte (dux manu sua pleniter confirmavit)." Wie oben das zur Zeit des Verfaſſers der Breves Notitiae längſt obſolete Bisontium in den Text aufgenommen wird, ſo hier ebenſo der obſolete Sondregave ſtatt des normalen Thälergaues (pagus inter valles[2]). Zudem müßte es auffallen, daß eine bedeutende Schenkung, wenn ſie zur Zeit Taſſilo II. eine primitive geweſen wäre, auf ſeit dem Jahre 739 geſetzlich Freiſing'ſchen Diöceſangebiete nicht nach Freiſing, ſondern an die Salzburger Kirche gemacht worden wäre, während eine Beſtätigung einer viel früher in der Art gemachten Schenkung ſehr erklärlich iſt. All dieß zuſammengehalten befeſtigt mich in meiner im Capitel über das Verbrüderungsbuch ausgeſprochenen Meinung, daß in den obenangezogenen Schenkungen im Pinzgau und zu Auerdorf am Inn als genehmigender Herzog jener Taſſilo I. (595 — ca. 610) aufſcheine, der als Wohlthäter des Kathedralkloſters in deſſen Verbrüderungsbuch eingetragen iſt, und von dem ſich ſonſt keine Schenkung auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit nachweiſen läßt, als eben die vorher beſprochenen. Den Verfaſſern des Congestum und der Breves Notitiae ſcheinen die Schenkungs- und Beſtätigungsurkunden vorgelegen zu haben; in den einen wie in den andern erſcheint ein Herzog Taſſilo, einmal genehmigend und dann beſtätigend. Daß der Genehmiger Taſſilo I., der Beſtätiger aber Taſſilo II. geweſen ſei, entging ihnen, und die Fuſion des I. und II. Taſſilo war fertig. Wegen des augenfälligen Parallelismus wiederhole ich hier, was ich über eine ähnliche Fuſion, die ſich des Verfaſſer des Congestum, der Diakon Benedict, zu Schulden kommen ließ, früher ausgeführt habe. Er fundirt in ganz ähnlicher Weiſe Theodebert, den Sohn Theodo's, den der hl. Rupert getauft hatte, mit Theodebert, dem Vater Herzog Hugiberts, weßwegen in ſeiner Darſtellung: »Successor namque filius ejus Hucbertus«[3]) ebengenannter Herzog Theodo als Großvater Herzog Hugiberts erſcheint: ein Irrthum, der beinahe 200 Jahre überſpringt. Der Verfaſſer der Breves Notitiae war klüger; auch er wußte, daß Herzog Hugiberts Vater Theodebert geheißen habe, ſtellt jedoch Hugibert nicht als Sohn jenes Theodeberts dar, von welchem er vorher geſprochen hatte, was er mittelſt des Demonſtrativums »Ejus« hätte thun müſſen, ſondern als: „Sohn

[1]) Juvav Anh. p. 25. [2]) Congest. Juv. p. 27. [3]) Juvav. Anh. p. 22.

eines Herzogs Theodebert" überhaupt. — Endlich habe ich im Capitel über die Breves Notitiae darauf aufmerkſam gemacht, daß manche der von Taſſilo II. und deſſen Vater Otilo beſtätigten Schenkungen nicht erſt unter ihrer Regierung gemacht worden ſeien, daß vielmehr ein großer Theil derſelben aus viel früherer Zeit ſtammte, aber erſt unter ihrer Regierung die bis dahin mangelnde legale Beſtätigung des Landesherrn erlangte. Es iſt bezüglich des vorhin genannten Geiſtlichen und Freien Wilipato aus Meichelbeck[1]) erweisbar, daß er zur Zeit Taſſilo's gelebt habe, und bezüglich des Freien Buſo und ſeines Bruders Johannes iſt dieß aus den Salzburger Documenten klar; ihre Schenkungen waren aber nicht primitive, ſondern nur Erneuerungen der Schenkungen ihrer Ahnen, die bis auf Taſſilo II. der landesherzoglichen Legaliſirung entbehrten.

Was ſchließlich die Zelle betrifft, von welcher es in vorhin citirter Stelle des Congestum heißt, daß ſie im Orte Bisonzio erbaut war und daß in ihr Mönche von ihrer Handarbeit lebten, ſo wird von ihr keineswegs geſagt, daß ſie erſt unter Herzog Otilo oder Taſſilo II. entſtanden ſei: ſie beſtand eben ſchon und ſcheint vom hl. Rupert oder doch vom hl. Vitalis zu ſtammen. Im Anhalt an den Ausdruck: »in supra memorato loco Bisonzio« hat man gemeint, ſie ſei in Pieſendorf geſtanden, was unrichtig iſt; Pieſendorf war damals nur der nächſte Ort bei Zell am See, wo ſie erbaut worden war. Bei dieſem Anlaſſe mache ich auf den innigen Nexus der St. Hippolytus-Kirchen zu jenen des hl. Laurentius aufmerkſam, wie er auch hier zwiſchen der jüngern Hippolytuskirche zu Zell am See und der ältern Seelſorgkirche zum hl. Laurentius in Pieſendorf zu Tage tritt, — ein Nexus, welchen ich noch öfter zu conſtatiren Gelegenheit haben werde. In den St. Laurentius- und St. Hippolytus-Patrocinien der benachbarten ältern und jüngern Kirchen ſpiegelt ſich nämlich das väterlich-filiale Verhältniß, in welchem der hl. Laurentius als geiſtlicher Vater und der hl. Hippolytus als Sohn im Leben zu einander ſtanden.

Lungau. Mehr die geographiſche Lage als die chronologiſche Ordnung berückſichtigend, füge ich hier die Chriſtianiſirung des Lungaues an. Daß ſie von der St. Maximilianszelle im Banngau ausgegangen ſei, wird wohl nicht anzuzweifeln ſein. Auch im Lungau hielt ſich der Chriſtianiſirungsgang vorzugsweiſe an die alten Römerſtraßen, oder mit andern Worten an die am Laufe der Römerſtrößen dichter geſiedelte Bevölkerung. Die Mönche der St. Maximilianszelle, über den Radſtädter Tauern kommend, ſcheinen zuerſt die gerade Richtung auf jener Conſularſtraße eingehalten zu haben, welche den Lungau von Nord nach Süd durchſchneidend über die Taferneralpe nach Teurnia zog, welche Stadt zur Zeit ihrer Miſſion Sitz eines fränkiſchen Biſchofes war. Ich vermuthe (Sicherheit habe ich freilich keine), daß ſie ihre Filialzelle des St. Maximiliansklooſters zu St. Margarethen aufgeſchlagen haben, von deſſen Patrociniumsnamen der

[1]) Hist. Frising. II. Nr. 78.

Zellname abſorbirt ſein mag. Ich habe ſchon wiederholt darauf aufmerkſam gemacht, daß die St. Margarethenzellen in der alten Salzburgerkirche in auffallender Mehrheit vorkommen. Das älteſte Baptiſterium war ſicherlich St. Michael am Katſchberge nächſt St. Margarethen. Die erſte Seelſorgkirche war die Liebfrauenkirche, welche bei Einführung des Pfarrinſtituts den Namen Maria-Pfarr erhielt, weil ſie damals die Hauptplebanie des ganzen Gaues wurde. Als die Anzahl der Gläubigen in ſichtlicher Zunahme begriffen war, emanirten aus dem Alt-Paptiſterium zu St. Michael zwei weitere St. Johanns Baptiſterien zu Stadl und St. Johann im Seethal, jenes an einer Nebenſtraße über Ramingſtein nach Murau, dieſes an der Conſularſtraße von Juvavum nach Virunum. Beide ſcheinen zugleich Seelſorgkirchen für die Bergbewohner der Umgegend geweſen zu ſein. In mehr als einer Beziehung ſehr merkwürdig iſt das Baptiſterium zu St. Johann im Seethal bei Klauseck. Der dort vor einigen Jahren entdeckte Paſtophorialſtein, den ich in der Abth. I. dieſes II. Theiles, I. Cap. Abſchnitt F., umſtändlich beſprochen habe, liefert den unanfechtbaren Beweis dafür, daß der Lungau im Laufe des VI. Jahrhunderts chriſtianiſirt worden ſei. An den hiſtoriſch ſichergeſtellten Beſtand des Baptiſteriums zu Seethal knüpfen ſich aber auch noch andere wichtige Folgerungen. Da die Carantanerſlaven ſchon um das Jahr 595 das erſtemal in den Lungau einfielen, ihn plünderten und ſicherlich auch verwüſteten, und da der Gau von jener Zeit an bis gegen 630, um welches Jahr dieſelben Slaven ihn in Beſitz nahmen, nie mehr vor Wiederholung ähnlicher Raubzüge ſicher war, ſo iſt einerſeits gewiß, daß das Baptiſterium zu Seethal mindeſtens vor dem Jahre 595 ſchon errichtet ſein mußte, denn ſpäter wäre es nicht mehr möglich geweſen, woraus mit aller Verläſſigkeit folgt, daß das Hauptthal ſchon früher chriſtianiſirt worden war, weil das Baptiſterium zu Seethal als eine Emanation des urſprünglichen Baptiſteriums zu St. Michael und überdieß in einem ſehr abgelegenen, heute noch ſehr dünn bewohnten Thale entſtand. Aus dieſer Abgelegenheit folgt ferner, daß der ganze offenere Thalkeſſel vor der Einrichtung dieſes Baptiſteriums ſchon vollſtändig zum Chriſtenthume bekehrt ſein mußte, denn die chriſtliche Miſſion wendete ſich all und überall grundſätzlich zuerſt an die Gegenden mit dichterer Bevölkerung. Dieſe beiläufigen Zeitbeſtimmungen harmoniren vollkommen mit den gleichzeitigen Verhältniſſen der Salzburger Kirche und des Maximiliansklosters. Letzteres mag um 550 vollſtändig conſtituirt geweſen ſein und ſein Miſſionswerk begonnen haben. Da hiebei naturgemäß zuerſt die nähern Gegenden berückſichtigt wurden, ſo mag die Miſſion im Lungau um 560 herum ihren Anfang genommen haben, und zur Zeit, als der hl. Rupert aus dem zeitlichen Leben ſchied (574) in der Hauptſache vollendet geweſen ſein. Die Vollendung der Miſſion in den entlegenern Nebenthälern und die durchgängige kirchliche Organiſation des ganzen Gaues war Aufgabe des hl. Vitalis, und ſomit gelangen wir bezüglich der Errichtung der secun-

däres Baptiſterien zu Stadl und im Seethal beiläufig in das vorletzte Decennium des VI. Jahrhunderts.

Nun findet ſich aber im Lungaue noch eine dritte, ſeinem Patrocinium St. Johannes des Täufers nach ſichere Taufkirche, nämlich jene zu Zederhaus, und man könnte fragen, warum ich ſie unberückſichtigt gelaſſen habe? Einmal ſchon darum, weil ſie zu nahe bei dem Hauptbaptiſterium St. Michael ſteht, wovon ſie nur über eine geogr. Meile entfernt iſt, und dann aber hauptſächlich, weil ſie allem Anſcheine nach aus einer ſpätern Zeit, möglicherweiſe aus der Periode der Slavenbekehrung des VIII. Jahrhunderts, ſtammt. Schon der Ortsname Zederhaus iſt wahrſcheinlich ſlaviſch, denn Zedern gediehen im Lungaue wohl nie. Ueberhaupt ſind die erſt im VIII. Jahrhundert in Aufnahme gekommenen Patrocinien, z. B. S. Bartholomaei zu Mauterndorf, S. Aegydii bei St. Michael, ſowie das ſpecifiſch ſalzburgiſche der Slavenbekehrung, nämlich jenes des hl. Rupert, zu Muhr, zu Weißbriach, zu St. Ruprecht ober Murau, im Lungaue vertreten. Wo cit. Orts vom Paſtophorialſteine in Seethal die Rede war, habe ich beſonders Gewicht darauf gelegt, daß man bei dem Wiederaufbaue der dortigen Kirche ihr wieder das Patrocinium gegeben habe, welches ſie ſchon im VI. Jahrhundert gehabt habe, und dieſes Zurückgreifen auf das urſprüngliche Patrocinium nach dem Zwiſchenraume von mehr als anderthalb Jahrhunderten, während welchen der Lungau unter der heidniſchen Slavenherrſchaft um all ſeine chriſtlichen Erinnerungen gekommen ſein mußte, nur dadurch für erklärbar gefunden, weil die Salzburger Kirche, zu welcher der Gau in älteſter Zeit gehört hatte, in ihren Archiven die Verzeichniſſe der Kirchen und ihrer Patrocinien aufbewahrt haben mußte. Aus demſelben Grunde glaube ich auch annehmen zu dürfen, daß die Patrocinien der alten Seelſorgkirche Maria Pfarr und der Baptiſterien St. Michael und Stadl jene urſprünglichen ſeien, welche ſie bei der Chriſtianiſirung zur Zeit des hl. Rupert erhalten hatten.

Im Allgemeinen könnte man mir vielleicht bemängeln, daß ich den Pinzgau und Lungau in die Urdiöceſe einbezogen habe, ſtatt ſelbe in das Legationsgebiet einzuſtellen. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß der Oberpinzgau ſich zur Einreihung in das Legationsgebiet geeignet hätte, kann aber nicht zugeben, daß dieß auch mit dem Mitter- und Niederpinzgau der Fall ſei, indem jener in zu enger Verbindung mit der Hauptſalzſtätte Reichenhall ſtand, dieſer aber dem Miſſionsfocus Maximilians-Kloſter zu nahe war, um dem Chriſtenthume einen ſchon frühzeitigen Eingang verwehren zu können. Ueberdieß vergewiſſert uns die nicht unbedeutende Ortſchaft Walchen am Eingange in den Oberpinzgau, daß im Herzen des Geſammtgaues das romaniſche Volks-Element noch zahlreicher vertreten war. Dieſes war aber überall das kräftige Ferment im geiſtigen Proceſſe der Chriſtianiſirung für die umwohnende, germaniſche Bevölkerung. — Was aber den Lungau betrifft, bin ich der Anſicht, daß dort das romaniſche Volkselement vor dem Eindringen der Slaven das weitaus vorwiegende geweſen ſei, und glaube

darum zum Schluſſe berechtigt zu ſein, daß das junge, oder richtiger das verjüngerte Chriſtenthum dort raſchere Fortſchritte gemacht habe, als in andern Berggegenden. Der Lungauer Gebirgskeſſel iſt viel reicher an römiſchen Denkmalen in Bild und Schrift, als jeder andere, und wenn er noch dermal jedem andern Thäler-Complexe an echt germaniſcher Topographie und Volksſitte augenfällig nachſteht, ſo iſt dieß nur eine Folge der langen Slavenoccupation, die ihre unaustilgbaren Spuren dort zurückgelaſſen hat. Aus dieſen Erwägungen habe ich es vorgezogen, Pinzgau und Lungau in die Urdiöceſe einzubeziehen, und hiezu kam auch noch der Opportunitätsgrund, daß ich das Chriſtianiſirungsgebiet in dieſer ſüdlichen Richtung abrundete.

3. Chriſtianiſirungsgang im öſtlichen Salzburggaue, Attergaue und Traunſeegaue.

Umgegend von Seekirchen. Die Wiederbelebung des Chriſtenthums der Romanen, welche um den Wallerſee wohnten, iſt älter, als jene der Umwohner Juvavums, und ihr war jene der Bewohner Lorchs und der Walchen im Attergaue vorausgegangen. Daß aber von Petena und Juvavum aus ſchon zu Herzog Theodeberts Zeit ſowohl in der geiſtigen Wiederbelebung der Romanen als in der Bekehrung der Baiovarier eifrig fortgefahren wurde, läßt ſich wieder urkundlich belegen. Der Ort Thalgau war allem Anſcheine nach ſchon zu Herzog Theodo's Zeit vom hl. Rupert noch von Petena aus dem Chriſtenthume zugeführt oder wieder zugeführt worden, weil Herzog Theodebert ihn bald nach ſeinem Regierungsantritte zum Kathedralkloſter ſchenkte. Daß jedoch das Chriſtenthum in Thalgau und deſſen Umgegend raſche Fortſchritte gemacht habe, geht klar aus dem Wortlaute des Documents hervor, womit die Schenkung Thalgau's zum Frauenſtifte Nonnberg berichtet wird. Die Schenkung Thalgau's zum Kathedralkloſter meldet das Congestum mit den Worten[1]: „Das Oertchen (Locellum), das Thalgau heißt, im genannten Salzburggaue, wo Wald, Wieſen und Weiden ſind", und in gleicher Weiſe ſprechen ſich auch die Breves Notitiae aus[2]. Wo aber vom Congestum erzählt wird, daß Thalgau dem Frauenſtifte zugewendet wird, heißt es ausdrücklich[3]: „den Ort, der Thalgau heißt, wo nur eine Kirche, Wieſen und Wald ſind". Hieraus geht hervor, daß die Chriſtianiſirung und Hand in Hand mit ihr die Cultur von Thalgau und deſſen Umgegend im Zeitraume von etlichen Jahren ſo raſch vorgeſchritten war, daß man die Erbauung einer eigenen Seelſorgkirche (S. Martini) für unerläßlich anſah. Daß ſich jedoch die Chriſtianiſirung nicht nur auf die nächſte Umgebung Thalgau's beſchränkt, ſondern ſüdlich und öſtlich vorgedrungen ſei, iſt wieder aus den Schenkungen erſichtlich, welche Herzog Theodebert wohl faſt gleichzeitig in jenen Richtungen dem Frauenſtifte auf dem Nonnberge zuwendete. Dieſe ſind: ein Drittel der Fiſchweide des Manſee's und Oberſee's, drei (bez. vier) zinspflichtige Höfe im

[1]) Juvav. Anh. p. 21. [2]) Ib. p. 34. [3]) Ib. p. 28.

Attergau, und im Traunſeegau XV. bemeierte und V. unbemeierte Höfe. Dieſe Schenkungen an ein Attribut des juvaviſchen Stuhles ſind Remuneration für die apoſtoliſchen Mühen des letztern in den betreffenden Gegenden und bilden mit den ältern Erwerbungen die Grundlage des über den Attergau und Traunſeegau ausgebreiteten Miſſionsſyſtems, das wir nun zu erörtern haben.

Attergau und Traunſeegau. Ich habe früher ſchon angedeutet, daß die Seelſorge in den Sporaden an der Conſularſtraße wahrſcheinlich von Seekirchen aus beſorgt worden ſei. Bezüglich der um Straßwalchen (im Salzburggaue) und Walchen bei Böcklamarkt gebildeten chriſtlichen Gemeinden läßt ſich ſchon der Nähe wegen für die erſte Zeit kaum etwas Anderes vorausſetzen. Mit der Seelſorge war aber immerdar das Miſſionswerk zur Erweiterung der Chriſtengemeinde verbunden, und aus den dem biſchöflichen Stuhle und deſſen Attributen als Remuneration zugegangenen Schenkungen erſehen wir, daß die Miſſionsarbeit nicht ohne Erfolg geblieben ſei. — So erwünſcht es wäre, die Lage jener drei Höfe, welche Herzog Theodebert dem Stifte Nonnberg im Attergau ſchenkte, genau zu kennen, wird die zuverläſſige Ermittelung derſelben nicht zu hoffen ſein, indem uns auch das älteſte Urbarium von Nonnberg hierüber im Dunkeln läßt. Nonnberg beſaß im XIII. Jahrhundert Ruſticalien und Dominicalien am Höhfeld, zu Mühlham, Kirchham (Pöndorf), aber auch zu Steinbach am Oſtgeſtade des Atterſee's, ſowie in Hainbuch. Ich ſuche jene drei Höfe mit einiger Wahrſcheinlichkeit in Nußdorf, Stainbach gegenüber, weil ſich, wie auch der fleißige Pillwein erzählt, die Sage von einem Nonnenkloſter, das dort geſtanden haben ſoll, erhalten hat. Dieß dürfte auf wiederholte, längere Anweſenheit von Nonnberger Nonnen z. B. der Schaffnerin und ihrer Begleiterinnen auf ihrem Hofe zu Nußdorf zurückdeuten. Den frommen Nonnen kann man nun freilich nur einen höchſt indirekten Einfluß auf die Verbreitung des Chriſtenthums in jener Gegend zuſchreiben; daß ſie aber zu dieſem Zwecke ihren vom Herzog Theodebert erworbenen Grundbeſitz im Traunſeegaue ſowohl als am Atterſee an ein zum Miſſionswerke in's Leben gerufenes Männerkloſter willig abgetreten haben, ſteht wohl außer Zweifel. Dieſes Männerkloſter war aber die um das Jahr 550—553 errichtete Abtei Altmünſter am Traunſee. Ich vermuthe die Gründung derſelben kurz vor dem Tode des Herzoges Theodebert, weil die reichliche Dotation desſelben die Munifizenz jenes Herzoges vorausſetzt. Stiftungsurkunde, Traditionscodex u. ſ. w. ſind wohl unwiederbringlich verloren und ſcheinen, wie ſo viele andere Documente des Alterthums, wahrſcheinlich bei dem Slaveneinfalle um 610 zu Grunde gegangen zu ſein. Für die wirkliche Exiſtenz und längern Beſtand dieſer Abtei bürgt aber außer dem Ortsnamen Altmünſter auch ihre für den Anfang des X. Jahrhunderts (909) noch documentirte großartige Domäne und deren Erhaltung im Frauenkloſter Traunkirchen (Neumünſter), an welches ſie bei deſſen Gründung in der Neige des XI. oder am Beginne des XII. Jahrhunderts zu be-

trächtlichem Theile übergegangen ist. An diese zwei Beweismomente für die einstige Existenz des Klosters Altmünster reihen sich einzelne Nachrichten über den einst weit ausgedehnten Seelsorgbezirk der Abtei im Pfarrarchive zu Altmünster und ein lieblicher Kranz von kirchlichen Sagen, die deren älteste Geschichte umranken, aber auch zum Theil verhüllen.

Der Name Altmünster als erstes Beweismoment spricht für sich selbst klar genug, als daß eine weitere Auseinandersetzung nöthig wäre, daher kann ich auf das zweite übergehend fortfahren: Am Nordwestgestade des Traunsee's bestand in älterer Zeit überhaupt d. h. vor dem Ende des IX. Jahrhunderts einstmals eine Abtei mit mehrern untergebenen Klöstern oder doch Zellen. Dieß ist documentirt durch das Diplom K. Ludwigs vom 19. Februar 909, ausgestellt zu Holzkirchen für Erzbischof Piligrim von Salzburg, seine Metropolitankirche und den Grafen Aribo[1]), dessen Hauptinhalt lautet: „Es sei kund und zu wissen all Unsern Getreuen, dermaligen und zukünftigen, daß Wir auf Fürbitte Unserer Getreuen, der ehrwürdigen Bischöfe Adalbero, Salomon und Dracholf, sowie des Grafen Chonrad Unsers Verwandten und Altmanns, Abgesandten des Erzbischofes Hatto und Diotrichs, Vasallen des ehrw. Erzbischofes Piligrim beschlossen haben, die Uns eigenthümliche Abtei Traunsee, welche ehedem die leiblichen Brüder Alpker und Gundpercht inne hatten, dem Grafen Arbo und dem Erzbischofe Piligrim jedem auf Lebenszeit und nach ihrem Ableben .... dem hl. Salzburgerstuhle zu Eigen zu schenken. Wir haben ihnen also übergeben vorgenannte Abtei Traunsee mit den Münstern (cum monasteriis), Gebäuden, Höfen (curtibus), Leibeigenen beiderlei Geschlechtes, Ländereien, Bebautem und Unbebautem, Aeckern, Wiesen, Weiden, Feldern, Wäldern, Jagden, Gewässern, Fischereien, Wegen und Unwegsamem, Aus- und Eingängen, Mühlen, Unangesprochenem und Ansprechbarem, Beweglichem und Unbeweglichem in ganzer Gesammtheit u. s. w." — Wollte man in Anbetracht des herkömmlichen Formalismus aus der Aufzählung der einzelnen Bestandtheile auf einen größern Rechts- und Gutscomplex der Abtei Traunsee zu schließen nicht geneigt sein, so liegt in der Zahl und Stellung der Fürbitter, der drei Bischöfe Adalbero von Augsburg, Salomon von Constanz, Dracholf von Freising, sowie des Abgesandten des Erzbischofes Hatto von Mainz und der Grafen Chonrad, des Anverwandten des Kaisers, und Diotrichs, des salzburgischen Vasallen, wohl unbestreitbar der Beweis dafür, daß es sich bei dieser Schenkung um eine großartige Herrschaft gehandelt haben müsse.

Daß die Abtei Traunsee, als solche, im Jahre 909 schon längere Zeit nicht mehr bestand, geht daraus hervor, daß im Schenkungsdiplome ausdrücklich bemerkt ist, daß sie „ehedem die leiblichen Brüder Alpker und Gundpercht innegehabt hatten", sowie daß sie durch die Schenkung wieder in den

[1]) Juvav. Anh. p. 121.

Mitbeſitz eines Laien, nämlich des Grafen Aribo überging. Wie es um derlei kirchliche Inſtitute, die als Commenden in Laienhände geriethen, ſtand, wiſſen wir zur Genüge: die Rente für den Nutznießer war Hauptſache, der urſprüngliche kirchliche Zweck vielfältig nicht einmal mehr Nebenſache. Auch die Biſchöfe jener alten Zeit, welche Abteien als Commenden erhielten, haben ſchlimme Beiſpiele hinterlaſſen. Sie logirten ſich oft auf Wochen, ja Monate in ihren Commenden ein, begleitet von einem fürſtlichen Gefolge ihres Hofſtaates, einem Troß von Jägern, Falknern, Pferden und der unvermeidlichen Meute zahlloſer Jagdhunde. Es iſt bekannt, daß vorzugsweiſe die dadurch verurſachten unerträglichen Bedrückungen der entſcheidende Grund waren, auf welchen hin viele Klöſter den apoſtoliſchen Stuhl dringend um Verleihung der Immunität baten, und auch erhielten. Exempla odiosa. Wie lange die Brüder Alpker und Gundpercht die Abtei Traunſee innehatten, iſt nicht zu ermitteln: ſie ſtanden ſchon im Jahre 888 im Mannesalter, denn in jenem Jahre kommen ſie als Zeugen eines Tauſchvertrages zwiſchen Erzbiſchof Dietmar und einem Prieſter Adalolt vor[1]), und ſcheinen Grafen geweſen zu ſein, da ſie vor den übrigen 29 Zeugen unterſchrieben ſind. Daß ſchon zu ihrer Zeit, wie ſpäter, Traunſee nur noch Titularabtei war, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß damals, wie ſpäter, nirgends ein Abt von Traunſee in den Urkunden vorkommt. Titular-Abtei war ſie aber damals ſchon geraume Zeit. Wir ſahen ſoeben, daß ſie im Jahre 909 Eigenthum des Erzbiſchofs Piligrim und des Grafen Aribo wurde, und zu dieſem ausgedehnteſten aller Rechte auf eine Sache war ſie ohne Zweifel erſt auf der Scala der Adminiſtration, dann der Commende und zuletzt des förmlichen Lehens emporgeſtiegen, oder mit andern Worten vom Nutzgenuſſe durch den Beſitz zum Eigenthum. Alpker und Gundpercht ſcheinen Lehensbeſitzer der Titular-Abtei geweſen zu ſein, möglicher Weiſe waren ſie im Jahre 907 mit der Blüthe des baioariſchen Adels in der Magyarenſchlacht umgekommen und dadurch das Lehen heimfällig geworden. Da ſie im Jahre 888 ſchon volljährig geweſen, ſo mag ihr Beſitz bis nahe gegen die Mitte des IX. Jahrhunderts zurückreichen, und da ſie im gemeinſamen Beſitze ſtanden, ſo wird man annehmen dürfen, daß ſie denſelben von ihrem Vater geerbt hatten, beziehentlich, nach ihm damit belehnt worden waren. Ihr Vater wird wohl jener Adelige Alpker geweſen ſein[2]), der im Jahre 843 zur Beſtimmung der Grenzen am benachbarten Aberſee mit noch andern 15 Adeligen als Schiedsmann beigezogen wurde, um den Zwiſt über Jagd- und Fiſchereirecht, der zwiſchen Erzbiſchof Liupram von Salzburg und Biſchof Baturich von Regensburg, als Inhaber der Abtei Mondſee und der benachbarten Zelle am Aberſee, entſtanden war, zum Austrage zu bringen. Wie ſeine Söhne, ſcheint auch der Vater Alpker mit der Titular-Abtei ſchon belehnt geweſen zu ſein; der von 820 bis beiläufig 720—740 zurück noch

[1]) Juvav. Anh. p. 106. [2]) Juvav. Anh. p. 90.

unaufgeklärte Zeitraum dürfte auf Commende und Adminiſtration zu repartiren ſein. Wie lange jede dieſer Phaſen gedauert habe, iſt an und für ſich ziemlich irrelevant, was aber wichtig iſt, iſt die Thatſache, daß die Domäne der Abtei durch ſie hindurch wie ein Fideicommißgut in ihrer Integrität ungeſchmälert erhalten worden ſei. Die einzelnen Attribute der Domäne laſſen ſich aus der ganz allgemein gehaltenen Angabe im Diplome vom Jahre 909 nicht entnehmen, und noch weniger kann man die ſeelſorglichen Rechte der Abtei und folgerecht hiezu den Umfang ihres Seelſorgbezirkes daraus reconſtruiren, indem ſie bezüglich letzterer nur die Andeutung enthalten, daß mehrere Filialklöſter (cum monasteriis), beziehentlich Zellen, dazu gehört haben. Hier kommt uns aber die ungefähr am Anfange des XII. Jahrhunderts geſtiftete Frauenabtei Traunkirchen zu Hilfe, in deren Dotation die weltlichen Gerechtſamen der Männerabtei Altmünſter wieder aufſcheinen, und auch der ſüdliche Theil des alten Seelſorgbezirkes, durch die dort von der Aebtiſſin geübten Patronatsrechte, wieder erkennbar wird. Für den größern außer dem Gebirge gelegenen Theil des alten Seelſorgbezirkes geben uns aber einzelne Aufſchreibungen im Archive der heutigen Pfarrei Altmünſter einige ſehr erwünſchte und ziemlich verläßliche Winke, ſo daß ſich mit Zuhilfenahme anderweitiger Kenntniß der kirchlichen Zuſtände älterer Zeit in jener Umgegend der urſprüngliche Seelſorgbezirk der Abtei Altmünſter wenigſtens in allgemeinen Umriſſen darſtellen läßt.

Obwohl der ſpätere Seelſorgbezirk, wie er ſich aus den Patronatsrechten der Frauenabtei Traunkirchen und den Aufſchreibungen des Pfarrarchivs von Altmünſter entwerfen läßt, in die Reihe der Beweiſe gehört, die ſich uns für die einſtmalige Exiſtenz der Abtei Altmünſter darbieten, ſo muß ich doch hier ſchon auf die Gründung der Abtei ſelbſt eingehen, weil die Entfaltung ihres Seelſorgbezirkes ſich zur Gründung der Abtei, als Focus der miſſionären und ſeelſorglichen Thätigkeit, wie die Wirkung zur Urſache verhält. Hiezu muß ich vor Allem die Bemerkung vorausſchicken, daß ſich die Abtei Trunseo als wirkliche, d. h. als lebenskräftige und darum thätige im IX. und VIII. Jahrhundert (etwa mit Ausnahme der erſten vier Decennien des letztern) abſolut nicht unterbringen laſſe. Der verläſſigſte Beweis hiefür liegt in dem gänzlichen Stillſchweigen der Salzburger Urkunden jener Jahrhunderte, und unter dieſen in erſter Linie der Breves Notitiae bezüglich des VIII. und in Bezug auf das IX. Jahrhundert jener 43 Documente, welche v. Kleimayrn aus dem IX. Jahrhundert in ſeiner Juvavia abgedruckt hat[1]). Da die Breves Notitiae an 300 Schenkungen von Herzogen, Dynaſten, Adeligen und Gemeinen aufführen, von denen eine beträchtliche Anzahl während des VIII. Jahrhunderts gemacht, oder gegen Ende desſelben beſtätigt wurde, und auch jene 43 Documente des IX. Jahrhunderts ſich auf die ganz alte Salzburger Diöceſe und darüber hinaus erſtrecken, und ſelbſt

[1]) Juvav. Anh. p. 57—118.

Erwerbungen von einzelnen Gehöften, ja ſogar Tagwerken nicht übergehen, ſo iſt es geradezu unglaublich, daß die einen wie die andern nicht irgend eine Meldung von der Abtei Trunseo enthielten, wenn ſie damals noch lebenskräftig beſtanden hätte. Dagegen kann auch der Vorwand nicht geltend gemacht werden, daß das Gebiet fraglicher Abtei ſeit der Diöceſen-Eintheilung durch den hl. Bonifacius, alſo ſeit 739, nicht mehr nach Salzburg, ſondern nach Paſſau gehört habe. Denn abgeſehen davon, daß auch keine Paſſauer Urkunde mindeſtens vor dem XI. Jahrhundert von der Abtei Traunſee oder auch nur von irgend einem Orte in deren Umgegend Meldung mache, iſt es überhaupt unwahr, daß jene Umgegend vor der Mitte des X. Jahrhunderts paſſauiſches Diöceſangebiet geweſen ſei. Der Landſtrich zwiſchen dem Gebirge und Kobernaus, Hausruck und ſüdlich einer Linie über Wolfsegg, zwiſchen Weibern und Offenhauſen, zwiſchen Wels und dem Dorfe Traun in den gleichnamigen Fluß und deſſen rechten Ufer und dem Gebirge gehörte bis zum Jahre 955 noch zu Salzburg (den ſubſtanzirten Beweis für dieſe, mit der allgemeinen Annahme im direkten Widerſpruche ſtehende Behauptung werde ich im Schlußkapitel des III. Theiles erbringen). Wäre daher die Abtei Trunseo im VIII. oder IX. Jahrhundert gegründet worden, ſo hätte dieß von Salzburg aus, oder doch nicht ohne Gutheißung des Salzburger Stuhles, geſchehen müſſen. Die Salzburger Documente enthalten aber nicht die leiſeſte Erwähnung hievon. Dieß berechtigt zum Schluſſe, daß ſie damals, wenigſtens lebenskräftig, nicht mehr beſtanden habe. Sie mußte aber früher beſtanden haben: wann war ſie alſo gegründet worden, und wann iſt ſie eingegangen? Hierauf werde ich ſofort zu antworten verſuchen.

Ich habe ſchon früher bemerkt, daß die Gründung einer, wie wir ſehen werden, ſo großartig dotirten Abtei wie Altmünſter (Trunseo) ohne Dazwiſchenkunft der landesherrlichen Munificenz nicht denkbar ſei. Der fragliche Landesherr war aber nicht Herzog Theodo, denn er hatte dem hl. Rupert im Traungau (zu Bachmanning) allerdings Güter zu ſeinem biſchöflichen Stuhle geſchenkt, ſie lagen aber im äußern, nicht im innern oder eigentlichen Traunſee-Gaue (Gau immer noch nicht im politiſchen, ſondern rein geographiſchem Sinne als Umgegend genommen). Irgend ein baiovariſcher Herzog des VIII. Jahrhunderts war wieder nicht Stifter der Abtei Trunseo, wie wir ſoeben geſehen haben, und an einen jener dem landesbiſchöflichen Stuhle von Salzburg gelinde geſagt abgeneigten Herzoge des VII. Jahrhunderts iſt ohnehin nicht zu denken. Mithin bleibt als wahrſcheinlicher Stifter des alten Münſters nur der ebenfalls vom hl. Rupert getaufte Herzog Theodebert übrig. Aber auch dieſer Herzog Theodebert ſtiftete unſere Abtei nicht in den erſten Jahren ſeiner leider ſo kurzen Regierung; denn er dotirte im Traunſeegaue nur die bald nach ſeinem Regierungsantritte vom hl. Rupert errichtete Frauenabtei Nonnberg mit 15 bemeierten und 5 unbemeierten Romanenhöfen. In dieſem Gütercomplexe ſcheinen die erſten Anfänge der Domäne von Altmünſter zu liegen; er kommt im älteſten Urbarium Nonnbergs ſchon nicht mehr

vor, und darum wird man annehmen dürfen, daß das Stift Nonnberg zu Gunſten der etwas ſpäter gegründeten Abtei Traunſee, vielleicht anderweitig entſchädigt, darauf verzichtet habe. Dasſelbe ſcheint mit den 4 Höfen im Attergaue, die ich bei Nußdorf am Weſtgeſtade des See's ſuche, der Fall geweſen zu ſein. Das Congestum gibt auch hier nur 3 an, allem Anſcheine nach darum, weil es nur die bemeierten berückſichtigt, während die Breves Notitiae 4, nämlich bemeierte und unbemeierte regiſtriren; eine Variante, die auch bei den 15 und 20 Höfen des Traunſeegaues zu conſtatiren iſt. Wichtiger als dieſe Variante in der Zählung iſt die Variante in der Schreibung, indem das Congestum ausdrücklich »in pago adragave«, hat die Breves Notitiae dagegen »in Matergou«. Die Conjectur eines jüngern Topographen, daß der Attergau ein Untergau des Mattiggaues geweſen ſei, iſt eine müßige, indem ſich die Schreibung in matergou einfach als eine mißverſtandene Phoneſis im-atergau herausſtellt. Auf einem ähnlichen Mißverſtändniſſe wird auch das in der Mondſee'r Chronik einige Male vorkommende Matergaoe ſtatt im-Atergaoe beruhen. Da nun Herzog Theodebert jene 24 Höfe im Traunſee- und Attergaue zuerſt zum Stifte Nonnberg ſchenkt, dasſelbe jedoch nicht lange im Beſitze derſelben geblieben iſt, ſo wird die vorhin ausgeſprochene Annahme, daß ſie an das in des genannten Herzogs letzten Regierungsjahren gegründete Stift Altmünſter abgetreten worden ſeien, wohl die zunächſtliegende ſein. Demnach fiele die Gründung von Altmünſter ungefähr auf das Jahr 550.

Wie aber das präciſe Gründungsjahr der Abtei Altmünſter nicht genau angegeben werden kann, ſo iſt auch die Zeit, in welcher ſie ihre klöſterliche Eigenſchaft vollends einbüßte, in ein beinahe undurchdringliches Dunkel gehüllt, und bleibt daher in dieſer Beziehung mehr oder minder wahrſcheinlichen Vermuthungen ein weites Feld offen. Inſtitute, die von einem lautern, kirchlichen Geiſte belebt ſind, haben überhaupt ein unglaublich zähes Leben, eben weil ſie mittelſt ihres Geiſtes an der Unverwüſtlichkeit der Kirche ſelbſt participiren. Wir haben hiefür ein ſtrahlendes Beiſpiel in unſerer Nähe; es iſt das dermalige Stift regulirter Chorherren zu St. Florian, mit St. Moritz im Walliſerlande das älteſte Kloſter diesſeits des Hochalpenkammes. St. Florian iſt ſo recht eigentlich ein immer wieder lebenskräftiger Phönix aus wohl zehnmaliger Aſche. So glücklich war nun freilich die Abtei Altmünſter nicht; daß ſie jedoch unter der Wucht ihres herben Geſchickes dem erſten, obgleich noch ſo ſchweren und lang andauernden Stoße nicht erlag, ſteht mir wenigſtens außer allem Zweifel. Dieſer Stoß war aber ihre Zerſtörung durch die in Baioarien einbrechenden Carantaner-Slaven. Immerhin wird es das Wahrſcheinlichſte bleiben, daß die Abtei Altmünſter, ebenſo wie jene St. Maximilians im Banngaue, ſchon im Jahre 610—612 von den Slaven verwüſtet worden ſei. Das präciſe Verwüſtungsjahr der Abtei iſt jedoch von minderer Wichtigkeit als die genugſam conſtatirte Thatſache, daß die Slaven, wenn auch diesmal noch nicht, ſo doch bald

nachher lange Zeit im Beſitze der Gegenden blieben, in denen Altmünſter und der Hauptſtock des einſtmaligen Beſitzes ſeiner Abtei lagen, und dieſer war das heutige Salzkammergut. Die unerſchöpflichen Salzquellen und -Gruben waren für die Slaven aber auch ſicherlich der vorzüglichſte Beweggrund, ſich mit der ihnen angebornen Hartnäckigkeit im Beſitze derſelben zu behaupten, als es ihnen endlich gelang, ſich derſelben bleibend zu bemächtigen. Im ſeit mehr als einem Jahrtauſende unaufhaltſam thätigen Germaniſirungsproceſſe haben ſich die ſlaviſchen Ortsbenennungen freilich entweder ganz verloren oder bis zum Unkenntlichen abgeſchliffen, jedoch haften immer noch einzelne an Bächen, Bergen und Oertlichkeiten und treten jenſeits der Pötſchen in auffallender Menge auf. Aber diesſeits werden die Felſenpyramiden weſtlich vom Weißenbachthale, der hohe Zimmitz und Leonsberg — dieſer ſchon 748 als Liubinsperch documentirt — auch für ſpätere Geſchlechter noch als gewaltige Denkſteine der einſtmaligen Slavenherrſchaft gelten. Wäre die ſlaviſche Occupation nur eine vorübergehende geweſen, ſo müßten dieſe Sprachreſte gänzlich mangeln. Wir wiſſen aus Paul dem Diakon, daß die Slaven um 610 den Baioariern eine empfindliche Niederlage beibrachten und hierauf das Grenzgebiet derſelben plünderten und verwüſteten. Wem geſchichtliche Nachrichten höher ſtehen als vorgefaßte Hypotheſen, der wird auch die Verwüſtung der Maximilianszelle im Banngaue in jene Zeit einreihen, und von Altmünſter gilt wohl dasſelbe. Der nämliche Geſchichtſchreiber erzählt aber weiter, daß ſich die Baioarier bald darauf wieder ermannten, den Slaven ihre Beute abnahmen und das Grenzgebiet von ihnen ſäuberten. Damals gelangten alſo die Slaven noch nicht auf länger in den Beſitz des von ihnen verwüſteten Salzkammergutes. Man wird vorausſetzen dürfen, daß auch die Abtei Altmünſter ſich wieder wenigſtens auf mehrere Jahre erholte; bei der Maximilianszelle war dieß freilich nicht der Fall, wie wir aus den Breves Notitiae wiſſen. Erſt als die Carantanerſlaven ſich enger an das aufblühende Slavenreich Samo's im Norden der Donau anſchloſſen (ca. 627—630), mag das Salzkammergut wie der Landſtrich an beiden Ufern der untern Enns unter ſlaviſche Botmäßigkeit gerathen ſein, die bis zu Samo's Tod im Jahre 662 gedauert haben wird. Bald darauf kamen, wie es ſcheint, die am linken Ennsufer ſiedelnden Slaven unter baioariſche Herrſchaft, denn in jener Zeit finden wir die Enns als Grenzſcheide zwiſchen Avaren und Baioariern hiſtoriſch conſtatirt. Natürlich nahmen damals die Baioarier auch die unſchätzbaren Salzwerke an der oberen Traun wieder in Beſitz und verdrängten die Slaven über die Pötſchen, wo ſie ihnen die Salzwerke im Auſſeethale überlaſſen haben mögen. Daß ſich die Slaven jenſeits der Pötſchen viel länger gehalten haben als diesſeits, beweiſen die dort bis heute in größerer Häufigkeit üblichen ſlaviſchen Ortsnamen. Erſt jetzt kann ſich auch die freilich lebensgefährlich geſchädigte Abtei Altmünſter wieder etwas erholt haben, trug aber den Todeskeim ſicherlich in ſich. Daß ſie am Anfange des VIII. Jahrhunderts mittelſt Einführung der Regel

des hl. Benedict — die in jener Zeit auch zu St. Peter in Salzburg und in andern Klöſtern ausſchließlich in Aufnahme kam — nochmals auflebte, darf man aus dem Patrocinium des hl. Benedict erſchließen, unter welchem die Pfarrkirche Altmünſter heute noch ſteht. Allem Anſcheine nach war aber Altmünſter als Kloſtergemeinde ſchon um 740 vollends eingegangen. Die Urſache dieſes Eingehens ſuche ich nicht ſo faſt in der vorausgegangenen Schädigung ſeiner Dotation, ſondern vielmehr im Verfalle der klöſterlichen Disciplin, der zur Zeit des hl. Bonifacius, wie bekannt iſt, allgemein war. Wohl möglich, daß die anſehnliche Domäne der Abtei ſchon damals in Adminiſtration, oder als Commende in Laienhände gerieth. Als ſeelſorgliches Inſtitut beſtand Altmünſter jedoch noch fort, wahrſcheinlich aber von Weltprieſtern verwaltet. Wiſſen wir doch, daß das Weltprieſter-Inſtitut gerade in jener Zeit, z. B. Seitens des hl. Virgilius, ſich beſonderer Begünſtigung und Hebung zu erfreuen hatte, wohl aus dem einfachen Grunde, um über die Mönche, die gebornen Miſſionäre, für die Slavenbekehrung deſto freier verfügen zu können.

Kehren wir nun zur oben angekündigten, weitern Beweisführung für die einſtmalige Exiſtenz der Abtei Altmünſter zurück. Ich habe behauptet, daß in dem weitausgedehnten Seelſorgbezirke der Abtei Altmünſter, wie er ſich noch aus einzelnen alten Aufſchreibungen im Pfarrarchive zu Altmünſter erheben läßt, ein triftiges Beweismoment für die Exiſtenz der Abtei ſelbſt liege. Bis ich auf beſagte Aufſchreibungen des Nähern eingehe, muß ich auf eine wichtige Prärogative der alten Abtei aufmerkſam machen, welche im gebirgigen Theile der Chriſtianiſirung und der auf ſie folgenden Seelſorge eine ſolide Grundlage baute und den Erfolg nachhaltig ſicherte: es war dieß die der Abtei übertragene Schirmvogtei über die umfangsreichen Salzwerke an der obern Traun, ſchon im Stiftungsbriefe von Kremsmünſter Salina major geheißen. Es wäre eine ſeichte Auffaſſung, wenn man hiebei an eine Schirmvogtei gewöhnlicher Art denken wollte: nein, es handelte ſich um den kirchlichen Schutz und die Heiligung eines der weſentlichſten Bedürfniſſe für Hohe und Niedere — des Salzes, in Gewinnung und Vertrieb. Schon nach heidniſch-römiſcher Anſchauung war das Salz römiſches, d. h. unter dem Schutze der Religion ſtehendes Gemeingut. Man mag von manchen, vielleicht zu kühnen Combinationen des Ritters v. Koch-Sternfeld halten was man will, den wahrhaft genialen Nachweis für die religiöſen Anſchauungen des heidniſchen und beſonders des chriſtlichen Alterthums bezüglich der Salzverhältniſſe wird man nicht beſtreiten können. Ich verweiſe der Kürze halber auf ſeine Salzwerke. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß außer dem Hauptzwecke der Chriſtianiſirung und ſeelſorglichen Pflege der Umwohner des Traunſee's die Beſtellung einer religiöſen Gewährſchaft für die dortige große Saline einer der Beweggründe zur Stiftung der Abtei Traunſee geweſen ſei. Die aus der Schirmherrſchaft der Abtei Altmünſter hervorgegangenen Gerechtſamen über die große Saline an der

obern Traun zu Hallſtadt, Iſchl und Auſſee ſpiegeln ſich nur theilweiſe noch in den Prärogativen der Frauen-Abtei Neumünſter oder Traunkirchen, die man im Weſentlichen als Rechtsnachfolgerin der erſteren anſehen kann. Die Frauen-Abtei hatte wohl ſchon von ihrer Gründung an ungefähr im Uebergange des XI. in das XII. Jahrhundert, beſonders aber nach ihrer reichern Dotirung durch den Markgrafen Ottokar VI. von Steyer im J. 1110 förmliche Vogteirechte über das ganze Iſchlland ausgeübt, wozu ſie als Haupterbin Altmünſters vollkommen befugt war; im Laufe der Zeit ließen aber die guten Nonnen ihre Vogteirechte nach und nach einſchlafen, und erſt die Väter der Geſellſchaft Jeſu, als Rechts- und Beſitznachfolger der im Jahre 1573 ſelbſt eingeſchlafenen Nonnengenoſſenſchaft, reclamirten die Vogteirechte wieder, nachdem ihnen die Abtei Traunkirchen, die bis zum Jahre 1622 adminiſtrirt worden war, bald danach als Reſidenz war angewieſen worden. Das Patronatsrecht über die inzwiſchen entſtandenen Pfarreien Traunkirchen, Iſchl, Goiſern, Auſſee und Nußdorf am Südweſtgeſtade des Atterſee's hatten ſich die Aebtiſſinen jedoch zu wahren gewußt, ſo lange die Abtei ſelbſt beſtand. Aus dieſem ausgedehnten Patronate leuchtet im Allgemeinen ein hübſches Stück des einſt Altmünſter'ſchen Seelſorgbezirkes hervor, insbeſondere weist aber Nußdorf auf den Urſprung aus der nahen Altmünſter'ſchen Zelle zurück. Zu den ebengenannten Pfarreien ſind dann auch noch die ebenfalls unter dem Patronate des neuen Münſters geſtandenen Vicariate Hallſtadt, Goſau und St. Agatha zu zählen. Da alle dieſe ſehr wichtigen Rechte ebenſo wie der bedeutende Grundbeſitz nur eine Erbſchaft aus dem Nachlaſſe der frühern Abtei Altmünſter waren, ſo iſt damit auch der Nachweis für die einſtmalige Ausſtattung derſelben mit allen herkömmlichen Attributen eines großartigen Münſters erbracht.

Was nun den ausgedehnten Seelſorgbezirk der ehemaligen Abtei Altmünſter betrifft, ſo haben wir uns ſchon früher aus dem Diplome K. Ludwigs des Kindes vom Jahre 909 überzeugt, daß ſie mehrere ihr untergeordnete Klöſter oder Zellen beſeſſen habe, weil in derſelben der Ausdruck »cum monasteriis« enthalten iſt; zudem haben wir eben geſehen, daß Altmünſter das Patronatsrecht in allen Kirchen des Iſchllandes ausgeübt habe, und überdieß auch in jener zu Nußdorf am Weſtgeſtade des Atterſee's. Hiezu kommen noch ein Paar Aufſchreibungen im Archive der heutigen Pfarrei Altmünſter, die, ſo mager ſie auch ſind, doch im Zuſammenhalte mit dem ſoeben Berührten einen ziemlich verläſſigen Einblick in das urſprüngliche Miſſions- und nachmalige Seelſorggebiet der Abtei Altmünſter gewähren. Bezüglich der Zellen, die mit dem Ausdrucke »cum monasteriis« gemeint waren, werde ich ſpäter Anlaß haben, es zu hoher Wahrſcheinlichkeit zu erheben, daß die St. Johannszelle am Aberſee, Zell bei Nußdorf, Zell am Petenfirſt und vielem Anſcheine nach Einſiedling an der Alm darunter zu verſtehen ſein, möglich, daß auch St. Agatha (Schmarantz) am Fuße der Pötſchen eine Zelle geweſen ſei, deren Name von jenem des Kirchen-

patrociniums abſorbirt worden ſein kann. Der Mangel irgend einer jetzt noch Zell geheißenen Ortſchaft im Goiſernthale und die Lage von St. Agatha berechtigen meines Dafürhaltens zu einer ſolchen Vermuthung. — Die Aufſchreibungen im Pfarrarchive zu Altmünſter beſtehen in einer Nachricht etwa aus dem XV. Jahrhundert, daß in einem ältern Salbuche vom Jahre 1236 Altmünſter »antiquissima parochia monasteriensis« genannt werde, ſowie in einer andern, daß St. Georgen im Attergaue, als es um das Jahr 1120 ſelbſtſtändige Pfarrei wurde, noch Dienſthaber nach Altmünſter zu reichen hatte. Von dieſen zwei Aufſchreibungen weist das Prädicat »antiquissima parochia monasteriensis« im Allgemeinen auf einen uralten weit ausgedehnten Seelſorgſprengel Altmünſters hin, das Haberſervitut der Pfarrei St. Georgen aber im Beſondern auf ſeelſorgliche Rechte Altmünſters in jener Gegend. Es ſpringt vorerſt in die Augen, daß ſich das ſuperlative Epitheton »antiquissima« nicht auf den Zeitraum von höchſtens 136 Jahren beziehen könne, ſeit welchem Altmünſter Pfarrei im modernen Sinne des Wortes geweſen ſein kann, indem das Pfarrinſtitut erſt ſeit dem Anfange des XII. Jahrhunderts in Aufnahme kam. Deutet aber das Wort antiquissima auf die Zeit vor dem XII. Jahrhunderte zurück, ſo hat auch das andere, worauf es ſich bezieht, nämlich Parochia einen viel ausgedehnteren Sinn, als man ihn ſeit dem XII. Jahrhundert unterzulegen gewohnt iſt. Noch im XI. Jahrhundert wird Parochia vielfältig als ſynonym mit Dioecesis gebraucht. Um hier nur ein Beiſpiel dafür anzuführen, verweiſe ich auf die Bulle Papſt Alexander's II.[1]) vom 21. März 1070, mit welcher er dem Erzbiſchof Gebhard von Salzburg die Erlaubniß ertheilt, wegen großen Umfanges ſeiner Diöceſe ein Bisthum innerhalb derſelben zu errichten. In dieſer Bulle kommt zweimal die Phraſe vor: »unum episcopatum in tua parochia constituere«; und im Genehmigungs-Diplome K. Heinrich's IV. der Errichtung des Bisthums Gurk vom 4. Februar 1072[2]) heißt es abermals: »episcopatum suum in montanis situm prae nimia parochie amplitudine«, und: »ut infra parochiam adjutorem sui operis episcopum et sedem episcopalem constitueret«. Man ſieht, daß noch im letzten Drittel des XI. Jahrhunderts Parochia mit Landtheil der Diöceſe als Gegenſatz zu Civitas (Stadt des Biſchofsſitzes) gleichbedeutend ſei. Wie den ganzen Landtheil der Diöceſe, ſo nannte man darnach größere Strecken jenes Landestheiles Parochia, und ſo ging jene Beziehung auf die hie und da einen Flächenraum von 20 □Meilen umfaſſenden Urpfarreien über — ich erinnere an Grammaſtätten — und endlich auch auf die nach und nach verengerten Pfarrſprengel. Mit oben angeführtem: »antiquissima parochia monasteriensis« wird daher auch nichts anderes bezeichnet werden wollen, als der allerdings nicht weniger als 40 □Meilen betragende urſprüngliche Seelſorgbezirk der Abtei Altmünſter, welcher vom Auſſee bis an den Hausruck bei Zell am Petenfirſt der

[1]) Juvav. Anh. p. 257. [2]) Ib. p. 258.

Länge nach, und in der Breite vom Almfluſſe bis an die Weſtgrenze der Pfarrei St. Georgen im Attergau reichte. Was die Habergilte betrifft, welche von der Pfarrei St. Georgen bei ihrer Errichtung um 1120 noch nach Altmünſter gereicht werden mußte, ſo ſcheint ſie der Schreiber der Nachricht davon, wie ſeine ſpätern Leſer und Nachſchreiber, für eine Art Sammelhaber zu halten, wie ihn Capläne beziehen, die ſich wegen weiter ſeelſorglicher Excurſionen Pferde halten müſſen. Auch ein ſolcher Sammelhaber würde ſchon die alten Seelſorgrechte Altmünſters im Landſtriche zwiſchen dem weſtlichen Geſtade des Atterſee's und der obern Vöckla beweiſen; aber in dieſem Falle hätte er zum Sitze des excurrirenden Seelſorgers gereicht werden müſſen. St. Georgen und Umgegend wurde aber wohl kaum unmittelbar von Altmünſter aus ſeelſorglich gepflegt, ſondern von der Zelle am Atterſee, und die Leiſtung an Haber wird darum ſicherlich nichts anderes ſein, als ein aus der altmünſter'ſchen Kloſterzeit ſtammender Vogteihaber. Daß ſich der Seelſorgſprengel des noch aufrechten Mönchskloſters weiter gegen Nordweſt über St. Georgen ausdehnte, ſcheint ebenfalls ſicher zu ſein. Dafür ſpricht einmal der ſpätere, um 1120 conſtituirte Pfarrſprengel von St. Georgen, der ſich gegen Nordweſt über Weißenkirchen erſtreckte, und überhaupt mehrere Filialen erhielt, die dem Stifte Manſee nicht einverleibt worden waren, ſo Atterſee, Weieregg, Steinbach; dann aber die in denſelben Aufſchreibungen enthaltene Nachricht, daß die Geiſtlichen von Altmünſter bis gegen Salzburg hinauf zum Predigen geſchickt wurden. Ich ſehe in letzterer Nachricht nichts anderes, als die in das Gewand ſpäterer Auffaſſung gekleidete Ueberlieferung, daß das Evangelium in jenen Gegenden nahe den Vöcklaquellen vom Kloſter Altmünſter aus verkündet worden ſei. Aus dem bisher Erörterten ſcheint mir mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, daß ſich der urſprüngliche Miſſionsbezirk des Stiftes Altmünſter gegen Weſten unmittelbar an den Miſſionsbezirk von Seekirchen anſchloß, und nur durch die einſt ungeheueren, jetzt noch an 30.000 Joch Fläche bedeckenden Bergwälder, die das Oberwangerthal einſchließen, von letzterem getrennt war, und ſo eine natürliche Grenze erhielt. Selbſt die Strecke zwiſchen Frankenmarkt und Straßwalchen, am Laufe der römiſchen Conſularſtraße, war damals noch nicht über das Geräumt der Conſularſtraße hinaus offen; denn die von Südoſt nach Nordweſt gelegenen Ortſchaften Gſchwendt, Reutern, Unterreut, Ober- und Unterſchwand, Schechen und Forſtern deuten klar genug an, daß ſich der Lichtenbergerwald einſt über ihre Gegend an den Kobernaus und beziehentlich den weſtlichen Hausruck angeſchloſſen habe.

Ich habe vorhin bemerkt, daß unter dem Ausdrucke »cum monasteriis« des Diploms vom Jahre 909 allem Anſcheine nach Zell am Atterſee, Zell am Aberſee, Zell am Petenfirſt, und wie es ſcheint, auch Einſiedling an der Alm zu verſtehen ſein werden: ſie waren die dem Kloſter Altmünſter zunächſtliegenden Zellen, und ſie einem andern der davon nähern zuzuſchreiben,

mangeln hiſtoriſche Daten. Allerdings liegt Zell am Atterſee näher bei Mondſee als bei Altmünſter, ja lag ſogar vom Jahre 748 an innerhalb des Mondſee'r-gebietes; aber gerade bei der Umſchreibung dieſes Gebietes wird Zell als einer der Grenzpunkte desſelben genannt, war mithin älter als Mondſee ſelbſt, und ſomit auch keine Filialzelle davon. In ähnlicher Weiſe verhält es ſich mit der Zelle am Aberſee. Sie ſcheint unter Herzog Otilo das erſtemal urkundlich auf[1]): „dort (am Aberſee) leben einige Mönche von ihrer Händearbeit", mithin erſcheint ſie mindeſtens gleichzeitig mit der Gründung von Mondſee, und kann alſo auch keine Filiale davon ſein. Es hat vielmehr einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß die St. Johanneszelle am Aberſee ſchon zur Zeit des Herzogs Theodebert gegründet worden und der Chriſtianiſirungsfocus für die abgelegenen Thäler ihrer Umgegend geweſen ſei, weil dieſer Herzog ſchon das Frauenſtift Nonnberg mit einem Drittel der Fiſchweide des Aberſee's dotirte, was auf vorausgegangene Chriſtianiſirung der Umgegend ſchließen läßt. Wir werden bald ſehen, daß die gegenüber der Zelle entſtandene und dem hl. Johannes dem Täufer geweihte Kirche die Taufkirche des obern Iſchlthales war. Die Aberſeezelle wird wohl unmittelbar von St. Peter aus gegründet worden ſein, iſt aber nach jener am Atterſee die nächſte bei Altmünſter, und daß ſie unter dieſem Münſter geſtanden ſei, bis ſie dem ſpäter gegründeten Mondſee incorporirt wurde, dürfte außer allem Zweifel ſtehen, weil ſowohl bei der Gründung von Mondſee, als bei den ſpätern Grenzſtreitigkeiten zwiſchen Salzburg und Regensburg die alten Grenzen des Gebietes von Altmünſter reſpectirt erſcheinen.

Zell am Petenfürſt erſcheint erſt ſpät in den Urkunden, wohl aus dem einfachen Grunde, weil es von ſeiner Gründung an bis ins Mittelalter herab unausgeſetzt dem Zwecke diente, zu dem es gegründet worden war. Stille Zellen haben, wie das Stillleben überhaupt, keine Geſchichte; erſt wenn ſie ihrem urſprünglichen Zwecke entfremdet werden, treten ſie urkundlich auf, weil ſie Gegenſtand von Tauſch- oder Kaufverhandlungen werden. Wie aber die Zelle am Petenfirſt überhaupt nicht urkundlich aufſcheint, ſo iſt bis ins tiefſte Alterthum zurück von ihr nicht nachweisbar, daß ſie zu irgend einem Kloſter gehört habe, und weil ſie ihrem Namen nach denn doch zu einem gehört haben mußte, beziehentlich von Mönchen gegründet war, ſo wird man von ſelbſt auf den Gedanken gelenkt, daß ſie Filiale eines frühzeitig in Verfall gerathenen Mutterſtiftes geweſen ſein müſſe, und man iſt nahezu genöthigt, Altmünſter als ſolches Mutterſtift anzuerkennen. Man könnte verſucht ſein, die anſcheinend ſo abgelegene Zelle am Petenfirſt für eine Schöpfung jener ſpätern Zeit zu halten, in welcher nach dem Austoben der Magyarenſtürme die Bevölkerung ſich raſch vermehrte, und darum die Cultivirung der Waldgegenden im Großen beſonders mit dem Anbruche des XI. Jahrhunderts

[1]) Juvav. Anh. p. 22.

begann. Mit einem Blicke auf die Karte wird man ſich aber leicht überzeugen, daß ethnographiſche und geographiſche Verhältniſſe die Anlegung dieſer Zelle in älteſter Zeit und gerade am Südabhange des Hausrucks bedingten, weil dadurch ein doppelter Zweck erreicht wurde. Es iſt uns bereits bekannt, daß in Folge der apoſtoliſchen Bemühungen des hl. Rupert um die Wiederbelebung des faſt erſtorbenen Glaubens der Romanen um Bachmanning und Walchen bei Böcklamarkt ſich zwei chriſtliche Sporaden gebildet hatten. Behufs der Durchchriſtianiſirung des Landes war ein Mittelglied zwiſchen ihnen unabweisbar, um ſie miteinander zu verbinden, und ſo wieder auf eine größere Strecke die kirchliche Continuität herzuſtellen. Hiezu hatte ſich auf den erſten Anblick die nächſte Umgegend von Böcklabruck in vorderſter Linie geeignet. Dieſer Ortswahl ſtanden aber zwei wichtige Gründe entgegen. Einmal mußte den Romanenſiedlungen vor allen andern Rückſicht getragen werden. Auf ausgebreitetere Römerſiedlungen weiſen aber der im 1. Theile beſprochene (wahrſcheinlich chriſtliche) Römerſtein im nahen Köppach, dann die Ortſchaften Oehwalchen und Einwalching (vulgo Einwalding) und noch einige, deren Etymologie zwiſchen Walh und Wald ſchwankt. Die größere Anzahl der Römerſiedlungen um Zell am Petenfirſt iſt leicht erklärlich, weil von der Conſularſtraße eine Zweigſtraße in das Antiſenthal hinüberlief (jetzt noch die Hochſtraße genannt), die zwiſchen Ampfelwang und Eberſchwang die Einſattlung des Hausrucks überſtieg. Ja ſogar die Station Tergolape (sic!) der Peutingertafel ſcheint mit der Benennung oder richtiger Differenzirung unſerer Zelle in engſter Verbindung zu ſtehen. Ich halte nämlich die Schreibung Tergolape für einen von dem analog ſcheinenden öſtlichern Arelape veranlaßte Uncorrectheit des Copiſten, und bin der Meinung, der Stationsname ſollte Tergo-lacus lauten. Es iſt dies mehr als eine etymologiſche Grille. Die Meilenzahl der beiden Stationen Laciacis und Ovilia, zwiſchen denen Tergolape angeſetzt iſt, verlangt den Standpunkt dieſer Station genau zu Straß (Buchheim gegenüber), d. h. am Fuße des gegen den längſt trockenen Suanseo abfallenden Seeberges, wie er heute noch heißt. Dieſer Seeberg iſt aber nichts anderes als die ſüdliche Fortſetzung des Petenfirſt's, und der Name des alten Petenfirſt's wieder nichts anderes als eine Zuſammenſetzung aus Bed und First, d. h. Seerücken, oder, was gleichviel iſt, eine buchſtäbliche Ueberſetzung des alten Tergo-lacus. Sei dem wie immer; zahlreiche Römerſiedlungen in der Nachbarſchaft von Zell am Petenfirſt ſtehen außer Zweifel. Außer der Rückſicht auf ſie mag der hl. Rupert auch noch einen andern Grund gehabt haben, die Zelle von der Conſularſtraße ab mehr gegen Norden zu erbauen. Wir werden uns ſpäter überzeugen, daß zur ſelben Zeit, als das Chriſtianiſirungswerk ſich im Großen entfaltete, die Miſſionäre des hl. Landesapoſtels auch an der Antiſen herauf gegen den Höhenkamm des Hausrucks vordrangen und in dieſer Richtung Hohenzell (Hoholtes-cella) als äußerſten Poſten gegen Süden vorſchoben. Dadurch alſo, daß am Südabhange des Hausrucks

die Zelle am Petenfirſt hingeſtellt wurde, war der Doppelzweck erreicht, mittelſt derſelben die chriſtliche Continuität mit Bachmanning und zugleich mit dem Antiſenthale herzuſtellen, und ſo die Abrundung der Urdiöceſe auch nach dieſer Seite hin zu vollenden.

Eine weitere Abrundung wurde durch die Bekehrung oder beziehentlich Wiederaufnahme in die Kirche jener Romanen und Baioarier erzielt, welche den Landſtrich an beiden Ufern der Traun und insbeſondere das Hügelland an beiden Almufern bewohnten. Der hervorragende Aufſchwung, den dort kirchliche Geſinnung und Opferfreudigkeit in der Mitte des VIII. Jahrhunderts nahmen, läßt auf ſchon lange und tief begründetes Chriſtenthum in jener Gegend zurückſchließen. Ich habe vorhin die Vermuthung ausgeſprochen, daß in dem Ortsnamen Einſiedling ein alterirter Zellenname ſtecken dürfte, ſei es nun, daß überhaupt eine onomaſtiſche Verwechslung von Einſiedel und Mönch vorliege, oder daß ein ſpäterer Waldbruder dadurch, daß er die abgelegene Zelle bezog, Anlaß geweſen ſei, den alten Namen zu verdrängen und den der Zeit nach näher liegenden dafür zu ſubſtituiren. Uebrigens mag dieſe Vermuthung auch grundlos ſein, und der Zellname in einem Hausnamen irgend eines Dorfes latent ſein. Wie dem ſein möge, eine Mönchszelle ſtand ſicherlich irgendwo an der Alm, wenn auch ihr Name verſchollen iſt. Was die eben erwähnte kirchliche Geſinnung und Opferfreudigkeit anbelangt, enthalten die Breves Notitiae [1]) eine auffallend große Anzahl von Belegen dafür. Hier muß ich aber auf eine Verwechslung aufmerkſam machen, welche weite Verbreitung gefunden hat: ſie betrifft die Waſſernamen Grunninpach und Grunpach, welche die Breves Notitiae ſelbſt nicht genug auseinander halten, vielmehr eine förmliche Fuſion des Grünbaches bei Offenhauſen und Gunskirchen mit dem Grünaubache, dermal durchgängig Almfluß geheißen, vornehmen. Ich glaube noch weiter gehen zu müſſen. Wir werden ſogleich ſehen, daß im Ufgaue und im Traungaue ſich beſonders eine durchlauchtige (illustris) Familie, allem Anſcheine nach eine Nebenlinie der Azilulfinger, durch große Munificenz gegen die Salzburger Kirche hervorthat, von welcher Michael und Wenilo (Brüder), Helmo, Heilrat (illustris foemina), Gozpolt (woher Gaspoltshofen) und ſein Bruder Turo und endlich Perchtzog und ſeine Gemahlin Batahilt mit ihren Schenkungen am äquivocen Grunninpach namentlich aufgeführt werden. Auf der folgenden Seite erſcheint ein Affrit vir illustris mit der Schenkung ſeines Geſammteigenthums zu Khirchheim. Weil unmittelbar auf die Schenkungen von Kirchheim jene von Puotelingen (Püntling zwiſchen Kirchheim und Fridolfing) folgen, ſo hat niemand Anſtand genommen, alle neun dort genannten Chirchheim ausſchließlich mit Kirchham bei Titmanning zu deuten. Und doch ſcheint der Verfaſſer der Breves Notitiae einen perſönlichen Zweifel über die durchgängige Identität der

[1]) Juvav. Anh. p. 43. 44.

neun Chirchheim mit dem Titmanning'ſchen dadurch Ausdruck zu geben, daß er das Schenkungsverzeichniß von Chirchheim wie vor Puotelinga ſo nach jenem des Traun- und Ufgaues einreiht. Ich wüßte nicht, was ſich dagegen ſagen läßt, wenn ich auch hier wieder eine Fuſion zwiſchen Kirchham an der Salzach und Kirchham am Almfluſſe vermuthe, denn der Affrit illustris weist mit viel mehr Wahrſcheinlichkeit auf das letztere als auf das erſte. Ich habe ſchon früher ein Paar ähnliche Fuſionen conſtatirt, welche ſich die Verfaſſer der Breves Notitiae und des Congestum bezüglich zweier Herzogspaare, nämlich der gleichnamigen Theodeberte und Taſſilone haben zu Schulden kommen laſſen, obwohl ihre Regierungszeiten beinahe zweihundert Jahre auseinander liegen. Das irrige Vorgehen der genannten Verfaſſer war ein ſehr einfaches: ſie ſchrieben die Herzogsnamen Theodebert und Taſſilo als Köpfe auf die Vormerkungen, welche ſie ſich anlegten, und reihten dann alle Schenkungen, die unter dieſen Namen vorkamen, in dieſelbe ein. Mit dem Namen Chirchheim (und vielleicht noch mit einigen andern) ſcheinen ſie dasſelbe Verfahren eingehalten zu haben, und daher rührt die Verwechslung des Grünbaches bei Offenhauſen Grunninpach mit dem »Grunpach fluvius« (Almfluß), der die Grünau durchrieſelt, und der Dörfer Kirchheim bei Titmanning und Kirchham am Almfluſſe. Daß zwei von einander ganz verſchiedene Grünbach in den Breves Notitiae regiſtrirt ſeien, läßt ſich unanfechtbar aus dieſem Documente ſelbſt beweiſen. Erſtens gaben zwei erlauchte Frauen, Heilrat und Batahilt ihre ganze Mitgift am Grünbache: ich wüßte am kurzen Laufe des Offenhauſer Grünbächleins, an dem auch ſechs Fürſten und mehrere Adelige hätten begütert ſein müſſen, nicht ſo viel Liegenſchaft, daß ſie zur Mitgift einer einzigen Fürſtin hingereicht hätte; dann unterſcheiden die Breves Notitiae ausdrücklich [1]) zwiſchen einem Grunninpach, d. h. zwiſchen jenem kleinen Bächlein bei Offenhauſen, und dem »Grunpach fluvius«, welches Prädicat wohl auf die Alm oder den Grünaubach, keineswegs aber für jenes Bächlein paßt; und endlich wird mit dürren Worten geſagt, daß das, was Ritant und ſeine Miterben am Grünbachfluſſe ſchenkten, im Traungaue lag; ſogleich darnach wird aber Bachmanning in den Ufgau eingeſtellt: wenn Bachmanning ſchon im Ufgaue lag, ſo hätte der nördlichere Grünbach bei Offenhauſen (Uffinhusir) umſomehr im Ufgau fließen müſſen. Der »Grunpach fluvius in Truongov« kann daher nur der Almfluß ſein; und ebenſo wird wenigſtens das Geſammteigenthum, das der durchlauchtige Affrit zu Kirchham ſchenkte, in Kirchham an der Alm zu ſuchen ſein. Hier muß ich auch noch auf eine andere für die ſpätere Kremsſlaven-Bekehrung ſehr wichtige Thatſache aufmerkſam machen, daß nämlich der Slavenapoſtel Biſchof Virgil von Salzburg außer den reichlichen Schenkungen, die er von den vorhin genannten Fürſten und Andern am Almfluſſe erhielt, von dreien, nämlich dem Fürſten

[1]) Ib. p. 44.

Helmo und den zwei Adeligen Hiltigoz und Fridepert, dort Liegenſchaften kaufte; wie wir im III. Theile ſehen werden, baute er ſich damit die Operationsbaſis zur Bekehrung der Kremsſlaven. Nun iſt es aber Zeit, daß wir aus den Zuſtänden des VIII. Jahrhunderts wieder auf jene des VI. zurückblicken.

Bei all dieſen Amtshandlungen des hl. Biſchofes Virgilius um die Mitte des VIII. Jahrhunderts geſchieht nirgends die leiſeſte Erwähnung von irgend einem Bekehrungsgeſchäfte der Einwohner des Landſtriches an den beiden Almufern; im Gegentheile wird von der dortigen Gegend gerade ſo geſprochen wie von der Umgegend Bachmanning's, von der wir doch wiſſen, daß ſie vom hl. Rupert ſchon auf ſeiner Reiſe von Lorch an den Wallerſee neuerdings im Glauben begründet worden war. Unmittelbar vor Virgilius ſtand zuerſt als Abt und dann fünf Jahre als Biſchof der greiſe Johannes der Salzburger Kirche vor, und aus ſeiner Regierungszeit wiſſen die Salzburger Documente nichts, als daß er die Taufkirche zu Truchtlaching an der Alz[1]) (Ecclesiam S. Joannis ... ad Lauppiowen [Laufenau] juxta fluvium Alzas) wieder reclamirt habe, von ſeinem Vorfahrer Flobrigis aber nur, daß, nachdem der Salzburger Stuhl nahe an 100 Jahre von drei Aebten regiert worden war, er wieder der erſte biſchöfliche Vorſtand derſelben geweſen geweſen ſei, und daß er unter König Chlodwig dem Merowinger (691—695) einem Placitum wegen der Kirche zu Beuern (Michaelbeuern) beigewohnt habe. Bezüglich faſt eines Jahrhunderts vor ihm, und zum Theil unter und nach ihm, iſt uns bekannt, daß die Salzburger Kirche in tiefen Verfall gerathen war; mithin mußte die Chriſtianiſirung des Landſtriches an der Alm noch im VI. Jahrhunderte vollzogen worden ſein, weil ſie während des VII. nicht möglich geweſen wäre, und im VIII. nicht die leiſeſte Erwähnung von einem ſo wichtigen Ereigniſſe gemacht wird. Daß ſie von der Salzburger Kirche ausgegangen war (gleichviel ob mittelbar oder unmittelbar), beweiſen die großartigen Schenkungen des VIII. Jahrhunderts als Remuneration für die längſt geſpendete Wohlthat des Glaubenslichtes. Aus derſelben alten Zeit mußte auch das alte Kirchham ſtammen, das mit ſeinem Namen ſagt, daß es ein Gotteshaus hatte, um das ſich heimatlich ein (dermal) bedeutendes Dorf angeſammelt. All dieß im Zuſammenhalte weiſt auf einen im VI. Jahrhundert ſehr thätigen Miſſionsfocus zurück, und dieſer wird wohl kein anderer geweſen ſein als die zunächſt benachbarte Abtei Altmünſter. Damit will ich keineswegs behaupten, daß ſich bei der Chriſtianiſirungsarbeit des Landſtriches an der Alm, beſonders was die Umgegend ihrer Einmündung in die Traun angeht, nicht auch die Mönche von St. Peter von ihrer Zelle zu Breitenau aus betheiliget haben, bin im Gegentheile ſchon aus Wahrſcheinlichkeitsgründen entſchieden für dieſe Annahme. Im Allgemeinen dürfte ſich aber die Miſſionsthätigkeit der Breitenauer-Mönche vorzugsweiſe gegen Oſten und Nordoſten gerichtet haben, wie wir ſpäter

[1]) Juvav. Anh. p. 45 und 290. 291.

bei der Chriſtianiſirungsgeſchichte des öſtlichen Legationsbezirkes des Genauern ſehen werden.

Um die einſtmalige Exiſtenz der Abtei Altmünſter vollends evident zu ſtellen, muß ich auch die örtlichen Sagen noch berückſichtigen, um zu ſehen, ob ſich aus den Gebilden der Jahrhunderte hindurch ſchaffenden Volkspoeſie nicht doch ein geſchichtlicher Kern herausſchälen laſſe. Von vorneherein möchte ich dieſe Hoffnung nicht aufgeben. Es ſoll hier aber nur das berührt werden, was ſich auf geſchichtlichem Hintergrunde abzuheben ſcheint. Sagen von Altmünſter: 1. Es ſei da eine große Stadt geſtanden, die von Hocheck (am Gmundtnerberge) bis Adlersberg (bei Ort) gereicht habe; — 2. auf dem Standpunkte der heutigen Pfarrkirche und im Erer am Kolomansberge ſeien Götzentempel geweſen; ein frommer Einſiedler Hieronymus habe ſie zerſtört; — 3. Kaiſer Karl d. Gr. habe die erſten Geiſtlichen nach Altmünſter gebracht, die in weiter Umgegend bis Salzburg hinauf gepredigt haben. — Sage von Traunkirchen: Die Grafen Otokar und Leopold von Steyer haben die Heiden beſiegt, die Götzenbilder umgeſtürzt, das Chriſtenthum eingeführt und die Frauenabtei gegründet.

Zu 1. Die Sage von einer großen Stadt kommt in vielen Gegenden vor, jedoch immer nur, wo in einem weiten Umkreiſe Alterthümer gefunden worden waren. Die Fundorte verband ſich dann die Volkspoeſie zu einer großen Stadt. Um Altmünſter wurden außer dem an der Südmauer der Kirche eingelaſſenen Sepulchralſteine des Lupus Villicus an verſchiedenen Orten Anticaglien und Grundmauern entdeckt, beſonders viele und verſchiedenartige am Brennbühel (Bustum?). Die am Thurme der Pfarrkirche und der Johanniskapelle zu Traunkirchen eingegemauerten Köpfe aus Marmor gehören auch dazu.

Zu 2. In dieſer Sage tritt uns ein Stück Chriſtianiſirungsgeſchichte aus germaniſcher Zeit, aber freilich dicht vermummt, entgegen. Ihr geſchichtlicher Grund iſt wohl kaum anzuſtreiten, weil ſie im ſüddeutſchen Kriegsgott Erer ein Element enthält, welches das ſpätere Volk nicht einmal dem Namen nach erdichten konnte. Daß der mit Recht berühmte Schmeller (ad voc. Erichtag) hiemit nicht ganz einverſtanden ſei, iſt mir nicht unbekannt; dagegen vermag ich die volle Giltigkeit der Edda-Lehre auch in Süddeutſchland nicht anzuerkennen, und halte darum am ſüddeutſch mythologiſchen Erer feſt. Nun haben wir uns aber mit dem Bekämpfer des Heidenthums, dem Einſiedler Hieronymus auseinanderzuſetzen. Daß in der Auffaſſung des Volkes Einſiedler und Mönch oft verwechſelt wird, iſt bekannt, ich erinnere nur an die geläufig gewordene „Einſiedelei des hl. Maximus“ am Mönchsberge zu Salzburg: der hl. Maximus iſt aber nicht nur als Mönch, ſondern als Abt (Presbyter spiritualis vitae) und dann ſpäter als Martyr durch Eugippius documentirt[1]). Ich habe vorhin auch auf eine ähnliche (wahrſcheinliche) Verwechslung der Ortſchaft Einſiedling mit einer

[1]) Vita S. Severini c. 24. Edit. Kerschb.

altmünſter'ſchen Zelle aufmerkſam gemacht. In dieſer Anſicht beſtärkt mich auch der Name des vorgeblichen Einſiedlers: Hieronymus. Er iſt romaniſch, und ſein Träger, wenn nicht Romane, ſo doch gewiß Mitglied des Mönchsinſtituts, welches die altgermaniſchen Namen wegen ihres natürlichen Beigeſchmacks heidniſchen Götterglaubens ſchon frühzeitig durch römiſch-katholiſche erſetzte. Da wir den Mönch Hieronymus von der Sage mit der Zerſtörung heidniſcher Götzentempel und darunter jenes des Kriegsgottes Erer in enge Verbindung gebracht ſehen, kann er nur in der Zeit gelebt haben, in welcher die Germanen am Traunſee zum Chriſtenthume bekehrt wurden. Es wäre darum kaum zu gewagt, wenn man im Einſiedler Hieronymus den erſten Abt von Altmünſter oder einen ſeiner eifrigeren Mönche vermuthete. Sein Andenken hat ſich in der Gegend auch noch in einem andern volksthümlichen Momente erhalten, nämlich im Orts- und im Hausnamen Hieronymusleite (vulgo Onimosleite und Onimos); ein ſolcher auch in der Pfarrei Ohlſtorf zu Rittham. Unſere Ortsnamen, in der Mehrzahl aus Perſonennamen entſtanden, ſind ſo alt wie unſere germaniſche Cultur. Auch dieß lenkt auf die Sage und ihren hiſtoriſchen Gehalt zurück. Vermöge ſeiner Verdienſte um die Chriſtianiſirung wurde Hieronymus eine Art Localheiliger, ſein Name darum Perſonen- oder Taufname, und dadurch Orts- und Hausname. Auffallend iſt es, daß man den Namen Onymus nur hier und tief unten am Main findet: dort wird er mit dem längern Aufenthalte des gleichnamigen hl. Kirchenvaters zu Trier in Verbindung gebracht werden müſſen.

Zu 3. In der Sage, daß Kaiſer Karl der Große die erſten Geiſtlichen nach Altmünſter gebracht habe, vermag ich nichts anderes zu entdecken, als überhaupt einen Hinweis auf das hohe Alter der Abtei, und dann einen neuen Beleg für die ohnehin allgemein anerkannte Wahrnehmung, daß die Volkspoeſie ihre Gebilde mit Vorliebe an berühmte hiſtoriſche Perſönlichkeiten knüpfe. Die Nähe von Salzburg, wo die Kaiſer Karls-Sage in ihren romantiſchen Untersbergmärchen, der Karlsburg bei Reichenhall, dem Walſerfelde u. ſ. w. üppigere Blüthen getrieben hat als irgend anderswo, mag zu dieſer Geſtaltung der Altmünſter-Sage auch das Ihrige beigetragen haben. Man wird um ſo mehr auf dieſe Vermuthung angewieſen, weil am Traunſee ſelbſt jegliche hiſtoriſche Erinnerung an irgend eine beſondere Betheiligung dieſes Kaiſers am Geſchicke ſeiner Umwohner gänzlich mangelt, was doch ſonſt gewöhnlich den Anlaß zur Sagenbildung gibt.

Die Traunkirchner-Sage ſtellt ſich als ein wunderliches Gewebe von Geſchichte und Volksdichtung dar. In dankbarer Verherrlichung der ſteyriſchen Otokare, welche durch ihre Gründung und freigebige Dotirung der Frauenabtei die größten Wohlthäter der Gegend wurden, genügte es der durch Jahrhunderte vererbten Pietät gegen ſie nicht, ſelbe als Urheber zeitlicher Wohlfahrt zu feiern: ſie mußten ihr auch die thatkräftigen Vermittler der Einführung des Chriſtenthums ſein. Daß die frommen Nonnen des Kloſters Traunkirchen, deſſen erſte Aebtiſſin

wirklich die erlauchte Tochter des hochgefeierten Otokar geweſen zu ſein ſcheint, in naiver Einfalt den Inhalt der Volksſage nachhelfend zu bekräftigen beſtrebt waren, wird man höchſt natürlich finden. Man wird den frommen Nonnen die Unkenntniß der Gründungsgeſchichte ihres Kloſters gerne zu Gute halten, welche auf einem, unter der Aebtiſſin Barbara Kirchbergerin um 1542 gemalten Bilde zu Tage tritt. Die erklärende Inſchrift ſagt unter Anderem: „Otokar und Leopold Markgrafen von Oeſterreich haben ſich vor 900 Jahren (alſo um 698?) als Sieger über den heidniſchen Götzendienſt mit bewaffneter Hand dieſes Ortes und der ganzen Umgegend bemächtigt und dieſes Kloſter geſtiftet; überdieß hat beſagter Otokar ſeine Tochter Atha als erſte Aebtiſſin eingeſetzt" ꝛc. Daß aber der kaiſerliche Adminiſtrator der Abtei, Rev. & Relig. Josephus Pracher, der Verfaſſer obiger lateiniſcher Inſchrift bei Erneuerung des Bildes im Jahre 1598, ſich ſo grobe Verſtöße gegen die geſchichtliche Wahrheit zu Schulden kommen ließ, welche dann die Jeſuiten im Jahre 1634 in deutſcher Sprache beinahe wörtlich auf eine ſteinerne Denkſäule beim Eingang in die Hofmark meißeln ließen, muß höchlich Wunder nehmen. Sonſt iſt die Sage, mit Ausnahme einer unklaren Reminiscenz an die Chriſtianiſirung der Gegend, hiſtoriſch gänzlich werthlos, ſie müßte ſich denn auf die Vertreibung der Slaven und die Vertilgung ihres Cultus beziehen.

Nun habe ich noch dem Chriſtianiſirungsgange des Altmünſter'ſchen Miſſionsterritoriums, inſoweit er außer den bereits beſprochenen Mönchszellen in ſeinen urſprünglichſten Verkörperungen, Baptiſterien und Seelſorgkirchen, noch erfaßbar erſcheint, nachzuforſchen. Die Vertheilung ſeiner Baptiſterien auf ein Areal von beiläufig 40 □Meilen ſcheint ziemlich verſtändlich darauf hinzudeuten, daß die Miſſionsthätigkeit von den zwei benachbarten, älteſt chriſtlichen Sporaden, Bachmanning und Walchen, ausgegangen ſei; im obern Traunthale ſcheint die Aberſeezelle, wahrſcheinlich von Seekirchen aus gegründet, ſchon frühzeitig hilfreiche Hand geboten zu haben. In dieſen Richtungen gedenke ich den Chriſtianiſirungsgang zu verfolgen. Wenn meine Auffaſſung des Ausganges der Miſſionsthätigkeit richtig iſt, ſo darf behauptet werden, daß eine Errichtung geſonderter Zellen ſüdlich von Bachmanning und ſüdöſtlich von Walchen alleranfangs nicht nöthig war, indem die betreffenden Miſſionäre zwiſchen Alm und Traun und an beiden Ufern des letztgenannten Fluſſes von Bachmanning und zwiſchen dem Buchberge und dem Aurachflüßchen von der (vermuthlichen) Margarethenzelle zu Pfaffing bei Böcklamarkt excurrirten. Erſt als auch die Germanen jener Gegenden ſich maſſenhaftet dem Chriſtenthume zuwendeten, mögen Zellen zu ihrer ſeelſorglichen Pflege unentbehrlich geworden ſein. Für die erſte halte ich aus früher erklärtem Grunde jene am Petenfirſt und für die zweite aus den noch bekannten etwa jene bei Rußdorf am Atterſee. Ich ſage aus den bekannten, weil ich jener an der Alm zu Einſiedling oder etwa zu Lindach nicht ſicher bin, und in der Um-

gegend von Seewalchen eine ſolche gänzlich vermiſſe. Das älteſte Baptiſterium für den Landſtrich an der Traun und Alm blieb wohl noch lange Zeit die Kirche St. Johannes des Täufers bei Lambach; für den untern Bezirk wohl die St. Martinskirche zu Steinerkirchen, ſchon bei der Gründung des Stiftes Kremsmünſter als lange beſtehend documentirt, frühzeitig Seelſorgkirche, für den obern aber Kirchham (S. Laurentii). Letzterer könnte nur die Marienkirche zu Vorchdorf den Altersrang ſtreitig machen, weil ſich bei letzterer die Sage erhalten hat, daß die erſte Kirche der Umgegend auf dem nahen Kirchbühel geſtanden habe. Wo bei dem Vordringen des Chriſtenthumes gegen Süden im Almgebiete ein weiteres Baptiſterium errichtet worden ſei, konnte ich leider nicht ermitteln.

Für das weſtliche, attergauiſche Gebiet war wohl die St. Michaelskirche zu Kemating (römiſchen Urſprunges) das urſprüngliche Baptiſterium einer weiten Umgegend, und die Marienkirche zu Vöcklamarkt (Fechilestorf) inmitten zahlreicherer Romanenſiedlungen die älteſte Seelſorgkirche. Vielleicht ſchon ziemlich frühzeitig entſtand die St. Michaelskirche zu Schwannenſtadt (Suanseo) als Baptiſterium, ob aber die Marienkirche zu Schöndorf oder die St. Peterskirche zu Regau (Rebgowe) die hiezu correlative Seelſorgkirche geworden ſei — ſehr alt ſind ſie beide — vermag ich nicht zu entſcheiden. Die St. Martinskirche zu Ohlſtorf (Odalhartes-dorf) reicht in tiefes Alterthum zurück, wird aber dennoch in die Zeit nach der Gründung der Abtei Altmünſter einzureihen ſein. Sie war noch im Jahre 1320 Pfarrkirche, wie der weiten Waldgegend zwiſchen der Aurach und Traun, ſo der heutigen Stadt Gmunden ſelbſt. Auch der alte Salzbezug (Gotteszeile, Gottesheilſalz) des Ohlſtorfer Pfarrers und beziehentlich Localprieſters, welchen die Königin Eliſabeth im J. 1313 auf 30 Fuder vermehrte, weiſt auf die Tochterſchaft Altmünſters hin. Die Filialkirche des hl. Nikolaus zu Aurachkirchen iſt jünger (Ende des X. Jahrhunderts), aber wegen ihrer Bauart höchſt intereſſant, indem ſie allem Anſcheine nach aus einem römiſchen Wartthurme umgebaut worden iſt. — Schörfling (Scarawulfinga) iſt als Ort ſchon 803 documentirt; das Patrocinium S. Galli abbatis ſeiner Pfarrkirche deutet verſtändlich genug auf einſtmalige Seelſorge durch Mönche, und wird der Zeit nach vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts zuzuſchreiben ſein, weil damals mit der allgemeinen Einführung der Benedictiner-Regel auch die Verehrung des berühmten Gründers von St. Gallen weit verbreitet wurde. Ohlſtorf participirte, denk' ich, am Baptiſterium zu Traunkirchen, wie das ſpätere Schörfling an jenem von Kemating.

Wie oben bemerkt, ging auch die Chriſtianiſirung der Gegend zwiſchen dem Buchberge, dem Atterſee, dem Lichtenbergerwalde und der obern Vöckla, oder mit einem Worte der Umgegend von St. Georgen im Attergaue, von der älteſt chriſtlichen Sporade Walchen, beziehentlich von der (vermuthlichen) Zelle zu Pfaffing nächſt Vöcklamarkt aus. Anfänglich nahm auch dieſer Sprengel

am Baptiſterium zu Kemating Theil, aber ſchon frühzeitig erhielt er ſeine eigene Zelle beziehentlich von ihr ausgehende Seelſorge in jener Zelle bei Nußdorf, und wohl nicht lange darnach auch ein geſondertes Baptiſterium zu St. Johann am Ahberge, oder Thalham. Die erſte Seelſorgkirche war im Hauptorte (Atergaudorf) oder St. Georgen. Die St. Martinskirche zu Atterſee (Aterhof) ſcheint ihren Urſprung dem dort von den Biſchöfen von Bamberg um 1007 erbauten Amtshofe zu verdanken. Aber im Nordweſten dieſes engern Gaues erhob ſich allem Anſcheine nach ſchon unter dem hl. Rupert eine zweite Seelſorgkirche; ich meine Kirchham oder Pöndorf. Die bisher geglaubte frühzeitige Documentirung Pöndorf's durch eine Vergebung Herzog Hugibert's[1]) hält jedoch nicht Stich; denn der Name Pindorf iſt ein Leſefehler des Herausgebers der Breves Notitiae, indem Cod. H. gleichlautend mit dem Cod. lat. Mon. No. 1276 »Jupindorf« (Eugendorf) nachweist. Pöndorf wird wohl das Pogindorf des Manſee'r Traditions-Codex ſein. Pöndorf's älterer Name iſt Kirchham, und wer weiß, ob nicht mit einem jener Chirichheim, die in den Breves Notitiae[2]) unter dieſem Namen zuſammengeſtellt ſind, Kirchham-Pöndorf gemeint ſei. Die dortige St. Maximilianskirche halte ich für Rupertiſche Stiftung. Sie war noch nach der Einführung des Pfarrinſtituts Pfarrkirche von Frankenmarkt und der weiten Umgegend.

An die ebenbeleuchteten Seelſorgbezirke von St. Georgen und Pöndorf ſtößt jener von Manſee an, oder richtiger, er wird von unwegſamen Bergrücken, die noch dermal mit Urwald bedeckt ſind, von ihnen getrennt. Ich habe früher ſchon bemerkt, daß Thalgau mit ſeiner in den erſten Regierungsjahren Herzog Theodeberts erbauten St. Martins-Seelſorgkirche dem Chriſtianiſirungs-Ausgange von Seekirchen gemäß auch an dem dortigen Baptiſterium, dem noch biſchöfliche Vorrechte inhärirten, theilgenommen habe. Daß Manſee ein Paar hundert Jahre vor der Stiftung ſeiner großartigen Abtei, wie vor Alters, von zahlreichern Römern bewohnt war, würden ſchon ſeine bekannten vier Römerſteine beweiſen, wenn man auch von ſeiner freundlichen Lage und der ſchon um die Mitte des VI. Jahrhunderts an das Frauenſtift Nonnberg geſchenkten Fiſchweide abſehen wollte. Es iſt darum nicht zu bezweifeln, daß die St. Michaelskirche zu Manſee urſprünglich ein aus Seekirchen ausgeſchiedenes Baptiſterium war, welcher dann die Seelſorgkirche zu Thalgau entſprach. Ich weiß nicht mit Sicherheit, vermuthe es aber, daß in Manſee ſchon in älteſter Zeit eine Mönchszelle geſtanden ſei, welche dann durch die Munificenz Herzog Odilo's und ſeines Sohnes Taſſilo II. zu einer herrlichen Abtei erhoben worden ſein mag. Allerdings könnte der aus vielfacher Analogie bekannte winzige Anfang der Abtei mit einer ärmlichen Zelle auch auf Zell im Moos bezogen werden, denn es iſt oft behauptet, aber noch nie bewieſen worden, daß dieſe Zelle erſt von der Abtei Manſee gegründet worden ſei.

[1]) Juvav. Anh. p. 34. [2]) Juvav. Anh. p. 44.

Vom Schober, Drachenſtein und Schafberg vom Manſee getrennt und durch die Einſattelung am Krottenſee damit verbunden, ſchließt ſich gegen Südoſten die Umgebung des Aberſee's an erſtern an. Wie wir oben geſehen haben, beſtand dort von alter Zeit her eine Mönchszelle. Sie ſtand nicht auf dem Areale des heutigen Marktes St. Wolfgang, ſondern ſüdlich von demſelben und jenſeits des See's am Zinkenbache (Zinkinpah), wo der See am ſchmalſten iſt, was ſich aus den Unterſuchungen, die der dortige Pfarrer Pabiſch darüber gepflogen, ergeben hat. Die älteſte Geſchichte dieſer Zelle iſt im Congestum und Breves Notitiae mit einem dieſen ehrwürdigen Documenten eigenthümlichen Lakonismus, mit einzelnen ſcharf markirten Zügen gezeichnet, und in ihr ſpiegelt ſich zum Theile auch die Geſchichte des Mutterſtiftes Altmünſter ab. Wir haben bereits geſehen, daß durch Herzog Theodebert der dritte Theil der Fiſchweide des Aberſee's zum Stift Nonnberg kam; darunter war aber der dritte Theil des See's ſelbſt, d. h. der Unterſee verſtanden. Verleihungen nackter Fiſch- oder Jagdrechte kannte man damals noch nicht; wegen des Nutzens der Fiſchweide oder der Jagd gab man die Realität, auf welcher jene Rechte radicirt waren, zu Eigen oder zu Lehen, und die Ausübung des bezüglichen Rechtes war dann nur eine Folge des Beſitzes. Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich dieß für Fiſchrechte in ſtehenden Gewäſſern nicht direct beweiſen laſſe, — außer etwa aus ſpätern Eigenthumsbehauptungen, — deſto klarer iſt es aber bei den analogen Jagdrechten. Der Jagdberechtigte war Beſitzer des Forſtes und darum jagdberechtigt. So ſagen die Breves Notitiae[1]): »De ista parte laci meridiana pleniter per omnia in forste fieri deberent ad istam sedem iuuauensem«; und bald nachher vom Jagdrechte am Schratenbach (nicht Stratinpach): »Item .... in forste pleniter fieri ad istam Ecclesiam«; dabei iſt nicht zu überſehen, daß der Titel dieſes Hauptſtückes laute: »De venatione quae ad istam sedem pertinere debet«. So genau nun die Grenzen des Wildbannes und insbeſondere der Fiſchweide für das Hochſtift und die Abtei Nonnberg (beziehentlich deren Rechtsnachfolger, da Nonnberg nicht genannt wird) angegeben worden, nimmt doch ſchon Otilo, der Nachfolger Hugiberts, nicht die mindeſte Rückſicht darauf, ſondern gibt nach ſeiner Rückkehr aus der Gefangenſchaft nach dem Wortlaute des Congestums[2]): »Ellesnawanc . . . stagnum lacusculus (Fuſchlſee) simulque abriam lacum, in quo constant pascua et prata, piscatio atque venatio, et inibi aliquanti fratres propriis laboribus uiuunt« und nach dem mittelſt Cod. H. corrigirten Texte der Breves Notitiae[3]): »Eselwanch et Lacus ij Aparsee, et in his locis venationem et piscationem«, mithin den obern und untern Aberſee. Im früher ſchon erwähnten, wie es ſcheint einſeitigen Aktenſtücke[4]), dem Gutachten der Grenznachbarn, welches 843 abgegeben worden, um den Streit zwiſchen Erzbiſchof Liupram von Salzburg und Biſchof Baturich von Regensburg,

[1]) Juvav. p. 34. 35. [2]) Ib. p. 22. [3]) Ib. p. 35. [4]) Juvav. Anh. p. 90.

als Inhaber der Abtei Manſee, beizulegen, wird aber wieder auf die Hugibert'ſchen Marken des Zinken- und Tinelbaches zurückgegriffen, und Jagd- und Fiſchrecht demgemäß repartirt. Dieſe, wie es oberflächlichem Anblicke ſcheinen könnte, irrelevanten Stellen, in denen aber dennoch die Geſchichte der Zelle am Aberſee liegt, bedürfen einer Beleuchtung.

Daß der untere Aberſee bei der Gründung der Abtei Altmünſter von der Frauenabtei Nonnberg an ſelbe übergegangen ſei, glaube ich in Bezugnahme auf das früher Erläuterte vorausſetzen zu dürfen. Von dieſem Zeitpunkte an ruht ein undurchdringliches Dunkel auf den Geſchicken der Aberſeezelle, in welches erſt nach ungefähr 170 Jahren durch die Grenzregulirung Herzog Hugiberts wieder ein Schlaglicht fällt. Ein derartiges Dunkel eines religiöſen Hauſes, das nur eine kleine Familie beherbergte, wäre in Anbetracht der Natur des Stillebens an und für ſich nichts Abſonderliches. Das in Rede ſtehende Stilleben wurde aber nicht nur geſtört, es wurde förmlich getödtet; denn ſicherlich ſank im Slaveneinfalle um 610 auch dieſe hölzerne Zelle nach etwa 60 Jahren ihres Beſtandes in Aſche. Vor dem Beginne der lange dauernden Slavenoccupation, von ca. 630 an, kaum wieder erſtanden, theilte ſie während der Dauer derſelben ohne Zweifel das traurige Loos ihrer Mutterabtei Altmünſter. Wie dieſe, ſo lebte auch ſie wieder mit dem Anbruche des VIII. Jahrhunderts auf, und wurde ebenfalls von den damals allgemein eingeführten Benedictiner-Mönchen bezogen. Dadurch wird auch die vom Herzoge Hugibert vorgenommene Abmarkung ihres Gebietes gegen jenes des Hochſtiftes Salzburg erklärbar. Gegen Süd und Oſt war die Abmarkung unnöthig, weil ihr Gebiet in beiden Richtungen an jenes des Mutterſtiftes ſtieß, und gegen Norden werden wir den altnonnbergiſchen Antheil am Manſee noch bei der Gründung des Stiftes Manſee reſpectirt finden. Die Kloſtergemeinde der Mutterabtei löste ſich aber, wie es ſcheint während der Regierung Herzog Hugiberts auf, und demzufolge wurde die Johanneszelle am Aberſee, welche fortzubeſtehen ſo glücklich war, heimfällig an Salzburg. Wirklich beſtätigt Hugiberts Nachfolger Otilo dem Hochſtifte Salzburg den ganzen Aberſee ſammt der Zelle, die denn auch im Jahre 788, als das Congestum verfaßt wurde, noch mit einigen Mönchen beſetzt war, die von ihrer Handarbeit lebten. Inzwiſchen war das Stift Manſee vom Herzog Otilo begonnen, und von ſeinem Sohne, oder richtiger, der Witwe Otilo's Hiltitrud, Taſſilos Mutter, vollendet worden (748). Im Gebietsausweis der neuen Abtei ſehen wir ihre Grenze vom Stifte weg in der Mitte des See's nach Unterach laufen (»De marcha ad maninseo vadit usque in medium untraha«[1]). Dieß geſchah wohl nur wegen der wichtigen Fiſchweide, die ſchon Herzog Theodebert zum Kloſter Nonnberg geſchenkt hatte (»tertiam partem Mannsee«[2]). Herzog Otilo, der ein paar Jahre früher den an das Hochſtift heimfälligen Aberſee demſelben ausnahmslos beſtätigt hatte, reſpectirt auch bei der Gebiets-

[1]) Urk.-B. d. L. ob der Enns I. S. 89. 93. ff. [2]) Juvav. Anh. p. 33.

ausweiſung (747) für das von ihm begründete Kloſter Manſee gewiſſenhaft das Gebiet der Zelle am Aberſee. Trotzdem, daß er dem Kloſter Manſee ein nicht unbeträchtliches Bergrevier aus der Dotation des Stiftes Altmünſter vom Leonsberg und Weißenbach bis Iſchl anwies, zeigt er als Weſtgrenze dieſes Reviers aus: Preisenselida, Cynchinpach, Alpiling, Chunigesperch, Cinchin[1]), nämlich (von Norden nach Süden gehend) Breitenfelde d. h. den Prietlhof, wo unter ihrer Seeausmündung die Iſchl den von Norden vom Breitenberg kommenden Bach aufnimmt, dann bis zum Zinkenbach, der von Süden her in den See fällt u. ſ. w. Davon war das unmittelbare Gebiet der Aberſee-Zelle nur theilweiſe berührt. Anders geſtaltete ſich dieſe Grenze im Jahre 829, in welchem K. Ludwig der Fromme Aberſee dem Kloſter Manſee ſchenkt[2]), und die Grenze des mitgeſchenkten anliegenden Waldes ſchon bis an den Zinkenbach und Tinelbach vorgerückt wurde. Auf dieſe Grenze geſtützt, wollte 14 Jahre ſpäter Biſchof Baturich von Regensburg dem Hochſtifte Salzburg die Aberſee-Zelle letzterem gänzlich entziehen, wie wir oben geſehen haben. Im Jahre 843, als das ebenfalls ſchon erwähnte Gutachten abgegeben wurde, war die Abtei Altmünſter als ſolche wohl ſchon gänzlich aufgegeben und, wie ebenfalls bereits bemerkt, wahrſcheinlich ſchon Lehen Alpkers, eines der Schiedsrichter.

In der Zeit vor der Slavenoccupation hatte die Aberſeezelle wohl nur ein einfaches Oratorium unbekannten Patrociniums, und in dieſer Zeit mag das Hiſtoriſche der Volksſage ſpielen, daß die Chriſten, welche am Aberſee wohnten, die Gottesdienſte der nordöſtlich jenſeits des Fachberges am Geſtade des Atterſee's ſtehenden Kirche Steinbach beſuchten. Dieſe Sage hat aus dem Grunde den Werth einer hiſtoriſchen Ueberlieferung, weil am Fachberge heute noch die Reſte einer längern Reihe in den Felſen gehauener Stufen ſichtbar ſind, die im Munde des Volkes unter dem Namen Kirchenweg in der ganzen Gegend bekannt ſind. In Dingen, welche nicht völlig außer Gebrauch kommen, ſo geringfügig ſie auch an und für ſich ſein mögen, hat die daran haftende Ueberlieferung volle Beweiskraft. — Steinbach (S. Andreae) ſcheint wegen ſeiner Abgelegenheit ſchon frühzeitig Seelſorgkirche und Baptiſterium zugleich geweſen zu ſein. Allerdings lag Steinbach an der durch reichliche Funde documentirten und ſtreckenweiſe noch leicht erkennbaren, römiſchen Verbindungsſtraße, die von der Conſularſtraße bei Böcklabruck weg am öſtlichen Geſtade des Atterſee's durch das Weißenbachthal zu den Salzwerken des Iſchllandes lief, trotzdem iſt es aber allenthalben ſehr abgelegen. Daß es in älteſter Zeit unter Altmünſter geſtanden, iſt allgemein verbreitete Anſicht[3]); da es aber 3 Meilen davon entfernt war, wurde es ſeelſorglich wohl von der gegenüberliegenden Zelle bei Nußdorf gepflegt. Steinbach hat hart am See bauliche Ueberreſte, deren ganze Structur ein dort beſtandenes

[1]) Urk.-B. d. Landes ob der Enns I. 89. 93. [2]) Ib. I. 82. [3]) Vgl. Lamprecht, Topogr. Matrikel S. 93. — Pillwein III. S. 282.

altchriſtliches Baptiſterium außer Zweifel ſetzen dürften. — Um auf die Aberſeezelle zurückzukommen, iſt, denk' ich, ſicher, daß ihre Mönche in älteſter Zeit in der Umgegend des See's, wie in den Thalmulden des Gebirges, beſonders aber auch im Iſchlthale weſentlich zur Verbreitung des Chriſtenthums beigetragen haben. Ihr Oratorium erhob ſich aber wohl erſt ſpäter zum Baptiſterium des hl. Johannes des Täufers; wie mir ſcheint, dürfte dieß am Anfange des VIII. Jahrhunderts geſchehen ſein, und aus derſelben Zeit wird auch die Seelſorgkirche zu St. Gilgen ſtammen. Das Patrocinium des hl. Aegydius finde ich immer, und beinahe ausſchließlich, in weitgedehnten Waldrevieren, und in mehrern Fällen nachweisbar aus fränkiſcher Zeit. Der innige Zuſammenhang der Legende dieſes Heiligen mit dem edlen Waidwerke iſt ohnehin männiglich bekannt.

Der unmittelbare Sprengel der Abtei Altmünſter und darum ihr urſprünglichſter Miſſionsbezirk war gegen Nord und Süd ſchon mittelſt der Terrainplaſtik in Flach- und Bergland getheilt. Das flache Land habe ich bis auf die nächſte Umgebung der Abtei bereits zu beleuchten verſucht, und ebenſo vom Berglande den weſtlichen Theil. Die Abteikirche ſelbſt, deren St. Benedicts-Patrocinium ein älteres, mir unbekanntes, vorausgegangen ſein muß, war allem Anſcheine nach auch die älteſte Seelſorgkirche nächſter und anfänglich auch weiterer Umgebung. Gegen Norden wird die St. Martinskirche zu Ohlſtorf als erſte ſelbſtſtändige Emanation der Abtei-Seelſorgkirche zu betrachten ſein, gegen Süden aber wieder eine St. Martinskirche, nämlich jene zu Goiſern. Urſprünglich nahmen ſicherlich beide Seelſorgſprengel an dem Baptiſterium zu Traunkirchen Theil; bei der großen Entfernung Goiſerns — 4 Meilen — war aber die Errichtung eines nähern unabweisbar, und Goiſern erhielt ein ſolches in der St. Michaelskirche zu Hallſtadt. Es iſt nicht etwa blos Zufall, daß wie die zwei Seelſorgkirchen, die von jener der Abteikirche emanirten, dasſelbe St. Martins-Patrocinium erhielten, auch dem neuerrichteten Baptiſterium zu Hallſtadt das Patrocinium des hl. Erzengels Michael gegeben wurde, unter welchem ja auch das urſprüngliche zu Traunkirchen ſtand. Woher die St. Johannes des Täufers Kapelle auf der Felſenkuppe neben dem St. Michaels-Baptiſterium ſtamme, habe ich in den allgemeinen Vorbemerkungen dieſes Abſchnittes geſagt; gegen Süden unmittelbar von dem hohen Spitzkegel des Sonnenſteins überragt, erſcheint ſie zweifelloſer als irgend eine andere auf einer Sonnen- und Feuer-Cultusſtätte des römiſchen und germaniſchen Heidenthums errichtet, um dieſen Cultus zu verdrängen. Im gebirgigen Seelſorgſprengel wird wohl auch bald eine zweite Seelſorgkirche nöthig geworden ſein, bezüglich welcher ich ſchwanke, ob ich St. Paul zu Auſſee oder St. Margareth zu Mitterndorf dafür halten ſoll.

Wenn wir uns noch einmal vergegenwärtigen, wie der hl. Rupert mit ſeinen von Worms herbeigeholten Gehilfen jene von dem Landesapoſtel ſchon auf ſeiner erſten Reiſe von Lauriacum nach Petena dem Chriſtenthume wieder einverleibten

Sporaden von Seekirchen ſelbſt, Walchen und Bachmanning, von allen dreien aus gegen Süden bis über den Schafberg und die Pötſchen erweitert habe, und dann für die fernere ſeelſorgliche Pflege der neuen Chriſten dieſes an 40 □Meilen betragenden Territoriums durch Gründung des Kloſters Altmünſter ſorgte, ſo können wir uns in der Verfolgung des Chriſtianiſirungsganges unmöglich der durchgängig documentirten Wahrnehmung verſchließen, daß überall die Wiederbelebung des Glaubens der im Lande ſeßhaft gebliebenen Romanen die Grundlage abgab, auf welcher die Kirche Gottes ausgebaut wurde. Wo wir nicht ausdrücklich die Gehöfte der »Romani, Tributales« als Remuneration für geiſtliche Mühen finden, welche die Herzoge Theodo und Theodebert ihrem Landesapoſtel zuwendeten, ſind wir durch die archäologiſchen Studien, beſonders des auch in dieſer Beziehung um ſein engeres Vaterland hochverdienten Chorherrn J. Gaisberger vollſtändig ſicher geſtellt, daß das Miſſions-Territorium, welches wir ſoeben betrachtet haben, durch und durch römiſch-klaſſiſcher Boden war. Dieſer unermüdete Gelehrte hat uns wie ſchon früher über die ehemalige Hauptſtadt Ufer-Noricums, ſo noch insbeſondere über den Betrieb der Salzwerke des Iſchllandes durch die Römer in einer Weiſe belehrt, daß der Aufbau der Chriſtianiſirungsgeſchichte auf den von ihm wieder zu Tage gelegten römiſchen Fundamenten nur noch wenige Schwierigkeiten zu überwinden fand. Mittelſt der lichtvollen Entdeckungen des genannten Forſchers wird es auch leicht, die Chriſtianiſirungsgeſchichte des VI. Jahrhunderts, insbeſondere jene des heutigen Salzkammergutes, an die römiſche Zeit im Allgemeinen und ſpeciell an jene des hl. Severin anzuknüpfen. Schon R. v. Koch-Sternfeld hat hierin klar ſehend darauf aufmerkſam gemacht, daß der hl. Severin früher nach Cucullе als nach Juvavum gekommen ſei[1]), und daß man demzufolge annehmen müſſe, daß er ſeinen Weg dahin über das Iſchlland und das Goſauthal — in älterer Zeit bedeutſam genug Kuchenthal geheißen — nach Kuchl ſelbſt genommen habe. Nur in der Angabe des Grundes zu dieſer Abweichung von der Conſularſtraße ſcheint er ſich zu irren: nicht darum, weil die Conſularſtraße von barbariſchen Horden verlegt war, ſchlug der Heilige den Weg durch das Iſchlland ein, ſondern wohl nur darum, weil ihn, wie die bedrängten Einwohner des obern Salzachthales, ſo auch jene des Iſchllandes gebeten hatten, ihnen mit Troſt, Rath und That zu Hilfe zu kommen. Dieſe Vorausſetzung ſcheint ganz unverhüllt in dem Berichte des Eugippius (l. c.) zu liegen: „Als die obern Städte-Ufernoricums noch aufrecht ſtanden, aber keines der Caſtelle vor Barbaren-Einfällen ſicher war, herrſchte ein ſo allgemein verbreitetes Vertrauen zum hl. Severin, daß die einzelnen Caſtelle miteinander wetteiferten, ihn zu ſich zu erbitten, weil ſie glaubten, daß in ſeiner Gegenwart ihnen kein Unglück zuſtoßen könne.“ Wer das vom hl. Rupert eingeführte Chriſtenthum in ſeinem Zuſammenhange mit dem altrömiſchen auffaßt, wird

[1]) Vgl. Eugippius, Vita S. Severini c. XI. Edit. Kerschbaumer.

mit mir der Anſicht ſein, daß der baioariſche Landesapoſtel ſorgfältig die Spuren ſeines Vorgängers Severin aufgeſucht habe, und dadurch ſein eigenes Apoſtolat an jenes des noriſchen Apoſtels Maximilian anreihte. Was der hl. Severin den Ufernorikern geweſen, war der hl. Valentin den Vindeliciern, und wir werden uns ſpäter davon überzeugen, daß der hl. Rupert auch in ſeine Fußſtapfen eingetreten ſei. Hiezu ſtehen uns freilich nur topographiſche Reminiscenzen zu Gebote, weil der hl. Valentin nicht ſo glücklich war, einen Eugippius als Biographen zu finden. Wer hiebei am meiſten zu Schaden kam, iſt natürlich nicht der hl. Miſſionär Vindeliciens, ſondern wir, die ſpäten Forſcher.

4. Chriſtianiſirungsgang im Mattiggaue.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſich die Miſſionäre von Seekirchen nicht auf die ſüdliche und ſüdöſtliche Richtung allein beſchränkt haben werden, ſondern daß das Licht des Evangeliums von dieſem frühzeitigen Focus aus auch gegen Norden gedrungen ſei. Wenn jedoch die Miſſionäre in nördlicher Richtung keine ſo bedeutenden Erfolge erzielten, wie in der ſüdlichen und ſüdöſtlichen, ſo lag der Grund hiezu weder in der Einſeitigkeit ihres Vorgehens, noch im Mangel an Eifer, ſondern einfach im Widerſtande materieller Hinderniſſe, welche erſt im Laufe der Jahrhunderte von der Cultur und auch von dieſer nur theilweiſe beſeitigt worden ſind: ich meine die ungeheueren Wälder, welche das Miſſionsterritorium der Seekirchner Mönche gegen Norden abſchloſſen. Schon unmittelbar aus dem Nordweſtgeſtade des obern Mattſee's und des mit ihm zuſammenhängenden Grabenſee's ſteigt der Haunsberg, der ohne Zweifel ſeiner waldigen Hülle den Namen verdankt, über dritthalbtauſend Fuß empor, und iſt wie ein langgeſtreckter Riegel an zwei Meilen von Nordoſt gegen Südweſt vorgeſchoben. Mittelſt jetzt noch nicht unbeträchtlicher Waldreſte um Holzhauſen ſchließt ſich ſein Nordabhang an das ziemlich weit gedehnte Ibnermoos und durch ſelbes an den Weilhart an, der Weilhart mittelſt des Lachforſtes aber an den Hart öſtlich von Ranshofen. Auch die Landſchaft zwiſchen dem Weilhart und der Mattig trägt noch deutlich das Bild einer erſt vor Jahrhunderten dem Urwalde abgerungenen Gegend, denn die dort das Terrain beengenden Waldparzellen und die häufigen Culturnamen der inzwiſchen liegenden Ortſchaften machen unwillkürlich dieſen Eindruck auf den Beſchauer der Landſchaft. Als im VI. Jahrhundert die dermaligen Waldparzellen noch umfangreich enge unter ſich zuſammenhingen, waren die damals ſchon waldloſen Strecken wohl eher Culturinſeln, als offene Fluren, und wohl nur das enge aber ſehr freundliche Mattigthal, welches die bisher betrachtete Landſchaft im Oſten beſäumte, machte hievon eine Ausnahme. Dieſes nur ſeicht eingefurchte Thal durchlief in einer Länge von 5 Meilen die bei Straßwalchen in der Richtung zu den rechtsufrigen Inn-Caſtellen und dann Castra Batava von der Conſularſtraße abzweigende Verbindungs- oder Heerſtraße. Zahlreichere römiſche Funde und ſtreckenweiſe erhaltene Segmente des römiſchen Straßen-

baues bezeichnen ihren Verlauf ſehr kennbar. Aus dieſer Landſchaftsüberſchau ergibt ſich von ſelbſt, daß die Miſſionsthätigkeit der Seekirchner Mönche ſich nur auf die vorhin erwähnten Culturinſeln und das Mattigthal ſelbſt erſtrecken konnte. Das Licht des Chriſtenthums erhellte aber nicht nur die Finſterniß der Gemüther, ſie lichtete auch jene der Wälder: Verbreitung des Chriſtenthums ohne Verbreitung der Cultur iſt auch hier nicht denkbar.

Wir haben ſchon früher geſehen, daß das Chriſtenthum ſchon vor der Wormſerreiſe des hl. Rupert wie auf dem linken Salzachufer bis über Titmanning ſo auf dem rechten bis über Oſtermiething hinab vorgedrungen war; und ich glaube, daß die Miſſionäre, welche ſich der Landesapoſtel in Worms beigeſellt hatte, bald nach ſeiner Rückkehr in die neue Heimat einerſeits auf der Salzach und dem Inn, andrerſeits aber auf der Römerſtraße durch das Mattigthal über Mauerkirchen und Altheim bis in jene offenere Landſchaft hinabgewandert ſeien, welche gegen Süden der Hart, der Kobernaus, der Henhart und der Riederwald umſchloſſen, gegen Norden aber der Paſſauer-Wald, und welche das Antiſenflüßchen in zwei faſt gleiche Hälften theilt. Im Allgemeinen ſcheint aber das Miſſionswerk auf dem linken Salzach- und Inn-Ufer raſcher vorgeſchritten zu ſein, als auf dem rechten, weil die Theodebert'ſchen Schenkungen, als Remuneration für die geiſtliche Wohlthat der Verkündung des Evangeliums, auf jenem Ufer viel weiter gegen Norden reichen, als auf dieſem. Mit dem Tode des frommen Herzogs Theodebert hörten die Schenkungen der älteſten Periode gänzlich auf; wir ſehen aber um jene Zeit die Salzburgerkirche bereits im Beſitze von Eharting an der Iſen, welche Ortſchaft mindeſtens um 4 geographiſche Meilen mehr gegen Norden liegt, als jene vier Romanenhöfe (tributales), welche Theodebert im Mattiggaue in verſchiedenen Orten zum Stift Nonnberg ſchenkte, deren Mittelpunkt wohl die Ortſchaft Jeging geweſen ſein wird, welche der viel ſpätere Herzog Hugibert dem Hochſtifte Salzburg zuwendete. Die Urſache dieſes auf den beiden Ufern ungleichen Ganges der Miſſion ſuche ich in dem Umſtande, daß das linke Ufer der Salzach nicht nur ſchon aus den erſten Jahren der Anweſenheit des hl. Rupert in Baioarien den ſeiner Natur nach höchſt wirkſamen Miſſionsfocus Altötting beſaß, ſondern auch wegen des bei Gründung des Salzburgerſtuhles unvermeidlichen oftmaligen, perſönlichen Verkehrs des Heiligen mit dem herzoglichen Hofe, ſich wiederholt ſeiner Gegenwart zu erfreuen hatte. Aus demſelben Grunde erſcheint es mir nicht als unwahrſcheinlich, daß von dem der Antiſenmündung gegenüber liegenden, ſchon vorher chriſtianiſirten Territorium nachhaltiger auf die Bekehrung der Anwohner des Inn's und der Antiſen eingewirkt worden ſei, als durch die Zuwanderung der Miſſionäre auf der Römerſtraße des Mattigthales. Folgerecht hiezu könnte es als rationeller erſcheinen, wenn die Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Inn-Antiſen-Gebiete an jene des jenſeitigen zwiſchen Inn und Rott liegenden angereiht würde; deßungeachtet werde ich dieſe Beleuchtung unmittelbar an jene des obern Mattig-

gaues anfügen, weil die Einhaltung der geographiſchen Ordnung förderlicher für die Deutlichkeit iſt.

Ich befürchte nicht auf Widerſpruch zu ſtoßen, wenn ich die Vermuthung ausſpreche, daß die Chriſtianiſirung des obern Mattiggaues von Seekirchen ausgegangen ſei, die des untern, d. h. des Landſtriches um die Antiſenmündung aber von dem unter unmittelbarer Leitung des hl. Rupert ſtehenden Kathedralkloſter St. Peter, denn die Contiguität des obern Mattiggaues mit dem Seelſorgſprengel von Seekirchen, und des untern mit dem eben erwähnten jenſeitigen Landſtriche, der ſchon bald der Segnungen des Chriſtenthums theilhaftig geworden war, lenkt von ſelbſt auf meine Vermuthung. Wirklich finden wir ſchon etwas mehr als eine geogr. Meile nördlich von Seekirchen, in Mattſee nämlich, eine mit allen drei Attributen eines ſelbſtſtändigen Seelſorgſprengels ausgeſtattete Miſſionsſtation: jenſeits der längſt überbrückten Seezunge die St. Georgszelle (Capella regia) Zellhof, dießſeits eine St. Laurentius-Seelſorgkirche (ſpätere Pfarrkirche), und hart daneben am See die Baptiſterialkirche des hl. Michael (ſpäter zur Stiftskirche erhoben). Die Kirche St. Johannes des Täufers zu Seeham jenſeits des Drummſee's iſt erweislich viel ſpätern Urſprunges. Aber auch der ſo förmlich conſtituirte Seelſorgſprengel Mattſee iſt, obwohl bedeutend älter als die Kirche zu Seeham, dennoch wohl kein urſprünglicher, vielmehr noch längere Zeit hindurch gänzliche Dependenz der biſchöflich bevorrechtigten St. Peterskirche zu Seekirchen. Vielem Anſcheine nach wurde Mattſee erſt damals (776) unabhängig, als ſeine unſcheinbare Zelle durch die Munificenz Herzog Taſſilo's II. zur Benedictiner-Abtei erhoben wurde. Der erſte geſonderte Seelſorgſprengel (natürlich wie immer mit offenen Grenzen) wurde wohl im Mattigthale ſelbſt errichtet, allerdings von der Miſſionsſtation Zellhof aus, aber auch noch nicht mit der obgleich ſehr alten Seelſorgkirche (B. Mariae V.) zu Aſtätt und dem Baptiſterium S. Joannis Bapt. beim heutigen Pfarrhofe, denn dieſer Seelſorgſprengel conſtituirte ſich erſt in der Zeit der Carolinger und zwar hauptſächlich aus Anlaß der Dingſtätte der Gaugrafen, deren Name uns noch im Ortsnamen derſelben hart neben Aſtätt bewahrt iſt. Der erſte geſonderte Seelſorgſprengel bildete ſich alſo mit der Marienkirche zu Mattighofen (ſpäter palatium regium) und dem Baptiſterium S. Joannis Bapt. zu Pfaffſtätt. Ich vermuthe, daß Pfaffſtätt früher einen Zellennamen gehabt, und den dermaligen erſt erhalten habe, als dort die Seelſorge und mit ihr vielleicht auch die Mönchszelle für immer auf die Weltprieſter überging. Meines Wiſſens iſt Pfaffſtätt die älteſt beurkundete Zuſammenſetzung eines Ortsnamens mit Pfaff; ſie kommt das erſtemal im Jahre 796[1]) vor. — Wahrſcheinlich wurde St. Maximilian zu Burgkirchen im untern Mattigthale ſchon frühzeitig Seelſorgkirche, aber mit fortdauernder Abhängigkeit vom Baptiſterium zu Pfaffſtätt. Wie nun das Chriſtenthum ſich an der

[1]) Mon. Boica Vol. 28. II. p. 56.

ab verbreitete, ſo überſtieg es auch bald den Waldrücken Siedelberg
r Richtung, um ſich in den jenſeitigen Landinſeln der oben des Nähern
: Waldungen feſtzuſetzen. Für jenes große Gebiet öſtlich vom Weilhart
Hundertshauſen eine eigene Zelle als Miſſionsſtation errichtet;
der Zeller-Bauernhof hart am genannten Dorfe, dermal eine der
niereien jener Gegend mit Gebäuden, die ſich durch alterthümliches
on den benachbarten auszeichnen. Dieſe Zelle dürfte dieſelbe ſein,
ich von Franking in der Mitte des XII. Jahrhunderts nach Ranſ-
te[1]), und die dortigen Chorherren müſſen ſie gut bewirthſchaftet haben,
nweſen, das in der Schenkung etwas über einen halben Manſus tarirt
inem ſo ſtattlichen Bauernhofe angewachſen iſt. Für die frühzeitige
ung auch des in Rede ſtehenden Waldgebietes zeugt Theodebert's
der „vier Höfe im Mattiggaue an verſchiedenen Orten" zum Stift Nonn-
: Zentralpunkt wohl Jeging (Itinga) bei Aſtätt geweſen ſein wird,
og Hugibert zum Hochſtift vergabte[2]), wie oben bemerkt worden iſt.
ſkirchen, ſo ging auch die Miſſionsſtation Gundertshauſen aus
inglichen Seelſorgbezirke Mattighofen (beziehentlich Pfaffſtätt)
ir die älteſte Seelſorgkirche der Gundertshauſer Miſſion halte ich
dermal von ſeinem ſpätern Patrocinium S. Wilhelmi abb. Wilhelms-
geheißen, deſſen früheres Patrocinium das des hl. Laurentius war.
iſtliche Gemeinde anzuwachſen begann, mag wohl St. Georgen am
s bache auch Seelſorgkirche geworden ſein; beide Seelſorgkirchen parti-
ver wohl noch länger am Baptiſterium zu Pfaffſtätt, bis der ſich er-
Umfang der dortigen Chriſtengemeinde ein eigenes Baptiſterium als
s Bedürfniß erheiſchte. Dieß wurde dann zu Buchkirchen in der heu-
rei Feldkirchen errichtet und hieß Basilica S. Joannis Baptistae superior,
ſchiede von der gleichnamigen Basilica inferior zu Dorfbeuern. Die
. Johannes d. Täufers zu Schwand, nördlich von St. Georgen am
ach, iſt viel ſpätern Urſprunges, wie ſchon ihr Culturname Schwand
und ebenſo jene zu Perwang, wie es ſcheint, aus der Zahl jener auf
en Höhen erbauten Johanneskirchen, welche beſtimmt waren, den alt-
i Sonnencultus zu verdrängen. Daß Perwang und Perndorf, Pa-
tronymien des echtaltdeutſchen Perſonen-Namens Pero, nichts mit dem ſlaviſchen
Blitz- und Donnergotte Perun zu ſchaffen haben, wie R. v. Koch-Sternfeld
meint, bedarf wohl keiner Erläuterung. Von den übrigen Kirchen jener in älteſter
Zeit größtentheils mit Wäldern bedeckten Umgegend vermag ich keine der Zeit des
hl. Rupert zuzuſchreiben, weil ſie ſich in überwiegender Mehrzahl auf ſpätern
Culturen namentlich des Stiftes Ranshofen erhoben haben.

[1]) Urk.-Buch d. Landes ob der Enns. I. p. 227. [2]) Juvav. Anh. p. 22.

Munstiure. Wie die Bekehrung der Anwohner der Mattig und der Quellen des Filmannsbaches des Verdienſt der Seekirchner Mönche geweſen zu ſein ſcheint, ſo wird die Chriſtianiſirung der Bewohner jener geſegneten Fluren, die ſich vom rechten Innufer weg an beiden Ufern der untern Ache und Antiſen gegen Süden und Südoſten ausdehnen, wieder unmittelbar der Miſſionsthätigkeit der Mönche des Kathedralkloſters St. Peter zuzuſchreiben ſein, weil die beſchränktern Kräfte der Seekirchner Zelle hiezu nicht ausgereicht hätten, und das linke Innufer, wie wir bald ſehen werden, ſchon vor dem rechten von den Miſſionären des Kloſters St. Peter dem Chriſtenthume gewonnen worden war, und dieſes wahrſcheinlich von dort aus auch auf das rechte übertragen wurde. Auch hier war der Chriſtianiſirungsgang, wie überall vom Zellen-Inſtitute getragen; wegen ſchon größerer Entfernung vom Kathedralkloſter und großen Umfanges des Miſſionsgebietes fand es aber der Landesapoſtel wohl ſchon bald für nöthig, dort als Zentralpunkt der auf das Gebiet vertheilten Zellen ein eigenes Münſter zu gründen, um dadurch nicht nur die Miſſionsarbeit zu erleichtern, ſondern auch die Erfolge derſelben und die darauffolgende Seelſorge zu ſichern und zu regeln. Von dieſem Münſter iſt uns nur noch der Name erhalten, aber ein für ſich ſelbſt ſchon höchſt demonſtrativer, nämlich das Dorf Münsteur. Dieſer Name ſagt uns nun, daß Münsteur einſt ein Kloſter — Monasterium geweſen ſei; aber die beurkundete Geſchichte kennt ſeine den Apoſtelfürſten gewidmete Kirche ſchon nur mehr als Ortſchaft Munstiure, Munesture, jedoch nicht als noch beſtehendes Münſter. Bei ſeinem erſten urkundlichen Aufſcheinen iſt es im Beſitze des Hochſtiftes Bamberg, und ſcheint ein Theil ſeiner Dotation durch K. Heinrich II. geweſen zu ſein, der, wie bekannt iſt, im Jahre 1007 dem von ihm geſtifteten Bisthume auch dießſeits des Inns bis zum Atterſee bedeutende Liegenſchaften und Dominicalien zuwendete. Da man auch in der unmittelbar vorhergehenden zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts keine Erwähnung von Münſteur findet, könnte man vermuthen, daß das Kloſter ein Opfer der Magyarenſtürme geworden ſei; aber auch dieſe Vermuthung hat nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, denn auch im IX. Jahrhunderte wird es ſchon nicht mehr genannt. Hiezu kommt noch die beurkundete Thatſache, daß ſchon im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrhundert die Mönche von Niederaltach im Antiſen-Thale die Seelſorge verſahen, und ſchon ſeit länger verſahen, weil ſie darin bereits begütert erſcheinen: eine Thatſache, aus welcher klar hervorgeht, daß das St. Petersklooſter am Ausfluſſe des Antiſenbaches in den Innſtrom ſchon damals eingegangen war. Als die Niederaltacher-Wallfahrt zu Iſarhofen (SS. Felicissimi et Agapiti MM.) in Aufnahme kam, machte Abt Gozbald im Jahre 841 eine bedeutende Schenkung dahin, welche K. Ludwig d. Deutſche beſtätigte.[1]) Unter den geſchenkten Gütern war auch die »Cella Antisna cum suis adjacentiis.«

[1]) Mon. Boic. XI. p. 109.

Dieſe Zelle Antisna war aber keine andere, als das heute ſog. Auroldsmünſter, urkundlich Urolfesmunstiuri, das vom Abte Urolf (788—814) gegründet worden und auch den Namen erhalten hatte. Es ſteht ſomit außer Zweifel, daß Niederaltach ſchon am Anfange des IX. Jahrhunderts im Antiſenthale begütert war, und insbeſondere eine reichlicher bevölkerte Zelle dort hatte, weil ſie ſonſt nicht Münſter, d. h. eigentliches Kloſter geheißen würde. Es iſt wohl nicht anzunehmen, daß das St. Petersmünſter zu Münsteuer nach der kirchlichen Reſtauration durch den hl. Bonifacius eingegangen ſei, im Gegentheile hat es mehr als hohe Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß es im Jahre 739 ſchon nicht mehr beſtand, weil auch in den Urkunden der Paſſauerkirche, welcher im genannten Jahre die untern Innufer zugetheilt worden waren, nirgends die leiſeſte Erwähnung von dieſem Kloſter gemacht wird, ſo wie denn auch Breves Notitiae und Congestum nichts davon melden. Für den einſtmaligen weit frühern Beſtand desſelben Münſters beſteht aber ein anderer, wie mir ſcheint, ſehr triftiger Inductionsbeweis: es iſt der Schluß von der Exiſtenz der Kinder auf die nothwendige Voreriſtenz der Mutter. Zunächſt bei Münsteuer liegt nämlich ein Minaberg und oberhalb am Inn ein Mining (Müning), gegen deren Ableitung von Münch man kaum etwas einwenden wird. Ueberdieß bilden aber Müning, Waldzell, Hohenzell und Zell bei Pram eine beinahe regelmäßige Halbperipherie, deren Centrum Münsteuer iſt. Es iſt allerdings richtig, daß genannte vier Mönchscolonien erſt in viel ſpäterer Zeit urkundlich ſichtbar werden; es iſt aber auch charakteriſtiſch, daß nirgends von einem Entſtehen derſelben die Rede iſt; ſie beſtehen allemal ſchon aus unvordenklicher Zeit, wenn ſie Gegenſtand von Verhandlungen werden, und Gegenſtand von Verhandlungen wurden ſie früher eben darum nicht, weil ſie ihren urſprünglichen Stiftungszweck fortwährend erfüllten. Daß dieſe vier Colonien nicht etwa Filialen des Kloſters Niederaltach waren, darf man überzeugt ſein, weil keine von ihnen in den ſo reichhaltigen Documenten von Niederaltach je zum Vorſchein kommt. — Hält man alle dieſe Thatſachen zuſammen, ſo wird man die natürlichſte Erklärung derſelben in der Annahme finden, daß das Kloſter zu Münsteuer durch den Verfall der Salzburger Kirche im ganzen VII. Jahrhundert und darüber hinaus mit in's Verderben gezogen worden ſei, und demzufolge ſich aufgelöst habe. Die tiefer im religiöſen Bedürfniſſe des Volkes wurzelnden Seelſorgſtationen Münsteuer ſelbſt, Müning, Waldzell, Hohenzell und Zell an der Pram wurden jedoch wenigſtens zur Noth gerettet, und wurden anfänglich von Mitgliedern des aufgelösten Münſters, ſpäter aber von Mönch- oder Säcularprieſtern beſorgt, je nachdem es eben in jenen Zeiten allgemeinen Prieſtermangels den gläubigen Nachbarſchaften gelang, oft vielleicht erſt nach langen Unterbrechungen irgend einen Prieſter zu erhalten.

Eine nahegelegte Frage iſt: Wer iſt der Gründer des St. Peters- und Paulsmünſters an der untern Antiſen? und die Antwort hierauf kann nach

dem früher Erläuterten nur lauten: niemand anderer als der Apoſtel der Baioarier, der hl. Rupert ſelbſt! — Und dennoch möchte ich nicht apodictiſch behaupten, daß der hl. Rupert Gründer der primitivſten Zelle an der untern Antiſen geweſen ſei, und glaube vollſtändig berechtigt zu ſein, ſogar auf den hl. Severin als muthmaßlichen erſten Gründer dieſer Zelle (ſage Zelle!) zurückgreifen zu dürfen. Es iſt bekannt, daß Eugippius, der Biograph des hl. Severin, in ſeinen Erzählungen ſich im Allgemeinen an die chronologiſche Ordnung halte, und nur inſofern davon abweiche, daß er die Begebenheiten an einem und demſelben Orte, obwohl ſie verſchiedenen Zeiten angehören, nacheinander erzählt. Scheidet man dieſe Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge von einander aus, ſo läßt ſich eine Art Itinerarium des hl. Severin daraus zuſammenſtellen. So wiſſen wir aus Eugippius mit Sicherheit, daß der hl. Severin wenigſtens zwei verſchiedene Male zu Cucullae geweſen ſei, und ich habe bereits darauf aufmerkſam gemacht, daß er das erſtemal allem Anſcheine nach nicht über Juvavum dahin gelangt ſei, ſondern nach einem apoſtoliſchen Beſuche der Romanen am Traunſee und der chriſtlichen Halaunen zu Iſchl und Hallſtadt, und von ihnen weg auf dem nächſten Wege durch das Goſau- oder Kuchenthal; denn Eugippius beginnt ſeine Nachrichten über das Wirken des Heiligen im obern Noricum und öſtlichen Vindelicien, denen er die Capitel 11—28 faſt ausſchließlich widmet, mit der Erzählung der zwei Wunder des hl. Severin zu Cucullae — Entdeckung der an Götzenopfern Betheiligten und Vertreibung der Heuſchrecken — ehe er überhaupt Juvavum auch nur erwähnt. Bis er aber das zweite Wunder der Heuſchreckenvertreibung berichtet, bemerkt er ausdrücklich: »Alio rursus tempore« ꝛc.[1]) So mögen auch die in den Capiteln 13. und 14. erzählten, zu Juvavum gewirkten Wunder zwei verſchiedenen Zeiten angehören, was in der Vorausſetzung, daß der hl. Severin der Gründer des Mönchsklosters zu Juvavum ſei, dem Theodosius und nach ihm der hl. Maximus als Abt (»spiritualis vitae presbyter«[2]) vorſtand, welch letzterer dann mit einer größern Anzahl Mönche und Laien (die Ueberlieferung ſagt: über 50) ermordet wurde, einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit gewinnt, weil die Zelle erſt bei dem zweiten Wunder erwähnt wird. Da die Erzählung der Wunder zu Juvavum an jene von Cucullae angereiht wird, unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß der hl. Severin nach der Entdeckung der Theilnehmer an den Götzenopfern zu Cucullae das erſte Mal nach Juvavum kam. Unmittelbar an die Erzählung der Wunder zu Juvavum reiht Eugippius den Bericht über das Wirken des Heiligen zu Quintana (Künzing) an der Donau an, und daraus wird mit Sicherheit zu entnehmen ſein, daß der hl. Severin von Juvavum weg das erſtemal den Weg auf der Heerſtraße über Titmanning und Neuötting (Durum) und von da durch das öſtliche Vindelicien nach Quintana eingeſchlagen habe. Nachdem Eugippius die Eindam-

[1]) Eugipp. Vita S. Severini c. 12. Edit. Kerschbaumer. [2]) Ibid. c. 24.

mung des Günzflüßchens (Businca) mittelſt des in einen der Piloten, welche die Kirche trugen, eingehauenen hl. Kreuzeszeichens und die Auferweckung des Prieſters Silvinus berichtet, verbreitet er ſich in der erſten Abtheilung des nächſten Capitels[1]) über die aufopfernde und allumfaſſende Armenpflege des Heiligen im obern Noricum und öſtlichen Vindelicien überhaupt, und flicht im logiſchen Zuſammenhange die Nachricht von den göttlichen Strafen ein, die den Bürgern von Tiburnia und Lauriacum wegen ihrer Saumſeligkeit in Reichung der Zehenten widerfuhren. Ich ſagte ſoeben, daß das Capitel 17. über die Armenpflege im obern Noricum und öſtlichen Vindelicien berichte, nicht als ob ich bezweifelte, daß es ſich ſeiner allgemein gehaltenen Faſſung gemäß überhaupt auf die Geſammt-Armenpflege des Heiligen beziehe, ſondern ich will nur ſagen, daß dort vorzugsweiſe von der Armenpflege im obern Noricum und öſtlichen Vindelicien die Rede ſei, denn die Worte: „obwohl ſie wegen harter Barbarenherrſchaft Hungersnoth litten" (»quamvis ex duro barbarorum imperio famis angustias sustinerent«) paſſen in jener Zeit vorzugsweiſe nur auf die Bewohner der genannten Territorien, weniger aber auf jene des untern Noricums. Im darauffolgenden Capitel[2]) beginnt der mit Einſchaltungen durch mehrere Capitel laufende Bericht des Eugippius über die Wirkſamkeit des Heiligen in Castra Batava (Paſſau) und Boitro (Bojoduro, Innſtadt). Der Biograph bemerkt ausdrücklich, daß der Heilige öfter nach Batava gekommen ſei (»eo quod illuc sépius adveniret«) und motivirt damit die Nachricht, „daß er dort in gewohnter Weiſe (solito more) ein Klöſterlein für wenige Mönche errichtet habe." Daß dieß ſchon während ſeiner erſten Anweſenheit in Paſſau geſchah, iſt ja nicht zu überſehen. Erſt bei einem ſeiner letztern Beſuche Paſſau's gründete er ein zweites Klöſterlein zu Boitro, außerhalb der Mauern von Batava. Daß dieß in die letzten Zeiten des Beſtandes von Batava und Boitro einzureihen ſei, erhellt aus den prophetiſchen Ausſprüchen des Heiligen[3]): „Dieſe Gebäude werden vor den übrigen ſchleunigſt verlaſſen werden müſſen ...." und[4]): „Da ihr wiſſet, daß ihr durch Gottes Schutz befreit worden ſeiet, damit ihr in kurzer Zeit von da weggehet .... Nun ... kommt mit mir hinab .... ziehen wir jetzt miteinander von da weg." Erſtern Ausſpruch machte aber Severin, als die Zellenkapelle (Basilica) ausgebaut, letztern, als ſie kurz zuvor zu Ehren des hl. Johannes des Täufers eingeweiht worden war. Zwiſchen der Erbauung der Zellen zu Batava und zu Boitro ſcheint ein Zeitraum von beiläufig 20 Jahren zu liegen, in welchem der Heilige oft und auf längere Zeit in Paſſau verweilte. Seine zweiten (wahrſcheinlich öftern) Beſuche zu Cucullae und Juvavum machte er wohl von Paſſau aus auf dem Wege am Inn und der Salzach oder Mattig hinauf; hiezu hatte er in ſeinem Apoſtolate und der damit verbundenen Pflege der Armen in den Caſtellen und Burgen der genannten Flüſſe Anlaß genug. Das eine oder andere Mal ſcheint Eugippius unter ſeinen Begleitern dahin

[1]) Ibid. c. 17. [2]) Ibid. c. 19. [3]) Ibid. c. 22. [4]) Ibid. c. 27.

geweſen zu ſein; denn während er ſich bei der Erzählung der erſten Reiſe von Cucullae über Juvavum, Quintana und Batava auf Augenzeugen beruft, thut er dieß in den ſpätern Erzählungen nicht mehr, er gibt auch die Entfernung von Batava und Juvavum ſo genau auf 70 Milliarien und darüber an, daß ſich die Vermuthung von ſelbſt aufdringt, daß er den nächſten Weg aus eigener Begehung gekannt habe. — Erwägt man nun, daß der hl. Severin in den zwei nur durch den Innſtrom getrennten Städten Batava und Boitro Zellen erbaute, und ferner, daß die Zellenerrichtung ſeine gewohnte Sitte genannt werde, ſo wird man es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich finden, daß er in dem Zwiſchenraume von Juvavum und Batava in väterlicher Sorgfalt für die Gläubigen an den Inn-Salzach-Ufern wenigſtens eine Zelle errichtet habe. Ob aber in Münsteuer? Das iſt freilich eine andere Frage, für deren Bejahung vorläufig nur der aus unvordenklicher Zeit ſtammende Name Munstiure ſpricht.

Zu dem uralten Namen kommt jedoch auch noch ein anderes Wahrſcheinlichkeitsmoment. Wir haben nämlich geſehen, daß der hl. Rupert ohngefähr 60 Jahre ſpäter, feſthaltend an der in den chriſtlichen Romanenfamilien lebendig gebliebenen Ueberlieferung, ſeine Abtei St. Peter in den Ruinen Juvavums genau auf dem Platze errichtete, auf dem einſt das Kloſter der Aebte Theodoſius und Maximus zu St. Severin's Zeit geſtanden hatte. Ebenſo tritt uns in Paſſau nach der kirchlichen Reſtauration des hl. Bonifacius ſchon unter dem erſten Biſchofe Wulfilo noch eine dunkle Reminiscenz an die ehemalige St. Johanneskirche in der Innſtadt (dermal St. Severin) entgegen. Wie wiſſen aber aus Eugippius[1]), daß die große Mehrheit (plurimi) der Bewohner jener Donau-Innſtadt mit dem hl. Severin etwa 476 nach Lauriacum abwanderte, die wenigen (quidam) Zurückgebliebenen aber noch in der Abwanderungswoche von den Thüringern theils niedergemetzelt, theils gefangen abgeführt worden ſeien. Hier gab es alſo etwa mit Ausnahme einiger ſpäter aus Italien wieder Heimgekehrter faſt keine Träger der Ueberlieferung mehr, die im Falle, daß man geneigt wäre, ein Zurückgreifen Biſchof Wulfilo's auf die Beſtände zu St. Severin's Zeit anzunehmen, 253 Jahre hindurch hätte treu bewahrt werden müſſen. Anders waren die Verhältniſſe der Tradition in der nur 60 Jahre ſpätern St. Ruperts Zeit im Allgemeinen und auch bezüglich der Umgegend Münsteuers geſtaltet; denn obgleich die Städtebewohner nur wenige Nachkommen hinterlaſſen hatten, ſo hatten ſich doch romaniſche Landbewohner durch Flucht in die undurchdringlichen Wälder und vielleicht ſogar in etwas bedeutenderer Anzahl vor dem Verderben gerettet: romaniſche Siedlungen ſind aber in den nur ein paar Meilen ſüdlich vom Paſſauerwalde gelegenen Walesham, Rampesan und den beiden Walchshausen nicht zu verkennen.

Dem hl. Landesapoſtel Rupert hätte ſich aber, auch abgeſehen von Severiniſchen Ueberlieferungen, das Territorium von Münsteuer ſchon kraft ſeiner natür-

[1]) Ibid. p. 27.

lichen Geſtaltung als ſelbſtſtändiger Miſſionsbezirk aufdringen müſſen. Er hatte ſcharf abgeſteckte Grenzen. Gegen Weſten ſchied der gewaltige Innſtrom von dem jenſeitigen Lande; gegen Norden ſchloß der Paſſauer Urwald mit Ausnahme der Geräumte, durch welche die Römerſtraßen liefen, das Territorium ab. Gegen Oſten war dasſelbe durch den vom Paſſauerwalde gegen Süden langgeſtreckten Sumpfwald rothe Sallet der Fall, und zwiſchen ihm und dem nördlichen Hausruck blieb nur eine relativ ſchmale Lücke offen. Bei Wolfsegg wendet ſich der Höhenzug des Hausrucks in ziemlich greller Beugung rein weſtlich und ſchließt ſich dann mittelſt des Kobernaus und Henharts, von welchem auch die nördlichern Schachaforſt und Wald noch ſehr beträchtliche Reſte ſind, nach der kaum zu nennenden Unterbrechung des Mattigthales und mittelſt des Lachwaldes und Harts an den Weilhart an. Es wäre ein Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß die genannten Waldungen auch ſchon zu St. Ruperts Zeit beiläufig nur ihren dermaligen, immerhin noch ſehr anſehnlichen Umfang gehabt haben. Damals erſtreckte ſich der Lachforſt bis gegen Handenberg und Gilgenberg herauf und bildete dadurch mit dem Weilhart und Hart ein ungeheures Ganzes. Die durchgängig neuern Ortsnamen (mit Ausnahme einiger alter an den Römerſtraßen) z. B. Gſchwändt, Schwand, Reut (einſt der berühmte Helmbrechts-Hof), Siebenmaiern, Viermaiern u. ſ. w. ſprechen klar genug für ihren ſpätern Urſprung auf altem Waldboden.

Die vom Innſtrome und dem angegebenen Waldkranze gebildete Landinſel, beim Beginne der Römerzeit wohl ſelbſt noch größtentheils überwaldet und erſt während der Dauer derſelben theilweiſe gelichtet, aber ſicherlich ſchon damals und noch mehr in der germaniſchen Anſiedlungsperiode durch einödige Cultur durchſetzt, wäre wie vor der Römerzeit, von der Außenwelt beinahe abgeſchloſſen geblieben, wenn nicht die eindringende römiſche Civiliſation zuerſt durch ihre Legionen und dann durch ihre Colonen Verkehrswege eröffnet und Leben in die Wildniß gebracht hätte. Durch die Legionen entſtanden vorerſt größere und kleinere befeſtigte Lager (Castra und Castellae) mittelſt Heerſtraßen verbunden; aus ihnen erwuchſen mit der Neige des III. Jahrhunderts, zumeiſt an den hohen, rechten Strom- und Flußufern die Limites mit einer Kette größerer und kleinerer Burgen, die in der Richtung des Limes, welche durch die Hauptſtraßen ohnehin in Verbindung, durch angelegte Querſtraßen in ein drohendes Vertheidigungs-Syſtem zuſammentraten. Die Schiffe hatten auf Inn und Donau neben der Mammonsfracht unbewußt auch das Evangelium der Armen getragen, auf den Straßen wandelten zwiſchen und hinter den welterobernden Legionen ungekannt die Sendboten des Friedens. Auf denſelben naſſen und trockenen Verkehrswegen, wie einſt zu den römiſchen Colonen, kam auch noch zu den ſpätern germaniſchen Anſiedlern die Lehre des Heiles: zwiſchen den römiſchen Ruinen erhoben ſich die Zellen der Mönche. Die Cultur nahm an den Verkehrswegen überall zuerſt überhand, die Evangeliums-

predigt hielt ſich an die dichtere Bevölkerung, daher finden ſich reichere archäologiſche Ausbeuten ebenſo wie die älteſten Zellen an den Römerſtraßen. Dieß bewährt ſich auch in dem Territorium wieder, von welchem hier die Rede iſt. Behufs der Verificirung erinnere ich an die Tracen der Römerſtraßen: Juvavo-Batava am rechten Salzach- und Innufer, und über Straßwalchen durch das Mattigthal; Seewalchen, bei Wartenberg Kreuzung der Conſularſtraße über die Einſattlung des Hausrucks zwiſchen Zell am Petenfirſt und Eberſchwang (Hochſtraße), durch das Antiſenthal an Hohenzell und Aurolzmünſter vorüber, bei Münsteuer in die Heerſtraße Juvavo-Batava, Zell an der Pram, Paſſau, und an die Querſtraßen Wels-Burghauſen, Efferding-Burghauſen und Schlögen (Joviacum)-Suben.

Chriſtianiſirungsgang ſpeciell. Es mag vorerſt dahingeſtellt bleiben, ob das Evangelium vom linken Innufer in das Gebiet der untern Antiſen herübergebracht worden ſei, was ich für das bei weitem Wahrſcheinlichere halte, oder ob die Träger desſelben durch das Mattigthal herabgekommen ſeien: jedenfalls wird in Anbetracht der nördlichen Richtung, welche die Evangeliumspredigt von Salzburg aus in die untern Inngegenden nahm, Müning (Munichinga) unter Braunau als erſter Anſitz der Miſſionärmönche anzuſehen ſein. Naturgemäß entfaltete ſich um die Zelle von Müning herum der erſte Seelſorgbezirk als neues Agglomerat zu den ſüdlichern des Mattigthales und insbeſondere jenes von Mauerkirchen. Wie wir oben an den Quellen des Filmannsbaches ein Altheim mit der St. Laurentius-Seelſorgkirche geſehen haben, ſo treffen wir auch hier wieder ein Altheim (Mauerberg) mit einer außerhalb des dermaligen Marktes ſtehenden Pfarrkirche des hl. Laurentius, und ich nehme nicht den mindeſten Anſtand, in ihr die älteſte Seelſorgkirche der Umgegend zu conſtatiren. Wo war aber das hiezu correlative Baptiſterium? Von der allgemeinen Wahrnehmung geleitet, daß in dieſem ganzen Seelſorgbezirke alle übrigen Baptiſterien dem hl. Erzengel Michael gewidmet ſind, fällt meine Wahl auf die St. Michaelskirche zu Geinberg (Geginperch), und ich finde mich hierin durch den Chriſtianiſirungsgang in nordöſtlicher Richtung beſtärkt, der ein Vorſchieben des Baptiſteriums in derſelben Richtung als höchſt geeignet erſcheinen läßt: ſcheint doch auch eine Zelle in der nämlichen Abſicht vorgeſchoben worden zu ſein, denn dafür wird man Mörſchwang mit dem charakteriſtiſchen Patrocinium der hl. Margareth nehmen dürfen, obwohl urkundlicher Anhalt ebenſo wie der topographiſche Zellenname mangelt. In dieſes Stadium mochte der Chriſtianiſirungsgang vorgerückt ſein (es iſt dieß jedoch nur meine individuelle Vermuthung), als die eigentliche Organiſirung des Miſſionswerkes nach einem weitaus ſehenderen Plane vom hl. Rupert vorgenommen wurde. Und hier treten wir an der Hand der beurkundeten Topographie aus dem Zwielichte der Vermuthung wieder in die hiſtoriſche Tageshelle über, denn eine Meile nördlich von Mörſchwang finden wir ein Münſter aus der Urzeit, Munstiure mit ſeiner

St. Peter- und Paulskirche, deſſen vorhiſtoriſchen Urſprung ich oben zur Genüge begründet zu haben glaube. Daß ich unter „vorhiſtoriſchem Urſprung“ ein Entſtehen in jener Zeit verſtanden wiſſen will, welche von unſern älteſten Documenten aus der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts nur für eine kleinere Anzahl von Ortſchaften, nämlich manche zur St. Rupertszeit bereits beſtandene, ausdrücklich angezeigt iſt, während die größere Mehrzahl nicht namentlich genannt wird, bedarf kaum einer weitern Erklärung. Zu letztern rechne ich wie andere, ſo auch dieſes Munstiure, welche übrigens ſchon ihrem Namen nach unter die wirklich hiſtoriſchen gehören, denn, wenn irgendwo, ſo gilt hier der klaſſiſche Ausſpruch: Nomina sunt argumento. Daß unſer Münsteuer nicht eine gewöhnliche Zelle, ſondern ein zahlreicher bevölkertes Monasterium geweſen ſei, liegt unbeſtreitbar wieder in ſeinem Namen, und als Centralpunkt der Miſſionen im Gebiete der Antiſenmündung iſt es wohl auch nicht leicht anders denkbar. Laſſen wir auch die nicht ſicher genug begründete Zelle zu Mörſchwang außer Anſatz, ſo umgeben Münsteuer dennoch in beinahe völlig gleichen Abſtänden eines Halbkreiſes die vier untergeordneten Miſſionsſtationen Zell an der Pram, Hohenzell, Waldzell und Müning. Ueberdieß lag das alte Münſter, abgeſehen von ſeiner nur durch den Inn unterbrochenen Contiguität mit einem weiten linksufrigen Miſſionsgebiete des Rotthal-Münſters, am Auslaufe des fruchtbaren und darum ſchon frühzeitig dichter bevölkerten Antiſenthales am Knotenpunkte der durch beſagtes Thal herabkommenden Römerſtraße und der Heerſtraße Juvavo-Batava, mithin in jeder Beziehung ſehr geeignet zum Centralpunkte der Miſſionsthätigkeit ſituirt.

Es wird kaum zu bezweifeln ſein, daß das Kloſter Münsteuer oder vielleicht richtiger St. Peter, ſchon ſogleich nach ſeiner Gründung ein eigenes Baptiſterium erhalten habe. Es wird in einer St. Michaelskapelle an einem der Weiher des nahen römiſchen Burgſtalles beſtanden haben, welche St. Michaelskapelle bei der mittelalterlichen Wiederbefeſtigung des Burgſtalles durch die Ahnen der Reichersberger in dieſelbe einbezogen worden ſein mag, und, obgleich kaum auf dem urſprünglichen Standpunkte, im Jahre 1084 als Stiftskirche von Reichersberg wieder erſtand, und letzterer das Patrocinium und die angeſtammten Zehentrechte zubrachte. Wegen des vorwiegend monaſtiſchen Zweckes war die Kloſterkirche wohl anfänglich aber kaum auf die Länge zugleich Seelſorgkirche. Ich halte es nicht für unwahrſcheinlich, daß die St. Andreaskirche zu Ort ſchon frühzeitig Seelſorgkirche geworden ſei, bezüglich der beiden der ſeligſten Jungfrau gewidmeten Kirchen zu Kirchdorf ſüdweſtlich und St. Mariakirchen nördlich von Münsteuer ſcheint dieß ſicher zu ſein. Außer ihrem Patrocinium und ihren aus Kirche zuſammengeſetzten Ortsnamen, wodurch erſteres gegenüber kirchenloſen Ortſchaften differenzirt, Marienkirchen aber, vor andern mit etwa kleinern Kirchen (Kapellen) verſehenen, hervorgehoben wird, ſpricht auch ihre Lage in einer Entfernung von beiläufig einer Meile von den nächſten Seelſorgkirchen für

dieſe Annahme. Kirchdorf, anderthalb Meilen von Münsteuer entlegen, nahm an dem Baptiſterium zu Geindorf Theil; Marienkirchen erhielt wahrſcheinlich ſchon bald ihr eigenes zu Taufkirchen. Letztgenanntes Baptiſterium erhielt bei dem Wiederaufbaue der Kirche, etwa gegen Ende des X. Jahrhunderts, ſtatt des alten Patrociniums des hl. Johannes des Täufers oder des hl. Erzengels Michael, das jüngere der Verkündigung Mariens. Die älteſten Marien-Patrocinien ſind immer unter dem Titel der Himmelfahrt Mariä verliehen, ſelbſt jene unter dem Titel Mariä-Geburt ſind ſchon aus etwas ſpäterer Zeit.

Als eine Emanation des St. Petersmünſters an der Antiſen kommt der Miſſionsbezirk an der obern Pram in Unterſuchung zu ziehen. Er hatte ſeine eigene Miſſionsſtation in Zell an der Pram. Jebling nächſt Zell, dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet, war kaum das älteſte Baptiſterium des Bezirkes, dieſes ſuche ich vielmehr in Raab, deſſen St. Michaelskirche auch zugleich Seelſorgkirche geweſen zu ſein ſcheint. In dieſer Annahme beſtärkt mich das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem um die Mitte des X. Jahrhunderts Zell zu Raab das erſtemal urkundlich aufſcheint, und zum Theil auch die dort verbreitete Sage, daß die St. Michaelskirche vom hl. Biſchofe Bonifacius eingeweiht worden ſein ſoll. Die Sage ſcheint mir eine ſtark paſſauiſche Färbung zu haben. Man mag in alten paſſauiſchen Aufſchreibungen allerdings gefunden haben, daß die Kirche zu Raab ſchon beſtand, als Wulfilo im Jahre 739 vom hl. Bonifacius als Biſchof von Paſſau eingeſetzt wurde, und man dürfte zur Zeit der Auffindung fraglicher Notiz in Folge der bekannten Rivalität viel geneigter geweſen ſein, die Einweihung der St. Michaelskirche lieber dem ſpätern Apoſtel Germaniens, als dem ältern ſalzburgiſchen Apoſtel Baioariens zuzuſchreiben. Wie dem ſein möge, iſt gewiß nicht einmal der ſchwächſte Indicienbeweis dafür aufzubringen, daß der hl. Bonifacius je in fragliche Gegend gekommen ſei. — Ob nördlich von Raab Siegharting (S. Pancratii) oder Enzenkirchen (S. Nicolai, in älteſter Zeit aber mit einem andern Patrocinium) bei geſteigerter Anzahl der Gläubigen geſonderte Seelſorgkirche für den Winkel zwiſchen dem Paſſauerwalde und der rothen Sallet geworden ſei, vermag ich nicht zu entſcheiden. Am Straßenknoten Schwanenſtadt-Paſſau und Schlögen-Suben lagen ſie beide; für das höhere Alter Sieghartings ſcheint das Patrocinium zu ſprechen, für Enzenkirchen eine Etymologie ſeines Namens, die aber zweifelhaften Werthes iſt. Es müßte nämlich dargethan werden, daß das neudeutſche Enzenkirchen aus einem uralten Annisezzinkirichun hervorgegangen ſei. Mit dem Aninsezza käme man dann freilich ohne große Mühe auf einen Sitz der Aniona zurück und damit in die älteſte Zeit. Aninsezza (vulgo Angſieß) iſt wirklich ſchon für 794 documentirt. Iſt aber eine derartige Deduction ſchon eine etwas kühne, ſo bleibt ſie es, ſcheint mir, auch trotzdem, daß man auch das nahe Ruprechtsberg damit in Verbindung bringt. Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß der hl. Rupert „unabläſſig ſein neues Vaterland durchwandert habe", wie uns die Vita primigenia erzählt,

und daß es ſogar ſchon in Anbetracht der vorhin erwähnten Römerſtraßenkreuzung und ſeiner Miſſionsthätigkeit in nächſter Nachbarſchaft höchſt wahrſcheinlich iſt, daß er auch nach Aninsezza gekommen ſei, — was um ſo wahrſcheinlicher würde, wenn es als Sitz der Aniona ſtringent bewieſen werden könnte; andrerſeits wird man aber auch nicht abſprechen können, daß jenes Ruprechtsberg ſeinen Namen auch recht wohl von irgend einem andern Ruprecht erhalten haben kann. — Die St. Maximilianskirche zu Altſchwendt wird ſeinem Ortsnamen gemäß gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, d. h. in jener Zeit entſtanden ſein, in welcher die Verehrung der Reliquien des noriſchen Apoſtels zu Paſſau neuerdings aufblühte.

Wie wir im eben beſprochenen Miſſionsbezirke an der obern Pram das Baptiſterium und die Seelſorgfunktionen in der St. Michaelskirche zu Raab vereinigt geſehen haben, finden wir etwas Aehnliches im ſüdlich an den vorigen ſtoßenden Seelſorgbezirk zu Hohenzell (Hoholtescella). Hier war die Zelle mit dem Baptiſterium verbunden, denn die Kirche zu Hohenzell iſt wieder dem hl. Erzengel Michael gewidmet. Für die älteſte Seelſorgkirche dieſes Bezirkes halte ich Marienkirchen ſüdlich nächſt Hohenzell. Wahrſcheinlich erhielt aber auch der nördliche Antheil des Bezirkes ſchon ſehr frühzeitig ſeine eigene Seelſorgkirche, und als ſolche ſtellt ſich uns mit demſelben Patrocinium der Apoſtelfürſten wie das Münſter, von welchem die Hoholtszelle gegründet worden, St. Peterskirchen faſt eine Meile nördlich von Hohenzell dar. Wieder nördlicher war eine alte Ding- oder Malſtätte, einſt Taidingeskirchen, ſpäter Taiskirchen genannt. Ihr Patrocinium SS. Simonis et Judae weist auf eine wenigſtens um mehr als ein Jahrhundert jüngere Zeit. Daß Hohenzell aus älteſter Zeit ſtammte, mithin nicht etwa eine Emanation des Altachiſchen Aurolzmünſters geweſen ſei, werden wir ſogleich des Näheren ſehen.

Südlich von der Seelſorgkirche Marienkirchen des Bezirkes Hohenzell finden wir wieder eine Taufkirche zum hl. Erzengel Michael vorgeſchoben, nämlich jene von Eberſchwang, damit iſt uns der Weg gewieſen, auf welchem das Chriſtenthum in dieſer Richtung ſich verbreitete: die Terrainplaſtik hatte hier dem Chriſtenthume und der mit ihm Hand in Hand gehenden Cultur durch den nördlichen Arm des Hausrucks und nach deſſen greller Umbeugung in den rein weſtlichen ihre natürlichen Directiven vorgezeichnet. Wie das neue Baptiſterium von Hohenzell gegen Süden, ſo erſcheint die nächſte Miſſionsſtation Waldzell vom Baptiſterium Eberſchwang rein weſtlich an den Nordabhängen des Hausrucks vorvorgeſchoben, und die erſte hier entſtandene Seelſorgkirche Pattigham (S. Laurentii) ſteht beinahe in der Mitte zwiſchen beiden. Man könnte verſucht ſein, die St. Johannes des Täufers-Kirche zu St. Johann im Wald, welche wieder etwas mehr als anderthalb Meilen gegen Weſten von Waldzell ſteht, für ein neuerdings vorgeſchobenes Baptiſterium zu halten. St. Johann im Wald liegt allerdings in der Linie der Römerſtraße, die von Wels über Kematen,

Geboltskirchen und Waldzell an den Salzachübergang bei Burghauſen lief, und altrömiſche Cultur um Waldzell iſt auch durch die dortigen Münzenfunde erwieſen: die Kirche von St. Johann ſteht aber auf einem anſehnlichen Bergrücken, und darum bin ich mehr geneigt, ſie zu denjenigen zu zählen, welche beſtimmt waren, den alten Sonnencultus zu paralyſiren. Den Namen des Kobernaus-Waldes, in welchem wir mit unſerer Forſchung ſoeben uns befinden, haben einige für ſlaviſch gehalten, wofür nicht der entfernteſte Anhalt vorliegt. Die Ortſchaft Kobernaus in der Mitte zwiſchen St. Johann und Waldzell liegt hart an der ebenerwähnten Römerſtraße; ihr Name iſt offenbar auf den Wald übergegangen und ſcheint mir von einem römiſchen ad cavernas zu ſtammen. Man hat mich vor Jahren auf eine Reihe von Menſchenhand gegrabener Erdhöhlen (alſo cavernae nicht antra) am Oſtabhange des Kobernauſer-Waldes nördlich von Pöndorf aufmerkſam gemacht; wohl möglich, daß die Troglodyten, welche ſie einſt beherbergten, ſchon der Urbevölkerung angehört hatten. Für den Seelſorgbezirk Waldzell vermiſſe ich ein ſicher ermitteltes Baptiſterium in weſtlicher Richtung, weßwegen ich mich mit der Muthmaßung begnügen muß, daß die dortige Chriſtengemeinde auf das anderthalb Meilen rückwärts liegende zu Eberſchwang beſchränkt geblieben ſei.

Wie bereits oben geſagt worden, ſtanden die bisher beleuchteten Filialzellen des alten Munstiure, Münning, Zell an der Raab, Hohenzell und Waldzell in einem Halbkreiſe, deſſen Radius beinahe gleichmäßig drei geogr. Meilen beträgt, um dasſelbe herum, woraus ſich von ſelbſt ergibt, daß die Area des Halbkreiſes ſeelſorglich verwahrloſt erſchiene, wenn ſie ohne Miſſionsſtation geweſen wäre. Es läßt ſich aber urkundlich beweiſen, daß dieß keineswegs der Fall geweſen iſt, denn wo Abt Urolf von Altach in der Wende des VIII. auf das IX. Jahrh. ſein von ihm benanntes Münſter Urolfesmunstiure (Auroldsmünſter) errichtete, ſtand aus unvordenklicher Zeit die gerade in der Mitte des VIII. Jahrhunderts ſchon nicht mehr als geiſtliches Inſtitut, ſondern als weltlicher Gutscomplex documentirte Cella Antesana. Im ſog. Breviarius Urolfi Abbatis finden wir nämlich[1]): „Die Cella Antesana, welche Cotto Reclusus (der Eingeſchloſſene) mit Genehmigung Hiltrud's und Taſſilo's gegeben, beſteht aus X Höfen mit der ganzen Mark und ihren Grenzen." Da die Schenkung Cotto's mit Genehmigung Hiltrud's, der Witwe Herzog Otilo's, gemacht wurde, während ſie für ihren unmündigen Sohn Taſſilo regierte, ſo muß dieß zwiſchen 748 u. 757, mithin gerade in der Mitte des VIII. Jahrhunderts geſchehen ſein. Daß aber die Cella antesana, welche Cotto Reclusus gegeben, d. h. einer jener ſtrengen Asceten, die ſich an den Mauern eines Kloſters (hier wohl Altach) in ein enges Kämmerlein einſchließen ließen, um Gott ungeſtört zu dienen, nicht etwa die Einſiedelei Cotto's geweſen ſei, iſt klar ausgeſprochen, weil der Grundbeſitz der fraglichen

[1]) Mon. Boic. XI. p. 15.

Zelle X Mansus betrug. Damit iſt ſoviel geſagt, daß Cotto vor ſeiner Einſchließung Eigenthümer der ihrer monaſtiſchen Eigenſchaft entkleideten und zu einem gewöhnlichen, ländlichen Beſitzthume herabgeſunkenen Zelle an der Antiſen geweſen ſei. Zu dieſem ſäculariſirten Beſitzthum ſcheint Cotto im natürlichen Erbgange gekommen zu ſein, denn die Heimat der Gotsbrechte (wovon Cotto die vertrauliche Form iſt) liegt eine Meile ſüdlich von der Antiſenzelle nächſt Ried und heißt heute noch Gotbrechtsham, welchen Namen ſie von einem der Ahnen unſers Cotto erhalten haben wird. Damit iſt uns auch der erſte Fingerzeig gegeben, um den beiläufigen Umfang der Liegenſchaft zu ermitteln, welche während ihres monaſtiſchen Beſtandes zur Antiſenzelle gehört hatte, indem Gotbrechtsham ſo ziemlich die ſüdlichſte Beſitzung derſelben geweſen ſein wird. Aber auch die Ausdehnung des Zelleigenthums gegen Norden läßt ſich mindeſtens annähernd beſtimmen. Aus dem kraft primitiver Zuſammengehörigkeit mit dem St. Mauritius-Patrocinium allenthalben, namentlich auf Altacher Domänen, ververeinigten St. Sigismunds-Patrocinium der bei Utzenaich geſtandenen, am Anfange dieſes Jahrhunderts demolirten Nebenkirche, dürfen wir mit Zuverſicht folgern, daß auch Utzenaich zum Complexe von Auroldsmünſter, alſo zur Schenkung Cotto's, und folgerecht hiezu, einſt zum Beſitze der Antiſenzelle gehört hatte. Und dieß gibt Licht zur Ausfindigmachung der erſten Seelſorgkirche des Miſſionsbezirkes der alten Antiſenzelle. Zuerſt haben wir nächſt der Heimat der Godebrechte die Hauptkirche der heutigen Stadt Ried mit dem Patrocinium der hh. Apoſtelfürſten Petrus und Paulus, d. h. demſelben, dem auch die Kirche des Muttermünſters zu Münsteuer gewidmet iſt. In ihr mögen ſich die Bewohner des ſüdlichen Miſſionsbezirkes verſammelt haben. In beinahe gleicher Entfernung von der Antiſenzelle gab die Marienkirche zu Utzenaich ihren nächſten Umwohnern Gelegenheit zur Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe. Daß ſie ſchon lange vor der Wende des VIII. in das IX. Jahrhunderts beſtand, in welcher die Altacher Mönche durch Cotto's Schenkung in das altkirchliche Eigenthum der Antiſenzelle eintraten, iſt wohl zur Genüge dadurch bewieſen, daß ſie das St. Sigmunds-Patrocinium der von ihnen erbauten Nebenkirche außer dem Dorfe, beilegten, weil die Hauptkirche von jeher jenes der ſeligſten Jungfrau hatte. — Bezüglich des Baptiſteriums des Miſſionsbezirkes der Antiſenzelle bleibt es mir zweifelhaft, ob nicht die nördlich von der Zelle wohnenden Chriſten an dem Baptiſterium des St. Peters- und Paulsmünſters theilnahmen, weil das Chriſtenthum ohnehin an der Antiſen ſich aufwärts verbreitete, und ob ſich nicht die gegen Süden wohnenden an jenes der Hoholtszelle anſchloſſen; übrigens iſt es immerhin möglich, daß das Oratorium der Zelle ſelbſt ein St. Johannes- oder St. Michaels-Baptiſterium geweſen ſei, weil andrerſeits ſicher iſt, daß das St. Mauritius-Patrocinium des Kloſters Altach erſt von dem dortigen Abte Urolf in der Antiſenzelle eingeführt wurde, als er die Zelle zum förmlichen Münſter erweiterte, das heute noch den Ortsnamen ſeines Gründers trägt.

IV. Capitel.

Ausbau der Urdiöceſe auf dermal bayeriſchem Territorium.

1. Allgemeines.

An dem Ausbau der Urdiöceſe auf dermal öſterreichiſchem Territorium am rechten Ufer des untern Inns ſchließt ſich geographiſch jener vom linken Innufer weg durch Weſten gegen Süden auf bayeriſchem Territorium an: chronologiſch ſcheint letzter dem erſten wenigſtens ſtreckenweiſe vorgegangen zu ſein, wie ich ſchon früher bemerkt habe. Im Anſchluſſe an die bereits beleuchteten Erweiterungen auf öſterreichiſchem Boden bildet der neue Zuwachs auf bayeriſchem Territorium einen von 4—8 Meilen breiten Landgürtel um die vom hl. Rupert mit ſeinen primitiven Begleitern gegründete Kerndiöceſe, deſſen äußere Ränder ſich nicht genau beſtimmen laſſen, weil die Urwälder jener älteſten Zeit ganz unregelmäßige in- und ausſpringende Winkel der damaligen Culturgegenden bedingen, welche die Miſſionsthätigkeit zu berückſichtigen hatte. Ueberdieß waren der Anbau des Landes und demzufolge die Rodung der Wälder, gefördert von den ſocialen Elementen, die von der Verbreitung des Chriſtenthums unzertrennlich ſind, auf der ganzen Grenzlinie der alten Kerndiöceſe in ſtetem Wachſen begriffen. Ich muß mich hier darauf beſchränken, die unwirthbaren Bodenverhältniſſe, welche in Einem der Bewohnung und Chriſtianiſirung noch unzugänglich waren, im Allgemeinen anzugeben. Selbſtverſtändlich waren dieß Wälder, Sümpfe und Haiden. Wenn wir die Bodenverhältniſſe des in Rede ſtehenden Gürtel-Quadranten von der Rottmündung in den Inn bis hinauf zu den vordern Kalkalpen näher in's Auge faſſen, finden wir vorerſt die längs des Innſtromes langgeſtreckte Pockinger Haide, die ſich bis gegen Malching herauf erſtreckt. Dieſe Haide verſchwindet aber an Bedeutung gegenüber jenem einſt noch ungeheuern Waldgebiete, das von den Vorbergen um Tegernſee ausgehend, nördlich über Holzkirchen zuerſt durchſchnittlich mehrere Meilen breit die Waſſerſcheide zwiſchen Iſar und Inn bedeckt, dann als Anzing-Ebersbergerforſt ſich verdichtet, ſeine nördlichſten Ausläufer Harthofnerforſt, Burgrein und Gatterberg über die Iſenquellen vorſtreckt und in rein öſtlicher Richtung mit einem nördlichern ſtreckenweiſe gelichteten Arm als Kronberg, Haun-Aſchauerforſt mit dem Hartwalde oder Mühldorf abſchließt, mit einem ſüdlichern aber als Haagerforſt mit einödiger Cultur zwiſchen Hohenburg und Gars den Innſtrom erreicht, und ſich von deſſen rechtem Ufer weg als Heſelwald, Haid, Wald gemeinhin, bis an die Alz unter Tagharting fortſetzt. Doch auch da endet er noch nicht, gibt vielmehr links und rechts derſelben ſeinen alten Umfang mittelſt einiger Hundert Einödhöfen in der Waldpfarrei Altöttings und rechts jener von

Halsbach zu erkennen, bis er ſich abermals gegen die Alz- und Salzach-mündungen als Altötting-Burghauſer Forſt verdichtet. Jenſeits der Salzach und des Inns ſind der bereits beſprochene Weilhart mit all ſeinen Ausläufern und dann der Kobernaus und Hausruck ſeine Fortſetzungen.

Im Stromgebiete des Innſtromes dehnt ſich auf der Baſis des Stromes von Hohenburg bis über Roſenheim hinauf und mit der Peripherie über Albaching, Ebersberg, Glon, Feldkirchen, Vagen, Berbling und Pang, welche gegen Nord und Weſt an das eben im Umriß angegebene Waldgebiet ſtreift, die ebenfalls noch von bedeutenderen Waldparcellen durchzogene Area eines doch wohl ſchon in älteſter Zeit mehr bevölkerten Halbkreiſes aus. Aber auch ſie hat außer den anſehnlichen Urwaldreſten auch in ihrem Innern nicht zu überſehende Culturunterbrechungen an den Sümpfen der Ebrach und Attel, unter welch letztern der Riederfilz und der ihn fortſetzende Rotterforſt die beträchtlichſten ſind, während das Kolbererermoor bei Roſenheim in der Urzeit kaum an Flächeninhalt nachſtand. An der Südcurve dieſer Peripherie treten die Ausläufer des Irſchenberges und ſüdlicher jene des Breiten- und Wendelſteins weit gegen das linke Innufer vor, und was ſie frei laſſen, nehmen überdieß größtentheils die Sümpfe zwiſchen dem Schwarzenberge und der Mangfalt ein. Der ſog. Waſen oder Roſenheim, ein dermal gut cultivirter Innuferſtrich, war in jener Zeit, die uns hier intereſſirt, wohl auch nichts weiter als ein ſeichterer Sumpf, als der tiefere, weſtliche. Am Weſtſaume des tieferen lief die Römerſtraße, auf welcher die Gebeine des hl. Corbinian nach Mais und von dort zurück nach Freiſing verbracht wurden, und deren nordweſtliches Segment der hl. Emmeram bis zu ſeiner Martyrſtätte zu Helfendorf begangen hatte.

Im Landſtriche zwiſchen der Traun und dem Inn kommen die um den Chiemſee beſonders gegen Süden ausgedehnten Sümpfe zu regiſtriren. Das Waldgebiet zwiſchen der mittlern und untern Alz und dem Inn iſt vorhin ſchon angedeutet worden.

Wenn ich nun, nachdem ich das unentbehrliche geographiſche oder richtiger culturſtatiſtiſche Subſtrat dazu conſtruirt habe, an die Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges gehe, ſo könnte es ſcheinen, daß es in beſonderer Berückſichtigung der geographiſchen Ordnung angezeigt wäre, zuerſt das Territorium ſüdlich der Waldregion, welche den zu behandelnden Landgürtel von Weſt nach Oſt durchſchneidet, in Angriff zu nehmen und dann das nördlich davon gelegene. Da ich jedoch mit der geographiſchen Ordnung, ſoweit es möglich iſt, auch der chronologiſchen gerecht zu werden beſtrebt bin, ſo werde ich allerdings zuerſt den Chiemgau, d. h. das offene Land von den Vorbergen öſtlich und ſüdlich vom Chiemſee bis zur Waldregion, die ſich von Waſſerburg zur Alz bei Tacherting hinab erſtreckt, vornehmen, und dann den Landſtrich jenſeits des Inns von der Pockinger Haide ſtromaufwärts bis zu den Voralpen, und gedenke von der chronologiſchen Ordnung nur darin abzuweichen, daß ich die Chriſtianiſirung der beiden Innufer unmittelbar nicht

ſofort an jene des Obinggau's anreihe oder ihr vorſetze. Dadurch erwächst mir für die geographiſche Ordnung der Vortheil, daß ich den Chriſtianiſirungsgang am linken Innufer aufwärts ohne Unterbrechung verfolgen kann. Ich will aber damit nicht zu dem Gedanken verleiten, daß die Verbreitung des Chriſtenthums denſelben ſüdweſtlichen Weg am Inn hinauf eingehalten habe, denn das Licht des Glaubens ging ſtrahlenartig von ſeinem Focus, dem Salzburgerſtuhle, gegen die Peripherie aus, und nachdem es ſich dort in den Zellen und Münſtern angeſammelt hatte, wieder ſtrahlenartig auf deren ganze Umgegend.

2. Chriſtianiſirungsgang im Chiemgaue.

Wie früher (Cap. II. Abſchn. 2) geſagt worden iſt, war wohl ſchon beim Beginne des Ausbaues der Urdiöceſe die Margarethenzelle zu Egertach, ſüdlich von Waging errichtet worden, um die ſeelſorgliche Pflege der zahlreichen Romanen (Walchen), welche der hl. Rupert wieder der Kirche zugeführt hatte, um Traunwalchen und Kammer und dann die wieder- und neubekehrten Umwohner von Waging und Taching zu übernehmen und von dieſer Zelle aus das Chriſtenthum weiter zu verbreiten. Ihre Verdienſte um die Seelſorge in der Umgegend von Waging fanden noch nach zweihundert Jahren eine Anerkennung. Als nämlich in Folge des beinahe gänzlichen Verfalles der Salzburger Kirche auch die Margarethenzelle zu Egertach mit ſo vielen andern in völlige Abnahme gekommen war, gründete der chiemgauiſche Centgraf Gunthar bei ſeiner Burg Tetelheim das St. Stephans-Kloſter zu Otting, deſſen Kirche der hl. Biſchof Virgil im Jahre 766 einweihte [1]). Daß dieſes Kloſter nicht auf der Area der alten Zelle, ſondern weiter nördlich an einer römiſchen Hauptſtraße und in der Nähe einer feſten Burg geſtiftet wurde, mag einerſeits in der Rückſicht begründet ſein, daß der Boden um Egertach ein äußerſt unwirthbarer iſt, jener um Otting dagegen ein ebenſo fruchtbarer, andererſeits aber in der Vorausſicht, daß das ſeiner Natur nach wehrloſe Inſtitut unter dem Schutze der ſehr feſten Burg Tetelheim ſich größerer Sicherheit erfreute. Das Kloſter Otting war die letzte Fortſetzung der Margarethenzelle, gedieh aber auch dort nicht auf die Länge, indem ihre Stiftungsgüter ſchon nach etwa 30 Jahren, wie es ſcheint, von den Erben des Gründers ihm entriſſen wurden, worauf dann die Mönche von König Karl d. Gr. in Schutz genommen und unterſtützt von den Grafen von Liubenau, die mit dem Stifter Gunthar nahe verwandt geweſen ſein mögen, zu der ihnen kraft Ausſpruchs eines Placitums als Eigenthum zuerkannten Kirche Wenilo's (Michaelbeuern) überſiedelten. Der gelehrte Geſchichtſchreiber P. Michael Filz [2]) entwickelt dieſe Vorgänge mit der ihm eigenthümlichen Klarheit, und ich erlaube mir nur beizufügen, daß die förmliche Conſtituirung des Kloſters Michaelbeuern nicht ſchon unter Erzbiſchof Arno, ſondern erſt unter deſſen Nach-

[1]) Juv. Anh. p. 38. [2]) Geſch. v. Michaelbeuern S. 6 ff.

folger Adalram zu Stande gekommen ſein dürfte, denn Adalram iſt in das Nekrologium des Stiftes Michaelbeuern eingetragen, Arno hingegen nicht.

Behufs der Verbreitung des Glaubens waren die Mönche der Margarethenzelle vermöge des kirchlichen Beſtandes auf zwei Richtungen angewieſen, eine ſüdliche und eine weſtliche. Die Miſſionsarbeit gegen Süden war ſicherlich mit großer Mühe verbunden, denn ſie hatten es dort mit dem von Natur aus zähern Gebirgsvolke zu thun. Die Miſſionsmönche drangen hier zuerſt durch den Eſchenwald an den Zuſammenfluß der rothen und weißen Traun vor, errichteten dort die Seelſorgkirche St. Peter zu Siegsdorf (1803 demolirt) und das Baptiſterium zu Voglarn (St. Johann im Vogelwalde), dann aber die St. Valentinszelle für das Mieſenbachthal und die dortige St. Georgs-Seelſorgkirche zu Rupolting an der weißen Traun; ferner an den Quellen der rothen Traun die Marienzelle und Seelſorgkirche zu Niederachen, und zunächſt bei ihr das St. Michaels-Baptiſterium zu Innzell, d. h. in der innern Zelle (Cella interior urk.). Dieſe Zelle ſammt ihrem Seelſorgbezirke ging ſpäter an das Stift St. Zeno über, wie die Valentinszelle mit dem ihrigen an das Domkapitel Salzburg.

Unmittelbar nordweſtlich von der Margarethen-Zelle hatte der hl. Rupert ſchon in den erſten Jahren ſeines Apoſtolats aus den in einer nicht unbedeutenden Waldmark zahlreicher beieinander ſiedelnden Romanen, deren Chriſtenthum er wiederbelebt hatte, eine chriſtliche Urgemeinde conſtituirt, für deren ſeelſorgliche Pflege er die Margarethenzelle errichtete. Man findet dort auf einem verhältnißmäßig kleinen Areale fünf zum Theil größere Ortſchaften, deren Namen aus — Walchen zuſammengeſetzt iſt, nämlich Katzwalchen, Litzlwalchen, Oberwalchen, Traunwalchen und Walchenberg. Sie ſcheinen ſich beim Eindringen der germaniſchen Stämme in das zerfallende Römerreich rechtzeitig in den Urwald an der Traun geflüchtet zu haben und nach dem Austoben der Stürme auf dem von ihnen urbar gemachten, liebgewonnenen Boden ſitzen geblieben zu ſein. Wie ſchon früher bemerkt worden iſt, hatten ſie im Liebfrauen-Gotteshauſe zu Traunwalchen ihre Seelſorgkirche, und in der Kirche St. Johannes des Täufers zu Kammer ihr Baptiſterium. Dieſe chriſtliche Urgemeinde war die fruchtbare Wurzel, aus welcher der Baum des gläubigen Lebens aufſproßte, welcher unter der Pflege der Egertacher Miſſionsmönche bald den ganzen Chiemgau überſchattete. Die Miſſionsarbeit ging von dieſer Urgemeinde aus in zwei Richtungen, eine nordweſtliche und ſüdweſtliche, auseinander. Ideell kann man die wohl bald nachher errichteten Zellen und beziehentlich Klöſter, Baumburg am Zuſammenfluſſe der Alz und Traun und die Zelle bei Niederaſchau, aus welcher nachher die bezeichnete Abtei Au oder Herrenwerd auf der größern Chiemſee-Inſel hervorging, als Töchter der Egertacherzelle betrachten. Wie Otting die letzte, ſo war Baumburg die erſte Fortſetzung der Margarethenzelle bei Egertach, freilich nicht ſofort als Kloſter, ſondern wegen günſtiger

Lage zu weiterer Miſſionsarbeit in der nordweſtlichen Richtung als volkreichere Zelle. Zu letzterer Behauptung berechtigt die Thatſache, daß nicht nur das Patrocinium der hl. Margareth auf Baumburg übergegangen iſt, ſondern nachdem es ſich in ſpäterer Zeit zur Abtei erſchwungen hatte, außer den Seelſorgrechten auch ſehr bedeutender Grundbeſitz der Mutterzelle. Ich erinnere nur an den ungeheuern Baumburgerwald am Nordabhange des Teiſenberges und an die ausgedehnten Liegenſchaften an der Traun, insbeſondere aber an die Seelſorgrechte über die Walchen an der Hauptſeelſorgkirche zu Traunwalchen. Folgen wir nun den Egertacher Mönchen in beiden Richtungen der Miſſion im Chiemgaue.

Die Margarethenzelle am Zuſammenfluſſe der Alz und Traun wird noch während der Regierung Herzog Theodeberts errichtet worden ſein, denn er remunerirte noch, wie es ſcheint, in ſeinen letzten Regierungsjahren die Miſſionsmühen ihrer Mönche mit dem mehr als eine Meile weſtlicher gelegenen Dorfe Obing, beſtehend aus dem Herrenhofe, der Geſindewohnung, Feldgründen und Wald, und überdieß 20 Bauerngehöften. Den Namen Baumburg erhielt die Zelle wohl erſt am Anfange des X. Jahrhunderts, als das Areal der Zelle in eine feſte Burg zur Vertheidigung gegen die Magyaren umgewandelt wurde, wozu ſie wie geſchaffen war. Leider gehen die Urkunden von Baumburg nur bis in den Anfang des XI. Jahrhunderts zurück; dagegen ſind in den Breves Notitiae und im älteſten Salbuche von St. Peter kirchliche Zuſtände für die Umgegend von Baumburg documentirt, welche nicht nur die Vorexiſtenz der dortigen Margarethenzelle unbedingt, ſondern mit Umſtänden vorausſetzen, die zum Schluſſe berechtigen, daß die Mönche dieſer Zelle vor dem Beginne des Verfalles der Salzburgerkirche und des ganzen davon abhängigen Kirchenweſens lange Zeit ſegenreich gewirkt haben mußten. Der Verfall der Salzburger Kirche begann aber, wie wir ſpäter ſehen werden, mit der Wende des VI. in das VII. Jahrhundert; mithin wird der Anſatz für die Gründung der Zelle um die Mitte des VI. Jahrhunderts wenigſtens annäherungsweiſe gerechtfertigt ſein. Gehen wir an der Hand der Salzburger Documente vom Bekanntern auf das weniger Bekannte zurück. Im vorletzten und letzten Decennium des VIII. Jahrhunderts iſt an der Alz ein blühendes Kirchenweſen entfaltet, das ſeine Blüthe allerdings der kirchlichen Reſtauration unter dem hl. Biſchofe Virgil verdankt haben mag, aber all dieſe Zweige, die ſo friſch grünen, ſetzen einen ältern lebenskräftigen Stamm voraus. Sechs Geiſtliche machen in nächſter Umgebung Baumburgs Schenkungen; unter dieſen gibt der Prieſter Engilhart ſeine Kirche bei Tagharting und Mögling, mithin wohl die Andreas-Kirche zu Troßburg, das zwiſchen beiden liegt (in Troßburg iſt auch ein uralter Hausname „Engelhart" heute noch bekannt). Darauf, als Thatſachen aus der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhunderts, lege ich weniger Gewicht, als auf die ebendort [1]) documentirten Revindicationen zu Feuchten, Tagharting und Truchtlaching, deren

[1]) Juvav. Anh. p. 45. 290. 291.

letzte bezüglich der St. Johanneskirche ſich ausdrücklich auf die Schenkung derſelben unter Biſchof Johannes (739—745) beruft, während jene des Beſitzthums um Tagharting mindeſtens bis in den Anfang des VIII. Jahrhunderts zurückweist, weil das Eigenthumsrecht der Salzburger Kirche nur mittelſt Auskunftszeugen erwieſen werden kann, und die verſchollenen Marken nur durch den ortskundigen Jägermeiſter Wenilo aufzufinden ſind, der dann auch die neue Vermarkung vornimmt. Damit iſt meines Erachtens der Beſtand der Kirche St. Johannes des Täufers zu Truchtlaching vor Biſchof Johannes und der Marienkirche zu Tagharting am Anfange des VIII. Jahrhunderts documentirt, und (argumentire ich weiter) ihr Urſprung vor dem VII. Jahrhundert; denn während des Verfalles der Salzburger Kirche (ca. 596—739) wurde gewiß keine reichlicher dotirte Kirche erbaut. Die St. Johanneskirche zu Truchtlaching war aber Taufkirche, mithin zehentberechtigt, und jene von Tagharting hatte ſchon in älteſter Zeit VI. Manſus als lehenbare Dotation; nun iſt einerſeits gewiß, daß dieſes Lehen ein herzoglich agilulfingiſches war, weil es in das Congestum aufgenommen iſt, andererſeits aber, daß kein Herzog von Taſſilo I. bis Hugibert (ca. 600—725) irgend welche Liegenſchaft zu Eigen oder Lehen an die Salzburger Kirche vergabt habe, und auch Herzog Hugibert die in Frage ſtehenden nicht, weil ſie unter ſeinen Schenkungen nicht aufſcheint, woraus ſich ergibt, daß genannte zwei Kirchen aus dem VI. Jahrhundert ſtammen. Sobald aber dieſes Alter feſtſteht, iſt auch der Nachweis erbracht, daß das Chriſtenthum wenigſtens gegen das Ende des VI. Jahrhunderts in der weitern Umgebung von Baumburg ſchon allgemein verbreitet war; denn einmal konnten die Bewohner des Dorfes Obing, von welchem bald ausführlicher die Rede ſein wird, und welche ſchon zu Theodebert's Zeit chriſtlich waren, nicht ohne Kirche und ſeelſorgliche Pflege überhaupt ſein, und da Tagharting in einer Entfernung vom Baptiſterium, welche zwei Meilen betrug, ſchon eine Seelſorgkirche hatte, ſo wird man wohl annehmen müſſen, daß in der Nähe des Baptiſteriums ebenfalls eine geſtanden ſei, von welcher jene zu Obing und Tagharting nur Emanationen waren. Fragliche nach Traunwalchen älteſte Seelſorgkirche der Gegend wird wohl keine andere ſein, als die St. Peterskirche zu Kirchberg, Baumburg gegenüber, beide hoch über den Katarakten der Alz. Wie eben geſagt, war die Liebfrauenkirche zu Traunwalchen die Mutter aller und urſprüngliche Seelſorgkirche jener zahlreichen Walchen jenes Waldrevieres, mit deren 94 theils an der Traun (juxta fluenta Druna) theils in und um Kammer Herzog Theodebert am Beginne ſeiner Regierung das Frauenſtift Nonnberg dotirt hatte. Traunwalchen hat von jeher zum Stift Baumburg gehört, ohne daß in den Documenten desſelben gemeldet wird, wie es in deſſen Beſitz gekommen ſei. Hieraus wird man mit Sicherheit erſchließen dürfen, daß das Seelſorgsrecht auf Traunwalchen, ſowie wenigſtens theilweiſe deſſen Liegenſchaften an die volkreichere Margarethenzelle an der Alz übergegangen ſeien, als ſie noch unter Herzog Theodebert zur Miſſion

im mittlern Chiemgaue und zur ſeelſorglichen Pflege der bereits chriſtlichen Walchen und der neubekehrten Baioarier der Umgegend geſtiftet wurde. Endlich rundete ſich der Hauptſeelſorgbezirk der Margarethenzelle mittelſt jenes ſpeciellen kleinen Sprengels ab, der ſich ihr gegenüber rechts der Traun auf dem Plateau um Lindach ausdehnt. Die Seelſorgkirche Lindach (urſprünglich wohl nur Oratorium) hat das Patrocinium des hl. Petrus, und gehörte von jeher gerade ſo wie Traunwalchen zum Stifte Baumburg. Der Sprengel, oder wie man ſich früher ſehr prägnant ausdrückte, die Kreuztracht Lindach reicht genau an die Oſtgrenze des ſpätern (politiſchen) Chiemgaues, nämlich bis zu jenem uralten Trockenrinnſale der Traun, das unter dem Namen Waſſerlauf bekannt iſt, und welches den ſog. Eigelwald nördlich von Traunwalchen, dann den Wald Siebenaich durchſchneidet und ſich über Heiſterach nach Geiſelfering (Kisalfridinga) hinabzieht, an Heunthal (Hunintale) vorüber, dann den Forſt Brunnthal durch, und bei der Ortſchaft Brunnthal am Steckenforſt das Rinnſal der Alz erreicht. Wie man ſich bei der Gaueintheilung auf einer langen Strecke an dieſe altkirchliche Grenze gehalten, ſo griff man auch im Jahre 1275 wieder auf ſie zurück, und der Waſſerlauf kommt in der auf die Grenzregulirung bezüglichen Urkunde [1]) unter dem allgemein mißverſtandenen Ausdrucke: »Alveus fluminis« vor.

Bis ich auf das weitere Detail des Miſſionsgebietes der Margarethenzelle zu Baumburg eingehe, muß ich noch auf die Geſchicke derſelben von ihrer Gründung bis ins XII. Jahrhundert Rückſchau halten. Die muthmaßliche Entſtehungszeit um 550 habe ich bereits oben berührt. Als nach dem Tode des hl. Biſchofes Vitalis der Verfall der Salzburger Kirche begann, der unter dem Dritten jener Aebte, denen die Leitung der Kirche oblag (rectores ecclesiae), ohne daß einer von ihnen im Stande geweſen wäre, auch die biſchöfliche Conſecration zu erlangen, den höchſten Grad erreicht haben mag, weil ſich zu den übrigen Drangſalen auch noch ein faſt gänzlicher Mangel giltig ordinirter Prieſter geſellte, theilten auch die auswärtigen Attribute der Mutterkirche ihr herbes Loos. Zellen und Klöſter gingen ein, viele um nie wieder aufzuleben. Die Margarethenzelle an der Alz entging allerdings der gänzlichen Vernichtung, aber nicht einer tiefgreifenden Schädigung. Beides ſpiegelt ſich in den Salzburger Documenten aus und nach der Zeit der Reſtauration um die Mitte des VIII. Jahrhunderts. Daß die Zelle ihre Exiſtenz gerettet habe, geht zur Genüge daraus hervor, daß, während in ihrer Umgebung ein ſehr beträchtlicher Theil der Liegenſchaften, welche die zeitliche Remuneration für die miſſionäre Thätigkeit der alten Mönchsgenoſſenſchaft gebildet hatten, theils freiwillig, theils auf dem Rechtswege wieder an die Kirche Salzburg zurückgegeben wurden, darunter weder die Zelle ſelbſt, noch ihre primitivſten Donationen zu Traunwalchen, Kirchberg und St. Georgen aufſcheinen,

[1]) Quell. z. bayr. Geſch. V. Bd. S. 284.

wohl darum, weil ſie nach wie vor der Zelle verblieben. Dort, aber auch nur dort, übten die Mönche der Margarethenzelle unbeirrt ihre ſeelſorglichen Rechte aus, während ihnen dagegen ſogar Obing entzogen worden war, das dann ſpäter vom Erzbiſchof Adalbert III. an das Stift Seeon geſchenkt wurde [1]). Auch die übrigen Seelſorgſtationen der Margarethenzelle an der Alz, ſo das Baptiſterium zu Truchtlaching, Tagharting und Lindach ſcheinen gegen Ende des VIII. Jahrhunderts durchgängig an Weltprieſter übergegangen geweſen zu ſein, die in auffallender Anzahl in dem Documente, das oben citirt worden, für fragliche Zeit und Gegend auftreten. Da die Margarethenzelle nicht ſelbſtſtändige Abtei geworden war, ſo wurden auch die Remunerationen für die Miſſionsarbeit ihrer Mönche nicht ihr, ſondern dem Mutterſtifte in Salzburg zugewendet; immerhin mußte aber die Zelle ſelbſt, ſo lange ſie eine größere Anzahl von Miſſionären beherbergte und verſorgte, mit Liegenſchaften in ihrer unmittelbaren Umgebung dotirt ſein, und ebenſo ihre entlegeneren Seelſorgkirchen. Nun ſehen wir aber aus dem cit. Abſchnitte der Breves Notitiae, daß nicht nur die Liegenſchaften unmittelbar unter dem Hügel, auf dem ſie ſtand, ſo z. B. Megling, Troßburg, an Salzburg heimfällig wurden, ſondern auch die Dotation der Seelſorgkirchen: zu Tagharting Alles, und zu Traunwalchen ſogar das jener Kirche zunächſt gegenüber ſtehende Matzing (Mahtfrideshusun, aus der vertraulichen Form Mazzo ſtatt Mahtfrid Mazzing geheißen). Noch größere Gefahr ſcheint der Exiſtenz der Margarethenzelle aus den Ungarn-Einfällen, und was ſie mit ſich brachten, erwachſen zu ſein. Auf dem Burgſtalle erbaut, welcher einſt den Centralpunkt jenes römiſchen Befeſtigungsſyſtems bildete, das mit Stain und Irſing, Troßburg und Berg à cheval der Römerſtraße den Alz-Traun-Uebergang derſelben ſchützte, wurde der Centralpunkt mit ſeinen Vorwerken von den Chiemgauer-Grafen gegen die Ungarn neuerdings ſtark befeſtigt, woher dann der neue Name Baumburg. Wie ſehr der geiſtliche Zweck der Zelle dadurch bedrängt werden mußte, liegt auf der Hand. Am Anfange des X. Jahrhunderts von den Ungarn erobert, ſanken Burg und Zelle miteinander in Schutt, aus dem ſich nach dem Jahre 955 wohl wieder die Zelle, aber nicht die Burg mehr erhob. Es iſt leicht zu ermeſſen, in welch bedrängten Umſtänden die kleine Mönchsgenoſſenſchaft in den Ruinen der Baumburg ſich durch die zweite Hälfte des X. bis in den Anfang des XI. Jahrhunderts hinüberkämpfte, mit welchem ihr neues Leben eingeflößt werden ſollte. Schon im zweiten Decennium des XI. Jahrhunderts werden in Baumburg die erſten Rudimente eines Benedictiner-Kloſters ſichtbar, dem jedoch auch nur eine hundertjährige Dauer beſchieden war. Daß es in den erſten fünf Jahren des genannten Jahrhunderts noch nicht zu Stande gekommen war, ſcheint mit Sicherheit aus jener Schenkung Berchtold's und ſeines Sohnes hervorzugehen [2]), womit er ſein Eigenthum und fünf Leibeigene im benachbarten baumburgiſchen

[1]) Mon. Boic. II. p. 130. [2]) Juvav. Anh. p. 291. 292.

Seelſorgbezirke Lindach nach dem Mutterſtifte St. Peter in Salzburg, nicht dem eben noch nicht beſtehenden Kloſter Baumburg zuwendete; dieß geſchah aber unter Abt Tito, mithin zwiſchen 998 und 1005. Nicht lange darnach erſcheint aber zu Baumburg eine gemeinſam lebende Kloſtergenoſſenſchaft, denn ſie beſtand ſchon, als der Chiemgauer Graf Sizo (nach Filz's Bezifferung Sighart IV.) ihr die Kirche baute, und Kirche und Kloſter mit ſeinem ganzen Eigenthume zu Baumburg dotirte.[1]) Dieß geſchah aber am 12. Juli 1018, denn im Jahre 1015 war Engelbert III. noch Gaugraf des Chiemgaues und im Jahre 1023 ſtarb Erzbiſchof Hartwig von Salzburg; zwiſchen 1015 und 1023 fällt aber das Margarethenfeſt nur im Jahre 1018 auf einen Sonntag (Tag der Kirchweihe) und Tags zuvor (12. Juli) war die Dotation vollzogen worden, ohne welche die Kirche nicht hätte geweiht werden können. Der Anlaß der Kirchweihe iſt in der cit. Urkunde ausdrücklich angegeben.

Wenn ich ſage, daß Baumburg etwas vor 1018 Benedictiner-Kloſter geworden ſei, ſo muß ich es dahingeſtellt ſein laſſen, ob man eine Abtei, oder eine kleinere Genoſſenſchaft darunter zu verſtehen habe, die wir nach heutigem Sprachgebrauche ein Priorat heißen würden: jedenfalls blieb Baumburg ein vom Mutterſtifte St. Peter in Salzburg abhängiges Inſtitut. Daß ſeine Mönche dem Benedictinerorden überhaupt angehörten, dürfte durch die Ortsnamen der Baumburger Beſitzungen Benedictesheim (Benetsheim bei Lindach, ½ St. von Baumburg) und Mons S. Benedicti (Bemoberg bei Engelsberg) beglaubigt ſein; daß es im Filialverhältniſſe zu St. Peter geſtanden, geht aus einer gewiſſen Gütergemeinſchaft hervor, in welcher wir Mutter- und Tochterſtift finden; ſo ging Lindach ſchon bald nach der Gründung Baumburgs an ſelbes über, und als hundert Jahre ſpäter ſtatt der Benedictiner regulirte Chorherren in Baumburg eingeführt wurden, fielen beträchtliche Dominicalien zu Kirchberg und überhaupt in der Nähe Baumburgs wieder an das Mutterſtift St. Peter heim, wie aus deſſen älteſten Urbarien zu erſehen iſt.

Wie lange das Benedictiner-Kloſter Baumburg in ſeinem urſprünglichen Eifer verharrte und gute Zucht hielt, weiß ich nicht; daß es hundert Jahre nach ſeiner Gründung in Verfall gerathen ſein mußte, geht daraus hervor, daß Erzbiſchof Conrad I. von Salzburg, deſſen entſchiedene Begünſtigung des Inſtituts der regulirten Chorherren übrigens zur Genüge bekannt iſt, ſelbe ſtatt der Benedictiner im Jahre 1120 auch zu Baumburg einführte. Von da an datiren die reichlichen Schenkungen zum regenerirten Stift Baumburg, die wir in deſſen Traditionscodex von Nr. 4 ab finden[2]); die drei erſten fallen in die Benedictiner-Zeit.

Folgen wir nach dieſer Rückſchau dem Chriſtianiſirungsgange im mittlern Chiemgaue. Auf den primitiven Seelſorgbezirk der Margarethenzelle an der

[1]) Mon. Boic. III. p. 1. [2]) Mon. Boic. III. p. 4. ff.

Alz mit dem Baptisterium zu Truchtlaching, und der ersten Seelsorgkirche zu Kirchberg habe ich bereits hingewiesen. Als nächste Erweiterung des ursprünglichen Seelsorgbezirks gegen Westen könnte man Kienberg ansehen; die vielen Einödhöfe der dortigen heutigen Pfarrei zeugen jedoch von etwas späterer umfangsreicherer Cultur. Kienberg selbst ist wohl sehr frühzeitig zugleich mit Truchtlaching documentirt, und hatte wohl lange Zeit nur ein Oratorium, keine eigentliche Seelsorgkirche, und als sie eine solche erhielt, bleibt es zweifelhaft, ob sie in dem seit unvordenklicher Zeit kirchenlosen Rampertskirchen (Patrocinium unbekannt), oder in Kienberg selbst (S. Martini) errichtet worden sei. Bedeutend jünger als Kienberg ist Peterskirchen; es scheint erst um das Jahr 1000 urkundlich auf, und verdankt sein Entstehen allem Anscheine nach einer ziemlich spät ausgedehntern Waldcultur. Peterskirchen hat, bei einer Häuserzahl von 160 der ganzen Pfarrei, 72 Einödhöfe, und muß daher als Kirche für die Zeit des hl. Rupert ebenso wie Kienberg unberücksichtigt bleiben, obwohl damit nicht behauptet wird, daß die Bewohner der dortigen im Walde zerstreuten Sporaden nicht schon zur genannten Zeit zum Christenthum bekehrt worden seien. Dagegen finden wir weiter westlich schon zur Zeit Herzog Theodeberts eine beträchtlichere Cultur-Oase zu Obing. An einer römischen Hauptstraße gelegen und durch einen Inschriftstein als Römersiedlung legitimirt, hat Obing die Voraussetzung für sich, daß sich auch in ihm und seiner Umgegend die Baioarier als Herren des Landes auf einer ausgedehnteren Römercultur niedergelassen haben. Die theodebertische Schenkung Obings ist sowohl in den Breves Notitiae[1]) als im Congestum[2]) vorgetragen, stammte somit aus herzoglich agilulfingischem Allod. In der Formulirung der Schenkungsnachricht fällt auf, daß die Breves Notitiae die villa Opinga in den Sundergau (Sundergov) verlegten, das Congestum hingegen in den Obingau (pago opingave). Diese verschiedenartige geographische Bestimmung hat den Chorographen v. Pallhausen, v. Lang, v. Spruner und ihren Nachfolgern viel Kopfzerbrechens verursacht, ohne daß eine befriedigende Klarstellung erzielt worden wäre; und doch scheint die Sache ziemlich einfach zu sein. Der Verfasser der Breves Notitiae hielt sich im Hinblicke auf eine ihm vorliegende sehr alte Aufschreibung an die in derselben noch aufscheinende älteste Eintheilung des Landes in Ostergau, Westergau, Sundergau und Nordgau, denen die fünf dynastischen Geschlechter vorstanden, nämlich die Aniona dem Ostergaue, die Housi dem alten West- oder Hausengaue, die Drozza und Fagana dem Sundergaue, und die Hachilinga dem Nordgaue. Dagegen paßt der für König Karl schreibende Verfasser des Congestum seine Ortsbestimmung schon der karolingischen Gaueintheilung an, und um ja recht genau zu gehen, präcisirt er die Lage Obings nicht mittelst des Chiemgaues, sondern durch den Untergau desselben, den Obinggau nämlich, (spätere Cent-Grafschaft Schnaitsee).

[1]) Juvav Anh. p. 34. [2]) Ib. p. 22.

In Obing glaube ich alle Elemente vereinigt zu finden, welche urſprünglich ſelbſtſtändige Seelſorgbezirke charakteriſiren, wenn man mir eine meines Dafürhaltens ſehr wahrſcheinliche Vermuthung bezüglich der Zelle zugibt. Ich ſuche ſie nämlich in dem nahen Pfaffing, eine kleine Viertelſtunde nördlich vom Dorfe. Wenigſtens wird nicht zu beanſtanden ſein, daß auch hier wie anderwärts die alte Mönchszelle Wohnſitz der Säcularprieſter geworden ſein könne, als die Seelſorge dauernd an ſie überging, und damit iſt die Umnennung in Pfaffing zur Genüge begründet. Die Seelſorgkirche zu Obing hat eines der älteſten Patrocinien, nämlich jenes des hl. Laurentius. Hart neben der heutigen Pfarrkirche ſteht eine Freithofkapelle mit dem Patrocinium des hl. Michael, und dieſe halte ich, wohl mit Fug, für das urſprüngliche Baptiſterium. Wie der Augenſchein lehrt, reichte der kleine See in nicht gar zu ferner Zeit noch bis nahe zur Kirchhof-Area, und das St. Michaels-Baptiſterium mag daher faſt unmittelbar an ihm geſtanden ſein. Als in Folge der in allgemeine Aufnahme kommenden Infuſionstaufe jene der Immerſion außer Uebung kam, und die geſonderten Baptiſterien durch Taufſteine in der Seelſorgkirche erſetzt wurden, wird wohl auch die Cömeterial-Eigenſchaft der St. Michaelskapelle in den Vordergrund getreten und die ehemalige Baptiſterial-Eigenſchaft nach und nach gänzlich in Vergeſſenheit gerathen ſein.

An den Seelſorgbezirk Obing reiht ſich in weſtlicher Richtung dem Raume und der Zeit nach jener von Evenhauſen an. Er hatte ſeine Zelle zu Zellham, ſein Baptiſterium zu Schönſtätt (S. Joannis Bapt.) und ſeine älteſte Seelſorgkirche zu Evenhauſen (S. Petri). Von ihr aus wurden bei wachſendem Bedürfniſſe die Seelſorgkirchen zu Halfing (B. Mariae V.) und, wohl erſt im VIII. Jahrhundert, jene zu Amerang gegründet, wenn das Patrocinium des hl. Rupert ihr primitives iſt. Dieſelbe Bewandtniß wird es mit Eiſelfing (S. Ruperti) haben, deren früherer Gründung auch das kirchloſe Alteiſelfing entgegenſteht, wenn nicht etwa in Folge der Verwüſtung durch die Ungarn eine dortige Kirche aufgelaſſen worden iſt. Jedenfalls iſt die Nähe Evenhauſens derartigen Vermuthungen nicht günſtig. Dagegen dürften die zwei einander nahen St. Rupertskirchen zu Amerang und Kircheiſelfing auf eine im VIII. Jahrhundert durch Ueberlieferung lebendig erhaltene Erinnerung an apoſtoliſches Wirken des hl. Rupert in jener Gegend zurückweiſen.

Ob der nächſtnördliche Seelſorgbezirk, der ſich um das Baptiſterium zu Tötzham (Teutesheim, S. Joann. Bapt.) in älteſter Zeit bildete, noch Miſſionsbezirk der Mönche der Margarethenzelle an der Alz geweſen ſei, kann man mit gutem Grunde bezweifeln: ich bin ſehr geneigt, ihn den Mönchen der Laurentius-Zelle (Zell am linken Innufer in der Pfarrei Rieden) zuzuweiſen. Da im VI. Jahrhundert die dermal noch einödig coloniſirte Schlicht ohne Zweifel noch vollſtändige Wildniß war, ſo waren die Mönche der Laurentiuszelle mit ihrer Miſſionsthätigkeit vorzugsweiſe auf beide Innufer ober der Zelle angewieſen.

und darum halte ich es für wahrſcheinlicher, daß die Umgegend von Tötzham von ihnen chriſtianiſirt worden ſei. Die dem Baptiſterium Tötzham entſprechende Seelſorgkirche war Liubersdorf (S. Petri), von welcher die St. Martinskirche zu Babensham eine etwas ſpätere Emanation iſt. Das nahe Baptiſterium zu Penzing (S. Joann. Bapt.), eigentlich zu Eiſelfing gehörig, iſt ſicherlich noch ſpätern Urſprungs. Der Seelſorgbezirk Schnaitſee mit ſeiner vermeintlich ſehr alten Maria Himmelfahrtskirche, in ſeiner Integrität mit Babensham und Durchhauſen, womit auch Tötzham und Liubersdorf vereinigt wurde, ſo daß er 14 Kirchen in ſeinem Sprengel zählte, iſt jüngern Datums und eine jener ſog. Urpfarreien, wie ſie aus der Reſtauration nach den Magyaren-Verwüſtungen hervorgingen. Auch wohl erſt damals ſetzten ſich die Seelſorgspriester beinahe mitten in der ſog. Urpfarrei zu Pfaffenberg feſt. Aus der ſog. Urpfarrei entſtand dann im XII. Jahrhundert, nicht ohne Einfluß der Centgrafſchaft Schnaitſee, die gleichnamige, eigentliche Pfarrei, die ihren noch dermal großen Umfang der Waldcultur verdankt, wofür die große Menge ihrer Einödhöfe den unwiderleglichen Beweis liefert. Damit dürfte die von der Margarethenzelle an der Alz, beziehentlich von jener zu Egertach, ausgegangene nordweſtliche Miſſion dießſeits des Inns erſchöpft ſein.

Wie oben ſchon gemeldet, ſchlug eine andere, von der Margarethenzelle zu Egertach ausgegangene Miſſion jenſeits der Traun eine ſüdweſtliche Richtung längs den Vorbergen hinauf ein. Schon eine halbe Stunde weſtlich von der Traun finden wir die im Indiculus Arnonis für die älteſte Zeit documentirte Seelſorgkirche Erlſtätt (Erlastedi) mit dem Patrocinium des hl. Petrus, und ihr mehr als eine Stunde weſtlicher vorgeſchobenenes Baptiſterium S. Joannis Bapt. zu Grabenſtätt (dermal die Nebenkirche). Es entbehrt der Wahrſcheinlichkeit, daß in ſo beträchtlicher Entfernung von der Ausgangszelle nicht eine neue errichtet worden wäre; da jedoch kein Zellenname in jener Gegend bekannt iſt, ſind wir bezüglich ihres Standpunktes auf die Muthmaßung angewieſen, und dürfte das St. Margarethenkirchlein zu Einharting (Pfarre Bachendorf) am meiſten für ſich haben. — Wohl etwas ſpäter wird Chieming ſeine eigene Seelſorgkirche in der St. Peterskirche auf der Malſtätte (längſt demolirt) erhalten haben; die heutige Marienkirche auf dem ſog. Gerichts-Mal iſt ſpätern Urſprungs, ebenſo das nahe Baptiſterium zu Stöttham (S. Joannis Bapt.). In derſelben Richtung dürfte auch das ſchon im Jahre 766 documentirte Iſing (Usinga), wo erſt vor einigen Jahren wieder ziemlich umfangsreiches römiſches Grundgemäuer entdeckt worden iſt, ſeine aus dem Geſtein einer römiſchen Siedelung um einen Wartthurm erbaute Liebfrauenkirche für die Seelſorge jener Gegend noch in älterer Zeit erhalten haben.

Im Süden des Chiemſee's breiteten ſich in der Zeit, welche hier in Frage ſteht, noch ungeheuere Sümpfe aus. Allerdings waren ſie an dem Fuße der Vorberge von einer Römerſtraße beſäumt, welche von Siegsdorf her über Straß-

berg unter Hohenſtein und Markwartſtein durch die beiden Klaus gegen Aſchau lief, und von einer andern, von der Structur der Pontes longi, welche von der Burg bei Traunſtein herkam, förmlich überbrückt, wie uns ein Bericht im Oberb. Archive belehrt; aber in der Sumpfebene ſelbſt, die jetzt theilweiſe z. B. um Ueberſee muſterhaft cultivirt iſt, war, denk' ich, weder eine römiſche, noch eine frühbaioariſche Anſiedelung. Erſt um Rottau begann wieder eine etwas dichtere Bevölkerung, und dieſe war für die Mönche der Zelle zu Egertach Gegenſtand der Miſſion. Wie die Umgegend von Grabenſtätt und Chieming reich an römiſchen Funden genannt werden kann, ſo iſt dieß in einem nicht viel minderen Grade mit der Gegend der Fall, welche an die Weſtgeſtade des Chiemſee's ſtößt, und dadurch iſt die Vermuthung gerechtfertigt, daß der hl. Rupert und ſeine Mönche auch dort wieder römiſche Bevölkerungsreſte gefunden haben, welche der Verbreitung des Chriſtenthums ſehr förderlich waren. Nächſt Niederaſchau finden wir die älteſte und unverkennbare Niederlaſſung der Mönche, beglaubigt durch die Ortsnamen Zell, Zellboden (zu Fraßdorf gehörig) und den Bergnamen des beide Einzelngehöfte überragenden Zellhörnls. Die Zelle bei Aſchau iſt für die Chriſtianiſirungsgeſchichte nicht nur der nächſten Umgegend, ſondern des Gebirgslandes gegen Süden, ſowie des Thälergaues von hoher Wichtigkeit, nicht als ob ihre Mönche für ſich allein eine ſo umfaſſende Miſſionsthätigkeit zu entfalten im Stande geweſen wären, ſondern weil ſie der erſte Anfang der Abtei Au auf der größern Chiemſee-Inſel geweſen iſt. Den Mönchen der Aſchauerzelle wird wohl nur die Chriſtianiſirung ihrer nähern Umgegend zuzuſchreiben ſein, während die Bekehrung des Leuken- und Brixenthales, ſowie des Unter-Innthales und ſeiner Nebenthäler ſicherlich das unmittelbare Verdienſt des aus der Aſchauerzelle hervorgegangenen Münſters Au oder Herrenwerd iſt. Die nähere Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Gebirgslande einem ſpätern Abſchnitte aufſparend, will ich hier nur zu ſichten ſuchen, welche Gegend am weſtlichen Chiemſee das Licht des Evangeliums von der Aſchauerzelle erhalten habe, und auf welche andere des Vorlandes dasſelbe von der bereits zu Stande gekommenen Abtei Au weiter verbreitet worden iſt.

Die Flußgebiete des Innſtromes und des Prienbaches ſcheidet ein Höhenzug, der weſtlich von Rimſting mit der höchſten Kuppe des Ratzingerberges (Hauptmalſtätte des alten Sundergaues) beginnt, und dann in ſüdweſtlicher Richtung jenſeits des tief eingefurchten Tiefenthales mit den anſehnlichen Höhen bei Sölhuben bis in die Einſattlung bei Frasdorf die Waſſerſcheide bildet. Das beengtere Gebiet öſtlich dieſes Höhenzuges halte ich für den Miſſionsbezirk der Zelle bei Aſchau. Was die Zelle ſelbſt betrifft, ſo dürfte ſie nicht ohne alle Beziehung zur St. Margarethenkirche in Frasdorf ſtehen, in deren heutigem Pfarrſprengel ein Theil des einſtigen Grundbeſitzes der Zelle, der ſog. Zellboden, gehört. Als urſprüngliche Seelſorgkirche dieſes Bezirks wird die Marienkirche zu Niederaſchau nicht beanſtandet werden: das Bapti-

ſterium des Bezirkes darf man aber mit einiger Zuverläſſigkeit in Prien ſuchen. Während die dortige Pfarrkirche das Patrocinium der hl. Katharina hat, welches nicht zu den allerälteſten zählt, iſt ihre wahrſcheinlich ältere Nebenkirche zur Eigenſchaft einer Freithofkapelle herabgeſunken: ihr Hochaltar iſt aber merkwürdiger Weiſe dem hl. Johannes dem Täufer geweiht, und dadurch die Erinnerung an ihre urſprüngliche Eigenſchaft als Taufkirche genugſam gewahrt. Wie bald die St. Laurentiuskirche zu Pernau (Perinowe) oder die St. Michaelskirche zu Rottau ſich zu geſonderter Seelſorg- und Taufkirche für den öſtlichen Bezirk erhoben habe, wird kaum zu ermitteln ſein; daß Aehnliches mit der St. Peters- und Paulskirche zu Greimharting für den nördlichen Bezirk verhältnißmäßig ziemlich frühzeitig geſchehen ſei, halte ich für ſehr wahrſcheinlich, weil ihre fruchtbare Umgebung wohl von jeher früher und dichter bevölkert wurde.

Was der tiefen Einſicht des hl. Landesapoſtels unmöglich entgehen konnte, war die höchſt eigenthümliche Lage und Beſchaffenheit der größern Chiemſee-Inſel, in älteſter Zeit gewöhnlich Au (Awa oder Owa) genannt, dermal mit mehr als 600 Tagwerken Areal, auf ſchöne Waldung, üppige Wiesgründe und fruchtbaren Ackerboden repartirt. In gleichmäßig vortheilhafter Ferne und Nähe von der noch immer belebten Conſularſtraße, die nördlich von den Seegeſtaden vorüberzog, an den Knotenpunkten der Verbindungsſtraße des Südgeſtades und der Saumwege, die über Wöſſen, den Streichen und über Sacherang den Verkehr mit dem Leuken- und Innthale vermittelten, war dieſe vom tiefen See umfloſſene Inſel wie wenig andere Oertlichkeiten für monaſtiſche Abgeſchiedenheit geſchaffen, und zugleich geeignet, der Miſſionsfocus nach allen Richtungen hin zu werden, zu denen ſo bequeme Verbindungswege geöffnet waren. Die Hauptabſicht des hl. Landesapoſtels, auf dem großen Chiemſee-Eilande einen Miſſionsfocus für ein gegen Süden und Südweſten weitgedehntes Territorium zu gründen, kam denn auch im Patrocinium SS. Salvatoris, unter welches er ſein Münſter ſtellte, ebenſo zu klarem Ausdrucke, wie bei dem vom hl. Virgil ſpäter zur Bekehrung der Ennsſlaven gegründeten St. Salvatorskloſter zu Kremsmünſter.

Daß das St. Salvatorsmünſter im Chiemſee nicht etwa erſt vom hl. Biſchofe Virgilius, ſondern ſchon um 200 Jahre früher vom hl. Landesapoſtel Rupert ſelbſt, etwa um das Jahr 560, gegründet worden ſei, läßt ſich meines Erachtens nicht beſtreiten. In den letzten Regierungsjahren Herzog Otilo's, welche mit den erſten Verwaltungsjahren des hl. Virgilius coincident ſind, alſo mindeſtens vor dem Jahre 748, beſtand die Abtei Awa ſchon; denn als Herzog Otilo, vom Carantanerfürſten Boruth um Hilfe gebeten, die Awaren beſiegt und die Carantaner der fränkiſchen Oberherrſchaft unterworfen hatte, was nach dem Jahre 748 nicht mehr denkbar iſt, wurden die Geiſeln Gorazd (Carast, Caratius), Boruth's Sohn, Chetimar, Boruth's Neffe, und die andern Jünglinge aus Carantaniens edelſten Geſchlechtern in die Fürſtenſchule der Abtei Awa gebracht, um ſie auszubilden und insbeſondere im Chriſtenthume zu unterrichten. Dieſe für die Chri-

ſtianiſirung Carantaniens wichtigen Ereigniſſe, ſowie die Aufeinanderfolge der Fürſten Boruth, Gorazd und Chetimar ſcheinen nach dem Eindrucke, den die Erzählung derſelben im Libellus de Conversione[1]) macht, innerhalb eines Zeitraumes von höchſtens 8 Jahren vor ſich gegangen zu ſein, und Chetimar's Regierungsantritt fiele daher ſpäteſtens in das Jahr 755. Damals war aber Majoranus, den man ihm als Hofcaplan nach Carantanien mitgab, im Kathedralkloſter St. Peter ſchon zum Prieſter geweiht worden, und ſelbſtverſtändlich nicht etwa erſt im genannten Jahre, ſondern ſicherlich einige Jahre früher, denn ſeine Stellung verlangte einen männlich feſten Charakter und ſelbſtſtändig kirchliche Routine. Nehmen wir in Anbetracht deſſen an, daß Majoranus erſt im Jahre 752 zum Prieſter geweiht worden ſei, ſo werden wir für deſſen Oheim Lupo, von welchem erzählt wird, „daß er vom Juvaviſchen Stuhle als Presbyter für die Chiemſee-Inſel geweiht (abgeordnet) worden war" (»Lupo presbyter ordinatus de iuuauense sede in insulam Chemingi lacus«), mindeſtens das Jahr 742 als Weihe- (Abordnungs-) Zeit vorausſetzen müſſen. Ich mache hier auf eine zweifache Amphibologie in dieſer Phraſe aufmerkſam, denn neben dem gewöhnlichen Sinne der Worte: »presbyter ordinatus« (zum Prieſter geweiht) iſt durch die Beſtimmung »de iuuauense sede« der weitere Sinn „als Abt abgeordnet" ſehr nahegelegt. Jedenfalls war er in einer Zeit zum Prieſter geweiht, oder vom Salzburger Stuhle als Vorſtand in das Kloſter der Chiemſee-Inſel entſendet worden, in welcher der hl. Virgil der Salzburger Kirche noch nicht vorgeſetzt war. Es ſtimmt dieß auch ganz mit der bekannten Thatſache überein, daß der hl. Virgil ſeinem aus Schottland mitgebrachten Biſchofe Dobda die Abtei Chiemſee (wie es ſcheint als Commende) übertragen habe. Dobda mußte aber im Jahre 747 oder 748, als die Fürſtenſöhne aus Carantanien ankamen, ſchon eine geraume Zeit im Beſitze der Abtei ſein, weil er bereits eine Schule dort organiſirt hatte, d. h. er wird dort als Vorſtand der Nachfolger des noch vom Biſchofe Johannes dorthin entſendeten Prieſters (Abtes? Vorſtandes?) Lupo geweſen ſein: mit einem Worte, die Abtei Chiemſee beſtand bereits (oder noch!) in was immer für einer Beſchaffenheit, als der hl. Virgil im Jahre 745 den Salzburger Stuhl erhielt. — Es wird kaum jemand einfallen, den greiſen Biſchof Johannes den Vorfahrer des hl. Virgilius für den Gründer der Abtei Chiemſee ausgeben zu wollen. Aus der kurzen, nur ſechsjährigen Zeit, während welcher er der Salzburger Kirche als Biſchof vorſtand (als Abt ſcheint er ſie ſeit dem Beginne des zweiten Decenniums des VIII. Jahrhunderts verwaltet zu haben), iſt uns außer der eben beſprochenen Abordnung des Prieſters Lupo nur das Factum bekannt, daß ihm Eginolf die St. Johanneskirche in laupiowe (zu Truchtlaching in der Laufenau) geſchenkt habe. Trotzdem, daß uns die Documente des Alterthums von ihm mehr verſchweigen als berichten, gebührt ihm dennoch ein Verdienſt von un-

[1]) Juvav. Anh. p. 11.

berechenbarer Tragweite, nämlich die Einführung der Benedictiner-Regel in ſeinem Kathedralſtifte und in den dieſem Stifte untergebenen Klöſtern und Zellen. Seit der Reorganiſation der baioariſchen Kirche durch den hl. Bonifacius, der ſelbſt Benedictinermönch war, finden wir die Benedictiner-Regel überall geltend, obwohl nirgends geſagt wird, wann ſie in Baioarien zur allgemeinen Geltung gekommen ſei. Wir wiſſen nur, daß die Regel des hl. Benedict kraft Synodalbeſchluſſes von Autun im Jahre 670 als die allgemein geltende erklärt worden ſei, und ich habe früher ſchon dargethan, daß ſie während des Verfalls der Salzburger Kirche in ihrem Kathedralkloſter St. Peter nicht eingeführt worden ſein konnte. In der That ſcheint in der vorhin berührten doppelſinnigen Phraſe: »Lupo presbyter ordinatus de sede iuuauense in insulam Chemingi lacus« die freilich höchſt lakoniſche Nachricht zu liegen, wie die Regel des hl. Benedict auch in der Abtei Awa eingeführt worden ſei. Damit iſt aber auf ein paar Jahre genau auch die Zeit angegeben, wann dieß geſchehen ſei: nämlich in den erſten Jahren des zum Biſchofe geweihten Abtes Johannes, oder um 740.

Wollte man einwenden, daß die bisherige Beweisführung für den Beſtand der Abtei Chiemſee vor den Zeiten der Biſchöfe Johannes und Virgilius die Grenze hoher Wahrſcheinlichkeit nicht überſteige, ſo erheben ſie die geſchichtlich documentirten kirchlichen Zuſtände aus jener Zeit zum Grade der Gewißheit. Angeſichts des Verzeichniſſes der Landkirchen des Biſchofes Arno vom Jahre 789 ſteht auch bezüglich der Kirchen des Thälergaues feſt: einmal, daß die für dieſen Gau aufgezählten nicht alle ſeien, ſondern nur die aus herzoglich agilulfingiſchen Allod und Lehen ſtammenden, dann aber, daß auch die 18 aufgezählten ihrer Entſtehungszeit nach unter ſich ſehr verſchieden ſeien, nämlich ſchon aus älteſter Zeit beſtehende und während der Reſtaurationszeit, die mit Biſchof Virgil begonnen, dazugekommene. Es iſt durchaus verläſſige Regel, daß die Kirchen aus der Urzeit in großen Diſtanzen von einander abſtehen, weil bei ihrer Erbauung nur das dringendſte Bedürfniß berückſichtigt werden konnte, und dann, daß ſie unter jene Patrocinien geſtellt wurden, welche als die älteſten bekannt ſind. Nun ſehen wir aber Brixlegg keine halbe Meile von Radfeld entfernt, und dieß keine ganze von Kundl; ebenſo Kufſtein näher als eine Meile bei Ebbs, dieß nur ein Meile von Erl, letzteres aber wieder keine Meile von Nußdorf; endlich haben Ebbs und Erl nach dem Verzeichniſſe je zwei Kirchen, und die Kirchen von Altenbeuern, Rohrdorf, Lauterbach und Höhenmoos ſind auf das Areal einer Quadratmeile zuſammengedrängt. Dieß könnte nur dann als keine Abnormität von den kirchlichen Zuſtänden der Urzeit angeſehen werden, wenn die ſo nahe beieinander ſtehenden Kirchen die Seelſorgkirchen und die ihnen entſprechenden Taufkirchen wären, was nur bei Riedering und ad Sinsa (Neukirchen), Höhenmoos und Lauterbach der Fall iſt. Auch die Patrocinien der im Verzeichniſſe Arno's aufgeführten Landkirchen weiſen auf zum Theil weit auseinanderliegende Entſtehungszeiten derſelben. Während z. B. Kundl (Quantala), Prixina (Brixen) und

Hrodheringa (Riedering) das Patrocinium Maria Himmelfahrt haben, Pirchnawanch (Kirchbichl im Innthale) S. Stephani, Oriano (Erl) S. Andreae, Huinmos (Höhenmoos) S. Petri, ad Sinsa (Neukirchen am Simſee) und Lutrinpah (Lauterbach) das des hl. Johannes des Täufers, finden wir die ſchon etwas ſpätern Patrocinien des hl. Jakobus des Größern zu Rordorf (Rohrdorf), Mariä Geburt zu Episas (Ebbs), und die wieder ſpätern des hl. Vitus zu Nuzdorf (Nußdorf) und Caofstein (Kufſtein), ebenſo jene des hl. Briccius zu Ratfeld (Radfeld), Maria Vermählung zu Prisslech (Brixlegg), des hl. Bartholomäus zu Hrossulza (Roßholzen) und das ganz gewiß aus Virgils Zeit ſtammende des hl. Rupert zu Burones (Altenbeuern). Wir werden ſpäter bei der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Thälergaue ſehen, daß die urſprünglichen Seelſorgkirchen mit ihren Baptiſterien verhältnißmäßig ziemlich weit voneinander lagen, und durchgängig jene ältern Patrocinien hatten, wodurch man ſie mit Sicherheit von den ſeit Virgils Zeit entſtandenen auszuſcheiden im Stande iſt.

Man könnte etwa auch fragen, was denn die weiter von einander liegenden Kirchen mit ihren älteſten Patrocinien für das hohe Alter der Abtei Chiemſee beweiſen? Mir ſcheint ſehr viel! — Mich an Hefele's oft allegirten Canon haltend, daß die Schenkungen an zeitlichem Gute nichts anderes ſeien, als Remunerationen für vorausgegangene geiſtliche Wohlthaten, ſchließe ich von dem Alter der Kirchen des Thälergaues auf das noch höhere Alter ſeines Miſſionsfocus, nämlich der Abtei Awa zurück. Nun weiſen aber die im k. Reichsarchive zu München noch vorliegenden Urbarien des Chorherrenſtiftes Herrenwerd nach, daß die Hauptdotation jenes Stiftes im Thälergau lag. Was ſeit der Errichtung des Chorherrenſtiftes zur ererbten Dotation der eingegangenen Benedictiner-Abtei Awa gekommen ſei, finden wir in den Monumenten des erſtern.[1]) Auch dieſe Mehrungen entfallen vorzugsweiſe auf den Thälergau; ebenſo zeugt der Umfang zuerſt des Archidiaconats und dann des Suffraganbisthums Chiemſee, daß die älteſte Grundlage, auf welcher das eine wie das andere errichtet worden iſt, die Remunerationen an zeitlichem Gute waren, welche ſich die Mönche der Abtei Awa durch ihre Miſſionsarbeit im Thälergaue erworben hatten. Der erſt im Jahre 1213 gebildete biſchöfliche Sprengel des Suffraganates Chiemſee umfaßte nur die Pfarrkirchen: »Sel, Pilersee, Kirchdorf, Ecclesiam S. Joannis, Hospitale, Prixental, Selhueb, Grassau, Prienna, Eckstet[2])«; zum Archidiaconate, welches im Jahre 1131 förmlich errichtet worden war, gehörten aber außer den eben genannten auch die Pfarrkirchen »Kirchpühel, Rordorf, Orel, Ebs, Ruethering, Reut, Cell, Chuntel, Prutting, Vogtereut, Stade« (Gſtad) und die »Capellani de Insula« (Frauenwerd.[3]) Ich ſagte ſoeben: förmlich errichtet, weil ich unzweideutige Spuren eines den ſpätern Archidiaconats-Sprengeln analogen Chorepiscopats Chiemſee ſchon in viel ältern Zeiten finde. Meichelbeck[4]) bringt die Urkunde über

[1]) Mon. Boic. II. p. 279. ff. [2]) Mon. Boic. II. p. 423. [3]) Ib. p. 422. [4]) Hist. Frising. II. p. 91.

die Vereinbarung, welche in einem großen Placitum zu Aibling im Jahre 804 unter dem Vorſitze Erzbiſchof Arno's und des Grafen Erchambald mit Beiziehung von zwei Richtern und einer großen Schaar von Schöffen, Auskunftszeugen u. ſ. w. zwiſchen Ellenod, Erzprieſter und Stellvertreter ſeines Biſchofes, Hatto von Freiſing und dem Abte Liutfrid von Chiemſee erzielt worden war. Biſchof Hatto hatte ſich beſchwert, daß Abt Liutfrid in ſeinem Bisthums-Sprengel (parochia) ſich einige Kirchen anmaße. Nach genauer Unterſuchung fand man, daß ſchon der aus Schottland gekommene Biſchof Dobda („qualiter Tuti Grecus advena Episcopus Scotus ipsa (m) parochia (m) et ecclesias iniuste ... perprisisset“) als Inhaber der Abtei Chiemſee den fraglichen größern Sprengel (parochia) und die dazu gehörigen Kirchen ungerechterweiſe an ſich gebracht hatte. Man nahm die Mangfalt als beiläufige Grenze zwiſchen dem Chor-Episcopat-Sprengel Chiemſee's und der unmittelbaren Diöceſe Freiſing an, und beließ dem Abte Liutfrid die Kirchen Willing, Berbling (Perchwilling) und Mietraching (Modriking), ſprach dagegen die Kirchen Tattenhauſen theilweiſe, Högling und Percha (Perch) unbedingt der Freiſinger Kirche zu. Hieraus iſt zur Genüge erſichtlich, daß die Abtei Chiemſee in jener Gegend wirklich kirchliche Rechte beſaß, daß ſich letztere vorzugsweiſe auf das Bergrevier am rechten Mangfaltufer erſtreckten, und daß Dobda ſich Uebergriffe auf den Sprengel am linken Mangfaltufer hatte zu Schulden kommen laſſen. Wie wichtig dieſe Vereinbarung für die Feſtſtellung der Grenzen des Miſſionsgebietes der Abtei Chiemſee ſei, werden wir ſpäter ſehen. Wie kam aber Dobda dazu, ſich ſolche Uebergriffe zu erlauben? Der chiemſeeiſche Miſſionsſprengel hatte ſich wirklich auch auf das linke Mangfaltufer erſtreckt, wie dieß klar daraus hervorgeht, daß die Kirche Mietraching dem Abte Liutfrid belaſſen wurde, und darum hatte ſich Dobda, freilich unberechtigt, auch die benachbarten Kirchen zu Tattenhauſen gegen Norden, und Högling und Percha (oder Jakobsberg, wie Freudensprung interpretirt) gegen Weſten angeeignet. Hiezu ſcheint Biſchof Dobda durch eine unrichtig aufgefaßte, hiſtoriſche Reminiscenz verleitet worden zu ſein.

Daß ſich in der Abtei Awa Erinnerungen an kirchliche Zuſtände der fraglichen Gegend im VII. und VI. Jahrhundert traditionell bis in die Mitte des VIII. erhalten haben konnten, wenn ſie mit der Abtei ſelbſt in engern oder loſerem Zuſammenhange ſtanden, wird nicht abgeleugnet werden wollen, ſobald derartige kirchliche Zuſtände überhaupt als einſt beſtandene erwieſen ſind. Der poſtulirte Beweis iſt aber ziemlich leicht zu erbringen. Im Streit, der ſich zwiſchen dem Biſchof Hatto von Freiſing und Abt Liutfrid von Herrenwerd über kirchliche Rechte an der untern Mangfalt erhoben hatte, fand das Aiblinger Placitum in Folge ſeiner genauen Unterſuchung allerdings, daß der Biſchof Dobda Grăcus jenen Theil der Freiſinger Diöceſe widerrechtlich (contra canonicam institutionem) an ſich und das Stift gebracht hatte, deſſen Inhaber er war. Kraft der vom hl. Bonifacius im Jahre 739 vollzogenen Eintheilung der Diöceſen war nämlich das

untere Mangfaltgebiet ebenfalls an das Bisthum Freiſing gekommen. Nun ſcheint aber Biſchof Dobda gewußt zu haben, daß im mittlern Drittel des VII. Jahrhunderts der Gaubiſchof Marinus auf dem Irſchenberg in der weitern Umgebung ſeiner Zelle im Namen der damals allein berechtigten Salzburger Kirche die Seelſorge ausgeübt habe. Ich ſage: Gaubiſchof Marinus, denn nur ſo laſſen ſich Legende und Volksſage, die ihn bald Presbyter, bald Sacerdos und Biſchof heißen, unter ſich vereinbaren. Daß er (gau-) biſchöfliches Amt übte, ohne die biſchöfliche Weihe ſelbſt zu haben, ſcheint ziemlich ſicher zu ſein; ebenſo daß er beiläufig vom Jahre 630—670 ſich bei Willpating auf dem Irſchenberge aufgehalten habe. Selbſt abgeſehen von den keineswegs zu unterſchätzenden Gründen, welche R. v. Koch-Sternfeld nach Welſer's und Rader's Vorgang für dieſe Chronologie vorbringt[1]), iſt nämlich im VIII. Jahrhundert und obendrein zu Pipin's und Karlmann's Zeit den damals zwiſchen Carantanerſlaven und Baioariern beſtehenden Verhältniſſen gemäß ein Slaveneinfall platterdings nicht denkbar, während er nach Samo's Ableben (665) und beim Wiederaufleben der Stammherrſchaften ſogar als höchſt wahrſcheinlich erſcheint. Hiezu kommt noch, daß ſich laut oben nach Meichelbeck cit. Urkunde Abt Liutfrid von Chiemſee auf die Beſitzrechte ſeiner Vorfahren berief („ipsam parochiam [Landgebiet] et Ecclesias in possessione antecessorum suorum retinere temptabat"). Dieſer angeſtammte Beſitz mußte aber nicht nur von den uncanoniſchen Uebergriffen Biſchof Dobda's herrühren, ſondern theilweiſe auf einem rechtlichen Ankunftstitel beruhen, weil das Placitum dem Abte Liutfrid die Kirchen Willing, Berbling und Mietraching unbedingt zuſprach. Der rechtliche Ankunftstitel auf beſagte drei Kirchen konnte aber nicht dießſeits des Jahres 739 (Diöceſen-Eintheilung) liegen, mußte vielmehr über die Seelſorge-Verwaltung des Gaubiſchofes Marinus und über die Verfallszeit der Salzburgerkirche tief in's Alterthum zurückgehen, worin wieder ein nicht zu mißdeutender Fingerzeig dafür liegt, daß die Abtei Awa auf der größern Chiemſee-Inſel nicht etwa erſt vom Biſchofe Virgil gegründet worden ſein könne, ſondern der Periode Rupert-Vitalis zugeſchrieben werden müſſe. Bei der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges auf dem linken Innufer werde ich auch hierauf noch einmal zurückkommen müſſen, um das Geſammt-Miſſionsgebiet der Abtei Awa klarzuſtellen. Bis dahin verſpare ich auch die eingehendere Beſprechung der Chriſtianiſirung des Pagus inter valles am linken und rechten Innufer und laſſe mich hier im Anhalt an die chronologiſche und geographiſche Ordnung nur auf die Bekehrungsgeſchichte eines Theiles des weſtlichen Chiemgaues und des nördlichſten Ausläufers des Thälergaues ein, ſoweit er ſich außer des Gebirges erſtreckt.

Verfolgen wir nach dieſer Epiſode über die Gründung der Abtei Awa nun wieder die Miſſion der Egertacher Mönche, und dießmal auf der Nordſeite

[1]) Chriſtenthum S. 152. ff.

des Chiemſee's. Wie ſie bei ihrer Miſſion auf der Südſeite des Chiemſee's hauptſächlich auf jenen zwei Verbindungsſtraßen von Oſt nach Weſt vorgegangen waren, welche als Abzweigungen der Conſularſtraße Juvavo-Augustam am Fuße der Vorberge und mittelſt der Pontes longi über die Moorgründe gegen Aſchau zielten, ſo verfolgten ſie bei ihrer Miſſion nördlich vom Chiemſee die Conſularſtraße ſelbſt, die von Seebruck (Bidaium) in beinahe gerader Richtung durch die Sumpf- und See'n-Region zwiſchen Seebruck und der Gegend um Endorf und dann durch das Hügelland nach Pons Oeni (Leonharts-Pfunzen) lief. In dieſer Richtung ſcheint die Zelle am Langenbürgner-See ihre erſte Haltſtation geweſen zu ſein, und ſich um ſelbe herum das erſte Seelſorgsgebiet gebildet zu haben. Als erſtes Baptiſterium dieſes Miſſionsbezirks erſcheint mir Breitbrunn (S. Joann. Bapt.) unfern des Chiemſee's, und als erſte Seelſorgkirche Stephanskirchen bei Hemhof. In den Patrocinien von Stephanskirchen liegt ein Stück Geſchichte. Dermal hat es das Patrocinium des hl. Rupert und des hl. Laurentius. Da aber das Dorf Stephanskirchen heißt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß deſſen Kirche, bevor ſie das eben genannte Doppelpatrocinium erhielt, jenes des hl. Erzmartyrs Stephanus gehabt haben müſſe. Die Succeſſion dieſer drei Patrocinien läßt ſich aber aus den Phaſen, welche dieſe Kirche durchgemacht zu haben ſcheint, in natürlichſter Weiſe erklären. Während der Ungarn-Einfälle wird ſie wohl mit vielen Hunderten anderer zerſtört worden ſein. Als ſie in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts wieder aufgebaut wurde, erhielt ſie, wie ſo viele andere Kirchen, nebſt dem ältern Patrocinium des hl. Rupert auch jenes des hl. Laurentius und zwar zur dankbaren Erinnerung an den am Laurentiusfeſte des Jahres 955 auf dem Lechfelde über die Magyaren errungenen glorreichen Sieg. Das ältere Ruperts-Patrocinium weist bezüglich ſeines Urſprungs mit aller Sicherheit auf das letzte Drittel des VIII. Jahrhunderts, oder mit andern Worten auf die Zeit des hl. Biſchofes Virgil nach ſeinem Bau des St. Rupertsdomes und der Uebertragung eines Theiles der Reliquien des hl. Landesapoſtels in denſelben. Wahrſcheinlich war die alte St. Stephanskirche während des Verfalles der Salzburgerkirche im VII. Jahrh. ebenfalls in gänzlichen Verfall gerathen und beim Wiederaufbaue derſelben verlieh man ihr, im noch lebendigen Andenken an die apoſtoliſche Thätigkeit des hl. Rupert in jener Gegend, ebenſo wie der neugebauten Kirche zu Amerang, eine kleine Meile nördlich von Stephanskirchen, das Patrocinium des hl. Landesapoſtels. Das älteſte St. Stephans-Patrocinium vor dem Verfalle im VII. Jahrhunderte ſteht aber, wie vorhin bemerkt, durch den Ortsnamen vollkommen ſicher. Aus dem urſprünglichen Seelſorgbezirke Stephanskirchen gingen bei zunehmender Chriſtenmenge bald die geſonderten Seelſorgbezirke Antwort (Antvurte, B. Mariae V.), das wieder ſpäter das eigene Baptiſterium zu Mauerkirchen (S. Joann. Bapt.) erhielt, ſowie jener von Eckſtätt (S. Georgii) hervor. Eckſtätt (urk. unter der ungethümen Form Ebehistat, richtiger wohl Ehestat) ſcheint die Malſtätte der Umgegend geweſen zu ſein, was auf die Ertheilung des St. Georgs-Patrociniums nicht ohne

Einfluß geweſen ſein mag. Sollte es auffallen, daß jene Sumpf- und See'n-Region ſchon ſo frühzeitig chriſtianiſirt worden iſt, ſo hat dieß ſeinen adäquaten Grund wohl darin, daß dieſe Region ihrer ganzen Länge nach von der Conſularſtraße Juvavo-Augustam durchſchnitten war, mithin ſicherlich noch einen Reſt romaniſcher Einwohner nährte, als der hl. Rupert mit ſeinen Mönchen dahin kam. Darauf dürften auch die alten Volksſagen deuten, die ſich an die beiden Inſeln des Langenbürgner-See's knüpfen. Schon der Name dieſes See's enthält einen Hinweis auf römiſches Alterthum, und die Inſeln, im Volksmunde Spiegel- und Ullen-Burg, von welchen ſchon im Mittelalter nie und nirgends mehr etwas verlautet, zeigen Rudera römiſcher Landhäuſer, deren Lage eine ſehr idylliſche geweſen ſein mag. — Es wird kaum zu bezweifeln ſein, daß der hl. Rupert und ſeine Miſſionsgehilfen bei ihrem Betreten der Gegend um Stephanskirchen noch römiſche Bevölkerungsreſte angetroffen haben werden, aber doch bin ich, offen geſagt, keineswegs darüber vergewiſſert, daß die Egertacher Mönche von Iſing am Oſtgeſtade des Chiemſee's, bis wohin wir ihre Miſſion oben verfolgt haben, noch überhaupt in den Gegenden nördlich vom Chiemſee, die von Seebruck gegen Weſten wegen der dort ausgebreiteten Sümpfe meilenweite Strecken wohl nur ſehr ſporadiſch bewohnt waren, auf der alten Conſularſtraße vorgegangen ſeien. Angenommen, daß das Kloſter auf der größern Chiemſee-Inſel ſchon nach einigen Jahren aus der Aſchauer Zelle entſtanden ſei, wäre es recht wohl denkbar, daß die Chriſtianiſirung der Umgegend von Stephanskirchen bei Hemhof ſchon von dieſem Kloſter ausgegangen ſei, und die Nähe des Baptiſteriums Breitbrunn, nur eine Viertelſtunde von der Inſel auf dem Feſtlande, lenkt unwillkürlich auf dieſe Vermuthung. Was ihr aber entgegenſteht, iſt der Umſtand, daß die Zelle am Langenbürgner See nur eine Stunde vom Kloſter entfernt iſt; und darum iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſe Zelle erbaut wurde, ehe noch das Kloſter Awa im Chiemſee zu Stande gekommen war. Wie dem nun auch ſein möge, ſoviel ſcheint ſicher zu ſein, daß die Miſſion weſtlich vom Miſſionsbezirke Stephanskirchen ſchon unmittelbar vom Kloſter Awa ſelbſt ausgegangen ſei, was übrigens bezüglich der Egertacher Mönche nicht von beſonderm Belange iſt, weil ihm die kleinere Genoſſenſchaft der Aſchauerzelle und wohl auch jene der Langenbürgner Zelle einverleibt worden ſein wird. Daß die Miſſion gegen den Inn hinab vom Kloſter Awa ausgegangen ſei, erſchließe ich daraus, daß jene fruchtbare, und darum dichter bevölkerte Gegend reichlichere Arbeitskräfte erheiſchte, und daß die Dotation des Stiftes Herrenwerd — als Remuneration für von ihm geſpendete geiſtliche Wohlthaten — gerade auch in jener Gegend eine ſehr beträchtliche war.

Der nächſtweſtliche Miſſionsbezirk nach Stephanskirchen war allem Anſcheine nach Prutting. Ich habe ſchon im I. Theile die Vermuthung ausgeſprochen, daß ſich die dermalige Pfarrkirche Prutting (B. Mariae Virg.) ſchon in der Römerzeit aus den Ruinen des alten Victoria-Tempels (erbaut 312)

erhoben habe. Die Richtung, in welcher wir das älteſte Baptiſterium der Umgegend gegen Süden vorgeſchoben finden, ſcheint auch die Richtung des Chriſtianiſirungsganges anzudeuten. Dieſes Baptiſterium war aber in älteſter Zeit eine Kirche St. Johannes des Täufers im Dörfchen Sims (ad sinsa) an der Südweſtſpitze des Simſee's, und mag als ſolches bis in's IX. Jahrhundert benützt worden ſein; denn am Anfange des X. Jahrhunderts findet man ſchon die St. Johanneskirche zu Neukirchen, ¼ Stund ſüdöſtlich von Sims als Niunchircha documentirt[1]), wo, wie es ſcheint, die Taufkirche neu erbaut wurde, als jene von Sims etwa durch ein Elementarereigniß zu Grunde gegangen war, woher wohl ihr Name Neukirchen. — Von da weg tritt der Chriſtianiſirungsgang aus dem Chiemgau in den untern Thälergau über.

Zunächſt bei dem Baptiſterium Sims ſcheint die Seelſorgkirche Riedering (Hroderinga, Ruotheringa) ſchon im Induculus Arnonis auf; ſie hat das Patrocinium der ſeligſten Jungfrau. In ſüdlicher Richtung iſt die nächſte Seelſorgkirche Höhinmoos (Huinmos) mit dem Patrocinium des hl. Petrus. Die ½ Stunde weſtlich davon ſtehende Taufkirche Lauterbach (S. Joann. Bapt.) vermag ich nicht in die älteſte Zeit einzureihen, weil das urſprüngliche Baptiſterium ad Sinsa nur eine Stunde davon entfernt iſt. Das Wahrſcheinlichere dürfte ſein, daß die Taufkirche Lauterbach ſammt der Jakobskirche Rohrdorf frühvirgiliſchen Urſprungs ſei, Altenbeuern (S. Ruperti) und Roßholzen (S. Bartholomaei), (alle vier im Induculus aufgeführt) dagegen ſpätvirgiliſchen. Die mit oben erwähntem Neukirchen in der eben citirten Urkunde Herzog Arnulfs gleichzeitig genannten Kirchen: Suaprichinga (Schwabering), Strazchiricha (Straßkirchen), Zennidorf (z'Ennidorf, Enndorf), Piezinga (Pietzing) und Selihoba (Sölhuben) werden bezüglich ihrer Erbauungszeit ebenfalls in das IX. Jahrhundert einzureihen ſein. Vogtei-Reut (S. Emmerami) entſtand wohl erſt in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts, wie aus ſeinem urſprünglichen St. Ulrichs-Patrocinium zu entnehmen iſt. Söchtenau hat das Patrocinium der hl. Margareth und war möglicher Weiſe die Mönchszelle der eben behandelten weiten Miſſionsſtation. — Damit iſt der im Vorlande, diesſeits des Innſtromes liegende Miſſionsbezirk des Kloſters Awa erſchöpft.

Wie ich es bezüglich des Kloſters Baumburg gehalten, muß ich auch auf die Schickſale der Abtei Awa noch einen Blick zurückwerfen. In der Vorausſetzung, daß es mir gelungen ſei, die Gründung der Abtei Awa durch den hl. Rupert zu erweiſen (eine Beſtätigung dieſer Anſicht wird nachträglich erfolgen, wo vom gebirgigen Theile des Thälergaues die Rede ſein wird), kann über das Geſchick derſelben während des Verfalles der Salzburger Kirche im VII. Jahrhundert und drei Decennien darüber hinaus, ohnehin kein Zweifel beſtehen: ſie theilte das Loos des Kathedralkloſters und aller davon abhängigen Klöſter. In Ermang-

[1]) Juvav. Anh. p. 145.

lung landesfürſtlichen Schutzes wurde ihr weltlicher Beſitz vielfältig geſchädigt oder gänzlich entzogen; in Folge des Verfalles der Kloſterdisciplin und des Ausſterbens der Prieſter trat im Innern Erſchlaffung des religiöſen Lebens, in den Seelſorgſprengeln Verwilderung ein, und ſo mag die Abtei am Anfange des VIII. Jahrhunderts mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit fortbeſtanden haben. Auch hier mußte die Einführung der Benedictinerregel um 740 regenerirend wirken. Um das Jahr 780 hatte ſich die Kloſtergenoſſenſchaft ſchon wieder ſo ziemlich erholt, denn um dieſes Jahr trägt die Hand r in der Reihe (59) 24—49 in das Verbrüderungsbuch von St. Peter[1]) bereits wieder 25 Mönche unter dem Rubrum: »Hic nomina fratrum et monachorum de monasterio Auuue (sic)« als Verſtorbene, und unter dieſen fünf Mönchprieſter und einen Mönchdiacon ein. Daß die Hand r ihre Einträge um 780 gemacht habe, hat v. Karajan gründlich bewieſen[2]). Ein Abt ſcheint mit jenen 25 Chiemſee'r-mönchen nicht auf; ich meine aber einen, von der ſpätern Hand α nachgetragen, gefunden zu haben. Auf der vorhergehenden S. 13., Reihe (58) 51 ſteht nämlich: Hittilo pr. & abb. ob. v. Karajan iſt geneigt, ihn als Abt Hitto von Mondſee († 894) aufzufaſſen[3]). Die Auffaſſung hat ohne Zweifel viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, und dennoch erlaube ich mir davon abzuweichen; und ergänze mir den Eintrag: Hittilo presbyter et abbas ob (ensis) ſtatt ouuensis. Den Beiſatz ob d. h. ob (iit) gebraucht nämlich weder die Hand α noch irgend eine ihrer Vorgängerinnen, und ſie gehen hierin ganz correct vor, denn er wäre Pleonasmus, weil dort der Aufſchrift gemäß ohnehin nur Verſtorbene eingetragen werden. Nur die, wie es ſcheint, viel ſpätere Hand w trägt ganz am untern Rande nach den Einträgen der Hand α die zwei Namen Liuzi und Imiza ein, denen ſie, wie mir ſcheint, jenes ob der Hand α mißverſtehend, ebenfalls ob, wohl im Sinne obiit, beiſetzen zu müſſen glaubt. Ferner iſt mir nicht bekannt, daß der Abt Hitto von Mondſee irgendwo unter der geſteigerten Koſeform Hittilo vorkomme. Dagegen paßt der Name Hittilo ganz für einen Abt von Owa im letzten Drittel des VIII. Jahrhunderts; denn nahe bei Herrenwerd ſteht in der Pfarrei Prien die Filiale Hüttenkirchen, welches als Hittilinchiricha documentirt iſt. Sie hat das Patrocinium des hl. Bartholomäus, von welchem bekannt iſt, daß es in unſern Gegenden gerade zur Zeit des hl. Biſchofes Virgil ziemlich in Aufnahme kam. Bei dieſem augenfälligen Zuſammentreffen von Nebenumſtänden wird man mir, denk' ich, gerne zugeben wollen, daß es noch wahrſcheinlicher ſei, daß fraglicher Abt Hittilo dem Kloſter Awa angehört und jene Kirche erbaut habe, die von ihm den Namen trägt. Er dürfte für dieſe mittlere Periode der letzte Abt von Awa geweſen ſein, denn ſchon in den Achtzigerjahren dürfte dieſe Abtei das Unglück gehabt haben, in Commende gegeben zu werden. Wir erſehen dieß aus dem Diplome Kaiſer Karl d. Gr. vom 25. Oktober 789[4]), womit

[1]) Ausg. Th. G. v. Karajans S. 14. [2]) Ib. S. XII. [3]) Ib. S. XXXVIII. [4]) Juvav. Anh. p. 48, 49.

er das Männerkloſter Chiemſee dem Erzbiſchof Engilram von Metz, ſeinem Palaſtcaplane, zu Commende verleiht. Schon vorher hatte es ein Günſtling des Kaiſers, Namens Ambrosius, den ich für einen Laien halte, weil ihm keinerlei Titulatur beigefügt iſt, etwa nur kurze Zeit hindurch, nämlich vom Jahre 788, in welchem Herzog Taſſilo entſetzt worden war, bis etwa October 789 zu Commende gehabt (»prefatum monasterium sicut per Ambrosium possessum fuit«), und es ſcheint eine Art Beſchönigung des unkirchlichen Vorgehens mit dieſem Kloſter in der Berufung auf die frühere Inhabung desſelben durch „Dobda Grăcus, den Ausländer" (»quod Dodo grecus peregrinus habuit«) zu liegen. Die Verleihung Awa's an einen auswärtigen Commendiſten iſt der erſte Regentenact K. Karls d. Gr. bezüglich der Salzburger Kirche, welcher diplomatiſch feſtſteht: und dieſer war ein Act entſchiedener Feindſeligkeit. Von welchem Haſſe der König gegen die beiden letzten Agilulfinger Otilo und Taſſilo, die er unterdrückt hatte, erfüllt war, gibt er mit der Bezeichnung derſelben »malignos homines« zu erkennen; ſie war aber ſicherlich an die Adreſſe Arno's, des treuen Anhängers Taſſilo's, gerichtet. — Man ſieht übrigens, daß zwiſchen Dobda und Ambroſius eine Lücke auszufüllen ſei, bezüglich welcher man mir nicht abſprechen wird, daß jener Abt Hittilo gut hineinpaſſen würde. Dobda, dem Biſchof Virgil als Rector Ecclesiae die Abtei Awa in der edelſten Abſicht verliehen hatte, iſt allem Anſcheine nach im Jahre 766 geſtorben, und das Hinſcheiden dieſes ſo recht eigentlichen Weihbiſchofs des Biſchofabtes Virgil ſcheint den Ausſchlag gegeben zu haben, daß Virgil endlich einwilligte, ſelbſt die biſchöfliche Weihe anzunehmen, die ihm am 15. Juni 766 ertheilt wurde, nachdem er als Abt und Rector ecclesiae der Salzburger Kirche ſchon im 22. Jahre vorſtand. — Es iſt übrigens wohl nur der tiefkirchlichen Geſinnung des Erzbiſchofes Engilram von Metz zu verdanken, daß wir am Beginne des IX. Jahrhunderts ſchon wieder einen wirklichen Abt (Liutfrid) im Kloſter Awa finden, und ſeine Nachfolger zeigten ſich dadurch Engilram's würdig, daß ſie die Abtei Awa den Erzbiſchöfen von Salzburg, aus deren Diöceſe ſie Kaiſer Karl gewaltſam herausgeriſſen hatte, wenigſtens zu Lehen verliehen, wie wir dieß bezüglich Dietmar's aus dem Reſtitutions-Diplome König Arnulfs vom Jahre 890 erſehen[1]), kraft welches die Abtei Awa dem Erzbisthum Metz durch jene von Luxeuil erſetzt, und der Mutterkirche Salzburg mit allen Rechten wieder zurückgegeben wird. Die Abtei war aber ihrer natürlichen Stellung zur Erzkirche Salzburg noch kaum recht froh geworden, als ſie am Anfange des X. Jahrhunderts, wie eine große Anzahl anderer, von den Magyaren überfallen, neuerdings in Schutt ſank. Doch ſchenkte ſie K. Otto I., dem ſie als herrenloſes Gut heimgefallen war, durch Diplom vom 30. Oktober 968 neuerdings an die Kirche Salzburg.[2]) Wohl mag ſie damals innerlich wie äußerlich reſtaurirt worden ſein; da jedoch von beſon-

[1]) Juvav. Anh. p. 110. 111. [2]) Ib. p. 185.

derer geiſtlicher Wirkſamkeit derſelben in der darauffolgenden Zeit nichts mehr verlautet, möchte ich faſt bezweifeln, daß ihre innere Reſtauration eine gründliche und gänzliche geweſen ſei. Thatſache iſt es, daß im erſten Drittel des XII. Jahrhunderts die reguläre Disciplin der Abtei Chiemſee völlig in Verfall gerathen war, weßwegen ſie Erzbiſchof Chonrad I. um 1130 in ein Stift regulirter Chorherren umwandelte, das ſofort lebenskräftig aufblühte. Daß es 1134 das Archidiaconat erlangte und 1218 Suffraganbisthum wurde, iſt ohnehin bekannt.

3. Chriſtianiſirungsgang im Iſengaue und in den benachbarten Grenzgebieten.

Der hl. Landesapoſtel Rupert hatte es als eine ſeiner erſten Aufgaben angeſehen, die Hauptmalſtätte des baioariſchen Volkes zu heiligen. Als Hauptmalſtätte war Altötting auch der nationale und religiöſe Centralpunkt des Volkes, das Caput gentis. Als erſter Gnadenort der Patrona Bavariae iſt Altötting es heute noch, obwohl im myſtiſchen Sinne. Im großartigen Miſſionsplane des Landesapoſtels war allerdings und ſelbſtverſtändlich ſein biſchöflicher Stuhl zu Juvavum das kirchliche Caput gentis, Altötting aber immerhin einer der erſten und wichtigſten Glaubensfocuſſe. Wirklich, ſtrahlte das Licht des Evangeliums nach allen Richtungen auf die nähere und weitere Umgegend von ihm aus; hier kommen aber nur die nordöſtliche, nördliche und weſtliche in Betracht, weil die ſüdöſtliche und nächſtſüdliche in älteſter Zeit noch von Wäldern bedeckt und darum unbewohnt waren. Der ausgedehnte Burghauſerwald iſt noch ein anſehnlicher Reſt des Urwaldes, und was gegen Süden und Südweſten der ſpätern Cultur gewichen iſt, heißt heute noch die Waldpfarrei. Beginnen wir im Anhalt an die geographiſche Ordnung mit der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges in der nordöſtlichen Richtung.

Im Hügellande, das ſich am linken Innufer gegen Nordoſt erhebt, begegnet uns in der Nähe von Erlbach und Zeidlarn — Zell als erſte Miſſionsſtation einer weitern Umgegend zwiſchen dem Innſtrome, ſo lange er die rein öſtliche Richtung einhält, und dem mittlern Rottflüßchen. Um genannte einſame Zelle bildete ſich der urſprünglichſte Seelſorgbezirk des Hügellandes, aus welchem ſich jedoch ſchon frühzeitig nach allen vier Weltgegenden Filialbezirke ausſonderten, weil dort vermöge des coupirten Terrains die Seelſorgspflege in größern Entfernungen zu ſehr erſchwert war. Allem Anſcheine nach war das Baptiſterium des urſprünglichen Seelſorgbezirkes der Erlbachzelle die St. Michaelskirche zu Endlkirchen (eigentlich Engelkirchen) und die entſprechende Seelſorgkirche die St. Peterskirche zu Erlbach, wodurch, wie es ſcheint, der kirchliche Urtypus des Biſchofsſitzes mit der St. Peters-Kathedrale und der St. Michaelstaufkirche auch hier wieder zum Ausdruck gelangte. Allerdings kommt die dermalige Pfarrkirche jener engern Gegend, nämlich Zidlar (Zidelara die Bienenzüchter) ſchon in Arno's Indiculus vor und war ſchon in der Mitte des XV. Jahrhunderts Pfarrkirche des zur Filiale herabgedrückten Erlbach; es wird dieſe

Unterordnung jedoch eine Einrichtung aus der Reſtaurationszeit des hl. Biſchofes Virgilius ſein (von einer Parochialität im heutigen Sinne träumte man damals freilich noch nicht). Daß während jener Zeit auch dieſer Gegend eine beſondere Sorgfalt zugewendet wurde, beweist das St. Ruperts-Patrocinium zu Gumpersdorf, das bekanntlich beinahe ausſchließlich aus den letzten Verwaltungsjahren des hl. Virgilius ſtammt, und vielfältig die traditionelle Erinnerung an perſönliches Wirken des hl. Landesapoſtels durch ihm geweihte Kirchen monumental ſicherte. Bald nach der eben berührten Zeit mögen auch die beiden Erzprieſterſprengel Neuötting und Zimmern errichtet worden, und in Folge deſſen das alte Baptiſterium in erſteren entfallen ſein: ich halte dieß für die nächſte Veranlaſſung, aus welcher für Zeidlern ein eigenes Baptiſterium zu Gehersdorf (S. Joann. Bapt.) errichtet wurde.

Den weitern Gang des von der Erlbachzelle aus verbreiteten Chriſtenthums bezeichnen die von der urſprünglichen Seelſorgkirche St. Peter zu Erlbach nach und nach ausgeſchiedenen Seelſorgbezirke. Gegen Oſten jener von Zimmern, beziehentlich Eyberg; nämlich Zimmern als Baptiſterium, wieder mit dem Patrocinium des hl. Michael, und Eyberg als Seelſorgkirche, abermals mit dem Patrocinium des hl. Petrus. Ebenſo ſonderte ſich gegen Südoſten, und wohl faſt gleichzeitig, der Seelſorgbezirk Stammham von jenem zu St. Peter in Erlbach aus. Stammham mit dem Patrocinium des hl. Laurentius iſt ſehr alt und bereits um das Jahr 747 beurkundet; denn ſchon damals „gab Herzog Otilo das Dorf Stammham am Innfluſſe im Iſengaue Gott und dem hl. Maximilian im Banngaue mit 30 Colonen mit Wald, Jagd und aller Zugehör. Gleichzeitig fügte er der Dotation jener Kirche zu Stammham bei: den Leibeigenen Waldmann mit Weib und Kindern und ihrem Beſitze, ebenſo Odbald mit allem, was er hatte, dann das Weib Bondana mit ſechs Kindern, ſowie er denn überhaupt von jedem Hofe etwas zu obiger Schenkung zum Maximiliansklooſter zutheilte“ [1]). Während Türk (Turtin, Ober- und Unter-Türk), das ſchon längſt keine Kirche mehr hat, im Indiculus Arnonis aufſcheint, iſt dieß mit Stammham nicht der Fall, woraus zu erſchließen, daß dieſe Kirche weder zum Allod, noch zum Lehenhofe der Agilulfinger gehörte. Das gegen Norden vorgeſchobene Baptiſterium des Seelſorgbezirkes Stammham war in Roppling (S. Joann. Bapt.), und es iſt wahrſcheinlich, daß Reut (S. Stephani) nächſt Roppling ſpäter ſelbſt Seelſorgkirche wurde; bezüglich Kirchdorfs am Inn (B. Mariae Virg.) iſt dieß wohl ſchon für frühere Zeit ſicher. Kirchberg (S. Nicolai) iſt ſeinem Patrocinium nach jünger; viel jünger aber Simbach.

Gegen Norden ſchied ſich wohl der Seelſorgbezirk um Hirſcharen (vulgo Hirſchhorn) zuerſt von St. Peter am Erlbach aus. Seelſorgkirche dieſes neuen Bezirks wurde aber gewiß nicht Hirſcharen, deſſen St. Rupertskirche

[1]) Juvav. Anh. p. 37. corrig. nach Cod. H.

auf ihren Urſprung im letzten Drittel des VIII. Jahrhunderts hinweist, ſondern Wurmansquick (Burmanesgewekke) mit dem Patrocinium des hl. Andreas. Das entſprechende Baptiſterium wurde zu Mitterskirchen (S. Joann. Bapt.) errichtet.

Gegen Weſten ſtellt ſich der Seelſorgbezirk Geratskirchen als Emanation von St. Peter am Erlberg dar. Seelſorgkirche war Geratskirchen (S. Martini), Baptiſterium aber Johannesbuchbach. Arno's Indiculus führt dieſes Buchbach nach den vier Kirchen am Rottbache auf, vorher aber zwei Kirchen Ad Diupstadun. Dieſe zwei Kirchen ſind wohl Geratskirchen und Nonnberg (B. Mariae Virg.). Pleiskirchen (Plidolfeskirchun) ſcheint ſpätern Urſprungs zu ſein, denn es hat das Patrocinium des hl. Nikolaus. R. v. Koch-Sternfeld behauptet, dieſes Nonnberg ſei ein wirkliches vom hl. Rupert gegründetes Nonnenkloſter — eine Filiale des Salzburger Nonnberges — geweſen. Er hat, mein' ich, in die Congruenz des Namens und des Patrociniums der ſeligſten Jungfrau mehr hineingelegt, als erforderlich iſt. Ich kann in dieſem Nonnberg nichts finden, als eine freilich uralte Beſitzung des Stiftes Nonnberg zu Salzburg, die von den nahen Albertsberg, Anatsberg, Belzberg, Engberg, Engelsberg, Georgenberg, Grusberg, Lampersberg, Rabenberg, Ruensberg, Sauerberg, Schwalmberg und Sumberg (ſämmtlich in der Pfarrei Pleiskirchen, inwiefern alle oder einige der genannten Ortſchaften damals ſchon beſtanden) durch den Namen der Beſitzerinnen (Nonnen) differenzirt worden iſt. Die Ortſchaft Nonnberg beſteht dermal noch aus drei Bauerngütern, und im älteſten Urbarium des Stiftes Nonnberg ſind im Amte jenſeits des Inns drei Lehen Tübach (Diupach = Tiefenbach, wie Diupstada) aufgeführt. Man könnte überhaupt verſucht ſein, bei der Bezeichnung Diupstadun des Indiculus an das Dörfchen Tiefſtadt nächſt Eggenfelden in der Pfarrei Hirſchhorn zu denken; wenn man jedoch die Parallelſtellen der Juvavia[1]) miteinander vergleicht, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß v. Koch-Sternfeld's Interpretation in ſeiner Matrikel (ad voc. Tiufstada loca) mit Ausnahme ſeines Kloſters Nonnberg vollſtändig begründet ſei.

Um die weitern Fortſchritte des Chriſtenthums im Winkel zwiſchen der untern Rott und dem Inn nachzuweiſen, und die vermuthliche Grenze der Urdiöceſe, ſoweit es möglich iſt, nach dieſer Richtung zu beſtimmen, muß ich vor allem auf die Miſſionsſtation Münchham bei Ering aufmerkſam machen. Der Name Münchham iſt kaum der urſprüngliche, er ſcheint als ſolcher vielmehr erſt um die Mitte des VIII. Jahrhunderts entſtanden zu ſein; der ältere Name dürfte einfach Zell gelautet haben. Im ſogenannten Breviarius Urolfi Abbatis[2]) kommt nämlich vor: „Die Zelle, welche Ering heißt, gaben mit Genehmigung Taſſilo's Fricho, Ratolf und ſeine Brüder, im Ganzen acht Höfe.“ Es iſt für das Alter dieſer Zelle von hoher Wichtigkeit, daß ſie als ſolche ſchon

[1]) Juvav. Anh. p. 148. 165. 291. 293. 310. [2]) Mon. Boic XI. p. 15.

beſtand, als die Altachermönche damit beſchenkt wurden, d. h. ihr Urſprung fällt vor die Mitte des VIII. Jahrhunderts. Sie hatte urſprünglich kaum eine eigene Kirche, denn das St. Mauritius-Patrocinium der Kirche zu Münchham weist klar genug darauf hin, daß die Altacher Mönche dort erſt eine Kirche bauten, und ihr das Mutterſtifts-Patrocinium gaben. Die ſpäter Münchham geheißene Zelle wurde zur Zeit des hl. Rupert, allem Anſchein nach, Mutter des Kloſters Rotthalmünſter, das um die Mitte des VIII. Jahrhunderts als monaſtiſches Inſtitut ſchon längſt untergegangen geweſen ſein mußte, weil ſonſt die Neuſiedlung der Altacher zu Münchham eine höchſt überflüſſige geweſen wäre. Daß die Kirche der ſeligſten Jungfrau im alten Münſter zugleich die Seelſorgkirche für eine weitere Umgegend geweſen ſei, wird kaum zu beanſtanden ſein; wo ſich aber das entſprechende Baptiſterium befunden habe, iſt mir unbekannt. Die St. Michaelskirche zu Egglfing, beinahe eine Meile vom Münſter und faſt 1½ von der urſprünglichen Zelle entfernt, dafür zu halten, muß ich Anſtand nehmen, obwohl ich nicht bezweifle, daß ſie Taufkirche des bald nachher gebildeten Seelſorgbezirkes Safferſtätten geworden ſei. Vielleicht iſt das Baptiſterium für den urſprünglichen Seelſorgbezirk, der ſich um die Zelle bei Ering conſtituirte, in der St. Ulrichskirche zu Kirn zu ſuchen, wobei man vorausſetzen müßte, daß Kirn ehemals ein Patrocinium St. Johannes des Täufers oder St. Michaels gehabt, und beim Wiederaufbaue nach den Ungarn-Einfällen, wie manch' andere Kirchen, in dankbarer Erinnerung an den Einfluß, den der hl. Ulrich auf den entſcheidenden Sieg im Jahre 955 ausgeübt hatte, deſſen Patrocinium erhielt. — Wie eben bemerkt, war wohl Safferſtätten (S. Andrae) eine der erſten Seelſorgkirchen, die ſich ſelbſtſtändig vom alten Münſter ausſonderten, und ihr Baptiſterium die St. Michaelskirche zu Egglfing, an einem Altwaſſer des Innſtromes. Vom Münſter aus gegen Norden ſcheint Beuerbach mit ſeiner St. Peterskirche als ſelbſtſtändiger Ausbruch von der Seelſorgkirche des Münſters (beziehentlich von Weihmärting) nicht anzuzweifeln ſein. Beuerbach nahm wahrſcheinlich am Baptiſterium zu Weng (S. Joann. Bapt.) links des Rottflüßchens Theil.

Es wird der dichtern Bevölkerung des bis zur Sprüchwörtlichkeit fruchtbaren Rotthales zuzuſchreiben ſein, daß vom Münſter aus in eine verhältnißmäßig geringe Entfernung von 1 Meile eine eigene Zelle gegen Pocking vorgeſchoben wurde, ich möchte ſie die St. Martinszelle von Künham heißen, nächſt welcher Ortſchaft ſie liegt. Ihre erſte Seelſorgkirche war ohne Zweifel Weihmärting, das von ſeinem Patrocinium S. Martini den Namen hat. Auch für Weihmärting ſcheint das Baptiſterium in Weng geweſen zu ſein. Wie die St. Peterskirche zu Beuerbach aus Weihmärting hervorgegangen und noch in ſpäter Zeit Vicariat davon war, ſo iſt auch die St. Peterskirche zu Hartkirchen eine Emanation davon, nur mit dem Unterſchiede, daß Hartkirchen in der St. Michaelskirche zu Göggging nächſt Würding ein eigenes Baptiſterium er-

hielt. Obwohl Karpfham und Würding das Patrocinium Mariä Himmelfahrt haben (von den Marien-Patrocinien bekanntlich das älteſte), Karpfham überdieß als paſſauiſcher Maierhof ſchon im Jahre 903 documentirt iſt, deſſen nahe „Königswieſe“ Malſtätte des Rottgaues war, und endlich Karpfham ſeit dem Anfange des XII. Jahrhunderts ſogar als eine jener ſog. Urpfarreien erſcheint, kann ich dennoch weder dieſes noch Würding zu den Seelſorgkirchen rupertiniſcher Zeit zählen.

Vorſtehendes dürfte genügen, um die Verdienſte des Münſters im Rotthale um die Verbreitung des Glaubens in ſeiner nächſten Umgebung evident zu ſtellen; ſein größeres Verdienſt beſteht aber darin, daß es, wie die andern Münſter, an den Grenzen der Urdiöceſe, für die Weiterverbreitung des Chriſtenthums im Legationsgebiete ſelbſtſtändiger Miſſionsfocus geworden iſt. In der einen wie in der andern Beziehung hatte es an dem andern Münſter, nämlich Poſtmünſter bei Pfarrkirchen, das ich für eine Filiale des Rotthalmünſters halte, eine ebenbürtige Tochter. Ohne direct in den Chriſtianiſirungsgang des Legationsgebietes einzugreifen, ſoll nun auch die Miſſionsthätigkeit, welche Poſtmünſter auf ſeine nächſte Umgebung an der Grenze der Urdiöceſe übte, beſprochen werden. — Poſtmünſter (ſeit dem XII. Jahrhundert urkundlich als Possemunster, Posmunsture, Possemounstoure u. ſ. w.) wird wohl kaum etwas anderes ſein, als das mit dem Namen ſeines Beſitzers (etwa Gründers?) Boso von andern, namentlich von jenem des Rotthales, differenzirte Münſter. Dieß iſt denn auch der Grund, warum ich es in Anbetracht ſeiner geringen Entfernung von Rotthalmünſter für eine Filiale desſelben halte. Beide Münſter haben das miteinander gemein, daß ſie erſt vom XII. Jahrhundert an in den Documenten aufſcheinen, und nicht etwa als eigentliche Münſter oder monaſtiſche Inſtitute, ſondern nur als Latifundien; dagegen erſcheinen ſie in der ganzen urkundlichen Zeit, von der Mitte des VIII. Jahrhunderts an, nirgends als noch aufrechte, monaſtiſche Inſtitute, worin wohl der unumſtößliche Beweis dafür liegt: daß ſie als Klöſter oder Münſter ſchon vor der Regierungszeit Odilo's und Taſſilo's untergegangen waren. Wie wichtig dieſe Thatſache für die Zeitfrage des hl. Rupert ſei, iſt ſeines Orts hervorgehoben worden.

Zwiſchen Rotthalmünſter und Poſtmünſter lag wohl nur der Seelſorgbezirk Triftern mit der Seelſorgkirche des hl. Stephanus zu Triftern ſelbſt, und dem entſprechenden Baptiſterium zu Neukirchen (S. Joann. Bapt.) ¾ Stunden davon entfernt. Dieſe Taufkirche ſcheint eine von den vielen gleichnamigen zu ſein, welche nach den Magyaren-Kriegen wieder aufgebaut, und darum Neukirchen genannt wurden; andere desſelben Namens erhielten ihn, weil ſie primitiv wirklich erſt in ſpäterer Zeit entſtanden. — Poſtmünſter ſelbſt hat das Patrocinium des hl. Patriarchen Benedict; und damit befinden wir uns im nämlichen Falle, den wir ſchon früher bei Altmünſter am Traunſee zu erörtern hatten. Da in Süddeutſchland die Regel des hl. Benedict in den erſten

Decennien des VIII. Jahrhunderts zu allgemeiner Geltung kam, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß wie in Altmünster, so auch in Postmünster die Auffrischung des tiefgesunkenen Ordenslebens mittelst Einführung der Regel des hl. Benedict versucht worden sei, welcher Versuch aber da wie dort mißlang, weil trotzdem keines dieser Klöster wieder geschichtlich auftritt. Es war das letzte Aufflackern des ölllosen Lichtes, um dann für immer zu erlöschen. Es bleibt mir zweifelhaft, ob die Gläubigen der Seelsorgkirche Postmünster an dem Baptisterium zu Neukirchen oder zu Neuhofen (ebenfalls S. Joann. Bapt.) theilgenommen, vielleicht an beiden (die links der Rott wohnenden an diesem, die südlicheren an jenem, was in jenen Zeiten keine Abnormität bildete, indem ja die Seelsorgkirchen keine abgegrenzten Sprengel nach Art der spätern Pfarreien hatten. Uebrigens mag Neuhofen überhaupt jüngern Ursprungs sein. — Für eine schon sehr frühzeitig selbstständig gewordene Seelsorgkirche halte ich Anzenkirchen (S. Laurentii), östlich von Postmünster am rechten Rottufer, mit dem entsprechenden Baptisterium zu Aunham (S. Joann. Bapt.), ihr gegenüber links der Rott. In ähnlicher Weise werden gegen Westen die Seelsorgkirche zu Unterdietfurt (B. Mariae Virg.) am rechten Rottufer, und das Baptisterium Oberdietfurt (S. Joann. Bapt.) am linken den nächsten Seelsorgbezirk gebildet haben. Oberdietfurt erscheint im Indiculus mit der genauen Bezeichnung: »Ad rota ubi boninaha (Bina) in ipsa rota ingreditur ecclesia cum mansis VI.«[1]) Wie den Angehörigen des Seelsorgbezirkes Anzenkirchen unmittelbar vom Münster Bosos aus, so war denen, die sich an die beiden Dietfurt hielten, das Evangelium von der Zelle (heute Zellhub) aus bei Eggenfelden verkündet worden.

An beiden Innufern aufwärts wurde die Lehre des Heiles schon sehr frühzeitig von Altötting aus verbreitet, denn Herzog Theodebert remunerirte dort noch die Mühen der Missionäre mit weitläufigen Liegenschaften, die er zum Salzburger Kathedralkloster schenkte. Diese Schenkung mußte daher vor dem Jahre ca. 553 gemacht worden sein, und darum darf man die Christianisirung des betreffenden Landstriches um die Mitte des VI. Jahrhunderts ansetzen. Die Schenkungen im Isengaue werden von den Breves Notitiae und dem Congestum vor jenen von Obing aufgeführt; letzteres sagt wörtlich[2]): „Im Isengaue schenkte der Herzog (Theodebert) das Dorf Eharting an der Isen mit 15 theils bemaierten, theils unbemaierten Höfen mit Feldern, Wiesen, Wäldern und Mühlen, die zum Dorfe gehörten. In demselben Gaue schenkte derselbe Herzog ein anderes Dorf, Tüßling genannt, mit 15 bemaierten und unbemaierten Höfen, mit den Marken und Angrenzungen, die zum Dorfe gehörten.“ Etwas detaillirter melden die Breves Notitiae die nämliche Schenkung mit den Worten[3]): „Im Isengaue gab der Herzog (Theodebert) zum nämlichen (Salzburger) Stuhle das Dorf

[1]) Juvav. Anh. p. 28. [2]) Juvav. Anh. p. 21. 22. [3]) Juvav. Anh. p. 34.

Eharting an der Iſen mit 15 Höfen, Wieſen, anderes Land und Wald, was dazu gehörte; er gab auch den Ort, der Burg heißt (Burgkirchen), und zu Teiſing bei dem Dorfe Tüßling 16 Höfe mit aller Zugehör."

Die Zelle (heute Zellerlehen), von welcher die Bekehrung der Anwohner des rechten Innufers ausging, wurde ¼ Meile nördlich von der dermaligen Vicariatskirche Ober-Neukirchen errichtet; und es iſt gewiß nicht Zufall, daß dieſe nahe bei der Zelle entſtandene Kirche wieder das Patrocinium der hl. Margareth hat. In culturgeſchichtlicher Beziehung iſt nicht zu überſehen, daß die Zelle innerhalb der Region, der namentlich gegen Süden meilenweit ausgedehnten einödigen Siedlungen, wie ſie aus der Cultur der Waldgebiete entſtanden, liege. Die Pfarreien Burgkirchen und Floßing allein zählen miteinander 218 Einödhöfe in ihren Sprengeln. — Das Baptiſterium des Seelſorgbezirkes, der ſich von der St. Margarethenzelle aus bildete, war, weit gegen Weſten vorgeſchoben, zu Floßing (S. Joann. Bapt.). Floßing ſteht im Indiculus an der Spitze der Kirchen des Iſengaues. Die urſprüngliche Seelſorgkirche war die St. Georgskirche zu Tüßling. Aus dem St. Ruperts-Patrocinium der Pfarrkirche Burgkirchen iſt erſichtlich, daß die vom Herzog geſchenkte Burg erſt gegen Ende des VIII. Jahrhunderts in eine Kirche umgebaut wurde. Das Baptiſterium zu Teiſing entſtand wahrſcheinlich ebenfalls erſt im letzten Drittel des VIII. Jahrhunderts, als ſich Burgkirchen als ſelbſtſtändiger Seelſorgbezirk von Floßing getrennt hatte; wodurch ſich dann das Baptiſterium Floßing zur Seelſorgkirche erſchwang. Auch Mauerberg (S. Stephani), tiefer im Waldgebiet, iſt ſicherlich ſpätern Urſprungs.

Daß auch die fruchtbaren Innufer ober Floßing ſchon in älteſter Zeit bewohnt waren, unterliegt um ſo weniger einem Zweifel, da von Pons Oeni (Leonharts-Pfunzen) auch eine römiſche Heerſtraße hinter den Caſtellen des rechten Innufers herablief. Freilich hatte ſie von Babensheim bis nahe zum Innübergang zu Durum (Neuötting) — Durum ſcheint richtiger zu ſein, als Turum — ihren Lauf durch den Urwald, der, wie es ſcheint, nur bei Grünthal (gruninitale, das grüne Thal) von einer Flur-Oaſe unterbrochen war. Der Wald trat beſonders von Süden her mit ſeinen ſteilen und hohen Altuferabfällen, ſtreckenweiſe den Landſtrich des Ufers ſehr beengend, an das Rinnſal des Stromes heran. Dichtere Bevölkerung wird man daher nur in den beträchtlicheren Ausweitungen des fruchtbaren Ufergeländes annehmen dürfen. Dazu rechne ich die Gegend von Gutenburg bis hinauf nach Thal, Kloſter Gars gegenüber. Inſoweit darf das Baptiſterium zu Ennsdorf (S. Joannis Bapt.), als aus der Zeit des hl. Rupert ſtammend, und als Ausbruch des Baptiſteriums zu Floßing angeſehen werden. Die dieſem Baptiſterium entſprechende Seelſorgkirche ſuche ich zu Pürten (B. Mariae Virg.) auf dem linken Ufer. Der inzwiſchen fließende Strom beirrt mich in dieſer Annahme nicht, weil ich die Spuren einer römiſchen Brücke kenne, die zwiſchen Kraiburg und Ennsdorf beide Ufer verband. Möglich iſt es

übrigens allerdings, daß die St. Maximilianskirche zu Kraidorf (Marlan) die Seelſorgkirche für die Bewohner beider Uferebenen und Hügel geweſen ſei. Sie müßte aber damals ein anderes Patrocinium gehabt haben, denn ihr dermaliges ſtammt aus dem Anfange des X. Jahrhunderts von der zeitweiligen Beiſetzung der geflüchteten Gebeine des hl. Maximilian in der dortigen, in ihrem Unterbaue aus der Römerzeit ſtammenden feſten Burg.

Der letzte, ältere Seelſorgbezirk in der bisher verfolgten weſtlichen Richtung lag wohl um die Seelſorgkirche zu Grünthal (S. Andreae). Ob das entſprechende Baptiſterium zu Grafengars oder Mitterngars ſich befunden habe, konnte ich nicht ermitteln; beide Kirchen ſind dem hl. Michael geweiht. Grafengars hat aber außer der geeigneteren Lage auch noch das für ſich, daß es im ſpätern Mittelalter ſchon ziemlich bald als Malſtätte der Kraiburger Grafen erſcheint. Die Bekehrung des eben in Rede ſtehenden Bezirkes möchte ich jedoch nicht den Mönchen der St. Margarethenzelle (Zellerlehen) zuſchreiben, ſondern denen der Zelle Au, welche zu Taſſilo's Zeit zu einem förmlichen Kloſter erweitert wurde.

Am linken Innufer finden wir, vom Miſſionsfocus Altötting ausgehend, ſchon zu Herzog Theodebert's Zeit, wie wir vorhin geſehen haben, die St. Peters- und Paulskirche zu Eharting an der Iſen. Das ihr entſprechende Baptiſterium war zu Döging (S. Joann. Bapt.). Es war ſeiner Lage nach ſehr zweckmäßig gewählt, weil es zwiſchen Eharting und den beiden mit ihr faſt gleichzeitig entſtandenen Seelſorgkirchen Alt-Mühldorf (S. Laurentii) und Winhäring (Ss. Petri et Pauli) in der Mitte lag.

Nördlich und weſtlich von Eharting finden wir gegen Ende des VIII. Jahrhunderts ein reich entfaltetes Kirchenweſen; nicht weniger als 19 Landkirchen nennt uns der Indiculus auf einem verhältnißmäßig nicht umfangsreichen Gebiete. Jene 19 Landkirchen entfallen natürlich auf mehrere Seelſorgbezirke der Urzeit, und manche derſelben entſtanden ohne Zweifel erſt ſeit der vom hl. Virgil begonnenen kirchlichen Reſtauration. Aelteſte und ſpätere ſorgfältig zu ſichten, wird Aufgabe der nächſten Unterſuchungen ſein, bei denen ich an die Seelſorgbezirke von Eharting und der mittlern Rott anknüpfend, wieder von Oſten nach Weſten vorgehe. — Die Zuſammengehörigkeit der Kirchen an der mittlern und obern Rott kommt im Indiculus urkundlich zum Ausdrucke, weil nach den zwei Kirchen am Tiefenbache (ad diupstadun ecclesie II.) ſogleich die Notiz folgt: „Am Rottbächlein vier Kirchen mit 6 Höfen". Welche vier an der Rott gelegene Kirchen damit gemeint ſeien, wird nicht namentlich angegeben, und v. Koch-Sternfeld's Erklärung[1]) dieſer Notiz: „Von Lohkirchen bis Eggenfelden ſtanden obige vier Kirchen, darunter Ober- und Unter-Dietfurt" iſt wohl nur theilweiſe richtig. Es wäre pleonaſtiſch, auch Lohkirchen und Ober-Dietfurt darunter verſtehen zu wollen,

[1]) Topogr. Matr. S. 102.

denn beide ſind ohnehin ſchon aufgeführt, erſteres namentlich (Lohkirch) und letzteres unverwechſelbar mit der letzten Zeile des Indiculus der Landkirchen: „wo die Boninaha (Bina) in die Rott fließt.“ In der Prädicirung der Rott mit »Rivulus« ſcheint ein ziemlich verſtändlicher Wink zu liegen, daß jene vier Kirchen am Laufe des Rottflüßchens dort zu ſuchen ſeien, wo es noch „Bächlein“ iſt, d. h. an der obern Rott, und darum ſtehe ich nicht an, Wurmsham (S. Ruperti), Aspertsham (S. Joann. Bapt.), Oberbergkirchen (S. Bartholomaei) und Wolfsberg, dermal Neumarkt (S. Joann. Bapt.) für die fraglichen vier Kirchen am Rottbächlein zu halten. Von ihnen gehört aber nur die Taufkirche zu Wolfsberg der rupertiniſchen Zeit an, die drei andern aber dem letzten Drittel des VIII. Jahrhunderts. Als ſich nämlich der Seelſorgbezirk Oberbergkirchen (Pohkirc des Indiculus, im Mittelalter Pörkirchen geheißen), in der Virgil'ſchen Reſtaurationszeit conſtituirte, wurde ebengenannte St. Bartholomäuskirche Seelſorgkirche, welche ihr eigenes Baptiſterium in Aspertsham erhielt. Die jüngſte von Allen war die St. Rupertskirche zu Wurmsham, wie wie bald ſehen werden.

Um die Miſſion am Laufe der Rott zum Abſchluſſe zu bringen, knüpfe ich wieder an Geratskirchen und Dietfurt an. Die weſtlich nächſte Zelle liegt in der heutigen Pfarrei Niedertaufkirchen bei Roßbach und hat dermal den Namen Zellöd. Der Seelſorgbezirk, der ſich um ſie bildete, ſcheint die St. Michaelskirche zu Niedertaufkirchen als Baptiſterium gehabt zu haben; und der Ortsname Taufkirchen ſtammt möglicher Weiſe aus jener älteſten Zeit. Seelſorgkirche des Bezirks wird wohl die St. Laurentiuskirche zu Grafing bei Hörbering geweſen ſein. In ſüdweſtlicher Richtung ging aus dieſem Seelſorgbezirke wohl ſchon bald die weitere Seelſorgkirche zu Niederbergkirchen (S. Blasii) hervor. Wahrſcheinlich wurde ſchon ſehr frühzeitig ein neues Baptiſterium gegen Weſten vorgeſchoben, nämlich Wolfsberg (heute Neumarkt, S. Joann. Bapt.); die Miſſionäre errichteten ſich aber eine neue Zelle — Stangelszell bei Unterweinbach —; und es entſtand anfänglich als Baptiſterium und Seelſorgkirche zugleich die St. Michaelskirche zu Schönberg — das Perk des Indiculus. Im Verfolge der weſtlichen Richtung wurde dann das Baptiſterium ausgeſondert und nach Michaelhölzl (vulgo Mühlhölzl) verlegt. Michaelhölzl iſt eines der beiden Holza des Indiculus, das andere wird wohl Haunersholzen in der Pfarrei Niederbergkirchen ſein. Letzteres hatte in alter Zeit ein mir unbekanntes Patrocinium, und wird ſein heutiges S. Udalrici beim Wiederaufbaue nach der Magyaren-Zeit erhalten haben. Indem die Miſſionäre hier immer die weſtliche Richtung einhielten, gründeten ſie ſich die Miſſionsſtation Holzzell bei Egglkofen, und bald hernach die Seelſorgkirche Egglkofen (B. Mar. Virg.) und das entſprechende Baptiſterium zu Pieſenkofen (S. Joann. Bapt.). Zelle, Seelſorgkirche und Baptiſterium ſind nur je ½ Stunde von einander entfernt. Hier ſind wir an einem Punkte angelangt, wo ſich die an der Rott aufwärts vorgegangenen Miſſionäre, und jene,

welche ſüdlicher von Eharting ausgingen und den Lauf der Iſen aufwärts verfolgten, gegenſeitig trafen: es iſt dies der Centralpunkt, auf welchem, wie wir ſogleich ſehen werden, der hl. Rupert eines ſeiner Münſter gründete, von welchem ſchon ſeit eilfhundert Jahren nichts mehr übrig iſt als der Ortsname.

Wie eben bemerkt, ging eine andere Miſſionscolonne von Altötting über Eharting an der Iſen aufwärts. Sie ſcheint unter der unmittelbaren Leitung des hl. Landesapoſtels ſelbſt gewirkt zu haben; ihr Gang kommt nun zu beleuchten. Daß die bekanntlich höchſt fruchtbaren, ſonnigen und ſanften Abhänge gegen das linke Iſenufer herab ſchon frühzeitig dichter bewohnt waren, ſteht, denke ich, außer Zweifel, und ſomit auch, daß die Miſſionäre hier wie anderwärts jene dichtere Bevölkerung eher aufſuchten, als die auf dem Hochplateau einödiger ſiedelnde. Im Anhalte hieran glaube ich, daß Kirchiſen (S. Pancratii — das Isana des Indiculus) und Weilkirchen (S. Georgii — das Wila des Indiculus) ſchon bald von Eharting emanirte, geſonderte Seelſorgkirchen wurden. Bei der bereits ziemlich großen Entfernung von Altötting wurde aber bei weſtlicherem Vordringen der Miſſion vor Allem eine Zellengründung nothwendig, und dieſe Zelle findet ſich in der That nächſt Palmberg (Paldramesteti) und heißt Hausmüning, was nach den Regeln der Lautverſchiebung und Verwitterung nichts anderes ſein wird als ein altes Husmuninchinga, beinahe dasſelbe wie Municho-hus. Ganz nahe bei dieſem Mönchhauſe finden wir das Baptiſterium St. Johannes des Täufers zu Salmanskirchen. Die dieſem Baptiſterium entſprechende Seelſorgkirche war anfänglich wohl zweifellos Weilkirchen, dann aber das gegen Weſten in der Richtung des Miſſionsganges nur eine halbe Stunde entlegene Stephanskirchen (ad S. Stephanum des Indiculus). Wie mittelſt Kirchiſen und Niederbergkirchen, ſo ſchloß ſich auch hier die Miſſion an der Iſen mittelſt der weitern Seelſorgkirche Lohkirchen (B. Mariae Virg., Lohkirch des Indiculus) an jene an der Rott an. Oberbergkirchen iſt jünger; ob Ranoldsberg, wie R. v. Koch-Sternfeld meint, eine zugleich mit Maria-Dorfen gegründete Liebfranen-Wallfahrt ſei; kann ich weder bejahen noch verneinen, weil jeder geſchichtliche oder topographiſche Anhalt dazu mangelt; jedenfalls wird man annehmen dürfen, daß Ranoldsberg (B. Mariae Virg.) am Ablaufe des VIII. Jahrhunderts ſchon ſtand. Für die Reſtaurationserfolge jenes Jahrhunderts in dieſer Gegend zeugen auch die St. Rupertskirchen zu Wurmsham, Gumattenkirchen, Neufahrn und Häldenſtein.

Ampfing mit ſeinem St. Margarethen-Patrocinium dürfte mit der Zelle zu Hausmünning in irgend einer Beziehung ſtehen; Mößling (B. Mariae Virg.) halte ich für die erſte am rechten Iſenufer aus Altmühldorf und Eharting emanirte Seelſorgkirche, während ſich Mettenheim unter Herzog Otilo das erſte Mal als Metumunheim documentirt, und wie ſein Name ſagt, genau in der Mitte zwiſchen Ampfing und Mößling, durch ſein St. Michaels-Patrocinium von ſelbſt als Baptiſterium der rechten Iſenebene darſtellt. Eine andere, wie es

auf den erſten Anblick ſcheinen könnte, ſchwerer zu entſcheidende Frage wäre, ob dieſe Ebenen zur Zeit des hl. Rupert dem Sumpfboden ſchon abgerungen waren? Die Thatſache, daß Herzog Theodebert dem hl. Rupert das noch tiefer liegende Charting geſchenkt habe, ſpricht aber klar genug dafür, daß die höher liegende Gegend um Mettenheim und Ampfing damals ſchon cultivirt war.

Ich habe vorhin geſagt, daß die Miſſion aufwärts an der Iſen allem Anſcheine nach unter der unmittelbaren Leitung des hl. Rupert vorgegangen ſei, was ſchon durch das in jener Gegend überhaupt tief gewurzelte Andenken an den hl. Landesapoſtel beſtätigt erſcheint. Auch der ausgedehnte Grundbeſitz des Kathedralkloſters und die ſalzburgiſche Landeshoheit über Mühldorf, Ampfing und Buchbach ſcheinen auf beſondere Verdienſte des hl. Rupert um die Chriſtianiſirung jener Gegend zurückzudeuten. Wir werden übrigens ſogleich ſehen, daß der Heilige ſich nicht nur längere Zeit in Dorfen aufgehalten, ſondern auch ein, wie es ſcheint, reicher ausgeſtattetes Münſter bei Velden gegründet habe; und daß namentlich dazu ſeine längere perſönliche Anweſenheit nothwendig geweſen ſei, wird man kaum in Abrede ſtellen wollen. Sobald aber dieß einmal feſtſteht, handelt es ſich nur mehr um den Weg, den er auf ſeinen partiellen Miſſionsreiſen eingeſchlagen, um in die engere Gegend von Velden, in welcher er das St. Georgsmünſter baute, zu gelangen. Dient uns hiezu ſchon die, wie wir ſehen werden, nicht anzuzweifelnde längere Anweſenheit in Dorfen als Wegweiſer, ſo ſtellen ſich uns auch öſtlich von Dorfen gegen Ende des VIII. Jahrhunderts kirchliche Zuſtände dar, die uns zu dem Schluſſe ermächtigen, daß der hl. Landesapoſtel an der mittlern Iſen perſönlich thätig geweſen ſei. Ober Ampfing weist uns der Indiculus für das letzte Drittel des genannten Jahrhunderts in der Ornau (Umgegend der heutigen Pfarrei Obertaufkirchen) ein auffallend reichlich entfaltetes Kirchenweſen nach, indem er auf einem Areal von weniger als einer Quadratmeile fünf Kirchen namhaft macht, nämlich drei in der engern Ornau ſelbſt und dazu dann noch Liubin und Pez-churdorf zunächſt der Ornau, von welcher auch eine ſechste, nämlich Reichertsham (Richerihusir) nicht einmal eine Wegſtunde entfernt iſt. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß alle dieſe Kirchen vom hl. Rupert ſelbſt erbaut worden ſeien; das iſt aber ſicher, daß einige davon aus ſeiner Zeit und ſpäteſtens aus jener des hl. Vitalis ſtammen, denn ein reichlicher entwickeltes Kirchenweſen konnte ſich in der Virgil'ſchen Reſtaurationsperiode nur dort entfalten, wo vor dem Verfalle der Salzburger Kirche eine breitere Grundlage dazu gelegt worden war. Daß das Andenken an den hl. Rupert im letzten Drittel des VIII. Jahrhunderts auch in der nächſten Nachbarſchaft der Ornau, ob nun wie immer motivirt, noch ein lebendiges war, wird ſich im Hinblick auf ſein Patrocinium der Kirchen zu Hälbenſtein ober, und zu Neufahrn unter Ampfing nicht ableugnen laſſen. — Daß die Miſſionäre zuerſt von der Zelle zu Hausmünning her in die Ornau gekommen ſeien, halte ich für das Wahrſcheinlichere, hin dagegen nicht im Stande, die Frage zu beantworten, ob die pri-

mitive Seelſorge von der volkreichen Zelle zu Dorfen aus, von der Ornau eine geogr. Meile entlegen, verſehen worden; oder in der Ornau eine eigene Zelle erbaut worden ſei. Allerdings kann eine dortige Zelle in einem der größern oder kleinern Dörfer als Hausname latent ſein. Vielleicht darf man ſie in der Nähe der St. Margarethenkirche zu Grüngiebing ſuchen. In der Ornau und um dieſelbe glaube ich zwei ältere Seelſorgbezirke von einander ausſcheiden zu dürfen, einen öſtlichen und weſtlichen. Dem Miſſionsgange gemäß wird der weſtliche aus dem öſtlichen hervorgegangen ſein. Der öſtliche, erſte Seelſorgbezirk hatte Rottenbuch (S. Joann. Bapt.) als Baptiſterium, als Seelſorgkirche aber wahrſcheinlich Pfaffenkirchen, das ſich durch ſeinen Namen als Wohnſitz der Weltprieſter, denen die dauernde Seelſorge ſpäter übertragen wurde, zu erkennen gibt. Pfaffenkirchen hat das St. Stephans-Patrocinium und wird wohl das im Indiculus vorgetragene Pez-Churdorf — Kirchdorf des Pezo — ſein; ein Bietsheim, d. h. Pezesheim, die Heimat des Pezo, liegt in der Nähe. Das Kirchdorf des Pezo gibt uns einen Fingerzeig, daß es in der Nachbarſchaft auch noch ein anderes Kirchdorf gab, weßwegen man jenes mit dem Namen des Gründers Pezo differenzirte. Jenes andere iſt Kirchdorf bei Haag.

Die obere (weſtliche) Ornau wurde, ſcheint es, vorerſt mit einer eigenen Seelſorgkirche zu Ober-Ornau (S. Andreae) und dann mit einem eigenen Baptiſterium zu Hofgiebing (S. Joann. Bapt.) bedacht; die Liebfrauenkirche zu Reichertsham (Richerihusir des Indiculus — Häuſer des Rihheri — dürfte erſt ſpäter Seelſorgkirche geworden ſein.

Ich habe vorhin geſagt, daß ich es für das Wahrſcheinlichere halte, daß die Miſſion von Hausmünning aus in die Ornau vorgegangen ſei. Es liegen Anhaltspunkte vor, die dafür zu ſprechen ſcheinen, daß die Miſſionäre auf ihrer apoſtoliſchen Wanderung von Hausmünning gegen Weſten ſich ausſchließlich an die unmittelbaren Ufergelände des Iſenflüßchens gehalten haben, bis ſie Dorfen erreichten, und nachdem ſie ſich auf dem dortigen Ruprechtsberge feſtgeſetzt, erſt von dort aus das waldige Revier zwiſchen der Iſen und dem Innſtrome — mithin auch die Ornau — in Angriff genommen haben. Bezüglich der Schwindau (Landſtrich weſtlich von der Ornau) ſcheint dieſes Vorgehen ziemlich ſicher zu ſein. Die Schwindau mit ihrem fruchtbaren Boden war natürlich auch dichter bevölkert, und an die dichtere Bevölkerung ſich immer zuerſt zu wenden, war allgemein beobachteter Grundſatz der Miſſionäre. An den Nordabfällen des Gatterberges und des Forſtes Tann links des Goldachbächleins fängt freilich auch die obere Schwindau an, ſehr ſteril zu werden, wogegen dann die ſonnigen Südabhänge um Kirchdorf bei Haag ſchon frühzeitig frequentere Anſiedler angelockt haben mußten. Selbe aufſuchend ſcheinen die Miſſionäre der volkreichen Zelle auf dem Dorfner Ruprechtsberge auch wirklich die Waſſerſcheide an den Quellen des Goldachbächleins überſtiegen zu haben, und zwiſchen St. Wolfgang und Kirchdorf, näher bei letzterem, errichteten ſie die Zelle,

welche dermals Aumannszell heißt. In Kirchdorf entstand dann die erste Seelsorgkirche (B. Mariae Virg.), welche ihr Baptisterium in der hart an der heutigen Pfarrkirche stehenden St. Michaelskapelle gehabt haben dürfte. Dieser Missionsgang durch die Schwindau dürfte auch in dem Umstande eine Bestätigung finden, daß, als die Seelsorgkirche (Pfaffenkirchen) der östlichen Ornau erbaut wurde, man es für nöthig hielt, sie mittelst des Namens ihres Stifters als Pez-Churdorf zu differenziren, was unnöthig gewesen wäre, wenn nicht das westlichere Kirchdorf damals schon bestanden hätte. — Nachdem der von der Römerstraße durchzogene Thalkessel um Kirchdorf bei Haag, der rings von Wäldern umgeben war, dem Christenthume gewonnen worden, scheinen die Missionäre des Ruprechtsberges am Reinbach abwärts gegen den Innstrom vorgedrungen zu sein, und die Zelle am Hart, westlich von Gars, wird eine ihrer Schöpfungen sein. Die Liebfrauenkirche des aus dieser Zelle später hervorgegangenen Stiftes Gars wird die erste Seelsorgkirche dieses Bezirkes gewesen sein, ohne vorläufig ein eigenes Baptisterium zu haben. Erst als sie am linken Innufer abwärts gehend auch die Zelle Au erbaut hatten, welche dann zur Zeit Tassilo's von den Priestern Baldwin und Hrodberht zum Benedictiner-Kloster erweitert wurde, scheint jene Gegend in der St. Michaelskirche zu Mitterngars ein eigenes Baptisterium erhalten zu haben, das ich für einen Ausbruch des St. Michaels-Baptisteriums zu Grafengars halte. Die ursprüngliche Seelsorgkirche der Umwohner der Zelle Au wird wohl die St. Peterskirche zu Berg gewesen sein. Auch in der St. Felicitas-Legende des Klosters Au[1]) scheint eine Beziehung zur St. Felicitaszelle (Felizenzell) bei Buchbach und dadurch eine Hinweisung darauf zu liegen, daß das Evangelium von Dorfen an das linke Innufer herein gebracht worden sei. — Aus der St. Peterskirche zu Berg emanirte wohl schon sehr frühzeitig als weitere Seelsorgkirche St. Peter im Thal, 1 St. nördlich von Aschau; zu Litzlkirchen, dermal demolirt und unbekannten Patrociniums, dürfte das entsprechende Baptisterium gewesen sein, was ich aus der Analogie des Baptisteriums zu Litzlkirchen (S. Joann. Bapt.) bei Buchbach schließe. Das altdeutsche Lizil (engl. litte) ist gleichbedeutend mit Klein: mithin wären mit Litzlkirchen die kleinern Taufkirchen im Gegensatze zu den größern Seelsorgkirchen bezeichnet. Die Marienkirche zu Aschau scheint aus St. Peter hervorgegangen zu sein.

Im Hinblick auf das vorhin Erörterte mag es dahin gestellt bleiben, ob sich die Missionäre des hl. Rupert auf ihrem Wege von der Zelle Hausmünning gegen Westen ausschließlich an die unmittelbaren Ufer des Isenflüßchens gehalten haben oder nicht; daß sie sich vorzugsweise an sie hielten, wird, denke ich, sicher sein. Irgend eine Zelle zwischen Hausmünning und Dorfen ist wenigstens dermal nicht mehr bekannt; die nächste Seelsorgkirche oder Stephans-

[1]) Mat. Mon. Boic. I. Praef. ad Mon. Augiens. p. 119 ff.

kirchen war aber wohl Lainbruck (S. Martini, — das Liubin des Indiculus) und das in der Richtung des Miſſionsganges gegen Weſten vorgeſchobene Baptiſterium dazu Kirchſtätten (S. Michaelis), deſſen Ortsname auf hohes Alter deutet. Die nächſtweſtliche Seelſorgkirche war die Liebfrauen-Kirche auf dem Ruprechtsberge zu Dorfen.

Soweit die Nachrichten über die einſt ſehr beſuchte Marien-Wallfahrtskirche zurückgehen, heißt ſie immer: Unſere Liebe Frau auf dem Ruprechtsberge. Letzteren Namen kann der Kirchberg nur davon erhalten haben, weil der hl. Rupert ſich längere Zeit auf demſelben aufgehalten hat. Daß ein längerer Aufenthaltsort des hl. Landesapoſtels während ſeiner Miſſionswanderungen gleichbedeutend mit Kloſter oder Zelle ſei, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Wie der hl. Rupert allem Anſcheine nach ſchon während des erſten Jahres ſeines Verweilens in Baioarien die Hauptmalſtätte des Volkes, Altötting, von den Gräueln der Abgötterei gereinigt und dann das Caput gentis geheiligt und unter den Schutz der jungfräulichen Mutter, der Patrona Bavariae, geſtellt hatte; ſo ſehen wir ihn den fruchtbaren Mariencultus allenthalben mit beſonderer Vorliebe einführen und pflegen. Die von ihm gegründete Marienwallfahrt auf dem nach ihm benannten Berge iſt nur eine Filiale der Hauptwallfahrt Altötting. Es muß auffallen, daß eine große Anzahl namentlich aus Oberöſterreich kommender Wallfahrer von Altötting weg, allemal auch noch nach Maria-Dorfen zieht; obwohl es, wie bekannt, fünf Meilen weſtlicher liegt. Die von demſelben Urheber herrührende Zuſammengehörigkeit der beiden Wallfahrten ſcheint tief ins Volksbewußtſein eingedrungen zu ſein.

Die Zelle auf dem Ruprechtsberge ſcheint eine derjenigen geweſen zu ſein, in welcher der hl. Landesapoſtel mehrere Miſſionsmönche um ſich verſammelte. Nur eine größere Anzahl von Arbeitskräften war der Aufgabe gewachſen, die dort der Löſung harrte. An der Nordweſtgrenze der Urdiöceſe angelangt, mußte die weitere Umgegend von Dorfen gänzlich durchchriſtianiſirt werden, und es ſcheint auch, daß die Miſſionsarbeit der Umgegend gleichzeitig in Angriff genommen wurde. Gegen Weſten waren die Grenzen der Urdiöceſe durch ungeheuer ausgedehnte Waldungen, die wohl nur höchſt ſporadiſch cultivirt waren, von der Iſen bis zum Innſtrom — unmittelbar unter Waſſerburg — vorgeſteckt, was öſtlich von dieſen lag, mußte vollſtändig chriſtianiſirt und kirchlich organiſirt werden, um Beſtandtheil der Urdiöceſe zu ſein. Die bekanntlich ſehr fruchtbare weitere Umgegend von Dorfen war eben darum auch dicht bevölkert. Ueberdieß galt es, den nicht minder fruchtbaren und volkreichen Landſtrich zwiſchen Dorfen und den Quellen der Rott der Kirche einzuverleiben, um die Contiguität mit den weſtlichſten Seelſorgbezirken der Miſſionäre, die an der Rott heraufgekommen waren, herzuſtellen; und endlich mußte auf durch und durch chriſtlichem und kirchlich organiſirtem Boden für den Legationsbezirk gegen Norden und Nordweſten ein kräftiger Miſſionsfocus gegründet werden. — Den Miſſionsbezirk gegen Süden habe ich bereits oben

berührt, und hole hier nur nach, daß in dieſer Richtung das erſte Baptiſterium in Großſchwindau (S. Michaelis) errichtet wurde, welches anfänglich auch zugleich Seelſorgkirche war. Aber ſchon bald wurde das Baptiſterium von der Seelſorgkirche ausgeſchieden und ein geſondertes zu Kleinſchwindau (S. Joann. Bapt.) erbaut. Gegen Südoſten war wohl Schwindkirchen ſchon frühzeitig Seelſorgkirche, die ebenfalls das Liebfrauen-Patrocinium erhielt, und deren Angehörige theils am Baptiſterium zu Kirchſtätten, theils an jenem zu Kleinſchwindau theilnahmen. Als es bald gelang, dem Chriſtenthum auch in der bevölkerten Gegend gegen Norden Eingang zu verſchaffen, entſtand dort die weitere Taufkirche Jaibing (S. Joann. Bapt.); die St. Martinskirche zu Blainthal ſcheint etwas ſpäter Seelſorgkirche für jene Umgegend geworden zu ſein. In nordöſtlicher Richtung wurde vor Allem die Felizenzelle errichtet, und zunächſt bei ihr die Seelſorgkirche Buchbach (B. Mariae Virg.); für das hiezu correlative Baptiſterium halte ich nicht die Kirche St. Johannes des Täufers zu Engelſchalling, ſondern jene zu Litzlkirchen unter dem nämlichen Patrocinium.

Durch die Gründung des Seelſorgbezirkes Buchbach war der Anſchluß der Miſſionsbezirke an der Iſen an jene, welche an der Rott herauf entſtanden waren, auch hier, an den Quellen des letztgenannten Flüßchens, wieder vollſtändig hergeſtellt, damit jedoch die Miſſionsthätigkeit der Dorfner Mönche gegen Norden noch nicht abgeſchloſſen. Sie waren bis nahe an das obere Vilsthal vorgerückt, und da deſſen Boden jenem des Rotthales an Fruchtbarkeit nicht nachſteht, war er wohl ebenſo wie dieſer von jeher dicht bewohnt; an einer ſolchen Markung konnten die Miſſionsmönche, welche allenthalben die dichtere Bevölkerung grundſätzlich aufſuchten, nicht umkehren. Sie ſcheinen auch wirklich links der Vils die Georgenzelle errichtet und von ihr aus ihre apoſtoliſche Arbeit auf beiden Ufern des Flüßchens fortgeſetzt zu haben. Vorläufig blieb wohl Litzlkirchen auch für dieſe Gegend noch Baptiſterium; als Seelſorgkirche wurde aber die St. Peterskirche zu Velden erbaut.

Während des Baues der Filialwallfahrt bei der Zelle zu Dorfen und ſeiner erfolgreichen Miſſion in der nähern und entferntern Umgegend ſcheint der Plan des hl. Landesapoſtels gereift zu ſein, auch dieſer Richtung wieder durch Gründung eines zahlreicher beſetzten Münſters die Seelſorge des nordweſtlichen Grenzlandes der Urdiöceſe für die Zukunft zu ſichern, zugleich aber mit ihm, als einem gegen das Legationsgebiet vorgeſchobenen Bollwerke, ſich eine Operationsbaſis für ſeinen friedlichen Kreuzzug in dasſelbe zu bauen. Um ſein geiſtliches Bollwerk nicht bloszuſtellen und es im lebendigen Wechſelverkehre mit der hinter ihm liegenden Diöceſe zu erhalten, mußte die Umgegend desſelben vollſtändig durchchriſtianiſirt und kirchlich organiſirt werden. Aber auch dieß genügte noch nicht, um den Beſtand des zu erbauenden Münſters auch für die Zukunft zu ſichern. Weit vom biſchöflichen Stuhle entlegen, und von demſelben durch den Urwald, der ſich auf [illegible] und auf dem linken Innufer von der Iſar bis über das rechte

Uferland der Salzach ausdehnte, ſo gut wie abgeſchnitten, mußte es, wie man zu ſagen pflegt, auf ſeine eigenen Füße geſtellt werden: es mußte in ſo großen Ausmaßen angelegt werden, daß es im Stande war, ſich ſelbſt zu erhalten. Die geiſtlichen Streitcolonnen haben das mit den weltlichen Armeecorps gemein, daß nur die zahlreichen ſich ſelbſt fortbringen, während die kleinern, wenn ſie nicht immerdar vom Hauptcorps unterſtützt, bald aufgerieben werden.

Eine derartige größere Abtei entſtand aber im St. Georgs-Münſter, 1 geogr. Meile öſtlich von Velden. Ich ſage größere Abtei; denn obgleich ſie bereits über 11hundert Jahre nicht mehr beſteht, ſind jedoch noch nicht alle Spuren ihrer einſtmaligen Größe im Laufe der Jahrhunderte vom Strome der Zeit hinweggeſpült worden. Aus der Hausdomäne der Abtei gingen die Hofmarken Eberspaint, Velden (ſpäter biſchöflich regensburgiſch) und Wurmsham hervor, von denen die beiden erſtern eigentliche Herrſchaften waren; auch der anſehnliche Pfarrwiddum zu Velden ſtammt ſicherlich aus der Verlaſſenſchaft der Abtei. Den unmittelbaren Seelſorgbezirk des St. Georgsmünſters repräſentirt wohl der dermalige Pfarrſprengel Velden mit 12 Filialen, den Curatien Velden, Georgenzell, Pauluszell und Gebensbach und mehr als 4300 Seelen. Wie Velden als urſprüngliche Seelſorgkirche, ſo können Georgenzell und Pauluszell ſchon ihrem Namen nach ihre monaſtiſche Herſtammung nicht verleugnen. Uebrigens ſcheinen auch noch andere der benachbarten Pfarreien und unter dieſen namentlich Buchbach zum unmittelbaren Seelſorgbezirk des Münſters gehört zu haben, Buchbach aber ſchon wegen der Felizenzelle und des urſprünglichen Baptiſteriums Litzlkirchen; auch dürfte zu beachten ſein, daß Buchbach bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts landesfürſtlich ſalzburgiſche Enclave war; war es ſpätere Entſchädigung für den Entgang der ehemaligen Abtei?

Für den erſten Anfang des Münſters bei Velden halte ich die Georgenzelle links der Vils, weil der Münſterkirche ihr Patrocinium gegeben wurde. Münſter ſelbſt, dermal ein Dörflein von 7 Häuſern um die St. Georgskirche, iſt ein topographiſches Moment von hoher Wichtigkeit für die Chriſtianiſirungsgeſchichte überhaupt und im Beſondern auch für die Zeitfrage des hl. Rupert, und, wie wir bald ſehen werden, für die Geſchichte ſeiner Reliquien. Wie Altmünſter am Traunſee, Münſteuer bei Reichersberg, Rotthalmünſter und Boſo's münſter, kommt es in der ganzen hiſtoriſchen Zeit ſeit der Mitte des VIII. Jahrhunderts nirgends als aufrechtes, monaſtiſches Inſtitut vor; Beweis genug, daß es als ſolches während des Verfalles der Salzburger Kirche eben auch in Verfall gerathen war, vorher aber beſtanden haben mußte, weil ſonſt der Ortsname Münſter nicht zu erklären wäre. Zu dem charakteriſtiſchen Ortsnamen kommt aber noch ein anderes ſehr gewichtiges Moment: ein dichterer Kranz von Zellen (Felizenzell, Garnzell, Georgenzell, Hanszell, Holzzell, Pauluszell und Starzell) reiht ſich um das Münſter, und ſieben durch den Indiculus documentirte Kirchen weiſen in ihrer dichten Repartirung auf die nächſte

Umgegend mindeſtens für die zweite Hälfte des VIII. Jahrhunderts ein reich entfaltetes Kirchenweſen für jenes Territorium nach; denn einer großartigen äußern Erſcheinung muß immer eine adäquate innere Urſache zu Grunde liegen. Mehrere jener ſieben Kirchen haben die als älteſte bekannten Patrocinien, und diejenigen, welche unter Patrocinien geſtellt ſind, welche während der Virgil'ſchen Reſtauration in Aufnahme kamen, beweiſen mit einem Schlage ihren eigenen jüngern Urſprung und den ältern Beſtand der andern. Ueberblickt man das Territorium, in deſſen Mitte der hl. Landesapoſtel das Münſter bei Velden gründete, und erwägt man die Culturverhältniſſe, wie ſie zu ſeiner Zeit gediehen waren, ſo muß man die hohe Weisheit, mit welcher er auch hier das Richtige getroffen, aufrichtig bewundern. Im weiten Lande gegen Süden hatte er, ſoweit es cultivirt und bewohnt war, die Lehre des Heiles eingeführt und ſich ſo ſeine Urdiöceſe geſchaffen, gegen Norden ſtand das wegen ergiebigeren Bodens dichter bevölkerte Legationsgebiet nach allen Seiten offen. Mit Abrechnung der Landeshauptſtadt Regensburg und ihres unmittelbaren politiſchen Gebietes, dann einzelner Soraden an der Donau und an den Römerſtraßen, lag der Schatten des Todes noch faſt allgemein auf dem geſammten Legationsgebiete. Das Territorium, in welchem ſich das Velden-Münſter erhob, war ſchon damals reicher bevölkert, war es ja das wegen ſeiner Fruchtbarkeit in weiten Kreiſen berühmte Vilsthal. Das benachbarte, ebenſo geſegnete Rotthal war der Kirche bereits gewonnen, es galt alſo, die Urdiöceſe in dieſer Richtung abzuſchließen. Der Abſchluß mußte aber mittelſt eines kräftigern Miſſions- und Seelſorgsfocus bewerkſtelligt werden, der ſofort im Stande war, die Seelſorge in der ganzen Umgegend zu übernehmen, ſeine Strahlen in das nördliche Legationsgebiet auszuſenden, zugleich aber auch lebenskräftig genug, um ſich ſelbſt zu erhalten, weil er, wie ſchon geſagt, vom Lebenscentrum des Salzburger Stuhles zu entlegen war. Dieſen Aufgaben miteinander war nur eine zahlreich bevölkerte Filialabtei gewachſen; und daß der hl. Rupert ſie gründete — und nur er konnte ihr Gründer ſein, weil ſie im VII. Jahrhundert ſchon wieder in Verfall gerieth — iſt ein glänzendes Zeugniß ſeiner Weisheit, oder richtiger, ſeines von Gott erleuchteten Geiſtes.

Da ich die bisher gänzlich unbeachtete Beweiskraft, welche in dem unleugbaren Beſtande vor dem Verfalle der Salzburger Kirche, des Velden-Münſters, ſowie der übrigen, die in der Mitte des VIII. Jahrhunderts ſchon längſt eingegangen ſein mußten, bereits in einer frühern Abhandlung klar geſtellt habe, ſo will ich hier nur noch Einiges im Betreffe der Reliquien-Geſchichte des hl. Rupert beifügen, um das, was ich in meiner kleinen Schrift: „Das Grab des hl. Rupert“[1]), über den Ort, in welchen der Leib des Landesapoſtels von Salzburg aus geflüchtet worden ſein mag, als um das Jahr 610 der biſchöfliche Stuhl und ſeine Heiligthümer in der größten Gefahr ſchwebten, von den bereits

[1]) Kunde öſterr. Geſch.-Quell. Bd. 40. S. 31. des Sonderabdruckes.

in das Salzachthal vorgedrungenen Carantaner-Slaven geplündert zu werden, als wahrſcheinliche Vermuthung ausgeſprochen habe, zu höherer Wahrſcheinlichkeit zu erheben. — Ich habe dort geſagt, daß in der Kirche Ruprechtsberg bei Velden dem hl. Landesapoſtel beſondere Verehrung erwieſen werde. Mit der ſeichten Ausflucht, daß der hl. Rupert eben Kirchenpatron dort ſei, reicht man nicht aus, denn dieſe Ehre genießt er auch anderwärts, ohne daß darum deſſen Verehrung das gewöhnliche Maß überſchritte. Dieſe beſondere Verehrung wird ihm auch nicht nur in Ruprechtsberg allein gezollt; iſt vielmehr in jener ganzen Gegend ſo tief gewurzelt, wie ſonſt nirgends, Salzburg allein davon ausgenommen. Noch mehr; es läßt ſich erweiſen, daß dieſe tiefgewurzelte Verehrung nicht etwa nur und lediglich aus der Reſtaurationszeit des hl. Biſchofes Virgilius ſtamme, durch welchen die Verehrung des hl. Rupert bekanntlich eine liturgiſche wurde. Allerdings lebte damals das Andenken an den hl. Landesapoſtel im Volke friſcher auf als je, ſah es ihn doch von der höchſten Autorität ſelbſt auf die Altäre geſtellt; das wird man mir jedoch nicht beſtreiten, daß zu Virgil's Zeit die Verehrung dieſes Heiligen dort am friſcheſten auflebte, wo das dankbare Andenken an ihn am tiefſten in das Volksbewußtſein eingedrungen war. Nun bietet aber die Umgegend des St. Georgsmünſters bei Velden in dieſer Beziehung, was man vergeblich in der ganzen damals noch ungeheuern Salzburger Diöceſe ſucht. Es zieht ſich nämlich ein Kranz von ſechs dem hl. Rupert geweihten Kirchen um das St. Georgsmünſter herum, von denen zwei, Ruprechtsberg ſelbſt und Wurmsham zunächſt beim Münſter ſtehen, während die andern vier, Gumattenkirchen, Neufahrn, Häldenſtein und Riedbach nur ungefähr zwei geogr. Meilen von ihm entfernt ſind. Eine ſo große Anzahl von Ruperts-Kirchen findet man nirgends im alten Salzburger Bisthum auf ein ſo kleines Terrain und um einen ſo bedeutſamen Mittelpunkt zuſammengedrängt. Als zur Zeit des hl. Virgil die Burg auf dem von Natur aus zu einer ſtarken Befeſtigung geeigneten Bergkegel in eine St. Rupertskirche umgebaut wurde, weil ſie, wie es ſcheint, ſchon ſeit der Beherbergung der Gebeine des hl. Landesapoſtels den Namen Ruprechtsberg erhalten hatte, blieb dieſer Name auch der kleinen Ortſchaft um die Kirche, und in nächſter und weiterer Nähe erhoben ſich die eben genannten fünf andern St. Rupertskirchen. Dieſe wohlmotivirte Auffriſchung des Andenkens an den hl. Rupert knüpfte übrigens nur an die in jener Gegend ohnehin noch nicht erloſchene Erinnerung an das apoſtoliſche Wirken des Heiligen an, denn die ſchon von ihm erbaute, bald ſehr beſuchte Wallfahrtskirche Maria-Dorfen trug ſchon damals, wie heute noch, den Namen: Unſere liebe Frau auf dem Ruprechtsberge. Endlich war gerade das in der Nähe der ſpäter Ruprechtsberg geheißenen Burg vom hl. Rupert gegründete Münſter ein Beweggrund mehr, das unſchätzbare Heiligthum ſeiner Gebeine dort zu bergen, weil es unter unmittelbarer Aufſicht der Mönche des Filialkloſters von St. Peter blieb.

Wie bereits angedeutet worden, gehörte die Umgegend des St. Georgsmünſters, als vollſtändig kirchlich organiſirter Bezirk noch zur Urdiöceſe. Daß dieſes Münſter allem Anſcheine nach aus der St. Georgszelle (Georgenzell) links der Vils hervorgegangen ſei, iſt ebenfalls ſchon bemerkt worden. Daß es den Standpunkt der alten Zelle nicht beibehielt, möchte der geeignetern Lage rechts der Vils zuzuſchreiben ſein. Als das Münſter erbaut war, ſcheint es ſtatt des zu weit entlegenen Baptiſteriums zu Litzlkirchen ſein eigenes in Giftthal nächſt dem Münſter erhalten zu haben. Es mag auffallen, daß nur eine halbe Stunde vom Münſter auch eine Zelle (Pauluszell) entſtand, oder, wenn man will, daß nicht dieſe, ſondern die viel weiter entfernte St. Georgszelle zu Münſter erweitert wurde und ihr Patrocinium an dasſelbe abgab. Jedenfalls wird Pauluszell, ſo nahe beim Münſter als höchſt überflüſſig erſcheinen. Zur Zeit des hl. Rupert wäre ſie es auch geweſen; ſie ſtammt aber wahrſcheinlich aus der Reſtaurationszeit des hl. Virgilius, beziehentlich aus der Zeit des Biſchofs Josephus (749—764) oder Aribo (764—784) von Freiſing. Es ſteht dieß in harmoniſchem Einklange mit der wohl unleugbaren Thatſache, daß unſer Münſter, wie mehrere andere, mit dem Verfalle der Salzburger Landeskirche, ebenfalls eingegangen und in Laienhände gerathen war. Wirklich erſcheint keines der im Freiſinger Bisthume gelegenen alten Münſter mehr in den reichen Urkunden jenes Bisthums, obwohl ſie über die Mitte des VIII. Jahrhunderts zurückgehen. Mit der Gründung der Pauluszelle wird es ſich ſo verhalten: Die Taufkirche Giftthal blieb erhalten, weil ſie Taufkirche war, und hart an ihr ward dann in der Reſtaurationszeit als theilweiſer Erſatz für das ſchon länger eingegangene Münſter die neue Seelſorgſtation Pauluszell errichtet. — Daß der Seelſorgbezirk Ruprechtsberg ſpätern Urſprunges ſei, iſt aus dem oben Erörterten ohnehin klar. Er entſtand auf dem Areale des rupertiniſchen Seelſorgbezirkes Alt-Eberspaint mit der dortigen Seelſorgkirche S. Laurentii und dem geſonderten Baptiſterium zu St. Johanneskirchen (S. Joann. Bapt.), das gegen Norden vorgeſchoben iſt, und zum Fingerzeige dient, welche Richtung der Chriſtianiſirungsgang vom St. Georgsmünſter aus gegen das Legationsgebiet genommen habe. — In nordweſtlicher Richtung ſcheint der Seelſorgbezirk um Hauszell ſich vor andern aus jenem von Velden ausgeſondert zu haben. Seine Seelſorgkirche war Baierbach (S. Andreae), ſein Baptiſterium aber Neufrauenhofen, das dieſen Namen erſt in ſpäterer Zeit erhalten hat. Wie das Dorf den Namen, ſo hat die dortige Kirche auch ihr Patrocinium geändert, welches dermal Mariä Unbefleckte Empfängniß iſt, und laut der alten Freiſinger Matrikel[1]) früher SS. Joann. Bapt. et Evang. war. — Die übrigen gegen Norden gelegenen Seelſorgbezirke ſpare ich dem Nachweiſe des Chriſtianiſirungsganges im Legationsgebiete auf.

---

[1]) V. Deutinger, Aelteſt. Matrik. II. S. 161.

4. Chriſtianiſirungsgang in den Flußgebieten der Ebrach und Attel und der untern Mangfalt.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß, wie die Donau und die größern Flüſſe überhaupt, ebenſo der Innſtrom ſchon frühzeitig zu dichterer Beſiedlung ſeiner Ufer anlockte, wo ſelbe wirthbar erſchienen, und dann zur mächtigen Lebensader des Verkehrs wurde, wie er Urſache reichlicherer Cultur war. Soweit die volkswirthſchaftlichen Andeutungen in unſern älteſten Documenten zurückgehen, finden wir die Baioarier als gewagte Schiffer auf den zwei Hauptſtrömen des Landes: Kaiſer Karl d. Gr. vertraute den Baioariern die Flotille an, welche bei ſeinem Zuge gegen die Awaren im Jahre 791 als Centrum der Heerſäulen auf beiden Ufern die Verbindung zwiſchen ihnen vermittelte und ſie mit Mund- und Waffen-Vorräthe verſorgte, und die Leges portoriae ſeiner Nachfolger enthalten für die landeseingebornen Schiffer-Innungen ſehr augenfällige Begünſtigungen. Natürlich bildeten ſich die Schiffer-Innungen aus den Uferbewohnern. Was nun aber das linke Innufer betrifft, ſo war es in älteſter Zeit — und iſt dieß zum Theil heute noch der Fall — keineswegs allenthalben gleichmäßig cultivirt. Von der jetzt noch ſehr ärmlichen Schlicht nördlich von Hochburg mit ihren Sümpfen und Oeden kann als Saum des Waldgürtels, der ſich von der Iſar bis über die Salzach auf der Bergzone hinabzieht, ohnehin nicht die Rede ſein, aber auch, wo ſich der Wald gegen Süden zu lichten beginnt, verrathen Ortsnamen, wie Daumoos, Löffelmoos, Tiefermoos, Schlehfeld, Hart, Siebenhart u. ſ. w. deutlich genug die alte Unwirthbarkeit des Bodens. Von beträchtlichen Waldreſten, die wohl in noch nicht ſehr ferner Zeit alle zuſammenhingen, iſt das linke Innufer bis Roſenheim hinauf durchzogen, und im Verein mit ihnen ſcheiden ſtreckenweiſe noch heut zu Tage breite Sümpfe, z. B. das Kolbermoor, der Rieder- und Rotter-Filz, die Ufergelände vom innern Binnenlande. Vom rechten Mangfaltufer aufwärts läuft der ſog. Waſen als ziemlich ſchmaler Landſtrich zwiſchen dem Ufer und den hie und da eine Meile breiten Eulenauerſümpfen über zwei Meilen lang aufwärts gegen die Vorberge. Der Waſen ſelbſt iſt, wie ſchon ſein Name ſagt, nichts weiter als größtentheils dem Sumpfe abgerungenes Wieſenland; die erſte Grundlage ſeiner Cultur bildet ohne Zweifel die alte Römerſtraße, die ihn der Länge nach durchſchnitt. Dieſe einer dichtern, gleichmäßig vertheilten Beſiedlung entgegenſtehenden Terrain-Hinderniſſe habe ich ſchon früher (Cap. IV. 1.) des Genauern angegeben.

Unmittelbar am Strome ſelbſt oder in mäßiger Entfernung davon gegen Weſten finden wir denn auch dieſer Bodenbeſchaffenheit gemäß die erſten Zellen, von denen aus das Licht des Evangeliums zur Zeit des hl. Rupert dieſen Gegenden neuerdings aufgegangen iſt; ihre Lage allein ſchon würde Beweis genug ſein, daß die Heilslehre vom rechten auf das linke Innufer übertragen worden ſei, wenn uns auch unbekannt wäre, daß die Chriſtianiſirung Südoſtbaioariens naturgemäß ſtrahlenartig vom Centralfocus des biſchöflichen Stuhles zu Salzburg ausgehen

mußte. Die Miſſionäre ſcheinen aber in zwei Abtheilungen vom rechten Innufer auf das linke übergetreten zu ſein: in einer ſüdlichen und nördlichen. Daß die der ſüdlichen Abtheilung vom Kloſter Awa der größern Chiemſee-Inſel ausgegangen waren, glaube ich oben (Cap. IV. 2.) bereits zu hoher Wahrſcheinlichkeit erhoben zu haben, und Angeſichts der ebenfalls ſchon feſtgeſtellten Thatſache, daß das Uferland, Waſſerburg gegenüber, von den Baumburger-Mönchen chriſtianiſirt worden ſei, wird es als das Wahrſcheinlichſte gelten, daß ihnen auch die Miſſion auf dem entſprechenden linken Innufer zuzuſchreiben ſei. Im Anhalte an die rechtsufrigen Miſſionsgebiete der Baumburger- und Chiemſeer-Mönche würde auf erſtere das linke Innufer-Gelände von der Einmündung des Rottbaches (bei Kloſter Rott) bis hinab zum Südſaume des oft erwähnten Waldgürtels der Bergzone entfallen, auf letztere aber der Uferſtrich vom Rottbach aufwärts ins Gebirg und das weſtlich von ihm beſonders an der untern Mangfalt liegende Binnenland. Beide Mönchs-Genoſſenſchaften begannen ihre Miſſionsthätigkeit unmittelbar am jenſeitigen Ufer, auf welchem ſie ihre erſten Zellen erbauten, aus welchen dann ohngefähr eine Meile tiefer im Lande eine zweite Zellenreihe hervorging, die für das Binnenland beſtimmt war, wie erſtere für den Uferſtrich. Erſt an der vom Urwald abgeſchloſſenen weſtlichen Peripherie der Landbucht finden wir auf der Grenzſcheide der beiderſeitigen Miſſionsgebiete wieder ein eigentliches Münſter, nämlich Münſteuer in der Pfarrei Egmating nächſt Glon. Wie Rotthalmünſter, Münſter bei Velden u. ſ. w. iſt auch dieſes, dem hl. Johannes dem Täufer gewidmete Münſter ſchon ſeit dem Beginne der urkundlichen Zeit nirgends mehr documentirt, während ſein Ortsname unbeſtreitbar für ſeine alte Kloſtereigenſchaft Zeugniß gibt. Mithin muß auch dieſes Münſter während des Verfalles der Salzburger Landeskirche mitverfallen ſein, und ſein Beſtand vor der Verfallszeit, alſo in der Periode Rupert-Vitalis, ſteht außer Zweifel. Der Zweck, zu welchem es erbaut worden war, geht klar genug aus ſeiner Lage hervor: an der äußerſten Grenze der Urdiöceſe, die hier durch den Urwald am kräftigſten markirt erſcheint, am Punkte, wo die Miſſionsgebiete der Baumburger- und Chiemſeer-Mönche im Weſten zuſammenliefen, war es der Hauptfocus für die Seelſorge des öſtlichen von ihnen bereits bekehrten Landes, ein geiſtliches Arſenal für die Chriſtianiſirung des jenſeits des Urwaldes gelegenen Legationsgebietes, und am Urwalde ſelbſt errichtet, unverkennbar ein Centralpunkt der mit dem Chriſtenthum Hand in Hand gehenden und von ihr bedingten Landescultur. Ich habe oben, wo vom Münſter bei Velden die Rede war, darauf aufmerkſam gemacht, daß der Beſitz der Landeshoheit Seitens der Salzburger Kirche über die Enclave Buchbach in engerer Beziehung zu den alten Eigenthumsrechten auf jenes Münſter zu ſtehen ſcheine. Auch die Erwerbungen Mößling's, Attenhauſen's und der Forſte an der Schwindau, ſowie des Königshofes Erding, kann ich für nichts anderes halten, als für ſpäte Remunerationen der in jener Gegend ſchon ſehr frühzeitig vollbrachten Miſſions-

arbeiten. Noch augenfälliger tritt der Nexus zwiſchen der Spendung geiſtlicher Wohlthaten und Remuneration dafür an weltlichem Gute bei dem Münſter nächſt Glon hervor. König Arnulf ſchenkt nämlich dem Erzbiſchof Dietmar von Salzburg im Jahre 891 nebſt dem Königshofe Erding und dem Forſte an der Schwindau auch den Forſt Helfendorf, d. h. das ganze Waldgebiet, in welchem die Hausdomäne des längſt eingegangenen Münſters lag. Helfendorf ſelbſt iſt nur 1 St. von Münsteuer entfernt. Man überſehe nicht, daß damals die Territorien um Erding, Schwindau und Helfendorf ſchon länger als anderthalbhundert Jahre freiſingiſches Diöceſangebiet waren. Zu dieſen Schenkungen mögen freilich die ausgedehnten Culturen, welche jene Waldgebiete den Miſſionsmönchen verdankten, die nächſte Veranlaſſung geweſen ſein, die Culturen ſelbſt waren aber nur die natürliche Folge der Verbreitung des Chriſtenthums durch die Mönche, und traten dort am augenſcheinlichſten hervor, wo ſie über vielfachere, concentrirte Arbeitskräfte verfügten, was beſonders bei Münſtern, die in Waldgegenden gegründet wurden, der Fall war.

Gehen wir nun wieder an die Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges in der bisher beſchriebenen Landbucht, und zwar der geographiſchen Ordnung halber zuerſt an jene im Baumburger Miſſionsbezirke. Hart am Südſaume des oftgenannten Waldgürtels der Bergzone und zugleich hart am Innſtrome ſelbſt begegnet uns die St. Laurentius-Zelle unter Waſſerburg in der heutigen Pfarrei Rieden. Die dieſer Zelle entſprechende erſte Seelſorgkirche war St. Peter zu Rieden ſelbſt. Die Liebfrauenkirche zu Waſſerburg erſcheint noch im XI. Jahrhundert als Capella in Wasserburg[1]), d. h. als Filiale des reſtaurirten Stiftes Attel; die dortige St. Jakobs-Pfarrkirche iſt ohnehin ſpätern Urſprunges. Auch bei der St. Laurentiuszelle finden wir das Baptiſterium dem Chriſtianiſirungsgange gemäß Inn aufwärts gegen Süden vorgeſchoben, nämlich die St. Michaelskirche zu Attel. Die Taufanſtalt ſelbſt befand ſich urſprünglich wohl in Attelthal. Uebrigens ſteht es mir wenigſtens außer Zweifel, daß die an der Spitze der Atteler Documente ſtehende, im Jahre 1137 verfaßte Erzählung und der Commentar hiezu in der Präfatio, laut welchen das Kloſter Attel vom Grafen Arnold von Dießen um 1040 geſtiftet und bald darnach von deſſen Bruder Friedrich dem Rohen (Rochus, Rocke) wieder vernichtet worden ſei, dahin zu verſtehen ſei, daß damals die ſeit älteſter Zeit beſtandene Zelle zu Attel, welche wie Baumburg am Anfange des X. Jahrhunderts zum Schutze gegen die Magyaren in eine Burg umgebaut worden war, und den Namen Liutburg erhielt, zum wirklichen Kloſter erhoben worden ſei. Offenbar ſtellt ſich Zeller-Reut als Cultur der alten Zelle dar. — Die St. Michaelszelle zu Attel war eine Emanation der Laurentiuszelle bei Rieden, und hatte den Taufdienſt für eine weite Umgegend zu verſehen, denn ſchon bald entſtand weſtlich davon eine neue Miſſionsſtation in

[1]) Mon. Boic. I. p. 267.

der Zelle bei Rettenbach (Pfarrei Pfaffing), und für dieſe wie für die Zelle bei Albaching war Attel ſo lange das gemeinſame Baptiſterium, bis das Chriſtenthum weiter gegen Weſten verbreitet worden war, und neue Baptiſterien in derſelben Richtung nöthig wurden, wie wir ſogleich ſehen werden.

Von der St. Laurentiuszelle bei Rieden und der St. Michaelszelle zu Attel drang das Chriſtenthum in zwei Linien nach Weſten vor. Etwas über eine Meile weſtlich von der Zelle bei Rieden finden wir die eben genannte Zelle bei Albaching (demolirt), die ebenfalls das Patrocinium des hl. Laurentius hatte. Ihre Kirche ſcheint urſprünglich und vor Errichtung der Zelle ſchon Seelſorgkirche geweſen zu ſein, ſpäter entſtand eine ſolche in der St. Andreaskirche zu Freimehring, in einer Lichtung des Waldſaumes. Gegen Weſten gewannen ſich die Mönche der Albachinger Zelle eine weitere zu Dulling (Tullininga) an der alten Römerſtraße vom Innübergange bei Waſſerburg zum IſarUebergange bei Oberföring. Dieſe Kirche hat dermal das Patrocinium des hl. Stephanus, in älterer Zeit war ſie dem hl. Pankratius geweiht. Das Baptiſterium für die Umgegend von Dulling war, wie es der Miſſionsgang mit ſich brachte, gegen Ebersberg vorgeſchoben, zu Engelmenning (S. Joann. Bapt.). Ich weiß nicht, ob ich zu weit gehe, wenn ich im Ortsnamen Engelmenning ein ſtark verwittertes Engil munninga, Engil-munichinga vermuthe, und dabei auf ein urſprüngliches St. Michaels-Patrocinium der Taufkapelle rathe; wenigſtens habe ich in dem früher (Cap. III. 3.) beſprochenen Englkirchen (vulgo Endlkirchen) eine Art Analogie für dieſe Combination, nur daß hier das genus proximum: Munning ſtatt kirchen mit der gemeinſamen Differenzirung Engil verbunden iſt. — Für die Bewohner des Bergabhanges am Weſtgeſtade des unverkennbaren einſtigen See's, der zum Riederfilz verſumpft iſt, entſtand wohl bald darnach eine eigene Seelſorgkirche zu Lauterbach (S. Petri), mittelſt welcher die Contiguität mit dem weſtlichen Miſſionsbezirke hergeſtellt ward, der ſich gleichzeitig von der St. Michaelszelle zu Attel aus gebildet hatte. In demſelben Filialverhältniſſe, wie die St. Laurentiuskirche in Zell bei Albaching zur Zelle bei Rieden, tritt uns die gegen Weſten erbaute Seelſorgkirche St. Peter zu Rettenbach (Pf. Pfaffing) zur Mutterzelle Attel entgegen. Auch zunächſt ihr wurde eine eigene Zelle (Zell bei Rettenbach) errichtet. Natürlich wurde auch für ihren neuerſchloſſenen Miſſionsbezirk ein eigenes Baptiſterium nothwendig, welches zu Tegernau (S. Joann. Bapt.) entſtand. An dieſes ſchloſſen ſich nach und nach gegen Süden die Seelſorgkirchen zu Emmering (S. Pankratii) und als etwas ſpätere Emanation von ihr Lampferding (B. Mariae Virg.) an; gegen Südweſten aber Lorenzenberg und gegen Weſten Bruck (S. Petri). Für die Umgebung von Bruck ſcheint Alxing (S. Michaelis) das für ſelbe nöthig gewordene Baptiſterium geweſen zu ſein.

Es ließe ſich mit Gründen für und wider darüber ſtreiten, ob Oſtermünchen wirklich, wie allgemein angenommen, oder richtiger ohne ſtichhaltigen Grund allgemein vorausgeſetzt wird, eine Colonie des jüngern Kloſters Tegern-

ſee ſei und wegen von dort aus exponirten Mönchen Municha geheißen worden ſei, oder ob es ſchon Municha hieß, als es in den Beſitz der Abtei Tegernſee kam. Soviel iſt allerdings ſicher, daß genannte Abtei gleichzeitig Oſtermünchen ſowohl als Weſtermünchen lange Zeit hindurch inne gehabt habe, und daß während Weſtermünchen, die dermalige Hauptſtadt von Bayern, einfach Municha, Munichun genannt wurde, das andere mit Ostar — davon differenzirt worden ſei, weil ſie einem und demſelben Eigenthümer gehörten.[1]) Ich bin der Anſicht, die ich ſpäter zu begründen vorhabe, daß die Ortſchaft München an der Iſar ſchon lange beſtanden hatte, eh' es in den Beſitz Tegernſee's kam: warum ſollte dasſelbe nicht auch mit Oſtermünchen der Fall geweſen ſein können? Dieſen Fall vorausgeſetzt, hätte man Oſtermünchen für eine Colonie der Chiemſee'r Mönche anzuſehen, und die Anſprüche, welche Abt Liutfrid von Chiemſee, auf von ſeinen Vorfahren ererbte Rechte ſich ſtützend, auf einige benachbarte Kirchen, z. B. Tatenhauſen, 1 Stunde von Oſtermünchen, erhob, verleihen obiger Vorausſetzung, wie es ſcheint, einige Wahrſcheinlichkeit. Immer in dieſer Vorausſetzung, wäre Oſtermünchen die Zelle geweſen, um welche ſich gegen Weſten der Seelſorgbezirk Tuntenhauſen (alte Marienwallfahrt) mit der weitern Emanation Schönau (ebenfalls B. Mariae Virg.) mit dem Baptiſterium Beiharting (S. Joann. Bapt.) bildete, welche man aber als ſüdliche Emanationen der Zelle zu Rettenbach, oder als nördliche der Zelle bei Elmoſen anzunehmen haben wird, wenn man nicht geneigt iſt, auf fragliche Vorausſetzung einzugehen.

Mit den Seelſorgbezirken Bruck, Lorenzenberg und Schönau ſind wir der Centralſeelſorg- und Miſſionsſtation, dem alten Münſter bei Glon (Munichſteuer), nahe gerückt. In welcher weitern Abſicht dieſes Münſter, wie andere ähnliche, gegründet worden ſei, habe ich oben angegeben. Als Central-Seelſorgſtation ſchickte es ſeine Mönche in retrograder Ordnung in alle jene Seelſorgbezirke bis an den Inn herab aus, welche wir von den Zellen am Inn ausgehend bisher beleuchtet haben. Daß ſich dieſe Verſorgung mit Seelſorgern auch auf das ſüdlichere Miſſionsgebiet an der Mangfalt, das den Chiemſee'r Mönchen zugetheilt war, erſtreckt habe, dürfte ſelbſtverſtändlich ſein. — Daß trotz der vom hl. Bonifacius octroirten Diöceſan-Eintheilung v. J. 739, kraft welcher auch die bisher behandelte Landbucht dem Freiſinger Bisthume zugefallen war, die Freiſinger Diöceſanrechte in derſelben ſogar am Beginne des IX. Jahrhunderts noch nicht vollſtändig liquid geweſen ſeien, läßt ſich aus dem früher beſprochenen Streite zwiſchen Biſchof Hatto von Freiſing und dem Abt Liutfrid von Chiemſee entnehmen, und die durch dieſen Streit noch für eine ſo ſpäte Zeit conſtatirte Rechtsambiguität, wird wohl auf die alten Rechte der Salzburger Kirche, auf die von ihr gegründete Abtei Münſter bei Glon, und im Beſondern auf die An-

[1]) Vgl. M. v. Freyberg, Aelt. Geſch. von Tegernſee S. 25.

ſprüche des auf das geſammte Seelſorggebiet dieſer Abtei ausgedehnte frühere Chor-Episcopat Chiemſee zurückzuführen ſein. — Der unmittelbare Seeſorgbezirk des Münſters erſtreckte ſich gegen Norden und Oſten gegen Bruck, Lorenzenberg und Schönau. Die Kirche St. Johannes des Täufers, deren Patrocinium auch auf die Stiftskirche überging, war vor der Erweiterung einer einfachen Zelle in das Münſter wahrſcheinlich das urſprüngliche Baptiſterium des umliegenden Seelſorgbezirkes, ſcheint aber ſchon bei der Umwandlung der älteſten Zelle in ein Münſter nach Glon (S. Joann. Bapt.) verlegt worden zu ſein, während die Stiftskirche vorläufig noch Seelſorgkirche blieb. Daß die Mönche von Münchsteuer, wie allerwärts, mit der Bekehrung des Volkes auch die Cultur des Bodens verbanden, bezeugen die gegen Weſten in die Waldlichtungen vorgeſchobenen Kirchen Ayng, Egmating u. ſ. w. Wir werden in der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Legationsgebiete uns überzeugen, daß die Mönche von Münſter im Urwalde von Holzkirchen bis zum Erdingermoos große Areale rodeten, und Cultur und Chriſtenthum dort einpflanzten.

Das Miſſionsgebiet der Mönche von Awa auf dem linken Innufer, hauptſächlich im untern Thälergaue (Pagus inter valles), baute ſich auf der Grundlage ihres rechtsuferigen auf. Die Bodenbeſchaffenheit ließ eine dichtere Beſiedlung in zwei Richtungen zu: aufwärts an beiden Ufern der Mangfalt und auf dem ſchmalen Innufer-Landſtriche in's Gebirg; der Miſſionsgang hielt ſich auch hier, wie überall, vorzugsweiſe an die dichtere Bevölkerung. Hiemit im Einklange finden wir von den drei Miſſionsſtationen der Chiemſee'r Mönche zwei auf dem linken Innufer hart am Strome, die mittlere dritte aber etwas tiefer im Lande an der Mangfalt, ich meine die Zellen zu Münsberg (Munichesberg) unter Pfaffenhofen, dann am Petersberg oder dem Madron bei Flintsbach und Zell zwiſchen Elmoſen und Aibling: ſie ſind die Wegweiſer für den Chriſtianiſirungsgang aufwärts am Inn und der Mangfalt. Hiemit ſtimmt auch die Lage der Baptiſterien im Vergleiche zu jener der Zellen überein. Auf dem rechten Innufer iſt der Seelſorgbezirk Prutting der nördlichſte von den chiemſeeiſchen; ihm entſpricht auf dem gegenüberliegenden linken jener, der ſich um die Station Münsberg bildete; die uralte St. Laurentiuskirche zu Pfaffenhofen, noch im Spätmittelalter die Pfarrkirche des Marktes Roſenheim (Pons Oeni Pfunzen), hart an der Conſularſtraße und deren Innübergang, iſt ohne Zweifel die älteſte Seelſorgkirche jener Gegend. Das Baptiſterium finden wir auch hier wieder dem Miſſionszweck entſprechend gegen Süden vorgeſchoben in der Kirche zu Weſterndorf bei Pang (S. Joann. Bapt.). Die Liebfrauenkirche zu Pang wurde wohl ſchon ziemlich frühzeitig ſelbſtſtändige Seelſorgkirche; aber Reiſchenhart (S. Petri) wird als ſolche älter als Pang ſein.

Weſtlich von Reiſchenhart hebt ſich das Terrain gegen den Sulzberg und Schwarzenberg, wodurch der mit ſeinen Nebenmöſern an zwei Quadratmeilen Areal haltende Eulenauerſumpf gegen Süden ſeinen Abſchluß findet. Der Landſtrich

zwiſchen ihm und den genannten Bergen iſt ein fruchtbarer, und ſind beſonders ſeine Obſternten in weiten Kreiſen bekannt. Ueberdieß zog am Fuße der Oſtabhänge des Irſchenbergs und am Weſtgeſtade des Sumpfes die Römerſtraße gegen das Inn-Defilee, auf welcher auch, wie früher bemerkt, der Leib des hl. Corbinian nach Mais verbracht worden war. Lebhafterer Verkehr auf dem Strome ſowohl als auf den zwei Römerſtraßen, die ſich inner Brannenburg vereinigten, und ergiebigerer Boden veranlaßten auch hier frühere und dichtere Anſiedlungen, weßwegen die Seelſorgkirche Reiſchenhart von höherer Bedeutung ſein mußte. Die geſteigerten Anforderungen ihrer Seelſorge beſtärken mich in der Annahme, daß ſie ſchon bald ein eigenes Mönchscontubernium erlangt habe, um jenen Anforderungen genügen zu können. Das auf dem Madron in unermittelter Zeit entſtandene Kloſter Petersberg, das, wie beinahe alle andern, eben auch aus einer Zelle hervorgegangen ſein wird, iſt meiner Annahme offenbar ſehr günſtig. Das hoch auf dem Rieſenkopfe erbaute Kloſter erhielt das St. Peters-Patrocinium der Seelſorgkirche Reiſchenhart. Doch auf jener oft gar nicht, immer ſchwer zugänglichen Höhe ſuche ich den Standpunkt der urſprünglichen Zelle nicht, ſondern von vielfältiger Analogie geleitet, bei der St. Margarethen-Kirche im Buechbach, deren Lage leicht zugänglich und klöſterlich abgeſchieden miteinander war. Der Patrociniumsname mag auch hier, wie ſo oft anderwärts, den Ortsnamen abſorbirt haben, als das Klöſterlein auf den Madron verlegt worden war. Wie eigene Seelſorger, erhielt die Seelſorgkirche Reiſchenhart auch bald ein geſondertes Baptiſterium, und zwar kaum in der nahen Kirche St. Johannes des Täufers zu Klein-Holzhauſen ſondern in der entferntern, aber für die weſtliche Bevölkerung gelegeneren St. Michaelskirche zu Litzldorf. Für eine frühzeitige Emanation der Seelſorgkirche zu Reiſchenhart halte ich die St. Martinskirche zu Au, aus welcher dann erſt ſpäter die St. Andreaskirche zu Ellbach hervorging. Sie dürfte mit der St. Martinskirche zu Flintsbach gleichzeitigen Urſprunges ſein. Aelter als beide iſt meines Erachtens die Seelſorgkirche zu Ober-Audorf (B. Mariae Virg.), und ihr eigenes Baptiſterium zu Nieder-Audorf (S. Michaelis) kaum jünger. Damit dürfte das Nöthigſte über den Chriſtianiſirungsgang auf dem linken Uferſtriche des untern, außer dem Gebirge liegenden Thälergaues beigebracht ſein.

Die Mangfalt macht nördlich von Vallei bei der Ortſchaft Grub eine ſehr grelle Beugung und nimmt ſtatt der bis dorthin eingehaltenen nördlichen Richtung eine rein öſtliche an. Von Grub bis zum Punkte, auf welchem ſie die ebenfalls von Süden kommende Leuzach aufnimmt, hat ſie ſich tief in die Conglomerat-Formation eingeſchnitten, und durchzieht dann bis zu ihrer Einmündung in den Inn bei Roſenheim eine weite Ebene. Die Mitte dieſer Ebene bildet an ihrem linken Ufer das berüchtigte Heufeld, öſtlicher aber durchrinnt ſie unwirthbare Auen, und von Puelach an durchſchneidet ſie den Nordrand des Eulenauerfilzes. Die unterſten Halden der nördlichen Ausläufer des Irſchenberges,

ſowie die Hügelketten, welche ihren Lauf rechts und links bis Tötendorf und Fürſtätt begleiten, ſind fruchtbarer Boden, der eine dichtere Bevölkerung nährt. An dieſe wendete ſich in älteſter Zeit die chriſtliche Propaganda der Chiemſee'r Mönche, vom linken Innufer weg an beiden Mangfaltufern aufwärts vordringend. Schon eine Meile weſtlich vom Inn finden wir ihre erſte Zelle: Zell bei Elmoſen. Auch hier tritt uns wieder die auffallende Erſcheinung entgegen, daß die anerkannt uralte Filialkirche Elmoſen der hl. Margareth geweiht iſt, wir ſomit neuerdings um eine Margarethenzelle reicher ſind. Die urſprüngliche Seelſorgkirche des Bezirkes, der ſich um die Margarethenzelle bildete, iſt die Liebfrauenkirche zu Aibling. Dieſer Ort, dermal ein Marktflecken, gehört zu den früheſt documentirten Baioariens, und erſcheint urkundlich als Epilinga, Epininga ꝛc. Das erforderliche Baptiſterium, wieder ſehr planmäßig nach Weſten vorgeſchoben, befand ſich in Getting (S. Michaelis, urk. Gottinga). Obwohl die St. Martinskirche zu Högling ſehr alten Urſprungs iſt, halte ich ſie doch nicht für die erſte weſtliche Emanation der Seelſorgkirche zu Aibling, weil ich bezweifle, daß der dortige ziemlich ſterile Boden ſchon ſo frühzeitig in Cultur genommen worden ſei, als ſolche gilt mir vielmehr Kirchdorf unterm Haunboldwalde. Dieſe Kirche iſt dem hl. Vigilius, Biſchof und Martyr von Trient geweiht. Das St. Vigilius-Patrocinium iſt für Südoſtbaioarien außer dem Gebirge ein Unicum, und obwohl es möglich iſt, daß es ſchon aus der Periode Rupert-Vitalis ſtamme, iſt mir doch viel wahrſcheinlicher, daß Kirchdorf früher ein anderes, dermal verſchollenes Patrocinium gehabt, und daß es jenes des hl. Vigilius bei Gelegenheit des Reſtaurationsbaues um 1250 durch Egino, Biſchof von Trient, gebornen Grafen von Neuburg-Falkenſtein, erhalten habe, wie Dr. Th. Wiedemann in ſeiner Geſchichte der Pfarrei Kirchdorf erzählt[1]). Die ganze Umgegend war damals biſchöfl. Trient'ſches Lehen, wie aus Tegernſee'r- und Rotter Documenten zu erſehen iſt[2]). R. v. Koch-Sternfeld[3]) greift kühn auf die apoſtoliſche Miſſion des hl. Valentin zurück, und ſchreibt ihm die Wahl des St. Vigilius-Patrociniums für Kirchdorf zu. Abgeſehen von dem Mangel jeglicher Begründung, liegen für eine derartige Kombination Schwierigkeiten in den kirchlichen Zuſtänden des V. und VI. Jahrhunderts, über welche nur eine geflügelte Phantaſie hinwegſetzen kann. Mir ſagt es mehr zu, mich auf dem ſichern Boden zu bewegen. — Ein geſondertes Baptiſterium hatte die neuentſtandene Seelſorgkirche wenigſtens in jener älteſten Zeit nicht, um die es ſich hier handelt. An das waſſerarme Großhöhenrain (S. Michaelis), das viel ſpätern Urſprunges iſt, iſt natürlich nicht zu denken, und ebenſo wenig an die Kirche Irſchenberg (S. Joann. Bapt.). Dieſe St. Johannskirche iſt eine jener Vielen, deren erſte Anfänge mit St. Johannescapellen dazu beſtimmt waren, den germaniſchen Sonnendienſt zu verdrängen;

---

[1]) Oberb. Arch. VII. S. 241. [2]) Mon. Boic. VI. p. 9. — lb. I. p. 390. [3]) Bayern und Tirol S. 34. ff.

bekanntlich ſteht die Kirche zu Irſchenberg auf einem Höhenpunkte, deſſen Ausſicht nur von wenigen im Königreiche Bayern übertroffen wird.

Der Irſchenberg mit ſeinen in wechſelnden Richtungen abgedachten Abhängen und tief eingeſchnittenen Rinnſalen von Wildbächen war, wie es ſcheint, ſchon ſehr frühzeitig ſporadiſch bewohnt, und wie aus der Legende der hh. Marin und Anian hervorgeht, waren ſeine Bewohner ſchon vor dem Ablaufe des VII. Jahrhunderts dem Chriſtenthume gewonnen, weil mittelſt der Legende die Abhaltung regelmäßigen Gottesdienſtes durch die ebengenannten zwei heiligen Männer conſtatirt iſt, ohne daß der unſcheinbarſte Wink von einer primitiven Miſſionsarbeit derſelben erſichtlich wäre. Daß das Martyrium des hl. Marinus ſpäteſtens nur im letzten Drittel des VII. Jahrhundert vorgefallen ſein kann, habe ich früher bereits ausgeſprochen. Wer hatte aber die Aelpler des Irſchenberges zum Chriſtenthume bekehrt? — Ich denke wohl niemand Anderer, als jene Chiemſee'r Mönche, deren Miſſionsarbeiten an den Oſt- und Nordabhängen desſelben Berges wir eben unterſuchen. Es iſt gleichfalls ſchon früher bemerkt worden, daß der Gaubiſchof Dobda von Chiemſee ſeine der Diöceſaneintheilung des hl. Bonifacius zuwiderlaufenden Berechtigungen auf einige Kirchen am Fuße des Berges nur auf die von den Chiemſee'r Mönchen durch ihre Miſſionsarbeiten erworbenen Anrechte, ſowie auf die Vorgängerſchaft des hl. Marinus in einer Art gaubiſchöflichen Amtes ſtützen konnte. Es entbehrt darum kaum aller Wahrſcheinlichkeit, wenn ich vermuthe, das die Chiemſee'r Mönche in der Chriſtianiſirungsperiode des VI. Jahrhunderts auch die Aelpler des Irſchenberges berückſichtigt, und zu dieſem Zwecke ſich dort eine eigene Zelle erbaut haben, deren einſtmaligen Standpunkt ich bei der St. Margarethenkirche zu Pfaffing ſuche. Dieſe Zelle wäre nicht die einzige, deren Name in Folge der Beſitznahme durch Weltprieſter in jenen von Pfaffing geändert wurde, vorausgeſetzt, daß meine Vermuthung bezüglich des Zellenbaues überhaupt richtig ſei.

Eine weitere, weſtliche Emanation der Seelſorgkirche zu Aibling iſt die St. Laurentiuskirche zu Feldkirchen. Sie wird anfänglich noch am Baptiſterium zu Getting theilgenommen haben, ſpäter aber an jenem zu Münchsteuer, und dürfte erſt in Folge der Gründung des Kloſters Münſter und der Weiterverbreitung des Chriſtenthums ihr eigenes gegen Südweſt vorgeſchobenes Baptiſterium zu Unter-Darching (S. Joann. Bapt.) erhalten haben. Daß auch die Seelſorgkirche zu Feldkirchen, wie die nördlicher zunächſt Münſter gelegenen des Baumburger Miſſionsgebietes, als z. B. Bruck, Lorenzenberg u. ſ. w. dem neugegründeten Münſter förmlich incorporirt worden ſeien, wird kaum in Zweifel gezogen werden. — Wie dieſes Münſter in ſüdlicher und weſtlicher Richtung den Urwald gelichtet, und einerſeits bis in's Gebirg, andrerſeits aber für das Hochplateau um München zum Miſſionsfocus geworden ſei, werden wir ſeines Orts bei der Beſprechung des Chriſtianiſirungsganges im Legationsgebiete ſehen. Die Weiterverbreitung des Chriſtenthums im Legationsgebiete war, möchte

ich ſagen, der Hauptzweck all' dieſer alten an den Grenzen der Urdiöceſe gegründeten Münſter, nach Innen aber die Vollendung der kirchlichen Organiſation der Seelſorgbezirke und die Verſorgung der Zellen mit Seelſorgmönchen oder ſtabilen Miſſionären.

5. Chriſtianiſirungsgang im Thälergaue, innerhalb des Gebirges, (dermal tiroliſch).

Daß wie der Thälergau überhaupt, ſo auch im Beſondern deſſen gebirgiger Theil hauptſächlich vom Miſſionsfocus auf der größern Chiemſee-Inſel aus chriſtianiſirt worden ſei, iſt oben dargethan worden. Die Predigt des Evangeliums ging naturgemäß vom äußern, untern Thälergaue in den innern, obern über. Mehrere Wege führten vom erſtern in den letztern: einmal die aus der Römerzeit ſtammenden Saumſchläge aus dem Graßauerthale über Reut im Winkel und über den Klobenſtein, durch das Prienthal über den Wildbühel, die Conſular- und Limesſtraße von Pons Oeni (Leonhartspfunzen) nach Veldidena am rechten Innufer über Altbeuern und Windshauſen, die bald nachher angelegte Hauptſtraße am linken Innufer über Flintsbach und Klauſen bei Kiefersfelden. Daß auch die zuerſt genannten drei Saumſchläge aus der Römerzeit ſtammen, und am Beginne des Mittelalters wohl noch gut erhalten waren, beweiſen die Ueberreſte römiſcher Befeſtigungen in ihren Engpäſſen, und die mittelalterlichen Burgen, die ſich auf den Grundfeſten mehrerer von ihnen erhoben. Wie das Defilee der Conſularſtraße und der ihr gegenüber parallellaufenden Hauptſtraße von einem vollſtändigen Syſtem von Befeſtigungen beherrſcht war, ſo waren auch die Saumſchläge genügend geſchützt. Das Syſtem des Inn-Defilee's beſtand aus den Befeſtigungen größern und kleinern Umfanges: Althaus, Neubeuern, Ramsau und Paßthurm bei Windshauſen am rechten Innufer, und Wart bei Brannenburg, Biber (d. h. Biburg) bei Flintsbach, Kirchthurm St. Margareth, Falkenſtein, Kirnſtein, Auerburg und Klauſe am linken. Den Saumſchlag durch das Prienthal ſchützte Hohenaſchau, jenen über den Klobenſtein Streichen, Rudersburg, Klauſen und Thurmbühel, endlich jenen über Wöſſen und Reut im Winkel Markwartſtein, deſſen ſtarke Fortification das ganze Graßauerthal beherrſchte. Für die Richtung des Miſſionsganges und die Repartirung der Arbeitskräfte war wie überall, ſo auch hier die Dichtigkeit der Einwohnerſchaft maßgebend, dieſe Dichtigkeit aber wieder von der Ausdehnung und der Höhe des Culturſtandes bedingt. Aber umgekehrt wird auch hier das Chriſtenthum durch ſeine durchgreifende Regelung des ſocialen Lebens am meiſten zur Förderung der Landescultur beigetragen haben. Dieſe Axiome ſind verläſſige Wegweiſer bei der Conſtatirung des Chriſtianiſirungsganges. — Im Innthale hinauf ſaß die Bevölkerung ſchon ſeit der Römerzeit am dichteſten: der ſchiffbare Strom und die an ihm laufende Conſularſtraße waren die nachhaltigſten Förderer der Anſiedlung. In Rückſicht [illegible] Bewohnbarkeit kam das Leukenthal dem Innthale am nächſten, erreichte aber

deſſen Culturhöhe auch in ſeinen untern Geländen nicht, wo es ſich mittelſt der ſanften Thalmulden bei Walchſee weſtlich bis zum Inn hinüber ausdehnt, um ſo weniger aufwärts im Achenthale, das ſich ſchon nahe bei Köſſen auf der Straße (beziehentlich den Saumſchlag) und das Rinnſal des Wildbaches verengt, um ſich erſt bei St. Johann und dann noch einmal bei Kitzbühel etwas zu erweitern. Gerade in dieſen Ausweitungen werden wir die Mönchszellen finden. — Das Achen- oder beziehentlich Leukenthal läuft mit dem Innthale ziemlich parallel; nach ihm kommen die Quer- (Längen-) Thäler zu berückſichtigen, welche das Achenthal mit dem Innthale verbinden; dieſe ſind von Norden nach Süden: das Thal von Walchſee, jenes von Ellmau und das Brixenthal. Das Zillerthal mündet von Süden nach Norden in das Innthal aus. Es iſt, denk' ich, ſelbſtverſtändlich, daß zur Zeit des hl. Rupert nur die Weitungen dieſer Nebenthäler, mithin vorzugsweiſe ihre Ausmündungen in das Inn- und Achenthal bereits cultivirt und bewohnt waren, die höhern Hinterthäler dagegen damals wahrſcheinlich noch vom Urwalde ſtarrten. Damit iſt nun, mein' ich, das geographiſch-culturhiſtoriſche Subſtrat für den Chriſtianiſirungsgang gegeben; folgen wir ihm nun im Anhalte an die Cultur-Priorität zuerſt im Innthale, dann im Leukenthale und endlich in den Nebenthälern.

Sogleich jenſeits der heutigen tiroliſchen Landesgrenze treffen wir Kufſtein gegenüber die St. Martinszelle zu Zell an. Sie iſt im Jahre 788 im Indiculus der Landkirchen[1]) mit den Worten documentirt: „Beim Kufſtein (Caofstein) eine Kirche mit Liegenſchaft und einer Zelle, wo unſere Brüder Händearbeit treiben." Man hat in dieſe Notiz den ausſchließlichen Sinn hineinlegen wollen, daß dort Mönche von St. Peter in Salzburg (fratres nostri), nicht von irgend einem andern Kloſter, exponirt geweſen ſeien; der genuine Sinn iſt aber wohl der allgemeinere: daß dort Mönche nach der in Salzburg vor ungefähr 50 Jahren eingeführten Regel des hl. Benedict beſchäftigt ſeien, denn die Notiz ſtammt, wie eben geſagt, aus dem Jahre 788. Damit iſt nun freilich nicht behauptet, daß dieſe Zelle in älterer Zeit nicht beſtanden habe; im Gegentheile beſtand ſie als Miſſionsfocus ſicherlich ſchon unter dem hl. Rupert, verfiel aber auch ebenſo ſicher mit dem Kathedralkloſter nach der Mitte des VII. Jahrhunderts und wurde nach der Mitte des VIII. bei der Reſtauration durch den hl. Biſchof Virgil wieder erhoben und mit Benedictinern aus Salzburg beſetzt. Dafür, daß dieſe Reſtauration auch im innern Thälergaue eine durchgreifende geweſen, werden wir in der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges eben ſo unzweideutige Belege finden, wie für deſſen Chriſtianiſirung in der Periode Rupert-Vitalis ſelbſt. Vorläufig iſt alſo die Mönchszelle conſtatirt. Das urſprüngliche Baptiſterium für das untere Innthal war meines Dafürhaltens in Folge des Chriſtianiſirungsganges von Norden her die Kirche St. Johannes des Täufers zu Walchſee. Dieſer

[1]) Juvav. Anh. p. 27.

See erhielt ſeinen Namen Valaho-Seo von den um ihn zahlreicher ſiedelnden Romanen, welche die Baioarier Valaha d. h. Fremde hießen. Wie oft hervorgehoben, hatte ſich die Predigt des Evangeliums auch hier zuerſt an die Romanen gewendet, denn ſie waren bereits Chriſten, obgleich ſehr verkommene. Aus dieſem Grunde erſcheint es als wahrſcheinlich, daß die erſte Zelle noch vor der St. Martinszelle bei Kufſtein, in der Nähe des Walchſee's errichtet worden ſei; und wie es nicht unmöglich iſt, daß im Namen der Ortſchaft Miesberg, hart weſtlich bei Walchſee, ein ſtark verwittertes Münchsberg ſtecke, ſo iſt ebenfalls möglich, daß die alte Zelle in einem Hausnamen der größern Orte Walchſee ſelbſt, Köſſen u. ſ. w. latent ſei. Wir werden wirklich die nächſten Zellen des Leukenthales als Hausnamen größerer Ortſchaften finden. Weiter oben am Inn wurde ein eigenes Baptiſterium erſt nöthig, als das Chriſtenthum ſchon mehr ſtromaufwärts vorgedrungen war. Die Seelſorgkirche des erſten Seelſorgbezirkes, der ſich um das Baptiſterium Walchſee bildete, war allem Anſcheine nach die Kirche zu Köſſen mit dem Patrocinium des hl. Petrus, welchem dann wohl erſt ſpäter auch jenes des hl. Paulus beigefügt wurde. Die nächſte Seelſorgkirche, welche aus jener zu Köſſen emanirte, war wohl die St. Georgskirche zu Niederndorf. Sie iſt die ältere jener beiden Kirchen, welche der Indiculus für Ebbs (ad [bei] Episas) angibt, die Marienkirche in Ebbs ſelbſt aber ſchon ihrem Patrocinium nach die jüngere, aus der Reſtaurationszeit ſtammende, denn das Patrocinium Mariä-Geburt begann erſt mit dem VII. Jahrhundert in Aufnahme zu kommen.

Wie oben bemerkt worden, war die erſte urkundlich ſichere Zelle des untern Innthales Zell auf dem linken Ufer des Stromes, und ihre St. Martinskirche ſcheint zugleich Seelſorgkirche jenes Bezirkes geweſen zu ſein. Mit der Bezeichnung des Indiculus: »Ecclesia ad (bei) Caofstein« kann nur dieſe St. Martinskirche gemeint ſein, denn die St. Veitskirche zu Kufſtein ſelbſt ſtammt zuverläſſig erſt aus der Virgil'ſchen Reſtaurationsperiode, ja vielem Anſcheine nach ſogar noch aus etwas ſpäterer Zeit, ſtammt ja doch die dortige Stadtpfarrei auch aus der Landpfarrei Ebbs. Das Baptiſterium des Seelſorgbezirkes der St. Martinskirche zu Zell war wohl nicht Walchſee, ſondern das nähere zu Niederaudorf. In der Formation der Seelſorgbezirke Köſſen und Zell ſcheint ein Fingerzeig zu liegen, daß ſchon bei der Inangriffnahme der Bekehrung des innern Thälergaues zwei Miſſionsgenoſſenſchaften thätig waren, deren eine am linken Innufer heraufkommend, ſich dem Miſſionswerke im Innthale widmete, während die andere, unmittelbar vom Hauptfocus, dem Kloſter Awa, ausgegangen, ſich an das Leukenthal hielt.

Als erſte Emanation der St. Martins-Seelſorgkirche zu Zell erſcheint mir die Liebfrauenkirche zu Kirchbühel. Sie kommt im Indiculus als Kirche bei Birchenwang (ad Pirchnauuanch) vor. Zur Zeit, als der Indiculus zuſammengeſtellt wurde, beſtand Birchenwang (vulgo Pichlwang) ſchon als Ortſchaft, deren

Kirche auf dem anſtoßenden Hügel ſtand, der darum der Kirchbühel genannt wurde; erſt als ſich um die Kirche eine eigene Ortſchaft gruppirte, wurden Birchenwang und Kirchbühel zwei geſonderte Ortſchaften. Wir werden bei Brixlegg und Reith ein ähnliches Verhältniß finden. Ich zweifle nicht, daß die Seelſorgkirche auf dem Kirchbühel wegen zu großer Entfernung vom urſprünglichen Baptiſterium zu Niederaudorf ſchon frühzeitig ein geſondertes Baptiſterium erhalten habe, bin aber nicht im Stande, die Lage desſelben mit Sicherheit anzugeben. Allerdings ſteht die Kirche St. Johannes des Täufers zu Hering ganz in der Nähe; aber ihre relative Abgelegenheit, und noch mehr, daß Hering mit ſeinem Bergwerke ſpätern Urſprunges zu ſein ſcheint, laſſen mich in ſeiner Johanneskirche keine urſprüngliche Taufkirche erkennen. Es iſt jedoch möglich, daß eine Baptiſterialkapelle unten an einem Altwaſſer des Innſtromes geſtanden, und daß ihr Patrocinium in jene für die aus dem Thale ſtammende Knappenſchaft von Hering ſpäter erbaute eigene Kirche übertragen worden ſei.

Für die nächſte in ſüdlicher Richtung ſelbſtſtändig gewordene Seelſorgkirche halte ich die Liebfrauenkirche zu Kundl, im Indiculus als: „Zu Quantalas eine Kirche mit drei unbemaierten Gehöften" — aufgeführt. Es hat indeſſen Vieles für ſich, daß zwiſchen Kirchbühel und Kundl noch die St. Laurentiuskirche zu Wörgl als eigene Seelſorgkirche einzuſchalten ſei, nicht ſo faſt wegen allzugroßer Entfernung von ihnen, die von Kundl eine Meile und von Kirchbühel nur eine halbe beträgt, ſondern vielmehr, um den Bewohnern des von Oſten her einmündenden untern Brixenthales den Kirchenbeſuch zu ermöglichen. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß die Schloßkapelle zu Itter unter dem bekanntlich ſehr alten Patrocinium des hl. Petrus ſtehe. Wollte man aber für die ſehr wahrſcheinliche, geſonderte Seelſorgkirche zu Wörgl auch ein ihr entſprechendes Baptiſterium ausfindig machen, und hiebei an die Kirche St. Johannes des Täufers auf der Hohen Salve denken, ſo wäre dieß ein entſchiedener Mißgriff. Die Hohe Salve mit 5600 Fuß Meereshöhe iſt vielmehr mit ihrer Kirche St. Johannes des Täufers auf der höchſten Kuppe, welche eine Rundſicht bietet, welche ſelbſt jene des Rigi übertrifft, der ſchlagendſte Beweis für die Doppelnatur der dieſen Patrocinien gewidmeten Kirchen: ſie ſind in den Tiefen Taufanſtalten, auf den Höhen aber Mittel, um den germaniſchen Sonnencultus zu verdrängen. Die engere Beziehung, in welcher die Hohe Salve einſt zum Sonnencultus geſtanden, ſcheint ſich auch in ihrer öſtlichen Fortſetzung, welche Sonnenberg heißt, zu ſpiegeln. Wir hätten alſo hier für einen an und für ſich denſelben Berg eine doppelte Benennung; ſein Name Sonnenberg iſt unbezweifelt germaniſch, der Name Salve aber allem Anſcheine nach lateiniſchen Urſprungs. In ſoweit möchte ich die Ableitung dieſes zweiten Namens von der Lichtbegrüßung, die ſchon im römiſch-noriſchen Mithrasdienſte üblich geweſen ſein ſoll, nicht geradezu verwerfen, obwohl ſie, meines Wiſſens, nicht näher begründet iſt; jedenfalls bin ich ſehr geneigt, den Bergnamen als mit dem lateiniſchen Salve in

irgend einer Verbindung ſtehend aufzufaſſen. Auch die Etymologie des Ortsnamens Woergel iſt eine nicht ganz unintereſſante; ihm liegt ein verwittertes Burgili zu Grunde, wozu die als Standpunkt eines größern Römerbaues anerkannte, höchſt auffallende Hügelbildung Kaſtengſtatt (in deren erſten Sylbenpaare ein »castrum« latent ſein dürfte) Anlaß gegeben haben mag. Wer an der Möglichkeit einer Verwitterung aus Burgili in Woergel zweifelt, möge ſich nur an den Weiler Würglham zwiſchen Grabenſtätt und Bachendorf erinnern, der nicht nur als Burgili-heim urkundlich geſichert iſt, ſondern durch bedeutende römiſche Funde auch als Römerſiedlung. — Da weder Wörgl, noch ſeine St. Laurentiuskirche, wie es ſcheint, wirklich urſprüngliche Seelſorgkirche war, und noch viel weniger das ſchon weiter gegen Süden gelegene Kundl eines eigenen Baptiſteriums entbehren konnten, ſo mache ich aufmerkſam, daß ſie ſelbes in der Kundl gegenüberliegenden Kirche St. Johannes des Täufers zu Kleinſöll gehabt haben müßten, wenn es nicht doch irgendwo auf dem rechten Innufer ſtand, aber durch Patrociniumswechſel unkenntlich geworden iſt, was ich für wahrſcheinlicher halte.

Die nächſte Seelſorgkirche in der Richtung nach Süden wird ohne Zweifel die St. Peterskirche zu Reith ſein. Sie iſt im Indiculus als »Ecclesia cum territorio ad (bei) prisslech« vorgetragen. Wie Kirchbühel mit Birchenwang, ſo bildete auch Reith mit Brixlegg anfänglich nur eine Ortſchaft; Brixlegg war das Dorf, und das Reith die urſprünglich häuſerloſe Kirchſtätte. Daß mit »Ecclesia ad Prisslech« nicht die Kirche zu Brixlegg ſelbſt gemeint ſei, beweiſt ihr erſt ſpät in Aufnahme gekommenes Patrocinium Maria-Vermählung. Im Vorbeigehen mache ich auch auf das culturhiſtoriſche Moment aufmerkſam, daß ſich zwiſchen den zuſammengehörigen Brixlegg und Reith im Mittelalter auch noch eine dritte von beiden geſonderte Ortſchaft einſchob, nämlich Mehren. Dieſes Auseinandergehen von drei Ortſchaften aus einer urſprünglich einzigen wird nur demjenigen begreiflich erſcheinen, der nicht aus den Augen verliert, daß der urſprüngliche Grundbeſitz einzelner Ortſchaften ein meiſtentheils aus Oedungen beſtehender, ſehr ausgedehnter war, welcher dann in Folge zunehmender Bevölkerung und Cultur nach Bedürfniß parcellirt und ebenſo abermals parcellirt wurde. — Auch für den Seelſorgbezirk Reith ſuche ich vergebens um eine Baptiſterialkirche, indem ich die St. Michaelskirche auf dem Gottesacker für ſpätern Urſprungs halte. Allem Anſcheine nach iſt das urſprüngliche Baptiſterial-Patrocinium durch ein ſpäter hinzugekommenes verdunkelt worden. Mit welcher Kirche dieß geſchehen ſein möge, läßt ſich kaum ermitteln; der Lage nach möchte ich auf die Filialkirche St. Gertrud rathen. Die ſüdlichſte Seelſorgkirche auf dem rechten Innufer und noch in der Urdiöceſe dürfte St. Margarethen geweſen ſein, und ihre Umwohner hätten, wenn ich ſoeben recht gerathen haben ſollte, am Baptiſterium zu St. Gertrud theilgenommen.

Wenn wir auf dem linken Innufer von Zell bei Kufſtein aufwärts gehen,

ſo finden wir mit einiger Verläſſigkeit in der St. Georgskirche zu Oberlangkampfen die erſte Seelſorgſtation; in der St. Peterskirche zu Breitenbach aber die zweite. Die Kirche St. Johannes des Täufers zu Kleinſöll wird das beiden gemeinſame Baptiſterium geweſen ſein. Wieder anderthalb Meilen aufwärts iſt die Liebfrauenkirche zu Münſter als dritte Seelſorgkirche unzweifelhaft. Münſter, wie die urſprünglichen Klöſter beinahe alle, aus einer primitiven Zelle erweitert, war der Miſſionsfocus nicht nur der nächſten Umgebung, ſondern auch des an beiden Innufern aufwärts ſich ausdehnenden Legationsgebietes. Mit der Umgegend von Münſter bei Rattenberg werden wir auch hier an der Grenze der Salzburger Urdiöceſe angelangt ſein, und ſie findet durch das Münſter ſelbſt auch da wieder jenen charakteriſtiſchen Abſchluß, welchen wir bei Altmünſter am Traunſee, Münsteuer bei Reichersberg, Rotthalmünſter und Posmünſter an der Rott, Münſter bei Velden, und Münchſteuer bei Glon zu beobachten Gelegenheit hatten. — In Bezug auf die Liebfrauen-Seelſorgkirche zu Münſter bei Rattenberg habe ich noch zu bemerken, daß die ſeelſorglichen Funktionen aus monaſtiſchen Rückſichten ſicherlich ſchon bald nach dem Zuſtandekommen des eigentlichen Kloſters, wie anderwärts in eine andere Kirche der Nachbarſchaft verlegt worden ſeien. Dieſe neue Seelſorgkirche ſuche ich in dem nahen Wieſing, deſſen Kirche dem hl. Martin gewidmet iſt, und welche in der Martinskirche zu Schlitters, in der Ausmündung des Zillerthales, ihr Seitenſtück zu haben ſcheint. Endlich mache ich noch auf die auffallende Symmetrie aufmerkſam, mit welcher die vom hl. Rupert bevorzugten Patrocinien am Strome hinauf vertheilt ſind: rechts Kirchbühel (B. Mariae Virg.), links Oberlangkampfen (S. Georgii); rechts Kundl (B. Mariae Virg.), links Breitenbach (S. Petri); rechts Reith (S. Petri), links Münſter (B. Mariae Virg.); dann die beiden Martinskirchen zu Schlitters und Wieſing.

Schon dieſes ſymmetriſche Gegenüberſtehen der rupertiniſchen Patrocinien wäre ein ziemlich gewichtiger Beweis dafür, daß der hl. Rupert im Innthale perſönlich thätig geweſen ſei; dieſes Gewicht wird aber ein um ſo ſchwereres, weil leicht zu conſtatiren iſt, daß während der Reſtaurationszeit unter dem hl. Biſchofe Virgil das dankbare Andenken an den hl. Landesapoſtel auch in jenen Gegenden noch ein ſehr lebendiges war. Wie die Verdienſte des hl. Virgil um die Reſtauration des Kirchenweſens dadurch öffentliche Anerkennung fanden, daß man ihm ungefähr im XII. Jahrhunderte die in Rattenberg neuerbaute Kirche widmete, hatte er ſelbſt während der Durchführung ſeiner gründlichen Reſtauration dem Volksbewußtſein darin Rechnung getragen, daß er auch im Thälergaue die dankbare Erinnerung an die vom hl. Landesapoſtel Rupert geſpendete Wohlthat des Glaubenslichtes durch Verleihung ſeines Patrociniums der einen oder andern von ihm geweihten Kirche gleichſam monumental ſicherte. Seine Nachfolger ahmten ihm in dieſem Acte ſchuldiger Pietät getreulich nach. So finden wir die Kirchen zu Aurach im Jochbergthale

zu Stum im Zillerthale dem hl. Rupert geweiht. Dasſelbe Patrocinium hatte auch jene zu Eben zwiſchen dem Achenſee und dem Inn, die dermal der hl. Nothburg geweiht iſt. Ueberdieß ſteht auch eine größere St. Rupertskapelle am Oſtgeſtade des Achenſee's, und das gegenüber liegende Geſtade heißt die Pertesau nach allgemein angenommener Deutung, ſoviel als Rupertusau. An der Südſpitze des Achenſee's, von welcher auch Münſter nicht weit entfernt iſt, ſcheint ſich demnach das Andenken an den hl. Landesapoſtel beſonders lebendig erhalten zu haben. — Nun wendet man aber gegen die Ableitung Pertesau von Rupertusau ein, daß ſie ſich ſprachlich nicht rechtfertigen laſſe, weil aus Rupertusau durch Verwitterung Rupersau und nicht Pertesau hervorgehen müßte. Es iſt nämlich eines der allgemein conſtatirten Geſetze der Lautverſchiebung, daß der Accent die Sylbe bewahre, auf welcher er liegt, und daß ſomit die erſte oder Tonſylbe von Rupert (Hruodberaht) nicht abgeſtoßen werden konnte. So richtig dieſer Einwand in ſeinem Prinzip iſt, wurde jedoch überſehen, daß, wie ein Blick auf die Specialkarte des Innthales zeigt, gerade von der Umgegend Münſters aufwärts Ortsnamen mit romaniſchem Gepräge z. B. Schlitters, Galzein, Schwaz, Vomp, Pill, Weer, Terfens, Kollſaß, Wattens, Volders, Mils u. ſ. w. in gegen die germaniſchen überwiegender Anzahl auftreten. Man mag die Nationalität, von welcher dieſe ſeltſam klingenden Ortsnamen urſprünglich herſtammen, meinetwegen Thusker, Raſenen oder wie immer heißen, bei allem gelehrten Gezänke hierüber ſteht wenigſtens feſt, daß ſie eine romaniſche geweſen ſei. Da nun aber der hl. Rupert 60—70 Jahre nach dem Zuſammenbrechen des Römerreiches und nur wenige Jahre nach dem Aufhören der Herrſchaft der romaniſirenden Oſtgothen nach Baioarien gekommen iſt, ſo wird die Volksſprache des Innthales mindeſtens von der Ziller aufwärts (und theilweiſe wohl auch abwärts, weil z. B. Kundl noch Quantala hieß) vorzugsweiſe eine romaniſche geweſen ſein; dieſer war aber das lateiniſche Rupertus viel mundgerechter als das germaniſche Hruodberaht, und Rupertus hat den Ton bekanntlich auf der zweiten Sylbe, die im Worte Pertesau als die unverſehrt bewahrte erſcheint; mithin ſteht der Etymologie des halbwälſchen Pertes-Au von Rupertus nichts im Wege.

Wie bereits Eingangs dargethan worden, war Walchſee-Köſſen die erſte Miſſionsſtation der Chiemſee'r Mönche im innern Thälergaue. Die nächſte Spur ihres Wirkens finden wir, wo ſich die Pillerſee'r- und Reinthaler Ache einander gegenüber in die Hauptache ergießen und ſich die enge Schlucht der letztern in einen geräumigern Gebirgskeſſel erweitert — bei St. Johann in der Weitau. In Alpendorf nächſt St. Johann haftet noch an einem kleinen bäuerlichen Anweſen der uralte Hausname: „die Zellern", ſicherlich in meilenweiter Umgegend der hiſtoriſch ehrwürdigſte, denn er iſt mit dem Ortsnamen St. Johann ſo alt, wie das dortige Chriſtenthum. Der Gebirgskeſſel von St. Johann enthält alle Elemente eines urſprünglichen Seelſorgbezirks: Zelle,

Baptiſterium und Seelſorgkirche. Obwohl die dermalige Pfarrkirche ſchon Jahrhunderte das Patrocinium Maria-Himmelfahrt hat, kann ſie ſammt der umliegenden Ortſchaft ihren Namen St. Johann nur von ihrem primitiven Patrocinium erhalten haben, und ihre anfängliche Baptiſteriums-Eigenſchaft iſt darum nicht zu verkennen; ſie ſcheint übrigens auch ſchon ſehr frühzeitig Seelſorgkirche geworden zu ſein, was, wie mir ſcheint, vorher Kirchdorf (S. Stephani) allein geweſen ſein wird. Kirchdorf iſt allerdings erſt um das Jahr 1000 documentirt, und der Herausgeber der Juvavia las in der betreffenden Urkunde[1]) überdieß noch fälſchlich Chrechdorf; der Cod. M. des Stiftes St. Peter hat aber deutlich Chirchdorf. Trotz dieſer ſpäten Documentirung ſpricht aber der Ortsname Kirchdorf ſelbſt ſchon für das höchſte Alter, d. h. für deſſen Urſprung in jener Urzeit, in welcher in jener Gegend die erſten Dörfer entſtanden. Eben weil unſer Ort damals nur allein eine Kirche hatte, wurde er mit Kirch von den andern Dörfern differenzirt, z. B. von Alpendorf, Oberndorf, Erpfendorf.

Südlich vom wilden Kaiſergebirgsſtocke zieht ſich das Reinthal an der gleichnamigen Ache in die Ellmau und dann über die Waſſerſcheide und Scheffau als Weißbachthal zum Inn hinab, und dieſe Thäler waren in älteſter Zeit wohl nur an ihren Ausmündungen cultivirt. In den Patrocinien von Ellmau und Scheffau ſcheint ſich die Geſchichte ihrer nachmaligen Chriſtianiſirung, und eben darum ihrer Culturentwicklung zu ſpiegeln; ich ſtelle mir ſelbe ſo vor: Als ſich das Baptiſterium zu St. Johann zur Seelſorgkirche erſchwang, wurde die St. Michaelskirche zu Ellmau vorerſt Baptiſterium, und als auch ſie Seelſorgkirche wurde, ging das Baptiſterium auf die wohl erſt damals erbaute Kirche St. Johannes des Täufers zu Scheffau über.

Im weitern Verfolge des Chriſtianiſirungsganges an der Ache aufwärts finden wir die Zelle Münichau im heutigen Vicariate Reit, und die Seelſorgkirche Kitzbühel. Sie hat das Doppelpatrocinium SS. Andreae & Katharinae, von denen wie faſt ausſchließlich das zweite das ältere zu ſein ſcheint. Baptiſterium dieſes neuen Seelſorgbezirkes ſcheint für die älteſte Zeit St. Johann geblieben zu ſein; wo ſpäter das für den Seelſorgbezirk ſelbſtſtändige errichtet wurde, iſt mir unbekannt. — Bei Kitzbühel zweigt das Brixenthal gegen das Innthal hinüber ab, und auch hier finden wir wieder eine eigene Zelle zu Lauterbach nächſt Brixen, und zwar im heutigen Zellerbauern-Hofe. Hier entſtand die Seelſorgkirche Maria-Himmelfahrt zu Brixen, und ich vermuthe, daß ſich auch das Baptiſterium ganz in der Nähe befunden habe, etwa in einer St. Johanneskapelle zu Lauterbach ſelbſt. Als die St. Johanneskirche auf der Hohen Salve ſich zur Wallfahrtskirche erhoben hatte, und das Taufrecht allmälig auf die Seelſorgkirche übergegangen war, mag die Taufkapelle, durch irgend ein Elementarereigniß zerſtört oder beſchädigt, als überflüſſige zweite Johanneskirche aufgelaſſen worden ſein. — Die tiefer in's Hochgebirg eingeſchnittenen Hochthäler waren in

[1]) Juvav. Anh. p. 310.

der Zeit, von welcher die Rede iſt, noch kaum cultivirt, und hievon dürfte ſelbſt die Jochberg-Einſattlung keine Ausnahme gemacht haben, obwohl der römiſche Saumſchlag durch dieſelbe lief, welcher bei Mitterſill quer über den Pinzgau und dann über das Tauernhaus auf den Velbertauern bis tief in's Mittelalter herab ein beſuchter Weg nach Lienz u. ſ. w. blieb.

Weit entlegen und unabhängig von den bisher beſprochenen engern Thälern ſenkte ſich das Zillerthal, deſſen Name eine Verwitterung aus Zeller-Thal zu ſein ſcheint, in faſt rein nördlicher Richtung ſenkrecht auf das Innthal herab. Im Stromgebiete des Inn's war es das ſüdliche Gebirgsthal der Urdiöceſe. Es war ſchon frühzeitig mittelſt eines Saumſchlages, der nun zur Straße erhoben iſt, mit dem Hochpinzgau verbunden. Das Rinnſal der Ziller bildet eine Nationalitäten-Scheide: an ihrem rechten Ufer ſiedelt vorzugsweiſe baioariſches Volkselement, am linken ebenſo gemiſcht romaniſch-alemanniſches. Dafür zeugen ſchon die Ortsnamen und theilweiſe ſogar noch die Geſittung, obwohl ſelbe bei den in der ganzen Welt herumwandernden Zillerthalern überhaupt mehr und kaum zum Beſſern alterirt iſt, als bei irgend einem andern Gebirgsvölklein. Auch abgeſehen von dem während der Virgil'ſchen Reſtaurations-Periode durch das St. Ruperts-Patrocinium zu Stum aufgefriſchten Andenken an die einſtige, perſönliche Wirkſamkeit des Landesapoſtels auch in dieſem abgelegenen Thale, wäre die dortige romaniſche Bevölkerung mit ihrem verkommenen Chriſtenthum Grund genug zur Annahme, daß der hl. Landesapoſtel ſich auch derſelben eifrigſt angenommen habe. Der Stand der Cultur des Zillerthales mag zu ſeiner Zeit allerdings noch ein viel niedrigerer geweſen ſein, als der heutige. — Man wird mir kaum entgegenhalten, daß das Patrocinium der Kirche zu Hippach (SS. Ingenuini et Albuini) eben ſo gut auf eine dankbare Erinnerung an die Säbener Biſchöfe zurückweiſe, wie das St. Ruperts-Patrocinium zu Stum auf den erſten Biſchof von Salzburg. Der hl. Albuin lebte bekanntlich erſt in der Neige des X. Jahrhunderts und vermag daher das primitive Apoſtolat der Salzburger Kirche in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts nicht zu beeinträchtigen. — Die Bekehrung des Zillerthales ging ſicherlich vom Marienmünſter bei Rattenberg aus. Die Zelle im Zillerthale mag allerdings aus älteſter Zeit ſtammen, aber ihre Kirche iſt ſicherlich eine Schöpfung des IX. Jahrhunderts: ſie iſt nämlich dem hl. Vitus geweiht, und wenn man dieß als eine Conceſſion an die benachbarten Slaven anſehen will, habe ich nichts dagegen, bemerke jedoch, daß die meiſten St. Vituskirchen erſt im IX. Jahrhundert entſtanden, weil ſeine Verehrung durch die beiden Uebertragungen ſeines hl. Leibes im Jahre 801 nach Polignano und im Jahre 836 nach Corvey erſt damals allgemein in Aufnahme kam. — Die älteſte Seelſorgkirche des Zillerthales iſt die Maria-Himmelfahrtskirche zu Fügen, und das entſprechende Baptiſterium die Kirche St. Johannes des Täufers zu Ried, beide am linken Zilleruſer und darum dermal fürſtbiſchöflich ...en'ſcher Diöceſe. Mayerhofen hat allerdings auch das Maria-Himmel-

fahrts-Patrocinium, aber ſein moderner Ortsname und noch mehr ſeine Lage im Hinterthale geſtatten kaum einen Zweifel über den ſpätern Urſprung dieſer Kirche. Uderns (S. Briccii) und Hart (S. Bartholomei) ſtammen ihrem Patrocinium nach früheſtens aus dem VIII. Jahrhundert; ebenſo verhält es ſich auch mit der St. Bricciuskirche zu Radfeld bei Rattenberg. An der Ausmündung des Zillerthales, die für eine zahlreichere Einwohnerſchaft Raum bot, wurde wohl Schlitters (S. Martini) ſchon ſehr frühzeitig geſonderte Seelſorgkirche.

Die Priorität des Apoſtolates des hl. Rupert in ganz Baioarien wird bezüglich des Landſtriches am Inn vom tiroliſchen Innthale bis Paſſau hinab von einer Seite her in Frage geſtellt, von welcher man ſich deſſen wohl am wenigſten verſehen hätte. R. v. Koch-Sternfeld, zuerſt lange Zeit emſiger Anhänger der hanſiziſchen Zeitrechnung und ſpäter tapferer Vertheidiger der ſpättraditionellen, ſowie der richtigen Anſicht, daß der hl. Rupert die Baioarier vom Heidenthume zum Chriſtenthum bekehrt habe, ſtellt in Schriften, die er im Spätabend ſeiner literariſchen Thätigkeit verfaßte, die Behauptung auf: „daß der hl. Valentin mehrmals das Innthal (vom innern Thälergaue bis Paſſau) lehrend und Kirchen gründend durchwandert habe“ [1]). Schon etwas früher hatte er ſich vernehmen laſſen: „Wir behaupten, daß auch dieſe Landſchaft (das Innthal) lange vor der Ankunft des hl. Rupert im VI. Jahrhundert chriſtianiſirt war“ [2]); und weiter: „Mehrmalen wanderte St. Valentin das weite Gebiet am Inn hinab bis Paſſau, wo ihm die Arianer mit Uebermacht entgegentraten“ [3]); und endlich: „In dieſer Landſchaft (Ruralcapitel Aibling) haben unſtreitig ſchon St. Vigil von Trient her und St. Valentin aus dem Etſchland am Inn herab im IV. und V. Jahrhundert für das Chriſtenthum gewirkt“ [4]). In der erſten der oben citirten Stellen macht er ſogar einige Kirchen namhaft, die der hl. Valentin gebaut haben ſoll: „Die Kirche St. Peter auf dem Madron, die chriſtlichen Kapellen zu Durham und Elmoſen und Kirchdorf bei Aibling gehören wahrſcheinlich ſchon dieſer Zeit an“ [5]). Dieſe Aufſtellungen, in welchen kirchliche Zuſtände der Römerzeit und der germaniſchen Periode wirr durcheinander geworfen oder miteinander verſchmolzen werden, muß ich etwas genauer unterſuchen. Um die Streitfrage klar zu ſtellen, bemerke ich vor Allem, daß ohnehin niemand leugne, daß wie Noricum ſo auch Rhätien während der Römerzeit ſchon chriſtianiſirt geweſen ſei; daß es aber unſtatthaft ſei, die Einführung des Chriſtenthums während der Römerzeit in Rhätien und im (ptolomäiſchen) Vindelicien den hhl. Vigil und Valentin zuzuſchreiben, und ferner, daß ich es als entſchiedenen Mißgriff bezeichnen müſſe, die Chriſtianiſirung der beiden Rhätien während der germaniſchen Periode auf genannte Heilige zurückzuführen. — Bezüglich des hl. Vigilius, Biſchofes von Trient, kann ich mich kurz faſſen. Es iſt, nebenher bemerkt, unwahr, daß Vigilius vom Erzbiſchofe Valerian von Aquileja zum Bi-

[1]) Bayern und Tirol (1861) S. 11. [2]) Das Chriſtenth. ꝛc. (1855) S. 74. [3]) L. c. S. 146. [4]) L. c. S. 154. [5]) Bayern und Tirol. S. 11. Anm. 1.

ſchof von Trient geweiht worden ſei, wie R. v. Koch-Sternfeld behauptet; er wurde im Jahre 385 von ſeinem Metropoliten, dem hl. Ambroſius, conſecrirt und in ſein Bisthum Trient förmlich eingeſetzt[1]: was aber ein Biſchof der Mailändiſchen Kirchenprovinz mit Vindelicien zu ſchaffen gehabt hat, iſt geradezu unbegreiflich. — Die Bewandtniß, welche es mit dem St. Vigilius-Patrocinium zu Kirchdorf am Haunbold hat, habe ich früher aufgeklärt.

Was nun aber den hl. Valentin betrifft, ſo iſt weſentlich zwiſchen ſeinem Regionar-Episcopat in Rhätien, und ſeiner apoſtoliſchen Thätigkeit, wie ſie uns deſſen Legende ſchildert, zu unterſcheiden. Seine äbtliche Würde und ſein Regionar-Episcopat ſind durch Eugippius hiſtoriſch documentirt, indem er erzählt[2]: „daß der greiſe Prieſter Lucillus erklärt habe, am Tage nach Epiphanie den Todestag ſeines Abtes Valentin, einſt Biſchofs der Rhätien (Abbatis sui Valentini Rhaetiarum quondam episcopi) feierlich begehen zu wollen.“ Viel anders ſteht es mit der Legende, die ein Product eines ſpätern, etwa des XI. oder XII. Jahrhunderts iſt, und deren Inhalt, wie er vorliegt, zum größeren Theile aus Volksſagen geſchöpft zu ſein ſcheint, und nur zum kleinern aus hiſtoriſchen Nachrichten, die dem Verfaſſer derſelben vor Augen gelegen haben mögen. Was die Glaubwürdigkeit der Legende am meiſten abſchwächt, iſt ihre Angabe, daß der Heilige von Arianern und Heiden mit Gewalt aus dem ihm vermeinten Biſchofsſitze Paſſau vertrieben worden ſei, indem im V. Jahrhundert die Heiden dort ſehr einzelne geweſen ſein werden, von Arianern aber abſolut nicht die Rede ſein kann, weil im Leben des hl. Severin, der höchſtens 20 Jahre nach ihm wiederholt nach Paſſau kam und ſich mehrmal längere Zeit dort aufhielt, nirgends auch nur der entfernteſte Wink von arianiſchen Einwohnern der Castra Batava und Boiodurums zu entdecken iſt. Andrerſeits geht aber auch Dümmler zu weit, wenn er behauptet[3]: daß die Geſchichte den hl. Valentin nur als Heidenbekehrer in Tirol kenne; denn einmal war der Heilige um die Mitte des V. Jahrhunderts wohl nicht mehr Heidenbekehrer, ſondern wie der hl. Severin im Ufernoricum nur Tröſter, Rathgeber und Aneiferer der ohnehin ſchon durchaus chriſtlichen Bevölkerung des erſten Rhätiens, indem aus den Acten des hl. Vigilius von Trient bekannt iſt, daß es zu ſeiner Zeit (385 — ca. 400) nur noch in einzelnen, ganz abgelegenen Thalſchluchten einige Heiden gab; dann aber iſt Dümmler nicht berechtigt, dem hl. Valentin dieſelbe Miſſion für das zweite Rhätien und Vindelicien (im ptolomäiſchen Sinne) gerade ſo glattweg abzuſprechen, da ihn Eugippius als Regionarbiſchof beider Rhätien darſtellt (»Rhaetiarum quondam episcopi«). Eben in Vindelicien und darüber hinaus war die Erinnerung an das einſtmalige Wirken des hl. Valentin noch im frühern Mittelalter eine ziemlich lebendige, denn außer der heutigen Pfarrkirche zu Reutern und der alten

[1]) Epist. S. Ambr. Edit. Maur. Epist. 19. col. 842. [2]) Vita S. Severini, Edit. Kerschbaum. 11. p. 70. [3]) Pilgrim ꝛc. S. 8.

Kapelle zu Safferſtätten im untern Rotthale, von denen ſogleich die Rede ſein wird, wurden auch, wie es ſcheint, in der Reſtauration nach den Ungarn-Einfällen, die neu- oder wiederbauten Kirchen zu Diepoldskirchen (Fil. der Pf. Falkenberg, Dec. Frontenhauſen) und Unter-Deggenbach (Fil. der Pf. Pfakofen, Dec. Schierling), ſowie jenſeits der Donau Au (Fil. der Pf. Hunderdorf, Dec. Deggendorf) und die dermalige Pfarrkirche Arrach (Dec. Pondorf) unter ſein Patrocinium geſtellt. Nicht genug; in der Salzburger Diöceſe wurde ihm die Kirche Marzoll bei Reichenhall (aus der Zeit Biſchof Virgils), und im Augsburger Bisthum jene zu Wittelshofen bei Weilheim gewidmet. Von obengenannten Kirchen liegen nur Reutern und Safferſtätten im Bisthum Paſſau, die übrigen, außer Marzoll und Wittelshofen, im Bisthum Regensburg; ihre Dedication kann daher mit der im Bisthum Paſſau ſeit dem Jahre 768, in welchem der Leib des hl. Valentin dorthin übertragen worden war, neubelebten Verehrung dieſes Heiligen nicht in nähere Verbindung gebracht werden, muß vielmehr auf wenn auch noch ſo vage Ueberlieferungen aus der römiſchen Zeit zurückgeführt werden, weil auch die Ausflucht eine nichtige iſt, daß genannte Orte bei der Reliquien-Uebertragung berührt worden ſein könnten, wie dieß ein Blick auf die Karte darthut, und man überhaupt verſichert ſein darf, daß die Reliquien auf dem Innſtrome in Paſſau angelangt ſeien. Daß aber derartige Ueberlieferungen in Vindelicien aus unvordenklicher Zeit beſtanden, zeigt ſich am klarſten in der Volksſage, die heute noch in weiterer Umgegend Safferſtätten's beſteht; dort iſt nämlich eine mit der St. Andreaskirche zuſammenhängende, uralte, dem hl. Valentin gewidmete Kapelle, die häufig von Wallfahrern beſucht wird, weil in der ganzen Umgegend der fromme Glaube verbreitet iſt, daß der hl. Valentin auf ſeinen Wanderungen in ihr das hl. Opfer dargebracht habe[1]). — Ich habe es abſichtlich unterlaſſen, hervorzuheben, daß im Bisthum Freiſing das St. Valentins-Patrocinium am reichſten vertreten ſei, weil dieſe kirchlich-ſtatiſtiſche Thatſache leicht auf ihren Grund zurückzuführen iſt: nämlich auf die dort vererbte perſönliche Verehrung dieſes Heiligen durch den hl. Corbinian, ſowie auf den längern Aufenthalt dieſes erſten Freiſinger Biſchofes am Grabe des hl. Valentin zu Mais und ſeine von ihm ſelbſt verlangte Beiſetzung in derſelben Kirche nach ſeinem Tode.

Um nach dieſen unerläßlichen Erläuterungen wieder auf die Behauptung des R. v. Koch-Sternfeld zurückzukommen, laut welcher der hl. Valentin der eigentliche Apoſtel des heutigen Unterinnthales geweſen ſein ſoll, muß es denn doch höchlich auffallen, daß, während ſein Andenken jenſeits des Brenners und in Vindelicien fortlebte, ſelbes gerade in ſeinem Miſſionsſprengel des mittlern Inns ſo gänzlich verwiſcht worden wäre, daß ihm dort ſpäter auch nicht einmal eine einzige Kirche dedicirt wurde. Ich kann mir v. Koch-Sternfeld's ſeltſame Behauptung nicht anders erklären, als daß er die Verheerungen, welche die letzten und

[1]) Vgl. J. Rottmayr, Beſchreib. d. Bisth. Paſſau S. 82.

ärgſten Stöße der Völkerwanderung in unſern Ländern angerichtet haben, allzu gering angeſchlagen habe. Daß der hl. Valentin in der Römerzeit in beiden Rhätien, mithin auch in Vindelicien, thätig geweſen ſei, iſt angeſichts der klaren Ausſage des Eugippius unbeſtreitbar; damit iſt aber ein eigentliches, primitives Apoſtolat desſelben, welches viel zu ſpät gekommen wäre, nicht erwieſen, und eben ſo wenig, daß er Kirchen erbaut habe, welche die heftigen Stürme der Völkerwanderung überdauerten. Ich glaube auf dem Terrain, deſſen Chriſtianiſirungsgeſchichte ich zu ſchreiben übernommen habe, ſo ziemlich bewandert zu ſein, kenne aber außer den unzerſtörbaren Höhlen des Salzburger Mönchsberges, nämlich der ſog. Maximushöhle und der vom hl. Virgilius in das Patritiuskirchlein erweiterten untern Halbgrotte, nicht eine Cultusſtätte, von welcher man mit Sicherheit behaupten könnte, daß ſie als chriſtliche Cultusſtätte mit ihrem baulichen Beſtande über die Völkerwanderung zurückreiche. Selbſt die intereſſante Schloßkapelle zu Göttersdorf, von welcher ſeines Orts ausführlicher die Rede ſein wird, kann ich nicht als Ausnahme gelten laſſen, weil von ihr nicht erweisbar iſt, daß ſie ſchon während der Römerzeit chriſtliche Cultusſtätte geweſen ſei. — Einigen Conſtructionen der St. Laurentiuskirche zu Lorch, z. B. dem Unterbaue des Thurmes und einem Theil der weſtlichen Umfaſſungsmauer, ſieht man allerdings an, daß ſie aus bedeutenden Ueberreſten römiſcher Structur umgebaut ſeien; auch die Krypta des Stiftes St. Florian zeigt einige conſtructive Elemente, die es als höchſt wahrſcheinlich erſcheinen laſſen, daß ſie in den ſpätern Baſilikabau nur bedeutend verſtärkt, aber nicht weſentlich alterirt, herübergenommen worden ſeien: aber von allen derartigen Baudenkmalen, welche kennen zu lernen ich Gelegenheit hatte, hat keines einen andern Eindruck auf mich gemacht, als jenen reſtaurirter Ruinen. Sogar die beiden Höhlen des Mönchsberges zu Salzburg tragen unverkennbare Spuren wilder Profanation an ſich, und ſie wären ſicherlich ebenſo wie alle andern Cultusſtätten aus der römiſchen Periode gründlich zerſtört worden, wenn nicht ihre Felſenwände der Wuth der Barbaren geſpottet hätten. Die vom R. v. Koch-Sternfeld dem hl. Valentin zugeſchriebenen Kirchen St. Peter auf dem Madron, Durham und Elmoſen ſind ganz etwas anderes, als ſpätrömiſche Kirchenbaue. St. Peter ſtammt ihren weſentlichen architektoniſchen Momenten nach, die ſpäter mehrmals moderniſirt worden ſind, früheſtens aus dem XI. Jahrhundert; die Kapelle zu Durham und der Kirchthurm zu Elmoſen ſind zu kirchlichen Zwecken umgeſtaltete Wartthürme. — Man könnte etwa vorgeben, daß, wenn auch alle vom hl. Valentin im Unterinnthale erbauten Kirchen von den Barbaren dem Boden gleichgemacht worden ſeien, dennoch bei der Reſtauration einer Anzahl derſelben durch den hl. Rupert und den hl. Vital ihre alten Patrocinien wieder aufgelebt haben werden: ich vermag aber auch dieß nicht zuzugeben. Im Ufernoricum fand der hl. Rupert noch einige Greiſe vor, die in ihrer erſten Jugend
n hl. Severin und ſeinen Mönchen im Chriſtenthum beſtärkt worden waren, was
dings denkbar iſt, wenn man berückſichtigt, daß ſie ſich, als Juvavum um 476

zerſtört wurde, als Kinder von 12—15 Jahren mit den Ihrigen in Berge und Wälder geflüchtet haben konnten; ſie wären alſo, als der hl. Rupert ungefähr im Jahre 540 an die Ruinen Juvavum's kam, beiläufig gegen 80 Jahre alt geweſen. Wie es um ihr Chriſtenthum geſtanden haben könne, das ſeit den Kinderjahren aller geiſtlichen Pflege entbehrt hatte, und bis zu den reifern Jahren nur auf die Belehrung ſelbſt unterrichtsbedürftiger Eltern angewieſen war, bedarf keiner Auseinanderſetzung. Thatſache iſt es, daß der hl. Rupert außer den Ruinen der St. Laurentiuskirche zu Lorch, der St. Floriankirche zu Puch, welche in nothdürftigſter Weiſe zu Gebetsſtätten hergerichtet ſein mochten, und den Felſenhöhlen des Mönchsberges, die er im profanirten Zuſtande antraf, nirgends eine Kirche gefunden habe. Seine Miſſionsarbeit im Unterinnthale kann man aber, wenn man mit den Entfernungsverhältniſſen vom Biſchofsſitze rechnet, früheſtens nur in die erſten Sechzigerjahre des VI. Jahrhunderts einreihen, und da der hl. Valentin ſpäteſtens gegen 440 im Innthale gewirkt hatte, ſo war bereits wenigſtens die dritte Generation im Ausſterben, als der hl. Rupert ſein Apoſtolat dort begann. Wie viel mag da von chriſtlichem Bewußtſein noch übrig geweſen ſein? Wer hätte ihm die alten Patrocinien noch anzugeben gewußt, da, wie bekannt iſt, kaum die Hälfte der dermaligen Landbevölkerung weiß, welchem Heiligen ihre Kirche geweiht iſt? — Ueberdieß war, wie die Ortsnamen bezeugen, die romaniſche Bevölkerung des unterſten Innthales, ſoweit es dann zur Salzburger Diöceſe kam, zum großen Theile von der baioariſchen verdrängt, welche eine durchaus heidniſche war. Nur Walchſee, Walchenbach bei Kitzbühel, Quantala (Kundl) und noch wenige andere Ortsnamen deuten auf romaniſche Einwohnerreſte. — Endlich ſind die Patrocinien jener Kirchen des innern Thälergaues, die ſich als die älteſten legitimiren, jene dem hl. Rupert eigenthümlichen, nämlich: St. Peter, Unſere Liebe Frau der Himmelfahrt, St. Johannes der Täufer, St. Michael, St. Georg, St. Laurentius, St. Stephanus und die hl. Margareth. Sie ſind, wie geſagt, die dem hl. Rupert eigenthümlichen, weil ſie überall, wo er ſein Apoſtolat geübt, am frequenteſten vorkommen. Das Terrain ſeines Apoſtolats reicht aber von der Enns bis zum Lech, und von den Alpenthälern bis zum bayeriſchen Wald. Der hl. Valentin war aber nur in Vindelicien theilweiſe ſein Vorgänger, wie der hl. Severin im Ufernoricum, und man kann daher die rupertiniſchen Patrocinien, die überall gleichmäßig vorkommen, nicht als Erbſchaft aus dem Nachlaſſe des hl. Valentin hinnehmen.

V. Capitel.

Die zur Urdiöceſe gehörenden Enclaven Lorch und Regensburg.

Wenn wir den erſten apoſtoliſchen Wanderungen des hl. Rupert nachgehen, wie ſie deſſen Vita primigenia erzählt und beglaubigte Ueberlieferung ergänzt,

ſtellen ſich uns die älteſten Errungenſchaften ſeiner Miſſionsmühen in folgender, chronologiſcher Ordnung dar: Regensburg und Altötting, Lorch, Seekirchen, Salzburg. Die Heiligung der Hauptmalſtätte des baioariſchen Volkes zu Altötting, ſowie die Errichtung des biſchöflichen Stuhles vorübergehend zu Seekirchen (Petena) und bleibend zu Salzburg (Juvavum), habe ich bereits zu beleuchten verſucht, und ſo erübrigt mir hier nur noch die Beſprechung der urſprünglichen Miſſionsbezirke Lorch und Regensburg. Ich weiche in etwas von der chronologiſchen Aufeinanderfolge ab, indem ich Lorch vor Regensburg ſtelle, nicht als ob ich Regensburg als erſten Anfang der Chriſtianiſirung Baioariens verkennen wollte, ſondern weil ich den hl. Landesapoſtel zu Lorch zuerſt die chriſtlichen Ueberbleibſel aus der Römerzeit ſammeln ſehe, hauptſächlich aber, weil ich überhaupt das Vorgehen von Oſt nach Weſt der Klarheit der Darſtellung für förderlicher halte. Im Allgemeinen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Apoſtel der Baioarier auch in Regensburg auf ſeiner Donaufahrt, ſeiner Landreiſe nach Cilli über den Hartberg und zurück über Leibniz (Flav. solvense) und an der untern Enns herab nach Lorch (Lauriacum) allenthalben römiſch-chriſtliche Elemente aufgeſucht und gefunden habe; aber in Regensburg galt ſeine Bekehrungsarbeit in erſter Linie dem herzoglichen Hauſe und deſſen zahlreicher Gefolgſchaft, während im Endziele ſeiner Donaufahrt und Landreiſe, Celeia, die Abſicht, an das Apoſtolat des hl. Maximilian während der Römerzeit anzuknüpfen, unverkennbar iſt, und durch den mehrwochentlichen Aufenthalt in deſſen Biſchofsſtadt Lorch am deutlichſten zum Ausdrucke gelangte.

1. Enclave Lorch.

Nachdem ſich die zwei Jahrhunderte tief aufgeregten Wogen der Völkerwanderungen in unſern Ländern mit dem Beginne des VI. Jahrhunderts gelegt hatten, kehrten ohne Zweifel nicht nur jene Romaniſker, die ſich vor dem Andrange der wilden Alemannen, Heruler und Thüringer in Wälder und Gebirge geflüchtet hatten, ſondern ſelbſt vielleicht mehrere aus der Zahl jener, die zuerſt mit dem hl. Severin nach Fabianae abgewandert und dann mit deſſem hl. Leibe im Jahre 488 nach Italien gezogen waren, in den geſegneten Landſtrich zwiſchen den Mündungen der Traun und Enns zurück. Außer der in keinem Gemüthe vertilgbaren Sehnſucht nach der alten Heimat und der von Jugend auf gewohnten Erwerbsthätigkeit auf bekanntem Boden, hatte jener höchſt fruchtbare Landſtrich auch noch einen andern ſehr kräftigen Anziehungspunkt für die chriſtlichen Gemüther in der Ferne. Der allgemeine Grundſatz: „Das Blut der Märtyrer iſt Ausſaat der Chriſten", hat ſich mit dem Bekenntnißblute des hl. Florian und ſeiner 40 Leidensgenoſſen für jene Gegenden in glänzendſter Weiſe bewährt, und insbeſondere hat das Samenkorn des Martyrleibes des hl. Florian, ſeit es in Puch in die Erde geſenkt worden, nie aufgehört, köſtliche Blüthen und Früchte zu erzeugen. Wie jenes Heiligthum für einzelne Laien Miturſache ihrer Heim-

kehr aus weiter Fremde geweſen ſein mochte, ſo wird wohl kaum zu bezweifeln ſein, daß ſich ihnen auch einige Mönche aus dem lucullaniſchen St. Severinskloſter angeſchloſſen haben, die den hl. Leib des glorreichen Martyrs Florian wieder in ſein primitives Grab zurückbrachten. Wenn dieſer hl. Leib je wieder nach Puch zurückgekommen iſt, — und wer könnte es wagen, das Gegentheil zu behaupten? — ſo kam er, meines Dafürhaltens auf dieſe Weiſe zurück; es müßte denn ſein, daß der hl. Leib, oder doch der größere Theil desſelben von den Mönchen des Benedictiner-Ordens, der im lucullaniſchen Kloſter wohl ſchon ſehr frühzeitig eingeführt worden war, erſt damals nach St. Florian zurückgeſchickt worden ſei, als der Orden des hl. Benedict auch hier in Aufnahme kam. Dieſe Vorausſetzung ſcheint mir jedoch manch wichtiges Bedenken gegen ſich zu haben.

Bei dem Intereſſe, das ein ſo berühmtes Landesheiligthum für ſich in Anſpruch nehmen darf, wird es erlaubt ſein, etwas genauer auf die vorhin angeregte Frage einzugehen, und dieß um ſo mehr, weil, wie in römiſcher Zeit Lorch ſelbſt der Glaubensfocus für ganz Noricum geweſen war, in germaniſcher Zeit für die Umgegend der Ennsmündung einzig und allein das Grab des hl. Florian als eigentlicher Brennpunkt erſcheint. Schon der erſten religiöſen Genoſſenſchaft, die ſich um das Grab des glorreichen Martyrs anſammelte, war die ſegensreiche Aufgabe zugefallen, mit deſſen Verehrung zugleich die Lehre des Heiles, für welche er geſtorben, in weiten Kreiſen zur herrſchenden und dann zur alleinigen zu machen: ſie war ohne Zweifel für die Biſchöfe des nahen Lorch, die Nachfolger des noriſchen Landesapoſtels Maximilian zunächſt, ſo zu ſagen, das Collegium de propaganda fide, und als der chriſtliche Glaube allgemein befeſtigt war, das Seminarium zur Heranbildung einer tüchtigen Seelſorgsgeiſtlichkeit. Obwohl uns Eugippius über die hl. Oertlichkeit, die dann bald nachher den germaniſchen Namen Puoche erhielt, mit bedauerlichem Schweigen im Ungewiſſen läßt, iſt doch die Annahme mit voller Sicherheit geſtattet, daß der hl. Severin, dieſer, möge es erlaubt ſein zu ſagen, leidenſchaftliche Verehrer und Sammler heiliger Reliquien, während ſeiner wiederholten und längern Aufenthalte in Lorch, auch jenen des hl. Florian ſeine beſondere Verehrung gezollt, und wie es höchſt wahrſcheinlich iſt, auch ein Klöſterlein (Cella) für ſeine Mönche dort errichtet habe, weil dieß auch bezüglich der Orte, die keinen ſo dringenden Anlaß hiezu boten, ſeine ſehr löbliche Gewohnheit war; »ubi (Batavis) B. Severinus cellulam paucis monachis solito more fundaverat«, ſagt ſein Biograph von ihm[1]). Als die Reſte der obern Donauſtädte-Bevölkerungen unter Führung des hl. Severin von Lauriacum, wo ſie ſich längere Zeit gehalten hatten, nach Fabianae abwanderten, ſchloſſen ſich ohne Zweifel auch ſeine, im Gegenfalle dem Verderben durch die Barbaren preisgegebenen Mönche vom Grabe des hl. Florian an ihn an, ſowie es wieder keinem Zweifel unterliegen kann, daß ſie im Jahre 488 mit den Ein-

[1]) Vita S. Severini, Edit. Kerschbaumer c. 19.

wohnerreſten der obern und untern Donauſtädte und den Landbewohnern des untern Ufernoricums nach Italien auszogen. Meines Erachtens kann man vernünftiger Weiſe nicht vorausſetzen, daß ſie ihren koſtbarſten Schatz, die Reliquien des hl. Florian, zurückgelaſſen und entſetzlicher Profanirung ausgeſetzt haben; ſie nahmen dieſelben ſicherlich zuerſt nach Fabianae und dann nach Lucullanum mit ſich. Auf welche Weiſe dieſe Reliquien wieder in das Kloſter St. Florian zurückgekommen ſein werden, habe ich vorhin angegeben.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß von einigen Seiten her der Zweifel laut geworden ſei: ob ſich der Leib des hl. Florian überhaupt in dem berühmten gleichnamigen Stifte befinde? — Die Phraſe aus jener bekannten Urkunde des VIII. (nicht des VII.) Jahrhunderts: „Im Orte, der Puoch heißt, wo der unſchätzbare Martyrer Florian leiblich ruhet“[1]), reicht freilich nicht hin, um dieſe Frage mit Zuverläſſigkeit zu bejahen, weil der objective Umfang dieſer oft vorkommenden Phraſe nicht präcis genug iſt. Auffallend bleibt es immerhin, daß trotz mehrmaligen Umbaues der Stiftskirche und mehr als einmal eigens hiezu angeſtellter Nachſuchungen der Reliquienſchatz nicht entdeckt wurde, und auch im Stiftsarchive ſich keine Notiz hierüber finde; während der Fundort der Gebeine jener frommen Wittwe Valeria, welche den Leichnam des hl. Florian beerdigt hatte, und die Grabſtätte der im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1289 geſtorbenen Recluſin Wilburgis genau angegeben iſt[2]). Dieß iſt jedoch noch kein poſitiver Beweis für das Nichtvorhandenſein des fraglichen hl. Leibes: im Gegentheile müßte man ſchon aus der zarten Sorgfalt, welche ſeit der Urzeit her über die minder wichtigen Gebeine der frommen Valeria wachte, auf die noch viel ängſtlichere ſchließen, mit welcher jene des Heiligen ſelbſt bewahrt werden mußten. An ein individuelles Monument, wie z. B. die fromme Valeria ſchon ſeit dem Ende des IV. Jahrhunderts eines hat, iſt bezüglich der Grabſtätte des hl. Florian ohnehin nicht zu denken: ſein erſtes Monument war der ſogleich nach dem Austoben der Chriſtenverfolgungen über derſelben errichtete Altar. Obgleich alſo, wie dieß hoher Wahrſcheinlichkeit nicht entbehrt, die Reliquien des Heiligen gegen Ende des V. Jahrhunderts über Fabianae in's Lucullaniſche St. Severinskloſter gekommen ſein werden, ſie kamen ſpäter in der von mir angegebenen oder in anderer Weiſe wieder nach Puoche zurück. Sollte man einwenden, daß nicht die leiſeſte hiſtoriſche Nachricht hierüber vorliege, ſo würde ich entgegnen, daß Dinge, welche kirchlichem Leben gemäß tief im gläubigen Gemüthe und dadurch im Volksbewußtſein wurzeln, oft viel ſicherer begründet ſeien, als durch die förmlichſte Urkunde.

Nach dieſem unerläßlichen Rückblicke auf die römiſche Epoche haben wir an die nicht wenig ſchwierige Unterſuchung über die erneuerte Verbreitung des Chriſtenthums in der Umgegend St. Florians zu gehen. Diejenigen,

[1]) Mon. Boic. T. 28. II. p. 35. [2]) Vgl. J. Stülz, Geſch. d. Stiftes St. Florian, S. 36. 37.

welche den Fortbeſtand des Bisthums Lorch nach dem durch Eugippius documentirten (letzten) Biſchof Conſtantius für ausgemachte hiſtoriſche Wahrheit hinnehmen, machen ſich die Arbeit freilich leicht, und führen dann auf dieſer (allerdings ſehr zuträglichen) Vorausſetzung einen Bau auf, der ſich in der Regel als St. Stephansdom in Paſſau auswächſt. Nur überſehen ſie dabei, daß ſie vergeſſen haben, die Tragkraft ihrer Fundamentirung vorher genau zu prüfen, und daß die aus dem heterogenſten Material zuſammengeſtückten Säulen, die ihren ſtolzen Ueberbau ſtützen, ſo morſch ſeien, daß ſie dem Gegendruck einer geſunden Kritik keinen Widerſtand zu leiſten vermögen. Ich glaube die Hinfälligkeit jenes ſtolzen Baues zur Genüge blosgelegt zu haben, und folge daher dem Chriſtianiſirungsgange in der Umgegend St. Florians wieder auf meinem eigenen Wege.

Mir ſteht es außer Zweifel, daß der hl. Rupert, falls er nicht bereits eine kleine Mönchszelle am Grabe des hl. Florian gefunden haben ſollte, was ich für das Wahrſcheinlichere halte, dort eine, und zwar eine größere gegründet habe, möge dieß nun während ſeines längeren Aufenthaltes in Lorch, als er von Cilli zurückkehrte, oder erſt ſpäter geſchehen ſein. Daß ſich in und um Lorch eine bedeutendere Chriſtengemeinde anſammelte, haben wir bereits geſehen. Für die Seelſorge beſagter Gemeinde und die Weiterverbreitung des Glaubens mußte geſorgt werden, und daß der hl. Landesapoſtel dieſe Fürſorge nicht unterlaſſen habe, können wir als zuverläſſig vorausſetzen. Daß dies durch Errichtung eines mit mehreren Mönchen beſetzten Klöſterleins geſchehen ſei, wird kaum angefochten werden. Es war eine in der Kirche ſchon lange vor dem VI. Jahrhundert eingebürgerte Sitte, heilige Orte — und zu dieſen gehört das Grab des hl. Florian im ausgedehnteſten Sinne — mit religiöſen Körperſchaften zu beſetzen, einmal, um durch die Darbringung des hochheiligſten Opfers und ununterbrochene Pſalmodie die Andachtsſtätte zu verherrlichen, und dann, um den aus den raſch aufblühenden Wallfahrten zum Heiligthume, die ſo alt ſind wie die Heiligenverehrung ſelbſt, entſpringenden gläubigen Bedürfniſſen geeignet entgegen zu kommen. Davon konnte — das iſt wohl zweifellos — auch das Grab des glorreichen Martyrs Florian unmöglich eine Ausnahme machen; unermittelt bleibt nur, ob eine kleinere Mönchsgenoſſenſchaft ſchon vor dem hl. Rupert dort beſtanden habe, oder erſt von ihm eingeſetzt worden ſei. Für die Wirkſamkeit des hl. Rupert zu St. Florian ſpricht außer der lichtvollen Stelle in der Vita primigenia auch noch ein kirchlich-topographiſches Moment in deſſen nächſter Nachbarſchaft, wie wir bald ſehen werden. Der Fortbeſtand dieſes von wem auch immer gegründeten Klöſterleins wird ſchon aus dem Grunde nicht anzuzweifeln ſein, weil der Anlaß, aus welchem es gegründet worden war — nämlich das Grab des hl. Martyrs — ein fortdauernder war. Es wurde um ſo höher verehrt und aus um ſo weitern Umkreiſen beſucht, weil es in einem Umfange von mehreren Tagreiſen das einzige bekannte Martyrgrab war. Um es aus dem gläubigen Bewußtſein zu tilgen, hätte man das Chriſtenthum ſelbſt austilgen müſſen.

Wann aber, wie oft, auf wie lange der Fortbeſtand unterbrochen, oder umgekehrt: wie bald und auf wie lange es ſich allemal wieder erhob, ſind Fragen, die ſich ohne Schwierigkeit kaum annähernd, und auch annähernd nur mit Vermuthungen beantworten laſſen. Wir werden der Wahrheit vielleicht am nächſten kommen, wenn wir auf anderswoher ſichere Kataſtrophen hinweiſen, die ihrer Natur nach auch den Beſtand des Kloſters unterbrechen mußten, und dann das Wiederaufleben desſelben und eine zeitweilige Fortexiſtenz mit einiger Wahrſcheinlichkeit in die inzwiſchen liegenden ruhigeren Zeiträume verlegen. Auf dieſem Wege können wir mit vieler Zuverſicht annehmen, daß St. Florian von ſeinem der Zeit nach nicht genau bekannten Anfange bis zum Jahre 568 beſtanden habe, in welchem ſtatt der ſtammesverwandten, freundlich geſinnten Langobarden die wilden, feindſeligen Awaren an der Enns Grenznachbarn der Baioarier wurden. Sehr richtig ſagt Dümmler von ihnen [1]): „Das Reich der Awaren in Pannonien, um die Mitte des VI. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung gegründet, hatte im Anfange bei allen umwohnenden Nationen Furcht und Schrecken verbreitet.“ Schon gegen Ende der erſten Hälfte des VI. Jahrhunderts hatten ſich die Awaren mit den Franken verfeindet und waren nach der Unterwerfung der March- und Moldau-Slaven (Mährer und Böhmen) in Thüringen eingefallen.“ Als ſie nun im Jahre 568 an die Enns vorrückten, fielen ſie auch in das Gebiet der unter fränkiſcher Oberherrſchaft ſtehenden und mit ihren Oberherren engverbündeten Baioarier ein; ſomit wurde das Kloſter St. Florian im Jahre 568 oder bald darauf zum erſten Male in germaniſcher Zeit zerſtört. Nun iſt aber bekannt, daß dieſer Krieg, der in vorderſter Reihe den Franken ſelbſt galt, von kurzer Dauer war. Nachdem nämlich der Großchan Bajan den auſtraſiſchen König Sigebert gefangen hatte, ſchloß er plötzlich Frieden mit den Franken und wandte ſeine Waffen gegen das byzantiniſche Reich. Kaiſer Juſtinus II. erkaufte aber 573 um Geld den Frieden vom Großchan, und ſo wurde Waffenruhe bis zum Jahre 587. Während dieſer Zeit mag ſich auch das Kloſter St. Florian wieder zur Noth erholt haben. — Hier muß aber auf ein anderes Völkerelement aufmerkſam gemacht werden, das, wie der baioariſch-kirchlichen Cultur in den Oſtländern überhaupt, ſo dem St. Florians-Kloſter im Beſondern zu wiederholten Malen höchſt verderblich wurde, — nämlich die Slaven. Wie die Awaren auf ihrem Thüringerzuge die March- und Moldau-Slaven unterworfen hatten, ebenſo machten ſie ſich auf ihrem Heimwege, durch die Engpäſſe bei Dukla nach Pannonien ziehend, die pannoniſchen Slaven tributpflichtig. Bei dieſem loſen Abhängigkeitsverhältniſſe blieb es aber nicht lange; die Slaven wurden vielmehr bald gänzlich unterjocht und unmenſchlich bedrückt. Auch befolgten die Awaren fortan die ſchlaue Politik, ebenſo wie ſie die Moldau-Slaven gegen das fränkiſche Thüringen als Grenzhüter gebrauchten, auch die pannoniſchen Slaven gegen die

[1]) Die ſüdöſtlichen Marken des fränkiſchen Reiches. S. 5.

langgedehnte baioariſche Oſtgrenze vorzuſchieben. Auf dieſe Weiſe kamen die Slaven links der Donau in das Waldgebiet von den Quellen der Moldau und Guſen bis an die Einmündung letzterer in die Donau, und rechts derſelben vorläufig an das rechte Ennsufer aufwärts bis Hieflau und an eine beiläufige Linie von Hieflau auf die altpannoniſche Grenze des celtiſchen Höhenzuges ſüdlich von Leoben. Trotz der mehr als knechtiſchen Abhängigkeit von den Awaren behielten die Slaven dennoch ihre nationalen Supanien und Stammherrſchaften, welche ihrer niedern Bildungsſtufe gemäß auf eigene Fauſt wiederholte Raubzüge in das benachbarte Baioarien unternahmen. Ihre Dränger, die Awaren, deckten ihnen hiebei den Rücken und nahmen ihnen in der Regel das Werthvollere der gemachten Beute ab. Dieß war der Zuſtand des baioariſchen Grenzgebietes an der untern Enns vom Jahre 587 bis 627. Vom erſten Jahre an bis 612 war mit kurzen Unterbrechungen heller Krieg zwiſchen Baioariern und Slavo-Awaren, während welchem auch Carantanien an die Slaven verloren ging (ca. 593). In der Periode 587—627 darf man kaum an eine auch nur kümmerliche Fortexiſtenz des Kloſters St. Florian denken, obwohl in dieſen Tagen der Trübſal das Heiligthum zu Puch ſchon wegen der Noth, die beten lehrt, gewiß nicht in Vergeſſenheit kam. — Mit dieſen Aufhellungen wäre der hiſtoriſche Rahmen, wie ich ihn für die Miſſionsthätigkeit der Mönche von St. Florian in der Periode Rupert-Vitalis brauche, fertig, ich ſehe mich aber veranlaßt, dieſe Aufhellungen noch fortzuſetzen, weil ſie zum Verſtändniſſe der Völkerſtellung am Beginne der III. Epoche (Slavenzeit) geradezu unentbehrlich ſind.

Im Hinblicke auf die eben dargeſtellte politiſche Haltung und Stellung der Slaven mache ich hier vor Allem auf die gänzliche Unwahrſcheinlichkeit aufmerkſam, welcher zum Trotze man nach Schreitwein's willkürlichen Anſätzen eine Viſitationsreiſe des vorgeblichen Biſchofes Otkar und deſſen Aufenthalt zu Puoche am Grabe des hl. Florian gerade in die Zeit verlegt, in welcher die Slavenmacht im üppigſten Anſchwellen begriffen war. Sogar in der Vorausſetzung, daß damals, als Otkar nach St. Florian kam, ein Friede zwiſchen Franco-Baioariern und Samo bereits abgeſchloſſen geweſen ſei, welchem zu Folge die heidniſchen und herrſchenden Ennsſlaven Duldung gegen die Chriſten geübt hätten, läßt ſich dieß mit ihrer höchſt feindſeligen Geſinnung gegen das Chriſtenthum, welche durch einen gleichzeitigen Autor documentirt iſt, nicht vereinbaren. Gerade in jene Zeit um 630 fällt nämlich der Miſſionsverſuch des hl. Amandus von Maſtricht, der noch dazu am rechten Donauufer, ſei es nun ober oder unter der Enns, gemacht wurde, und wegen der Hartnäckigkeit der Slaven gänzlich mißlungen iſt, wie uns der mit St. Amand gleichzeitige Mönch von Elnon und deſſen Biograph, Raudemund, ausführlich erzählt[1]). Von dieſer

[1]) Vita S. Amandi Ep. Traject. in Mabillon Acta SS. Ord. S. Bened. saec. II. c. 14. p. 715. Auch bei Hansiz, Germ. sacr. V. I. p. 103.

Erwägung aus iſt es ſicherlich erlaubt, einen Schritt weiter zu gehen und die Vermuthung auszuſprechen, daß wenigſtens während der Regierungsperiode Samo's und wohl noch ziemlich weit darüber hinaus, das Kloſter St. Florian nicht als ſolches, ſondern höchſtens als kleine, von wenigen Mönchen bewohnte Zelle beſtanden habe, deren fromme Mönche ihrer treuen Anhänglichkeit an das Heiligthum in wechſelnder Flucht und Heimkehr ein ſtets in Gefahr ſchwebendes Leben zum Opfer bringen mußten. Dieſe bedauerungswürdige Verödung unſeres hochgefeierten Landesheiligthums dauerte noch länger, aber gerade ſo und aus demſelben Grunde wie die gänzliche Verlaſſenheit der St. Maximilianszelle im Banngaue: „jene Zelle war lange Zeiten verwüſtet wegen der drohenden Slaven und grauſamen Heiden", wie der Verfaſſer der Breves Notitiae ſagt [1]). Dieß war bis zum Jahre 745 noch bezüglich der Maximilianszelle wahr, und in Bezug auf ein St. Florians-Kloſter wohl noch mehr als 40 Jahre darüber hinaus. Obwohl nämlich eine ärmliche Zelle zu Puch beſtanden haben wird, indem eine vollſtändige Vernachläſſigung eines ſo berühmten Heiligthums ſelbſt während der bedrängteſten Zeitumſtände geradezu unglaublich iſt: ein eigentliches Kloſter beſtand noch im Jahre 777 nicht, oder richtiger nicht mehr, denn der fromme Herzog Taſſilo hätte im Gegenfalle das Gebiet zwiſchen den beiden Ipfbächen, das beinahe an die Mauern des heutigen Chorherrenſtiftes reicht, gewiß einem förmlichen Kloſter St. Florian nicht entzogen, um ſeine auf Anrathen und unter Leitung Biſchof Virgil's zur Slavenbekehrung gegründete großartige Abtei Kremsmünſter damit auszuſtatten. — Uebrigens iſt mir nicht unbekannt, was der gelehrte J. Stülz über jene Stelle des Stiftungsdiplomes von Kremsmünſter bemerkt [2]), welche ſich auf den Landſtrich zwiſchen den Ipfbächen bezieht, kann jedoch mit ihm der Annahme R. v. Koch-Sternfeld's nicht beitreten, daß Herzog Otilo die Grenzen ſeines Landes wieder bis an die Traiſen vorgeſchoben habe. Hanſiz [3]), auf den man ſich beruft, ſtellt dieſe Hypotheſe nur als entfernte Möglichkeit auf, um der Gründung des Kloſters St. Pölten um 746 mehr Wahrſcheinlichkeit zu verſchaffen; Andere laſſen ſich dazu herbei, um den Grunzwiti ſchon im Jahre 777 an die Traiſen verlegen zu können. Eines ſteht jedoch feſt: von allen geſchichtlichen Nachrichten aus jener Zeit (vor 791) ſpricht nicht eine einzige für erwähnte Ausdehnung der baioariſchen Grenzen, während der natürliche Sinn aller dem Gegentheile günſtig iſt. Ueberhaupt wäre es unbegreiflich, daß die baioariſchen Herzoge Hugibert, Otilo und Taſſilo, die ſich durch ihre Munificenz gegen die Kirche für alle Zeiten ein geſegnetes Andenken geſichert haben, gar nichts für die Hebung des Heiligthumes St. Florian gethan hätten, wenn zu ihrer Zeit ein Kloſter bei demſelben beſtanden hätte. Erſt unter K. Karl d. Gr. (nach 791) erſtand das Kloſter St. Florian wieder, um fortan in ſeinem Beſtande und

[1]) Juvav. Anh. p. 33. [2]) Zeitſchrift des Muſ. Francisco-Carolinum. Jahrg. 1843. Nr. 9. 33 ff. [3]) Germ. sacr. I. p. 134.

Wachsthume nur mehr durch die Magyaren-Stürme, deren erſtem im Jahre 899 es ſchon zum Opfer fiel, eine längere Unterbrechung zu erleiden, und dann nach wechſelnden Geſchicken als Chorherrenſtift vom Jahre 1071 an das koſtbarſte Kleinod des Ennslandes zu werden. Aus dem eben Erläuterten ergibt ſich wohl auch von ſelbſt, daß die vermeintliche gleichzeitige Zerſtörung St. Florians mit Lorch eine beiden gemeinſame Fiction ſei: um damals zerſtört werden zu können, hätte es eben beſtehen müſſen.

In Folge dieſer Aufſtellungen könnte man Verdacht ſchöpfen, daß ich im Widerſpruche mit der uralten, höchſt glaubwürdigen Tradition und meinen eigenen früheren Behauptungen beabſichtige, ein gänzliches Eingehen der religiöſen Genoſſenſchaft am Grabe unſeres hochgefeierten Landesmartyrs und einen mehr als 200 Jahre langen Nichtbeſtand derſelben beweiſen zu wollen. Ich werde ſogleich Gelegenheit haben, dieſen Verdacht von mir abzulenken, indem ich mich ohnehin gedrängt fühle, an die durch das Vorhergehende gebotene Unterſuchung zu gehen: was denn jedesmal bei drohender Feindesgefahr aus den Mönchen des Kloſters geworden ſein möge? Bezüglich jenes halben Jahrhunderts, in welchem die Magyaren die nie ruhende Geiſel der umwohnenden Nationen waren, läßt ſich gegen die treffende Vermuthung des Stifts-Hiſtoriographen J. Stülz[1]) wohl gewiß nichts Wahrſcheinlicheres aufbringen: „Von St. Florian meldet die Geſchichte aus dieſem Zeitraume (899—955) nur gerade ſo viel, als nöthig iſt, um ſein Fortbeſtehen ungeachtet aller Ereigniſſe darzuthun. Wahrſcheinlich hatten die Kloſterleute beim Anfalle der Ungarn jedesmal mit ihren beſten Habſeligkeiten hinter den ſchützenden Mauern der Ennsburg Rettung gefunden, bis die Gefahr vorüber war.“ Um dieſe Zeit handelt es ſich aber bei meiner dermaligen Unterſuchung zunächſt nicht, ſondern um die verhängnißvollen Wechſelfälle vom Jahre 568 an, deren Aufhellung bezüglich des Kloſters St. Florian unſäglichen Schwierigkeiten unterliegt. Bei den Bedrohungen durch die Awaren vom genannten Jahre an waren die tiefer im Lande liegenden Zellen, die theilweiſen Miſſionsſtationen des Kloſters, die nächſte, und wenn auch dieſe keine Sicherheit mehr zu bieten vermochten, das Kathedralſtift St. Peter in Salzburg, deſſen wirkliches oder Adoptivkind das Kloſter war, die natürlichſte Zufluchtsſtätte. Vom Beginne des VII. Jahrhunderts an gewährte aber auch das Kathedralſtift keinen Schutz mehr. Von den Carantanerſlaven ſelbſt bedroht, durch ihre Verwüſtungen und andere höchſt ungünſtige Verhältniſſe zuerſt an ihren weltlichen Attributen arg beſchädigt, dann mit ihrem geiſtlichen Leben in tiefen Verfall gerathen, faſt ein Jahrhundert lang ſogar ohne Vorſteher mit biſchöflicher Weihe, entrang ſich dieſe mütterliche Zufluchtsſtätte nur mit genauer Noth dem eigenen Untergange, und ihre Mönche waren ihrer Mehrzahl nach wahrſcheinlich ſelbſt genöthigt, anderwärts Aſyle brüderlicher Liebe aufzuſuchen. Ob ſie dieſe in den

[1]) Geſchichte des Stiftes St. Florian. S. 7.

tiefer im Lande gegen Norden gelegenen Zellen, ob in den, wie ich glaube, vom hl. Rupert gegründeten Münſtern, z. B. Weltenburg, Münchsteuer bei Glon, Münſter bei Velden, Münſter bei Rohr, Münſter nördlich von Straubing, Rottthalmünſter, Poſtmünſter (Bosonis-Monasterium), Münsteuer bei Reichersberg, St. Stephans- und St. Severinsmünſter zu Paſſau und Innſtadt u. ſ. w. gefunden haben, muß ich ſchon aus dem Grunde dahingeſtellt ſein laſſen, weil ich einerſeits überzeugt bin, daß die Mehrzahl derſelben, wenn nicht alle, ebenfalls während des VII. Jahrhunderts eingegangen ſeien, andererſeits aber nicht weiß, welchen es gelang, ſich aufrecht zu erhalten, und wieder, welche davon ihr trauriges Loos früher, welche ſpäter erreichte.

Für das Fortbeſtehen des Kloſters St. Florian war die ſlaviſche Periode etwa vom Jahre 630 an nicht minder gefährlich als die awariſche, weil ſie am längſten, d. h. über 100 Jahre dauerte, und die Slaven während derſelben, wenn nicht von der nächſten Umgebung St. Florians, ſo doch von den benachbarten Bezirken Beſitz ergriffen zu haben ſcheinen. Darüber läßt die ſpätere Stiftungsurkunde von Kremsmünſter keinen Zweifel aufkommen, und auch andere benachbarte Ortſchaften, z. B. Gronsdorf (Gronesdorf) werden noch im IX. Jahrhundert als im Slavenlande (terra Slavorum) gelegen bezeichnet. Wie es ſcheint, haben die am rechten Ennsufer ſiedelnden Slaven zur Zeit Samo's auf das linke übergeſiedelt, um aus der nächſten Nachbarſchaft der ihnen verhaßten Awaren zu kommen: ſo erkläre ich mir die gänzliche Verödung des Ennswaldes, d. h. des Landſtriches zwiſchen der untern Enns und der Ips, welche der Biograph des hl. Emmeram für die Mitte des VII. Jahrhunderts mit ſo abſchreckenden Farben ſchildert. Daß am Abſchluſſe der Slavenperiode in St. Florian ein eigentliches Kloſter nicht mehr beſtand, haben wir eben geſehen; aber eine einfache Zelle wird ſich mit Unterbrechungen auch durch dieſe Drangperiode durchgekämpft haben. Wichtiger dürfte ſein, daß ſich damals die geiſtliche Corporation, als Lebensprinzip des Kloſters, durch die Flucht gerettet zu haben ſcheint: in ihr dauerte das Kloſter trotz des materiellen Ruins in ſeiner Weſenheit fort. Im Bezug auf die Richtung dieſer Flucht und den Fortbeſtand der Kloſtergemeinde erlaube ich mir eine Vermuthung auszuſprechen, die viel für ſich zu haben ſcheint. Daß Salzburg nicht mehr das Ziel der fliehenden Mönche ſein konnte, iſt oben auseinandergeſetzt worden; ſie ſcheinen dießmal in Paſſau ein Aſyl geſucht und gefunden zu haben, möglicher Weiſe im St. Stephansmünſter, zunächſt aber im St. Severinskloſter der Innſtadt. Zur längeren Beherbergung einer größeren Brüder-Corporation, wie jene von St. Florian ſicherlich geweſen, waren die Räume des St. Severinskloſters wohl zu beengt, und darum mögen die Mönche von St. Florian ſich auf einer ländlichen Beſitzung des St. Severinskloſters niedergelaſſen haben. Auf dieſe Weiſe erkläre ich mir den Urſprung von Welſ-florian bei Schärding, von welchem bekannt iſt, daß es viel ſpäter, nämlich bei

Einführung des Pfarrinſtituts Filiale von St. Severin geworden iſt[1]). Auf ein eigenthümliches Verhältniß dieſer Kirche, nicht unmittelbar zum hl. Florian als Patrocinium, ſondern zur gleichnamigen Kloſtergemeinde, weist auch die Thatſache hin, daß ſie urkundlich als »Ecclesia Sanctae Mariae in Wihenflorian« vorkommt, mithin als die Marienkirche im Orte — man darf wohl ſagen im Kloſter St. oder Weihflorian gelegen, bezeichnet wird. An das faſt eine Meile ſüdlicher gelegene Marienkirchen, das ſpäter Filiale von St. Florian wurde, iſt dabei kaum zu denken; wäre es aber wirklich gemeint, ſo würde damit zugleich bewieſen ſein, daß das proviſoriſche Kloſter Weihflorian mindeſtens auf eine Meile im Umkreiſe Grundherrſchaft geweſen ſei. Meine eben ausgeſprochene Vermuthung gewinnt aber dadurch noch mehr an Wahrſcheinlichkeit, daß kurz vor der Reſtauration des eigentlichen Kloſters St. Florian am Ipfbache durch K. Karl d. Gr. (nach 791) bedeutendere Schenkungen zu Weihflorian am Inn und dadurch mittelbar zum Mutterſtifte am Ipfbache gemacht werden. Zwiſchen 788 und 800 ſchenken nämlich zwei fromme Frauen Liutswind und Prunihilt zum hl. Florian: jene ihr ganzes Eigenthum, dieſe zwei Drittel ihres Erbes. Erſtere wird wohl mit jener frommen Wohlthäterin der Salzburgerkirche Leutswind identiſch ſein, welche in derſelben Zeit Paldelingen (Palling bei Troßberg) an das Hochſtift vergabt. Von den Schenkungen der frommen Liutswind[2]) ſagt zwar der Stiftshiſtoriograph J. Stülz[3]): „Dieſe Schenkungen liegen zwar im Mattiggau und der Text derſelben erwähnt keines Kloſters; indeſſen ſcheint es kaum einem Zweifel zu unterliegen, daß unter dem S. Florianus das Kloſter St. Florian gemeint ſei.“ Es iſt ohne Zweifel erlaubt, hierin anderer Meinung zu ſein, und zwar ſchon aus dem Grunde, weil die geſchenkten Güter nahe bei Weihflorian am Inn liegen; jedenfalls erſcheinen aber auch dieſe Schenkungen wieder als Remuneration für ſeelſorgliche Thätigkeit der Mönche von St. Florian im Mattiggaue, was mich eben auch in meiner oben ausgeſprochenen Vermuthung beſtärkt. —. Das Wirken der Mönche von St. Florian nach der Reſtauration ihrer Mutterabtei durch K. Karl d. Gr. gehört in die Slavenzeit und wird dort die geeignete Berückſichtigung finden.

Nach der Abſteckung dieſes allgemein geſchichtlichen Rahmens ſoll nun den ſpecielleren Chriſtianiſirungs-Arbeiten der Mönche von St. Florian nachgeforſcht werden. Ich theile dieſe Nachforſchungen in zwei Abſchnitte, die ſich aus der Natur der Sache ergeben, und auch der Zeitfolge, in welcher ſich die Arbeiten aneinander reihen, entſprechen, nämlich in die unmittelbaren des Kloſters und ſeiner nächſtgelegenen Zellen, und jene, welche von ſeinen entfernteren Zellen ausgingen. Räumlich werden erſtere in die Urdiöceſe von Salzburg entfallen, letztere aber auf deren Legationsgebiet; hier beſchränke ich mich natürlich auf

[1]) Buchinger, Geſch. v. Paſſau. I. S. 162. [2]) Freiberg, Samml. hiſt. Schriften u. Urk. I. S. 414. u. Mon. Boic. XXVIII. Cod. Pat. I. f. 35. [3]) Geſch. des Stiftes St. Florian. S. 5.

jene der Urdiöceſe. — Die Grundlage der Chriſtianiſirungsarbeiten des am Grabe des glorreichen Martyrs Florian entſtandenen Kloſters in unmittelbarer Nähe desſelben und allmälig in ſich erweiternden Kreiſen bildete die apoſtoliſche Wirkſamkeit des hl. Landesapoſtels Rupert in Lorch und deſſen Umgegend. Wir haben bereits früher geſehen, daß der Heilige bei ſeiner Rückkehr von Cilli in Lorch eine kleine aus Romanen beſtehende Chriſtengemeinde vorfand, deren Glauben er neu belebte, und die er während eines etwas längeren Aufenthaltes bedeutend erweiterte. Sein längerer Aufenthalt in Lorch iſt aber auch nur natürlich; ſchon der chriſtlich-klaſſiſche Boden der alten Biſchofsſtadt mußte ihn anziehen; er war durch den Apoſtel der römiſchen Zeit, den hl. Biſchof und Martyr Maximilian, deſſen Reliquien er ſich auf einer mühevollen Reiſe erworben, ſowie durch den Schutzengel der Noriker, den hl. Abt Severin, geheiligt, benetzt mit dem Blute jener vierzig, die gleichzeitig mit ihrem Führer Florian für ihren Glauben ſterbend Zeugniß gegeben. Zog ihn dieſer Boden an, ſo mußte ihn das Grab des hl. Florian feſſeln, und darum erweiterte ſich der chriſtliche Umkreis dieſes ehrwürdigen Grabes ſchon beim erſten Wiederbetreten des ufernoriſchen Bodens durch St. Ruperts Eifer und Mühe zu einer nicht unanſehnlichen, chriſtlichen Erſtlingsgemeinde. Im Hinblicke auf den längern Aufenthalt des hl. Landesapoſtels am Grabe des hl. Florian halte ich nicht für unwahrſcheinlich, daß der hl. Rupert ſchon während ſeines erſten Aufenthaltes alldort die Kirche in dem nur eine gute Wegſtunde ſüdlich entlegenen Ruprechtshofen gegründet und zu Ehren der ſeligſten Jungfrau und des hl. Petrus eingeweiht habe. Dieſe beiden von ihm vor allen andern bevorzugten Patrocinien, hier noch obendrein vereinigt, ſind es, die mich im Zuſammenhalte mit den vorhin beſprochenen Erwägungen in der Anſicht beſtärken, daß man genanntem Dorfe nicht von irgend einem ſpätern gleichnamigen Beſitzer, ſondern im Andenken an die dort entfaltete Thätigkeit des Landesapoſtels ſeinen patronymiſchen Namen Ruprechtshofen gegeben habe.

Der hl. Rupert übergab dem von ihm gegründeten oder adoptirten Klöſterlein am Grabe des hl. Florian die von ihm in und um Lorch im Glauben beſtärkte, neugewonnene und jedenfalls ſehr vermehrte Chriſtengemeinde zu treuer Obhut und ferneren Erweiterung. — Im unmittelbaren und urſprünglichen Miſſionsbezirke des Kloſters St. Florian erſcheinen mir nachſtehende Kirchen als erſte ſeelſorgliche Attribute. Haupt- oder Seelſorgkirche war natürlich das gleich Anfangs wegen der herbeiſtrömenden Wallfahrer in größern Ausmaßen erbaute Gotteshaus über dem Grabe des glorreichen Martyrs. Zunächſt bei der St. Florians-Baſilika — und ſo glaube ich ſie wegen ihres noch erhaltenen Kryptabaues etwa aus dem Ende des VIII. Jahrhunderts heißen zu dürfen, da er auf die Baſilikaform des Ueberbaues zu ſchließen berechtigt, — alſo zunächſt der St. Florians-Baſilika war ſchon in der Urzeit ein eigenes Baptiſterium, eine Kapelle s hl. Johannes des Täufers. Sie beſteht noch heute mit dem zum vorigen ge-

kommenen Patrocinium des hl. Florian ſelbſt, indem die darin befindliche Quelle laut der Legende in engſter Verbindung mit dem Martyrium des hl. Florian ſteht. Die Legende ſelbſt hat aber durch die dem Grabſteine der frommen Wittwe Valeria endlich einmal gewordene Anerkennung als unbeſtreitbares Denkmal des IV. Jahrhunderts eine früher nicht geahnte Beglaubigung erlangt. Sie berichtet, daß Valeria, als ſie mit Lebensgefahr den hl. Leichnam zuerſt verborgen und dann mit einem ärmlichen Geſpanne ſchon ſeiner Ruheſtätte nahegebracht hatte, wegen Erſchöpfung des Geſpannes neuerdings in größte Gefahr gerathen ſei. Da ſei dieſe wunderbare Quelle entſprungen, an der ſie ihre Zugthiere gelabt und dann ihr frommes Werk der Beerdigung des hl. Leichnams glücklich vollbracht habe. Ob eine ſo heroiſche Aufopferung nicht ein beſonderes Wunder verdient habe, darüber hat wenigſtens der hohle Unglaube nicht zu entſcheiden. — Die Quelle, mittelſt der Legende für die Urzeit documentirt, hat nebenbei auch noch eine andere nicht minder werthvolle Bedeutung. Sie hat ein mit Marmor gefaßtes, tiefes und im Waſſerſpiegel einige Quadratfuß haltendes Baſſin, in welchem man im Zuſammenhalte mit dem Patrocinium S. Joannis Baptistae einen uralten Born zur Immerſionstaufe nicht verkennen kann.

Die ſchon urſprünglich zahlreichere Gemeinde, welche von St. Florian aus ſeelſorglich gepflegt und vermehrt wurde, war ohne Zweifel die Einwohnerſchaft des aus ſeinen Ruinen ſich wieder erhebenden Lauriacums, der alten Biſchofsſtadt Ufernoricums. Wahrſcheinlich ſchon damals erwarb das Kloſter St. Florian ſeine Eigenthumsrechte in und um Lorch, in denen noch bei der Erbauung der Ennsburg im Jahre 901 Meldung geſchieht. Die älteſten Erwerbungen von Eigenthumsrechten ſind überhaupt auf einfache Beſitzergreifung von herrenloſem Gute baſirt, die von der Zeit befeſtigt und geheiligt, zu vollem Eigenthumsrechte erwuchs. Sie waren die geeignetſte Remuneration für vorher und fortwährend geſpendete geiſtliche Wohlthaten. Es kommt nirgends die leiſeſte Erwähnung vor, daß das Kloſter St. Florian zu Lorch mit Grund und Boden beſchenkt worden ſei. — Die oft zerſtörte und allemal wieder aufgebaute St. Laurentiuskirche außer der Mauer, auch durch dieſe Lage der berühmten römiſchen Hauptbaſilika »S. Laurentii extra Muros in agro Verano« ähnlich, hat wie ſchon früher erörtert worden, alle Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß ſie die vom hl. Maximilian erbaute biſchöfliche Kathedrale geweſen ſei. Eine andere Kirche »Capella S. Mariae in loco Lauriacensi« kommt in Biſchof Altmann's Stiftungsurkunde des Kloſters St. Nicola zum erſten Male vor [1]).

Anfänglich wurde die apoſtoliſche Seelſorge auch vom Kloſter aus in weiter entlegenen Sprengeln ausgeübt. Als dann in denſelben die Anzahl der dem Chriſtenthum Gewonnenen zu beträchtlicheren Gemeinden anwuchs, erhielten dieſe Sprengel eigene Kirchen und Seelſorgs-Mönche, die in kleineren Zellen im

[1]) Mon Boica IV. p. 293.

Sprengel ſelbſt wohnten. Ich habe mich hier im Anhalte an die mir geſteckten Grenzen der Urdiöceſe nur mit zweien derſelben zu befaſſen: mit Kleinmünchen und der Margarethenzelle oder Linz. Die Errichtung eines eigenen Seelſorgſprengels tritt am deutlichſten bei der Zelle Kleinmünchen hervor, indem dieſer Sprengel zu Ebelsberg eine eigene Taufkirche (S. Joannis Baptistae) erhielt. Die Mönche wohnten jedoch in Kleinmünchen, woher auch der Ortsname. Sie waren lehrend und cultivirend über die Traun vorgeſchritten, wovon auch der Mönchsgraben, ſüdlich von Ebelsberg, Zeugniß gibt. Die Seelſorgkirche dieſes Sprengels ſcheint anfänglich und ſpäter noch St. Peter in der Zizlau geweſen zu ſein. Doch auch hier verbreitete ſich das Chriſtenthum ziemlich raſch an der Donau aufwärts, und ſo entſtand ſchon bald eine eigene Zelle, St. Margarethenzell nächſt Linz, ein dem neuen Seelſorgſprengel entſprechendes Baptiſterium zu Leonding (S. Michaelis) und die Seelſorgkirche St. Martin zu Linz, die ſchon ziemlich frühzeitig documentirt iſt. Dasſelbe iſt mit den Orten Ansfelden (Alpunesfeld), Alkofen (Alinchova), Schönering (Sconheringa) u. ſ. w. der Fall, deren Beſtehen viel weiter zurückreicht, als ihr erſtes Aufſcheinen in den Urkunden, die für uns zu den älteſten gehören. Uebrigens muß ich es unentſchieden laſſen, ob während der Conſtituirung der Salzburgiſchen Urdiöceſe der Miſſionsbezirk der St. Florianer Mönche auf die ziemlich engen Grenzen beſchränkt geblieben ſei, die ich angedeutet habe, oder ob ſie damals ſchon an der Donau, Enns und Traun weiter aufwärts gerückt ſeien, wie dieß jedenfalls während der Chriſtianiſirung des anſtoßenden Legationsgebietes geſchehen iſt, auf deren Beleuchtung ich bald zurückkommen werde.

2. Enclave Regensburg.

Die erſte Chriſtengemeinde, welche der hl. Landesapoſtel Rupert in Baioarien ſtiftete, entſtand in der damaligen Landeshauptſtadt Regensburg. Nach dem Berichte der Vita primigenia nahm der hl. Rupert den Herzog Theodo und viele Edle und Gemeine des baioariſchen Volkes dort in die Erſtlingskirche auf, und darum iſt und bleibt die Chriſtengemeinde von Regensburg die Muttergemeinde von Baioarien. Es iſt leicht begreiflich, daß der hl. Landesapoſtel dieſer Muttergemeinde, welche den Herzog, ſeine Familie, ſein Haus, ſein Gefolge und eine Menge hoher und niederer Bewohner der Hauptſtadt zu ihren Mitgliedern zählte, eine ganz beſondere Sorgfalt gewidmet habe, hing doch ſchon nach menſchlicher Berechnung das Gedeihen ſeines Landesapoſtolates vorzugsweiſe von der religiöſen Entfaltung der Muttergemeinde ab. Vom Herrſcherhauſe und ſeiner Hauptſtadt gingen damals wie heute die mächtigſten Impulſe für das Geſammtvolk aus; Herrſcherhaus und Hauptſtadt in chriſtlicher Lehre und chriſtlichem Wandel tief zu begründen und zu befeſtigen, war daher ne Hauptaufgabe des Landesapoſtels. Schon aus dieſem Grunde möchte man inen, der hl. Rupert hätte keinen Augenblick ſchwanken können, ſeinen biſchöf-

lichen Stuhl in Regensburg aufzurichten, als ihm Herzog Theodo die Wahl des Ortes hiezu freigeſtellt hatte. Der Heilige, ſelbſt dem königlich fränkiſchen Geblüte entſproſſen, wußte aber nur zu genau, daß die Apoſtel in der Hofluft, ſelbſt in der mildeſten, nicht gedeihen wollen, und im lebendigen Bewußtſein ſeiner Pflicht, den Armen das Evangelium zu predigen, erkor er ſich nach einer längern Rundreiſe in den Ruinen Juvavums, inmitten des Landes, aber auch inmitten einer dichtern altchriſtlichen, romaniſchen Bevölkerung, fern vom herzoglichen Hofe, an durch Martyrblut geheiligter Stätte ſeinen Biſchofsſitz. Als er das Donauſchiff beſtieg, um ſeine Rundreiſe anzutreten, geſchah dieß wohl in der Vorausſicht, daß er kaum mehr in die Hauptſtadt zurückkehren werde, um ſich dort bleibend niederzulaſſen, und um ſo umfaſſendere Vorſorge mußte er treffen, um das Seelenheil ſeines geiſtlichen Erſtgebornen, des Herzogs und ſeiner Familie, ſowie der Muttergemeinde überhaupt und deren möglichſte Erweiterung zu ſichern. Darum unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er trotz ſeiner damals noch ſehr beſchränkten Arbeitskräfte doch gewiß einige Mönche, und unter dieſen wenigſtens einen Mönchprieſter mit ausgedehnten Vollmachten in Regensburg zurückgelaſſen habe, ſowie andererſeits zweifellos ſein wird, daß er von Petena und Juvavum aus zu wiederholten Malen nach Regensburg gekommen ſei, um die Heilsanſtalten in der Muttergemeinde kräftigſt zu fördern. Die älteſten kirchlichen Anſtalten in Regensburg ſtelle ich mir ſo vor: Bei dem Marienoratorium (alte Kapelle) die Mönchszelle, das Baptiſterium bei der dermaligen Collegialſtiftskirche St. Johannes des Täufers (und Evangeliſten), die eigentliche Seelſorgkirche zu St. Georg „auf dem Martyrbühl“. Dieſe Annahme findet bezüglich der „alten Kapelle“ und der St. Georgskirche in den alten Regensburger Traditionen die nöthigſte Stütze; Gumpelzheimer conſtatirt ſie[1]), jedoch mit manch Unrichtigem vermengt; daß die St. Georgskirche um das Jahr 652 ſchon (richtiger: noch) ſtand, wiſſen wir aus Aribo mit Sicherheit, indem er berichtet, daß der Leib des hl. Martyrs Emmeram von Aſchheim nach Regensburg überbracht und in der Kirche des hl. Georg beigeſetzt worden ſei[2]). Würde mich nicht das Zeugniß Aribo's, zuſammengehalten mit den alten Ueberlieferungen, in etwas beirren, ſo würde ich die älteſte Seelſorgkirche Regensburgs in jenem Weih St. Peter ſuchen, auf deſſen Area ſpäter die St. Jakobs-Schottenkirche erbaut worden iſt; denn obwohl auch das Patrocinium des Megalo-Martyr S. Georg ein dem hl. Rupert beliebtes iſt, ſehen wir dennoch das des hl. Apoſtelfürſten Petrus und jenes der ſel. Jungfrau als die von ihm bevorzugten.

Natürlich nahm der hl. Rupert erſt in den erſten Regierungsjahren Herzog Theodeberts eine dem wachſenden Bedürfniſſe entſprechende großartigere Organiſation der Seelſorgsanſtalten in Regensburg und deſſen Umgegend vor, als ihm nach

[1]) Regensb. Geſch. I. S. 55 ff. [2]) Vita S. Emmer. auct. Aribone Ep. Frising. Bo
T. VI. Sept. p. 481. No. 34.

Vervielfältigung ſeiner geiſtlichen Arbeitskräfte von Worms her hiezu die nöthigen Mittel zur Verfügung ſtanden. Der Haupttypus der ſtädtiſchen Seelſorgs- und Miſſionsſtation mag in ſeiner Weſenheit auch darnach noch beibehalten worden ſein, aber bezüglich der Miſſions- und Seelſorgs-Anſtalten für eine weitere Umgegend der Hauptſtadt traten, wie dieß wohl unabweisbar erſchien, manche neue Einrichtungen ins Leben. Die Wichtigkeit der herzoglichen Reſidenz, ihr großer Einfluß auf einen viel größeren Kreis der umliegenden Landſchaft, die auf dem wegen ſeiner außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmten Donau-Gauboden dicht ſiedelnde Landbevölkerung, ſind es übrigens nicht allein, was mich auf den Gedanken lenkt, daß Regensburg und ſeine Umgegend ſchon frühzeitig eine Art ſalzburgiſches Gaubisthum geworden ſein müſſe. Ich kann in der Mehrzahl jener wirklichen oder vorgeblichen Biſchöfe Baioariens (Episcopis in provincia Bojariae constitutis[1]), an welche Papſt Gregor III. im Jahre 738 ſein Schreiben adreſſirt, mit welchem er ihnen die Ankunft ſeines Legaten Bonifacius ankündigt, nichts anders erblicken, als eine Art ſalzburgiſcher Gaubiſchöfe, mag auch ihr Abhängigkeitsverhältniß vom damaligen Abt-Vorſtande genannter Landeskirche, Johannes, ein noch ſo loſes geweſen ſein. Sie hielten ſich, wie die Adreſſe ausdrücklich beſagt, in der Provinz Baioarien auf, und dieſe war ihrem ganzen Umfange nach ſalzburgiſches Diöceſangebiet. Einer der Genannten, Wigo, zweifellos jener Agilulfinger Wichbert, der erſt im Jahre 754 zu Regensburg ſtarb, hatte erweislich einen unmittelbaren Vorfahrer am hl. Erhard, der nach der gewöhnlichern Annahme im Jahre 692 nach Regensburg kam und im Jahre 737 dort ſtarb. Wenn der hl. Erhard wirklicher Biſchof war, ſo konnte er wohl nur vom Biſchofe Flobrigis von Salzburg, der um jene Zeit nachweisbar iſt, geweiht worden ſein, weil er ſich in ſeiner Diöceſe aufhielt, und, wie mir ſcheint, der erſte bekannte Gaubiſchof des Bezirkes Regensburg iſt. Ob auch der hl. Erhard ſchon Vorgänger in dieſem Amte gehabt habe, kann ich wegen völligen Mangels urkundlicher Anhalte nicht behaupten, vermuthe es aber. Jenen Biſchof Lupus, der von den einwandernden Baioariern am Beginne des VI. Jahrhunderts gemartert worden ſein ſoll, halte ich im Allgemeinen für irgend eine ſagenhafte Verwechslung, als Biſchof von Regensburg aber geradezu für eine Fiction. Daß das Chriſtenthum im Gebiete von Regensburg trotz des beinahe gänzlichen Verfalles der Salzburger Mutter-Kirche, des Einreißens der bonoſianiſchen Häreſie, der argen Umtriebe der Manichäer (Afri) und acephalen Iren und in Folge deſſen des Abfalles des einen und andern Herzogs vom wahren Glauben, wie dieß Arnulf von Bohburg, ein Verwandter des agilulfingiſchen Hauſes ſelbſt bezeugt, daß, ſage ich, das Chriſtenthum im Gebiete von Regensburg dennoch erhalten geblieben ſei, beweiſen für Regensburg ſelbſt weniger die Miſſionsarbeiten der hl. Euſtaſius und Agilus um 620, als die dreijährigen Reſtaurations-

[1]) Juvav. Text. S. 142. Anm. (b).

mühen des hl. Biſchofes Emmeram ungefähr von 649—652, und ebenſo das Fortbeſtehen der aus der Periode Rupert-Vitalis ſtammenden Klöſter, nicht nur bis auf jenen Herzog Theodo, an deſſen Hofe der hl. Emmeram ſich zeitweiſe aufgehalten, ſondern auch noch nach demſelben, und allem Anſcheine nach, obgleich nur theilweiſe und ſicherlich ſehr verkommen, bis in die Zeiten der hh. Corbinian und Bonifacius. Daß zur Zeit des eben genannten Herzogs Theodo noch mehrere Klöſter in Baiovarien beſtanden, geht unbeſtreitbar aus dem Antrage hervor, den er dem hl. Emmeram machte: „daß, wenn er nicht Landesbiſchof werden wollte, er es in ſeiner Demuth wenigſtens nicht abſchlage, den Klöſtern dieſes Landes nach regulärer Vorſchrift als Abt vorzuſtehen“ (»vel pro humilitatis studio abbas hujus provinciae coenobiis normali studio praeesse non recusaret« [1]). Daß einige Klöſter auch nach dem Tode des hl. Emmeram noch fortbeſtanden haben, ja, daß dieß bis zur Ankunft der hhl. Corbinian und Bonifacius noch der Fall geweſen ſei, werde ich ſogleich Anlaß haben, näher vor Augen zu ſtellen, bei welcher Gelegenheit wir auch ſehen werden, daß das Chriſtenthum in weiter Umgegend um Regensburg nach dem tiefen Verfalle während des VII. Jahrhunderts wenigſtens ſtreckenweiſe noch tiefgewurzelt ſtand. Um in weitern Kreiſen nach ſo verderblichen Kataſtrophen noch tiefgewurzelt daſtehen zu können, mußte es vor dem Verfalle in weitern Kreiſen tief in das gläubige Gemüth des Volkes eingepflanzt worden ſein, und es liegt mir nun ob, dieſem Einpflanzungsgange des Chriſtenthumes im weiteren Gebiete Regensburgs auf ſeinen erſten Wegen Schritt für Schritt zu folgen.

Um mit erforderlicher Klarheit vorzugehen, werden wir zuerſt den Burgfrieden von Regensburg im ausgedehnteren Sinne des Wortes ins Auge zu faſſen zu haben, dann aber das zunächſt daranſtoßende Ufergebiet aufwärts und abwärts an der Donau, und endlich das näher gelegene Binnenland gegen Süden. Das nordwärts ſich erſtreckende oberpfälziſche Land bleibt vor der Hand unberückſichtigt, weil in der Zeit, um welche es ſich hier handelt, der Raffachwald ſich wohl noch bis ganz nahe an Stadtamhof ausdehnte, und ſein Name und die von ihm und der grellen Regenbeugung bei Loisniz nördlich dichter auftretenden ſlaviſchen Ortsnamen überhaupt zur Annahme nöthigen, daß die Naabwenden bei ihrer Einwanderung nahe an die Donau herab vorgedrungen ſeien. Ihre Einwanderung ſelbſt ſcheint in die erſte Hälfte des VI. Jahrhunderts zu fallen und am Anfange des VII. vollendet worden zu ſein.

Für unſere älteſte Zeit vermag ich in einem ungefähr eine Meile betragenden Umkreiſe um Regensburg weder eine von der St. Georgskirche geſonderte Seelſorgkirche, noch irgend ein eigenes Baptiſterium anzuerkennen. Allerdings haben manche der dortigen Kirchen Patrocinien, die zu den älteſten gehören, z. B. jenes der Himmelfahrt Mariä, und insbeſondere die Filialkirche Pentling bei

[1]) Aribo in Vita l. c. p. 475. No. 5.

Prüfening das des hl. Johannes des Täufers; ſie ſcheinen mir aber dennoch alle ſpätern Urſprungs zu ſein, weil in älteſter Zeit kein dringendes Bedürfniß zu ihrer Errichtung vorlag. Inſoweit glaube ich unmittelbar zur Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges der obern Donauufer übergehen zu dürfen. Es hat viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß Weltenburg der erſte Seelſorgbezirk war, der ſich von jenem urſprünglichſten der St. Georgskirche zu Regensburg ausſchied und ſelbſtſtändig wurde. Weltenburg ſelbſt war anfänglich einfache Zelle, wurde aber allem Anſcheine nach vom hl. Rupert bald zum eigentlichen Münſter und vollſtändiger Abtei erhoben. Es iſt mir keineswegs unbekannt, daß die durch Jahrhunderte nachweisbare Tradition, daß Weltenburg vom hl. Rupert gegründet worden ſei, von jenen erſtaunlich aufgeklärten Geſchichtſchreibern, deren Vorbeter der Pfarrer Winter von Landshut iſt, ernſtlich angeſtritten wurde. Ihr Hauptargument beſteht jedoch in der Behauptung, daß die mittelalterlichen Mönche in inquiliner Eitelkeit beſtrebt waren, die Anfänge ihrer Klöſter möglichſt tief in die Urzeit zurückzuverlegen: eine Behauptung, die in ihrer Allgemeinheit erſt bewieſen werden müßte, wenn ſie auf Beweiskraft Anſpruch machen will, aber auch im günſtigſten Falle noch negativer Natur bliebe, welcher gemäß ſie der poſitiven Tradition nicht beſonders nachtheilig ſein wird. Bei der Tradition ſelbſt wird man freilich, wie überall, zwiſchen dem hiſtoriſchen Kern und deſſen Umhüllung mittelſt der Sagengebilde zu unterſcheiden haben, und von dieſem Geſichtspunkte aus ſichte ich die Aufſtellungen des Vorredners zu den Monum. Weltenburgens.[1]) über Weltenburg's älteſte Geſchichte. Für hiſtoriſchen Kern gilt mir die Gründung durch den hl. Rupert und die Exiſtenz eines Abtes Wisundus in älteſter Zeit überhaupt. Daß Wisund der erſte Abt geweſen ſei, wird ſich mit Zuverläſſigkeit kaum erweiſen laſſen, ſondern nur, daß er der erſte, ſeinem Namen nach bekannte ſei. Alles Uebrige halte ich für ſagenhaftes Beiwerk, ſo z. B. die Berufung Wisund's von Monte Casino, gegen welche auch ſein rein germaniſcher Name Wisund (Wisinto) ſpricht, ebenſo deſſen Herkunft von Schottland nach der Muthmaßung Anderer. Auch der Vermuthung Meichelbeck's[2]), daß Weltenburg von jenen Jüngern der hh. Euſtaſius und Agilus gegründet worden ſei, welche ſie zur Fortſetzung ihrer um 616 begonnenen Miſſion in Baioarien zurückließen, kann ich nicht beipflichten, wie plauſibel ſie auf den erſten Anblick auch erſcheinen möge. Wir werden ſpäter ſehen, daß ihre Miſſionsthätigkeit die Oſtgrenze des baioariſchen Weſtrichs kaum überſchritten habe, und wenn, wie wohl nicht zu bezweifeln, richtig iſt, was uns Arnulf von Vohburg berichtet, daß die Photiniſch-Bonoſianiſche Irrlehre darum ſo großen Anhang in Baioarien gewann, weil es ihren Verbreitern ſogar gelungen war, den einen und andern agilulfingiſchen Herzog des VII. Jahrh. zu bethören: ſo wird man mit Zuverſicht annehmen dürfen, daß den Bekämpfern jener Irrlehre nicht geſtattet worden wäre, in nächſter Nähe der

[1]) Mon. Boic. XIII. p. 299. ff. [2]) Chron. Benedictinobur. Diss. I. p. 78.

herzoglichen Haupt- und Reſidenzſtadt ein Kloſter zu errichten. Bei dieſem Anlaſſe kommen wir auch auf den Urſprung der Jahreszahl 616, welche dem Abt Wiſund beigefügt wird; ſie iſt als jene der Synode von Boneuil bekannt, auf welcher die Abſendung der hh. Euſtaſius und Agilus nach Baioarien beſchloſſen wurde, und wurde einfach auf den erſten Abt der vermeintlich von ihren Jüngern gegründeten Abtei Weltenburg übertragen. All dieß zuſammengehalten, ſcheint mir der Kern der alten Tradition, daß Weltenburg vom hl. Rupert gegründet worden ſei, und daß ihr in älteſter Zeit einmal ein Abt Wiſinto vorgeſtanden, ziemlich feſt zu ſtehen, und von der bis in unſere Tage vererbten Negation wenig zu befürchten zu haben. Leider war ich nicht in der Lage, von der handſchriftlichen Chronik Weltenburg's des letzten Abtes Werner Einſicht zu nehmen, die in der Hofbibliothek von München aufbewahrt wird; ſie ſoll, höre ich von einem dermaligen Capitular des Priorats Weltenburg, ſehr triftige Gründe für die Stiftung der Abtei durch den hl. Rupert enthalten.

Man mag über das bezüglich Weltenburg's bisher Erörterte denken, was eben beliebig iſt, das wird man nicht in Abrede ſtellen können, daß ſich Weltenburgs kirchliche Attribute treffend als erſter Ausbruch der St. Georgs-Seelſorgkirche zu Regensburg darſtellen. Schon die Entfernung von beiläufig drei geogr. Meilen läßt die Opportunität für die Errichtung einer geſonderten Miſſionsſtation errathen; überdieß finden wir aber in der Filiale Weltenburg auch das St. Georgs-Patrocinium der Mutter-Seelſorgkirche wieder, und obendrein die bei primitiven Miſſionsſtationen mehrfach beobachtete Eigenthümlichkeit, daß Zelle, Seelſorgkirche und Baptiſterium hart neben einander ſtehen: Weltenburg hat aber neben der St. Georgs-Stiftskirche auch eine Baptismalkirche zum hl. Johannes dem Täufer. Ein ſo auffallendes Zuſammentreffen kann man vernünftiger Weiſe nicht für etwas Zufälliges halten, und der Inductionsbeweis für meine Aufſtellung gewinnt dadurch nicht wenig an Kraft. — Bis ich an die Reconſtruction der älteſten Seelſorgbezirke gehe, muß ich noch auf die ziemlich augenfällige Erſcheinung aufmerkſam machen, daß in der nächſten, und weitern Umgegend von Weltenburg kein Ortsname Zell — weder einfach noch in einer Zuſammenſetzung davon — vorkomme. Daraus darf man jedoch nicht ſchließen, daß dort auch keine Zellen exiſtirt haben; ich bin aber auch nicht geneigt, den Zellenmangel damit zu erklären, daß die hier näher beieinander ſtehenden Klöſter z. B. Biburg, Münchsmünſter, Rohr, Münſter bei Rottenburg die Zellnamen abſorbirt haben, halte vielmehr dafür, daß die in fraglicher Gegend allgemeine Siedlungsweiſe, nämlich faſt ausnahmslos in Dörfern, den Grund dafür enthalte. Ich täuſche mich kaum, wenn ich annehme, daß in mehreren Dörfern jener Umgegend der Hausname Zeller, Zellner öfter vorkomme, als anderwärts. Daß übrigens die eben genannten alten oder mittelalterlichen Klöſter in der Regel aus erweiterten Zellen hervorgegangen ſein werden, dürfte Angeſichts einer beinahe allgemeinen Analogie ſelbſtverſtändlich ſein

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hatte das Kloſter Weltenburg als nächſtes bei der Hauptſtadt Regensburg ſchon von ſeinem Stifter, dem hl. Landesapoſtel Rupert, außer der allen übrigen derartigen Inſtituten gemeinſamen, auch eine beſondere Beſtimmung erhalten: es mußte nicht nur die Miſſionäre für die Umgegend, ſondern auch die Seelſorger der Hauptſtadt und des herzoglichen Hofes ſtellen. Es iſt nämlich nicht zu bezweifeln, daß bei der alten Kapelle in Regensburg eine etwas reichlicher mit Mönchen beſetzte Zelle beſtand, aber eben ſo gewiß iſt, daß kein urkundlicher Wink dafür exiſtire, daß in Regensburg vor dem Kloſter St. Emmeram — entſtanden nach 652 — irgend ein anderes eigentliches Mönchskloſter gegründet worden ſei. Darum bin ich der Anſicht, daß die Zelle bei der alten Kapelle nur eine Filiale des Kloſters Weltenburg geweſen ſei, und daß das Mutterſtift, ſobald es als Zelle ſeinen urſprünglichſten Zweck als Miſſionsſtation für die engere Umgegend erfüllt hatte, von ſeinem erleuchteten Stifter in hoher Weisheit die beſondere Beſtimmung erhielt, faſt ausſchließlich das rein monaſtiſche Element zu pflegen, wozu es ſich ſchon ſeiner abgeſchiedenen Lage gemäß ganz vorzüglich eignete. Dadurch blieb es für lange Zeiten der glühende Focus der Asceſe, in welchem ſich auch die allmäliger Erkaltung ausgeſetzten Ordensglieder wieder erwärmen konnten. Der Gefahr der Verweltlichung waren aber die auf auswärtigen Miſſionsſtationen verwendeten Mönche überhaupt, und die in der Hauptſtadt und in der Atmoſphäre des herzoglichen Hofes lebenden zumeiſt preisgegeben. Der hl. Rupert wußte aber ſehr wohl, daß er die ihm und ſeinen Mönchen zugefallene unermeßliche Aufgabe der Bekehrung eines großen Landes nur dann zu löſen im Stande ſein werde, wenn die äußere Miſſionsthätigkeit unausgeſetzt von dem Streben nach innerer Heiligung getragen würde. Die tiefe Wahrheit ſeiner Anſchauung hat auch die Weltgeſchichte längſt und zu oft wiederholten Malen bewieſen: das Mönchthum als Ganzes und in einzelnen Klöſtern hat überall nur ſo lange ſegenreich gewirkt, als ſein inneres Leben ein kräftiges war; wo dieſes erkrankte, war ſofort auch die äußere Wirkſamkeit gelähmt, und es iſt eine unleugbare Thatſache, daß den bedauerlichen Säculariſirungen der Stifte und Hochſtifte durch weltliche Machthaber vielfältig längſt die innere Säculariſirung, den Gewaltact vermittelnd, vorausgegangen war.

Wohl in der nämlichen Abſicht, das monaſtiſche Leben möglich vor Beeinträchtigung von außenher zu ſichern, geſchah es, daß ſchon frühzeitig ſogar die Seelſorge der Mönche des Mutterkloſters Weltenburg auf den Burgfrieden des Kloſters beſchränkt wurde, und daß demzufolge nahe bei demſelben geſonderte Seelſorgbezirke gegründet wurden. Als ſolchen betrachte ich den Seelſorgbezirk von Kelheim mit der Marien-Seelſorgkirche im Orte ſelbſt, und dem St. Michaels-Baptiſterium zunächſt dabei, dermal in der Vorſtadt. An dieſen nördlichen geſonderten Seelſorgbezirk ſchloß ſich etwa gleichzeitig ein öſtlicher um die St. Peters-

zu Reißing an. Diejenigen Gläubigen, welche ſich an die Seelſorgkirche eißing hielten, mögen wie zuerſt am Baptiſterium zu Weltenburg, dann an

jenem von Kelheim theilgenommen haben. — Ein dritter ſüdlicher Seelſorgbezirk bildete ſich um die St. Laurentiuskirche jenes Ortes, deſſen Namen der heutige von Neuſtadt verſchlungen hat. Das entſprechende Baptiſterium war zu Heiligenſtadt (S. Joann. Bapt.), und im Anhalt an den Ortsnamen vermuthe ich in Heiligenſtadt eine Mönchszelle. Uebrigens kann man bezweifeln, ob die St. Laurentiuskirche des heutigen Neuſtadt unmittelbar von Weltenburg oder mittelbar von Münchsmünſter aus gegründet worden ſei. Das bekannte intime Martyriumsverhältniß des hl. Erzdiacons Laurentius und ſeines Biſchofes Xiſtus II., welcher Patron einer Nebenkirche (der ſpätern Pfarrkirche) von Münchsmünſter iſt, laſſen auf eine Zuſammengehörigkeit auch ihrer Gründungszeit nach ſchließen, und das filiale Verhältniß des Diakons zum Biſchofe mag allerdings auch im Patrocinium beider zum Ausdrucke gelangt ſein. Das Patrocinium der Stiftskirche Münchsmünſter iſt jenes des hl. Petrus. — Es mag hier dahin geſtellt bleiben, ob Münchsmünſter eines jener alten, aus der Periode Rupert-Vitalis ſtammenden Münſter ſei, oder ob es erſt im Jahre 750 gegründet wurde; ich erlaube mir aber die Vermuthung auszuſprechen, daß in der Einführung des Benedictiner-Ordens zu Münchsmünſter im Jahre 750 eben ſo gut eine Verwechslung mit der viel frühern Stiftung des Kloſters liegen könne, wie z. B. Th. v. Karajan[1]) die Reſtauration des Kloſters durch Herzog Heinrich IX. von Bayern und Dietbold IV. Grafen von Vohburg um 1131 mit der Gründung oder beziehentlich der Einſetzung der Benedictiner im J. 750 verwechſelt. Jedenfalls liegt in der Benennung Münchmünſter (dermal unrichtig Münchsmünſter und urſprünglich ohne Zweifel Municho-Munstiure) ein wichtiges hiſtoriſches Moment. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß Herzog Heinrich, als er im Jahre 1156 in dem Münſter nördlich von Straubing Säcular-Chorherren einführte, und es darum Pfaffen-Münſter nannte, das den Mönchen eingeräumte Münſter an der untern Ilm zum Unterſchiede Münch-Münſter geheißen habe; dem iſt jedoch keineswegs ſo; denn das fragliche Münſter hieß ſchon im Jahre 799, und natürlich auch zuvor, Münchmünſter, wie aus den Akten der Synode von Reisbach erſichtlich iſt, in denen ſich die Unterſchrift des Abtes »Anno de Munchmunster« findet.[2]) Von welch' andern Münſtern war alſo Münchmünſter (Municho-munstiure) mittelſt des pluralen Genitivs Municho — differenzirt? — Nicht von jenem Münſter an der mittlern Ilm (Ilm-Münſter), weil es ebenfalls von Mönchen beſetzt war, mithin wohl nur von jenen Münſtern, die keine Mönche mehr hatten, und denen von ihrer frühern Eigenſchaft nur noch der Ortsname Münſter geblieben war. In der That befinden ſich zwei ſolche in großer Nähe von Münchmünſter, nämlich eine Meile ſüdlich das von ſeinem Beſitzer zugenannte Engelbrechtsmünſter, und 3 Meilen öſtlich Münſter bei Rottenburg, von denen in der hiſtoriſchen Zeit keines mehr Kloſter war. Es gab alſo um die Mitte des

[1]) Verbrüd.-Buch p. XXIII. 36, 29. [2]) Dalham, Conc. Salisb. p. 36.

VIII. Jahrhunderts Ortſchaften Münſter, die in frühern Zeiten einmal Klöſter geweſen waren; ſie werden zu denen gehört haben, über welche Herzog Theodo in der Mitte des VII. Jahrhunderts den hl. Emmeram ſetzen wollte, und die mithin nur aus der Periode Rupert-Vitalis ſtammen konnten.

Wie ich es vorhin unentſchieden laſſen mußte, ob die St. Laurentiuskirche zu Neuſtadt mit ihrem Seelſorgbezirke etwa nur eine mittelbare Stiftung Weltenburgs, dagegen eine unmittelbare Münchmünſters geweſen ſei, oder nicht, ſo bleibt es mir wieder zweifelhaft, ob der nächſtſüdliche Seelſorgbezirk, wofür mir die St. Andreaskirche zu Pirkwang mit ihren Umwohnern gilt, mittelſt der St. Peterskirche zu Reißing eine Emanation von Weltenburg ſei, oder hingegen eine Schöpfung des nähern St. Peters- und Paulsmünſters bei Rottenburg. Letzteres iſt nur etwas über eine Meile von Pirkwang entlegen. Das der St. Andreas-Seelſorgkirche zu Pirkwang entſprechende Baptiſterium wird wohl in der Kirche St. Johannes des Täufers zu Baltershauſen (germaniſch-klaſſiſcher Ortsname!) zu ſuchen ſein, urſprünglich aber in dem nahe dabei liegenden Dorfe St. Johann, das ſchon längſt kirchenlos iſt.

Von dieſem Münſter weg glaube ich an die Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Binnenlande der kleinen und großen Laber entlang gehen zu ſollen, um ihrem Laufe folgend an die Donau-Ufer unter Regensburg zu kommen, um bei ihnen mit dem Gebiete der Urdiöceſe, welches ſich die Salzburger Kirche um Regensburg gebildet hatte, abzuſchließen. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß um das St. Peters- und Paulsmünſter, bevor es als ſolches zu Stande kam, ſchon von der Reckerszelle aus ein geſonderter Seelſorgbezirk entſtanden war, deſſen Baptiſterium die St. Johanneskirche zu Hebramsdorf geweſen ſein wird. Es lag aber in der vorzugsweiſe monaſtiſchen Natur des Münſters, ſogar jene kleinen Störungen der klöſterlichen Stille, welche aus dem zahlreicheren Zuſammenlaufe zu den Gottesdienſten entſprangen, möglichſt bald zu beſeitigen, d. h. in verhältnißmäßigen Entfernungen vom Kloſter eigene Seelſorgbezirke zu organiſiren. Hauptſächlich für das Legationsgebiet berechnet, übten die Miſſionäre desſelben ihre Thätigkeit mehr in der ſüdlichen Richtung, womit aber ſelbſtverſtändlich miſſionäre Wirkſamkeit auch nach andern Richtungen nichts weniger als ausgeſchloſſen war. Ueber die Thätigkeit im Legationsgebiete werde ich ſpäter die einſchlägigen Unterſuchungen anzuſtellen haben; hier handelt es ſich nur um die centripetale Thätigkeit im regensburgiſchen Theile der Urdiöceſe, der gänzlich durchchriſtianiſirt wurde, wie dieß die Natur der Urdiöceſe erforderte.

Wie ich es oben dahingeſtellt laſſen mußte, ob der Seelſorgbezirk Pirkwang eine Emanation von Weltenburg ſei, oder vom Münſter bei Rottenburg aus errichtet worden ſei, ſo bin ich auch wieder im Zweifel, ob der erſte nördliche Seelſorgbezirk des Münſters in Semerskirchen (S. Mariae ecclesia) oder zu Sandsbach (S. Petri) entſtanden ſei. Für Semerskirchen wie für Sandsbach hatte ſich das Baptiſterium zu Toiſenbach (S. Joann. Bapt.) vor-

züglich geeignet. Es ſcheint, daß die Taufanſtalt in Toifenbach (allem Anſcheine nach ein verwittertes Teufen- oder Taufenbach) errichtet geweſen ſei, während die eigentliche Baptiſterialkirche die St. Johanneskirche der wohl ſchon über 900 Jahre kirchenloſen Einöde St. Johann war. Ich muß es dahin geſtellt ſein laſſen, ob die St. Michaelskirche im nahen Wahlsdorf das urſprünglichſte Baptiſterium der weitern Umgegend geweſen ſei, weil der Ortsname Wahlsdorf nicht nothwendig von einem Valhes-dorf abgeleitet werden muß, ſondern, wie die nahen und analogen Herren- und Frauen-Wahl, die wie es ſcheint, nur abgeſchliffene Herren- und Frauen-Wald ſind, ebenſo auf ein altes Waldes-Dorf zurückgeführt werden kann. — Das gegen Norden vorgeſchobene Baptiſterium St. Johann, und die ſpäter ſicherlich aus der St. Peterskirche zu Sandsbach emanirte St. Andreas-Seelſorgkirche zu Thann (Pf. Herrenwahl) iſt es denn auch, weßwegen ich mich zur Annahme hinneige, daß die urſprüngliche vom Münſter in nördlicher Richtung errichtete, geſonderte Seelſorgſtation, jene von Sandsbach geweſen ſei. Der ſüdliche Theil des heutigen Decanats Schierling wurde im Gegenſatze zum nördlichen, der unmittelbar regensburgiſches Miſſionsgebiet iſt, wohl kaum mehr vom Münſter bei Rottenburg, ſondern vom Kloſter Berg (heute Pfaffenberg) aus bekehrt. Das Kloſter Berg wird faſt von allen Monaſteriologen, ſelbſt von Hund ignorirt. Das Verdienſt, ſelbes wieder evident geſtellt zu haben, gebührt dem gelehrten Herausgeber des „Verbrüderungsbuches von St. Peter", Th. v. Karajan. Er ſagt von dem Abte Wolchanhart[1]), welchen einem beſtimmten Kloſter zuzuweiſen vor ihm niemand, ſogar Reſch nicht gelungen war (Aventin und Andere ſchreiben ihm Oſterhofen zu): „Die Frage läßt ſich aber doch löſen, wenn man Ried's Cod. dipl. Ratisb. 1. 15. zu Rathe zieht. Dort nämlich findet ſich eine Urkunde K. Ludwigs des Frommen vom 3. Dez. 815, durch welche er dem Kloſter Berg im Donaugaue die Freiheit von Abgaben auf Anſuchen des Abtes Sighart in gleicher Weiſe zuſichert, wie ſie deſſen Vorgänger »Uuolcanardus quondam abba« von Karl d. Gr. erhalten hatte. Wolchanhart war alſo in dieſem Jahre bereits verſtorben und iſt als Abt des Kloſters Berg, jetzt Pfaffenberg .... ſüdweſtlich von Straubing, aufzufaſſen." Berg ſcheint durch die Errichtung des ihm zunächſtliegenden Kloſters Mallersdorf (Madalhartesdorf) im Jahre 1109 zuerſt verdunkelt und dann gänzlich vergeſſen worden zu ſein, obwohl Mallersdorf die erſte Anregung der eigenen Gründung allem Anſcheine nach einer Reminscenz des einſt in der Nähe geſtandenen Berg zu verdanken hatte. Den Namen Pfaffenberg erhielt die alte Abtei wohl erſt, als ſie eingegangen und in den Beſitz von Weltprieſtern gekommen war. Ich halte Berg für eines jener älteſten Klöſter, die in der Periode Rupert-Vitalis während der und zur Chriſtianiſirung Baioariens geſtiftet worden waren, und deſſen Genoſſenſchaft es gelang, den Verfall der Salzburger Landes-

[1]) Verbrüd.-Buch XXXIII. 36, 25.

kirche zu überdauern. — Berg iſt das Mittelglied zwiſchen eben genanntem Münſter und jenem andern nördlich von Straubing und der Donau, das in ähnlicher Weiſe wie Berg den Namen Pfaffen-Münſter erhielt. Wie Münſter bei Rottenburg, ſo war auch Berg als größerer Miſſionsfocus für die baioariſche Bevölkerung, die zwiſchen der kleinen Laber und der Iſar ſiedelte, gegründet worden, und erhielt mit Münchmünſter, Münſter bei Rottenburg und Pfaffenmünſter ſeinen Standpunkt auf der Südgrenze der regensburgiſchen Enclave der Salzburger Urdiöceſe, wie das Münſter bei Velden, Poſtmünſter, Rotthalmünſter und Münsteuer bei Reichersberg auf der Nordgrenze des Hauptſtockes der Urdiöceſe. Beide Münſterreihen bildeten die Operationsbaſen für den miſſionären Kreuzzug in das inzwiſchen liegende Legationsgebiet. Der dem Münſter Berg zugetheilte Wirkungskreis war auch wieder ein centripetaler gegen Regensburg und ein lateraler gegen die Donau, um die chriſtliche Contiguität mit jenem des Pfaffenmünſters vollſtändig herzuſtellen. In dieſen zwei Richtungen werden wir ihm hier nachzugehen haben.

Wie vorhin bemerkt worden, ſcheint der nördliche Theil des heutigen Decanats Schierling unmittelbar von Regensburg aus chriſtianiſirt worden zu ſein. Ich betrachte die St. Georgskirche zu Obertraubling als erſte gegen Süden ſelbſtſtändig gewordene Emanation der St. Georgs-Seelſorgkirche zu Regensburg, und die St. Michaelskirche zu Köfering mag das erſte Baptiſterium des neuen Seelſorgbezirkes geweſen ſein. Von da aus wurde das Chriſtenthum gegen Süden verbreitet, und die St. Laurentiuskirche zu Alteglofsheim (Eigilwulfesheim) wird in dieſer Richtung wohl die nächſte Seelſorgkirche geworden ſein; ihr Baptiſterium vermuthe ich aber wieder gegen Süden vorgeſchoben in Langenerling (S. Joann. Bapt.). Wohl hat auch Wolfering (Wolchanharting?) das Patrocinium Maria Himmelfahrt und eine Kirche St. Johannes des Täufers im nahen Geblkofen; ich reihe jedoch beide dem VIII. Jahrhundert ein, weil ich ſo kleine geſonderte Seelſorgbezirke für die Urzeit nicht annehmen kann. Auch Mintraching mit ſeinem St. Mauritius-Patrocinium iſt eine ſpätere Niederaltacher Schöpfung. Daß Allkofen (S. Michaelis) ein altes Baptiſterium für ſeine Umgegend geweſen ſei, dürfte nicht zu bezweifeln ſein; dagegen iſt es wenigſtens nicht ſicher, daß die St. Georgskirche zu Pfakofen (Pfaffing-hova), in deſſen Pfarrei Allkofen liegt, die ſüdlichſte Emanation der St. Georgskirche zu Regensburg, und die dieſem Baptiſterium entſprechende Seelſorgkirche geweſen ſein müſſe, weil auf letztere Eigenſchaft vermöge ihrer älteſten Patrocinien auch die zunächſt ſtehenden Kirchen Loichling (B. Mariae Virg.), Eggmühl (S. Laurentii) und Zaitzkofen (S. Stephani) gleiche Anſprüche erheben. Als ziemlich geſichertes Baptiſterium dieſer Gegend möchte ich nur noch Paring bezeichnen (S. Michaelis). Paring iſt ſchon frühzeitig documentirt, und das im XII. Jahrhundert dort geſtiftete Auguſtiner-
er kann möglicher Weiſe auf eine in viel früherer Zeit dortſelbſt beſtandene Zelle
eiſen. Im Allgemeinen dürften ſich die in dieſer Gegend mangelnden, aus

Zell zuſammengeſetzten Ortsnamen wieder aus dem Verhältniſſe der vorwiegenden Siedlungen in Dörfern erklären laſſen, und wird auch hier die eine oder andere Zelle als Hausname latent ſein, weil Schreibnamen, wie Zellner u. ſ. w. auch in jener Gegend vorkommen.

Da das Kloſter Berg (Pfaffenberg) wohl nicht auf der äußerſten Südgrenze der Regensburger Enclave ſtand, ſo ſollte ich hier auch noch die ſüdlich und ſüdöſtlich davon gelegenen Seelſorgbezirke aufſuchen; ich übergehe ſie aber vorläufig, weil an eine Feſtſtellung ſcharfer Grenzconturen zwiſchen der Urdiöceſe und des Legationsgebietes ohnehin nicht zu denken iſt, indem erſtere ihrer Natur nach offene Grenzen haben mußte, und die Seelſorgbezirke, deren Zugehörigkeit zwiſchen Urdiöceſe und Legationsgebiet ſchwankt, bei der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Legationsgebiete geeignete Berückſichtigung finden werden. Darum fahre ich hier in der Zuſammenſtellung der Seelſorgbezirke in der Richtung gegen die Donau fort. Abermals von Norden gegen Süden vorgehend (weil dieß der naturgemäße Weg vom Hauptfocus aus iſt), werden Sarching und Pfatter, beide mit dem Patrocinium Maria Himmelfahrt, wohl noch unmittelbar von Regensburg am Laufe der alten Römerſtraße gegründete Seelſorgkirchen geweſen ſein. Das gegen Süden vorgeſchobene Baptiſterium ſuche ich in Riekofen (S. Joann. Bapt.) und halte die Kirchen St. Johannes des Täufers zu Sünching und Triftlfing für ſpätern Urſprunges; dagegen Perkham (Bergham, B. Mariae Virg.) für die älteſte Seelſorgkirche, etwa zwei Meilen ober der Mündung der kleinen Laber. Das dieſer Seelſorgkirche entſprechende Baptiſterium wird wohl die Kirche St. Johannes des Täufers zu Hainsbach geweſen ſein. Von Perkham an der kl. Laber aufwärts erſcheint die St. Martinskirche zu Laberweinting als erſte Seelſorgkirche mit dem Baptiſterium zu Eitting (S. Joann. Bapt.). Dieſer Seelſorgbezirk iſt wohl unbezweifelt vom Kloſter Berg aus gegründet worden. — Als am Beginne des Miſſionswerkes durch die Mönche des St. Petersmünſters zu Berg die Kloſterkirche auch noch zugleich Seelſorgkirche war, hatte dieſe ihr Baptiſterium zu Oberlindhart, wo es auch dann noch blieb, als wegen monaſtiſcher Rückſichten die Seelſorge von der Stiftskirche getrennt wurde, und auf ihre urſprünglichſte Emanation auch dem Patrocinium nach, nämlich auf die St. Petrskirche zu Hofkirchen überging. Mit der St. Peters-Seelſorgkirche zu Hofkirchen ſchließe ich aus oben angegebenem Grunde die Zuſammenſtellung der Seelſorgbezirke des Münſters Berg in ſüdlicher Richtung ab, um mich dem letzten Seelſorgbezirke der Urdiöceſe diesſeits der Donau zuzuwenden, der ſchon eine Schöpfung des jenſeits der Donau gelegenen Münſters Pfaffenmünſter zu ſein ſcheint: es iſt dieß Straubing, wohin auch im Jahre 1581 das vom Herzoge Heinrich von Bayern in Münſter eingeſetzte Chorherrenſtift übertragen worden iſt, von welchem Münſter den Unterſcheidungsnamen Pfaffenmünſter erhalten hatte. Es wird, denk' ich, keinem Zweifel ausgeſetzt ſein, daß die St. Petrskirche in der Altſtadt Straubing, an der belebten Donau und der Conſularſtraße von Castra Regina

der hl. Rupert in den für das Chriſtenthum gewonnenen Uferſtrichen ſeine Miſſionsſtationen zur Weiterverbreitung des Glaubens und zur ſeelſorglichen Pflege der neuen Gläubigen errichtet haben werde, könnte nur bezweifeln, wer von den Chriſtianiſirungs-Mitteln überhaupt noch keinen Begriff hat. — Dieſe Miſſionsſtationen ausfindig zu machen, wäre für die Chriſtianiſirungsgeſchichte von höchſtem Intereſſe; man wird aber hiebei nur auf die weſtlicheren und ſüdlicheren Zellen reflectiren dürfen, weil das Innere des Waldes damals nur ſpärlich cultivirt und darum auch ſpärlich bewohnt war; die tiefer im Walde liegenden Zellen, denen der Wald ſelbſt ſeine Cultur verdankt, müſſen daher in älteſter Zeit außer Anſatz bleiben. Gehen wir nun aber nach der Analogie der Salzburger Urdiöceſe überhaupt und der bedeutenderen Regensburger Enclave im Beſondern vor, ſo ſehen wir dort wie hier eine größere Anzahl von Münſtern gegen das Legationsgebiet vorgeſchoben, und wir werden berechtigt ſein, auch für die in Rede ſtehende Gegend ein ſolches Münſter anzunehmen, und die Wahl kann nur auf Pfaffenmünſter fallen. Nun ſagen die ältern Monaſteriologen allerdings, daß Pfaffmünſter eines jener acht (?) Klöſter geweſen ſei, welche Herzog Odilo, vom hl. Pirmin dazu angeeifert, in Baioarien ſtiftete, und für deſſen Erſtlings-Genoſſenſchaft er ebenfalls 12 Benedictiner-Mönche von Reichenau erhalten habe, wie je für Ober- und Niederaltach. Abgeſehen vom Mangel an Kritik, mit welcher es die übrigens ehrwürdigen Monaſteriologen, wie bekannt iſt, nicht genau nahmen, bin ich der Anſicht, daß in ihren ſchwankenden Berichten über die Pirminiſchen Schöpfungen mehr als einmal Erneuerungen mit Neugründungen vermengt werden, und daß eine größere Anzahl jener Klöſter ſchon beſtand, als der hl. Pirmin ſich um ſie annahm, und behufs ihrer Reſtauration die Benedictiner-Regel in denſelben einführte. Was aber Pfaffmünſter, oder richtiger, einfach Münſter betrifft, kann ich nicht einmal zugeben, daß es gleichzeitig mit Ober- und Nieder-Altach gegründet oder auch nur erneuert worden ſei. Während uns aus den Concilien von Reisbach und Dingolfing, aus dem „Verbrüderungsbuche von St. Peter", aus Meichelbeck und dem Cod. Ratisbonens. von Ried die erſtern Aebte der beiden Altach und Metten's, ſowie vieler anderer Abteien Baioariens bekannt ſind, iſt bisher nie und nirgends ein Abt von Pfaffmünſter zum Vorſchein gekommen, was in Anbetracht, daß Münſter nahe bei Oberaltach und näher als dieſes bei Regensburg liegt, geradezu unglaublich wäre, wenn es gleichzeitig mit den genannten Klöſtern Aebte gehabt hätte. Allem Anſcheine nach war und blieb Münſter eine herzogliche Kloſterdomäne, als Ober- und Nieder-Altach mit je 12 Benedictinern aus Reichenau beſetzt wurden, um die Mönche, die ſich dort anſammelten, mit Wort und Beiſpiel die Regel des hl. Benedict zu lehren. Dennoch betrachte ich das Kloſter Münſter in einem gewiſſen Sinne als das Stammhaus der Abteien Ober- und Nieder-Altach, weil ich es für höchſt wahrſcheinlich halte, daß jene auffallende Anzahl nahe bei einander liegender Zellen nichts weiter als die Waldcolonien der aus ihrem Mutterſtifte Münſter vertriebenen Mönche.

Die gewaltſame Einziehung der Kirchengüter iſt nicht etwa erſt eine Erfindung unſerer aufgeklärten Staatskünſtler, oder jenes Herzoges Arnulf, der ſich durch ſeine Bedrückung der Klöſter den Beinamen »Malus« erworben hat: ſchon die frommen Karolinger mit ihrem Stammvater an der Spitze haben mit ihren Verleihungen der Abteien zu Commenden an ihre Günſtlinge, Biſchöfe und Laien ſchlimme Beiſpiele hinterlaſſen, um von den brutalen Gewaltthätigkeiten der Merowinger ganz zu ſchweigen. Derartige ſchlimme Beiſpiele haben in allen Jahrhunderten Nachahmer gefunden, und in frühern ihre Vorgänger gehabt. Daß im VII. Jahrhundert der eine und andere Herzog aus der agilulfingiſchen Dynaſtie ſich Aehnliches habe zu Schulden kommen laſſen, iſt Angeſichts der Reſtitutionen ihrer frömmern Nachkommen Otilo und Taſſilo II., welche im Congestum und den Breves Notitiae regiſtrirt ſind, unleugbar, und bezeugt uns auch noch einer ihrer Vettern nicht gerade mit ausdrücklichen Worten, aber er bezeugt es verſtändlich genug. Ich wiederhole hier das Zeugniß des Mönches Arnulf (Arnold) von St. Emmeram, bekanntlich eines gebornen Grafen von Vohburg, woher er ſeinen Namen Vohburgensis hat, der, wie er ſelbſt ausſagt, mit den Nachkommen des Biſchofsmörders Lambert verwandt war. Dieſes Zeugniß lautet wörtlich: „In Baioarien drängten ſich Ketzer ein, welche, wie ſie dieß in andern Ländern zu thun pflegten, auch da Recht und Unrecht durcheinander warfen. Von dieſen gaben ſich einige für Biſchöfe aus, andere für Prieſter, andere für Geiſtliche verſchiedener Grade. Sie ſchmückten ihre Täuſchungen mit allerlei Gaukelwerk aus, wodurch ſie Volk und Fürſten verführten. So erſtarkte dieſer allen Gutgeſinnten verhaßte, aber von den Bethörten höchſt gefährlich unterſtützte Irrthum am meiſten unter Herzogen, deren Namen wir zum Theil nicht kennen, zum Theil aber aus Vorſicht verſchweigen.“ Hiemit iſt doch deutlich geſagt, daß Ketzerei und unkirchliches Leben von einigen Herzogen zum größten Schaden des katholiſchen Glaubens kräftigſt unterſtützt worden ſei, und daß jene Herzoge ihren Namen dadurch ſo ſchmählich gebrandmarkt haben, daß es Arnulf nicht mehr wagen darf, ſie zu nennen. An den hiemit klar conſtatirten Abfall vom Glauben jener ungenannten Herzoge anknüpfend, glaube ich vollſtändig berechtigt zu ſein, ihnen die gänzliche Unterdrückung der katholiſchen Kirche in ihrer Hauptſtadt Regensburg und weit um im baioariſchen Lande, beſonders aber in der Nähe der Hauptſtadt, zuzuſchreiben. Daß die Klöſter den Haß der von der Kirche abgefallenen Fürſten vor allen andern zu empfinden hatten, liegt auf der Hand, und die Annahme des Gegentheiles ſtände im grellſten Widerſpruche mit der ganzen Geſchichte der Verfolgungen der katholiſchen Kirche. Darum bin ich moraliſch überzeugt, daß damals auch unſer Münſter nördlich von Straubing ein Opfer der Verfolgung geworden ſei, daß ſeine Dotation eingezogen und die Mönche aus dem Stifte vertrieben worden ſeien. Es iſt mir ſogar wahrſcheinlich, daß daſſelbe Loos auch die Mönche von Regensburg, Weltenburg, Pfaffenberg u. ſ. w. getroffen habe, und daß ſich der größere Theil derſelben in Ge-

meinſchaft mit jenen von Münſter in den Urwald nördlich von der Donau (Stauferwald) geflüchtet haben, um auf Neubrüchen von ihrer Handarbeit zu leben, und ſo gut es gehen wollte, ihr reguläres Leben fortzuſetzen. Ich finde keine natürlichere Erklärung der auffallenden Erſcheinung jener Unzahl von Zellen dieſes Waldgebietes, die ein topographiſches Unicum iſt. Man wird mir vielleicht mit dem Herausgeber der Oberaltacher Documente ſagen[1]): „Mehrere Mönche von Oberaltach entgingen den Mörderhänden der Magyaren durch die Flucht in den nahen hercyniſchen Wald, wo ſie ſich Zellen erbauten, die heute noch in vielen Ortsnamen aufſcheinen, und kehrten dann nach dem Abzuge der Magyaren wieder in ihr Kloſter zurück.“ Dieſe Erklärung beſticht auf den erſten Anblick, hält aber einer eingehenderen Unterſuchung gegenüber nicht Stand. Einmal geht ſchon aus dem erſten Oberaltacher Documente[2]) mit Sicherheit hervor, daß die Grafen von Bögen und ihre Agnaten nach der Zerſtörung des Kloſters durch die Ungarn ſich der Kloſter-Ruinen und ſeiner Güter bemächtigt haben, und das Stift erſt im Anfange des XII. Jahrhunderts neuerdings in's Leben gerufen wurde. Erſt um dieſe Zeit hätten alſo die flüchtigen Mönche in ihr Mutterſtift zurückkehren können, und von dieſem Zeitpunkte an hätten ihre Zellen im hercyniſchen Walde und die damit verbundenen Culturen ihr erſtes und unbeſtrittenſtes Eigenthum ſein müſſen. Die Oberaltacher Documente beweiſen aber das Gegentheil; denn nur das eine oder andere Gehöfte jener Zellen wird mit dem darauf ſiedelnden Leibeigenen dem reſtaurirten Kloſter geſchenkt: Beſitzer der Zellen-Ortſchaften ſelbſt ſind aber gräflich Bogen'ſche Miniſterialen, die ſich von dieſen Ortſchaften ſchreiben. In genannten Documenten ſind von S. 20—135, die Wiederholungen nicht mitgerechnet, an 30 derartige weltliche Zellenbeſitzer namhaft gemacht. Man iſt darum zur Annahme genöthigt, daß jene Zellen-Ortſchaften weder aus der primitiven Dotation Oberaltachs, noch aus der ſpätern Errungenſchaft ſeiner flüchtigen Mönche ſtammen. Noch deutlicher geht dieß aus den Niederaltacher Documenten hervor, welche um 300 Jahre weiter zurückgehen, als jene von Oberaltach. Hier finden wir im ſog. Breviarius Urolfi abb.[3]) die Zellen, welche die Mönche ſelbſt bauten, genau von jenen ausgeſchieden, welche vor der Erbauung ihres Kloſters bereits beſtanden und ihnen geſchenkt wurden. Erſterer Art iſt z. B. die Auerbachszelle in der Schwarzach-Mark, letzterer aber die Zelle bei Ering und jene an der Antiſen. Da ſie zur älteſten, theils noch vom Herzoge Otilo herrührenden Dotation des Kloſters Niederaltach gehören, wird nicht anzufechten ſein, daß mehrere (ich ſollte ſagen: viele!) Zellen ſchon vor der Gründungszeit der Klöſter Ober- und Nieder-Altach beſtanden, und daß es mithin ſchon vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts andere Klöſter gegeben haben mußte, von welchen dieſe Zellen größtentheils in Laienbeſitz gekommene Ueberreſte waren. Nach dieſen Erläuterungen darf ich meine individuelle Anſicht über die Verhältniſſe des Münſters (Pfaff-

[1]) Mon. Boica XII. p. 16. Not. [2]) Ib. p. 15. ff. [3]) Ib. p. 14. ff.

münſter) und der nach dem erſten Drittel des VIII. Jahrhunderts errichteten Klöſter Ober- und Niederaltach ungeſcheut dahin ausſprechen: Erſtens, Münſter war eines jener alten, allem Anſcheine nach vom hl. Rupert ſelbſt zum Behufe der Glaubensverbreitung jenſeits der Donau gegründeten Klöſter, welche wenigſtens der Weſenheit nach noch zur Zeit jenes Herzoges Theodo aufrecht ſtanden, der dem hl. Emmeram die Vorſtandſchaft über die baioariſchen Klöſter antrug. Zweitens, es wurde von irgend einem der im Laufe des VII. Jahrh. vom katholiſchen Glauben abgefallenen Herzoge mit mehrern andern unterdrückt, und die aus ihm vertriebenen Mönche wurden die Culturanten des weſtlichen Ausläufers des bayriſchen Waldes, und die Unzahl der dort befindlichen Zellenortſchaften dankt ihnen ihren Urſprung. Drittens, ein großer Theil jener Zellortſchaften war im Jahre 740 noch im Beſitze von Mönchen, aber, wie dieß in Folge mißlicher Zeitläufe und ihrer Iſolirtheit nicht zu vermeiden geweſen, von ſolchen mit tief geſunkener Disciplin. Viertens, als Herzog Otilo auf den Rath des hl. Pirmin unter andern die Klöſter Ober- und Niederaltach ſtiftete, galt es vor Allem, die zerſtreut lebenden, und darum verkommenen Mönche wieder zu gemeinſamen Leben zu vereinigen, und die Regel des hl. Benedict als Reformregel bei ihnen einzuführen. Die vom hl. Pirmin mit Genehmigung des Biſchofes Eddo von Straßburg, dem Reichenau damals gehörte, für jedes derſelben von dorther zugeſtandenen 12 Mönche waren nicht die einzigen und Erſtlingsmönche der beiden Altach, ſondern das Ferment der Reform, die Lehrmeiſter des Benedictiner-Ordenslebens. Fünftens, die Dotation Oberaltachs ſtammte größtentheils aus der primitiven Dotation des eingegangenen Münſters, das erſt ſpät nachher Pfaffenmünſter genannt wurde; zu einem kleinern Antheile auch noch die Dotation des ſpäter geſtifteten Kloſters Metten und ebenſo die des entferntern Niederaltachs. Sechstens, noch nach der Reſtauration des Kloſters Oberaltach (XII. Jahrhundert) kommt Münſter ebenſogut, wie faſt alle oben aufgeführten Zellen-Ortſchaften als Adelsdomäne — unbeſtimmt ob Allod oder Lehen — vor, denn ein Meginhardus de Monasterio ſchenkt ſeinen Hof zu Richprehtesdorf (Riemersdorf, Pf. Konzell) nach Oberaltach, und unter den Schenkungszeugen iſt ein Gerold de monasterio[1]). Dieſe Schenkung wird um 1140 einzureihen ſein. Da Pfaffmünſter vor dem XII. Jahrhundert nirgends urkundlich aufſcheint, in dieſem Jahrhundert aber zuerſt als Laienbeſitz und dann vom Jahre 1156 an als Chorherrenſtift, dasſelbe jedoch ſchon durch ſeinen Namen (Monasterium) als einſtmaliges Mönchskloſter legitimirt iſt, ſo wird es das weitaus Wahrſcheinlichſte bleiben, daß es als ſolches im Laufe des VII. Jahrhunderts, und, wie es ſcheint, erſt in der zweiten Hälfte desſelben, eingegangen ſei, und daß die Zellortſchaften, von denen es in abnormer Anzahl umgeben iſt, von den aus ihm vertriebenen Mönchen gegründet worden ſeien.

---

[1]) Mon. Boic. XII. p. 43.

Zur beiläufigen Beſtimmung der Grenzen des noch zur Urdiöceſe gehörigen Miſſionsgebietes jenſeits der Donau geben uns die Gegend um Kruckenberg, Ruprechtshof, Ruprechtsbühel und die Einödkirche St. Rupert, durch welche die einſtige perſönliche Anweſenheit des hl. Landesapoſtels nachweisbar erſcheint, ſowie die Lage des Münſters, als Hauptfocus der Miſſion und der auf ſie folgenden Seelſorge, ziemlich verläſſige Anhaltspunkte. Sicher iſt, daß der Waldes-Ausläufer, dem im Mittelalter der Name Stauferwald beigelegt wurde, ſchon frühzeitig gelichtet und in Cultur genommen worden ſei. Der triftigſte Beweis dafür ſind die ſchon zur Zeit jenes Herzoges Theodo, der den hl. Rupert nach Baioarien berufen, dort angelegten Weinberge. Weiter abwärts an der Donau trat der Wald näher an deren linkes Ufer herab, wodurch die Cultur auf einen ſchmälern Uferſtrich beengt wurde. Ueberdieß haben wir uns bisher ſowohl am Hauptſtocke der Salzburger Urdiöceſe, als an ihrer bedeutenden Regensburger Enclave überzeugt, daß die für die Miſſion im Legationsgebiete berechneten Münſter immer an den Grenzen der Urdiöceſe errichtet worden ſeien, was auf das bisher beſprochene Münſter angewendet, uns darüber vergewiſſert, daß die Grenzen der Urdiöceſe nicht weit öſtlich und nördlich davon gelaufen ſeien. Was die Nordgrenze betrifft, ſteht ſie in Anbetracht des Urwaldes ohnehin als geſichert da; eine Oſtgrenze läßt ſich aber durchaus nicht angeben, wenn man den Begriff der Urdiöceſe im weitern Sinne nimmt, weil es durch den Bericht der Vita primigenia außer Zweifel geſetzt iſt, daß der hl. Rupert ſchon auf ſeiner Donaureiſe „allenthalben Samen des Lebens ausgeſtreut“ habe. Seine Ernte aus dieſem Samen war jedoch auf dem rechten Donaufer ſicherlich eine reichlichere, als auf dem linken. Allerdings war der Strom eine Verkehrsader, der beiden Ufern gleichmäßig Bevölkerung und Unterhalt derſelben zuführte; aber auf dem rechten Ufer lief auch noch die nicht minder lebenſpendende Römerſtraße, und zudem war dieſer Uferſtrich noch dichter von Romanen bewohnt. Ich erinnere hier nur vorläufig an die vom Herzog Otilo nach Nieder-Altach geſchenkten Zinspflichtigen (Tributales) zu Pöring bei Oſterhofen, an die Zinspflichtigen (Tributales) zu Wilpach (Weilenbach, Pf. Nieder-Höcking bei Landau) und an Walhinesdorf (Wallersdorf zwiſchen Pilſting und Plattling), die ſchon im ſog. Breviarius Urolfi Abb. aufgeführt werden[1]). Da ich jedoch den Begriff der Urdiöceſe bisher immer im engern Sinne feſtgehalten habe, nämlich als gänzlich chriſtianiſirtes und kirchlich organiſirtes Territorium, ſo bleibe ich auch hier dabei ſtehen, und verſpare die Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges rechts der Donau unter Straubing und links derſelben unter Bogen auf die Unterſuchungen über das Legationsgebiet.

Daß das Chriſtenthum auch auf dem linken, untern Donauufer vom Centralfocus Regensburg ausgegangen ſei, iſt ſelbſtverſtändlich; folgen wir ihm auch hier wieder Schritt für Schritt. Die perſönliche Thätigkeit des hl. Rupert im

---

[1]) Mon. Boic. XI. p. 14. 15.

vorliegenden Miſſionsbezirke glaube ich oben ſchon klar geſtellt zu haben; hier ſehe ich mich nun gleich beim Betreten desſelben veranlaßt, Obiges beſtätigend und erläuternd beizufügen, daß kaum irgendwo einerſeits die vom hl. Rupert bevorzugten Patrocinien ſo reichlich vertreten ſind, als gerade in dieſem Miſſionsbezirke, und andrerſeits das Andenken an ihn nirgends treuer bewahrt worden ſei, als in eben demſelben, wenn man ſeine Biſchofsſtadt Salzburg und etwa noch Ruprechtsberg bei Velden ſammt Dorfen ausnimmt. Wir haben früher geſehen, daß der hl. Landesapoſtel das erſte Baptiſterium in Juvavum nicht dem hl. Johannes dem Täufer, ſondern dem hl. Michael gewidmet habe, und auch hier finden wir dasſelbe; wie in Petena (Seekirchen) und Juvavum die von ihm gebauten Kathedralen dem hl. Petrus geweiht waren, ſo ſind auch hier die St. Peters-Patrocinien faſt die ausſchließlichen der Seelſorgkirchen. Die vom Herzoge Theodo dem hl. Landesapoſtel geſchenkten Weinberge bei Kruckenberg heißen heute noch Rupertsbühel. Wir ſehen, wie ich für höchſt wahrſcheinlich halte, ſeine tiefer im Walde gelegene Zelle bei Wieſentfelden in eine einödige Kirche umgebaut, die, ihm geweiht, auch den Ortsnamen St. Rupert trägt, und eine Meile weſtlich davon haben die nur eine halbe Stunde von einander entfernten Pfarrkirchen Brennberg und deren Filiale Berndorf dasſelbe Patrocinium des Landesapoſtels. — St. Rupert, wie die ebengenannten Kirchen ſcheinen gegen das Ende des VIII. Jahrhunderts, als jene Gegend ſchon ein halbes Jahrhundert dem ſelbſtſtändigen Bisthum Regensburg angehörte, erbaut worden zu ſein, und es war wohl nur die dankbare Erinnerung an ſein vor mehr als zweihundert Jahren dort geübtes Apoſtolat, welche ſeine Zelle in ein Gotteshaus umwandelte und zwei Nachbarskirchen miteinander unter ſeinen Schutz ſtellte.

Als die Miſſion bei den Bewohnern der untern linken Donauufer und der Lichtungen des Stauferwaldes begonnen hatte, erhielt wohl Donauſtauf (vulgo Thumſtauf) das erſte von Regensburg geſonderte Baptiſterium in ſeiner St. Michaelskirche. Ich nehme Anſtand, die dortige St. Salvatorskirche für eine der urſprünglichen Seelſorgkirchen zu halten, ſuche ſie vielmehr in der St. Martinskirche zu Sulzbach; und bin auch der Meinung, daß gleichzeitig mit ihr und dem Baptiſterium zu Donauſtauf zwei entferntere Seelſorgkirchen entſtanden, nämlich nördlich des Stauferwaldes Wanzenbach und zwei Meilen öſtlich an der Donau Wörth, beide mit dem Patrocinium des hl. Petrus. Obwohl Wanzenbach keine Meile von Donauſtauf entfernt iſt, ſo wurde dort, ſobald ſich die chriſtliche Gemeinde mehrte, ein eigenes Baptiſterium nöthig, weil ſich zwiſchen Wanzenbach und Donauſtauf der Stauferwald ausdehnt, der in jener Zeit wohl viel weniger geheuer war, als dermal. Dennoch bin ich nicht ganz ſicher, ob dieſes Baptiſterium in der Kirche St. Johannes des Täufers des nahen Lichtenberg, Fil. der Pf. Altenthan, zu ſuchen ſei, weil ſie ziemlich hoch liegt, und ſomit auch zu dem mehrfach erwähnten Zwecke, den germaniſchen Sonnencultus zu paralyſiren, erbaut worden ſein könnte. Wörth, deſſen Peterskirche anfänglich auf dem Pe-

tersberg bei Wieſent geſtanden haben dürfte, konnte wegen der Entfernung von zwei Meilen am Baptiſterium zu Donauſtauf nur ſo lange theilnehmen, als die Seelenzahl der dortigen Chriſtengemeinde eine ſehr geringe war; mit dem Anwachſen derſelben mußte ſie mit einem eigenen Baptiſterium verſehen werden, und dieſes wird dem Chriſtianiſirungsgange an der Donau abwärts gemäß wohl nur gegen Oſten vorgeſchoben zu ſuchen ſein. In der That hat Weiher bei Tondorf, eine zur Immerſionstaufe geeignete Oertlichkeit, das Patrocinium des hl. Johannes des Täufers.

Um Wörth, beziehentlich um den Petersberg, nächſt Wörth, treffen alle jene Momente zuſammen, welche dieſen Bezirk als einen vom hl. Rupert ſelbſt organiſirten Seelſorgſprengel charakteriſiren. Dort am Rupertsbühel ſind die Weinberge, welche ihm Herzog Theodo ſchenkte, der Petersberg deutet auf ſein bevorzugtes Patrocinium des Apoſtelfürſten, und die Aitenzelle wird wohl ſeine und ſeiner Mönche erſte Herberge in dieſer Gegend geweſen ſein. Am Laufe der Wieſent ſind der Staufer- und Wörtherforſt durch eine ziemlich breite Lichtung von einander getrennt: in dieſer Lichtung ſchlug die Evangeliumspredigt unter der perſönlichen Leitung des hl. Landesapoſtels neben der öſtlichen auch eine nördliche Richtung ein. Das Andenken daran bewahren heute noch die beiden St. Rupertskirchen zu Brennberg und Berndorf. Die zweite Haltſtation der Miſſionäre dürfte Eyernzell, öſtlich von Brennberg, geweſen ſein, und die St. Laurentiuskirche zu Röthenbuch iſt ſicherlich eine der urſprünglichſten Seelſorgkirchen. Wo war aber das entſprechende Baptiſterium? Die Beantwortung dieſer Frage iſt trotz der nahen Kirche St. Johannes des Täufers bei Brennberg ſchwieriger, als es ſcheinen mag. Dieſe St. Johanneskirche auf einer Anhöhe außerhalb des Pfarrdorfes könnte nämlich ebenfalls eine derjenigen ſein, welche beſtimmt waren, den Sonnencultus zu verdrängen. Dieß läßt nicht nur ihre höhere Lage, ſondern noch mehr der Ortsname Brennberg vermuthen, welchen Namen der Ort von dem auf ſeiner Anhöhe herkömmlichen Brennen der von den alten Concilien ſtreng verbotenen Notfiur erhalten zu haben ſcheint. In Erwägung dieſer Umſtände dürfte die freilich eine Wegſtunde nördlicher gelegene Kirche St. Johannes des Täufers zu Falkenſtein als Baptiſterium der Umgegend am meiſten Wahrſcheinlichkeit für ſich haben.

Auf die einödige St. Rupertskirche bei Wieſentfelden habe ich oben aufmerkſam gemacht. Ihrer abgeſchiedenen Lage nach, und zudem in der Nachbarſchaft der beiden dem hl. Rupert geweihten Kirchen zu Brennberg und Berndorf wird man, denk' ich, meine Vermuthung nicht unwahrſcheinlich finden, daß ſie aus der am tiefſten in das Waldrevier vorgeſchobenen Zelle des hl. Landesapoſtels entſtanden ſein werde. Die Liebfrauenkirche zu Wieſentfelden wird als primitive Seelſorgkirche nicht anzuzweifeln ſein. Für dieſe Seelſorgkirche mit Sicherheit ein entſprechendes Baptiſterium zu ermitteln, iſt mir nicht gelungen. Immerhin könnte man an das nur eine halbe Stunde entfernte Heilbrünnel

denken, das dann ſpäter unter das Patrocinium der ſeligſten Jungfrau übergegangen ſein müßte; mehr ſcheint jedoch für ſich zu haben, daß das Baptiſterium mit der St. Rupertszelle (ſpätere Einödkirche St. Rupert) vereinigt geweſen ſein könnte, welche hart an einem Weiher ſteht. Daß man in jener Zeit, in welcher die Immerſionstaufe allgemein üblicher Ritus war, die Baptiſterien mit Vorliebe an ſtehenden oder nicht raſch fließenden Gewäſſern errichtet habe, iſt bekannt.

Für den Chriſtianiſirungsgang von Wörth abwärts auf dem linken Donauufer habe ich ſchon oben das Baptiſterium zu Weiher (S. Joann. Bapt.) in der heutigen Pfarrei Pondorf gleichſam als Wegweiſer vorausgeſchickt. Die Bodenbeſchaffenheit dieſer Strecke iſt nicht außer Acht zu laſſen. Von Norden her dringt der Urwald tief in die Ufergelände herab, und dieſe ſelbſt ſind theilweiſe von nicht unbedeutenden Sümpfen eingenommen. Erſt von Weiher an wird die Uferebene breiter, aber auch ſie iſt noch zum großen Theile von Auen und Gehölze bedeckt. Das entſcheidende Element für die Chriſtianiſirung der Uferebene und der nördlich in den Wald eingeſchnittenen engern Thäler der Kinsach und Menach wurde die Gründung des Münſters (Pfaffmünſter), deſſen Kirche unter dem Patrocinium des hl. Tiburtius ſteht. Ich vermuthe, daß ſie früher ein anderes Patrocinium gehabt habe, z. B. jenes des hl. Petrus, und daß dieſes ältere nach der Erwerbung des Leibes des hl. Martyrs Tiburtius oder bedeutender Reliquien desſelben im Laufe der Zeit verdunkelt worden ſei, wie dieß anderwärts der Fall geweſen iſt. Die Zelle, aus welcher ſich das Münſter auf einem geeignetern Standpunkte erhob, ſcheint Bernzell zu ſein. Mit dem Zuſtandekommen des Münſters wird die St. Michaelskirche zu Steinach das Baptiſterium für die Bewohner der Donauebene geworden ſein, an welchem die dortigen Seelſorgbezirke theilnahmen, während die Gläubigen, die ſich an die Seelſorgkirche U. L. Frau zu Pondorf hielten, auch fortan jenes zu Weiher benützten. Parkſtätten (S. Georgii) und die St. Peterskirche zu Altach, an welcher vor der Mitte des VIII. Jahrhunderts die Abtei Oberaltach errichtet wurde, waren wie Münſter ſelbſt dem Baptiſterium Steinach zugetheilt.

Im Kinsachthale aufwärts ging Aſcha (B. Mariae Virg.) zuerſt als ſelbſtſtändiger Seelſorgbezirk aus Münſter hervor, und erhielt auch in der Filiale St. Johannes des Täufers zu St. Johann ein geſondertes Baptiſterium. Die St. Michaelskirche zu Stallwang war eine Emanation von Aſcha und ſcheint für die Bewohner jenes Waldreviers Seelſorgkirche und Baptiſterium mit einander geweſen zu ſein. Stallwang iſt einer der wenigen älteſt documentirten Orte des Nordgaues. Im Menachthale finde ich nur die Seelſorgkirchen zu Mitterfels (S. Georgii) und Haybach (S. Laurentii) zu regiſtriren. Wie Mitterfels am Baptiſterium zu Steinach, ſo nahm Haybach, wie es ſcheint, an jenem von St. Johann bei Aſcha Theil.

Hiemit glaube ich links der Donau den öſtlichen Theil der zur Urdiöceſe Salzburg gehörigen Enclave Regensburg abſchließen zu ſollen, weil jene Spora-

den, welche weiter abwärts an der Donau noch zur Urdiözese gezählt werden könnten, schon darum, weil sie christliche Sporaden zwischen noch heidnischen Umgebungen waren, sich mehr für die Beleuchtung des Christianisirungsganges im Legationsgebiete eignen.

VI. Capitel.

Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal österreichischem Territorium.

Es wäre eine irrige Auffassung, wenn man aus meiner Abtheilung des Christianisirungsganges in Urdiöcese und Legationsgebiet folgern wollte, daß der hl. Rupert und seine Mönche das Legationsgebiet völlig brach liegen ließen, während sie die Aussaat des göttlichen Wortes in der Urdiöcese bestellten. Um einer solchen Folgerung vorzubauen, muß ich hier die Begriffsbestimmungen wiederholen, welche ich früher gegeben habe: Urdiöcese nenne ich das fast durch und durch christliche, ziemlich abgerundete und kirchlich-organisirte Erstlingsgebiet; Legationsgebiet hingegen, die nur strichweise bekehrten, aber allgemein in der Bekehrung begriffenen, kirchlich noch nicht organisirten Territorien, welche die Urdiöcese umgaben. Nach dieser Erläuterung wird es, denk' ich, selbstverständlich sein, daß die Unterscheidung zwischen Urdiöcese und Legationsgebiet wegen des allmäligen Aufgehens des letztern in ersterer nicht mehr für das Ende des VI. Jahrh. passen würde, nachdem nämlich auch der hl. Vital sein apostolisches Tagewerk beschlossen hatte, sondern nur für die spätern Jahre des hl. Rupert, in welchen die Urdiöcese bereits soviel als hergestellt war, und die Bekehrung der sie umgebenden Territorien des Legationsgebietes von ihr aus nach allen Richtungen hin theils fortgesetzt, theils begonnen wurde. Dieser so präcisirte Zeitpunkt dürfte annähernd gegen das Jahr 560 hin fallen. Den Grund für diese Aufstellung finde ich im Regierungswechsel der baioarischen Herzoge Theodebert und Garibald I. In den Fünfzigerjahren des VI. Jahrh. scheint nämlich Herzog Theodebert, der Sohn jenes Herzog Theodo's, der den hl. Rupert berufen hatte, mit Tod abgegangen zu sein, und zwar allem Anscheine nach ohne männliche Nachkommenschaft, denn gerade in jenen Decennien erscheint zum erstenmale in einem nicht mit Sicherheit ermittelten Jahre, urkundlich Garibald I., der Vater Theodolindens, als Herzog von Baioarien. Er residirt nicht in Regensburg, wie Theodo und dessen Sohn Theodebert, sondern in Südbaioarien, in nächster Nachbarschaft der Longobarden, etwa in Meran, und obgleich rechtgläubig, zeigt er nicht die mindeste Liebe für die baioarische Landeskirche zu Salzburg, er ist nicht ihr Wohlthäter,

und wird darum auch im ältesten Verzeichnisse jener fürstlichen Gönner, die für alle Zeiten in das Gebet der Mitglieder des Kathedralstiftes eingeschlossen sind, mit Stillschweigen übergangen, woraus man mit Zuverlässigkeit folgern darf, daß er kein Sohn des frommen Herzogs Theodebert gewesen, sondern aus einer andern Linie des agilulfingischen Hauses entsprossen sei. Ich habe in der Beleuchtung des Christianisirungsganges in der Urdiöcese auf eine Anzahl alter Münster aufmerksam gemacht, von denen nur wenige noch in der historischen Zeit als solche erwähnt werden, und zu diesen kommen noch ein paar ähnliche im Legationsgebiete. Nun argumentire ich aber so: Jene wie diese Münster konnten nur zu einer Zeit gegründet worden sein, in welcher die Munificenz des Landesfürsten die nöthige Dotation dazu anwies; daß dieß unter dem gegen die baiwarische Landeskirche zu Salzburg wenigstens ganz gleichgiltigen Herzog Garibald I. geschehen sei, ist nicht anzunehmen, mithin werden jene Münster gegründet und dotirt worden sein, als der hochherzige Gönner der Salzburger Kirche, Herzog Theodebert noch am Leben war, und dieß weist uns auf das sechste Decennium des VI. Jahrhunderts. Das eine oder andere im Legationsgebiet gelegene Münster könnte allerdings vom Herzog Tassilo I. (590—610) dotirt worden sein. Es ist bereits oben hervorgehoben worden, daß die schon genannten alten Münster vorzugsweise auf die Bekehrung des Legationsgebietes berechnet, und darum auf den Grenzstrichen der Urdiöcese erbaut waren, und daraus folgere ich weiter, daß der Gegensatz zwischen Urdiöcese und Legationsgebiet in den letzten Lebensjahren Herzog Theodeberts als noch aufrecht stehend betrachtet werden könne, womit ich gegen das Jahr 560 gelange, weil, wenn Herzog Theodebert um das Jahr 554 gestorben sein soll, wie die meisten annehmen, dadurch dem beiläufigen Jahre 560 kein Abbruch geschieht, indem ja die Missionsfocuse immer schon vor dem Beginne der Mission selbst errichtet sein mußten.

Um nun zur Beleuchtung des Christianisirungsganges im Legationsgebiete selbst zu kommen, wird die Vorbemerkung nicht überflüssig sein, daß hiebei von einer Einhaltung einer chronologischen Ordnung nicht die Rede sein kann. Um das Jahr 560 standen dem hl. Landesapostel schon so zahlreiche Missionskräfte (die von Worms mitgebrachten und die inzwischen in der Schule des Kathedralstiftes herangebildeten) zur Verfügung, daß das Bekehrungswerk des Legationsgebietes von allen Münstern aus, die er am Saume der Urdiöcese zu diesem Behufe gegegründet hatte, gleichzeitig in Angriff genommen werden konnte. Die Zeiten, in welchen die einzelnen Gegenden des Legationsgebietes bekehrt wurden, waren daher in der Regel nur von der geringern oder größern Entfernung von den einschlägigen Münstern bedingt. Dagegen gedenke ich mich auch hier wieder an eine ziemlich feste geographische Ordnung zu halten, indem ich im Osten beginne und am Nordsaume der Urdiöcese zuerst gegen Westen, und dann am Westsaume derselben gegen Süden vorgehe. Eine scheinbare Abweichung hievon wird sich nur an den Grenzen der großen regensburgischen Enclave der Urdiöcese ergeben, von

welcher aus das Bekehrungswerk des Legationsgebietes gleichzeitig mit jenem des vom Hauptstocke der Urdiöceſe aus betrieben wurde; aber auch dieſe Abweichung iſt, wie eben geſagt, nur eine ſcheinbare, weil ich auch bei ihr die Richtung von Oſt durch Süd nach Weſt einhalten werde. Endlich bemerke ich noch, daß ich das geſammte Legationsgebiet der Ueberſichtlichkeit halber in die Legationsbezirke der einzelnen Münſter oder Miſſionsſtationen zerlege, nicht, als wollte ich die Miſſionsſprengel der verſchiedenen Ausgangspunkte mit einer Art gegenſeitiger Ausſchließlichkeit einander gegenüberſtellen, ſondern nur um damit anzudeuten, in welcher Gegend die Miſſionäre des einen oder andern Münſters vorzugsweiſe gewirkt haben. Es lag in der Einheit der oberſten Leitung und des gemeinſamen Zieles, daß die Miſſionäre der verſchiedenen Münſter in brüderlicher Eintracht neben- und miteinander am ſegenreichen Bekehrungswerke arbeiteten.

1. Legationsbezirk des Münſters St. Florian.

Wie die Ausdehnung des Legationsbezirkes von St. Florian durch die, wie es ſcheint, nicht große Anzahl der zur Miſſion verwendbaren Arbeitskräfte bedingt war, ebenſo waren die allgemeinen Umriſſe desſelben theils durch politiſche und Culturverhältniſſe, theils aber durch die Nachbarſchaft jener Miſſionsſtationen gegeben, denen reichlichere Mittel zur Verfügung ſtanden. In St. Florian wurden mehrere in sacris ſtehende Mönche für die Seelſorge des raſch aufblühenden Lorch's in Anſpruch genommen und eine nicht geringere Anzahl zur Pflege der heimiſchen Wallfahrt. Die Lage des Münſters hart an der langobardiſchen und vom Jahre 568 an der awariſchen Grenze ſetzte am rechten Donauufer den Miſſionsbeſtrebungen in öſtlicher Richtung ein unüberſteigliches Hinderniß, am linken Donauufer aber die Nachbarſchaft der Slaven, wie wir bald ſehen werden. Das Binnenland zwiſchen der untern Enns und Traun war größtentheils von Wäldern bedeckt, die nahe bis zum Münſter reichten. Die Zelle zu Breitenau — beziehentlich Bachmanning — verfügte als unmittelbare Filiale des Kathedralkloſters wohl ſchon ziemlich frühzeitig über eine größere Zahl zur Miſſion befähigter Mönche, denen die Bekehrung der Anwohner der mittlern Traun und des Binnenlandes um Grieskirchen zuzuſchreiben iſt, wie wir ſpäter ſehen werden. Die Miſſion an der obern Traun bis herab zu den Wäldern an der Krems lag den Mönchen von Altmünſter ob. Aus dem ſoeben Erörterten ergibt ſich von ſelbſt, daß der Legationsbezirk der Mönche von St. Florian die Landſtriche am linken untern Ennsufer, an beiden Ufern der untern Traun, und beide Ufer der Donau ober der Ennsmündung, links bis zur Slavengrenze und rechts bis zum Paſſauerwalde und dem Legationsbezirke der Breitenauer Mönche umfaßte, wie dieß auch die ſpätern Schenkungen zum Stifte St. Florian beſtätigen.

Am linken Ufer der untern Enns reichte der Florianer Legationsbezirk wohl um gegen Stadlkirchen hinauf, denn aus den älteſten Kremsmünſterer Urkun-

den wissen wir, daß noch gegen Ende im letzten Drittel des VIII. Jahrh. die Umgegend von Dietach nur theilweise gerodetes Waldgebiet war. Die St. Andreaskirche zu Hargelsberg dürfte für jene Gegend die einzige aus der ältern zu Ruprechtshofen emanirte Seelsorgkirche sein. Die Umwohner derselben nahmen wohl am Baptisterium zu St. Florian Theil. Ein zweiter Seelsorgbezirk bildete sich südwestlich von Ruprechtshofen mit einem gesonderten Baptisterium zu St. Michael, und der ihr entsprechenden Seelsorgkirche des hl. Laurentius zu Weichstätten, dessen Name auf ein altes Wihe-steti, d. h. heilige Stätte, zurückweist. Weichstätten liegt nahe an jener noch aus der Römerzeit stammenden Zwischenstraße, welche der zunehmenden Wallfahrt zum Grabe des hl. Märtyrs ihren Ursprung verdankt. Die südlichere Landschaft gegen Sirning und Kremsmünster war im VI. Jahrh. wohl noch Waldgebiet, denn die Stiftungsurkunde von Kremsmünster belehrt uns[1]), daß der Landstrich zwischen den beiden Ipfbächen so culturlos war, daß man den Werksatz von 40 Hütten von anderswoher dorthin verbrachte, um sie dort aufzuschlagen und damit die Cultur zu beginnen; ebenso nennt das echte Bestätigungs-Diplom K. Karls d. Gr. vom 3. Jan. 791 nicht nur den Landstrich zwischen den Ipfbächen ausdrücklich Wald (waldo), sondern auch die weitere Umgebung desselben um Sulzbach, Sipbach und Leunbach[2]). Es ist mir übrigens, wie oben schon angedeutet worden, nicht unbekannt, daß der gelehrte Historiograph J. Stülz[3]) es auf nicht zu unterschätzende Gründe hin in Zweifel ziehe, ob denn die fraglichen Ipfbäche überhaupt ober der Enns zu suchen seien. In Folge seiner eingehenden topographischen Erörterungen wird man allerdings die beinahe allgemein gewordene Annahme, daß der Mareinerbach der eine jener Ipfbäche sei, ein für allemal aufgeben und den Christeinerbach dafür substituiren müssen; daß man aber die Ipfbäche des Kremsmünsterer Stiftungsbriefes in das Land unter der Enns verlegen müsse, oder auch nur dürfe, konnte ich mich nicht überzeugen. Einmal ist der Wortlaut der von dem verehrten Forscher geltend gemachten Garstener Tradition, wie mir scheint, seiner Vermuthung nicht günstig, denn die Bestimmung »in austria« ist offenbar ein Gegensatz zur Lage des vorhergehenden Schenkungs-Itemes, in welchem die »Ipffe villa« inbegriffen erscheint, und besagt das Bestätigungs-Diplom K. Karls d. Gr. ausdrücklich, daß der Landstrich zwischen den beiden Ipfen im Traungaue liege. Ich setze die darauf bezügliche Stelle wörtlich hieher: ».... Chremisa in pago nuncupante Drungaoe .... atque ... loca aliqua ad ipsum sanctum locum concessisset in supra dicto pago vel infra memorato ualdo, id est Sulzibah, et Sicbah, Luibilinbah et quidquid inter duo flumina quae vocantur ipphas esse cernitur.« Ebenso liegen auch die unmittelbar darauf aufgeführten Iteme, die Slaven Decanie u. s. w

[1]) Hagn, Urk.-Buch v. Kremsm. S. 2. [2]) Ibid. p. 5. 6. [3]) Zeitschr. d. Mus. Francisco-Carol. Jhrg. 1843. S. 3. ff.

sämmtlich im Traungaue. Die einzige erhebliche Schwierigkeit gegen die Identität des Ipf- und Christeinerbaches mit den Ipfbächen dieser Urkunden scheint in dem Ausdrucke des Stiftungsbriefes zu liegen: »usque dum similiter (nicht simul!) iunguntur«, weil sie sich nicht mit einander vereinigen, sondern jeder abgesondert seine Gewässer dem Hauptstrome zuführt. Da wäre nun freilich mittelst Augenscheins zu erheben: ob sie sich in alter Zeit nie vereinigt haben, was in Ansehung der Ebene gleichen Niveau's bei Asten zu dem recht wohl Möglichen gehört. Rinnsals-Aenderungen lassen sich aus dem Zusammenhalte urkundlicher Angaben und des heutigen Thatbestandes nicht nur für mehrere Bäche, sondern sogar für bedeutendere Flüsse nachweisen. Bei Bächen entstanden sie meistens aus der Errichtung von Mühlen oder Gewerken überhaupt, wo für den Kehrbach ein größeres Gefäll erreichbar war; bei Flüssen durch Durchbrüche in Folge der Ueberschwemmungen. Ich verweise beispielshalber auf die Trennung des Kehrbaches von der Schwarza bei Neunkirchen und auf die Einmündung der Salzach östlich von Haiming in den Inn, während erst neuerlich constatirt wurde[1]), daß sie noch im frühern Mittelalter westlich von Haiming ausmündete, wodurch erklärbar wird, warum diese nun links der Salzach liegende Ortschaft früher immer zum rechtsufrigen Mattiggaue gerechnet worden sei. Endlich möchte ich auch darauf aufmerksam machen, daß nach einer G. Vischer'schen Karte, die ich vor Augen habe, die Ipf und der Christeinerbach wirklich etwas ober Lorch zusammenfließen und unter diesem Dorfe vereinigt in die Donau ausmünden. — Doch selbst angenommen, daß früher eine Vereinigung dieser Bäche in der Ebene von Asten nicht stattgefunden habe, und daß die Vischer'sche Karte auch hier wie anderwärts, nicht genau genug sei, scheint mir der vorhin angeführte Ausdruck des Stiftungsbriefes keine unüberwindliche Schwierigkeit zu enthalten; er sagt ja nicht simul, sondern similiter iunguntur, was, wenn man nicht gar zu buchstäblich vorgeht, eben so gut heißen könnte: „wo sie sich gleichsam vereinigen.“ Dieß geschieht unter Tilisburg, und insoweit hätte dieser nicht prägnant formulirte Ausdruck eine Parallelstelle einer Phrase einer St. Emmeramer Urkunde[2]), in welcher es von der Annäherung der Flüsse Ips und Erlaff heißt: »Usque in Ibisam, ubi ipsum flumen huic confluvio Erlaffarum proximum est.« Den Gründen, welche der verehrte Forscher weiter vorbringt[3]), daß Kremsmünster in diesen Gegenden keinen, oder gewiß nur sehr wenige Unterthanen besitze, daß St. Florian in seiner nächsten Umgebung nicht besitzlos sein konnte, und daß an den Ipfen ober der Enns keine Ortschaft Ipf (in loco vero qui vocatur Ipfa) nachweisbar sei, kann ich ein besonderes Gewicht nicht beimessen. Was die zwei erstern betrifft, finden sie eine genügende Erklärung, wenn man die Zeiten gehörig auseinanderhält: als Kremsmünster errichtet wurde, war St. Florian an der Ipf

[1]) Fr. Kenz, Indicul. Arn. & Breves Notitiae S. 87. ad voc. Heimingen. [2]) Ried. Cod. Ratisb. I. p. 107. [3]) L. c. S. 34. Nr. 2. 3. 4.

wahrscheinlich auf eine einfache Zelle zusammengeschwunden, und als es einen großen Theil seiner alten Besitzungen, namentlich durch Bischof Altmann wieder zurückerhielt, war Kremsmünster unter dem Drucke der Passauer Commendisten in einer erbärmlichen Lage. Diese Verhältnisse sollen seines Ortes ausführlich besprochen werden, insoweit dieß bisher noch nicht geschehen ist. Gegen den letzten Grund ließe sich einwenden, daß eine Ortschaft Ipf auch unter der Enns nicht nachgewiesen sei, und daß der Mayer an der Ipf in genügender Weise für fragliche Ortschaft gelten könne.

Woran mir mehr liegt, als an dem soeben Erörterten, ist die auch hier wiederkehrende Vermuthung, daß Herzog Otilo von Baioarien die Grenzen seines Landes bis an die Traisen vorgerückt haben könne. Ich bin dieser Hypothese schon zu wiederholten Malen begegnet, muß sie aber als eine unstatthafte verwerfen, weil von keinem der zum Theil namhaften Autoren, die sie vertreten, irgend ein auch nur halbwegs plausibler Grund für sie vorgebracht wird, im Gegentheile immer nur die Stützungsbedürftigkeit irgend einer andern, meines Dafürhaltens irrigen Hypothese zu ihrer Aufstellung verleitet. Der eine braucht nämlich für seine Gründungszeit des Stiftes St. Pölten, der andere für seinen Grunzwitigau im Viertel ober dem Wienerwalde schon vor dem Jahre 791 awarenloses Land. Ein derartiger Grund genügt aber offenbar nicht, um eine so willkürliche Aufstellung, wie die Eroberung Utilo's, zu rechtfertigen, so lange andere Auswege offen sind, um die Gründung St. Pölten's und den Grunzwitigau im harmonischen Zusammenhange mit den über beide vorliegenden historischen Andeutungen der Zeit und dem Raume nach dann und dort einzureihen, wohin sie gehören; und auch dafür soll seines Ortes Rath werden.

Am rechten Traunufer aufwärts finden wir vorerst das schon frühzeitig documentirte Amsfelden (Alpunesfeld). Obgleich die Datirung seines ersten urkundlichen Aufscheinens mit 634 zur Zeit des Gaubischofes Otkar eine irrige ist, unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß Amsfelden sehr alt, ja allem Anscheine nach älter als jene irrige Datirung ist. Sein ältestes Patrocinium ist unbekannt, denn jenes des hl. Valentin, das es jetzt hat, stammt offenbar aus der Zeit nach der Reliquien-Uebertragung nach Passau, d. h. nach dem Jahre 768. Ich halte sie für die erste Seelsorgkirche, die von St. Florian in westlicher Richtung emanirte, obwohl ihr die ehemalige, weiter aufwärts an der Krems gestandene Kirche zu Petersberg diese Ehre streitig macht. Ob Pucking (S. Michaelis) schon in ältester Zeit Baptisterium der Umgegend gewesen sei, wage ich nicht zu behaupten, obwohl seine Lage dafür spricht; daß aber die nunmehr demolirte St. Laurentiuskirche zu Zeitlham (ad Cidlarin), einst Filiale von Pucking, zu den ältesten der Gegend zählte, scheint ziemlich sicher zu sein. Die entfernteste Seelsorgkirche in westlicher Richtung dürfte die St. Marienkirche zu Weißkirchen gewesen sein; schon frühzeitig aus einer hölzernen in eine gemauerte Kirche umgebaut, erhielt sie und die Ortschaft davon den Namen. Daß die Mönche,

denen die Mission in dieser Gegend aufgetragen war, sich irgendwo in ihr eine Zelle gebaut haben, scheint Angesichts der schon ziemlich großen Entfernung vom Mutterstifte außer Zweifel zu stehen; wo sie aber gestanden, ist kaum so leicht zu ermitteln. An Zellhof oder Kremszell bei Achleiten wird wohl kaum zu denken sein, denn sie ist sicherlich eine Schöpfung des Stiftes Kremsmünster, oder vielleicht richtiger der Altacher Mönche, welche durch ihre Thätigkeit in jener Gegend zur Gründung des Stiftes Anlaß gaben. Eher könnte man auf die Cotprehtes cella rathen, die bisher dem Stiftstopographen so viel zu schaffen gemacht, und deren Standpunkt ich mit Zuverlässigkeit im Götzelhub, westlich von Kematen, nachweisen kann, wie wir im III. Theile sehen werden. Diese Gotbrechtszelle erscheint schon bei ihrem ersten Auftreten im Jahre 1099 als einfaches Bauerngut (praedium), aber als eines derjenigen, welche Bischof Christian von Passau (991—1012) — in Kremsmünster schlimmen Andenkens — dem Stifte entrissen, und welche Kaiser Heinrich II. demselben wieder zuwendete. Da die Gotbrechtszelle in der Nähe der Kremsmünster'schen Zellen Kremszell und Sipbachzell liegt, hat es immer viel für sich, daß sie schon bei der Gründung des Stiftes nur noch Bauernhof war, der seinen Namen von einer frühern Bestimmung trug, und insoweit wird die Vermuthung nicht zu gewagt sein, daß sie eine Zelle der alten St. Florianer Missionäre gewesen sein mag.

Am linken Traunufer herauf werden wir die Kirche St. Johannes des Täufers zu Pasching als die erste westliche Emanation des St. Michaels-Baptisteriums zu Leonding anzusehen haben. Die dem Baptisterium zu Pasching entsprechende Seelsorgkirche ist sicherlich die St. Peters- und Paulskirche der schon ältest documentirten Ortschaft Ofterung. Wieder westlicher gibt sich die St. Margarethen-Kirche zu Mistelbach als Baptisterium zu erkennen, denn sie hatte früher das Patrocinium des hl. Johannes des Täufers, und hatte zur Zeit Bischof Piligrim's Zehentrechte. Für die Seelsorgkirchen des Baptisteriums zu Mistelbach halte ich die St. Stephanskirche zu Krenglbach (Chrenginpach) und die St. Floriankirche zu Wallern; Wallern ist 815 als Adwaldi documentirt, was eine offenbare Latinisirung des altgermanischen az Uualdin ist; Krenglbach war 985 schon zehentberechtigte Baptismalkirche.

Wie die beiden untern Traunufer, so waren auch jene der Donau von der Ennsmündung aufwärts ungefähr bis zum Aschachwinkel Legationsbezirk des Münsters St. Florian. Am rechten rückten die Missionäre von der Margarethenzelle bei Linz, die noch bei der Beleuchtung der Urdiöcese besprochen worden ist, gegen Westen vor. Die erste Seelsorgkirche, welche in dieser Richtung entstand, ist wohl die St. Stephanskirche zu Schönhering, die zweite aber die St. Margarethenkirche zu Alkoven, deren Patrocinium kaum außer Beziehung zu jenem der Margarethenzelle steht. Alkoven ist als Villa publica im Stiftungsbriefe von Kremsmünster v. J. 777 documentirt. Man ersieht hieraus, daß die verbrüderten Mönchsgenossenschaften Niederaltach und Kremsmünster auch hier wieder, wie jen-

seits der Traun an der untern Krems, in die Ernte der ältern Florianer Mönche eintraten; dasselbe war weiter oben an der Donau der Fall, wie wir sogleich sehen werden. — Vom Donauufer abweichend finden wir etwas tiefer im Binnenlande die dermalige nach St. Florian gehörige Pfarrkirche Marienkirchen. Die spätere Wiederheimkehr dieses Sprengels nach St. Florian läßt vermuthen, daß er schon in ältester Zeit Missionsgebiet von St. Florian gewesen sei. Wo Marienkirchen sein ursprüngliches Baptisterium gehabt habe, weiß ich nicht; vermuthlich in irgend einer während der Ungarn-Verheerungen des X. Jahrhunderts abgegangenen St. Johanns- oder St. Michaelskirche der Umgegend.

Nördlich und nordöstlich von Marienkirchen erregen die St. Margarethen- und St. Hippolytus-Kirchen zu Prambachkirchen und Eferding schon durch ihre Patrocinien unsere Aufmerksamkeit. Sie gehören einem neuen Missionsbezirk an, worauf auch das St. Hippolytus-Patrocinium zu Eferding hinweist. Dieser neue Missionsbezirk hatte seine Station in der Bachzelle bei Stroheim, die im Schutze jener alten Römerburg stand, aus deren Ruinen sich später die gewaltige Schaumburg erhob. Ihr Missionsgebiet war von Prambachkirchen und Eferding an der Donau aufwärts vorzugsweise der sog. Aschachwinkel. Das ursprüngliche Baptisterium dieser weiten Umgegend war die Kirche St. Johannes des Täufers zu Aschach. Dieß könnte insoweit als zweifelhaft erscheinen, weil uns in der Nähe herum drei Kirchen mit dem Patrocinium des hl. Johannes des Täufers auf einmal entgegentreten, während es in andern Missionsbezirken oft nicht geringen Schwierigkeiten unterliegt, ein einziges Baptisterium ausfindig zu machen. Besagte drei Kirchen sind Stroheim, Aschach und Hilkering. Für Stroheim scheint die Nähe der Bachzelle, für Hilkering (beziehentlich Hartkirchen) und Aschach aber das viel höhere, documentirte Alter zu sprechen, was auf den ersten Anblick die Wahl allerdings erschwert. Diese Schwierigkeit ist jedoch nur eine scheinbare: im Gegentheile verbreitet das auffallende Zusammentreffen von drei Baptisterien auf einem verhältnißmäßig nicht allzu ausgedehnten Bezirk einiges Licht über die geschichtliche Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse des Bezirks in ältester Zeit. Vorerst fällt Stroheim als erst am Anfange des XIV. Jahrhunderts zur Johanniter-Commende Mailberg gestiftete Filiale außer Ansatz, und die Wahl der ursprünglichen Taufkirche schwankt daher nur mehr zwischen Aschach und Hilkering. Hartkirchen (Hartchirihha ecclesia in comitatu Luipoldi comitis[1]), die Pfarrkirche von Hilkering, kommt freilich schon im Jahre 898 vor. Diese erstmalige Documentirung in einer Passauer Urkunde ist eben so bezeichnend als das Patrocinium S. Stephani, indem sich Hartkirchen dadurch als Schöpfung des Passauer Bisthums erweist. Erst bei der Einführung des Pfarrinstituts wurden Aschach, Haibach und Stroheim Hartkirchen untergeordnet. Bei der Gründung von Hartkirchen, die wahrscheinlich in die zweite

[1]) Urk.-Buch des Landes ob der Enns. II. S. 411.

Hälfte des VIII. Jahrhunderts einzureihen sein wird, respectirte aber das Hochstift Passau, das damals von ihm noch unabhängige Nachbargebiet von Aschach, und dieß wird auch die Ursache gewesen sein, daß es in seiner neuen Schöpfung Hartkirchen ein von dem ältern Baptisterium zu Aschach unabhängiges in Hilkering errichtete. Aschach wird zum ersten Male im Stiftungsbriefe von Kremsmünster vom Jahre 777 namhaft gemacht, und zwar als vollständig cultivirtes Land, nämlich wie das jenseitige Rottl mit Weinbergen, Winzern, Zeidlern und Gewerken. Auch hier war Kremsmünster Besitznachfolger St. Florians, dem das Land diesseits und jenseits der Donau seine Christianisirung und die mit ihr Hand in Hand gehende Cultur verdankte.

Was nun Aschach selbst und den von ihm benannten Aschachwinkel betrifft, welcher von der ihn auf drei Seiten umgürtenden Donau gebildet wird, so halte ich nicht die heutige Pfarrkirche Ss. Joannis Baptistae et Nicolai für die ursprüngliche Hauptkirche des von der Bachzelle aus eröffneten Missionsbezirkes, sondern die dermalige Filial- und Gottesacker-Kirche S. Laurentii, deren Baptisterium die näher an einem Donauarm gelegene St. Johanneskirche war. Auf genannte Hauptkirche des hl. Laurentius weist nämlich auch die St. Hippolytuskirche zu Eferding als Emanation derselben hin. Ich habe auf das kindliche Verhältniß, in welchem jede St. Hippolytuskirche zu einer ältern Laurentiuskirche der Nachbarschaft steht, bereits früher schon aufmerksam gemacht. In dem mit dem Patrocinium S. Joann. Bapt. des alten Baptisteriums vereinigten Patrocinium des hl. Nicolaus der dermaligen Pfarrkirche zu Aschach scheint ein weiterer Wink zu liegen, daß auch der obere Aschachwinkel um Haibach noch zum Missionsbezirke gehört habe, der von der Bachzelle aus christianisirt wurde. Dort liegt nämlich hart am rechten Donauufer und gegen Süden von Waldung umgeben die St. Nikolaus- oder Innere Zelle. Es wird diese Ansicht wohl mehr als ein Phantasiegebilde sein, indem die Grenzbestimmung des weiten Gebietes Askituna, das der erlauchte Machelm mit Genehmigung des Herzogs Tassilo nach St. Emmeram widmete, klar darauf hinweist, daß bei der östlichen Abmarchung durch den heutigen Freudenthalerbach das davon östlich gegen die Donau gelegene Land als fremdes Eigenthum respectirt wurde. Genannter Freudenthalerbach wird mit Haibach und Schlögenbach bezeichnet, und die südliche Linie gegen die grelle Beugung der Aschach (darum Ellenbogen genannt) durch den in den Schlögenbach fallenden (admanante) Cnagnabah genau angegeben. Hiezu muß ich den Wortlaut der darauf bezüglichen Stelle im Urtexte geben: »Hoc (a Chezinhaha = Keßlabach) usque ad Danubium protenditur et inde usque ad rivulum Heihinpach indeque derivatur usque ad Cnagnapah admanante Suleginpah et finitur ad iam dictum locum Elinpoga«[1]). Um eine Respectirung des Eigenthums des damals noch nicht

[1]) Urk.-Buch des Landes ob d. Enns. II. S. 1. 600. 612. Cfr. Notizbl. 1861. Nr. 18. und 1852. Nr. 5.

gegründeten Klosters Kremsmünster konnte es sich nicht handeln, denn die eben ausgezogene Schenkungsurkunde ist auch nach Ried[1]) vom 10. Juli 776, der Stiftungsbrief von Kremsmünster aber vom Jahre 777; mithin wurde hier das Eigenthum des Stiftes St. Florian noch nicht angetastet. Die St. Nikolauszelle erhielt ihren gewöhnlichen Namen Inn- oder Innerzell von ihrer Lage auf der Landzunge hinter Schlögen und im Gegensatze zur Frei- oder Morsbäch-Zelle auf dem linken Ufer. Hier möchte ich gelegenheitlich auch auf den historisch-merkwürdigen Ort Pupping bei Schaumburg aufmerksam machen, in dessen Kapelle zum hl. Othmar (ein bekanntes Patrocinium des Benedictiner-Ordens) der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, nachdem er die Visitation des seinem Bisthume zuständigen Gebietes von Askituna (Eschenau) vorgenommen und in derselben Absicht nach Pechlarn auf der Donau unterwegs war, am 31. Oktober 994 gestorben ist.

Auf dem linken Donauufer, von Buchenau aufwärts gehend, bin ich nicht im Stande, irgend eine Mönchszelle als Missionsstation namhaft zu machen, außer zweien an der Nordgrenze dieses Bezirks, nämlich die Marienzelle zu Nieder-Waldkirchen und die Laurentiuszelle zu Kleinzell, und letztere ist vielleicht obendrein keine der ursprünglichen Zellen. Daß sie aus einer größern, d. h. der Marienzelle hervorgegangen sei, sagt ihr Name, und es liegt die Vermuthung sehr nahe, daß ihr Bestand über das Jahr 794 kaum zurückreiche. Vor dem Jahre 772, mit welchem die förmliche Unterwerfung der an der langgestreckten Ostgrenze siedelnden Slaven mit dem vom Herzoge Tassilo in Carantanien geführten Hauptschlage begonnen hatte, wäre die Gründung einödiger Zellen nicht rathsam gewesen, und auch vor dem Jahre 791 noch nicht, weil die östlich von den Slaven wohnhaften Awaren Feinde der ersteren waren und bei ihren Einfällen in's Slavische wohl auch die Grenzen der ihnen ebenso verhaßten Baioarier nicht respectirt haben würden. In dieser fortwährend gefährdeten Lage der Bewohner des Grenzstriches glaube ich denn auch den Grund dafür zu finden, daß sich außer den genannten kein anderer Zellen-Ortsname auf dem linken Donauufer bis in die spätern Zeiten erhalten hat. Wenn ich recht sehe, baute man dort die Zellen größerer Sicherheit halber in volkreichern Dörfern. Bei einigen Dörfern des linken Donauufers sind heute noch Reste nicht unbedeutender Verschanzungen sichtbar, deren Entstehen man mit eben so gutem Fuge einer viel frühern Zeit wie den Bedrohungen durch die Magyaren zuschreiben kann. Waren aber die Zellen in die Dörfer aufgenommen, so konnten ihre Namen höchstens als Hausnamen auf uns kommen. Wie viel diese Voraussetzung für sich habe, ersieht man an der Marienzelle zu Waldkirchen; sie wird noch im XII. Jahrhundert Cella S. Mariae in Waltchirchen und ihre Kirche bedeutsam genug Ecclesia conventualis genannt; schon bald darnach weiß man nur noch von einer Parochia,

[1]) Cod. Ratisb. I. p. 3.

aber nichts mehr von einer Cella. — Was aber die Nähe der Slaven betrifft, so scheint ziemlich sicher zu sein, daß sie schon im VI. Jahrhundert bis an die Gusen heraufgedrungen und im VII. unter Samo's Herrschaft sogar bis an den Haselgraben vorgerückt waren, ja vielleicht selbst diesen noch überschritten haben. Abgesehen von mehreren entschieden slavischen Ortsnamen nächst dem Haselgraben und auf dasselbe hinauslaufenden germanischen, z. B. Achwinden, Holzwinden, wovon einige heute noch die charakteristisch slavische Dorfanlage erkennen lassen, bezeugt eine Freisinger Urkunde in Cozroh's Renner vom Jahre 827 [1]) mit klaren Worten, daß selbst damals noch die Slaven in nächster Nähe von Puchenau seßhaft waren (»ad Pochinauua et inter sclauanis ibidem prope commanentibus«). Von den, wie mir scheint, incorrect geschriebenen Oertlichkeitsnamen der Grenze des Puchenauer Kirchenguts sind wenigstens der Dießenbach (Deozinbach) und der Haselgraben (»ad illo termino quae marchit ad Linza«) sicher, und durch sie die Nachbarschaft der Slaven.

Im Landstriche des linken Donauufers von Linz aufwärts tritt mit dem Beginne des XII. Jahrhunderts, d. h. unmittelbar nach der Einführung des Parochial-Instituts eine kirchlich-topographische Erscheinung auf, die sich allerdings auch in vielen andern Gegenden constatiren läßt und allgemeine Einrichtung gewesen zu sein scheint, hier jedoch besonders prononcirt in die Augen fällt, und darum auch kurz besprochen werden soll: ich meine die ungeheuer ausgedehnten Seelsorgcomplexe, von jener Zeit an Parochia im modernen Sinne geheißen. Derartige sind vor Allen Grammastetten, Feldkirchen und Niederwaldkirchen, annähernd auch Buchenau. Ihr auffallender Umfang ist kirchenhistorisch und culturgeschichtlich sehr belehrend. Man ersieht vorerst aus diesen ursprünglichen Pfarrsprengeln den Uebergang der kirchlichen Anschauungsweise aus der Zeit der alten in jene der neuern Seelsorg-Disciplin. Vor Einführung des Pfarrinstituts hatte das Wort Parochia den präcisen Sinn Landtheil des Bisthums, im Gegensatze zur bischöflichen Stadt (Civitas); daher vielfältig auch die Bedeutung: bischöflicher Sprengel überhaupt. Aber schon gegen Ende des XI. Jahrh., z. B. im Dotationsdiplome Erzbischof Eberhart's für die Abtei Admont vom Jahre 1074 [2]) kommt Parochia als weitläufigeres nach der Hauptkirche genanntes Landgebiet vor. Am Anfange des XII. Jahrhunderts finden wir dann auch schon den ursprünglichen Begriff von Parochia (Landtheil der Diöcese) auf ansehnlichere Theile derselben verengert. So erstreckt sich die Parochia Grimhartestetin (Grammastätten) von der Donau bis an die böhmische Grenze, und vom Haselgraben bis zur kleinen Rottel; Ottensheim, Leonfelden, Weißenbach und Oberneukirchen sind ihr untergeordnet; Feldkirchen hat St. Martin, Walding, St. Georg auf dem Chotwein, Goldwerd, St. Gotthard und die Schloßkapellen in Oberwallsee und in Eschelberg unter sich; zu Wald-

[1]) Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Quell. XXVII. S. 258. [2]) Juv. Anh. p. 260 ff.

kirchen stehen im Filialverbande St. Johann, St. Veit, Kleinzell, ja selbst St. Peter; Buchenau erstreckt sich an der Donau von der Südostgrenze Grammastettens gegen Tabersheim, und dieses bis an die Gusen. Daß bei so ungeheuern Sprengeln an eine Pastoration im heutigen Sinne nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Warum warf man aber so ausgedehnte Territorien in einen Pfarrsprengel zusammen? Die Ursache liegt in den damaligen Culturzuständen. Die Begründung des Pfarrinstituts beruht wesentlich auf der Theilung der Fonds im Gegensatze zur vorher üblichen Repartirung der Rente. Von jeher war das Einkommen aus dem Zehentrechte das ausgiebigste. Wenn wir daher sehen, daß ungeheuere Bezirke zusammengeworfen werden mußten, um vorzugsweise durch die Zehenten derselben die Portio canonica für die Geistlichkeit der im Entstehen begriffenen Pfarreien zu sichern, so darf man hieraus auf eine sehr niedrige Stufe des damaligen Ackerbaues und folgerecht auf eine noch sehr sporadisch siedelnde und geringe ländliche Bevölkerung schließen. Daß die Bevölkerung von jeher an Land- und Wasserstraßen dichter, hingegen dünner in den Waldgebieten siedelte, ist nationalökonomisches Axiom. Dieß gestattet weitere Schlüsse auf die Dichtigkeitsverhältnisse der Bevölkerung jener Waldgebiete, die in größerer Entfernung von den Donauufern tiefer im Binnenlande hauste. — Da nun in der Regel die ältesten Taufkirchen aller Anfangs mit Pfarrechten bedacht wurden — sie waren ja die zehentberechtigten Kirchen — so würden die ältesten Pfarrkirchen einen ziemlich verläßigen Anhaltspunkt zur Ermittlung der ursprünglichen Seelsorgstationen in der Urzeit gewähren, wenn nicht die gänzliche Verwüstung des Landes durch die Magyarenzüge inzwischen läge. Bei der Restauration nach dem Jahre 955 wurde natürlich der Neugestaltung der Culturzustände Rechnung getragen, und dadurch vielfältig auch von den primitiven gänzlich verschiedene, neue kirchliche Verhältnisse geschaffen. Aeltere Kirchen traten in ein Abhängigkeitsverhältniß zu jüngern oder neuerbauten, die sich als solche schon durch ihre jüngern Patrocinien erkennen lassen; manche der ältesten wurden nicht wieder aufgebaut, weil sie wegen veränderter seelsorglicher Anforderungen ihrer Lage nach entbehrlich waren. Trotzdem weisen die großen Pfarrei-Conglomerate im Allgemeinen immer noch auf frühere Bestände zurück. Aus diesem Grunde darf man an der Donau aufwärts Buchenau (S. Andreae), Grammastätten (S. Laurentii), St. Peter zu Höflein (Ottensheim), Feldkirchen (S. Michaelis) und Nieder-Waldkirchen (B. V. M.) für Kirchen aus der Urzeit halten, und auch ihre Sprengel werden, wenn man die östlichen Erweiterungen wegläßt, mit den ursprünglichen ältesten Seelsorgbezirken in den allgemeinen Umrissen theilweise coincident sein.

Nach dieser Erläuterung, deren Motive einige helle Schlaglichter in die ältesten kirchlichen Zustände zurückwerfen, kann ich mich mit der weitern Beleuchtung des Christianisirungsganges am linken Donauufer aufwärts ziemlich kurz fassen. Wie ich bis Waldkirchen keine Zelle der Missionäre anzugeben vermag, vermisse ich auch

ein Paar Baptisterien, welche, wie es scheint, während der Magyarenzüge zerstört und nicht wieder aufgebaut wurden. Jene der St. Michaelskirche zu Feldkirchen und der St. Johanneskirche zu Niederwaldkirchen sind für einen so langen Landstrich offenbar nicht ausreichend; St. Johann am Windberge kann nicht hieher bezogen werden, weil es schon im ehemaligen Gebiete der Czechoslaven liegt.

Was endlich den Weg betrifft, den die Missionäre eingeschlagen haben, so unterliegt es wohl kaum einem erheblichen Zweifel, daß sie von der Margarethenzelle bei Linz auf beiden Ufern der Donau aufwärts gegangen seien. Uebrigens wird man ohnehin überzeugt sein, daß der gewaltige, zwischen den kleinen Missionscolonnen fließende Strom ihre gegenseitige Aushilfe wohl in etwas erschwerte, aber nicht völlig aufhob. Am lebhaftesten scheint der Wechselverkehr außer Linz im Aschachwinkel gewesen zu sein, weil er mehrmal in inniger Verbindung mit dem jenseitigen Rottelgelände aufscheint, so z. B. im Stiftungsbriefe von Kremsmünster. Ich halte für wahrscheinlich, daß die Seelsorge des Aschachwinkels überhaupt von der größern Zelle zu Niederwaldkirchen nicht so fast excurrendo als residendo versehen worden sei. Daß Waldkirchen eine größere Zelle war, scheint sicher zu sein, sonst würde die dortige Marienkirche nicht ecclesia conventualis heißen. Zum Schlusse möchte ich die Aufmerksamkeit noch auf ein anderes kirchliches Verhältniß zu Waldkirchen lenken, das vielleicht im Stande ist, Auskünfte über den vorhin erwähnten Mangel der nöthigen Baptisterien anzubahnen. Der fleißige Forscher Lamprecht, den ich öfter benütze, berichtet uns [1]), daß die St. Johanneskirche (das Baptisterium) neben der Hauptkirche erst im Jahre 1793 zum Schulhause umgestaltet worden sei. Daß die St. Michaelskirche zu Feldkirchen Seelsorgkirche und Baptisterium miteinander gewesen sei, wird kaum widersprochen werden: sollte in den andern großen Ortschaften, in deren Mitte die Seelsorgkirchen standen, ein ähnliches Verhältniß obgewaltet haben, daß nämlich das Baptisterium neben der Seelsorgkirche errichtet war, und sollte diese Einrichtung denselben Grund größerer Sicherheit gehabt haben, aus welchem man, wie wahrscheinlich genug ist, auch die Zellen, nicht einödig wie anderwärts, sondern in den Dörfern selbst baute? — Mögen dort einheimische Forscher diesen Vermuthungen einige Aufmerksamkeit widmen!

Es wird hier an seinem Orte sein, einem voraussichtlichen und noch dazu ziemlich blendenden Einwurfe zu entgegnen. Man könnte mir nämlich sagen, daß meine bisherige Deduction über den St. Florianer Missionsbezirk Nieder-Waldkirchen auf einer falschen Voraussetzung beruhe, weil sich urkundlich nachweisen lasse, daß das regulirte Chorherrenstift St. Florian Niederwaldkirchen sammt Umgegend erst am Anfange des XII. Jahrhunderts zu Eigen erhalten habe. Daß sich dieß so verhalte, geht klar aus den auf uns gekommenen Urkunden hervor [2]). Eppo v. Windberg, wie es scheint der letzte seines Stammes, beschenkte das

[1]) Topogr. Matrik. S. 153. [2]) Urk.-Buch des Landes ob d. Enns. I. 594. — II. 144. 147. ꝛc.

Stift St. Florian im Jahre 1108 mit dem Gute Waldahouin und den Waldungen vom Zusammenflusse des Pousinpach (Bösenbach) mit dem Tiuphinpach (Tiefenbach) bis zur großen Mihel. So wurde das Stift Eigenthümer der »Allodia inter Boesenbac et Ebresbac usque ad terminos boemie et praedium quod dicitur Celle (Kleinzell) ad Movhile«, sowie der »ecclesie parochiales S. Mariae in Waltekirchen et S. Petri cum capellis jure filiationis ad eas spectantibus«, nämlich Kleinzell, St. Johann, St. Veit, Helfenberg, St. Stephan, St. Oswald und Häslach. — Da gegen die Echtheit der allegirten Documente nicht der leiseste Zweifel besteht, so werden wir der Sache etwas tiefer auf den Grund sehen müssen. Woher diese Freigebigkeit an ein weitentlegenes Stift, da doch das nahe seinem gänzlichen Untergange entgegengehende Klösterlein Engelhartszell, das erst im Jahre 1293 als Cisterzienserkloster im zunächstgelegenen Engelszell wieder auflebte, der natürlichste Gegenstand derselben gewesen wäre? Wohl aus keinem andern Grunde, als weil Eppo von Windberg dem Stifte St. Florian die damals schon Jahrhunderte alte Schuld der Glaubenspredigt abzutragen hatte, an welche ihn die alte St. Peterskirche neben seiner Stammburg so lebhaft erinnerte. — Derlei, wenn auch späte Schenkungen, wie hier Niederwaldkirchen und Marienkirchen bei Efferding sind helle Schlaglichter, in deren Widerscheine man sich im sonst undurchdringlichen Dunkel der Urgeschichte zurecht finden kann. Einmal liegt in der Phrase der soeben im Wortlaute gegebenen Urkunde: »praedium quod dicitur Celle ad Movhile« eine sehr verständliche Hinweisung auf frühere kirchliche Zustände, indem mit der Prädicirung »praedium« klar ausgesprochen ist, daß dieses Kleinzell von seiner ursprünglichen Bestimmung schon zu einem einfachen Landgute herabgesunken war. Dieselbe Hinweisung enthalten auch die in der ersten Urkunde noch vorkommenden Prädicate Cella und ecclesia conventualis der Marienkirche zu Niederwaldkirchen, indem Cella nur für Mönche paßt, für andere religiöse Genossenschaften, wie z. B. hier für regulirte Chorherren Augustiner-Ordens aber nur höchst selten in Anwendung kommt. — Wenn ich vorhin sagte, daß die St. Peterskirche am Windberg den Burgherrn lebhaft an eine schon Jahrhunderte alte Schuld gemahnt habe, so will ich damit nicht behaupten, daß St. Peter schon aus jener Zeit stamme, in welcher die St. Florianer Mönche während der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. das Licht des Glaubens in jenen Gegenden verbreiteten, indem ich der Ansicht bin, daß wie die Laurentiuszelle an der Mihel, ebenso auch die Seelsorgkirche St. Peter und das Baptisterium St. Johann, beide am Windberge, erst in der Neige des VIII. Jahrh. entstanden seien. Ortsnamen wie Windberg selbst (Windoberg) und einzelne slavische Dorfanlagen in der Nachbarschaft lassen keinen Zweifel aufkommen, daß die Zelle Niederwaldkirchen an die äußerste Grenze gegen das Slavenland vorgerückt worden war. Die alte Schuld Eppo's kann aber auch noch einen andern Sinn neben dem genuinen haben. Es ist nämlich auch in Ermanglung jeglichen urkundlichen Beleges soviel

wie sicher, daß St. Florian um Niederwaldkirchen schon aus der Urzeit her begütert gewesen sei, indem zeitliche Remuneration für gespendete geistliche Wohlthaten nie und nirgends ausblieb. Als jedoch in Folge der Magyaren-Verheerungen ganze Gegenden entvölkert wurden, traf gewiß auch die Güter St. Florians zu und um Waldkirchen das allgemeine Loos, daß sie von den Mächtigen der Umgegend, die sich um die Neucultur annahmen, als nahezu herrenloses Gut in Besitz genommen wurden, und so mag allerdings auch Eppo von Windberg auf dem Wege des Erbganges im Besitze jener St. Florianer Liegenschaften gewesen sein, welche seine Ahnen um das Jahr 1000 sich angeeignet hatten; war ja doch sogar die Mönchszelle an der Mihel (Kleinzell) dem Windberger Allod als praedium einverleibt worden. Daß Eppo nicht nur jene Güter, sondern auch sein Allod überhaupt an das weit entlegene Chorherrenstift St. Florian schenkte, weist mit aller Verlässigkeit darauf hin, daß die Mönche als frühere Inhaber jenes Stiftes vor den Magyaren-Zügen in der Umgegend geistlich thätig gewesen waren, und somit wären wir vorläufig darüber vergewissert, daß das Münster St. Florian während der Slavenzeit seine Missionsthätigkeit dort entfaltet habe (von Weihflorian aus?). Wir wissen aber auch, daß die unmittelbaren linken Donau-Ufer vom Haselgraben aufwärts von den Slaven nicht occupirt worden waren, sondern aus der Urzeit her eine baioarische Einwohnerschaft hatten, diese war aber von der allgemeinen Mission in der Periode Rupert-Vitalis selbstverständlich nicht ausgeschlossen; und da wir aus der Remuneration am Beginne des XII. Jahrh. mit Sicherheit erschließen können, daß die Mönche von St. Florian in weiter Umgegend von Niederwaldkirchen in der Missionsarbeit thätig gewesen sein mußten, so kann ihnen schon darum das Verdienst nicht streitig gemacht werden, daß sie in der Periode Rupert-Vitalis die Baioarier des linken Donau-Ufers, dem Aschachwinkel gegenüber, zum Christenthume bekehrt hatten, weil sie jenen Landstrich auch noch in der Slaven-Periode als ihre geistliche Domäne ansahen, und weil ihre Besitzes- und Rechts-Nachfolger im Stifte St. Florian am Beginne des XII. Jahrh. für das doppelte Verdienst ihrer Vorfahren so reichlich remunerirt wurden.

2. Legationsbezirk der Breitenauer Mönche im Binnenlande an der Inach, Tratnach und obern Dürren-Aschach.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses Binnenland einer ausgebreiteteren Cultur später theilhaftig wurde, als die Landstriche am Donau- und Innlimes, oder auch an der Consularstraße, welche die Colonien Lauriacum-Ovilaba und Juvavum miteinander verband. Kenner[1]) zieht aus der Wahrnehmung, daß römische Funde im Binnenlande des Inn- und Hausruck-Viertels viel spärlicher vorkommen, den richtigen Schluß, daß dieser heute fruchtbarste und er-

[1]) Archäol. Funde im Lande ob d. Enns. Separat-Abdruck aus Mitth. der Centr.-Commiss. XI. Jahrg. Hft. Juli August S. 10.

giebigste Getreideboden des Landes in der Zeit der römischen Occupation weit weniger bebaut und bevölkert gewesen sein dürfte, als jetzt. Mit der Begründung dieser Ansicht: „Es war den Streifzügen germanischer Horden zu sehr ausgesetzt, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach zu oft von ihnen verwüstet worden, als daß römisches Leben hier hätte Wurzel schlagen können", bin ich jedoch nicht ganz einverstanden, indem das Dreieck zwischen dem Reichslimes an der Donau und dem Zwischenlimes am Inn hinlänglich geschützt gewesen zu sein scheint. Darum glaube ich den Grund geringerer Cultur des Binnenlandes und folgerecht hiezu der dünnern römischen Bevölkerung vielmehr in dem Umstande suchen zu müssen, daß es den Römern während ihrer eigentlichen Cultur-Epoche, d. h. vor ihrer Beschränkung auf die passive Defensive vom Jahre 235 n. Chr. an, hauptsächlich wohl wegen Mangels an Arbeitskräften noch nicht gelungen war, die ungeheuern Waldungen zu lichten, welche das Binnenland noch lange nach ihnen bedeckten. Culturzustände und Bevölkerungs-Verhältnisse, welche die mit dem Jahre 535 am herzoglichen Hofe zu Regensburg begonnene Predigt des Evangeliums im Lande vorfand, bedingten aber nothwendig die numerischen Erfolge derselben; und dieß ist der Grund, warum ich etwas ausführlicher auf sie eingehen muß.

Die Waldungen des in Rede stehenden Binnenlandes haben zum Theil heute noch ungeheuere Ausdehnungen und die ältesten Geschichtsquellen weisen unzweideutig auf noch weit umfangsreichere hin. Das specielle Binnenland an der obern Dürren-Aschach, der Inach und Tratnach war von Norden her vom Passauerwalde, von Westen vom Hausruck und dessen Ausläufern beengt. Der Passauerwald reichte noch am Ende des VIII. Jahrh. gegen Peuerbach und Ellenbogen (Elinpoga) herab; der Hausruck hat am Roßwalde gegen Altenhof und Wolfsegg einen ansehnlichen östlichen, und im Höhenzuge vom Tanzboden bis zum Bramwalde einen langgestreckten, nördlichen Ausläufer, der sich über den Bocksruck, im VI. Jahrh. wahrscheinlich noch weiter nördlich fortsetzte. Ihm entgegen zog sich von Norden her ein Ausläufer des Passauerwaldes, die rothe Sallet genannt, für dessen südliche Ausdehnung der Name des Pfarrortes Altschwend zeugt. Zwischen den Flußgebieten der Aschach und Bram scheint nur mehr jene Strecke zwischen Kimpling und Altschwend offen gewesen zu sein, die mit dem charakteristischen Namen Wolmarch (Waldmarch) bezeichnet ist, und welcher an das analoge Marchlupp am nördlichen Hünhart erinnert. Daß der Passauerwald noch gegen Ende des VIII. Jahrh. gegen Peuerbach und den Ellenbogen der Aschach herabreichte, geht deutlich aus der oben erwähnten Schenkungsurkunde des erlauchten Machelm vom Jahre 776 hervor, indem in der Grenzumschreibung der Eschenau (Askituna) ausdrücklich kein Ortsname enthalten ist, sondern nur Namen von Bächen und jener des Hagenberges. Trotzdem darf man sich nicht zur Annahme verleiten lassen, daß die bisher berührten Waldgebiete lauterer Urwald gewesen seien, sie waren vielmehr, freilich mit oft großen Strecken

dichter Waldung, einödig bewohnte Wildnisse, welche in der Urkundensprache vielfältig mit Forestum und Eremus bezeichnet werden. Die Culturen in Waldoasen waren den damaligen Zeitverhältnissen wegen größerer Sicherheit vor Ueberfällen streifender Horden besonders angemessen.

Regelmäßige Lichtungen entstanden, wie früher bei Anlegung der ersten Straßen für Strategie und Handel, in bedeutenderer Anzahl in Folge der fast gänzlichen Umänderung des römischen Militärsystems in der letzten Hälfte des III. und der ersten Hälfte des IV. Jahrh. Die während der activen Defensive in großen Waffenplätzen (oppidis, castris et castellis) stationären Legionen wurden vielfältig in weit entlegenen Provinzen verwendet, und so bestand die Hauptkraft der Landesvertheidigung in den Grenzprovinzen während der passiven Defensive vorzugsweise in den größern und kleinern Burgen des Hauptlimes und der Zwischenlimites, jene der Straßen in ihren Wartthürmen (monopyrgiis). Demzufolge wurden außer den Hauptstraßen des Landes, welche die Städte miteinander verbanden, und zu demselben Zwecke durch das Binnenland am Limes hinliefen, Verbindungsstraßen der Burgen des Haupt- und der Zwischen-Limites unabweisbare Nothwendigkeit, um dadurch den einzelnen Burgen möglichst schnellen Succurs zu ermöglichen. Diese Verbindungsstraßen, welche Truppenbewegungen ebenso wie volkswirthschaftlichen Verkehr vermittelten, wurden ein fruchtbares Element der Landescultur, indem die Besatzungen der Monopyrgien Staatsländereien zum Eigenthume erhielten, und der erleichterte Verkehr auch andere Colonen anlockte. Mehrere Reihen archäologischer Funde weisen auf dieses Culturelement zurück; und daß diese Funde nicht reichhaltiger sind, hat außer dem Mangel an geeignetern Nachforschungen seinen erklärenden Grund in der geschichtlichen Thatsache, daß das Weltreich damals (nach 235) schon seinem gänzlichen Verfalle zueilte und eine umfassendere Colonisirung durchzuführen nicht mehr im Stande war.

Förstemann macht mit Recht darauf aufmerksam, daß March wie Hag in ältester Zeit mit Wald gleiche Bedeutung hatten; sie bildeten die Schutzwehr des in ihnen liegenden Gavi, Gau (in der Bedeutung von Gegend). Auch in dem zu besprechenden Territorium waren die Waldungen das trennende Element der Missionsbezirke, die alten, bis in's Mittelalter herab benützten Römerstraßen das verbindende. Die physischen Grenzen dieses Territoriums an der Tratnach u. s. w. sind daher gegen Westen der Hausruck und seine nördlichen Ausläufer im Anschlusse an die rothe Sallet, im Norden der bis Peuerbach herabreichende Passauerwald.

Der Gang der Evangeliumspredigt von Breitenau aus in nördlicher Richtung ist von selbst vorgezeichnet: daß wir die ältesten Missionsstationen (Zellen) ebenso wie die ältest documentirten Kirchen gerade an den Römerstraßen finden, bestätigt die Richtigkeit der früher entworfenen, beiläufigen Tracirung derselben. Für die erste, dem Namen nach noch bekannte Missionsstation in der angegebenen Richtung halte ich jenes einsame Zelli (Zellin, Diminutiv von Zell) zwischen

Zupfing und Kimpling nahe an der Kreuzung der römischen Verbindungsstraßen Efferding-Braunau und Schwannenstadt-Straßwitram. Anderthalb Meilen östlich davon findet sich zwischen Tollöd und Michelnbach ein zweites Zelli und zunächst Michelnbach ein Münithal (Münchthal). Was mir sehr bedeutsam scheint, ist die schon 782 documentirte als Area ecclesiae S. Joannis Baptistae und ecclesia S. Joannis aufgeführte[1]) Taufkirche dieser Gegend, offenbar Hofkirchen. Man könnte dabei auf das Dorf Taufkirchen an der Tratnach rathen; dieses kommt aber unmittelbar darnach im Jahre 785 als Ecclesia in loco Dratinach vor, und die zunächst unterhalb liegende Ortschaft Unter-Tratnach ist Beweis genug, daß der Name (Ober-) Tratnach von jenem der Taufkirche absorbirt worden sei. Die Benennung Taufkirche für diese St. Martinskirche wird wohl erst aus der Restaurationszeit nach den Magyaren-Einfällen stammen. Das der Missionsstation Zelli bei Zupfing entsprechende Baptisterium war Hofkirchen, und ihre Seelsorgkirchen, für die nördlichen Anwohner Kimpling (S. Laurentii) und dann Kalham (B. V. Mariae), für die südlichen Rothenbach (S. Petri); der Missionsstation Zelli bei Tollöd entsprechen als Baptisterium Michelnbach (S. Michaelis) und die nach und nach entstandenen Seelsorgkirchen Pollham (S. Laurentii), Grieskirchen (S. Martini), Schönau (S. Petri), dann Waizenkirchen (Wazimanni Ecclesia SS. Ap. Petri et Pauli im X. Jahrh. nach Krenglbach zehentpflichtig) und Peuerbach (S. Martini). Ob irgend eine andere Kirche z. B. Meggenhofen (S. Martini), Kematen u. s. w. zu diesem Missionssprengel, oder was mir wahrscheinlicher ist, zu jenem bei Wels, dessen Zelle mir unbekannt ist, gehörten, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Uebrigens sind in dieser Gegend in älterer und jüngerer Zeit mehrere Kirchen eingegangen, z. B. Kirchham bei Buchberg, Kurzenkirchen bei Offenhausen, Kirchberg bei Gallsbach, Maximilian und Margarethen bei Grieskirchen. Ob sie ursprüngliche Seelsorgkirchen gewesen seien, ob eine oder die andere Baptisterium war, wird dahin gestellt bleiben müssen.

3. Der Passauer-Wald.

Der Passauerwald gehört im eigentlichen Sinne nur theilweise zum ursprünglichen Legationsgebiete, weil er in der baioarischen Urzeit wohl nur sporadisch bewohnt war. Dennoch wollte ich ihn hier nicht übergehen, weil er ein bedeutendes Territorium einnimmt, und andrerseits kaum zu bezweifeln sein wird, daß er an den Römerstraßen, also an seinen Säumen und in seinem Meridianal-Durchschnitte stellenweise schon in der Urzeit cultivirt und zugleich christianisirt worden sei. Er hat auf seinem großen Areal nur eine einzige Zelle, nämlich Engelhartszell hart am rechten Donau-Ufer aufzuweisen, denn Münzkirchen ist kein Muniches- sondern ein Museles-kirchen. Seine Cultur ging in ältester, wie in späterer Zeit

[1]) Urk.-B. d. Landes ob der Enns I p. 443.

ebensowenig als seine Christianisirung von irgend einer einzelnen Abtei aus, ist vielmehr den umliegenden Münstern und Zellen, und in seinem südöstlichen Theile sogar dem auswärtigen Kloster St. Emmeram zuzuschreiben. Im Allgemeinen wird man annehmen müssen, daß die in denselben eingewanderten Colonen, welche gegen Ende des VIII. Jahrh. seine umfassende Cultur bewerkstelligten, schon christlich waren und darum kann in ihm von einer primitiven Mission, mit Ausnahme der angedeuteten schmalen Landstriche, nicht die Rede sein. Besonders die Uferlandstriche waren schon aus der Römerzeit her etwas dichter bewohnt, weil die Leichtigkeit des Verkehrs auf beiden Strömen, und die hart an ihnen hinlaufenden Römerstraßen selbst nach Verheerungen nimmer wieder zur Ansiedlung einluden; doch war das Innufer wohl mehr bewohnt als jenes der Donau, indem am letztern die Felsenriffe vielfältig bis an den Strom selbst vorgeschoben sind. Die von der Colonialstadt Wels in der Richtung von Süd nach Nord herkommende Heer- und Handelsstraße theilte das Dreieck des Waldgebietes mit einer von der Basis zum spitzigen Winkel, den Boiodurum (Innstadt) einnahm, senkrecht aufsteigenden Linie in zwei beinahe gleiche Theile; die Basis bildete aber die Schlögen (Joviacum) und Suben verbindende Querstraße. Hart an der Straßenkreuzung Wels-Passau, Schlögen-Suben liegt eine Ortschaft Kemating, das seinen Namen von einem römischen Cheminata haben dürfte: von ihr bis an das östliche Donau-Ufer (das Askituna St. Emmeram's) ist frühbaioarische Cultur eben so wenig nachweisbar, als sie von Kemating zum westlichen Innufer unbezweifelt ist. Am Straßensegmente zwischen der ebengenannten Querstraße und der Innstadt darf man eben im Hinblick auf den Lauf eines ziemlich frequenten Verkehrsweges cultivirte Ausweitungen der Straßenlichtung annehmen, und die beiden Kirchen Rainbach (S. Petri) und Schartenberg (S. Laurentii) sind mit ihren alten Patrocinien ganz geeignet, dieser Annahme einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Ich mache hier im Vorbeigehen wieder auf das schon früher vorgekommene filiale Verhältniß der St. Laurentiuskirche zu Schartenberg und jener des hl. Hippolytus zu Viechtenstein aufmerksam. Wenn Rainbach und Schartenberg, wie es den Anschein hat, schon in der Urzeit cultivirt waren, so wird auch ihre Christianisirung entweder vom Münster bei Reichersberg (Münsteuer) im Vorgehen der Mission über Diersbach, oder von dessen Filialzelle bei Raab aus, die etwas entfernter ist, aber an demselben Straßenzuge Wels-Passau liegt, wohl nicht zu beanstanden sein. In dieser Voraussetzung könnte man geneigt sein, die Kirche St. Johannes des Täufers zu Kopfing für die Taufkirche eines größern Theiles des Waldgebietes zu halten: ich vermag aber dieser Vermuthung nicht beizutreten, obwohl ich kein anderes Baptisterium angeben kann; denn Kopfing liegt in jener Gegend des Waldes, welche vor dem Jahre 776 noch nicht in Cultur genommen war, weßwegen ich das dortige Baptisterium erst in die Zeit nach dem Jahre 776 einreihe.

Von der Zelle Engelhartszell (Engerszell) — nicht zu verwechseln mit dem im Jahre 1293 gestifteten Kloster Engelszell, ¼ Stunde unter der alten Zelle — ist nur bekannt, daß sie aus unvordenklicher Zeit schon vor dem Jahre 1060 bestand, in welchem sie meines Wissens das erstemal urkundlich erscheint. Sie für eine Zelle der Urzeit zu halten, fällt mir schwer, weil ich ihr in Anbetracht der eingeengten Lage keinen Wirkungskreis anzuweisen wüßte; es müßte denn sein, daß eine volkreichere Schiffergilde dort gesiedelt hätte, oder, was vielleicht mehr für sich hätte, daß ihren Mönchen die Mission unter den jenseitigen Baioariern aufgetragen gewesen wäre, und daß die Zelle selbst, wegen größerer Sicherheit vor den hinter dem baioarischen Uferstriche wohnenden Slaven auf dem rechten Ufer erbaut worden sei. In diesem Falle könnte man die Kirche Sarleinsbach mit ihrem St. Petrus-Patrocinium damit in Verbindung bringen. Eine weitere Vermuthung — und über den Bereich der Vermuthung hinauszugehen habe ich keinen Anhaltspunkt, — soll sogleich ausgesprochen werden.

Daß die Ufer des Inns und der Donau im Rayon von Passau das Licht des Evangeliums schon frühzeitig erhalten haben, wird wohl von niemand angezweifelt werden, weil in Berücksichtigung des lebhaften Verkehres auf beiden Strömen und der an ihnen laufenden Römerstraßen ihre frühe Cultur nicht angestritten werden kann. Auffallen muß aber die Wahrnehmung, daß am rechten Innufer der Legationsbezirk der passau'schen Missionsstation erweislich schon ober Schärding, also näher bei Münsteuer als bei Passau beginne, und daß er an beiden Donau-Ufern noch weiter hinabreiche. Es liegt darin ein unzweideutiger Wink, daß die Passauer Missionsstation eine in einem verhältnißmäßig weiten Kreise einflußreiche gewesen sein müsse. Aus diesem Grunde reihe ich die Beleuchtung des Christianisirungsganges auf dem rechten Inn- und Donau-Ufer, obwohl sie zunächst den Passauerwald anginge, in den folgenden Abschnitt ein.

VII. Capitel.

Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal niederbayerischem Territorium.

1. Der Legationsbezirk von Passau.

Hier bin ich wieder einmal in der unangenehmen Lage, die in weitesten Kreisen verbreiteten Aufstellungen über die Urgeschichte der Passauerkirche als ganz oder theilweise irrige bezeichnen zu müssen. In Folge meiner frühern Erörterungen werde ich der Mühe überhoben sein, noch einmal des Nähern auf die sog. Passauer

Bischöfe Erchanfrid und Otkar eingehen zu müssen, oder die Uebertragung des Lorcherstuhles nach Passau wieder zu untersuchen. Meines Dafürhaltens sind dieß überwundene Standpunkte, und sollen darum nur soweit, als es unvermeidlich ist, neuerdings berührt werden. Mir scheint, jene Forscher, welche für ein möglichst hohes Alter der Passauerkirche schwärmen, haben diesem Alter selbst zum Theil schlimme Dienste erwiesen, denn von der offenbaren Fabel der Apostolicität der Lorcher Kirche hier gänzlich abgesehen, sind die kleinen Anfänge der Passauerkirche selbst in der germanischen Zeit älter, als sie glauben, weil sie, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in das Zeitalter des hl. Rupert, somit in die ersten Decennien der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. zurückgehen, ja mittelst der St. Severinszellen zu Innstadt und Passau in einem weitern Sinne sogar noch an die kirchlichen Zustände des V. Jahrh. anknüpfen. Es ist früher dargethan worden, daß der hl. Rupert besonders in Lorch und Juvavum auf den durch die Verheerungen der Völkerwanderung verschütteten Fundamenten seinen kirchlichen Wiederaufbau begonnen habe, welche aus der römischen in die germanische Zeit herüber gerettet worden waren, und ich bin überzeugt, daß er auch in Passau ganz nach denselben Grundsätzen des Apostolats vorgegangen sei. In Lorch hatte der unermeßliche Segen des glorreichen Martyrgrabes des hl. Florian das Christenthum vor gänzlichem Untergange bewahrt. Der hl. Rupert fand dort bereits wieder eine kleine, wenn vielleicht auch noch so verkommene Christengemeinde, er bestärkte und vermehrte sie. Auf der Consularstraße in westlicher Richtung unterwegs suchte er allenthalben die christlichen Ueberbleibsel zusammen, und als er am See, der von zahlreichern romanischen Umwohnern den Namen Walhasee erhalten hatte, eine, wie es scheint, noch größere Anzahl Anhänger eines verblaßten Christenthumes fand, entschloß er sich, mitten unter ihnen den Stuhl seines Landesbisthums aufzuschlagen. Während er sich dort aufhielt und sich zu bleibendem Aufenthalte schon häuslich einrichtete, erfragte er die wundersamen Ruinen des alten Juvavum's und fand dort die Reste der Zellen aus St. Severin's Zeit, die Gräber der von den Herulern ermordeten Cönobiten des hl. Maximus, und die noch viel ältern Cultusstätten in der Felsenwand des Mönchsberges. Diese heiligen Erinnerungen, die Ortslage fast mitten in Baiovarien, an einem mehrfach verschlungenen Knoten der alten noch wegsamen Straßen, an einem Flusse, der sein Gewässer an den Innstrom und mittelst desselben an die Donau abgab, und die in nächster und weiterer Umgegend zahlreichere romanische Bevölkerung als irgendwo im Lande, gaben den Ausschlag, seinen Petenerstuhl nach Juvavum zu übertragen und für alle Zeiten festzustellen: die restaurirten Mönchszellen aus der Severinischen Zeit erkor er zu seiner bischöflichen Residenz.

Es ist die Ansicht mehrerer sehr geachteter Autoren und Forscher, daß auch die Zelle St. Johannes des Täufers in der Innstadt bei Passau — dermal St. Severin — die Stürme der Völkerfluth in soweit überstanden habe, daß sie schon nach der baiovarischen Einwanderung wieder von einigen Mönchen bezogen

worden sei. Obwohl wir aus Eugippius mit Sicherheit wissen[1]), daß der größere Theil der Einwohner von Castra Batava und Boiodurum mit dem hl. Severin an die untern Donaustädte abgewandert sei, und daß die wenigern, welche seinem väterlichen Zureden keinen Glauben geschenkt hatten, schon in der nächsten Woche von den Thüringern theils niedergemetzelt, theils in die Gefangenschaft abgeschleppt wurden, so zwingt doch nichts zur Annahme, daß es Einigen dieser Gefangenen später nicht gelungen sei, zu entkommen, oder daß Einzelne, die nachhin mit den Jüngern des hl. Severin von Fabianae nach Italien gezogen, nach dem Austoben der Völkerstürme nicht in die unvergeßliche Heimat am Zusammenflusse des Inns und der Donau zurückgekehrt, oder daß von der Landbevölkerung um Passau nicht manche weder abgewandert, noch von den Thüringern erhascht worden seien. Warum sollten namentlich manche der Letztern es nicht vorgezogen haben, sich in den Ruinen der so vortheilhaft gelegenen Inn-Donaustadt, soweit es eben möglich war, wohnlich einzurichten und sich dort bleibend niederlassen, als die Baioarier, als neue Herren des Landes, ihnen gegen einen mäßigen Tribut Duldung und Schutz gewährten. Es mangelt auch nicht an topographischen Belegen dafür, daß auch im Innern des Landes noch gar manche Romanen zwischen den Baioariern siedelten. Als solche werden gelten 4 Kemating, Ramersberg, Ramsberg, Walch, Wallerdorf bei Künzing (Quintana), vielleicht auch Wallering, Wallham, Walln, Großwalln, Außer- und Inner-Gerwallen, wenn nicht, wenigstens einige davon, auf die Wurzel Wald zurückzuführen sind.

Um überzeugt zu sein, daß auch in und um Passau der christliche Glaube und kirchliche Einrichtungen zur Pflege desselben so alt seien, wie in Baioarien überhaupt, braucht man weder die fabelhaften Lorch-Passauer Bischöfe des V. und VI. Jahrh., noch insbesondere auf die mehr als zweideutige Autorität des einzigen Schreitwein hin fast allgemein um mehr als anderthalb hundert Jahre zu tief in's Alterthum gerückten Gaubischöfe Erchanfrid und Otkar zu Hilfe zu rufen. Wenn man sich das ganze Baioarien umfassende Apostolat des hl. Rupert und die von dessen Nachfolger, dem hl. Vitalis, bewerkstelligte Ergänzung desselben mit Inbegriff der kirchlichen Organisation klar stellt, dann sich den unvermeidlichen Rückschlag vergegenwärtigt, denn der fast gänzliche Verfall der Salzburger Landeskirche wie auf Baioarien überhaupt, so speciell auch auf das Kirchenwesen von Passau ausüben mußte: so kann man auch über die Entstehungszeit jenes kirchlichen Baues nicht mehr im Zweifel sein, von welchem der Regionarbischof Wulfilo, als er um 737 nach Passau kam, noch ansehnliche Ueberreste antraf; nur muß man es ein für alle Male aufgeben, genannten Regionarbischof mit Presbyterium, Klerus, Mönchen, Nonnen, Kirchengeräthen u. s. w. von Lorch nach Passau herauf ziehen zu lassen, weil dadurch der Gesichtspunkt, von welchem aus man die kirchlichen Zustände Passau's zu beurtheilen hat, gänzlich verrückt wird.

[1]) Vita S. Severini, Edit. Kerschbaumer c. XXVII. p. 53. 54.

Als man gegen Ende des X. besonders aber im XI. und XII. Jahrh. auch in Passau, wie anderwärts anfing, über die älteste Geschichte zu forschen, übersah man die Verdienste der Salzburger Landeskirche um die Christianisirung und kirchliche Organisation Passau's, und übersah sie zum Theil absichtlich, weil die in der Forschung thätigen Passauer Curialisten gerade damals vom Archaismus ihrer Kirche und dem Lorcherschwindel am ärgsten verblendet waren. Man fand bei Gelegenheit jener Forschungen in den ältesten Aufschreibungen, daß der Bischof Wulfilo bei seinem ersten Auftreten in Passau von mehrern Klerikern, Mönchen und Nonnen umgeben war, und stellte natürlich die Frage an sich: „Wer sind diese, und woher sind sie gekommen?" Ihren Ursprung auf die früher kläglich verfallenen, aber seit dem Anfange des VIII. Jahrh., besonders vom Jahre 719 an, wieder im Aufleben begriffenen kirchlichen Institute der Salzburger Landeskirche zurückzuführen, sagte durchaus nicht zu; man ließ sie also mit Wulfilo von Lorch her eingewandert sein, und damit war nicht nur mit der alten Landeskirche historisch gebrochen, sondern der bischöfliche Stuhl Passau als Rechtsnachfolger der viel ältern Lorcherkirche dargestellt, was der inquilinen Eitelkeit nicht wenig schmeichelte. Das lieber zu glauben, was man wünscht, ist eine jener menschlichen Schwachheiten, welcher sich nur wenige erwehren, und darum kann es nicht Wunder nehmen, daß jene plausible Erfindung bald allgemein Eingang fand: durch die schlaue Einschwärzung der Stuhlübertragung von Lorch nach Passau in die Urkunde des Kaisers Arnulf vom 9. September 898 wurde sie dann förmlich codificirt[1]). Sogar Buchinger, dem gewiß niemand Mangel an Patriotismus vorwirft, censirt diese Urkunde als: »suspectae fidei«[2]).

Woher waren also jene Priester, Kleriker, Mönche und Nonnen gekommen, welche in den auf Wulfilo bezüglichen Aufschreibungen aufscheinen? Nicht von Lorch, weil erwiesen ist, daß Wulfilo dort nie Bischof gewesen sein konnte. Sie waren schon in Passau, als Wulfilo zuerst als Regionar-Bischof ohne festen Stuhl dortselbst ankam. Daß sie der alten noch ungetheilten Landeskirche angehörten, ist so natürlich, daß man das Gegentheil beinahe als vernunftwidrig ansehen muß. Wer hatte aber jene Geistlichen, Priester oder Kleriker ordinirt, da in Salzburg vor dem Jahre 739 und um 716, als Herzog Theodo seine Wallfahrt nach Rom unternahm, in Baioarien überhaupt kein Bischof war? Sie konnten nur vom Bischof-Abte Flobrigis zu St. Peter ordinirt sein, von welchem ich nachgewiesen zu haben glaube, daß er zur Zeit des Königs Chlodwig III. von Austrasien gelebt habe. Was aber die Nonnen im Besondern betrifft, sehe ich mich veranlaßt, einen seit lange und allgemein gehegten Irrthum zu berichtigen: er besteht in einer Verwechslung der Einweihung der Marienkirche zu Neukirchen am Enknachbache mit der Einweihung der Marien-

[1]) Vgl. Glück, Bisth. Noric. S. 40. Anm. 4. [2]) Buchinger, Gesch. des Fürstenth. Passau, II. Bd. S. 491.

kirche des Frauenklosters Niedernburg zu Passau. Diese Verwechslung beruht auf einem Mißverständnisse. In der Urkunde LXV. des Vol. XXVIII. der Mon. Boic. p. 53. 54. wird zum Jahre 738 (nicht 758, wie falsch gedruckt ist), dem ersten Regierungsjahre Herzog Otilo's, die älteste bekannte bischöfliche Amtshandlung Wulfilo's ziemlich umständlich erwähnt. Ein frommes Ehepaar Cotafrid und Kepahilt hatten eine Kirche auf ihrem Eigenthum erbaut, welche Wulfilo zu Ehren der seligen Jungfrau weihte. Außer einer Dotation, welche sie, und wie es scheint, zwei ihrer Verwandten dazu gaben, widmeten sie auch ihre Tochter Cotalind als Benedictiner-Nonne (velatam sub nigro velamine) zur Kirche. Dieser Umstand scheint alle Autoren auf die Marienkirche des Frauenklosters Niedernburg verleitet zu haben, weil es Benedictinerinen inne hatten. Dieß erweist sich aber als irrig, denn die Kinder des genannten Ehepaares Popili und Cotalind vermehren die Dotation der von ihren Eltern erbauten Marienkirche[1]), aber schon Rato, allem Anscheine nach ihr Bruder, schenkt seinen Erbantheil an der Enknach zur St. Stephans-Kathedrale nach Passau[2]), und im Jahre 803 vergabt auch Popili „seinen Besitz an der Enknach sammt der Kirche die zu Ehren der seligsten Jungfrau erbaut ist", zum St. Stephansdome. Der Wortlaut der Schenkungsurkunde[3]): »quod mihi pater meus moriens dereliquit locellum qui adiacet secus fluenta qui uocatur enchinaba cum ecclesia qui est constructa in honore semper uirginis mariae seu domibus aedificiis accolabus« ꝛc. läßt keinen Zweifel aufkommen, daß die fragliche Marienkirche in seiner Ortschaft an der Enknach stand; und diese ist keine andere als Neukirchen an der Enknach, und die Kirche die dortige Marienkirche. Es ist für meine Aufgabe völlig irrelevant, ob die Klosterkirche von Niedernburg oder, wie unbestreitbar ist, die Marienkirche zu Neukirchen an der Enknach vom Regionar-Bischofe Wulfilo im Jahre 738, also ein Jahr, ehe er wirklicher Bischof von Passau wurde, geweiht worden sei: was für mich von hohem Interesse ist, sind die mit der Einweihung der Marienkirche von Neukirchen verbundenen Umstände. Es muß nämlich auffallen, daß der Regionar-Bischof Wulfilo, als er nach Passau kam, dort schon, sogar auf dem Lande ein bereits wieder zu Kräften kommendes Kirchenwesen vorfand. Das Jahr seiner Ankunft war aber nach allgemeiner Annahme 737, nicht als ob er damals, wie vorgegeben wird, mit Klerus, Mönchen und Nonnen sich von Lorch herauf geflüchtet hätte, sondern weil er in jenem Jahre oder frühestens im Jahre vorher vom Papste Gregor III. zum Regionar-Bischof für Baiovarien geweiht worden war. Man thut dem eigenen Ausdrucke dieses Papstes: »quem nuper episcopum ordinavimus« in einem seiner Briefe an Bonifacius vom Jahre 739 Gewalt an, wenn man ihn auf das Jahr seiner Thronbesteigung 731 zurückbezieht, was nicht »nuper« gewesen wäre; und in diesen Fehler verfallen

[1]) Mon. Boic. XXVIII. 2. p. 55. [2]) Ib. p. 51. [3]) Ib. p. 68.

Dr. Erhard[1]) und alle diejenigen, die mit ihm auf das Jahr 731 zurückgreifen, um für die erträumte bischöfliche Amtsthätigkeit Wulfilo's in Lorch die nöthigen Jahre zu gewinnen. Daß das kirchliche Leben schon sichtlich im Erstarken war, als Wulfilo in Passau ankam, geht noch unzweideutiger aus einer andern documentirten Thatsache hervor. Spätestens im Jahre 736 hatte ein frommer Vornehmer, Namens Wilhelm, zu Kirchbach bei Pleinting ein Kloster für Benedictiner-Nonnen („sub regula S. Benedicti") zu bauen angefangen, denn noch Herzog Hugibert, der bekanntlich schon im Jahre 737 gestorben ist, hatte die Dotation desselben genehmigt; Dotationen geschahen aber immer erst nach vollendetem Baue[2]). Auch dieses Kloster lag nicht in der Stadt Passau, sondern 3½ geogr. Meilen westlich davon oben an der Donau. Ich meine, diese zwei Benedictiner-Nonnenklöster setzten nothwendig den schon frühern Bestand von Benedictiner-Mönchsklöstern voraus, und in dieser kaum anfechtbaren Voraussetzung liegt ein helles Schlaglicht, das in das Dunkel der kirchlichen Zustände Passau's vor Wulfilo fällt. Wie jene Stadt, oder richtiger ihre weitere Umgebung schon vor Wulfilo Frauenklöster hatte, so wird sie wohl auch wenigstens ein Benedictiner-Mönchskloster gehabt haben, und für dieses einzige kann ich nur St. Stephan zu Passau selbst halten. Ueberhaupt liegt aber in dem Auftauchen der Benedictinerklöster vor Wulfilo ein deutlicher Wink, daß das neuangebrochene kirchliche Leben niemand andern zu danken sei, als eben dem damals in Deutschland fast ausschließlich in Aufnahme kommenden Orden des großen Patriarchen von Montecasino. Ich habe schon früher dargethan, daß auch in Salzburg die Regel des hl. Benedict durch den frommen Abt (und vom Jahre 739 an Bischof) Johannes im Kloster St. Peter eingeführt worden sei. Von ihm an datirt die neue Glanzepoche der im VII. Jahrhundert beinahe gänzlich in Verfall gekommenen Salzburger Kirche. Auch die vom hl. Pirminius in vielen Klöstern eingeführten Reformen nach der Benedictinerregel waren in ihrer Mehrheit nicht Neugründungen, wofür man sie gewöhnlich hält, sondern Erneuerungen in Verfall gerathener Cönobien, so insbesondere Niederaltach und andere. Darum glaube ich, daß man im Anhalte an die historisch sichern kirchlichen Zustände jener Zeit den Beginn der bischöflichen Wirksamkeit des Regionars Wulfilo so zu construiren habe: Wulfilo kam nicht in Begleitung von Klerikern, Mönchen und Nonnen auf der Flucht von Lorch nach Passau, sondern von Rom, wo er vom Papst Gregor III. etwa im Jahre 737 zum Regionarbischof für Baiovarien geweiht worden war. Er fand in Passau selbst bereits ein im Aufblühen begriffenes Benedictinerklösterlein zum hl. Stephan, und obwohl kaum selbst Mitglied dieses Ordens, übernahm er noch als Regionar-Bischof die äbtliche Leitung desselben. Dadurch erwarb er sich ebenso, wie Abt Johannes im alten Kathedralkloster St. Peter zu Salzburg, eine Art Anwartschaft auf den

[1]) Gesch. d. Stadt Passau S. 35. [2]) Mon. Boic. 28. II. p. 3 und 31. p. 18.

freilich erst neu zu errichtenden Passauerstuhl. Als er diesen im Jahre 739 bestieg, blieben seine in sacris stehenden Mönche von St. Stephan vorläufig sein bischöfliches Presbyterium, wie dieß in jener Zeit eine weitverbreitete kirchliche Einrichtung war. Daher kommt es, daß die bischöflichen Gremien Monasteria genannt wurden, eine Bezeichnung, welche sie als Reminiscenz an ihre ursprüngliche Natur selbst dann noch beibehielten, als man später für gut fand, die Kathedral-Presbyterien zuerst aus in Gemeinschaft und wieder später aus gesondert lebenden Säculargeistlichen zusammenzusetzen. Es wird sich kaum mit Sicherheit ermitteln lassen, ob der Ausdruck: »ad monasterio patavis ad ecclesiam sancti stephani protomartyris ubi preest venerabilis uir uualdricus pontifex« noch im strengen genuinen Sinn oder im bereits übertragenen zu deuten sei: soviel steht aber fest, daß die von jener Zeit an in Uebung kommende viel umständlichere Diöcesanverwaltung und der auf die damit betrauten Mitglieder des Presbyteriums zurückstrahlende Nimbus die beengende Schale des demüthigen und armen Mönchthums bald zersprengen mußte; und darum finden wir bereits in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. die gemeinsam lebenden Kathedral-Presbyterien ebenso allgemein werdend, als es im VI. Jahrh. und noch in der ersten Hälfte des VIII. die rein monastischen gewesen waren. Wie aber in Salzburg die durch den hl. Bischof Virgil vorgenommene theilweise Aussonderung des Capitels der neuen St. Ruperts-Domkirche von dem ursprünglichen der St. Peters-Kathedrale, zu der dann im Jahre 988 die Trennung der erzbischöflichen Würde von der äbtlichen durch Erzb. Friedrich kam, und im Jahre 1139 der Verzicht auf das noch immer vom St. Peters-Presbyterium geübte Wahlrecht u. s. w., wie, sage ich, in Salzburg diese Umwandlungen den monastischen Bestand des Benedictinerklosters nicht abschwächten, sondern vielmehr neu kräftigten, ebenso scheint Aehnliches auch in Passau der Fall gewesen zu sein, und ich erlaube mir den Ausspruch Lamprechts[1]): „Nur das vom hl. Severin erbaute Klösterlein scheint sich erhalten zu haben" nur dahin zu modificiren, daß, wie aus der Darstellung des Eugippius unbestreitbar hervorgeht, der hl. Severin zu Passau zwei Zellen erbaut habe, eine schon sehr frühzeitig in Castra Batava selbst, und diese mag allerdings die St. Stephanszelle gewesen sein, und eine zweite ziemlich spät in Boitro (Innstadt), nämlich jene, deren Kirche dem hl. Johannes dem Täufer geweiht wurde (dermal St. Severin); und daß die erste wahrscheinlich vom hl. Rupert wieder erhoben worden sei, während die zweite in der Innstadt, gleichviel ob früher schon Filiale der St. Stephanszelle, oder nicht, das inzwischen eingeführte religiöse Leben nach der Regel des hl. Benedict unbeirrt fortsetzte, als das Mönchleben im Kathedralstifte St. Stephan bereits aufgehört hatte.

Erst nach diesen Erläuterungen sehe ich mich in Stand gesetzt, mit einiger Aussicht auf Verständlichkeit an die Beleuchtung des Christianisirungsganges zu

[1]) Topogr. Matrik. S. 136.

gehen, der in Passau eingehalten worden zu sein scheint. Aus den kirchlichen Attributen, insbesondere den nicht mehr einzelnen Männer- und Frauenklöstern, die wir in und um Passau bei der Ankunft des Regionar-Bischofes Wulfilo bereits als bestehend finden, können wir mit Recht auf eine vorhergegangene Missionsthätigkeit schließen. Diese Missionsthätigkeit ist aber eine zweifache, in ihren Zielen und Trägern verschiedene. Die etwa im dritten Decennium des VIII. Jahrh. begonnene und noch unter Wulfilo und seinen Nachfolgern auf dem neugegründeten Bischofsstuhle fortgesetzte ging laut klarer urkundlicher Nachrichten von den Benedictinermönchen aus. Nirgends ist der leiseste Wink zu entdecken, daß ihre Thätigkeit auf Bekehrungen vom Heidenthume gerichtet gewesen sei, ihr Ziel ist überall nur Förderung und Vertiefung des religiösen Lebens. Es mußte demnach die allgemeine Bekehrung zum Christenthume in einer viel frühern Zeit vorausgegangen sein, weil der primitive Eifer allenthalben schon erkaltet war, mit andern Worten, weil zwischen der Bekehrung vom Heidenthume und der von den Benedictiner-Mönchen angestrebten Regenerirung eine Periode weitverbreiteten Verfalles inzwischen lag. Diese Wahrnehmung stimmt auf's genaueste mit den anderwärts dargestellten Geschicken der baioarischen Landeskirche überein. Es ist dieß eine ganz natürliche Erscheinung, die auf den unwandelbaren Gesetzen des leiblichen wie des geistlichen Lebensprocesses beruht. Wie das Befinden der Glieder von dem Befinden ihres Lebensfocus bedingt ist, so werden auch im kirchlichen Organismus die äußern Attribute immer und überall der verläßige Höhenmesser der Lebenskraft des Princips bleiben, das auch sie belebt. Die innere Geschichte der baioarischen Landeskirche Salzburg ist daher auch die Geschichte des Passauer Kirchenwesens, und die drei großen Phasen: Bekehrung, Verfall und Restauration, welche die Salzburger Kirche durchzumachen hatte, spiegeln sich auch ganz getreu in den Geschicken Passau's ab, nur mit dem Unterschiede, daß die vollständige Durchführung der Restauration, welche in Salzburg den Bischöfen Johannes, Virgil und ihren Nachfolgern oblag, in Passau, wie in den andern vier vom hl. Bonifacius aus der umfangreichen Altdiöcese Salzburg gebildeten Bisthümern, nunmehr eigenen Bischöfen übertragen war. In der Anwendung auf Passau eignet sich hier die erste jener drei großen Phasen zur Besprechung, während die zweite sich ihr dadurch entzieht, weil sie uns ihrer Natur gemäß auch um die geschichtlich sichern Anhaltspunkte zur Besprechung gebracht hat.

Im unverwandten Hinblicke auf die Lebensgeschichte des hl. Severin, die Vita primigenia des hl. Rupert, die kirchlichen Ueberreste aus früherer Zeit, die noch unmittelbar vor der Ankunft des Regionar-Bischofes Wulfilo in und um Passau erkennbar sind, und das bisher Erläuterte, stelle ich mir die Christianisirung Passau's so vor, wie hier folgt: Daß der hl. Landesapostel Rupert nach der Taufe des Herzogs Theodo, seiner Familie, seines Gefolges und vieler seiner Unterthanen, von Regensburg aus seine Reise auf der Donau angetreten, um einen geeigneten Ort für seinen zukünftigen Bisthumsstuhl ausfindig zu machen, sagt uns die Vita

primigenia. Sie sagt uns aber zugleich, daß er auf dieser Donaureise „Samen des Lebens ausgestreut habe." Der Verfasser hätte sicherlich nicht den Ausdruck „Samen (semina)" gewählt, wenn ihm nicht Früchte desselben bekannt gewesen wären. Daß sich der Heilige, wie dieß in seinem Berufe lag, auch in Passau aufgehalten habe, müßte man selbst dann noch voraussetzen, wenn auch unbekannt wäre, daß er auch hier, wie in Lorch und Salzburg an die Wirksamkeit des hl. Severin angeknüpft habe: daß dieß aber wirklich der Fall gewesen sein müsse, werden wir uns, denk' ich, bald des Nähern überzeugen. In dieser Auffassung vermag mich selbst die Behauptung des gelehrten Dümmler nicht zu beirren[1]): „Wenn diese Stiftung (St. Peter in Salzburg) in keinem Zusammenhange mit der Christengemeinde stand, die sich einst dort befunden, so hatte auch in Passau unter den heidnischen Bajuvariern jede Fortdauer der christlichen Religion aufgehört." Dümmler konnte in seiner, meines Dafürhaltens ganz irrigen Voraussetzung, daß der hl. Rupert um das Jahr 700 n. Chr. St. Peter gegründet habe, nicht anders sprechen, hätte sich aber leicht eines Bessern belehren können, wenn er die mehr als 350 Romanen-Gehöfte, welche in den ältesten Salzburger Documenten registrirt sind, gehörig beachtet hätte. Ich habe oben dargethan, daß auch die Ruinen von Passau zur Zeit des hl. Rupert nicht ohne alle romanischen Bewohner gewesen seien, weil sich auch in der Umgebung davon Romanencolonien topographisch nachweisen lassen. Viele werden ihrer aber kaum gewesen sein; und hierin sehe ich den Grund, warum der Verfasser der Vita primigenia Passau nicht in der Art namhaft macht, wie er es mit Lauriacum thut, wo der hl. Rupert erwiesener Maßen bereits wieder eine zahlreichere Christengemeinde vorfand, welcher zu Liebe er sich dort längere Zeit aufhielt, wozu die Wenigen, die er in Passau antraf, keinen Anlaß gaben, indem die Bekehrung der weitüberwiegenden Anzahl baioarischer Einwohner einer spätern Zeit vorbehalten blieb. Diese Zeit erfüllte sich um das Jahr 560, als die Salzburgische Urdiöcese bereits constituirt und kirchlich durchorganisirt war, weßwegen der hl. Rupert mit seinen zahlreichen Missionären auf jener Grundlage fortbauend nunmehr an die Christianisirung des Legationsgebietes gehen konnte, zu welchem eben auch Passau gehörte. Woher die Missionäre nach Passau kamen, wird mit Sicherheit kaum mehr zu ermitteln sein: man kann Angesichts des belebten Verkehrs auf der Donau an das Münster (Pfaffenmünster) nördlich von Straubing, und ebenso wegen der Nähe an das Münster im Rotthale (Rotthalmünster) denken: am meisten Wahrscheinlichkeit dürfte das Münster bei Reichersberg für sich haben. Es lag nur vier geogr. Meilen ober Passau, durch die Wasserstraße des Innstromes und eine Consularstraße an dessen rechten Ufer mit ihm verbunden. Was jedoch den Ausschlag für Münsteuer geben könnte, ist der Umstand, daß seine Missionsthätigkeit fast nach allen Seiten hin durch weitgedehnte

[1]) Piligrim v. Passau S. 1.

Waldungen beengt war, und es somit von Natur aus dazu angewiesen erscheint, die Botschaft des Evangeliums in nördlicher Richtung an die Innmündung hinab zu tragen.

Wie in Lorch und Salzburg, mußte sich auch in Passau die Erinnerung an die christlichen Einrichtungen der Römerzeit traditionell erhalten haben, waren es ja in der Annahme, daß Passau um 560 mit der Heilslehre beglückt wurde, erst 80 Jahre, seit sich der hl. Severin das letzte Mal dort aufgehalten hatte. Daß derartige Erinnerungen in der verhältnißmäßig nicht allzulangen Zeit wirklich nicht erloschen waren, als die Missionäre des hl. Rupert in Passau anlangten, geht aus einigen Anzeichen hervor. Wenn ich mit dem Ausgangspunkte der Missionäre von Münsteuer das Richtige errathen habe, so wird man zur Annahme geneigt sein, daß sie sich vorerst in der ihnen unterwegs liegenden Innstadt niedergelassen haben, und hier mag es das bis heute erhaltene, der jetzigen St. Severinskirche eingefügte Oratorium des hl. Severin gewesen sei, das sie bei der Wahl ihres Aufenthaltsortes leitete. Nicht unwahrscheinlicher Weise stammt das heutige St. Severins-Patrocinium, wodurch das der Römerzeit angehörige Patrocinium St. Johannes des Täufers verdrängt worden ist, aus der Zeit, in welcher die dortige Zelle in rupertinischer Periode wieder ein eigenes Oratorium erhielt. Gerade die Erinnerung an das Klösterlein des hl. Severin scheint so mächtig vorgewogen zu haben, daß man das seinige annahm und nicht auf das ehemalige zurückgriff. Ein solches Zurückgreifen mußte auch schon darum als ungerechtfertigt erscheinen, weil eine Kirche St. Johannes des Täufers in der eigentlichen Donaustadt als Baptisterium errichtet wurde, wozu sich die St. Severinskirche auf dem hohen rechten Innufer auch wenig empfahl. Das Baptisterium, welches für einen rasch aufblühenden Ort, wie Passau seiner äußerst vortheilhaften Lage wegen war, wohl selbstverständlich unentbehrlich wurde, dürfen wir nirgends anderswo suchen als in der Kirche St. Johannes des Täufers, an welche später das St. Johannesspital angebaut wurde. Ich glaube, daß bei der Auswahl des Bauplatzes für das Baptisterium eben auch wieder eine traditionell erhaltene Erinnerung an das Batavinische Baptisterium während der Römerzeit den Ausschlag gab. Von diesem Baptisterium macht Eugippius zweimal Meldung: in ihm hatte sich ein Priester erfrecht, den hl. Severin mit frivolem Spott zur Abreise aufzufordern, in ihm ereilte denselben Priester die Strafe Gottes für seine Frechheit (c. XXII. p. 47. 48.). Wahrscheinlich brauchte man um das Jahr 560 den Ueberbau nur auf den in Ruinen begrabenen aber in seiner Wesenheit nicht geschädigten altrömischen Unterbau aufzusetzen, wie dieß auch in Salzburg bei dem Wiederaufbaue des St. Michaels-Baptisteriums zwanzig Jahre früher der Fall gewesen sein mag. Die für eine große und noch immer zunehmende Menge Neubekehrter benöthigte Seelsorgkirche wird wohl niemand in einer andern suchen wollen, als in der später Kathedrale gewordenen St. Stephanskirche. Soweit die Documente Passau's in das Alterthum zurückgehen, ist die St. Stephanskirche die anfänglich allein genannte, und als nach

und nach auch andere um sie herum entstanden, die vor allen ausgezeichnete. Nur an sie werden die uns bekannten ältesten Schenkungen gemacht; sie gelten aber nicht ihr allein, ja kaum in erster Linie, sondern dem mit ihr verbundenen Monasterium. Die Gründung einer etwas mehr bevölkerten Mönchszelle wurde unabweisbar, sobald die Bekehrung der Bevölkerung im erfreulichen Wachsthume begriffen war; dadurch wurde für die regelmäßige Seelsorge, und, was nicht geringer in's Gewicht fällt, für die Weiterverbreitung des Glaubens erst in nächster Nähe und dann in immer weitern und sich erweiternden Kreise gesorgt. Mir unterliegt es keinem Zweifel, daß sich die Stephanskirche und ihre nahe Zelle auf den Standpunkten der ihnen entsprechenden severinischen kirchlichen Attribute erhoben haben werden. Das eben erwähnte Münster fand Wulfilo bei seiner Ankunft in Passau neuaufblühend in Folge der Einführung der Benedictinerregel, die schon vor ihm allenthalben Eingang gefunden hatte, wie wir oben gesehen haben.

Ich habe hier auf drei Punkten: der St. Severinszelle in der Innstadt, dann dem Baptisterium und der größern Zelle in der Nähe der St. Stephans-Seelsorgkirche auf ein traditionelles Anknüpfen an kirchliche Einrichtungen während der Römerzeit aufmerksam gemacht. Daß der hl. Severin zu Passau und in der Innstadt zwei von einander gesonderte Zellen erbaut habe, glaube ich Bd. I. S. 401 bis zur Evidenz erwiesen zu haben. Indem ich mich auf das dort Ausgeführte einfach berufe, mache ich hier nur auf den großen Zeitunterschied aufmerksam, in welchem jene Zellen erbaut wurden. Die Gründung der Passauerzelle erzählt Eugippius im Cap. XIX. p. 43. 44. (Kerschb. Ausg.), jener in der Innstadt aber im Cap. XXII. p. 46. 47., und bezüglich dieser unter Umständen, die keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß sie während einer seiner letzten Anwesenheiten in Passau geschehen sei. Auch unterscheidet Eugippius ausdrücklich durch die Ortsnamen Batavis und Boiotro die Standpunkte beider Zellen, wie er auch wieder ebenso ausdrücklich im Cap. XXXVI. p. 64. angibt, daß jene drei Mönche, die sich durch Stolz schwer versündigt hatten, aus der Zelle zu Boiotro (Bojodurum) gewesen seien. Dieß wird im Zusammenhalte mit dem oben Bd. I. S. 401 Erörterten genügen, um überzeugt zu sein, daß der hl. Severin eine Zelle in Passau selbst, die andere aber in der Innstadt gegründet habe. Ihre Gründungszeiten mögen nahezu an 20 Jahre auseinanderliegen. — Von der St. Stephanskirche behauptet Lamprecht[1]), daß sie der hl. Severin schon getroffen habe. Ich halte dieß ebenfalls für höchst wahrscheinlich, obwohl ich mich auf keinen directen Beweis dafür einlassen kann. Als indirecter oder Inductionsbeweis könnte aber die Thatsache gelten, daß in den ältesten Documenten, die wir für die Geschichte von Passau besitzen, überall auch die St. Stephanskirche vorkomme. Derlei Documente reichen nun freilich nur in die erste Hälfte des VIII. Jahrh. zurück, aber eben darum, soweit sie die St. Ste-

[1]) Topogr. Matr. S. 137.

phanskirche betreffen, ebensogut in die zweite des VI., weil in den Zeitraum von diesem zu jenem keine allgemeine Landesverheerung gefallen ist. Wenn die St. Stephanskirche bei der Ankunft des hl. Rupert, in was immer für einer Gestalt wieder stand, war sie wohl auch bei der Ankunft des hl. Severin schon gestanden, weil unsere Donauländer damals schon durchaus christlich waren. Daß aber die Missionäre des hl. Rupert das St. Stephans-Patrocinium während der Römerzeit auf dem Wege der Ueberlieferung erfahren haben werden, wird sich in Anbetracht des inzwischen liegenden Zeitraumes von beiläufig 80 Jahren wohl kaum bestreiten lassen. Diese Kenntniß des alten Patrociniums vorausgesetzt, ist man zur Annahme beinahe genöthigt, daß sie für die von ihnen erbaute Seelsorgkirche kein anderes dafür substituirt haben. Knüpfte doch der hl. Rupert selbst überall an die kirchlichen Zustände der Römerzeit an, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, warum sollte mit einer Patrociniumsänderung die Pietät jener noch übrigen Romanen gekränkt worden sein, deren Väter und Ahnen ihrem Glauben während der entsetzlichen Drangsale der Völkerwanderung so treu geblieben waren?

Dieß ist's, was ich über die Wiedereinführung des Christenthums in Passau im VI. Jahrh. aufstellen zu müssen glaube. Ich weiß es, daß meine Aufstellungen von den gang und gäben Ansichten nicht nur in Vielem abweichen, sondern ihnen sogar in manchem diametral gegenüberstehen. Ich mache aber für meine Aufstellungen auf keinen persönlichen, sondern nur auf jenen Glauben Anspruch, den die dafür vorgebrachten Gründe verdienen. Wo es sich aber nur um den Gegensatz von Wahrscheinlichkeit gegen Wahrscheinlichkeit handelt, möge jeder sich die Freiheit seiner Meinung wahren, aber die gegnerische nicht darum allein verwerfen, weil sie nicht seine, möglicherweise gar nie genauer untersuchte Eigene ist.

2. Der Legationsbezirk zwischen der Rott und Donau, der untern Isar und dem untersten Inn, mit Berücksichtigung des linken Donauufers.

Die Gründung des St. Stephansmünsters zu Passau wenigstens in seinen Anfängen allem Anscheine nach durch den hl. Rupert selbst halte ich für zweifellos, und glaube sie auch wahrscheinlich genug gemacht zu haben. Das St. Stephansmünster ist aber ein neuer Factor in der Bekehrungsgeschichte des umliegenden Legationsbezirkes. Seiner Lage nach waren die Mönche desselben vorzugsweise auf die Ufer des Inns nahe seiner Mündung und auf die Donauufer unmittelbar ober und unter der Innmündung angewiesen. Das rechte Innufer scheint den Mönchen der kleinen St. Severinszelle in der Innstadt aufgetragen worden zu sein, oder was dasselbe ist, jenen des Münsters bei Reichersberg, woher sie gekommen waren. Ich schließe dieß daraus, weil ich sie schon im Jahre 788 in Weih-Florian begütert finde. Die Kirche zu Weih-Florian hatte in ältester Zeit das Patrocinium der seligsten Jungfrau (Ecclesia S. Mariae in Wihenflorian). Ich glaube es zu genügender Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben, daß die Mönche der St. Severinszelle dort ihre vor den Awaren

flüchtigen Ordensbrüder von St. Florian an der Ipf aufgenommen haben, und daß das Patrocinium der Marienkirche das Patrocinium des hl. Florian erst in Folge des Aufenthaltes der gleichnamigen Mönche erhalten habe. Das Baptisterium des Seelsorgbezirkes Weih-Florian dürfte die St. Michaelskirche auf dem Freithofe gewesen sein, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum Pfarrhof umgebaut worden ist.

Wie vorhin bemerkt worden, war sowohl das linke Innufer als die beiden Donauufer ober und unter der Innmündung Legationsbezirk der größern St. Stephanszelle selbst, die der hl. Rupert mit Mönchen aus seinem Kathedralstifte besetzt zu haben scheint. Darauf deuten die Patrocinien dieses Legationsbezirkes ziemlich verständlich hin. Wie in Salzburg im rechtsufrigen Stadttheile schon frühzeitig ein St. Andreas-Oratorium entstand, so finden wir am linken Innufer vor der Gründung des Stifts St. Nikola die St. Andreaskirche inter lapides. Auch abwärts der Donau wiederholen sich ähnliche Analogien. Am rechten Donauufer finden wir die uralte St. Peterskirche zu Pührawang, schon 1223 zur jüngern Pfarrkirche (S. Wilibaldi) zu Esternberg gehörig. Jene St. Peterskirche scheint die ursprüngliche Seelsorgkirche des Donauthales gewesen zu sein, das ihr entsprechende Baptisterium aber die St. Michaelskirche zu Griesbach (Untergriesbach). Das Baptisterium St. Johannes des Täufers in der sog. Rahrndlkapelle nächst Griesbach wird wohl erst entstanden sein, als die St. Michaelskirche Seelsorgkirche geworden war. Der Seelsorgbezirk um Griesbach war allem Anscheine nach von der Obern-Zelle (Hafnerzell) gebildet worden; auch diese Zelle hat wieder das charakteristische St. Margarethen-Patrocinium der Mönche von St. Peter in Salzburg. Auch hier dürfte aus monastischen Rücksichten schon sehr frühzeitig die vom Klösterlein geschiedene Liebfrauenkirche erbaut worden sein. Dasselbe Patrocinium B. M. V. hat auch die Untere-Zelle (Engelhartszell). Die Marsbachzelle auf der Landzunge des linken Donauufers wird wohl ein Ausbruch der Engelhartszelle gewesen sein. Auch für sie läßt sich ein Missionsbezirk nachweisen: nämlich die Seelsorgkirchen zu Sarleinsbach (S. Petri), Ranariedl und Pfarrkirchen, beide mit dem Patrocinium U. L. Frau; ich zweifle jedoch sehr daran, daß diese Gegend überhaupt in der baioarischen Zeit christianisirt worden sei, weil sie damals sicherlich noch von Slaven bewohnt war, wovon wohl nur das unmittelbare linke Donauufer, wie z. B. Ranariedl, eine Ausnahme gemacht haben wird.

Das linke Donauufer ober der Innmündung war um die Mitte des VI. Jahrh. mit Ausnahme der an den Strom stoßenden Gelände sicherlich nur schwach cultivirt, und in derselben Beschränkung auch dünn bewohnt. Dieß läßt sich aus mehrern Momenten leicht erhärten. Schon in Großgermanien gelegen, war es aus dem Bereiche römischer Cultur ausgeschlossen und zudem in der Periode des sinkenden Weltreichs der Tummelplatz germanischer Horden z. B. der Thüringer und Hermunduren, die man, so lange sie auf ihrer Wanderung gegen Süden be-

griffen waren, nicht zu den Culturvölkern rechnen kann, im Gegentheile, namentlich aus Eugippius, als echte Barbaren kennt. Als sie die Donau überschritten hatten, nahmen, wie es scheint schon ziemlich frühzeitig, Slaven von ihren verlassenen Waldrevieren Besitz. Der von ihnen hauptsächlich auch nur nomadisch bewohnte sog. bayerische Wald reichte an mehreren Strecken bis zur Donau herab, und die Ortsnamen Windorf (Winido-dorf) und Windberg (vulgo Wimberg) lassen keinen Zweifel darüber, daß die Slaven so weit vorgingen, als sie der Wald schützte. Dieß wehrte ihnen auch niemand; denn die am Anfange des VI. Jahrh. eingewanderten Baioarier, von dort an Herren des Landes, zogen es verständigerweise vor, vorerst von den römischen Culturen Besitz zu ergreifen; erst als sich ihre Bevölkerung rasch vermehrte, fingen sie an zu roden. In Anbetracht der berührten Cultur- und Bevölkerungsverhältnisse kann ich mich bei der Besprechung des Christianisirungsganges von Passau aufwärts am linken Donauufer sehr kurz fassen und werde mich überdieß vorläufig nur auf den betreffenden Antheil des Decanats Passau und die gegen die Donau abfallenden Gelände des Decanats Aicha vor'm Wald beschränken. Weiter oben scheint die baioarische Einwohnerschaft etwas weiter gegen Norden vorgedrungen zu sein.

Im jenseitigen Decanatsbezirke von Passau vermag ich nur die St. Margarethenkirche zu Tiefenbach als ursprüngliche Seelsorgstation anzuerkennen. Ihr Baptisterium scheint sie in Passau selbst gehabt zu haben. Dagegen erscheint als erstes gesondertes Baptisterium die St. Michaelskirche zu Otterskirchen. Sie wird Seelsorgkirche zugleich gewesen sein, denn die Kirche St. Johannes des Täufers zu Kirchberg bei Thalham, 1 St. nördlich von Otterskirchen, obwohl am Ursprunge eines Bächleins stehend, scheint eine jener St. Johanneskirchen zu sein, die bestimmt waren, den germanischen Sonnencultus zu verdrängen. — Aicha vor'm Wald hat allerdings das Patrocinium der hl. Apostel Petrus und Paulus, aber es liegt schon zu tief im Waldreviere, als daß ich es unbedingt als ursprüngliche Seelsorgstation hinnehmen könnte; dieß ist noch im höhern Grade mit der St. Laurentiuskirche zu Kapfham der Fall.

3. Legationsbezirk des Rotthalmünsters.

Auf dem rechten Donauufer war das Dreieck zwischen der Einmündung des Sulzbaches in die Rott und mit dieser in den Inn und des Wolfabaches in die Donau (unter Vilshofen) von dem ungeheuern Neuburger Walde bedeckt, von welchem heute noch sehr ansehnliche Reste vorhanden sind. Daß er in der Römerzeit an seinen Rändern theilweise cultivirt war, wird bezüglich seines Nordrandes an der Donau nicht zu beanstanden sein, weil auf ihm die Consularstraße von Castra Batava nach Castra Regina lief; dasselbe war wegen der Consularstraße, die von Juvavum am linken Sazach- und Innufer herabkam, der Fall, und ist überdieß durch die drei schönen Römersteine zu Rotthof gesichert. Der Neuburgerwald setzte sich auch rechts des Sulzbaches noch bis gegen Reutern

fort. Erst bei Ortenburg tritt eine Culturzunge über die westliche Basis des Walddreieckes herein, und dort finden wir auch die erste Spur des ursprünglichen Christianisirungsganges. Es ist jene primitive Zelle, welche im Jahre 1272 zur Cisterzienser-Abtei Fürstenzell erhoben wurde. Die mit der Zelle verbundene Maierei war sammt der ganzen Umgegend (parochia) von Irsham im Jahre 1074 zur Dotation von St. Nikola verwendet worden, und lag bei der Gründung des Klosters Fürstenzell seit unvordenklicher Zeit öde; »Curiam quandam — — — dictam Cella incultam et desolatam jam longo tempore« sagt eine Urkunde des Bischofes Petrus von Passau vom Jahre 1274[1]). Daß die erste Seelsorgkirche des Missionsbezirkes unserer »Cella« (Fürstenzell) die St. Andreaskirche zu Irsham gewesen sei, wird kaum beanstandet werden; dagegen bin ich nicht geneigt, die Kirche St. Johannes des Täufers zu Neukirchen, obwohl sie keine Stunde von Irsham entfernt ist, für das ursprüngliche Baptisterium zu halten. Schon ihre Bezeichnung „Neukirchen" erregt Bedenken, und überdieß lag sie zu tief im Urwalde und eine Stunde abseits von der Consularstraße des linken Innufers, deren Lauf die Ortschaft Straß bei Dommelstadl und wahrscheinlich auch das nahe bei Straß befindliche Ramersbach angibt. Aus diesem Grunde halte ich für wahrscheinlicher, daß die St. Michaelskirche zu Engertsham das ursprüngliche Baptisterium der Umgegend sei, obwohl sie 1½ Stunde von Fürstenzell entlegen ist. Es ist mir nämlich überhaupt wahrscheinlicher, daß die Zelle, aus welcher später Fürstenzell hervorgegangen, nicht eine Emanation des neuen Münsters St. Stephan zu Passau, sondern des ältern Rotthalmünsters sei, und daß die Missionäre nicht von Passau aus den Urwald gegen Westen durchgedrungen haben, sondern von Rotthalmünster aus an die Rottmündung vorgegangen, und dann im Sulzbachthale aufwärts gegangen seien. In dieser Voraussetzung erscheint schon Engertsham als vorgeschobenes Baptisterium, und die in Rede stehende Zelle als eine noch weiter gegen Westen vorgeschobene Missionsstation. Bis ich weiter vorgehe, muß ich daher den Christianisirungsgang zuerst an den Missionsfocus Rotthalmünster der Urdiöcese anknüpfen. Ich halte dieß für den natürlichen Weg, weil alle Missionsthätigkeit strahlenartig vom südlich gelegenen Centralpunkte, dem bischöflichen Stuhle von Salzburg, ausging.

Ich habe den Missionsbezirk Rotthalmünsters in der Urdiöcese mit Hartkirchen nahe an der Rottmündung abgeschlossen. Am linken Rottufer die St. Michaelskirche als erstes Baptisterium des Legationsbezirkes angenommen, bereiten mehrere zu den ältesten zählende Patrocinien der Umgegend einige Verlegenheit in der Ermittlung der zum genannten Baptisterium gehörigen Seesorgkirchen. Als solche nenne ich Reutern (S. Valentini), Berg (B. M. V.), Höhenstadt (B. M. V.), Tettenweis (S. Martini), Ruhstorf (Assumt. B. M. V.), Rotthof

[1]) Hund, Metrop. Edit. Ratisp. II. p. 235.

(S. Petri), Sulzbach (S. Stephani), Bornbach (Stiftsk. Assumt. B. M. V., Pfrk. S. Martini). Mag man immerhin dem primitiven Eifer der Neubekehrten zutrauen, daß sie in ihrer Hochschätzung der Glaubenswohlthat bestrebt gewesen seien, die Gotteshäuser möglichst zu vervielfältigen, so könnte doch eine derartige Vervielfältigung der Kirchen auf einer Area von etwa 4 Quadratmeilen höchstens für die Zeit der kirchlichen Organisation unter Bischof Vitalis zugegeben werden. Im Allgemeinen steht ihr aber das wichtige Moment entgegen, daß die Landesbevölkerung auch zu Bischof Vital's Zeit sicherlich noch eine verhältnißmäßig viel dünnere war, und daß sich die hh. Rupert und Vital Angesichts ihrer ungeheuern Aufgabe ohne Zweifel auf die Befriedigung des dringendsten Bedürfnisses beschränken mußten. Ich stelle jedoch nicht in Abrede, daß dichter bewohnte Gegenden, wie z. B. gerade das wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte Rotthal, eine Ausnahme begründen könnten. Das Wahrscheinlichere dem Möglichen vorziehend, glaube ich dennoch nur die eine und andere der genannten Kirchen als ursprüngliche Seelsorgkirche annehmen zu sollen. Was vorerst Reutern (S. Valentini) betrifft, so deutet sein Ortsname (Riutarum) ziemlich verständlich auf spätern Ursprung, während dagegen Tettenweis in seinem Etymon die Wurzel eines altrömischen Vicus zu enthalten scheint. (Ich erinnere nur an das Walaho-vics des Indic. Arnon., dem schon in den gleichzeitigen Brev. Notit. die Uebersetzung Vicus-Romaniscus beigefügt ist.) Demzufolge nehme ich die St. Martinskirche zu Tettenweis für eine ursprüngliche Seelsorgkirche an, aber nicht des Baptisteriums zu Engertsham, sondern jenes zu (Ober-) Griesbach. Auf das dringendste Bedürfniß allein reflectirend, wird die St. Peterskirche zu Rotthof, die sich auf anerkannt römischer Cultur erhoben hat, als Seelsorgkirche der Urzeit nicht zu beanstanden sein, während dagegen ihre heutige Pfarrkirche Ruhstorf (Assumt. B. M. V.) als nicht unbedingt nothwendige wegfallen wird. Aus demselben Grunde anerkenne ich die St. Stephanskirche zu Sulzbach, als Ort schon im Jahre 780 documentirt, und die Marienkirche zu Bornbach, dessen spätere St. Martins-Pfarrkirche ihren Ursprung monastischen Rücksichten verdankt. Auch Höhenstadt (B. M. V.) halte ich für keinen der ältesten Orte, weil sein Name schon ziemlich modern klingt.

Zur Zelle (Fürstenzell) unter der Quelle des Sulzbaches habe ich noch zwei Seelsorgkirchen nachzutragen, nämlich Steinerkirchen (S. Laurentii) bei Ortenburg (im Besitze der dortigen Protestanten), und Holzkirchen (S. Andreae) am Westrande des Neuburgerwaldes, weil sie den Uebergang zu zwei weitern Seelsorgbezirken bilden. Ich halte nämlich für wahrscheinlich, daß den Mönchen der Zelle (oder des Münsters) zu St. Stephan in Passau die Aufgabe zugetheilt worden sei, wie die untern, so auch die obern Donauufer zu christianisiren. Der lebhafte Verkehr auf dem Strome und auf der an seinem Südufer laufenden Consularstraße nach Castra Regina erleichterte ihnen letztere Arbeit. Ihr Missionsgebiet dürfte sich über Vilshofen bis gegen Osterhofen hinauf erstreckt haben,

und ich werde darauf zurückkommen, wenn ich den nördlichen Missionsbezirk der Rotthalmünsterer beleuchtet haben werde. Für den nördlichen Missionsgang der Ebengenannten geben uns zwei Missionsstationen, die Zelle bei Haarbach und jene bei Raindinq die beiläufige Richtung an. Daraus dürfen wir folgern, daß sie von Rotthalmünster über (Ober-) Griesbach vorgegangen sind. Das der Zelle bei Haarbach entsprechende Baptisterium war Griesbach (S. Michaelis), und erst später, als die St. Michaelskirche Seelsorgkirche geworden war, die Kirche St. Johannes des Täufers zu Weng, wie früher schon bemerkt worden. Für Seelsorgkirchen, die der Kirche zu Griesbach noch als Baptisterium gleichzeitig waren, werden die Marienkirche zu Birnbach und die St. Martinskirche zu Haarbach gelten können, kaum aber Uttlau (S. Andreae), dessen Ortsname an den berühmten Herzogsnamen des VIII. Jahrhunderts anklingt. Auch die St. Salvators-Kirche (vom Jahre 1289 an Prämonstratenser-Stift) ist allem Anscheine nach viel spätern Ursprungs.

Weiter nördlich bildete sich um die Zelle bei Raindinq ein gesonderter Seelsorgbezirk. Sein Baptisterium war die St. Michaelskirche zu Raindinq. Die oben schon erwähnte St. Laurentiuskirche zu Steinerkirchen bei Ortenburg war allem Anscheine nach die ursprünglichste Seelsorgkirche zu diesem Baptisterium. Erst aus ihr gingen im Fortschreiten des Bekehrungswesens die weitern Seelsorgkirchen Beutelsbach (S. Georgii), Igelsbach (S. Martini) und Holzkirchen (S. Andreae) hervor. Als Holzkirchen um das Jahr 1100 Pfarrei geworden war, wurde das alte Baptisterium Raindinq Filiale davon.

Für den nördlichsten Missionsbezirk der Mönche des Rotthalmünsters und seiner Filiale Boso'smünster halte ich jenen, der sich in einem beträchtlichen Umkreis um die Zelle zu Aldersbach bildete. Aldersbach, vom Jahre 1147 bis zur Säcularisation Cisterzienser-Abtei, hatte vorher schon verschiedene Schicksale gehabt. Im Jahre 1139 hatte Bischof Otto von Bamberg regulirte Chorherren dort eingeführt; aus einem Diplome des Markgrafen Leopold v. J. 1136 geht mit Sicherheit hervor, daß es damals noch Benedictinerkloster (Monasterium) war. Wann dieses gegründet worden sei, weiß Niemand. Aventin nennt einen Bernhard mit seinen Söhnen Rupert und Cadalhoh als Stifter, wogegen aber Hund[1]) richtig bemerkt, daß sie Wohlthäter des Klosters gewesen seien, „jedoch darum nicht für die wahren und ersten Stifter desselben gehalten werden können." Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß das seit unvordenklicher Zeit bestandene Münster Aldersbach, wie beinahe alle seines Gleichen, aus einer ursprünglichen Zelle hervorgegangen sei, deren Anfänge man in der Christianisirungszeit suchen muß, weil sogar die Gründung des Münsters, in welches sie erweitert wurde, der vorhistorischen Zeit angehört. Ich halte die St. Peterszelle zu Aldersbach für eine mit einer größern Anzahl von Mönchen besetzte, weil nicht nur ihr Missionsbezirk

[1]) Metrop. Salisb. II. p. 39.

am rechten Donauufer ein sehr ausgedehnter ist, sondern wahrscheinlich auch ein nicht um viel kleinerer am linken Donauufer ihr die Bekehrung zum Christenthume verdankt. Untersuchen wir vorerst den Missionsbezirk südlich der Donau. Die ursprünglichste Seelsorgkirche war wohl die St. Peterskirche hart neben der Zelle Aldersbach, und das entsprechende Baptisterium die St. Michaelskirche zu Walchsing (Waltkissinga, schon frühzeitig documentirt). Mit der Verbreitung des Christenthums im Umkreise wurden jedoch schon bald weitere Seelsorgkirchen unentbehrlich. Zu diesen zähle ich die St. Laurentiuskirche zu Mistlbach in südlicher und Galgweis (Harioldeswihs, SS. Apost. Petri et Pauli) in nordwestlicher Richtung. Die der hl. Agatha gewidmete Kirche zu Aidenbach (Agathinbach?) wird frühestens aus der kirchlichen Organisation des hl. Bischofs Virgil's stammen; dasselbe dürfte bezüglich mehrerer Kirchen dieses Missionsbezirkes der Fall sein, die sehr alte Patrocinien haben, aber nahe bei den ältesten Kirchen stehen, daher nicht unumgänglich nothwendig waren. Für die Ufergelände der Donau scheint schon frühzeitig ein gesondertes Baptisterium nöthig geworden zu sein, und wir werden es in der Kirche St. Johannes des Täufers zu Vilshofen zu suchen haben. Man könnte in der St. Ulrichskirche zu Hausbach, östlich von Vilshofen, eine der Seelsorgkirchen vermuthen, die sich an das Baptisterium zu Vilshofen angeschlossen; da jedoch Hausbach nicht einmal 1 St. von der zum Baptisterium Rainding gehörigen St. Andreaskirche zu Holzkirchen entfernt ist, so läßt sich fragliche Vermuthung kaum rechtfertigen, und dieß wohl um so weniger, als zuerst erwiesen werden müßte, daß Hausbach sein Patrocinium geändert habe, denn das Patrocinium des hl. Ulrich kommt bekanntlich erst seit dem Ende des X. Jahrhunderts vor, indem der hl. Ulrich im Jahre 993 canonisirt wurde. Man hält die St. Ulrichskirche zu Hausbach für einen Einbau in einen römischen Wartthurm, und dieser Einbau mag allerdings in der Zeit der Frühgothik geführt worden sein, worauf seine constructiven Motive hinweisen.

Viel interessanter für meine Untersuchungen ist eine mehr als 1 St. aufwärts an der Donau gelegene Seelsorgkirche, nämlich jene von Pleinting (Plidmuntinga). Die alte Pfarrkirche von Pleinting hieß Kirchbach, stand ½ St. südwestlich vom Markte am gleichnamigen Bache, und wurde von der Kirchenadministration, unseligen Andenkens, dem Verfalle preisgegeben. Durch diesen Vandalismus in der Toga ging eines der älteste documentirten Baudenkmale Bayerns zu Grunde. Auf den behufs Gründung eines Frauenklosters geführten Neubau des Gotteshauses zu Kirchbach bezieht sich das erste Document des ältesten Passauer Codexes[1]), das ein so wohlthätiges Licht über die kirchlichen Zustände noch vor dem Jahre 738 verbreitet. Als der edle Wilhelm noch unter der Regierung Herzog Hugibert's seinen Klosterbau begann, stand zu Kirchbach sicherlich schon eine des Umbaues bedürftige Kirche, und wenn nicht alle Anzeichen

[1]) Mon Boica XXVIII. 2. p. 3 ff.

trügen, ist uns im eben citirten Documente sogar das Patrocinium der ältern Kirche noch aufbewahrt. Ich könnte aus einer Unzahl von Beispielen beweisen, daß, wenn bei Neubauten älterer Kirchen ein neues Patrocinium beliebt wurde, das frühere dem neuen als zweites beigegeben zu werden pflegte. Der Zweck des neugebauten Gotteshauses, Kirche eines Frauenklosters zu sein, scheint auf das Patrocinium U. L. Frau gelenkt zu haben, das ältere Patrocinium des hl. Erzengels Michael wurde darum dem neuen als zweites beigefügt. Man möchte allerdings meinen, der Beweis, daß schon vor dem Klosterbaue Wilhelms eine Kirche dort gestanden haben müsse, liege schon im Ortsnamen Kirchbach; dieser Beweis wäre aber nicht zwingend, weil der Bach seinen Namen wahrscheinlich von einer andern Kirche erhalten hat, wie wir bald sehen werden. In der so ermittelten St. Michaelskirche zu Kirchbach haben wir ein von Walchsing gegen Norden vorgeschobenes neues Baptisterium, was in Anbetracht des zwischen Walchsing und Kirchbach beginnenden Waldes Hartforst, der sich dann westlich bis zur Isar hinaufzieht, unabweisbares Bedürfniß war. Der Hartforst bildet eine natürliche Grenzscheide zwischen den Seelsorgbezirken des linken und rechten Ufers der untern Vils. — Die kirchlichen Zustände im ersten Drittel des VIII. Jahrh., die sich in dem cit. ältesten Passauer Documente abspiegeln, sind sehr interessante. Vorerst ersehen wir daraus, daß der kirchliche Aufschwung schon vor der Diöcesen-Eintheilung des Jahres 739 eine größere Ausdehnung angenommen hatte, indem er sich auch über das platte Land verbreitete. Ferner gibt uns das Document einen nicht zu mißdeutenden Wink, von wem der Aufschwung ausgegangen war, indem es ausdrücklich besagt, daß die Nonnen von Kirchbach „unter die Regel des hl. Benedict" (»cum monialibus sub regula Sancti Benedicti«) gestellt wurden. Nonnenklöster unter der Regel des hl. Benedict ohne vorgängige Mannsklöster desselben Ordens sind aber undenkbar, und dadurch werden wir auf den Zeitpunkt gelenkt, in welchem die Zelle zu Aldersbach sich zu einem wirklichen Benedictinerkloster erschwang: offenbar unter der Regierung des frommen Herzogs Hugibert, also von 725 ab. In dieselbe Zeit wird auch die Gründung des Benedictinerklosters zu Osterhofen einzustellen sein, und zugleich wird hierin der Grund liegen, warum eine ganze Reihe von Klöstern: Niederaltach, Benedictbeuern, Tegernsee, Mondsee u. s. w., deren Stiftung dem Herzog Otilo zugeschrieben wird, neben der Jahrzahl ihrer vollendeten Gründung auch eine frühere aus den Dreißiger Jahren in ihren Monumenten aufführen.

Fahren wir nun nach dieser Aufklärung in unseren Untersuchungen der Missionsbezirke zwischen dem Hartforste und der Donau fort. Dem vorhin als höchst wahrscheinlich dargelegten St. Michaels-Baptisterium zu Kirchbach entsprach die uralte St. Laurentiuskirche zu Künzing (Quintana Castra). Sie stand zur Zeit des hl. Rupert noch gewiß nicht im Orte Künzing, sondern bei demselben, auf demselben Platze, auf welchem sie der hl. Severin gefunden hatte. In Künzing und Umgegend trägt man sich mit der Meinung, die Seve-

rinische St. Laurentiuskirche sei in der Ebene an der Künze gestanden[1]). Rottmayr scheint ihren Standpunkt richtiger anzugeben, wenn er sagt[2]): „Die zu Zeiten des hl. Severin bestandene Kirche soll aus Holz gewesen und am sog. kalten Bache gestanden sein." Ich setze voraus, daß er den Kirchbach (Kirchinger- oder Lindenbach) damit meine, denn nur an diesem, nicht an der Künze (Angerbach, Mühlbach) ist ihr Standpunkt zu suchen. Er läßt sich aber noch genauer präcisiren. Am Kirchbache, östlich von Bruck, liegt das Dorf Kirching (vulgo Girching), dessen Lage augenfällig mit den Angaben des Eugippius[3]) übereinstimmt. Er sagt: „Dem Municipium Quintana (Künzing) näherte sich auf der andern Seite ein kleiner Fluß, der Businca heißt." Damit ist für den Standpunkt der Severinischen St. Laurentiuskirche einmal die Künze selbst ausgeschlossen, da diese sich dem Municipium nicht nur näherte, sondern es umfloß; und nicht sie, sondern ein anderer Bach Namens Businca ist ausdrücklich genannt. Die größte Annäherung des Kirchbaches an Künzing tritt gerade bei Kirching ein; mithin muß die Kirche dort gestanden sein, worauf auch der Name Kirching deutlich genug hinweist. Man wird aber vielleicht fragen, wie sich der fremdartig klingende Bachname Businca, der weder keltisches noch germanisches Gepräge hat, mit den dermaligen Benennungen des fraglichen Baches, Kirchinger-, Linden- und an der Ausmündung in die Donau Haarbach vereinbaren lasse? Wie mir scheint, nicht nur sehr leicht, sondern auch ganz rationell. Am Nordostabhange der Anhöhe, auf welcher das Municipium Quintana Castra stand, von dessen Area das Dorf Künzing nur einen kleinen Theil einnimmt, entspringt ein Bach, der eine kleine Strecke unter seiner Quelle in den sog. Linden- oder Haarbach fällt, er heißt Binsen-Bach. Ich glaube, daß in ihm noch ein Rest des ältesten Gesammtbachnamens bewahrt sei, der Pinuz-aha gelautet haben wird, der in der Feder des Romanen Eugippius mittelst einer Metathese in Puzin-aha oder Businca, mit in s abgeschwächtem z und in k verschärftem h übergegangen sein kann. Ich halte dieß für die natürlichste Correctur des ethymologischen Ungethüms Businca, das man auf den ersten Anblick für slavisch halten könnte. Ich habe, wie man sich dessen aus Bd. I. erinnern wird, den ehrwürdig schlichten Eugippius schon einmal auf einer ähnlichen, ihm unverständlichen Latinisirung ertappt, wo er aus dem germanischen Namen diu-Huntes-aha des bei Hundsheim nächst Mautern (Fabianae) in die Donau fallenden Hundsbaches eine Ticuntia (nach der Lesart des Cod. der Bollandisten, die ich im Allgemeinen vorziehe) macht[4]). Der nämliche Kirchingbach scheint in ältester Zeit, nicht wie dermal als Haarbach, ober Pleinting in die Donau ausgemündet zu haben, sondern durch die sumpfige Ebene östlich am Haarbache gegen Kirchbach, den Vorort Pleintings, gelaufen zu sein,

---

[1]) J. Klämpfl, d. ehm. Schweinach- u. Quinzinggau. II. S. 10. [2]) Beschr. des Bisth. Passau S. 306. [3]) Vita S. Severini. Ed. Kerschb. c. XV. p. 38. [4]) Vita S. Severini. c. IV. p. 17.

und ihm den Namen gegeben zu haben. Obwohl die Severinische St. Laurentiuskirche von den Germanen sicherlich durch Feuer zerstört worden war, scheint sie doch im Anhalte an die noch lebendige Erinnerung der umwohnenden Romanen in der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts sich wieder auf dem alten Standpunkte erhoben zu haben, wofür der Beweis im germanischen Ortsnamen Kirching (d. h. Kirchinga, die Umwohner der Kirche) und wohl auch im Namen des Kirchbaches liegt. Für die Fortdauer romanischer Einwohnerreste in der Umgegend Künzing's zeugt das ½ St. südlich von Künzing liegende Wallerdorf. Dieselbe St. Laurentiuskirche scheint erst damals im Dorfe Künzing selbst neu erbaut worden zu sein, als die alte in Kirching baufällig geworden und Künzing in Folge der es durchlaufenden Straße von Pleinting nach Straubing sich inzwischen über Kirching erhoben hatte.

Bei diesem Anlasse glaube ich auch auf die etwa 1½ geogr. Meilen südwestlich von Künzing in der Pfarrei Galgweis stehende St. Martins-Filialkirche Göttersdorf einen Blick werfen zu sollen. Wenn die über sie verbreiteten Meinungen richtig sind, wäre sie für unser Land das Unicum eines in eine christliche Kirche umgewandelten Heidentempels. Des hohen Interesses halber, das sich an sie knüpft, gebe ich hier, was J. Rottmayr über sie berichtet[1]): „Göttersdorf ist vorchristlichen Ursprungs, und die Kapelle, ehedem ein Heidentempel, 26 Stufen tief unter einem wahrscheinlich künstlich aufgeführten Hügel erbaut, mit gewölbtem Presbyterium und Schiffe. Der prachtvolle Thurm, der ehedem majestätisch das ganze Vilsthal beherrschte, wurde leider im Jahre 1838 abgebrochen, um die Bausteine zu einer Mühle zu gewinnen, und die zwei Glöcklein sind in dem Dachboden einer an die Kapelle angebauten Taglöhnerswohnung angebracht. Auf der Evangeliumsseite zieht sich gegen Norden in der 5' dicken Grundmauer ein Gang hin, 1½' breit und 2' hoch, in welchem sich verbrannte Gebeine von Opferthieren befinden. Von diesem Gange gingen früher drei Oeffnungen von 1½' im Quadrat in die Kirche, die aber jetzt vermauert sind." Ferner sagt uns J. Klämpfl[2]), daß jener Hügel 55' hoch sei, und fügt dann bei: „Die hiesige unterirdische Schloßkapelle mit ihren 7 Nischen, in welchen die 7 Planeten dargestellt sind, läßt noch deutlich erkennen, daß sie einst ein Götzentempel der Römer war. Göttersdorf kommt im XII. Jahrh. als Gottinesdorf vor. Die möglichen Etymologien des Ortsnamens Gottinesdorf von einem Gotto- oder vielleicht richtiger Gotehartes-dorf und schon gar jene von den „Göttern" bei Seite lassend, erlaube ich mir nur zu bemerken, daß mich die von Klämpfl betonten 7 Nischen mit ihrem Bezuge auf die 7 Planeten nicht zum Glauben an einen Heidentempel bekehren, weil sich die Siebenzahl von selbst ergibt, wenn eine Seite des ursprünglichen Octogons abgebrochen wird, um das Schiff an dasselbe anzufügen, was ich bezüglich der ähnlich gebauten Gnaden-

[1]) Beschr. des Bisthums Passau. S. 53. [2]) Schweinach- u. Quinzinggau. II. S. 214.

kapelle zu Altötting schon erwähnt habe[1]). Ueberhaupt macht das gewiß höchst interessante Baudenkmal, so weit ich es, leider nicht aus Autopsie, sondern aus Beschreibungen kenne, auf mich nicht den Eindruck eines altrömischen Tempels, sondern jenen eines großartigen Mausoleums irgend eines reichen oder hochgestellten Römers, der in jener Gegend starb. Auf diese Auffassung lenkt der ungewöhnlich 55' hohe, künstlich aufgeführte Hügel und das in denselben eingebaute Octogon als cella funeraria des Mausoleums. Möglich bleibt es allerdings, daß, als am Anfang des IV. Jahrh. das Christenthum vom K. Constantin d. Gr. als Staatsreligion erklärt worden und demzufolge im Laufe desselben Jahrhunderts die altrömische Götterverehrung zu einem Kryptocultus herabgesunken war, die in jener Gegend lebenden einzelnen Heiden das alte Mausoleum angruben, um in der cella desselben ihre heimlichen Zusammenkünfte zu halten, weil es nur so erklärlich wird, wie die längst vergessene innere Structur des Mausoleums während der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts, in welcher der christliche Glaube der in jener Umgegend noch siedelnden Romanen wieder belebt wurde, zur Kenntniß der rupertinischen Missionäre gelangt sein kann. Wohl erst in dieser Epoche mag das kleine Schiff an das ursprüngliche Octogon angefügt worden sei, um für christliche Cultusversammlungen den nöthigen Raum zu gewinnen. Mögen die hier ausgesprochenen Vermuthungen heimische Forscher jener Gegend anregen, genauere Untersuchungen anzustellen!

Folgen wir nun wieder dem Christianisirungsgange aufwärts an der Donau in der baioarischen Zeit. Die Kirche St. Johannes des Täufers zu Obernberg bei Künzing ist ihrer Lage nach nicht als altes Baptisterium, sondern höchstens als eine jener Johanneskirchen anzuerkennen, welche den Zweck hatten, den Sonnencultus zu verdrängen. — Der nächste Missionsbezirk in nordwestlicher Richtung bildete sich um die Zelle Nieder-Münchsdorf mit dem Baptisterium Ottmaring (S. Joann. Bapt.) und der ersten Seelsorgkirche Osterhofen (S. Margarethae). Auch Klämpfl vermuthet[2]), daß Ottmaring schon im VI. Jahrh. gegründet worden sei. Selbstverständlich war Nieder-Münchsdorf Filialzelle der alten Zelle Aldersbach, und aus jener ging bei der allgemeinen Einführung des Benedictiner-Ordens das Stift Osterhofen hervor. Man nimmt gewöhnlich an, daß Osterhofen vom Herzog Otilo gestiftet worden sei, weil er und seine Gemahlin Hiltrud dort ihre Grabstätte fanden; es kann aber ebenso gut schon von dessen Vorgänger Herzog Hugibert gegründet und von Otilo reichlicher beschenkt worden sein. Das Osterlamm im Stadtwappen Osterhofens würde der sel. R. v. Koch-Sternfeld heraldischen Aberwitz heißen, denn der Sieg auf der sog. Siegstatt über die Hunnen am Osterfeste des Jahres 765 ist ein unverkennbares Märchen. Auch hat Osterhofen als Palatium regium seinen Namen wohl kaum von der weit nordwestlich gelegenen Hauptpfalz Regensburg, sondern

[1]) Eccl. Petena. S. 97. [2]) L. c. S. 69.

einfach von dem nahen, rein westlichen Buchhofen. Buchhofen ist allgemein anerkannt ein sehr alter Ort, und seine St. Laurentiuskirche wird wohl die erste Emanation aus der Seelsorgkirche St. Margareth zu Osterhofen sein. Mit dieser Kirche des hl. Laurentius und jener etwas jüngern des hl. Hippolytus bei der Zelle zu Nieder-Münchsdorf tritt uns abermals das schon öfter constatirte filiale Verhältniß der hh. Schutzpatrone versinnbildet in den ihnen gewidmeten Kirchen entgegen. — Die Liebfrauen-Kirche zu Kirchdorf, obwohl nicht weit von Buchhofen entfernt, ist dennoch als eine der ursprünglichen Seelsorgkirchen anzuerkennen. (Die „Kirchdorf" genannten Ortschaften reichen in der Regel in die Culturanfänge ihrer Umgegend zurück, und sie erhielten ihren Namen, weil sie vor den andern Ortschaften durch den Besitz der Seelsorgkirche ausgezeichnet wurden.) Ob sich weiter nordwestlich in dem Winkel, den die Isar mit der Donau bildet, in der Urzeit ein neuer Seelsorgbezirk etwa mit dem Baptisterium Langisarhofen (S. Joann. Bapt.) und einer Seelsorgkirche zu Haardorf (S. Martini) oder Aholming (S. Stephani) constituirt habe, steht sehr dahin, weil zu bezweifeln steht, daß jene Gegend damals schon den Sümpfen und Auen abgerungen war. Dagegen ist wohl sicher, daß Zeholfing (S. Laurentii), etwas ober dem Uebergange der römischen Consularstraße über die Isar, schon frühzeitig aus der St. Laurentius-Seelsorgkirche zu Buchhofen emanirt sei. Die ursprüngliche Seelsorgkirche der weitern Umgegend am rechten Isarufer war aber die St. Peterskirche zu Oberframmering (Phrumare) und ebenso die St. Michaelskirche zu Unterframmering das Baptisterium derselben. Die Liebfrauenkirche zu Landau wird die letzte Seelsorgkirche in dieser Richtung sein.

Wie bereits früher bemerkt worden, war den Mönchen der volkreichern Zelle Aldersbach wahrscheinlich auch die Aufgabe zugefallen, die Bewohner des ihrem rechtsuferigen Missionsbezirke gegenüber liegenden Ufergeländes der Kirche zuzuführen. Ich sage absichtlich „des Ufergeländes", weil ich nicht im Stande bin, die Nordgrenze dieses Missionsbezirkes auch nur mit einiger Verlässigkeit zu bestimmen. Die Ausläufer des bayerischen Waldes dringen nämlich nahe an die Donau herab, und es mangelt an Anhaltspunkten, für die zweite Hälfte des VI. Jahrhunderts anzugeben, wie weit sich die Cultur damals schon gegen Norden hineingearbeitet hatte. Dagegen steht außer Zweifel, daß die unmittelbaren Ufergelände nicht nur überhaupt, sondern sogar ziemlich dicht bewohnt waren. Die Christianisirung derselben wird, wie auf dem rechten Ufer, auch auf dem linken von Osten nach Westen stromaufwärts vor sich gegangen sein. Darum halte ich die Liebfrauenkirche zu Hofkirchen für die erste Seelsorgkirche, und die St. Johanneskirche zu Flintsbach für ihr entsprechendes, beinahe eine geogr. Meile gegen Nordwest vorgeschobenes Baptisterium. Die nächste Seelsorgkirche in derselben Richtung war wohl die St. Laurentiuskirche zu Schwanenkirchen. Gemäß dem soeben Erläuterten ist nicht sicher, ob Außernzell eine von den Aldersbacher Mönchen gegründete Zelle gewesen sei, doch hat die bejahende An-

ſicht mehr für ſich als die verneinende. Ich lege weniger Werth auf die Identität des Liebfrauen-Patrociniums der Kirche von Außernzell mit jener von Hofkirchen, als auf die Thatſache, daß oben an der Donau um den Miſſionsfocus Münſter (Pfaffenmünſter) die Urdiöceſe ſich an zwei Meilen tief in das nördliche Waldrevier hinein erſtreckt habe, wie wir ſeines Orts geſehen haben. Nimmt man demnach auch um Hofkirchen-Schwannenkirchen eine ähnlich nördliche Ausdehnung des Legationsbezirkes an, ſo wird man Außernzell als Miſſionsſtation und Seelſorgkirche zugleich zu betrachten haben, und die Kirche zu Schöllnach mit dem charakteriſtiſchen Doppelpatrocinium S. Michaelis et S. Joannis Baptistae das ihr entſprechende, gegen Norden vorgeſchobene Baptiſterium. Von Schwannenkirchen gegen Weſten vorgehend, mag die den Apoſtelfürſten Petrus und Paulus geweihte Kirche zu Schwarzach die nächſte Seelſorgkirche geweſen ſein. Ich bezweifle, ob die nur ¼ St. von Schwarzach entlegene St. Michaelskirche auf dem Rohrberge das der Apoſtel-Seelſorgkirche entſprechende Baptiſterium geweſen, erlaube mir vielmehr die Vermuthung, daß vor der Gründung von Niederaltach dort eine St. Michaelskirche als Baptiſterium beſtanden habe, weil es einerſeits ſehr wahrſcheinlich iſt, daß das Münſter nicht auf ganz neuem Boden errichtet worden ſei, und wenigſtens nicht unwahrſcheinlich, daß, als das ältere Patrocinium durch das jüngere des hl. Martyrs Mauritius in Niederaltach verdrängt war, man das ältere des hl. Michael irgend einer in nächſter Nachbarſchaft neuerbauten Kapelle — in unſerem Falle auf dem Rohrberge — beigelegt habe. Das St. Moriz-Patrocinium ſcheint für das neuerrichtete Münſter zu Niederaltach beliebt worden zu ſein, weil die in S. Maurice im Walliſerlande ſchon früher eingeführten Benedictiner-Mönche ihren Ordensbrüdern in Reichenau eine anſehnlichere Reliquie des hl. Mauritius geſchenkt hatten, und die von Reichenau abgeſendeten zwölf Informatoren in der Benedictiner-Regel ſelbe nach Niederaltach mitgebracht hatten. — Für den nördlichern Landſtrich wäre die in der vorhin motivirten Vorausſetzung von der Seelſorgkirche zu Außernzell emanirte Seelſorgkirche zu Auerbach mit der Emanation Schwarzach's von Schwannenkirchen parallel. Die Kirche zu Auerbach hat das Patrocinium der hh. Pankratius und Margaretha, und nach bereits gegebener Erklärung wird auch hier das vom erſten verdrängte zweite das urſprüngliche ſein. Ich verhehle mir jedoch nicht, daß der Wortlaut des ſog. Breviarius Urolfi abb.[1]), in welchem Auerbach meines Wiſſens das erſte Mal aufſcheint, obiger Vorausſetzung nicht günſtig zu lauten ſcheine; er kann ihr aber auch nur theilweiſe Abbruch thun, weil der Miſſionsbezirk am linken Donauufer gewiß nicht überall gleich breit geweſen ſein wird. — Das linke Donauufer von Deggendorf aufwärts wird bei der Beleuchtung des Chriſtianiſirungsganges im Legationsbezirke Münſter (Pfaffenmünſter) berückſichtigt werden, und ich mache hier nur darauf aufmerkſam, daß die

[1]) Mon. Boic. T. X'

gegen Deggendorf fallende Grenze des Missionsbezirkes Aldersbach zugleich alte Diöcesangrenze zwischen Regensburg und Passau sei, gerade als ob die Legationsbezirke des regensburgischen Münsters und des passauischen Alderbachs bei Abmarchung beider Bisthümer für den apostolischen Legaten Bonifacius maßgebend gewesen wären.

4. Legationsbezirk des Boso's münsters.

Gleichen Schrittes mit den Mönchen von Rotthalmünster zogen die Mönche von Boso's münster (vulgo Postmünster), das ich für eine Filiale des ersteren halte, westlich von jenen in nördlicher Richtung aus, um die Landbevölkerung bis gegen die Isar hin dem wahren Glauben zu gewinnen. Ich befasse mich der Ordnung halber hier mit ihrer Mission. Topographische Anhaltspunkte stellen uns beinahe vollständig sicher, daß sie in zwei Schaaren an das Bekehrungswerk gegangen seien: einer östlichen und einer westlichen. Ohngefähr zwei Meilen vom Münster finden wir für die eine wie für die andere Schaar die ersten Filialzellen, nämlich für die östliche den Minihof (Municho-houa), ½ St. von Dietersburg, und für die westliche Zell und Kleinmünchen westlich von Schönau, und noch westlicher ½ Stunde von Eggenfelden Zellhub. Um genannte Zellen bildeten sich gesonderte Missionsbezirke, der eine um den Minihof mit dem etwas gegen Norden vorgeschobenen Baptisterium (Unter-) Johannes-Kirchen und der Seelsorgkirche Peterskirchen zwischen Waldhof und Egglham; der andere um Zell und das unweit davon liegende Klein-München mit dem Baptisterium Ober-Johanneskirchen (Pfarrhofkirche von Schönau und alte Pfarrkirche) und wieder einer Seelsorgkirche Peterskirchen, ½ St. von Schönau. Man sieht hieraus, wie gleichmäßig die Mönche vom Boso's münster ihre Seelsorgbezirke eingerichtet haben. Die zweifache Schaar der Missionäre läßt sich auch in den nächstnördlichen Missionsbezirken noch constatiren. Für den dritten um Zellhub war, wie wir früher bereits gesehen haben, Oberdietfurt Baptisterium (nicht das viel jüngere Taufkirchen); Seelsorgkirchen aber die St. Laurentiuskirche zu Falkenberg (wahrscheinlich auch die St. Valentinskirche zu Diepoldskirchen, diese jedoch etwas spätern Ursprungs) und St. Lorenz zu Rimmbach, und abermals ein Peterskirchen, ¼ St. von Taufkirchen. Die östliche Schaar errichtete sich wieder in einem Minihof (Municho-houa) bei Thandorf ihre Missionsstation, deren Baptisterium die St. Johanneskirche zu Kirchbach (vulgo Kühbach) bei Arnsdorf, erste Seelsorgkirche aber Mariakirchen, woraus gegen Südwest die St. Peterskirche zu Döttenberg und gegen Nordost die St. Laurentiuskirche zu Tabekendorf (urk. ein mir unklares Thehurikendorf) emanirten. St. Rupertskirchen, ¾ St. von Arnsdorf, natürlich erst aus dem Ende des VIII. Jahrhunderts, dürfte ihr Patrocinium der lebhaften Erinnerung an den Landesapostel verdanken, der auch diese Missionen leitete und ihre Tauf- und Seelsorgkirchen weihte. Der Einödhof Steiners-

kirchen, ¾ St. von Thandorf, bewahrt nur noch mit seinem Namen das Andenken an eine schon frühzeitig aus Steinen erbaute und längst wieder eingegangene Kirche; ich sage „frühzeitig erbaute", weil sie nicht Steinerskirchen geheißen worden wäre, wenn die benachbarten Kirchen nicht hölzerne gewesen wären. — Die westliche Schaar ließ sich in Johanneszell bei Haunersdorf nieder. Hier entstand das Baptisterium unmittelbar bei der Mönchszelle. Da in der Umgegend die ältesten Patrocinien ziemlich reichlich vertreten sind, z. B. jenes des hl. Martinus zu Mettenhausen, Reichersdorf und Höherskirchen bei Simbach, des hl. Stephanus zu Haunersdorf, Niederhausen und Kammern, des hl. Michael zu Aufhausen und Jägerndorf, welche selbst gegen die Ursprünglichkeit des Baptisteriums an der St. Johanneszelle Zweifel anregen können, so ist hiedurch die Bestimmung der ursprünglichen Seelsorgkirche sehr erschwert; jedenfalls verdienen aber bei dieser Bestimmung die St. Laurentiuskirche zu Elsberg, Pf. Niederhausen, und die St. Andreaskirche zu Rottersdorf, Pf. Mettenhausen, besondere Berücksichtigung. Soviel dürfte sicher sein, daß die Liebfrauenkirche zu Landau, wenn sie nicht nach oben ausgesprochener Vermuthung zum Missionsbezirke Aldersbach gehörte, eine sehr frühzeitige Emanation der nicht genauer bestimmbaren Seelsorgkirche gewesen sei, welche dem Baptisterium der Johanneszelle entsprach. — Die nördlichste Missionsstation der Mönche des Boso'smünsters war die Zelle, deren ursprüngliche Eigenschaft uns im Namen des Zellner-Einödhofes, ½ St. von Adldorf, bewahrt geblieben ist. Das Baptisterium des Missionsbezirkes, der sich um diese Zelle bildete, war die St. Johanneskirche zu Schmiedorf im Expositursprengel von Roßbach, und seine ursprüngliche Seelsorgkirche wohl sicherlich die St. Laurentiuskirche zu Dornach. Als eine der ersten Emanationen dieser Seelsorgkirche ist die St. Andreaskirche zu Eschlbach, Pf. Pitzling, anzusehen. — Südlich vom eben besprochenen Missionsbezirke finden sich die Ortschaften Münchsdorf und Münchhausen, welche auf den Gedanken verleiten könnten, daß sie eine ursprüngliche Missionsstation der Mönche des Boso'smünsters gewesen sein könnten; ihre von Münch abgeleiteten Namen sind jedoch spätern Ursprungs, nämlich des VIII. Jahrh. und sie erhielten selbe von den Mönchen des Klosters Manfee, an welche sie im J. 773 ein Adeliger Meginhart geschenkt hatte. Münchhausen hieß damals noch Meginhartes-husir, welcher Ortsname später von den dort residirenden Manfee'r-Mönchen, welche den größern von Meginhart geschenkten Gütercomplex verwalteten, in Münchhausen überging.

5. Legationsbezirk des St. Georgsmünsters bei Velden.

Wohl zur nämlichen Zeit, in welcher die Mönche von Rotthalmünster und ihrem Filialkloster Boso'smünster an die Christianisirung des ihnen nördlich gelegenen Legationsgebietes gingen, begannen westlicher von letztern auch die Missionäre des St [illegible]rs bei [illegible] ihr Tagewerk in derselben Richtung.

Selbes Tagewerk scheint aber, was die nördliche Richtung ihres Missionsganges betrifft, vorzugsweise das obere Vilsthal gewesen zu sein, in westlicher Richtung dagegen der Landstrich an der Semmt und Strogen gegen die Isar hinab. — Bis ich an die Beleuchtung ihres Missionsganges selbst gehen kann, muß ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, auf eine augenfällige Eigenthümlichkeit ihres Legationsgebietes aufmerksam machen: es ist der Mangel an Zellen in demselben, während das Münster selbst von einem reichern Zellenkranze umgeben ist. Wollte man aus dem unverhältnißmäßig sparsamen Vorkommen von Ortsnamen, die aus Zell oder Münch zusammengesetzt sind, in der Topographie dieses Landstriches schließen, daß hier ein Abkommen von der allgemeinen Norm, nach welcher die Zellen allenthalben Missionsstationen waren, vorliege, so wäre dieß zweifellos ein Fehlschluß; es kann sich vielmehr nur darum handeln, für ihr Nichtvorhandensein als gesonderte Ortschaften einen hinreichenden Grund zu finden. Dieser dürfte in den Cultur- und Siedlungs-Verhältnissen zu finden sein. Das Vilsthal gehörte wohl von jeher zu den fruchtbarsten Landstrichen Altbaioariens und war darum sicherlich schon seit der Einwanderung der Baioarier von ihnen vollständig in Besitz genommen. Den in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. dort ankommenden christlichen Missionären blieb darum nichts übrig, als auf ihre Gewohnheit, sich in Wäldern und Oedungen anzusiedeln, zu verzichten, und sich einfach in den Dörfern und Weilern der schon lange landsässigen Einwohnerschaft niederzulassen. Ihre Wohnungen werden allerdings mit den Namen Zelle, Münchhaus u. s. w. von andern Häusern ausgeschieden gewesen sein, blieben aber für die Topographie latent, weil die Orte ihrer Niederlassung bereits Eigennamen hatten, ehe die Missionäre ankamen. Demzufolge muß ich im Vilsthale von meiner bisherigen Gepflogenheit abgehen, gemäß welcher ich die ursprünglichen Missionsbezirke um die Zellen construirt habe, und werde mich darum ausschließlich an die Baptisterien, als Centralpunkte der Missionsbezirke halten.

Verfolgen wir nun den Missionsgang der Mönche des St. Georgsmünsters bei Velden an der Vils abwärts und zwar zuerst an ihrem rechten und dann an ihrem linken Ufer, indem wir von der beiläufigen, weil offenen, Nordgrenze der Salzburger Urdiöcese ausgehen, und seien wir versichert, daß in jedem einzelnen Missionsbezirke sich gewiß auch immer eine Mönchszelle befunden haben werde. Für das erste Baptisterium, das vom Münster abwärts an der Vils selbstständig errichtet wurde, halte ich die Kirche St. Johannes des Täufers zu Bodenkirchen, Fil. der Pfr. Aich, und für seine ursprüngliche Seelsorgkirche die St. Peterskirche zu Gaindorf am linken Vilsufer. Die beiden Nebenburgen Vilsbiburg und Binabiburg sind wohl erst später volkreichere Ortschaften geworden, und ich vermag daher letzteres trotz seiner St. Johanneskirche nicht als ursprüngliches Baptisterium und ebenso wenig die Marienkirche des erstern als solche Seelsorgkirche anzuerkennen. Das nächste Baptisterium zu Johannesbrunn, Fil. der Pfr. Hellsbrunn, dürfte schon durch seinen Namen außer Zweifel gestellt sein, und

ebenso ihre Seelsorgkirchen Gerzen (S. Georgii) für die westlichen Anwohner, und Gangkofen (B. Mariae Virg.) für die östlichen. Gerzen ist schon sehr frühzeitig documentirt. — Das nächste Baptisterium wird wohl in der St. Johanneskirche zu Johannsschwimmbach (Johannes-Wimbach), Fil. der Pfr. Frontenhausen, zu suchen sein. Für die Seelsorgkirche dieses Baptisterialsprengels halte ich Habers-kirchen (S. Margarethae) für die östlichen Anwohner, und Steinberg (B. Mariae Virg.) für die westlichen jenseits der Vils.

Für das älteste Baptisterium der ganzen Vilsgegend kann füglich die St. Michaelskirche zu Reisbach gelten; es ist allem Anscheine nach in den ersten Zeiten des hl. Rupert entstanden und gehörte im eigentlichsten Sinne zur Ur-diöcese. Nur weil es eine Sporade derselben war, wurde es ebenso wenig als Dingolfing bei der Beleuchtung der Urdiöcese berücksichtigt. Reisbach lag an der Römerstraße, welche Salzburg und Regensburg auf dem kürzesten Wege ver-band. Die Gründung und Organisirung des Landesbisthums Salzburg legte dem hl. Rupert die unabweisbare Nothwendigkeit wiederholter Besuche des herzoglichen Hoflagers in Regensburg auf. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß er immer einen und denselben kürzesten Weg von Salzburg nach Regensburg eingeschlagen habe, indem er auch von diesen officiellen Reisen seinen Hauptzweck des Apostolates wohl nie getrennt haben wird, so ist doch einleuchtend, daß er den kürzesten Weg am öftesten begangen habe. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß zu Reisbach ein größeres Kloster bestanden habe, weil im Jahre 799 dort ein Con-cilium gehalten wurde; allein abgesehen davon, daß zu einer solchen Voraussetzung nicht der geringste urkundliche Anhalt vorliege, müßte man dasselbe auch bezüglich Dingolfings annehmen, wo bekanntlich schon 27 Jahre früher ein Con-cilium gehalten worden, und aus demselben Grunde auch bezüglich Aschheims. Der allen drei genannten Orten gemeinsame Grund, aus welchem ihnen diese Ehre zu Theil wurde, ist vorerst, daß sie im Besitze uralter Kirchen waren, dann aber, daß sie an noch durchgängig benützten Römerstraßen lagen. Die Zusammen-kunft in Aschheim war mehr herzogliches Placitum als eigentliches Concilium, jene zu Dingolfing und Reisbach aber wirkliche Synoden der werdenden oder bereits constituirten Salzburger Kirchenprovinz, und die Ortswahl zu ihrer Abhaltung ist wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß Dingolfing wie Reisbach in der beiläufigen Mitte zwischen den bischöflichen Residenzen Salzburg, Freising, Regensburg und Passau und überdieß an Knotenpunkten von Römer-straßen lagen. Sicherlich berücksichtigte man auch die Nähe der herzoglichen Haupt-stadt, während die größere Entfernung der Stühle Säben und Augsburg (be-ziehentlich Neuburg) weniger in Betracht kam.

Für das hohe Alter Reisbach's spricht auch eine urkundlich begründete kirchliche Sage: es soll dort eine hl. Jungfrau Wolfsindis gemartert worden sein, und im Jahre 1816 wurde auf der vermuthlichen Stelle ihres Martyrtodes außerhalb des Marktes [redacted]che zu ihrer Ehre erbaut. Leider war ich

nicht im Stande, außer jener Wessobrunner Urkunde[1]) vom Jahre 760, welche besagt: »Tazzilo rex Bauwariorum tradidit villam Risbach in qua sepulta est S. Wolfsindis» Virgo et M. ad Wezzinbrunen« irgend etwas über diese Heilige zu entdecken, woran ich weitere Untersuchungen über den historischen Kern dieser schon so frühzeitig beurkundeten Sage knüpfen könnte. Da der Personenname Wolfsindis unbestreitbar ein altdeutscher (gothischer?) ist (er kommt in seiner etwas richtigern Schreibung Wolswind d. h. Wulfeswint auch im Verbrüderungsbuche von St. Peter vor), so erregt dessen Trägerin, als Blutzeugin, ein um so höheres Interesse.

Als die St. Michaelstaufkirche zu Reisbach allem Anscheine nach schon sehr frühzeitig Seelsorgkirche geworden war, wurde dafür ein eigenes Baptisterium nöthig, und dürfte zu Unter-Rohrbach (S. Joannis Bapt.) in der Pfarrei Oberhausen errichtet worden sein. Nahe bei dem eben genannten Pfarrorte finden wir endlich auch eine zweifellose Zelle, nämlich Obermünchsdorf. Auch diese Zelle ist nicht einödig gelegen, sondern ein Dorf mit 21 Häusern, und so erhält meine oben ausgesprochene Vermuthung, daß die Zellen dieser fruchtbaren Gegend überhaupt in größern Ortschaften zu suchen seien, durch die Häuserzahl Obermünchsdorfs einige Bestätigung. Es bleibt mir zweifelhaft, ob die Liebfrauenkirche zu Oberhausen oder die Margarethenkirche zu Altersberg älteste Seelsorgkirche der Umgegend gewesen sei.

Auf dem linken Vilsufer wieder flußabwärts gehend, vermag ich vorerst wegen der Nähe des Baptisteriums zu Johannsbrunn die St. Johanneskirche zu Freien-Seiboldsdorf nicht als ursprüngliches Baptisterium anzuerkennen, suche dasselbe vielmehr für die weitere Umgegend in der St. Michaelskirche zu Reichlkofen am Kröming-Walde. Für ursprüngliche Seelsorgkirchen, deren Umwohner am Baptisterium zu Reichlkofen theilnahmen, halte ich die St. Peterskirche zu Oberaichbach und die St. Laurentiuskirche zu Wörth; letztere, wie ihr Name besagt, in ältester Zeit auf einer größern Flußinsel, dermal auf dem linken Isarufer. Vielleicht ist auch die St. Margarethenkirche zu Reichersdorf, Filiale von Nieder-Viehbach, dazu zu zählen. — Das nächste Baptisterium in nordöstlicher Richtung ist die St. Johanneskirche zu Dingolfing. Wie oben bemerkt, gehörte auch Dingolfing zu jenen Sporaden der salzburgischen Urdiöcese, deren Einwohner der hl. Rupert auf seinen Wanderungen zum herzoglichen Hoflager dem Christenthume gewonnen hatte. Wie das Baptisterium zu Reisbach, so wurde auch jenes zu Dingolfing schon frühzeitig Seelsorgkirche, ja war vielleicht schon ursprünglich beides miteinander. Als eine der ersten Seelsorgkirchen des Baptisteriums Dingolfing wird auch die St. Margarethenkirche zu Mamming gelten können, mit Sicherheit aber deren Filiale Bubach (S. Petri). Hiezu mag dann auch die St. Georgskirche zu Griesbach gekommen sein. Als aber das

[1]) Mon. Boic. VII. p. 337.

urdiöcesanen Regensburger Enclave erstreckt, in Untersuchung gezogen werde. Die Bekehrung desselben ging von den auf der Ost- und Südgrenze der Regensburger Enclave vorzugsweise zu diesem Zwecke gegründeten Münstern: (Pfaff-) Münster, (Pfaffen-) Berg, Münster bei Rottenburg, Engelbrechtsmünster und Münchmünster aus.

Auf dem linken Donau-Ufer habe ich die offene Grenze der Urdiöcese bei Bogen abgeschlossen. Da der bayerische Wald auch unter Pfaffmünster tief gegen die Ufergelände herabdringt, und von einer primitiven Bekehrung seiner Bewohner nur in soweit die Rede sein kann, als sie in den nördlicheren und nordöstlicheren Revieren desselben aus den anstoßenden Wenden- und Slaven-Territorien als Culturanten in denselben eingewandert waren, die in denselben etwa gegen Ende des VIII. Jahrh. zahlreicher eingezogenen Baioarier aber schon Christen waren: so kommen auf dem unmittelbaren linken Donau-Ufer für die Urzeit der zwei letzten Fünftel des VI. Jahrh. dort nur zwei Missionsbezirke des Münsters nördlich von Straubing, das erst später Pfaffmünster geheißen wurde, zu registriren. Die erste östliche Emanation des Münsters auf dem Boden des Legationsgebietes scheint die Seelsorgkirche zu Pfelling (S. Margarethae) gewesen zu sein, und das ihr entsprechende Baptisterium wird man mit Sicherheit in der St. Johanneskirche zu Niederwinkling zu suchen haben. Von da aus scheint das ebenfalls dem hl. Johannes dem Täufer gewidmete Baptisterium zu Klein-Schwarzach gegen Osten vorgeschoben worden zu sein, und sicherlich entstand die Liebfrauenkirche zu Deggendorf als Seelsorgkirche dazu. Das Baptisterium in der nur ¼ St. von Deggendorf entfernten St. Johanneskapelle dürfte erst aus der Zeit der Einführung des Pfarrinstitutes, mithin frühestens aus der Neige des XI. Jahrhunderts herrühren.

Auf dem rechten Donau-Ufer scheinen sich die Mönche des jenseitigen Münsters schon frühzeitig eine größere Missionsstation zu Münchsdorf bei Altenbuch errichtet zu haben, von welcher aus die Christianisirung des heutigen Decanatssprengels Pilsting durchgeführt wurde. Etwas westlich von Münchsdorf ist eine Ortschaft Münchshofen. Der Lage des Missionsausganges gemäß ist es selbstverständlich, daß der Christianisirungsgang die Richtung von Norden gegen Süden eingehalten habe. So finden wir denn zuerst in der nördlichen Donaueinbiegung das Baptisterium Ittling (S. Joann. Bapt.) an der Aiterach, das wenigstens anfänglich zugleich Seelsorgkirche gewesen zu sein scheint. Südlich von Ittling erscheint ein zweites Baptisterium zu Niederharthausen (S. Joann. Bapt.) mit den Seelsorgkirchen St. Peter zu Geltolfing und St. Stephan zu Straßkirchen. Die St. Margarethenkirche zu Aiterhofen dürfte aus einer Zelle hervorgegangen sein. Wie der westliche Landstrich so hatte auch der östliche zwei von den erstern ziemlich weit entlegene Baptisterien: gegen die Donau Michaelsbuch mit den Seel[illegible]ephanspoſching und Altenbuch, dessen ursprüngliches [illegible]t, denn jenes des hl. Rupert, das

es dermalen hat, stammt offenbar erst aus dem letzten Drittel des VIII. Jahrh., beziehentlich aus der Restaurationszeit unter dem hl. Bischofe Virgil, in dessen Documenten Puch bereits aufscheint. Das mehr südlich und ebenfalls nicht weit von der Isar entlegene Baptisterium wurde im alten Römerorte Wallersdorf errichtet und dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Die Romanen von Wallersdorf dürfte der hl. Rupert schon auf seiner Donaureise besucht haben, um ihr verblaßtes Christenthum wieder aufzufrischen. Die Seelsorgkirchen dieses Baptisteriums waren die beiden St. Laurentiuskirchen zu Otzing und Heidlfing. Die St. Peterskirche zu Arndorf in der Pfarrei Otzing halte ich wie das Dorf selbst für eine von Altenbuch ausgegangene Schöpfung des Erzbischofs Arno von Salzburg. Daß das fruchtbare Territorium, welches soeben beleuchtet wurde, frühzeitig cultivirt, darum dichter besiedelt und bald christianisirt worden sei, steht, denk' ich, außer Zweifel. Abgesehen von der den Verkehr belebenden Donau liefen zwei Römerstraßen durch dasselbe: die Consularstraße von Castra Regina nach Castra Batava, die, wie bereits früher bemerkt, bei Burg über die Isar setzte, und nördlich von ihr die Limesstraße, welche die Donaucastelle links und rechts der Isar miteinander verband, und ebengenannten Fluß bei Plattling überschritt. Die Römerculturen wurden aber, wie überall so auch hier, von den Baioariern aus naheliegenden Gründen mit Vorliebe in Besitz genommen. Für die frühzeitige Christianisirung des Territorium spricht aber speciell die reichliche Remuneration an zeitlichem Gut, womit die Witwe Herzog Otilo's, Hiltrud, der Salzburger Kirche die geistliche Wohlthat der Glaubensverkündung in demselben vergalt, indem sie nicht weniger als 39 Gehöfte an Bischof Virgil schenkte[1]), wenn diese Schenkung, was sehr möglich ist, nicht etwa gar nur die Wiederholung einer schon viel frühern ist.

7. Legationsbezirk des Münsters (Pfaffen-) Berg.

In der Beleuchtung der Missionsbezirke der zur Urdiöcese gehörigen Regensburger Enclave wurde mit jenem um das Baptisterium Oberlindhart und die Seelsorgkirche Hofkirchen abgeschlossen. An diesem reihte sich gegen Süden ein weiterer mit dem Baptisterium Steinbach (S. Michaelis) und der Seelsorgkirche Hofdorf (S. Margarethae) an; die noch südlichern Umwohner scheinen die St. Martinskirche zu Dornwang als eigene Seelsorgkirche gehabt; oder doch bald erhalten zu haben. Besondere Beachtung verdient der Seelsorgbezirk, welcher sich gegen Osten an jenen von Hofkirchen anschloß: es ist der von Martinsbuch. Er scheint frührupertinischen Ursprungs, und darum älter als das Münster Berg zu sein. Martinsbuch liegt an der Römerstraße, welche Salzburg und Regensburg auf kürzestem Wege verband, zwischen den Waldrevieren, von denen das Hayholz mit seinen südlichern Ausläufern und andrerseits der Forst Reitthal

[1]) Juvav. Anh. p. 22. 38.

mit dem sog. Frauenholz noch ansehnliche Reste sind. Martinsbuch war allem Anscheine nach ebenso gut wie Reisbach und Dingolfing eine Sporade der salzburgischen Urdiöcese; es wurde jedoch erst vom Münster Berg aus kirchlich organisirt, und erhielt wohl erst damals in der St. Michaelskirche zu Feldkirchen an der Aiterache ein eigenes Baptisterium. — An der Ostgrenze des heutigen Decanats Geiselhöring entstanden zum Anschlusse an den Legationsbezirk (Pfaff-) Münsters in der Richtung von Süden nach Norden die Seelsorgbezirke Ottering (S. Joann. Bapt., Baptisterium und Seelsorgkirche zugleich) und dann um das Baptisterium zu Metting (S. Joann. Bapt.) jene von Leiblfing (B. Mariae Virg.) und Buchhausen (S. Petri), beide am Aiterachbache. Für die römische Cultur der fruchtbaren Thalmulde des eben genannten Baches zeugen die auf den Höhen seines rechten Ufers ihm entlang angelegten, heute noch leicht erkennbaren Römerschanzen bei Tunzenberg, Leiblfing und Obersunzing, die, wie auch Buchner schon bemerkt, zum Befestigungssystem der Augustana Castra gehörten, mit denen in den waldigen Gegenden des Binnenlandes am Anfange des V. Jahrh. ein Stück neuern Reichslimes hergestellt wurde, als Castra Regina und die nächsten Fortificationen ober und unter ihnen, und somit dieses Segment des Donaulimes an die Germanen verloren gegangen war.

8. Legationsbezirk des Münsters bei Rottenburg.

Fraglicher Legationsbezirk bildet einen Halbkreis, der sich von Osten durch Süden nach Westen um das St. Petersmünster bei Rottenburg herumzieht. Dadurch reihte es sich auf einer langen Strecke an das Missionsgebiet des St. Georgsmünsters bei Velden auf dem rechten Isarufer an, und stellte, sobald es christianisirt war, auf eben jener langen Strecke die Contiguität zwischen dem Hauptstocke der Salzburger Urdiöcese und der Regensburger Enclave her. Folgen wir nun dem Christianisirungsgange in demselben in der angegebenen Richtung von Osten durch Süd nach West. Der östliche Bezirk dieses Legationsgebietes kann mit Ausnahme jener Strecke, auf welcher es an die urdiöcesane Enclave von Regensburg grenzte, als ein durch natürliche Marken in sich abgeschlossener angesehen werden, denn er war durch eine in der Richtung des Meridians sich ausdehnende große Waldung, von welcher die Große Taxau und das Klosterholz nördlich von Landshut noch sehr beträchtliche Reste sind, von dem südlichen und westlichen Missionsbezirke geschieden, vom rechtsufrigen Missionsgebiete des St. Georgsmünsters aber durch die Isar. Dieser Gebirgsfluß wäre vermöge seiner Mächtigkeit wenig geeignet, eine natürliche March abzugeben, er wird es aber vollständig durch seinen durchschnittlich eine Wegstunde breiten Sumpfstrich, der ihn beinahe von Landshut ab auf seinem linken Ufer bis zur Ausmündung in die Donau begleitet. Aus diesem Grunde fiel die Christianisirung des Landstriches vom linken Isarufer bis ziemlich tief in das Binnenland den auf die Grenzen der Regensburger Enclave vorgeschobenen drei Abteien (Pfaff-) Münster, (Pfaffen-)

Berg und Münster bei Rottenburg als Aufgabe anheim. Daß alle drei Abteien ihr Tagewerk gleichzeitig in Angriff nahmen, bedarf kaum besonderer Erinnerung.

In südöstlicher Richtung vom Münster bei Rottenburg finden wir vorerst das Baptisterium zu Hebramsdorf (S. Joann. Bapt.) und die ihm entsprechende Seelsorgkirche zu Ergoltsbach (S. Petri). Hieran schloß sich in der nämlichen Richtung wieder eine Seelsorgkirche unter dem Patrocinium des hl. Petrus, nämlich jene zu Hinzlbach an, dermal Filiale der Pfarrei Veitsbuch. Aus der Seelsorgkirche zu Ergoltsbach emanirte in südlicher Richtung die weitere Seelsorgkirche Altheim bei Landshut mit demselben St. Peters-Patrocinium, welche in der St. Johanneskirche zu Umsbach ihr eigenes Baptisterium erhielt.

In der rein südlichen Richtung vom St. Petersmünster und westlich von der Waldmarch der großen Tarau und des Klosterholzes scheint die Thomaszelle überhaupt die erste Emanation des Münsters gewesen zu sein. Die St. Michaelskirche zu Ramersdorf, dem Namen nach eine Romanisiedlung hart westlich bei der Zelle, kann mit Sicherheit als erstes ebenfalls gegen Süden vorgeschobenes Baptisterium des Missionsbezirkes der Zelle gelten, welche wohl erst gegen Ende des VIII. Jahrh. ihre St. Thomaskirche und davon ihren differenzirten Ortsnamen erhielt. Die dem Baptisterium zu Ramersdorf entsprechenden Seelsorgkirchen sind: Hohenthann (S. Laurentii) für die östlichen Umwohner, und Pfeffenhausen (S. Martini) für die westlichen. — In derselben südlichen Richtung bildete sich ein weiterer Missionsbezirk um die Zelle, ¾ St. östlich von Neuhausen, (die Zelle nächst Neuhausen scheint wie dieses selbst gegen Ende des VIII. Jahrh. entstanden zu sein); sein Baptisterium war wieder gegen Süden vorgeschoben, und ist in Weih-Michl nicht zu verkennen, obwohl die dortige St. Michaels-Taufkirche, wahrscheinlich erst seit der Restauration nach den Magyaren-Raubzügen das Patrocinium des hl. Wilibald hat. Für dazugehörige Seelsorgkirchen halte ich für die nordöstlichen Umwohner Petersglaim, dessen Seelsorgsrecht wohl erst später auf Weih-Stephan überging, und für die gegen Südosten vom Baptisterium wohnenden Gläubigen die Liebfrauenkirche zu Altdorf. Erst als Weihmichl (etwa im VIII. Jahrh.) sich zur selbstständigen Seelsorgkirche erhoben hatte, erhielten die dazugehörigen Seelsorgkirchen gesonderte Baptisterien, und zwar Weihstephan, beziehentlich Hohenthann, Heiligenbrunn (dermal mit einem Marien-Patrocinium) und Altdorf jenes zu Eugenbach. Letzteres hat seit mir unbekannter Zeit das St. Georgs-Patrocinium, legitimirt sich aber als altes Baptisterium durch die Einrichtung, daß die dermalige St. Georgskirche, und nicht die Pfarrkirche Altdorf, noch immer Baptisterium für die mehr als 2000 Seelen zählende Pfarrei ist. — Für den südlichsten Missionsbezirk des St. Petersmünster bei Rottenburg halte ich jenen um die St. Peterszelle bei Münchner-Au, dermal zur Pfarrei Altdorf gehörig. Dieser Missionsbezirk scheint sich im Anschlusse an jenen der Zelle bei Neuhausen vorzugsweise nördlich gegen die Pfettrach erstreckt zu haben, und in derselben Richtung mag die Seelsorgkirche zu

Reichersdorf (S. Laurentii) nöthig geworden sein. Etwas über ½ St. westlich von ihr findet sich dann auch das Baptisterium für diesen Missionsbezirk in der St. Johanneskirche zu Eckersdorf.

Westlich von dem eben besprochenen finden wir noch einen Missionsbezirk jenes Münsters, der wieder einen Beleg dafür liefert, daß die Landescultur zum beträchtlichern Theile in der Geistescultur durch das Christenthum wurzle. Am obern, bedeutendern Nebenbache der Pfettrach, dermal Furterbach geheißen, war im ersten Jahrhunderte der baioarischen Einwanderung aller Wahrscheinlichkeit nach das dortige Waldgebiet stark in der Oberhand gegen die offenen Fluren. Gegen Ende dieses VI. Jahrh. mag die Lehre des Heiles in jene Gegend gebracht worden sein, und mit ihr unter dem Vorgange der Missionsmönche auch eine ausgebreitetere Cultur des an und für sich fruchtbaren, aber von Wäldern beengten Bodens. Für ersteres sprechen mehrere Cultur-Ortsnamen, wie Reut, Freiung, Volkenschwand u. s. w., für letzteres einige auf einen kleinen Raum zusammengedrängte Zellen: Ober- und Niedermünchen, Walchzell, Martinszell und Katharinazell. Der Errichtung von vier Zellen auf einem nicht einmal eine halbe Quadratmeile haltenden Areale einen seelsorglichen Zweck unterstellen zu wollen, wäre vernunftwidrig; sie läßt sich daher nur aus Rücksichten der primitiven Cultur erklären. Um genannte Zellen constituirte sich natürlich auch ein ursprünglicher Missionsbezirk mit dem Baptisterium in der St. Michaelskirche zu Schatzhofen, einer Seelsorgkirche bei der Martinszelle (S. Martini), und einer weitern zu Rainertshausen, deren erstes Patrocinium jedoch durch das spätere des hl. Erhard, (Gau-) Bischofes zu Regensburg, verdrängt erscheint. Wohl sehr bald erschwang sich aber das Baptisterium zu Schatzkofen zur selbstständigen Seelsorgkirche, und diesem Umstande wird die Errichtung eines neuen in der St. Johanneskirche zu Niedersießbach zuzuschreiben sein. Das St. Erhards-Patrocinium zu Rainertshausen ist, obwohl erst später eingeführt, in soweit von einiger Bedeutung, weil wir durch dasselbe gegen den Zweifel sicher gestellt werden, ob nicht das gesammte südwestliche Missionsgebiet des St. Petersmünsters, das wir soeben beleuchtet haben, überhaupt der größern Zelle Moosburg, von welcher bald die Rede sein wird, zuzuschreiben sei, indem dieses specifisch regensburgische Patrocinium entschieden für das Gegentheil spricht.

Der westlichste Landstrich des Missionsgebietes des St. Petersmünsters zieht sich in und an der Thalmulde des Abensflüßchens fast bis zu dessen Quelle und hauptsächlich an seinem rechten Ufer hinauf. Die durch die Wanderung des hl. Emmeram auf seiner letzten Reise geheiligte Römerstraße der Abens entlang war die Vermittlerin der Cultur und der Christianisirung. Wie sie nämlich eine dichtere römische Bevölkerung angelockt hatte, ebenso wird sicher sein, daß auch die eingewanderten Baioarier als nunmehrige Herren des Landes denselben fruchtbaren Landstrich in zahlreichern Ansiedlungen, jedoch mit Berücksichtigung der im Lande gebliebenen, ihnen zinspflichtigen Romanen, unter sich vertheilt haben. Die mit

ihrer Christianisirung beauftragten Mönche des Münsters St. Peter bei Rottenburg gingen naturgemäß bei ihrer Mission im Allgemeinen auch hier von Norden nach Süden, dem Laufe des Abensflüßchens entgegen, vor; allem Anscheine nach in einheitlicher Arbeit mit den östlichern, bereits besprochenen Missionsbezirken und insoferne auch von diesen aus von Osten gegen Westen. Für die nördlichern Bewohner dieses Landstriches scheint die Reckerszelle bei Rottenburg der Ausgangspunkt der Mission gewesen zu sein. Im Nordwesten bildete der heutigen Tages noch ungeheuere Wald Dürrenbuch die natürliche Grenze wie der Cultur so der Mission. Aber schon an seinem Südsaume finden wir die Filialzelle Berghausen; dieses Dorf hieß nämlich in ältester Zeit Munigenhusen, welcher Name offenbar von einem primitiven Municho-husun stammt.[1]) Im ursprünglichen Missionsbezirke dieser Zelle Münchhausen war die St. Michaelskirche zu Walkertshofen ein primitives Baptisterium, um welches sich wohl in ziemlich rascher Aufeinanderfolge die Seelsorgkirchen Margarethenthann, Appersdorf, (S. Petri) hart am Südostsaume des Dürrenbuchs, Mainburg (S. Laurentii) und Lindkirchen (B. Mariae Virg.) erhoben. Erst als Walkertshofen in Folge schneller Zunahme der Gläubigenanzahl selbstständige Seelsorgkirche geworden war, und die Errichtung minder umfangsreicher Seelsorgbezirke nöthig wurde, mögen die Baptisterien Elsendorf (Nebenkirche S. Joann. Bapt.) für den nördlichen Bezirk, und Leitenbach (ebenfalls S. Joann. Bapt.) für den mittlern um Lindkirchen als zweckdienlicher erschienen sein. Es bleibt mir aber zweifelhaft, ob die Filialkirche Klein-Gundertshausen (S. Stephani) ursprüngliche Seelsorgkirche gewesen, dagegen bin ich sicher, daß Kirchdorf (B. Mariae Virg.) die Pfarrkirche von Rudeltshausen eine solche gewesen sei; ebenso gilt mir die St. Petrskirche von Grafendorf in der Pfarrei Hebrontshausen als Emanation von Kirchdorf. Ihr gemeinsames, gegen Süden vorgeschobenes Baptisterium war die Kirche S. Joannis Bapt. zu Haslach. Damit wird das Legationsgebiet des St. Petersmünster abzuschließen sein.

9. Südliches und westliches Missionsgebiet des Engelbrechtsmünsters.

Um das Legationsgebiet, insoweit es von den Münstern der regensburgischen Enclave der salzburgischen Urdiöcse in südlicher Richtung christianisirt worden ist, zum Abschlusse zu bringen, füge ich hier den Christianisirungsgang jenes Theiles des Missionsgebietes des Klosters Engelbrechtsmünster (Amelprehtes-munster) an den Missionsbezirk an der Abens, den man im Vergleiche mit dem viel ausgedehntern, der sich diesem Münster gegen Westen im Westriche aufthat, den südlichen heißen kann. Er umfaßt das heutige regensburgische Decanat Geisenfeld, und erstreckt sich an beiden Ufern der untern Ilm von der Donau bis an die Nordgrenze des freising'schen Decanats Abens. Zu untersuchen, ob

[1]) Cfr. Freudensprung's Oertlichkeiten, Meichelbeck S. 49. Anm. 38.

das Amelbrechtsmünster noch auf dem Boden der Urdiöceſe (beziehentlich der Regensburger Enclave) entſtanden, oder ſchon im Legationsgebiete errichtet worden ſei, lohnt ſich der Mühe nicht. In Anbetracht des inzwiſchen liegenden großen Waldes Dürrenbuch iſt Letzteres wahrſcheinlicher, aber ebenſo wahrſcheinlich, daß es ſchon ſehr frühzeitig gegründet worden ſei, weil es nur eine Meile von der Südweſtgrenze der Regensburger Enclave entfernt iſt, wenn man die Umgegend von Münchsmünſter als ſelbe annimmt. Geiſtlicher Gründer und weltlicher Stifter ſind mit Sicherheit kaum mehr zu ermitteln (als erſterer wird der hl. Rupert immer am meiſten für ſich haben), denn Engelbrechtsmünſter (um bei dem geläufigen Namen zu bleiben) iſt eines jener alten Münſter, die in ihrer urſprünglichen Eigenſchaft als monaſtiſche Inſtitute in der ſog. hiſtoriſchen Zeit nie mehr vorkommen, ſondern nur als weltlicher Beſitz. Meines Wiſſens kommt Engelbrechtsmünſter das erſtemal um das Jahr 1040 vor, und zwar als Beſitzthum eines »Ebo de monasterio«[1]), oder »Erbo de münster«, wie ihn Hund[2]) nennt. Liegt ſchon in der Gründung des Frauenſtifts Geiſenfeld um 1037 (830?), welchem, wie aus deſſen Documenten zu erſehen, die ganze Umgegend als Dotation zugewendet wurde (unſer Münſter iſt nur ½ St. davon entfernt), ein deutlicher Fingerzeig, daß das Kloſter Engelbrechtsmünſter am Anfange des XI. Jahrh. bereits gänzlich in Abgang gekommen war, ſo läßt ſich aus dem heutigen Patrocinium ſeiner Kirche (Inventio S. Crucis) noch auf eine viel frühere Zeit ſeines Unterganges ſchließen. Als nämlich das dermal nicht unbedeutende Dorf Engelbrechtsmünſter (es zählt bei 50 Häuſer) wieder eine Kirche erhielt, war das älteſte Patrocinium des Münſters ſchon völlig in Vergeſſenheit gekommen, denn obwohl das Kreuzauffindungsfeſt ſchon bald nach dem Anfange des VIII. Jahrh. in den Kalendarien aufſcheint, kam dieſes Patrocinium in unſern Ländern dennoch erſt in den Zeiten der Kreuzzüge allgemeiner in Verwendung, und man wird daher annehmen müſſen, daß das zum Dorf herabgekommene Engelbrechtsmünſter Jahrhunderte lang keine Kirche gehabt habe, ſo daß ihr Patrocinium völlig in Vergeſſenheit kommen konnte. Es läßt ſich gegenüber dem ſchon frühzeitig Dorfname gewordenen Namen des alten Münſters kaum etwas dagegen aufbringen, daß es eines jener Klöſter geweſen ſei, deren Vorſtandſchaft Herzog Theodo um die Mitte des VII. Jahrh. dem hl. Emmeram antrug, und ſomit iſt auch die weitere Annahme berechtigt, daß Engelbrechtsmünſter in der Periode Rupert-Vital gegründet und möglicher Weiſe vom Herzoge Theodebert (oder ſpäteſtens vom Herzoge Taſſilo I.) dotirt worden ſei. Den Differenzirungsnamen Amelbrehtes-munstiure erhielt das Dorf wahrſcheinlich erſt von ſeinem weltlichen Beſitzer Amelbrecht, als im XII. Jahrh. das nahe Münchmünſter wieder kirchlich reſtaurirt worden war, denn früher hieß Engelbrechtsmünſter einfach Münſter, wie wir vorhin geſehen haben.

---

[1]) Mon. Boic. XIV. p. 181. [2]) Metrop. Salisb. II. Edit. Ratisb. p. 245.

Der Umfang des südlichen Missionsgebietes des Engelbrechtsmünsters ist oben als coincident mit dem heutigen, regensburgischen Decanate Geisenfeld angegeben worden. Für die Urzeit fällt jedoch das nördliche Drittel dieses Decanates weg, welches der große Dürrenbuch-Wald einnimmt; gegen Westen schloß hier der Feilenforst die Cultur ab. Der Landstrich zwischen dem Dürrenbuch und der Donau ist Missionsgebiet des Münchmünsters. Die noch übrigen zwei Drittel zerfallen in zwei Missionsbezirke: den nördlichen um Engelbrechtsmünster und den südlichen um Wolnzach. Die christliche Mission begann höchster Wahrscheinlichkeit nach mit der Errichtung der Zelle ¼ St. südlich von Geisenfeld, dermal ein in ein oberes und unteres Zell getheiltes Dorf mit etlich 60 Häusern. Aus dieser ursprünglichen Zelle ist wohl in zu einem Klosterbaue mehr geeigneter nördlicher Lage das Engelbrechtsmünster (richtiger einfach Münster) hervorgegangen. Das Baptisterium, etwas weiter gegen Südosten vorgeschoben, wie es der Christianisirungsgang mit sich brachte, befand sich in Untermettenbach (S. Joann. Bapt.). Als Seelsorgkirchen werden gelten: Ilmendorf (S. Laurentii) in der Lichtung zwischen den Wäldern Dürrenbuch und Feilenforst für die nördlichen, Nieder-Pindhart (S. Georgii) für die unmittelbaren Anwohner der Zelle, Oberempfing (S. Andreae) für die südöstlichen, und Oberlauterbach (wieder S. Andreae) für die südlichen Gläubigen. Natürlich war die ursprüngliche Seelsorgkirche auch nur eine einzige (wahrscheinlich Nieder-Pindhart) und die andern in Folge der Weiterverbreitung des Glaubens allmälige Emanation davon.

Der südlichere Missionsbezirk bildete sich um die Siegerszelle zwischen Wolnzach und Ober-Geroldshausen. Sein Baptisterium war, gegen Südosten vorgeschoben, in Rudertshausen (S. Joann. Bapt.). Die diesem Baptisterium entsprechenden Seelsorgkirchen suche ich: als primitive die St. Peterskirche zu Hüll (dialekt. Hidl d. h. Quelle, nämlich des dort entspringenden Bächleins) und als baldige Emanationen davon Osseltshausen (B. Mariae Virg.), Geroldshausen (S. Martini), Wolnzach (S. Laurentii), vielleicht auch die westlich von Wolnzach entlegene St. Stephanskirche zu Burgstall.

Das südwestliche und in seiner nördlichen Fortsetzung rein westliche größere Missionsgebiet des Engelbrechtsmünsters ging, wie wir später sehen werden, wahrscheinlich erst nach der Diöcesen-Eintheilung des hl. Bonifacius von der Diöcese Regensburg an jene von Neuburg-Staffelsee über, und schiene sich darum mehr für die Beleuchtung des Christianisirungsganges im Westriche zu eignen; ich füge dieses Missionsgebiet jedoch hier an, um mit ihm das Legations-Territorium des Engelbrechtsmünsters abzuschließen. Davon wollte ich mich auch von der Erwägung nicht abhalten lassen, daß dieses westliche Missionsgebiet bereits oberbayerisches Land sei, während ich mich bisher im Anhalt an den Titel dieses VII. Cap. nur an Niederbayern gehalten habe; bei der großen Verschiedenheit politischer und kirchlicher Eintheilungen ist es jedoch wohl selbst-

verständlich, daß die in den Aufschriften der Hauptstücke angekündete Ausscheidung nach Provinzen nur im Sinne des Axioms der Schule: Denominatio fit a potiori — Geltung haben könne.

Durch den von der südlichen Ausbeugung der Donau bei Mänching heute noch in seinen Ausläufern gegen Pfaffenhofen herauf an drei Meilen langen und etwa die Hälfte breiten Feilenforst war die Richtung des Missionsganges der Mönche von Engelbrechtsmünster vorerst am linken Ilmufer hinauf eine von den Culturzuständen gegebene. Die Annahme, daß sich diese Mönche bei ihren apostolischen Wanderungen engherzig an das linke Ilmufer gehalten haben, wäre natürlich eine zu naive; im Gegentheil entfalteten sie ihre Thätigkeit wohl vorzugsweise vom rechten Ufer herüber. Nur wir haben uns hier an das linke zu halten, weil das gegenüber liegende schon erörtert worden ist. Da finden wir nun von jener ebenfalls schon besprochenen Zelle südlich von Geisenfeld ausgehend zuerst das Baptisterium zu Buchersried (S. Joann. Bapt.) mit der Seelsorgkirche Feilenbach (S. Martini), nahe am gleichnamigen Forste. Ich nehme Anstand die St. Laurentiuskirche zu Gambach und die St. Stephanskirche zu Rohr als sofortige Emanationen der St. Martinsseelsorgkirche zu Feilenbach hinzunehmen, weil ich ihre Fluren für viel spätere Waldculturen halte. Erst jenseits der noch unverkennbaren Ausläufer des Feilenforstes glaube ich in der St. Michaelskirche zu Affalterbach wieder ein ursprüngliches Baptisterium zu erkennen; für dessen Seelsorgkirche gilt mir die Liebfrauenkirche zu Gittenbach in der heutigen Pfarrei Ehrenberg. Die Kirche St. Johannes des Täufers (Stadtpfarrkirche) zu Pfaffenhofen halte ich für eine Emanation aus der ältern St. Michaelskirche zu Affalterbach, sowie die St. Andreaskirche in der Vorstadt Altenstadt für die dem neuen Baptisterium entsprechende Seelsorgkirche.

Am rechten Paarufer, eine Wegstunde unter dem heutigen Markt Hohenwart errichteten sich die Mönche von Engelbrechtsmünster in der Engelmarszelle eine weitere Missionsstation. Die dortige St. Johanneskirche scheint das ursprüngliche Baptisterium für die Umgegend gewesen zu sein und kam wohl erst aus monastischen Rücksichten nach Pörnbach (S. Joann. Bapt.). Die St. Stephanskirche zu Eulenried wird als die erste Seelsorgkirche derselben gelten können. Als aber das Christenthum in einem weitern Kreise Eingang fand, dürften gegen Süden die weitere Seelsorgkirche Tegernbach (B. Mariae Virg.) und gegen Norden jene zu Steinerskirchen, ebenfalls der seligsten Jungfrau gewidmet, entstanden sein. Nachdem sich um die Seelsorgkirche zu Tegernbach eine etwas zahlreichere Christengemeinde gesammelt hatte, erhielt sie ihr gesondertes Baptisterium in der St. Johanneskirche zu Engelmarsried und weitere Seelsorgkirchen vorerst in der St. Peterskirche zu Menzenbach und dann in der Liebfrauenkirche zu Eurenbach. Etwas Aehnliches ging, jedoch wegen der ungünstigern Culturverhältnisse wahrscheinlich in merklich späterer Zeit, im nördlichen Seelsorgbezirke der Zelle Engelmars vor; auch dort entstand die St. Peterskirche zu Adelshofen

und möglicherweise auch die nähere Liebfrauenkirche zu Deimhausen. Ob das neue Baptisterium zu Brunnen (S. Michaelis) schon in der ältesten Zeit entstanden sei, wage ich aus dem Grunde nicht zu behaupten, weil jener Landstrich, nördlich Sumpfboden und südlich Steppe, wohl erst später in allgemeinere Cultur genommen worden sein dürfte, was jedoch sporadische Ansiedlungen in älterer Zeit nicht ausschließt; und in der That scheint der autonomastische Ortsname Brunnen für eine Baptisterialkirche wenigstens auf eine sehr frühe Zeit zurückzudeuten. Mit ebenerwähnter Steppe und dem Ausläufer des Donaumooses, der gegen Schrobenhausen hinaufreichte, werden wir wohl an der natürlichen Westgrenze des Missionsgebietes der Abtei Engelbrechtsmünster im Süden des Donaumooses angelangt sein.

Zwischen dem Ostrande desselben Moorgrundes und dem Westsaume des Feilenforstes zog sich ohne Zweifel auch schon in ältester Zeit eine Culturzunge gegen Ingolstadt und dann an der Donau aufwärts bis zur Lechmündung (letztere Strecke war die römische Ripa prima). Soweit sie nördlich lief, gehörte sie sicherlich zum Missionsbezirke der Engelmarszelle, in ihrer reinwestlichen Richtung aber unmittelbar in den Bereich zwei anderer Zellen und eines Münsters zu oder bei Neuburg, wie wir bei der Beleuchtung des Christianisirungsganges im Westrich sehen werden. Die St. Margarethenkirche des heutigen Fleckens Reichartshofen halte ich für eine zum Baptisterium Pörnbach gehörige Seelsorgkirche und ebenso die freilich schon 3 St. gegen Norden entlegene St. Peterskirche zu Mänching. In dieselbe Kategorie werden die beiden Kirchen Ebenhausen (S. Martini) und Paar (B. Mariae Virg.), am untern Laufe des gleichnamigen Flüßchens, gehören, von denen der Vorrang höhern Alters der Kirche zu Ebenhausen zustehen dürfte.

10. Legationsbezirk der Abtei Münchmünster.

Das regensburgische Decanat Pföring am linken Ufer der Donau in jenem Dreieck gelegen, welches die Altmühl vor ihrer Ausmündung mit der Donau bildet, wird von Ost nach West vom alten Reichslimes, den das Volk die Teufelsmauer heißt, durchschnitten und in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Die Culturverhältnisse der beiden Hälften stellen den Verdiensten des weltbeherrschenden Volkes um die Bodencultur heute noch ein glänzendes Zeugniß aus; während nämlich die auf Großgermanien nördlich vom Reichslimes entfallende Hälfte zum bei weitem beträchtlicheren Theile sporadisch bewohntes Waldgebiet des Hienheimer-Forstes ist, erweist sich die Hälfte diesseits des alten Limes trotz aller wiederholt über sie ergangenen Verheerungen als Gelände, das auf einer hohen Stufe der Cultur steht. Zur schon sehr frühzeitigen Entwickelung derselben trug wohl am meisten bei, daß Kaiser Probus den Augusteischen Reichlimes, der sich auf die Donau beschränkt hatte, durch den Bau des Pfahlrankens (Teufelsmauer) von Kehlheim gegen den Rhein tiefer in's großgerma-

nische Land verlegte, und die Consularstraße jenseits der Donau vom Stromübergange ober Eiming nach Augsburg, beziehentlich Vindonissa, anlegte, deren Vollendung das Werk des Kaisers Septimius Severus und seines Sohnes Caracalla ist. Diese Consularstraße zog fast mitten durch die südliche Hälfte des in Rede stehenden Gebietes, und sowohl am alten Donaulimes als am Straßenlaufe sind jetzt noch zahlreiche Spuren zum Theil großartiger Römerbauten bekannt. Hieraus könnte man schließen, daß der hl. Landesapostel und seine Missionäre dort auch noch eine dichter siedelnde romanische Einwohnerschaft angetroffen habe; dieß war aber keineswegs der Fall. Schon am Beginne des IV. Jahrh. war Kaiser Diokletian genöthigt, den Reichslimes des Probus aufzugeben, und auf den Augusteischen Donaulimes zurückzugehen; bei diesem Anlasse zog sich natürlich auch die romanische Gesammtbevölkerung vom linken auf das rechte Donauufer zurück, weil sie jenseits gänzlich schutzlos gegen die immer massenhafter andringenden Germanen oder Barbaren gewesen wäre. Als aber die Baioarier im Lande diesseits der Donau und in den Ufergeländen jenseits derselben sich bleibend niederließen, ergriffen sie auch Besitz von den verwüsteten Römerculturen im Süden des Hienheimer Waldes, die unter ihren arbeitsamen Händen sich bald wieder hoben. Der Lage nach konnte das dermal zu besprechende Uferland links der Donau ebensogut als Missionsgebiet der Weltenburger Mönche gelten und nur der zwischen ihm und der Abtei sich ausdehnende Hienheimer Forst läßt es mir als wahrscheinlich erscheinen, daß es von den Mönchen des gegenüberliegenden Münchmünsters zum Christenthume bekehrt worden sei. Uebrigens hatte Weltenburg im heutigen Decanate Pföring mancherlei Besitzungen, besonders im nördlichen Theile desselben, scheint jedoch den größern Theil derselben in jener Zeit erhalten zu haben, in welcher Münchmünster bereits wieder eingegangen war, was wieder die schon früher ausgesprochene Ansicht bestätigt, daß Münchmünster eine Tochter Weltenburgs war, und in soweit mochten die Christianisirungsanfänge allerdings noch von Weltenburg ausgegangen sein.

Das in Rede stehende Legationsgebiet scheint ursprünglich nur zwei Missions- oder Seelsorgbezirke gehabt zu haben: einen östlichen und westlichen. Der östliche dürfte sich um das St. Michaels-Baptisterium zu Harlanden in der heutigen Pfarrei Mindelstätten gebildet haben. Seine erste Seelsorgkirche wird wohl die St. Margarethenkirche zu Forchheim gewesen sein, möglicherweise aber auch eine alte St. Peterskirche bei Köfching, deren Standpunkt jetzt die dortige St. Peterskapelle einnimmt. Welche die ersten Emanationen der einen oder andern dieser ursprünglichen Seelsorgkirchen gewesen seien, wird schwer zu ermitteln sein, weil mehrere Kirchen mit den anerkannt ältesten Patrocinien in der Runde herum stehen, so z. B. Deising (S. Martini), Appersdorf (S. Laurentii), Pettling (S. Stephani), Märching (B. M. Virg.), Ettling (S. Andreae), Lobsing (S. Martini), Mitteroffendorf (B. M. Virg.) u. s. w. Ueberhaupt sind die St. Martinskirchen im genannten Decanate besonders zahl-

reich. — Der südwestliche Missions- oder Seelsorgbezirk constituirte sich um das St. Michaels-Baptisterium zu Kleinmehring, und dessen erste Seelsorgkirche war allem Anscheine nach die Liebfrauenkirche zu Großmehring. — Zwischen diesen beiden Seelsorgbezirken entstand wahrscheinlich erst in viel späterer Zeit — etwa im VIII. Jahrh. ein dritter um das Patrocinium St. Johannes des Täufers zu Demling. Zelle ist im südlichen Theile des Decanats keine bekannt; und ihr gänzlicher Mangel wird ziemlich verlässig aus dem Umstande zu erklären sein, daß die Dorfsiedlung dort die vorherrschende ist.

Weder die nördliche Hälfte des Decanats Pföring, noch das nördlich von der Altmühl gelegene Decanat Laber können hier berücksichtigt werden; denn obwohl es schon in ältester Zeit christliche Sporaden in ihnen gegeben haben mag, werden sie wohl erst von der Mitte des VIII. Jahrh. an durch eingewanderte, bereits christliche Culturanten allgemein christlich geworden sein. Die ungeheuern Waldungen, die sich rechts und links der Altmühl ausdehnen, wie der Hienheimer-Forst, der Kehlheimer Gemeindewald, der Pointer- und der Frauenforst lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß jene in Großgermanien gelegenen Territorien um die Mitte des VI. Jahrh. im Allgemeinen noch förmlicher Urwald gewesen seien. Von einer eigentlichen Mission, d. h. einer Bekehrung zum Christenthume kann daher in diesem Territorium nicht die Rede sein: es begann dort mit dem Anwachsen der christlichen Einwanderung sogleich die gewöhnliche Seelsorge.

VIII. Capitel.

Der Christianisirungsgang im Legationsgebiete auf dermal oberbayerischem Territorium.

1. Legationsbezirk der Zelle Dorfen.

Um das geographische Ebenmaß mit den Fortschritten des Christenthums von Ost nach West auf dem linken Isarufer auch auf dem rechten herzustellen, müssen hier die Missionsgebiete der beiden Zellen Dorfen und Moosburg beleuchtet werden. Die Christianisirung der nächsten und weitern Umgegend der Zelle auf dem Ruprechtsberge zu Dorfen, aus welcher die Wallfahrt Maria-Dorfen hervorgegangen ist, wurde in der Bekehrungsgeschichte der salzburgischen Urdiöcese behandelt; ihr westlicher und südwestlicher Landstrich gehört dem Legationsgebiete an. Das zu besprechende Territorium ist zum weitaus größern Theile der wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte Erdinger Boden; seine Bebauer siedeln vorzugsweise in Dörfern und größern Weilern; Einzelngehöfte kom-

men nur sehr einzeln, oder häufiger dort vor, wo der Wald- oder Sumpfboden erst später urbar gemacht wurde, so z. B. das Waldrevier um Eschlbach und die Niederungen um Rieding und Langenpreising. Die primitive Ansiedlung in Dörfern erklärt auch für diese Gegend den fast gänzlichen Mangel an Ortschaften, deren Namen aus Zell oder Münch zusammengesetzt sind. Ich bin der Ansicht, daß sich gegen diese Begründung des Mangels derartiger Ortschaften kaum etwas Stichhaltiges einwenden lasse, weil ich während langjähriger topographischer Studien die Wahrnehmung gemacht habe, daß dieser Mangel auch in umfangsreichern Gegenden immer nur dort sichtbar wird, wo die Dorfsiedlung wenigstens die vorwaltende ist.

Der erste Missionsbezirk in westlicher Richtung von der Zelle auf dem Ruprechtsberge (Maria-Dorfen) bildete sich wahrscheinlich (es ist immer nur vom Legationsgebiete die Rede) um das Baptisterium Obergeiselbach (S. Joann. Bapt.), dermal Fil. der Pfr. Walpertskirchen. Seine ursprüngliche Seelsorgkirche war wohl die St. Peterskirche zu Tankham, von welcher Außerpietelbach (S. Stephani) und Indorf (S. Martini) Emanationen sein dürften; ob auch Hofkirchen (Nativ. B. Mariae Virg.) eine solche ist, steht sehr dahin. Aus diesem ersten Missionsbezirke gingen dann ein südwestlicher und ein nordwestlicher hervor: jener mit dem Baptisterium zu Nieder-Neuching (S. Joannis Bapt.) und der Hauptseelsorgkirche zu Oberwörth (S. Petri), aus welcher wegen der Nähe des Baptisteriums wohl schon bald die Seelsorgkirche zu Ober-Neuching (S. Martini) als weitere emanirte, und wegen großer Entfernung die Liebfrauenkirche zu Gelting für die südlichen Umwohner. — Der nordwestliche Missionsbezirk, welcher aus jenen von Tankham-Obergeiselbach hervorging, scheint sich um das Baptisterium an der mittlern Semt, die St. Johanneskirche zu Erding (Stadt), constituirt zu haben und wird seine Hauptseelsorgkirche zu Altenerding (B. Mariae Virg.) gehabt haben, an welcher sich bei zunehmendem Bedürfnisse dann jene von Grünbach (S. Andreae) und wahrscheinlich auch die St. Margarethenkirche zu Reisen anschlossen. Das Entstehen der Baptisterien Haselbach, in der Pfarrei Bockhorn, und Geisling nächst der Pfarrkirche Langengeisling, beide dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet, mag um das Ende des XI. Jahrh. anzusetzen sein, nämlich auf die Zeit, in welcher Bockhorn und Langengeisling selbstständige Pfarreien wurden. Uebrigens scheint das Patrocinium S. Benedicti zu Altheim (Pf. Langengeisling) auf den ehemaligen Bestand einer dortigen Zelle zurückzuweisen.

Um das westliche Missionsgebiet der Zelle auf dem Ruprechtsberge abzuschließen, erübrigt noch, deren interessanten Missionsbezirk Isen gegen Süden in Betracht zu ziehen. Ich nenne ihn einen interessanten, weil er ganz das Gepräge der ältesten Missionsstationen zeigt, nämlich gleichzeitige Verbreitung des Christenthums und der Landescultur. Isen liegt in der freundlichen Thalmulde nicht weit vom Ursprung des gleichnamigen Flüßchens, welche in alter Zeit eine

römische Verbindungsstraße durchzogen zu haben scheint, wofür außer der Ortschaft Straß der noch gut erhaltene, aus Buckelquadern erbaute römische Wartthurm zu Burgrein zeugt. Fragliche Römerstraße weist in nördlicher Richtung auf das rechte Ufer der Stragen, Wartenberg, Moosburg u. s. w., in südlicher auf St. Christoph (Schützerberg), Tulling, Sensau, Elmosen, Aibling u. s. w. Daß das obere Isenthal von den Baioariern schon gleich nach ihrer Einwanderung in Besitz genommen worden sei, ist somit gesichert; aber auch in kirchlicher Hinsicht scheint es schon Gegenstand der väterlichen Sorgfalt des hl. Landesapostels gewesen zu sein. Daß Herzog Otilo ein Benedictiner-Münster zu Isen dotirte, welches dann Bischof Joseph von Freising im Jahre 752 vollendete, steht aus den Berichten und Documenten Meichelbeck's fest. Anders lassen sich die von ihm beigebrachten Urkunden[1]) nicht deuten. Aber viel älter als das Benedictinerstift Isen ist die Zelle, aus welcher es hervorgegangen ist; diese ist aber die heutige Einöde Zellershub, ½ St. südwestlich von Isen, sicherlich vom hl. Rupert von Dorfen aus gegründet. Bei der Umbildung der alten Mönchszelle in ein förmliches Kloster auf einem hiezu geeigneteren Standpunkte und der Einweihung der neuen Münsterkirche zu Ehren des hl. Zeno wurde das frühere Patrocinium der auf demselben Platze gestandenen, allem Anscheine nach hölzernen Kirche, wie vielfältig anderwärts so auch hier verdunkelt. Das älteste Patrocinium wird wohl jenes des hl. Johannes des Täufers gewesen sein. Diesem Heiligen ist einer der Altäre der Stiftskirche geweiht, bei welchem einst ein eigenes Beneficium gestiftet war, das jedoch, als die alte Freisinger Matrikel verfaßt wurde, schon nicht mehr bestand. Das viel jüngere Baptisterium zu Schnauping (S. Joannis Bapt.) wurde wohl erst erbaut, als Isen an die Säcular-Canoniker überging. Das Baptisterium zu Isen hatte seiner Lage zwischen zwei Wäldern gemäß nur zwei Seelsorgkirchen: für die nördlichen Anwohner Lengdorf (S. Margarethae) und für die südlichen Weiher (S. Laurentii). Die erwähnten zwei Wälder, Isen- und Thann-Forst, erstrecken sich von den Quellen des Isenflüßchens an beiden Ufern desselben über 3 Wegstunden gegen Norden. Daß ein beiderseitiger schmaler Uferstrich schon zur Römerzeit cultivirt gewesen sei, wird Angesichts der die Thalmulde der Länge nach durchziehenden Verbindungsstraße außer Zweifel stehen. Als die Baioarier auch hier die Culturen ihrer Vorgänger in Besitz genommen hatten, waren es aber sicherlich die Mönche der Isenzelle (Zellershub), welche, ich möchte sagen, ihrem angeborenen Berufe gemäß, nicht nur die Finsterniß der Geister durch die Verkündung der Heilslehre, sondern auch jene der Wälder durch ihre Rodungen lichteten. Wohl nur ihrer Mühe und ihrem Beispiele ist es zu danken, daß nun schon seit unvordenklicher Zeit genannte zwei Wälder, die ehedem wohl an vielen Stellen einander berührten, ein ziemlich breiter, höchst fruchtbarer Strich urbaren Landes

[1]) Hist. Frising. I. 50. 51. ff.

sie trennend durchläuft. Im Westen des Isenforstes oder, wie er früher hieß, des Burgrains, könnte man um das Baptisterium der St. Michaelskirche zu Reithofen einen weitern ursprünglichen Missionsbezirk vermuthen, indem sich die Margarethenkirche zu Pemering, die Liebfrauenkirche zu Forstinning, die St. Martinskirche zu Buch und die Marienwallfahrt zu Tading als Seelsorgkirchen dazu eignen würden: allein die ganze Gegend mit ihrem magern Boden macht auf jeden Beschauer den Eindruck einer viel spätern Cultur der Waldebene, weßwegen ich glaube, daß sie mit Ausnahme einiger Sporaden erst gegen Ende des VIII. Jahrh. und zum großen Theile wohl erst im IX. und X. von längst christlichen Colonen urbar gemacht worden sei. In jene Zeit reichen auch die Documentirungen einiger ihrer Ortschaften bei Meichelbeck zurück.

2. Missionsbezirk der Zelle Moosburg.

Im Norden schließt sich an das bisher beleuchtete westliche Legationsgebiet der Zelle auf dem Ruprechtsberge das Missionsgebiet der Zelle Moosburg an und füllt zugleich die Lücke aus, welche zwischen den Missionsgebieten des St. Georgsmünsters bei Velden und des St. Petersmünsters bei Rottenburg an beiden Isarufern offen geblieben ist. In Anbetracht der documentalen Nachrichten, die wir über die Gründung des Mönchsklosters Moosburg haben, oder richtiger gesagt nicht haben, stünde der Vermuthung nichts im Wege, daß besagtes Münster eines derjenigen gewesen sein könnte, welche schon in der Periode Rupert-Vital errichtet, aber zugleich mit der Mutterkirche Salzburg in Verfall gerathen waren und gegen Ende des VIII. Jahrh. in Folge der kirchlichen Restauration durch den hl. Bonifacius wieder auflebten. Daß das Mönchskloster Moosburg im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. wieder in hohem Flor stand, steht documental fest, denn das Verbrüderungsbuch von St. Peter nennt im Jahre 800 bereits 103 lebende und 91 verstorbene Mönche desselben[1]). Ohne positiven documentalen Anhalt laß' ich es gerne dahingestellt, ob Moosburg in der Periode Rupert-Vital wirklich schon ein förmliches Münster war oder nicht, glaube aber mit Zuverlässigkeit annehmen zu dürfen, daß es in jener Periode eine etwas bevölkertere Zelle war, von welcher die Christianisirung der Umgegend ausging, und welche dann wenn nicht schon in älterer Zeit, so doch gewiß während der kirchlichen Restauration des hl. Bonifacius zur Abtei erhoben wurde. Ich habe schon früher angedeutet, daß die Zelle Moosburg eine Emanation des St. Georgsmünsters bei Velden gewesen zu sein scheine, indem die natürliche Richtung des Christianisirungsganges diese Annahme rechtfertigt. Dieser Annahme könnte man nur die Nähe Freisings entgegensetzen, von welch letzterem bekannt ist, daß sein Christenthum in die älteste Zeit, nach einer sehr verbreiteten Ansicht, die auch Meichelbeck theilt, sogar auf den hl. Bischof von Lorch Maximilian zurückreiche.

[1]) Th. v. Karajan's Ausg. S. 28. Reihen 110. 111. 112. 113.

Wie dem auch sein möge, ist gewiß, daß die Abtei Moosburg erst im Jahre 895 an Freising kam[1]), mithin nicht von dort aus gegründet sein konnte.

Für den südlichsten Missionsbezirk der Zelle Moosburg halte ich jenen, der sich um das Baptisterium Reichenkirchen (S. Michaelis) bildete. Seine Seelsorgkirchen mögen Thalham (B. M. V.), Berglern (S. Petri) und Langenpreising (S. Martini) gewesen sein; vielleicht ist auch Kirchberg (S. Petri), dermal. Fil. der Pfr. Steinkirchen, noch hieher zu zählen. — Der südöstlichste Missionsbezirk war ohne Zweifel jener, der von der Filialzelle Steinzell (Zell und Zellerbauer in der Pfr. Eching) aus zum Christenthume bekehrt wurde. Sein Baptisterium ist die St. Johanneskirche zu Eching, schon um 810 als solche documentirt, seine Seelsorgkirchen aber für die südlichen Anwohner Buch am Erlbach (S. Petri), documentirt für 760, und für die nördlichen Heidenkam (ebenfalls S. Petri). Die nahe Pfarre Vilsheim wurde noch in späterer Zeit excurrendo von Moosburg aus versehen. Die Seelsorgkirche Gundihausen (B. M. V.), die zunächst bei der Missionsstation Münchsdorf liegt, die ich als Filialzelle des St. Georgsmünsters bei Velden namhaft gemacht habe, könnte die Vermuthung nahelegen, daß Münchsdorf selbst eine Filialzelle von Moosburg gewesen sei; es läuft dieß aber zuletzt auf dasselbe hinauf, da ja auch Moosburg selbst allem Anscheine nach eine Tochter des St. Georgsmünster ist.

Auf dem linken Isarufer, auf welchem Moosburg selbst liegt, war der Missionsbezirk wohl auf das umliegende Flußgebiet der Isar beschränkt, denn die Flußgebiete der Abens und Pfettrach waren Missionsgebiet der Mönche des St. Petersmünsters bei Rottenburg, wie wir bereits gesehen haben. Dafür spricht am deutlichsten die Diöcesangrenze von Regensburg, worauf ich auch schon früher aufmerksam gemacht habe. Sollte man dieß aus dem Grunde bemängeln wollen, weil die eine oder andere Kirche dermal freisingisch ist, die zum Missionsgebiet des St. Petersmünsters gezogen wurde, und umgekehrt, so möge man nicht vergessen, daß die ursprünglichen Seelsorg- beziehentlich Missionsbezirke keineswegs genau abgegrenzt waren, wie die heutigen Pfarreien, sondern nach allen Seiten hin offene Sprengel hatten, in denen es den Gläubigen freigestellt blieb, sich behufs der Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse dorthin zu wenden, wo es ihnen am gelegensten war. Es ist übrigens leicht begreiflich, daß hiebei eine gewisse kindliche Anhänglichkeit an den respectiven Glaubensfocus öfter den Ausschlag gab, als örtliche Nähe, und daß sich auf dem einen wie auf dem andern Wege Herkommen bildeten, aus deren auf die Nachkommen vererbter Beobachtung nach und nach ziemlich feste, kirchliche Conglomerate erwuchsen, welche bei der Einführung des Pfarrinstitutes die hauptsächliche Grundlage zur Umschreibung der Pfarrsprengel abgaben. Zur Consolidirung der aus den Missionsbezirken hervorgegangenen Seelsorgbezirke trug am meisten die Reichung der Zehenten bei. Daß sie in ältester Zeit nur zu den Baptisterien gereicht worden seien, setze ich

[1]) Hund, Metr. T. II. p. 348. ff. Edit. Ratisb.

Hier dringt sich vor allem die Frage auf: wer die Marienkirche zu Freising erbaut hatte? Die am meisten verbreitete Ansicht nennt den hl. Maximilian, Bischof von Lorch, als ihren ersten Urheber, und der freisingische Historiograph Meichelbeck theilt diese Ansicht. Der einzige Beweis, der bisher, meines Wissens, für diese Ansicht beigebracht worden ist, ist die alte Tradition. Leider ist diese Tradition noch nie genauer präcisirt und auch nie zu begründen versucht worden. So sehr es mir widersteht, an alten Ueberlieferungen zu rütteln, kann ich mich meiner Aufgabe zu Folge dennoch einer etwas eingehendern Untersuchung der vorliegenden nicht entschlagen. Alte Traditionen haben auch im ungünstigsten Falle wenigstens noch den Werth der durch Jahrhunderte fortgepflanzten Volkssagen, und noch sicherer als diese einen historischen Kern. In der Regel haben sie aber einen viel höhern Werth, denn sie halten die Erinnerung an Thatsachen von allgemeinerem Interesse wach, während der Gegenstand der Volkssage seinem Ursprunge nach meistens schon in das Reich der Romantik gehört. Wo die Ueberlieferung historische Ereignisse zum Gegenstand hat, die mit dem religiösen Bewußtsein wesentlich verwachsen sind, verdient sie bezüglich der Hauptsache denselben historischen Glauben, wie gleichzeitige Urkunden, weil letztere leichter gefälscht werden können, als das Volksbewußtsein. Wollen wir nun sehen, auf welchen Grad von Verläßlichkeit die allgemeinere Annahme, daß der hl. Maximilian die Liebfrauenkirche zu Freising erbaut habe, Anspruch machen könne. Wann besagte Annahme zu allgemeinerer Geltung gelangt sei, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß vor dem eigentlichen (spätern) Mittelalter keine Meldung davon vorkomme. Vergebens würde man in Cozrohs Renner und überhaupt in den ältern Freisinger Documenten um eine solche Meldung suchen. Mit Sicherheit — also bereits allgemeiner angenommen, — tritt sie erst im XV. Jahrh. bei Vitus Arempeckh auf[1]); er behauptet mit dürren Worten: »Constare, temporibus Imperatoris Cari de Narbona Frixiniae Basilicam Christi fidelium fuisse, quae S. Maximiliano Archiepiscopo (sic!) subjecta fuerit.« Arempeckh bringt aber keinen Grund für seine Behauptung bei, und mit seinem »Archiepiscopo« verräth er, daß er die berüchtigte Vita S. Maximiliani des Passauer Compilators des XIII. Jahrh. vor Augen gehabt habe. Mit dieser Vita scheinen wir überhaupt der Quelle der für alt ausgegebenen Freisinger Tradition nahe gekommen zu sein. Frixinia war nach ihr eine der 22 dem Erzbisthum Lorch unterworfenen Städte; es mußte, so folgerte man weiter, eine christliche Kirche haben, und diese konnte nur der hl. Maximilian eingeweiht haben. Wie zwingend ein solcher, auf derartige Voraussetzungen gebauter Schluß sei, bedarf keines Commentars. Der Freisinger Tradition günstiger als diese seltsame Argumentation ist die erwiesene Thatsache, daß der Cultus des hl. Maximilian in Freising wenigstens bis in das X. Jahrh. zurück documentirt sei, wozu jedenfalls irgend ein be-

[1]) Chron. Baioar. in Bern. Pez Thesaur. Anecd. T. III. P. III. col. 72.

sonderer Anlaß vorliegen mußte. Aber eine specielle Beweiskraft dafür, daß er der Urheber der dortigen Liebfrauenkirche gewesen sei, hat offenbar auch diese Thatsache nicht. Der Cultus des hl. Maximilian ist für die Mutterkirche Salzburg schon für die Mitte des VI. Jahrh. documentirt, wodurch sein relativ früher Cultus in der Tochterkirche Freising zur vollen Genüge erklärt ist. Uebrigens liegen gegen die Freisinger Tradition auch ein par negative Bedenken vor, deren Eindruck nicht zu unterschätzen ist. Der Beweis, daß Freising ein bedeutenderer Römerort gewesen sei, ist immer noch ausständig; daß der dortige Domberg und der Tetmons (Weihenstephan) zum Schutze des Straßenknotens befestigt gewesen seien, bezweifelt ohnehin niemand. Jedenfalls muß es höchlich auffallen, daß kein Freisinger Römerstein bekannt wurde, trotzdem daß in genannter Stadt und namentlich auf dem Domberge, seit sie im dritten Decennium unsers Jahrhunderts secundärer Sitz des Erzbisthums München geworden, behufs Unterbringung der kirchlichen Attribute, womit sie reichlich bedacht ist, immer emsig und weitgreifend gebaut wurde. — Ferner lag Freising während der Römerzeit in Vindelicien; der Bischofstuhl für Vindelicien war aber jener von Augusta Vindelicorum, der Hauptstadt jener Provinz. In Folge der dankenswerthen Erläuterungen, welche Prof. Friedrich veröffentlicht hat[1]), wird sich darüber kaum mehr streiten lassen, daß der hl. Narcissus ungefähr in derselben Zeit Bischof von Augsburg war, in welcher nach meinen Nachweisen der hl. Maximilian auf dem bischöflichen (nicht erzbischöflichen) Stuhle zu Lorch saß, nämlich in der Neige des III. Jahrh. und im Uebergange in's IV. Ueberdieß ist bekannt, daß die christliche Kirche während der ersten Regierungsperiode Diokletians (284—303) sich eines ungestörten Friedens und in Folge dessen einer ungehemmten Entwickelung ihrer Thätigkeit erfreute. Warum sollte der hl. Maximilian, der lorchische Bischof der Provinz Noricum, sich mit kirchlichen Angelegenheiten der Nachbarprovinz Vindelicien befaßt haben — im vorliegenden Falle mit Bau und Einweihung der Kirche zu Freising, die nicht ihm, sondern dem Provincialbischofe Narcissus von Augsburg zustanden? Man wird vielleicht sagen, daß ja auch der hl. Severin von Noricum aus zu wiederholten Malen in die Geschicke der Vindelicier eingegriffen, ja sich öfter in Passau aufgehalten habe und bis Künzing (Castra Quintana) in's Vindelicien eingedrungen sei. Dieser Vergleich stellt sich aber sogleich in seiner ganzen Unstatthaftigkeit heraus, wenn man bedenkt, daß der hl. Abt Severin nicht Diöcesanbischof Norikums, sondern Missionär war, und daß er von der göttlichen Vorsehung als rettender Engel an die Donau gesendet worden, und zwar in jener drangvollen Zeit, in welcher das römische Weltreich unter den Stößen der Barbaren zusammenzubrechen und das Christenthum der Donauprovinzen unter seinen Trümmern zu begraben drohte. In jener schrecklichen Zeit konnte von einer geordneten kirchlichen Verwaltung ohnehin nicht

[1]) Kirch. Gesch. Deutschl. S. 186. ff.

mehr die Rede sein; und der von Gott mit einer außerordentlichen Sendung betraute Schutzengel Noricum's rettete in seiner schrankenlosen Liebe eben auch im benachbarten Vindelicien, was noch zu retten war.

Nach diesen Erörterungen möge es erlaubt sein, meine eigene Ansicht über den Erbauer der Liebfrauenkirche zu Freising dahin auszusprechen: Es ist weitaus das Wahrscheinlichste, daß diese Kirche eine Schöpfung des hl. Landesapostels Rupert war. Angesichts der unzweideutigen Nachrichten, welche Bischof Aribo in seine Vita S. Corbiniani einschaltet, ist es einerseits unbestreitbar, daß dieser hl. Gründer des Bisthums Freising, als er im Jahre 717 das erste Mal nach Freising kam, die dortige Liebfrauenkirche schon vorgefunden habe, denn bei seiner Rückkehr von Rom zu Herzog Grimoald war es eine seiner ersten Handlungen, daß er diesen Fürsten dazu vermochte, die Liegenschaft Camina bei Mais anzukaufen und die Freisinger Liebfrauenkirche damit zu dotiren[1]). Aehnliches wird bezüglich des Oratoriums auf dem Tetmons (Weihenstephan) gelten, weil, wenn es der hl. Corbinian erst erbaut hätte, dieß ebenso gewiß von Aribo berichtet würde, wie der vom hl. Corbinian ausgeführte Anbau der Zelle an das Oratorium. Ob Freising selbst oder irgend ein anderer Römerort bei Freising schon in der römischen Epoche eine Kirche gehabt habe, wird ebensowenig zu bezweifeln als zu beweisen sein; jedenfalls ist aber das Zurückgreifen auf den hl. Maximilian als Erbauer der dortigen Liebfrauenkirche ein Mißgriff, denn bei der Ankunft des hl. Corbinian konnte es sich wohl nur um die Benützung einer in der baioarischen Zeit entstandenen Kirche handeln, keineswegs aber um irgend eine aus der Römerzeit erhaltene, denn diese waren während der Barbarenstürme des V. Jahrh. sammt und sonders zerstört worden.

Um die Haltlosigkeit der, wie es scheint, erst gegen Ende des XIII. Jahrh. mittelst Combination aus der Vita S. Maximiliani des Passauer Compilators entstandenen Hypothese, die den hl. Maximilian für den Urheber der Freisinger Liebfrauenkirche ausgibt, noch klarer zu stellen, mache ich hier auf eine bisher unbeachtet gebliebene Thatsache aufmerksam. Wir haben bereits früher gesehen, daß der hl. Landesapostel Rupert seine innere Mission bei den Romanen und seine äußere bei den Baioariern an die ihm vorausgegangene des hl. Maximilian geknüpft und sein Gesammtapostolat unter dessen Schutz gestellt habe. Dieß that nun aber der hl. Corbinian nicht; wohl aus dem Grunde, weil ihm keine nächste Veranlassung dazu vorlag: im Gegentheile knüpft er seine innere Mission bei einem bereits christlichen, obgleich wieder verkommenen Volke an jene eines specifisch vindelicischen Apostels der letzten Römerzeit, nämlich des hl. Abtbischofes Valentin, und stellt seine Regenerationsarbeit unter dessen besondern Schutz. Seine im Leben und Sterben bethätigte lebendige Verehrung dieses Heiligen, und die große Anzahl der, wenn nicht schon unter ihm, so doch schon unter seinen nächsten Nachfolgern im Freisinger Bisthume dem hl. Valentin geweihten Kirchen

[1]) Vita c. 20; bei Meichelbeck, Hist. Frising. II. p. 15.

zeugen unwiderleglich dafür. Man könnte dagegen einwendend fragen, warum denn der hl. Corbinian nicht an das ihm viel nähere Apostolat der hh. Rupert und Vital angeknüpft habe? Wohl aus dem einfachen Grunde, weil am Beginne des VIII. Jahrh. die Verehrung dieser beiden Heiligen noch keine öffentliche, von der Kirche vorgeschriebene war, während gerade damals die Verehrung des hl. Valentin in lebhaftem Aufblühen begriffen war. Nur diesem Aufblühen ist es zuzuschreiben, daß die Langobarden im Jahre 723 den Leib des Heiligen als Landesheiligthum in ihre Hauptstadt Trient übertrugen. Wie der hl. Corbinian wegen noch mangelnder öffentlicher Verehrung nicht an das Apostolat des hl. Rupert anknüpfte, ebenso sehen wir dasselbe Verfahren von den Bischöfen von Passau bezüglich des hl. Abtes Severin, des größten Wohlthäters der Bewohner des passauischen Territoriums, eingehalten, indem ihm in der großen Altdiöcese Passau, die auch den ganzen nördlichen Theil der heutigen Linzer Diöcese umfaßte, nur die einzige St. Severinskirche in der passauischen Innstadt geweiht ist, und selbst diese Widmung aus späterer Zeit stammt. Aus demselben Grunde finden wir auch im östlichen Landstriche der Salzburger Diöcese keine dem hl. Severin geweihte Kirche, obwohl zur Zeit des hl. Rupert, der nur gegen 60 Jahre nach dem Tode des hl. Severin im Lande ob der Enns sein Apostolat übte, die Erinnerung an den Schutzengel Noricums noch eine sehr lebendige sein mußte, und dessen Wirken auch im Lande unter der Enns, namentlich in der Umgegend Mautern's (Fabianae), noch nicht vergessen sein konnte, als Bischof Arno und seine Missionäre im letzten Decennium des VIII. Jahrh. dort das Evangelium zu predigen anfingen. In der Salzburger Kirche knüpft erst der hl. Bischof Virgil sein Slavenapostolat an das allgemeine des hl. Rupert, und dieß erst, als er ihn in seiner neuen Domkirche auf den Altar gestellt und so die zeitübliche Canonisation desselben im Jahre 773 vollzogen hatte. Wenn also die Liebfrauenkirche zu Freising vom hl. Maximilian erbaut oder geweiht gewesen wäre, oder richtiger, wenn die vorgeblich sehr alte Ueberlieferung einer derartigen Urheberschaft in die Zeiten des hl. Corbinian zurückgereicht hätte, so wäre es mindestens sehr auffallend, daß der hl. Corbinian sich so ausschließlich an den Tröster der spätrömischen Vindelicier, den hl. Valentinus, gehalten habe, ohne vom hl. Maximilian irgendwie Notiz zu nehmen, und man wird jene vermeintliche Urheberschaft als eine erst spät in Schwung gebrachte vernünftiger Weise einfach fallen lassen müssen, und die Einweihung der ersten Freisinger Kirche in der baioarischen Epoche demjenigen zuschreiben, welchem sie vermöge seines Landesapostolates gebührt, nämlich dem hl. Rupert. Diese Annahme steht denn auch in harmonischem Einklange mit dem Berichte der Vita primigenia, wo sie sagt: „Er selbst durchwanderte unablässig den ganzen Raum jenes Vaterlandes.... baute und weihte dort Kirchen u. s. w. (»Ipse quoque assidue totum spacium istius circumiens patriae.... ibique constructis consecratisque ecclesiis etc.« [1]), und demjenigen, der Freising

[1]) Juvav Anh p. 9.

mit seiner Umgegend von diesem allgemeinen Apostolate ausnehmen wollte, läge nach den Regeln der Kritik der Beweis für diese willkürliche Ausnahme ob. Ich unterlasse es absichtlich, genauer auf den möglichen Einwurf einzugehen: daß die Liebfrauenkirche von Freising möglicher Weise vom hl. Emmeram, oder schon vor ihm von den Missionären aus dem Kloster Luxeuil, den hl. Eustasius und Agilus, gebaut worden sein könnte, weil zu dieser Vermuthung von vornherein jeder positive Anhaltspunkt mangelt, indem in den Quellen, aus denen wir unsere Kenntniß ihrer Thätigkeit schöpfen, nirgends die leiseste Erwähnung vorkommt, daß sie Kirchen gebaut haben, und ich bezüglich der Missionäre von Luxeuil bereits erwiesen zu haben glaube, daß sie die Ostgrenze des baiovarischen Westrichs nicht überschritten haben, und in Bezug auf den hl. Emmeram immer noch die Frage zu beantworten bliebe, wer denn die zu seiner Zeit schon bestehenden Klöster und Kirchen gebaut habe? Um die Untersuchung über den Erbauer der Liebfrauenkirche zu Freising und des unter ganz gleichen Umständen im Leben des hl. Corbinian als damals schon bestehend auftscheinenden Oratoriums auf dem Tetmons abzuschließen, erlaube ich mir noch auf eine sehr auffallende Analogie aufmerksam zu machen, die den Werth eines Inductionsbeweises haben kann, daß die Freisinger Kirchen vom hl. Rupert erbaut worden seien. Daß der hl. Rupert der eigentliche Gründer der Marien-Wallfahrtskirchen zu Altötting und Dorfen sei, glaube ich zur Genüge dargethan zu haben. Altötting, Dorfen und Freising liegen auf einer und derselben von Ost nach West gezogenen Linie; Dorfen aber etwas über 5 geogr. Meilen von Altötting, und Freising wieder etwas über 5 geogr. Meilen von Dorfen, wenn man den wegen der Sümpfe bei Moosburg unvermeidlichen Umweg in Rechnung bringt. Mit der Trilogie dieser drei berühmten Marienkirchen scheint sich der hl. Landesapostel eine 11 Meilen lange Operationsbasis zur nachhaltigen Verbreitung des segensreichen Mariencultus gerade im Herzen des heutigen Altbayerns geschaffen zu haben, das die Mutter Gottes gewiß schon von seiner Zeit her als vorzügliche Landespatronin verehrt.

Fahren wir nach dieser Digression nun wieder in der Beleuchtung des Christianisirungsganges fort, dem wir bis Moosburg und dessen Umgegend gefolgt waren. Es wird immerhin das Wahrscheinlichste sein, daß das Evangelium über Moosburg nach Freising und in seine Umgebung gebracht worden sei. Auf dem Wege dahin finden wir ½ Stunde nordöstlich von Freising wieder eine Zelle, nämlich die heutige einödige Ortschaft Zellhausen in der Pfarrei Tüntenhausen. Das dieser Missionsstation entsprechende Baptisterium wird wohl die nahe St. Michaelskirche zu Tüntenhausen gewesen sein, Seelsorgkirche aber die vorhin eingehender besprochene Liebfrauenkirche zu Freising (dermalige Domkirche). In nördlicher Richtung sche[illegible] Martinskirche zu Kirchdorf im Ammerthale vor andern als Seelk[illegible] Umwohner aus jener zu Freising emanirt zu sein. Dieselbe [illegible] (nicht mit geändertem Patrocinium, die

St. Margarethenkirche zu Nörting, wie Freudensprung ad voc. Neritinga meint), wird im Jahre 821 (Druckfehler 801) als selbstständige Taufkirche documentirt [1]). Nörting scheint die Mönchszelle dazu gewesen zu sein. Wie die St. Martinskirche zu Kirchdorf für die westlichen, so scheint die St. Laurentiuskirche zu Haag für die östlichern Ammeranwohner Seelsorgkirche geworden zu sein.

Allem Anscheine nach wurde bei Freising schon vom hl. Landesapostel Rupert ein zahlreicher bevölkertes Münster gegründet, um für die reichliche Ernte im fruchtbaren Ammerthale und in dem Quellengebiete der Abens, ja bis zur Ilm hinüber die nöthigen Arbeitskräfte anzusammeln. Daß ein solches Münster noch in der Mitte des IX. Jahrhunderts bestanden, oder wohl richtiger damals neu aufgelebt habe, steht urkundlich fest. Die bezügliche Urkunde ist aber in einer Weise formulirt, daß es schwer wird, den präcisen Standpunkt des Münsters mit Sicherheit anzugeben. Andererseits liegt aber gerade in dieser seltsamen Formulirung ein ziemlich verständlicher Wink, daß es sich hiebei nicht um ein erst in der Mitte des IX. Jahrhunderts neu gegründetes Münster, sondern um eines aus der baioarischen Urzeit handle. Das hieher Einschlägige fraglicher Urkunde (855—875) lautet [2]): „Es sei kund.... daß der adelige Mann Tato zum St. Veitsmünster zu Schönberg (am Schönberg?), wo die kostbaren Martyrer Cornelius und Cyprianus leiblich ruhen, sein Eigen zu Guntersdorf ganz und vollständig.... widme." (»Notum sit.... qualiter quidam nobilis vir nomine Tato suam ad Sconinperc monasterium Sancti Viti, ubi pretiosi martires Christi Cornelius et Cyprianus corpore quiescunt in loco qui dicitur Cundbaresdorf totum et integrum.... tradidisset.«) Meichelbeck bespricht diese Widmung [3]) und getraut sich bezüglich des Standpunktes dieses St. Veitsmünsters darum nicht für jenen zu entscheiden, wo auf dem Vorsprunge des Tetmons bis zur Säcularisation das Collegiatstift St. Veit gestanden, weil jener Hügel nie Schönberg genannt wird und in der St. Veitskirche kein besonderes Gedächtniß der hh. Cornelius und Cyprian üblich war. Freudensprung, welcher in einem Schulprogramme die Meichelbeck'sche Topographie mit großem Scharfsinne festgestellt hat [4]), nennt fragliches »Sconinperc cum monasterio S. Viti« „eines von den Kreuzen der Freisingischen Documentenforscher" und ist nicht ganz abgeneigt, es in Schönbüchl der Pfarrei Kranzberg zu suchen, weil „das nicht ferne (mehr als eine Stunde!) vom heutigen Schönbüchl gelegene Oberkienberg den Kirchenpatron S. Vitus habe. Ich vermag hierin dem gelehrten Topographen nicht beizustimmen, suche das Münster vielmehr mit einiger Zuverlässigkeit im nachmaligen Collegiatstifte St. Veit außerhalb der Stadtmauern von Freising, kann mich aber auch mit den Wahrscheinlichkeitsgründen, welche Meichelbeck zu Gunsten

---

[1]) Meichelbeck, Hist. Frising. II. p 300. 301. No. 580. [2]) Meichelbeck, Hist. Frising. II. p. 375. No 795. [3]) Ib. I. p 134 149. [4]) Die im I. Tom. der Meichelbeck'schen Hist Frising aufgeführten Königreiche Bayern gelegenen Oertlichkeiten. — Freising 1856. S. 61. Anm. 57.

meiner Ansicht vorbringt, nicht begnügen. Was Meichelbeck am erstcitirten Orte (p. 134) erörtert, reicht allerdings hin, um überzeugt sein zu können, daß im Kloster (monasterium) St. Veit, welches im Jahre 1020 in ein Collegiatstift umgewandelt wurde, bis dorthin (Benedictiner-) Mönche gewesen waren, aber das Verhältniß des Doppelpatrociniums des hl. Vitus und der hh. Cornelius und Cyprian klärt es nicht auf, denn wenn durch die Verwüstung des Klosters während der Magyaren-Einfälle jenes der hh. Cornelius und Cyprian verloren gehen mußte, so hätte dasselbe Loos auch jenes des hl. Vitus treffen müssen. Ich habe soeben das Doppelpatrocinium absichtlich hervorgehoben, und selbes wird so zu verstehen sein, daß das des hl. Vitus, welches als Hauptpatrocinium für die Regierungszeit des Bischofes Anno (855—875) das jüngere sei, jenes der hh. Cornelius und Cyprian aber das ältere. Der Ausdruck der bezüglichen Urkunde: »ubi pretiosi martyres Christi Cornelius et Cyprianus corpore quiescunt« ist wohl auch hier, wie vielfältig anderwärts, nicht buchstäblich zu nehmen, sondern als allgemein gehaltenes Zeugniß für das Vorhandensein einer ansehnlicheren Reliquie dieser hl. Martyrer. Das Hauptpatrocinium des hl. Vitus gibt uns aber Aufschluß, in welcher Zeit das gleichnamige Kloster wieder aufgelebt habe und mit Benedictiner-Mönchen besetzt worden sei, weil wir mit Sicherheit wissen, wann das St. Vitus-Patrocinium in unsern Ländern überhaupt in Aufnahme kam: nämlich in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts, wozu die beiden feierlichen Uebertragungen seines hl. Leibes am 26. April 801 nach Polignano und am 13. Juni 836 nach Neu-Corvei die Veranlassung waren. Durch das neue Patrocinium wurde das ältere der hh. Cornelius und Cyprian auf den secundären Rang herabgedrückt, im Laufe der Zeit immer mehr verdunkelt, bis es endlich ganz in Vergessenheit gerieth. Hieran reiht sich nun von selbst die weitere Frage: In welcher Zeit bestand dort das ältere Kloster unter dem Patrocinium der hh. Cornelius und Cyprian? Die Antwort hierauf wird lauten müssen: Nicht in der Periode vom Jahre 739 an, in welcher Freising eine ununterbrochene Bischofreihe hatte; aber ebensowenig während der Verwaltungszeit des hl. Corbinian, weil sonst die St. Cornelius- und Cypriankirche in seiner Lebensbeschreibung ebenso sicher vorkäme, wie das ihr zunächst stehende St. Stephans-Oratorium auf dem Tetmons. Mithin war Kloster und Kirche schon vor dem Jahre 717 in Abgang gekommen, und da es vor diesem Jahre einmal bestanden haben mußte, so sind wir zur Annahme berechtigt, daß das St. Cornelius- und Cypriankloster (das ich anachronistisch immer mit seinem geläufigen Namen St. Veitsmünster nenne) eines jener alten aus der Periode Rupert-Vital stammenden Klöster gewesen sei, welche in Folge des beinahe gänzlichen Verfalles der Salzburger Landeskirche im Laufe des VII. Jahrh. ebenfalls in Verfall geriethen. Dieses St. Veitsmünster halte ich aber für den vom hl. Landesapostel gegründeten Missionsfocus der nähern und weitern Umgegend Freisings, auf welchen ich am Eingange dieses Absatzes hingedeutet habe.

Das Terrain, auf welchem die Mönche des St. Veitsmünsters ihre Missionsthätigkeit entfalteten, war zum großen Theile durch die Bodenbeschaffenheit und die dadurch bedingten Culturzustände ein ziemlich scharf abgegrenzt gegebenes. Gegen Süden war durch das Erdinger Moos jede Cultur unmöglich gemacht und auf dem gegenüber liegenden linken Isarufer theils durch Sumpf-, theils durch Geröllboden — das sog. Gefild — mindestens sehr erschwert und darum nicht lohnend. Dagegen war wohl schon im VI. Jahrhundert das Hügelland, welches zu beiden Seiten aus den Ammerufern aufsteigt und dieses Flüßchen bis zur Einmündung in die Isar begleitet, ein ziemlich fruchtbares, aber von Amberpettenbach und jenseits von Ottershausen an über Dachau bis Bruck hinauf wieder sumpfig und unwirthbar. Das Hügelland der sog. Hallertau bis ins Quellengebiet der Abens (und an dieser abwärts) gibt der Fruchtbarkeit des Ammerthales überhaupt nicht viel nach; zum Theil minder ertragfähig sind die Ufergelände der mittlern Ilm; das Glonthal würde dem Ammerthale wieder gleichkommen, wenn dessen Fluren nicht theilweise von Wäldern beengt wären. Diese Wälder sind aber nur Waldreste der Urzeit, woraus sich annähernd auf deren viel größere Ausdehnung in ältester Zeit schließen läßt. Aus den Nachrichten über die Gründung des Benedictiner-Stiftes Altomünster wissen wir, daß sich über das Glonthal hinweg von der Isar bis zum Lech eine ungeheuere Urwaldung ausdehnte; doch wird dieser Urwald nicht im amerikanischen Sinne zu nehmen sein, sondern sicherlich in jenem der literarisch berüchtigten Deserta Boiorum, d. h. als einödig cultivirtes Waldland. Der verlässigste Beleg für die Richtigkeit dieser Deutung sind die verhältnißmäßig ziemlich zahlreichen Ortschaften, welche in den ältesten Urkunden Meichelbeck's für jene Gegenden vorkommen. Allgemein zusammengefaßt, kann man die sog. Hallertau bis über die Quellen der Abens, das untere Ammerthal und dessen Hügelgelände, das Glonthal und das rechtsuferige mittlere Ilmgebiet als beiläufiges Territorium des Missionsgebietes der Mönche des alten St. Veits- oder Corneliusmünsters bezeichnen.

Wie die unmittelbare Umgebung Freisings dem vorher Erläuterten gemäß noch von der Zelle Zellhausen aus christianisirt worden war, gewann die Verkündung der Heilslehre im Verhältnisse zu den im St. Veitsmünster angesammelten zahlreichern Arbeitskräften auch räumlich in immer erweiterteren Kreisen am Umfange. Von Kirchdorf, worauf ich zuletzt aufmerksam gemacht habe, in nördlicher Richtung wurden bald weitere Baptisterien nothwendig, um welche sich gesonderte Missionsbezirke als Seelsorgbezirke bildeten. Als solches Baptisterium ist die Kirche St. Johannes des Täufers zu Attenkirchen, welche man die spätere Hauptpfarrei der Hallertau heißen kann, unverkennbar. Ihre Seelsorgkirchen scheinen Wolfersdorf (SS. Petri et Pauli) für die südwestlichen, und Nandlstadt (SS. Martini et Joann. Bapt.) für die nordöstlichen Anwohner gewesen zu sein. Attenkirchen erhob sich aber schon frühzeitig zur Seelsorgkirche, und demzufolge sonderten sich im Nordwesten und Nordosten kleinere Seelsorgbezirke aus: im Nord-

westen entstand das Baptisterium Abens (S. Michaelis, dermal Mariä Geburt) und im Nordosten wurde die Seelsorgkirche S. Martini zu Nandlstadt zugleich Baptisterium und gesellte darum das Patrocinium S. Joann. Bapt. zu dem ältern des hl. Martinus. Obwohl Zolling schon frühzeitig als Ortschaft documentirt erscheint (745), reicht dennoch sein Baptisterium S. Joann. Bapt. wohl auch nur in jene Zeit zurück, in welcher Nandlstadt und Abens selbstständige Baptisterien wurden.

Westlich von den eben berührten Seelsorgbezirken und nördlich von Kirchdorf that sich um die Preinerszelle in der heutigen Pfarrei Schweidenkirchen ein neuer Missionsbezirk des St. Veitsmünsters auf. Die Preinerszelle, dermal ein Dörfchen mit 13 Häusern, ist schon darum interessant, weil sie in Folge der fast ausschließlichen Dorfsiedlungsweise in ihrer weitern Umgegend die einzige Zelle ist, deren Zellortsname dort nicht als latenter Hausname auftaucht. Sie verdient aber auch noch in einer andern Richtung eine ganz besondere Beachtung, weil sie eine von jenen wenigen Zellen ist, deren permanent gewordener, differenzirter Ortsname den urkundlichen Nachweis verstattet, wie er aus dem autonomastischen einfachen Ortsnamen »Cella« entstanden sei. Wie ich schon früher einmal erklärt habe, hießen die Missionsstationen der Mönche ursprünglich sicherlich alle autonomastisch und einfach: Die Zelle. Einige davon erhielten schon bald liturgische, d. h. förmlich eingeweihte Oratorien und wurden dann mit dem Patrociniumsnamen von andern unterschieden, z. B. Margarethenzell, Mariazell, Gallenzell u. s. w. Die bei weitem größere Anzahl hatte keine an sie angebaute Kirche und die Mönche derselben hielten ihre Liturgien in einer zunächst gelegenen Kirche. So erzählt uns Aribo im Leben des hl. Corbinian[1]), daß er und seine Mönche, obwohl sie neben der Liebfrauenkirche wohnten, dennoch auch im Oratorium des hl. Stephan (Weihen-Stephan) Officien feierten. Als namentlich während des Verfalles der Salzburger Mutterkirche im VII. Jahrhundert und in Folge der Magyaren-Verheerungen während des IX. eine sehr beträchtliche Anzahl Zellen ihre ursprüngliche Bestimmung verloren und zu gewöhnlichen Bauerngütern herabsanken, nahmen sie Laien in Besitz und von diesen Besitzern erhielten sie dann ihre differenzirten Ortsnamen, z. B. Pruninches-cella, Dietrami-cella, Alberiches-cella (Preinerszell, Dietramszell, Alberszell u. s. w.). Für erstere der eben genannten läßt sich ein derartiger Besitzerwechsel bis tief ins VIII. Jahrhundert zurück urkundlich nachweisen, und dieß gestattet die Vermuthung, daß sie schon während des VII. in Laienhände gekommen sein möge. In der That schenkt schon zur Zeit des Bischofes Hatto von Freising, der vom Jahre 784 bis 810 regierte, präcise im Jahre 793 ein Vornehmer Anno (möglicher Weise aus der Dynastie Fagana) eine Waldung bei der Zelle (ad cella) an die Marienkirche zu Freising[2]), und daß er nicht der erste laicale Besitzer dieser Zelle gewesen sei, ist ausdrücklich mit den Worten bemerkt: „einen Theil seines eigenen Erbes" (propriae

[1]) Meichelb. Hist. Frising. II. c. 23. p. 14. [2]) Ibid. Hist. Frising. II. No. 135. p. 99.

haereditatis suae partem silvae«). Erst am Anfange des XI. Jahrh. unter Bischof Engilbert (1006—1039) scheint der Differenzirungs-Name Pruninch das erste Mal auf[1]), und von dort an heißt die Zelle Preinerszell (Pruninches-cella). Dafür, daß die Zelle Anno's mit jener Pruning's identisch sei, hat Freudensprung[2]) den gehörig substanzirten Beweis erbracht. Da nun diese Zelle allem Anscheine nach schon im Laufe des VII. Jahrh. um ihre kirchliche Bestimmung und in Laienhände gekommen war, so wird man ihren Ursprung als Missionsstation ohne allen Anstand in die Periode Rupert-Vital einreihen dürfen. Daß ihre Säcularisirung in das VII. Jahrh. oder spätestens in die ersten 16 Jahre des VIII. falle, wird man umsomehr annehmen müssen, weil zur Zeit des hl. Corbinian und seiner Nachfolger an eine solche Entkirchlichung nicht mehr zu denken ist. — Das Baptisterium der Missionsstation Preinerszell finde ich in der St. Johanneskirche zu Schweidenkirchen (Suidmuota-chirichun), und für dessen Seelsorgkirchen halte ich Dürrenzhausen (S. Georgii), Börnbach (B. Mariae Virg.), und für die südwestlichen Anwohner die St. Stephanskirche zu Paunzhausen.

Wenn wir vom Missionsbezirke der Preinerszelle aus das Ilmflüßchen überschreiten, so schimmert uns zuerst auf dem Höhenzuge seines linken Ufers das alte Ilmmünster entgegen. Aventin setzt die Stiftung des Ilmmünsters um das Jahr 739 an, Gewold in seinen Additionen zu Hund um 745. Als Stifter nennen sie einhellig den Dynasten Otto, einen Bruder der Stifter von Tegernsee, Adalbert und Otachar. Daß Ilmmünster damals als Benedictiner-Abtei gegründet worden sei, unterliegt ohnehin keinem Zweifel. Eine andere Frage wäre nun freilich, ob das Ilmmünster damals als neue Schöpfung entstanden sei, oder ob in ihm ein altes Münster wieder aufgelebt habe, und letzteres scheint mir wenigstens das Wahrscheinlichere zu sein. Insoweit wäre eine gesonderte Behandlung des Missionsgebietes dieses alten Münsters nicht ohne alle Berechtigung; da jedoch die Wahrscheinlichkeitsgründe, welche für die Annahme zu sprechen scheinen, daß das Ilmmünster aus der Periode Rupert-Vitalis stamme, nicht überzeugend genug sind, und es im Bejahungsfalle jedenfalls eine Emanation des St. Veitsmünsters sein müßte, so ziehe ich es vor, diese Frage auf sich beruhen zu lassen, und sein Missionsgebiet einfach an das bisher besprochene des St. Veitsmünsters anzureihen. Ilmmünster scheint zur Zelle, die eine Wegstunde davon in reinwestlicher Richtung bei Oberscheuern liegt, und welche bei Meichelbeck 875—883 als Lantperhtes-cella documentirt erscheint[3]), in irgend einem genetischen Verhältnisse gestanden zu sein, sei es, daß das Münster auf einem geeigneteren Platze aus der Zelle hervorgegangen, oder daß die Zelle aus ihm emanirt sei, falls es wirklich eines jener Münster der Urzeit gewesen sein soll. Die Lantpertszelle war in den angegebenen Jahren ihrem kirchlichen Zwecke schon längst entfremdet und erscheint in der cit. Urkunde als nicht unbedeutende freisingische Maierei mit Hof-

[1]) Ib. No. 1211, p. 507. [2]) Oertlichkeiten ꝛc. ad voc. Cella. Anm. 23. S. 19. [3]) Hist. Fris. II. p. 394. No. 868. Vgl. Freudensprung's Oertlichkeiten ad voc. Lantperhtes-cella.

stätte, 3 Huben Ackerland, 101 Joch Sonderwaldung und 36 Karren Heumahd, und wurde damals an einen Grafen Aribo vertauscht. Das ursprüngliche Baptisterium des Missionsbezirkes der um die Lantpertszelle entstand, scheint die St. Johanneskirche zu Hettenshausen bei Ilmmünster gewesen zu sein. Hettenshausen ist bei Michelbeck schon für die Zeit vor dem Jahre 790 beurkundet [1]). Die Seelsorgkirche Ilmried (S. Petri) dürfte die ursprünglichste der ganzen Umgegend gewesen sein, und Nieder-Scheuern (B. Mariae Virg.) und Geroldsbach (S. Andreae) halte ich für nachmalige Emanationen von ihr. Geroldsbach scheint in der ihm nahen Finkenzelle eine gesonderte Seelsorgstation erhalten zu haben. Das Missionsgebiet des St. Veitsmünsters scheint sich am Nordsaume des Waldgebietes bei Altomünster auch noch über die weitere Umgegend von Rudmarszell, gewöhnlich Rupertszell geheißen, erstreckt zu haben. Für diese Ausdehnung des in Rede stehenden Missionsgebietes sprechen die der Freisinger Kirche bewahrt gebliebenen Präsentationsrechte auf die späteren Pfarreien Ruprechtszell, Randlsried und Hohenzell bei Sittenbach, welche jenseits der dermaligen Freisinger Bisthumsgrenze in der heutigen Augsburger Diöcese liegen. Da bezüglich der Rudmars- oder Ruperts-Zelle nachweisbar ist, daß sich die Missionäre von Luxeuil, die hh. Eustasius und Agilus im Jahre 616 selbe zum Aufenthalte gewählt haben, so wird man mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß sie, wenn nicht ein förmliches Filialkloster des St. Veitsmünsters, so doch gewiß eine zahlreicher bevölkerte Filialzelle desselben gewesen sei. Die ausführlichere Besprechung des Missionsgebietes dieser größeren Zelle behalte ich mir für die Beleuchtung des Christianisirungsganges im Westrich vor.

Südlich von der Rudmarszelle bilden Alberzell, Schmarnzell, Hellerzell und Michaelszell (wie Freudensprung nachweist, identisch mit Michaelskirchen) ihrer Lage nach ein Viereck, dessen Seiten beinahe gleichmäßig eine Wegstunde betragen. Diese Zusammendrängung genannter vier und noch einem Paar nicht sehr weit entlegener Zellen auf einem so kleinen Flächenraum läßt in erster Linie auf Culturzwecke derselben schließen. Dieser Schluß erweist sich auch als richtig. Einmal ist uns aus den Monumenten von Altomünster bekannt, daß der hl. Alto einen großen Wald zur Cultivirung erhalten habe, und dann liegt das mehrmals genannte Dorf Tondern (urk. Tannarun, Tannaro – marcha) fast in der Mitte des erwähnten Zellenviereckes. Daß sein Name eine beträchtliche Cultur (marcha) in einem Tannenwalde bedeute, wird niemand bestreiten. Wirklich kommen in jener Gegend Cultur-Ortsnamen in auffallender Anzahl vor, besonders Zusammensetzungen aus Ried (Rioda). Aus diesem Grunde halte ich Alberzell (Albriches-cella), Schmarnzell, Hellerzell und Michaelszell für um die Mitte des VIII. Jahrh. entstandene Culturen und natürlich Seelsorgstationen der Abtei Altomünster und zähle auch Arnzell nächst der genannten Abtei dazu. Daß Rudmarszell nicht in dieselbe Kategorie gehöre, habe ich

[1]) Ibid. p. 97. No. 130.

soeben gesagt, und bezüglich der Michaelszelle, die ihren Namen von einer bereits bestehenden Baptisterial-Kirche erhielt, an welcher sie erbaut wurde, muß ich es wenigstens sehr bezweifeln. Es steht nämlich durch das urkundliche Moment der Topographie fest, daß im VIII. Jahrh., als der hl. Alto sein Kloster im umfangsreichen Waldreviere baute, die Erinnerung an die viel frühere Missionsthätigkeit des hl. Landesapostels Rupert noch keineswegs ganz erloschen war. Zeuge dessen ist die seit unvordenklicher Zeit in einen bäuerlichen Einödhof umgewandelte St. Rupertskirche (dermal Rupertskirchen als Ortsname), ¼ St. von Altomünster. Sie ist ein einziges Mal als Hrodperhtes-ecclesia für das Jahr 815 bei Meichelbeck[1]), und damals schon wieder als Ortschaft documentirt. — Dafür, daß die Missionsthätigkeit des hl. Landesapostels und seines Nachfolgers, des hl. Bischofes Vital, überhaupt in jener von Salzburg mehr als 20 Meilen entfernten und tief in der Freisinger Diöcese gelegenen Gegend im VIII. bis IX. Jahrh. noch nicht vergessen war, stehen mir noch ein Paar weitere Belege zur Hand. Drei Meilen südlich von Rupertskirchen ist die Nebenkirche Lintach in der Pfarrei Maisach dem hl. Rupert geweiht. Ich halte dieses Lintach für jenes, das bei Meichelbeck für das Jahr 820 beurkundet ist[2]). Was aber bei der großen Seltenheit des St. Vital's-Patrociniums sehr auffallen muß, ist die Thatsache, daß 2 Meilen südöstlich von Rupertskirchen die Filialkirche Sigmarshausen der Pfarrei Röhrmoosen sein Patrocinium hat. Sigmarshausen (vulgo Simmertshausen) kommt bei Meichelbeck 855—875 als Sigmareshusir mit einer Kirche vor[3]). — Rupertszell, 1½ Meile östlich von Aichach, bleibt als viel wahrscheinlichere Rudmares-cella hier natürlich außer Ansatz.

Dem vorhin Erläuterten gemäß glaube ich berechtigt zu sein, Michaelskirchen (Michahelis-cella) in der Pfarrei Hilgertshausen für ein Baptisterium aus der Periode Rupert-Vital zu halten. Die ursprüngliche Seelsorgkirche, welche ihm entsprach, wird wohl die St. Stephanskirche zu Hilgertshausen, nur ¼ St. davon entfernt, gewesen sein, aus welcher dann später, als die Cultur weiter um sich gegriffen hatte, die St. Georgskirche zu Hirschenhausen emanirt sein mag. Man muß nämlich nicht vergessen, daß wir uns hier in einem während der Urzeit nur sporadisch urbar gemachten Waldreviere befinden, das erst nach und nach in weitern Kreisen gerodet wurde; auch der Name Hirschenhausen (Hiruzhusir) weist auf diese Culturentwicklung hin. — Da jedoch das Baptisterium der St. Michaelszelle mehr als 2 geogr. Meilen von jenem zu Hettenshausen entlegen ist, so ist dadurch die Voraussetzung begründet, daß irgend ein mittleres in den waldloseren Fluren an der Ilm bestanden haben müsse. Dieses wird kaum ein anderes sein, als die St. Johanneskirche zu Jetzendorf (Dorf des Jezo, oder nach älterer Form des Uozo, beurkundet vom Jahre 883 an). Für die ursprünglichen Seelsorgkirchen desselben halte ich Steinkirchen im nördlichen Bezirke und Petershausen im südlichen. Steinkirchen, wie alle gleichnamigen

[1]) Hist. Frising. II. p. 171. No. 321. [2]) Ibid. II. No. 405. 452. p. 215. 239. [3]) Ibid. p. 362. No. 739.

in der Regel und anerkannt sehr alt, hat dermal das überhaupt viel jüngere Patrocinium der hl. Anna. Ich sage: „viel jüngere", weil bekannt ist, daß der hl. Bernard sich der Einführung des Mariä-Empfängnißfestes (freilich im Irrthum befangen) auf den Grund hin widersetzte, daß dann auch das Fest der Eltern Mariä gefeiert werden müßte. Das Fest der hl. Anna wurde im Oriente allerdings schon im VI. Jahrh. begangen, im Abendlande aber nicht vor dem XII. Darum unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß in Steinkirchen irgend ein älteres Patrocinium von jenem der hl. Anna verdrängt worden sei. Etwas Aehnliches ergab sich mit dem St. Peters-Patrocinium zu Petershausen, welcher Ort offenbar vom St. Petrus-Patrocinium seiner Kirche den Namen erhielt, dermal aber jenes des hl. Laurentius hat, das ihr allem Anscheine nach bei dem Wiederaufbaue nach der glorreichen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde am St. Laurentiustage des Jahres 955 gegeben wurde. — Es kann auffallen, daß in geringer Entfernung von Jetzendorf gegen Norden sich wieder zwei Baptisterialkirchen finden, die nur eine Viertelstunde von einander abstehen: ich meine Pischelsdorf und dessen Filiale Haunstätten, jenes mit dem Patrocinium des hl. Michaels und dieses mit dem des hl. Johannes des Täufers. Schon der Ortsname Pischelsdorf (urk. Pischolfesdorf) weist auf ein späteres Besitzthum der Freisinger Bischöfe, denen auch in nachfolgender Zeit Patronatsrechte darauf zustanden. Pischelsdorf mag bei überhandnehmender Bevölkerung etwa am Anfange des XI. Jahrh. gesondertes Baptisterium geworden sein, und als es sich zur selbstständigen Pfarrei erhob, wurde das Baptisterium nach Haunstätten verlegt.

Wenn wir, die Umgegend von Altomünster als erst später cultivirtes Waldrevier bei Seite lassend, am linken Glonufer aufwärts gehen, werden wir wohl die St. Michaelskirche zu Langen-Pettenbach als nächstes Baptisterium in südwestlicher Richtung von Jetzendorf anerkennen. Ob Arnzell eine ursprüngliche, oder wie mir wahrscheinlicher ist, eine aus der Culturperiode des hl. Alto stammende Zelle sei, habe ich oben schon dahingestellt gelassen. Der Missionsbezirk bei dem Baptisterium zu Langenpettenbach scheint sich um die Harreszelle, dermal ein größerer Einödhof ½ St. von Langenpettenbach, gebildet zu haben. Als Seelsorgkirchen desselben werden vorerst die (St. Michaels- und) Marienkirche zu Westerholzhausen und die St. Martinskirche zu Weichs gelten, denen man vielleicht auch die Liebfrauenkirche zu Inderödorf und die St. Andreaskirche zu Aufhausen als Emanationen anreihen darf. Das Doppelpatrocinium S. Michaelis et B. Mariae Virg. der Kirche zu Westerholzhausen (dermal S. Corbiniani), welches schon für das Jahr 771 und beziehentlich 784—810 urkundlich vorkommt[1]), bietet nur eine scheinbare Schwierigkeit. Nach dem Wortlaute der Urkunde Nr. 19 war sie allem Anscheine nach in Folge einer Restauration während der Reorganisationsperiode unter dem hl. Bonifacius vom Schenker Peirigi vor dem Jahre 771 neu dotirt worden (quam fundavi) und erhielt damals als Hauptpatrocinium jenes des

[1]) Meichelbeck, Hist. Frising. II. p. 36. No. 19, p. 149. No. 273.

hl. Erzengels Michael, behielt aber auch das dadurch zum secundären herabgedrückte Liebfrauen-Patrocinium bei, wie aus der etwa ein Paar Decennien später ausgestellten Urkunde Nr. 273 erhellt. Somit ist das Patrocinium B. Mariae Virg. das ältere, ursprüngliche, nämlich aus der Zeit der ersten Erbauung in der Periode Rupert-Vital stammende. Durch die Hinzufügung des St. Michaels-Patrociniums wird einfach constatirt, daß fragliche Kirche in der Reorganisationszeit des hl. Bonifacius auch Taufkirche geworden war.

Weiter aufwärts am linken Glonufer (immer mit Umgehung des Waldrevieres um Altomünster) stellt sich die Missionsstation Hohenzell mit dem Baptisterium zu St. Johann nächst Sittenbach als südwestlich angrenzender Missionsbezirk dar. Die ursprüngliche Seelsorgkirche dazu wird unbezweifelt die St. Laurentiuskirche zu Sittenbach selbst gewesen sein. Als Emanationen davon in Folge der vollständigen kirchlichen Organisation unter dem hl. Bischofe Vitalis betrachte ich die drei St. Peterskirchen auf dem Petersberg bei Eisenhofen, zu Miegersbach, Pfarrei Sulzemoos, und zu Welshofen.

Südlich vom eben besprochenen Missionsbezirke dehnt sich am rechten Glonufer, und von diesem weg eine ziemlich dicht bevölkerte Gegend aus. Vom Standpunkte der Culturstatistik aus betrachtet, ist für sie charakteristisch, daß die Bevölkerung derselben vorzugsweise in Dörfern beieinander wohnt, zwischen welchen Weiler und Einödhöfe eingestreut sind. Die Dörfer scheinen die ursprünglichen Ansiedelungen zu sein, die Weiler und Einöden aber die durch die Zunahme der Einwohnerschaft nöthig gewordenen Neucolonien der Dörfer. In dieser Auffassung bestärkt auch die Wahrnehmung, daß diese Neucolonien vielfältig Culturortsnamen haben, während bei den Dorfnamen die anerkannt ältesten patronymischen weit vorwiegen. Da der Boden in die Klasse der fruchtbarern des Landes gehört, wird der weitern Annahme frühzeitiger Inbesitznahme desselben nichts entgegenstehen, und ebensowenig jener einer stetig fortschreitenden Cultivirung des wirthbaren Waldbodens. Auf dieselben culturgeschichtlichen Momente weist auch der Christianisirungsgang zurück, der, wie ich als genugsam bekannt voraussetze, einerseits die Cultur bedingte und andererseits sich parallel mit ihr entfaltete. Die dichtere Bevölkerung mag die nächste Veranlassung gewesen sein, mitten in fraglicher Gegend gleich Anfangs eine größere Mönchscolonie anzulegen: ihr Name blieb uns im Dorfnamen Wenigmünchen (d. h. Klein-München) erhalten, dermal mit 21. Häusern. Die dortige St. Michaelskirche scheint ursprüngliches Baptisterium und Seelsorgkirche miteinander gewesen zu sein. Als das Christenthum vom Klösterlein Wenigmünchen aus nach und nach in der ganzen Umgegend zahlreichere Anhänger gewann, wurden für die entfernteren Anwohner natürlich auch eigene Seelsorgkirchen nothwendig, und für solche primitive halte ich Aufkirchen (S. Georgii), Einspach (S. Margarethae), Wiedenzhausen (laut Matr. B. Mariae Virg., dermal S. Floriani), Egenburg (S. Stephani) und Günzelhofen (S. Margarethae). Noch ehe die kirchliche Organisation eine vollständige war, scheinen die

entfernteren Anwohner zu Zwecken der Seelsorge und Bodencultur ständige Mönchscolonien erhalten zu haben, so die westlichen um Egenburg die Beuernzelle (von Buri, wohl unrichtig Baierszell genannt), und die südlichen um Aufkirchen und Günzelhofen Hernzell. Ich vermuthe Aehnliches um Einspach und Wiedenzhausen, obwohl sie näher bei der Hauptmissionsstation Wenigmünchen liegen; ist meine Vermuthung richtig, so mögen dort die Namen der einschlägigen Zellen als Hausnamen in Dörfern latent sein. — Wohl erst bei der Durchführung der vollständigen kirchlichen Organisation unter dem Nachfolger des hl. Landesapostels, dem hl. Bischof Vital, scheint der ausgedehnte Baptisterialsprengel von Wenigmünchen in mehrere kleinere zerlegt worden zu sein, und so erkläre ich mir das Entstehen der Baptisterien Rottbach (S. Michaelis) für Aufkirchen, Sulzemoos (S. Joann. Bapt.) für Einspach und Wiedenzhausen, Pfaffenhofen (S. Michaelis) für Egenburg, und Hattenhofen (S. Joann. Bapt.) für Günzelhofen. Wieder später fällt die Errichtung des Baptisteriums Bogenried (S. Michaelis) als Emanation des Baptisteriums Sulzemoos, als dieses vorzugsweise die Eigenschaft der Seelsorgkirche angenommen hatte, und Oberweitkirtshofen (S. Joann. Bapt.) wie es scheint wegen monastischer Rücksichten des Klösterleins Wenigmünchen. — Das weitere Baptisterium zu Germerswang (S. Michaelis) wird, wenigstens mit Sicherheit, erst in das letzte Drittel des VIII. Jahrh. einzustellen sein, weil wir aus Meichelbeck wissen [1]), daß diese Kirche vom Bischofe Aribo von Freising (764—784) eingeweiht worden sei, wodurch freilich nicht entschieden ist, ob Aribo's Einweihung eine vom Grunde aus neuerbaute oder eine restaurirte Kirche betraf. Daß die benachbarte St. Ruperts-kirche zu Lintach, von welcher eben die Rede war, erst nach dem Jahre 773 dem hh. Landesapostel gewidmet worden sei, ist zweifellos, und um dieselbe Zeit mögen auch die nahe beieinander stehenden Kirchen Frauenberg und Stephansberg entstanden sein. — Mit diesen Erörterungen sind wir meines Dafürhaltens an der Westgrenze des Missionsgebietes des Münsters St. Veit (beziehentlich SS. Cornelii et Cypriani) auf dem Schönberge angelangt; kehren wir nun wieder dorthin zurück, wo wir ausgegangen sind, um das Missionsgebiet desselben Münsters aufwärts am Amberflüßchen und an der Glonmündung nachzuholen.

Wegen der Bodenbeschaffenheit ungefähr von der Glonmündung an der Ammer aufwärts beschränken sich unsere diesfälligen Untersuchungen fast ausschließlich auf das linke Ufer dieses Flüßchens, indem strenge genommen nur ein einziger Missionsbezirk auf seinem rechten Ufer liegt. Aufwärts von dem Punkte ober Heimhausen, wo die Ammer ihren Lauf zwischen die beiden Hügelreihen lenkt, die sie dann an beiden Ufern ostwärts begleiten, zieht sich nämlich an seinem rechten Ufer, bei Heimhausen auch auf das linke übergreifend, ein weitgedehnter Moorgrund hin, der sich gegen Südosten an das sterile Gefilde zwischen Freising und

[1]) Hist. Frising. II. No. 76. p. 70. 71.

München anschließt, und aus welchem im Westen erst bei Fürstenfeld wieder Hügelland emporsteigt. Eben erwähnter Seelsorgbezirk rechts der Ammer bildete sich um das Baptisterium zu Hörenzhausen (S. Joann. Bapt.). Seine ursprüngliche Seelsorgkirche scheint die St. Stephanskirche zu Fürholzen, als Furiholze bei Meichelbeck für 772 documentirt, gewesen zu sein, aus welcher nach und nach Großnöbach (S. Margarethae), Giggenhausen (S. Stephani) und wahrscheinlich auch Inhausen (B. Mariae Virg.) emanirten. Vielleicht darf man auch die St. Andreaskirche zu Eching im Gefilde noch hieher rechnen, weil diese Ortschaft als bedeutendere Villa schon für das Jahr 775 bei Meichelbeck vorkommt [1]), dagegen Heimhausen, obwohl für dasselbe Jahr beurkundet [2]), schon wegen seines jüngern St. Nikolaus-Patrociniums nicht.

Im Winkel, den die Glon vor ihrer Einmündung mit dem linken Ammerufer bildet, findet man dermal keine Baptisterialkirche, sie dürfte jedoch in Leonhartsbuch zu suchen sein. Diese Kirche hat zwar das erst im XII. Jahrh. in Aufnahme gekommene Patrocinium des hl. Abtes Leonhart, aber uraltem Herkommen gemäß wird das Fest des hl. Johannes des Täufers ausnahmsweise nicht in der Pfarrkirche zu Allershausen, sondern in ihr begangen, worauf ich die Vermuthung gründe, daß Johannes der Täufer ihr altes Patrocinium gewesen sei. Die ursprüngliche diesem vermuthlichen Baptisterium entsprechende Seelsorgkirche war kaum die St. Martinskirche zu Allershausen, sondern wohl die St. Peterskirche zu Unter-Kienberg; erst aus ihr mögen später die Seelsorgkirchen zu Allershausen, Hohen-Kammer (S. Joann. Evang.) und, wie es scheint, jene zu Thurnsberg (S. Laurentii) emanirt sein. Ich sage, „wie es scheint", weil das alte St. Laurentius-Patrocinium für sich allein noch keinen verlässigen Anhalt bietet, denn es ist gerade in jenen Territorien, die dem Lechfelde näher liegen, zahlreicher vertreten, vermuthlich aus Dankbarkeit für den am Laurentiusfeste über die Magyaren errungenen, entscheidenden Sieg.

Im Hügellande des linken Ammerufers gegen Westen gehend, stellt sich der Missionsbezirk der St. Michaels-Baptisterialkirche zu Giebing als nächstbenachbarter heraus. Als Seelsorgkirchen dieses Bezirkes erkenne ich Jarzt (B. Mariae Virg.) für die östlichen und Vierkirchen (urk. Feohtkirha, d. h. die Fichtenkirche, S. Jacobi) wohl als sehr alt, aber kaum aus der Urzeit, und darum Biberbach (S. Martini) für jene der westlichen Anwohner. Das Baptisterium Kammerberg (S. Joann. Bapt.) entstand wohl erst, als sich Giebing im Laufe längerer Zeit zur Seelsorgkirche erhoben hatte. — Hieran schließt sich wieder westlicher der Missionsbezirk, welcher um das Baptisterium zu Röhrmosen (S. Joann. Bapt.) entstand. Röhrmosen ist für das Jahr 772 als rorago-mussea = Röhrichtmoos bei Meichelbeck beurkundet [3]), und, was für uns wichtiger ist als dieser Name, hatte damals schon aus älterer Zeit eine Kirche. Diese Kirche

[1]) Hist Frising. II. p. 51. No. 39. [2]) Ibid. p. 44. No. 28. [3]) Ibid II p. 45. No. 29.

ist in der bezüglichen Urkunde bezeichnet als »Ecclesia vel Oratorium«, welch' letztere Bezeichnung so recht eigentlich für ein Baptisterium paßt, indem Seelsorgkirchen in der Regel als »Ecclesiae« in den Urkunden erscheinen. Als primitive Seelsorgkirche des Baptisteriums zu Röhrmoseu gilt mir die St. Georgskirche zu Groß-Inzemoos, an welche sich jedoch für die südlichen und südwestlichen Anwohner vielleicht schon bald die St. Martinskirche zu Amberpettenbach, die St. Georgskirche zu Hebertshausen und die nunmehr demolirte St. Stephanskirche zu Steinkirchen angeschlossen haben werden. Das Baptisterium zu Oberweilbach (S. Joann. Bapt.) in der Pfr. Pellheim ist zuverlässig spätern Ursprungs, indem bei der Nähe der Baptisterien Röhrmosen und Schwabhausen das in der Urzeit einzig in Berücksichtigung kommende dringende Bedürfniß für dessen Errichtung nicht vorlag.

Gegen Nordwesten, etwas tiefer im Lande liegend, finden wir das Baptisterium Schwabhausen (S. Michaelis), dessen ursprüngliche Seelsorgkirche die nahe St. Peterskirche zu Odenholzhausen war; von ihr scheint die St. Laurentiuskirche zu Rumeltshausen zur leichtern Befriedigung der geistlichen Bedürfnisse der östlichen Anwohner emanirt zu sein.

Unmittelbar ober Dachau tritt der Sumpfboden des weitgedehnten Dachauer Mooses auch wieder auf das linke Ammerufer über und findet in dem vom linken Maisachufer aufsteigenden Höhenzuge seinen Abschluß. Auf dem (mit Ausnahme des Dachauer Schloßberges) höchsten Punkte dieses Höhenzuges steht die St. Johanneskirche zu Bergkirchen. Sie erscheint bei ihrem ersten urkundlichen Auftreten bei Meichelbeck[1]) im Jahre 812 als Malstätte, auf welcher ein großes Placitum abgehalten wurde, welchem Bischof Hitto von Freising, zwei Gaugrafen und, außer einer größeren Anzahl unbenannter, 23 mit Namen aufgeführte Vornehme beiwohnten. Daraus wird sich Angesichts der notorischen Thatsache, daß bei den germanischen Völkern ihre berühmtesten Malstätten zugleich erste Cultusstätten waren, folgern lassen, daß das Plateau, auf welchem die St. Johanneskirche zu Bergkirchen steht, schon in baioarisch-heidnischer Zeit eine der bevorzugteren Mal- und Cultusstätten gewesen, und darum vor andern geheiligt worden sei. Bezüglich ihrer handelte es sich daher für die Missionäre des hl. Landesapostels nicht um die einfache Verdrängung des Sonnencultus, sondern des baioarischen Göttercultus überhaupt, und darum glaube ich, daß fragliche Kirche schon sehr frühzeitig Tauf- und Seelsorgkirche mit miteinander geworden sein dürfte. Dagegen kann auch der Einwurf nicht geltend gemacht werden, daß sich Bergkirchen seiner hohen Lage wegen durchaus nicht als Taufkirche geeignet habe, weil auch die andern Baptisterien in der Regel wohl nahe am stillen Wasser, aber nur in sehr wenigen Fällen über demselben standen, woraus sich von selbst ergibt, daß eben auch in der Regel neben den Baptisterialkirchen und unmit-

[1]) Hist. Frising II. p. 165. No 512.

telbar über dem Wasser eigene Vorrichtungen (Hütten) zur Vornahme des eigentlichen Taufactes mittelst Immersion vorhanden sein mußten, während der übrige mit diesem wichtigsten Sacramente verbundene Ritus in der Taufkirche selbst vollzogen zu werden pflegte. Diese Vorrichtung wird sich bei Bergkirchen wohl am Fuße des Höhenzuges über dem Gewässer des Maisbaches befunden haben. — Wenn man auf einer Specialkarte die Situationspunkte der ursprünglichen Baptisterien überschaut, wird man sich überzeugen, daß sie immer beiläufig eine geographische Meile von einander errichtet worden seien; dieses Entfernungsverhältniß trifft aber auch ziemlich genau bezüglich Bergkirchens und der benachbarten zu Rohrmosen, Schwabhausen, Sulzemoos, Wenigmünchen und Germerswang ein.

Endlich habe ich noch darauf aufmerksam zu machen, daß in der Ammergegend die Dorfsiedlungsweise die ausschließliche sei, und wie wir dieß anderwärts zu beobachten Gelegenheit hatten, der damit im Causalnexus verbundene Mangel an Ortsnamen, die aus Zell, Münch zusammengesetzt sind. Dieß lenkt auch hier wieder auf die Vermuthung etwaiger als Hausnamen latenter Zellnamen. Obwohl ich auch jene Gegend aus eigener Anschauung kenne, ist es mir dennoch in den wenigen Dörfern derselben, in denen mir auch sämmtliche Hausnamen bekannt geworden sind, nicht gelungen, irgend einen Zellnamen zu entdecken; dagegen ist mir eine andere topische Eigenthümlichkeit dort aufgefallen: daß der Hausname Kirchmaier (meistens arg in Krimer entstellt) dortselbst viel häufiger vorkomme, als anderwärts. Mögen besser Unterrichtete entscheiden, ob man in diesen frequenten Kirchmaierschaften nicht etwa den Zellenbesitz der Urzeit vermuthen dürfe? Wenn das Verfallen auf diesen Gedanken einer Entschuldigung bedarf, wird sie in der historisch gesicherten Thatsache liegen, daß der Grundbesitz der Kirchen und des an ihnen bestellten Seelsorgsclerus ursprünglich ein ungetheilter war, und daß die Zellenculturen in ihrer Mehrzahl Eigenthum der Kirchen geworden seien, und dieß besonders während des traurigen Seelsorgstillstandes in der zweiten Hälfte des VII. und im ersten Drittel des VIII. Jahrh., als die Missions- und Seelsorgmönche älterer Art nach und nach ausgestorben, und die Benedictiner des hl. Bonifacius und seiner Mitbischöfe noch nicht über hinreichende Arbeitskräfte verfügen konnten, um den Abgang der ältern Mönche allseitig zu ersetzen. Wie gesagt, mögen besser Unterrichtete diese Frage ihrer Aufmerksamkeit würdigen!

4. Legationsgebiet der Abtei Münsteur.

Die Lage der Abtei Münsteur, ¾ St. südlich von Egmating, außer ihrem Zusammenhange mit dem Apostolatsplane des hl. Rupert betrachtet, müßte zum Gedanken verleiten, daß sie ausschließlich zu Culturzwecken gegründet worden sei, denn sie lag hart am Südostrande jenes ungeheuern Wäldercomplexes, der die bayerische Hauptstadt von drei Seiten umgürtet, dermal noch, ein freilich vielfältig

gelichtetes Areal von beiläufig 30 Quadratmeilen bedeckt, und in der baioarischen Urzeit ohne Zweifel nicht nur viel ausgedehnter, sondern auch weit unwirthbarer war. Wenn man aber ihre eigenthümliche Lage im natürlichen Zusammenhange mit jenem großartigen Organismus erfaßt, den der hl. Landesapostel behufs der Christianisirung ganz Baioariens schuf, und in welchem auch diese Abtei ein lebensvolles Mittelglied bildete, so wird man über den Hauptzweck, zu welchem sie gegründet worden ist, nicht im Ungewissen schweben können. Daß sie zum Seminar für Missionäre und Seelsorger für jenes cultivirte Landdreieck bestimmt war, an dessen Westspitze sie stand, während der Innstrom von Rieden unter Wasserburg bis zum Madron oder Rosenheim seine Ostbasis ausmachte, wurde bereits früher in den Erörterungen über die Salzburger Urdiöcese dargethan. Diese Bestimmung kam aber nur der Urdiöcese zu Gute und war auch in dieser einseitigen Richtung noch keineswegs entsprechend; ja wenn sie die einzige gewesen wäre, müßte man die Wahl des Standpunktes der Abtei Münsteur für eine geradezu höchst ungeschickte halten, denn in dieser Voraussetzung wäre ihr Platz in der beiläufigen Mitte jenes Landdreieckes, z. B. in der Gegend des spätern Klosters Beiharting gewesen.

Aus dieser Erläuterung ergibt sich wohl von selbst, daß man bei der Gründung der Abtei Münsteur neben der eben erwähnten Bestimmung für die innere Mission und Waldcultur noch einen andern Zweck, nämlich jenen der Glaubenspropaganda in westlicher und südwestlicher Richtung im Auge gehabt habe; hiezu eignete sie sich aber ihrer Lage nach ganz vorzüglich. Münsteur lag nämlich kaum ½ Meile von jener römischen Verbindungsstraße, auf welcher später der hl. Emmeram von Regensburg her nach Rom pilgerte, bis ihn nächst der Einmündung derselben in die Consularstraße Juvavo-Augusta die Mörderhand erreichte; die Consularstraße selbst lief aber genau ½ Meile südlich von Münsteur vorüber. Die Abtei lag also von beiden in der baioarischen Urzeit noch durchgängig in Benützung stehenden Römerwegen weit genug abseits, um ihre monastischen Zwecke ungestört verfolgen, und ihnen andrerseits nahe genug, um auf denselben ihrem missionären und seelsorglichen Berufe nachgehen zu können. Daß den Mönchen der Abtei Münsteur durch den westlichen Verlauf der Consularstraße Juvavo-Augusta der Weg in's mittlere Westrich eröffnet war, wird kaum jemand beanstanden. Im Missionsplane für das Westrich liegt auch der Schlüssel zur Lösung der Frage, warum der Bauplatz für die Abtei auf der äußersten westlichen Grenze der Urdiöcese in jenem Waldreviere gewählt wurde. Man wollte den für das südlichere Westrich wichtigsten Missionsfocus seinem Legationsgebiete so nahe rücken, als es unter den durch die Bodenbeschaffenheit gegebenen Verhältnissen eben möglich war. Ferner glaube ich in meinem Entwurfe des Römerstraßen-Netzes dargethan zu haben, daß von Isunisca (bei Helfendorf) weg eine Verbindungsstraße in rein südlicher Richtung über Miesbach, Schliersee, durch das Aurachthal u. s. w. in das tirolische Unter-Innthal lief, und ebenso daß die unmittelbare Verbindung

des Vorlandes mit der Station Scarbia der Consularstraße Augusta-Veldidena mittelst der Heerstraße am rechten Isarlimes aufwärts, und einer Abzweigung, welche ober Aschölding die Isar übersetzte, vollständig hergestellt war. Beim nähern Eingehen auf die Missionsthätigkeit der Münsteurer ziehe ich es hier vor, der chronologischen Anordnung wieder ihr gebührendes Recht einzuräumen, und behandle darum zuerst die südwestliche Richtung.

Wenn ich behaupte, daß die Bewohner der südwestlichen Gegenden vor jenen der westlichen und rein südlichen zum Christenthume bekehrt worden seien, so habe ich diese Behauptung natürlich vor allem Anderen zu begründen, und dieß ist leichter, als es den Anschein hat. Wir haben uns, denk' ich, im Verlaufe der frühern Untersuchungen vollkommen überzeugt, daß der hl. Landesapostel Rupert nach der Taufe des Herzogs Theodo, seiner Familie, seines Gefolges und einer großen Anzahl der Einwohner der damaligen Landeshauptstadt Regensburg sich vorzugsweise und vor allen Andern an die in Baioarien seßhaft gebliebenen Romanen gewendet habe, um ihr verkommenes Christenthum wieder zu wecken und zu bekräftigen. Die Nachrichten der Vita primigenia und jene mehr als 350 im Congestum und in den Breves Notitiae aufgeführten Romanengehöfte, womit die Herzoge Theodo und Theodebert das juvavische Landesbisthum dotirten, sind ein unanstreitbarer Beleg für diese geschichtliche Thatsache. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der hl. Landesapostel nicht nur die größern Romanensiedlungen Lorch, Wallersdorf (Seekirchen) und Juvavum mit dem neben dessen Ruinen entstandenen Vicus Romaniscus (Wals) seines Besuches und längern Aufenthaltes würdigte, sondern auch die kleinern zu Pachmanning und Walchen (bei Vöcklamarkt) und aller Wahrscheinlichkeit nach wohl auch jene zu Seewalchen und Kemating am Nordgestade des Attersee's, wie jene in der Viechtau am Westgestade des Traunsee's, so wäre es geradezu widersinnig, wenn man ihm zumuthen wollte, daß er das ausgedehnte Gebirgsterritorium, das fast ausschließlich von Romanen bewohnt war, und dem darum auch noch in späterer Zeit der Name Walaho-gaoe blieb, vernachlässigt haben sollte. Fragliches Gebirgsterritorium umfaßt im Norden des mittlern Kalk-Alpenzuges das Quellengebiet der Ammer, Loisach und Isar, und ist zu großem Theile mit der spätern Grafschaft Werdenfels congruent. Der Name Walh-Gau (Walha-, Walhen-Gau) ist an einem kleinen Flecken zwischen dem Walchsee und Mittenwald haftend geblieben; daß bei letztgenanntem Orte die Consularstraße Augusta-Veldidena und eine Abzweigung der obern Isarlimesstraße zusammengelaufen seien, ist früher dargethan worden. Auf dieser Abzweigung kamen die Missionäre der Abtei Münsteur, und, wie mir wenigstens unzweifelhaft ist, der hl. Landesapostel selbst in den Walhgau, um den christlichen Glauben seiner romanischen Bevölkerung neu zu beleben; auf der Consularstraße in der Richtung nach Augusta trugen sie dann das Evangelium hinaus in das Flachland zu den anwohnenden Baioariern und Sueven. Es fehlt weder in der einen noch in der andern Richtung an topo-

graphischen und historischen Anhaltspunkten, um den Gang der Mission zu constatiren: befassen wir uns hier vorerst mit dem Missionsgange in den Walhgau.

Wo, wie oben bemerkt, die Abzweigung der Isarlimesstraße oder St. Georgen bei Aschölding die Isar überschritten hatte, ist sie für ein etwas geübtes Auge streckenweise noch erkennbar. Etwa 1½ Meilen vom Flußübergange gegen Süden begegnet uns in der Pfarrei Königsdorf die aus zerstreuten Häusern bestehende Ortschaft Zellwies. Die Zelle, von welcher diese Sporade den Namen erhielt, scheint in den Urkunden der umliegenden ältern Klöster Tegernsee, Benedictbeuern, Schäftlarn, Schliersee u. s. w. während der sog. historischen Zeit nirgends mehr in ihrer monastischen Eigenschaft auf: ein nicht zu mißdeutender Wink, daß sie schon im VIII. Jahrh. ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr diente, sondern bereits zu einem Bauernanwesen herabgesunken war. Die zweite Zelle — ich möchte sagen, die zweite gewöhnliche Nachtherberge der von und zu gehenden Missionsmönche — finde ich in Zell, Filiale der heutigen Pfarrei Schlechdorf, nördlich vom Kochelsee. Beide Zellen waren ohne Zweifel Missionsstationen; damit will ich jedoch nicht sagen, daß sich um selbe Missionsbezirke gebildet haben, ehe das Christenthum der romanischen Bewohner des Walhengau's wieder belebt worden war, glaube vielmehr, daß sie erst nach jener geistlichen Umwandlung eigentliche Missionsstationen geworden seien.

Im Walhgaue selbst (dem heutigen Decanate Werdenfels) ist irgend ein von Zell abgeleiteter Ortsname nicht zu entdecken, und wenn ich dort einen solchen fände, würde ich ihn für spätern Ursprunges halten, weil einödige Wohnungen der römischen Siedlungsweise ebenso fremd sind, wie jener einiger germanischen Stämme eigenthümlich. Allerdings weist die Topographie im Werdenfelsischen eine größere Anzahl von Einödhöfen auf, sie sind aber zweifellos spätern, vielleicht baioarischen Culturen zuzuschreiben. Die Römer wohnten in Dörfern, von denen auch das in Rede stehende Territorium außer seinen zu Märkten erwachsenen Garmisch (auch Gärmisch geheißen), Mittenwald und Partenkirchen einige ziemlich häuserreiche zählt. Bei einigen minder verkommenen Christen der Romanendörfer fanden wohl auch die dort angekommenen Missionäre Unterkunft, anfänglich sicherlich als willkommene Gäste, bis sie sich bei der Reorganisirung des katholischen Kirchenwesens eigene Wohnungen einrichteten. Daß sie sich solche Wohnungen oder Zellen in den Dörfern selbst aufgeschlagen haben werden, ist in Anbetracht ihrer vorzugsweise seelsorglichen Zwecke wohl selbstverständlich.

Bei der Untersuchung über die primitive kirchliche Organisation, insoweit sie vom hl. Rupert und seinen Missionsgehilfen eingeführt worden ist, stößt man auf nicht geringe Schwierigkeiten. Um hiebei nicht von vorneherein einen Irrweg einzuschlagen, darf man zwei wichtige Momente, ein ethnographisches und ein culturgeschichtliches, nicht aus den Augen verlieren. Als der hl. Rupert etwa um die Mitte des VI. Jahrh. den Walhgau, oder das später sog. Werdenfelsische Freiländchen betrat, um vorerst das tiefgesunkene Christenthum der

dortigen Romanen wieder zu heben, war die rhätisch-römische Einwohnerschaft wohl noch die weit überwiegende, aber seit einigen Decennien nicht mehr die ausschließliche. Der herrschende baioarische Volksstamm hatte nämlich behufs vollständiger Besitzergreifung von seinem Lande auch in jene abgelegenen Winkel seine Colonen vorgeschoben, wofür die Topologie, soweit zurück man sie verfolgen kann, Zeugniß gibt. Heutzutage ist nach Sepp's Berechnung freilich nur noch ein Drittel der dortigen Ortsnamen ursprünglich rhätisch-römischen Idioms: in der Mitte des VI. Jahrh. hatte sicherlich gerade das umgekehrte Verhältniß statt, wenn die nichtgermanischen Ortsnamen nicht noch mehr vorwiegend waren. Jedenfalls ist der urkundlich feststehende Ortsname der ältesten größern baioarischen Niederlassung Garmisch sehr charakteristisch: er lautete nach Sepp's Ansicht Germanicum, oder etwa richtiger im Volksmunde Germanicis, d. h. bei den Germanen oder Baioariern. Wer sich um die Begründung dieser Etymologie des Eingehendern interessirt, mag sie bei Sepp einsehen.[1]) Der Name war von den weit zahlreichern Rhäto-Romanen gegeben worden. Als in Folge germanischer Nachwanderungen die baioarische Bevölkerung in der Umgebung von Gärmisch mehr und mehr anwuchs, schied man den Complex ihrer Ansiedlungen als Germanesguoe (spät noch: Garmischgau) vom eigentlichen Walhgau, und als Gegensatz dazu, auch in der Urkundensprache aus. — Neben dieser Ansicht Sepp's kann jedoch recht wohl auch eine andere bestehen, welche den Ortsnamen Garmisch nicht von Germanicum (Germanicis), sondern im Anhalt an seine älteste urkundliche Form aus dem Jahre 790[2]), die Germareskavve lautet, einfacher von dem Personennamen Germar ableitet. Germar (der Speerberühmte) könnte der Führer jener baioarischen Colonie gewesen sein. — Diese Mischung der Volksstämme ist für den Christianisirungsgang von großem Belange, wie wir bald sehen werden; sie ist das ethnographische Moment, auf welches ich vorhin hingedeutet habe.

Ihm zur Seite, und die kirchliche Organisation in anderer Weise beeinflussend, steht ein culturhistorisches Moment. Es war Regel und lag in der Natur der Sache, daß die neuen Herren des Landes allenthalben die fruchtbarern Fluren in Besitz nahmen, wodurch die im Lande gebliebene ältere, nun botmäßige Bevölkerung genöthigt war, bislang unbenützte, minder wirthbare Gelände in Cultur zu nehmen, wenn sie die geliebte Heimat nicht verlassen wollte. Dieser Vorgang scheint sich in Folge der baioarischen Einwanderung auch im Walhgaue wiederholt zu haben. Ich weiß mir wenigstens die von den Romanen bewerkstelligte Cultur des unfruchtbaren Thales um Mittenwald über Krinn und Wahlgau zum Walchensee, sammt seinen noch weniger fruchtbaren Nebenthälern sogar bis zum Walchenbach tief in der Riß nicht anders zu

[1]) Beitr. zur Gesch. des bayr. Oberland. Heft IV. S. 38. [2]) Meichelbeck, Hist. Frising. II. p. 89. Nr. 117.

erklären. Wenn die Romanen für die Viehzucht Vorliebe gehabt hätten, würde sich diese Erklärung freilich anders gestalten. Sepp hebt aber bei der Schilderung der Werdenfelsischen Volkseigenthümlichkeiten mit Recht hervor: „Sie vernachläßigen auffallend die Viehzucht und Alpenwirthschaft, so daß sie gegen ihre allgäuischen Nachbarn weit zurückstehen.“[1]) Es wird somit das weitaus Wahrscheinlichste sein, daß die Romanen des Walhgaues die vorhin angedeuteten Thäler erst dann in Cultur nahmen, als die Baioarier Gärmisch und die Gelände gegen die Loisachquellen hinein nach und nach in Besitz genommen hatten, weil sie dort eben verdrängt worden waren und ihre Heimat nicht verlassen wollten, indem bei den Urahnen der heutigen Werdenfelser wohl noch in einem weit ausgedehntern Sinne wahr gewesen sein mag, was Sepp von den heutigen bemerkt: „daß sich niemand einem andern Nahrungszweige (als der Faßmacherei) zuwenden, noch aus dem Landl hinaus wolle.“[2]) Die Verdrängung der Romanen aus dem Herzen des Walhgaues um Garmisch und ihre massenhaftere Uebersiedlung in die Thäler zwischen Mittenwald und dem Walchensee dürfte erst in die zweite Hälfte des VI. Jahrh. einzustellen sein, womit natürlich nicht abgeleugnet werden will, daß sporadische Siedlungen von Romanen in jenen Thälern in die Urzeit zurückreichen mögen, oder doch an das Ende des III. Jahrh. Auf diese Zeit zu rathen, sehe ich mich durch die aus der römischen Geschichte bekannte Thatsache veranlaßt, daß die Zwischenlimites erst unter der Regierung des Kaisers Diokletian angelegt worden sind. Dasselbe wird also auch mit dem Isar-Zwischenlimes der Fall gewesen sein, wodurch dann die Fortsetzung der seine Fortificationen verbindenden Nebenstraße an den wichtigen Gebirgspaß Scarbia (Scharnitz) zur strategischen Nothwendigkeit wurde, um im Falle einer feindlichen Bedrohung der Isarbefestigungen von dorther in kürzester Zeit Succurs erlangen zu können. Wie die Nebenstraßen überhaupt, so war wohl auch die Verbindungsstraße zwischen dem Isarübergang ober St. Georgen bei Aschholding und Mittenwald (Inutrium) und Scharnitz ein für Kriegstransporte erweiterter Saumschlag, auf dessen theilweisem Laufe, wie bekannt ist, im Jahre 1492 die Hauptstraße über den Kesselberg nördlich vom Walchensee ausgebrochen wurde. Es lag in der Natur dieser römischen Verbindungsstraße, von Strecke zu Strecke mit Mansionen versehen zu sein, und dieselben brachten wohl die ersten römischen Bewohner in die unwirthbare Bergöde, denen dann, angezogen vom neuen Verkehrswege, den Bodenverhältnissen gemäß eine nur dünne Colonenanzahl nachgefolgt sein mag.

Erst nach diesen Erläuterungen bin ich im Stande, den Gang der allmähligen kirchlichen Organisation von der beiläufigen Mitte des VI. Jahrh. an mit einiger Aussicht auf einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit — das Höchste, was man unter so bewandten Umständen erwarten darf, — darzustellen. — Die während der Römerzeit im Walhgau erbauten Kirchen waren etwa bald nach der

[1]) L. c. S. 45. [2]) L. c. S. 46.

Mitte des V. Jahrh. allem Anscheine nach von den nach Süden vordringenden Alemannen mit den übrigen Römerbauten verwüstet worden. Wie anderwärts, so war es wohl auch dort nur einem Theile der römischen Bevölkerung gelungen, durch die Flucht in's Gebirg der Niedermetzlung oder der Gefangenschaft zu entgehen. Ob es auch dem einen oder andern der dortigen Seelsorger geglückt sei, sich zu retten, läßt sich wohl nie mehr ermitteln; aber selbst im günstigsten Bejahungsfalle würde feststehen, daß wegen Aussterbens der etwa geretteten Priester die dortige Christengemeinde gewiß schon vom zweiten Decennium des VI. Jahrh. an jeglicher seelsorglicher Pflege entbehrt habe, mithin bis zur Ankunft des hl. Landesapostels gänzlich in Verfall gerathen sein mußte. Aus dem Gebiete der Sage fällt nur ein Streiflicht auf die kirchlichen Zustände der Urzeit, aber auch dieses hellt weniger auf als es blendet. Man erzählt sich nämlich, daß die ersten Christen von Mittenwald nach Klais zur Kirche gegangen seien. Wirklich stand nächst Klais auf dem noch sog. Kirchfelde eine beträchtlich große Kirche, welche die Volksüberlieferung für einen alten Heidentempel ausgibt.[1]) Man wird, denk' ich, mit mir für wahrscheinlicher halten, daß fragliche Grundmauern auf dem Kirchfelde aus christlich-römischer Zeit stammen, und daß auch die eben erwähnten Sagen sich auf dieselbe Geschichtsperiode beziehen. Sehe ich hierin richtig, so beruhte die Sage vom Kirchenbesuche der ersten christlichen Einwohner von Mittenwald allerdings auf Wahrheit, denn in der Römerzeit drang das Christenthum von der vindelicischen Kathedrale Augusta in diese Thäler, und das vom Glaubenfocus entferntere Inutrium (Mittenwald) wurde naturgemäß später bekehrt, als das nähere Klais (Clusum).

Als der hl. Rupert mit seinen Missionären etwa um die Mitte des VI. Jahrh. in den Walhgau kam, war, wie oben erläutert, das Christenthum der dortigen Rhäto-Romanen freilich ein gänzlich verblaßtes, jedoch nicht in dem Maße, daß auch alle Erinnerungen aus der noch lebendig christlichen Römerzeit erloschen gewesen wären. Man wird darum zur Annahme berechtigt sein, daß die damaligen Einwohner von Parthenkirchen, die sich ihre Nothwohnungen auf dem Schutte des römischen Parthanums erbaut hatten, noch recht wohl wissen konnten, daß ihre Ahnen einst eine Liebfrauenkirche gehabt hatten, und es entbehrt wenigstens der Wahrscheinlichkeit nicht, daß sich die erste Seelsorgkirche ebenfalls wieder auf der Area der unter Barbarenhänden in Schutt gesunkenen erhoben und der Ortschaft selbst den Namen gegeben habe. Parthanum scheint in der Römerzeit ein bedeutenderer Ort gewesen zu sein und war seiner Lage nach später noch lange der Hauptort des Thales, bis es vom germanischen Garmisch überflügelt wurde. Dasselbe darf man zum Theil auch bezüglich der alten Befestigung Clusum oder Klais vermuthen, das jedoch, als es seiner unnütz gewordenen fortificatorischen Eigenschaft entkleidet war, sich aus dem Schutte nicht wieder erhob, sondern nur

[1]) Prechtl, Chronik von Werdenfels S. 145. und Sepp l. c. S. 13. 14.

mehr als einödiger Weiler von zwei Häusern mit seinem Namen und hie und da zu Tage geförderten Grundgemäuer das Andenken an herrlichere Zeiten bewahrt. Wo sich das vom hl. Rupert errichtete, der Seelsorgkirche U. L. Frau entsprechende Baptisterium befunden habe, weiß ich nicht, vermuthe aber, daß es nächst der Seelsorgkirche gestanden sei, möglicherweise in der dermaligen St. Sebastianskirche. Bei Einführung des Pfarrinstitutes wurde Parthenkirchen Filiale von Garmisch, woraus sich im Zusammenhalte mit der Verheerung während der Magyaren-Einfälle die Verschollenheit des Baptisteriums leicht erklären läßt. Nach einer meiner weitern Muthmaßungen war das Baptisterium an der Liebfrauenkirche zu Parthenkirchen zur Zeit des hl. Rupert wahrscheinlich das einzige für den ganzen Walhgau; die später entstandenen schreibe ich der durchgreifenden kirchlichen Organisation unter dem hl. Bischofe Vital zu.

Man darf nicht aus dem Auge lassen, daß die Thätigkeit des hl. Rupert vorerst den Romanen Baioariens zugewendet war, und daß er im lebendigen Bewußtsein seines ganz Baioarien umfassenden Berufes sich damit begnügen mußte, in den weit im Legationsgebiete entlegenen Gegenden die Rudimente des Bekehrungswerkes zu begründen, während die Vervollständigung desselben seinen Missionären überlassen blieb. Ebenso mag er auch im Walhgaue die dort seßhaften Romanen aus ihrer religiösen Lethargie geweckt, sie im Glauben gestärkt und mit den unentbehrlichsten Cultusattributen versehen haben, um dann, nachdem er auch für ihre zukünftige seelsorgliche Pflege die nöthigen Einrichtungen getroffen, seine segensreiche Thätigkeit wieder andern Gegenden zuzuwenden. Was aber die vorsorglichen Anstalten betrifft, mittelst welcher die zukünftige seelsorgliche Pflege gesichert wurde, werden wir sogleich sehen, daß der hl. Landesapostel auch in jenem weitern Territorium wieder ein Kloster gründete, das zugleich zum Missionsfocus für das nördlich und nordwestlich ausgedehnte baioarische Gebiet bestimmt war.

Daß der hl. Landesapostel die Romanen des Walhgaues in ihrer Mehrheit dem gläubigen Leben wieder gewonnen habe, wird wohl nicht anzuzweifeln sein, und eben so wenig, daß sich damals schon manche der eingewanderten Baioarier ebenfalls dem Christenthume zuwendeten. Ihre durchgängige Bekehrung vom Heidenthume war aber sicherlich erst das Werk nicht von Jahren, sondern von Jahrzehenten, und war die Aufgabe der von ihm dort zurückgelassenen Mönche. Wohl erst in den letzten Jahren des hl. Bischofes Vital wird man die Christianisirung des baioarischen Volksstammes überhaupt als vollständig vollendet annehmen dürfen. Selbstverständlich war auch dann erst eine allseitige und durchgreifende Ausgliederung des kirchlichen Organismus möglich und könnte daher nur das Verdienst des würdigen Nachfolgers des hl. Landesapostels sein. Zu dieser vollkommenen Ausgliederung des kirchlichen Organismus gehörte, wie mir scheint, zweifellos auch die von örtlichen Verhältnissen erheischte Unterabtheilung der ursprünglich ungeheuer ausgedehnten Baptismal-Gebiete in kleinere Seelsorg- und Taufsprengel, immer aber noch ohne feste Abgrenzung nach außenhin. Ich habe früher schon

bemerkt, daß die Anfänge der ersten, freilich noch sehr rohen Conturen der viel spätern Sprengelgrenzen in den Decimations-Verhältnissen aufscheinen.

Das in Rede stehende Gebirgsländchen mit beiläufig 36 Quadratmeilen Areal (den dermal tirolischen Antheil über Seefeld hinein mitgerechnet) zerfällt seiner Bodenplastik nach in die Quellengebiete der Loisach und Isar und das Walchenseegebiet, deren Wasserscheiden auf 6000—9000 Fuß hohen Bergketten laufen. Die fünf Pfarreien, in welche es heutzutage eingetheilt ist, haben einzelne Ortsentfernungen von 2 Stunden und darüber von den resp. Pfarrkirchen. Schon hieraus leuchtet ein, daß bei anwachsender Bevölkerung und hiezu folgerechter Ansiedlung in weit entlegenen Thalwinkeln die Zerlegung des ursprünglich einzigen Baptismal- und Seelsorgsprengels von Parthenkirchen wohl schon ziemlich frühzeitig unabweisbares Bedürfniß werden mußte, obgleich der einfachen ältesten Seelsorgdisciplin gemäß die feierliche Taufe nur zu Ostern und Pfingsten gespendet wurde und der Besuch des Gottesdienstes nur für die höchsten Festtage vorgeschrieben war. Man denke z. B. nur an die Reichung der Sterbsakramente. Darum ist es höchst wahrscheinlich, daß schon kraft der vom hl. Vital durchgeführten kirchlichen Organisation außer dem Baptisterium zu Parthenkirchen noch drei weitere mit den entsprechenden Seelsorgkirchen errichtet worden seien. Die zuerst eingewanderten Baioarier nahmen, wie wir gesehen haben, hauptsächlich die Flur und Halden südlich von Parthenkirchen in Besitz. Ihre erste größere Ansiedlung war Garmisch, von wo aus sie nach und nach die Berghalden gegen die Loisachquellen hinauf cultivirten. So lange sie sich fast ausschließlich auf die Fluren um Garmisch beschränkten, hatten sie die St. Martinskirche zu Garmisch zur Seelsorgkirche, deren Sonderung von der romanischen Liebfrauenkirche schon durch die Verschiedenheit der Idiome bedingt war. Am Baptisterium zu Parthenkirchen mögen sie allerdings noch längere Zeit participirt haben. Als aber die baioarische Bevölkerung im obern Loisachthale zunahm, erhielt dieselbe ein eigenes ihr gelegeneres Baptisterium, und zwar in der Kapelle S. Joann. Bapt. zu Grainau. Um dieselbe Zeit mag auch die St. Andreaskirche zu Farchant (Forchaide) zu größerer Bequemlichkeit der nördlichen Umwohner als weitere Seelsorgkirche errichtet worden sein.

Für die Bewohner des Quellengebietes der Isar wird, denk' ich, die St. Peterskirche zu Mittenwald unangefochten als älteste Seelsorgkirche zu gelten haben. Ihr Baptisterium war die St. Johanneskirche zu Unter-Leutasch, dermal tirolischen Antheils. Daß der ursprüngliche Seelsorgsprengel von Mittenwald sich tief in die Einsattlung um Seefeld erstreckte, ist sicher, denn noch im J. 1801 war Mittenwald im letzten Hause von Seefeld zehentberechtigt. Wie allenthalben so war auch dort das Zehentrecht im Laufe der Zeit von der Baptismalkirche auf den Seelsorger, beziehentlich Pfarrer übergegangen.

Im Gebiete des Walchensee's halte ich die St. Margarethenkirche zu Zwergern für die ursprüngliche Seelsorgkirche. Ihr Vorrecht wurde jedoch am

Abschlusse des VIII. Jahrh. durch die Zutheilung des salzburgischen Suffraganbisthums Staffelsee-Neuburg (des Westrichs) an das Bisthum Augsburg insoferne alterirt, als Walchensee als Dependenz von Kochel an Augsburg gedieh, während Zwergern freisingisch blieb. Diese Alterirung scheint sich nicht auf Zwergern allein beschränkt zu haben. Ich halte nämlich dafür, daß die St. Jakobskirche zu Wallensee, welche fortan als Seelsorgkirche des bischöflich augsburgischen Antheils erscheint, vorher eine St. Johannes-Taufkirche für das ganze Seegebiet gewesen sei, und ihr St. Jakobs-Patrocinium erst nach dem X. Jahrh. erhalten habe. Der Umstand, daß Walchensee mit der St. Annakirche auf der Insel schon frühzeitig mit Augustiner-Eremiten und nachher mit Mönchen von Benedictbeuern besetzt war, legt auch die Vermuthung nahe, daß Walchensee eine Mönchszelle der Urzeit gewesen sei, was umsomehr für sich hat, weil die aus Missionären stabil gewordenen Seelsorger jener Gegend unbezweifelt dem Mönchsstande angehörten.

Nachdem der hl. Rupert und seine Missionsgehilfen das erstorbene Christenthum der Rhäto-Romanen des Walhgaues wiederbelebt und sie im Glauben bestärkt, nebenher aber auch mehrere der zwischen ihnen wohnenden Baioarier vom Heidenthume zum Christenthume bekehrt hatte, mußte er natürlich dafür Vorsorge treffen, daß ihr noch junger Glaube kräftig genährt und durch eifrige Pflege fortan großgezogen wurde. Hiezu bediente er sich wieder seines gewohnten Mittels durch Gründung eines Klosters in nächster Nachbarschaft, einerseits um die Heranbildung tüchtiger Seelsorger zu ermöglichen, andrerseits aber einen neuen Missionsfocus für das nördlich und nordwestlich gelegene Legationsgebiet zu erhalten. Letzterer Zweck war für ihn bei der Gründung des St. Michaelsklosters auf der größern Insel des Staffelsee's sicherlich der über den ersten noch vorwiegende, stand er ja doch in innigster Verbindung mit dem weitsichtigen Berufe des hl. Landesapostels. Darum gründete er dieses Kloster nicht innerhalb des Walhgaues selbst, sondern in einer gegen das Legationsgebiet am Würm- und Ambersee vorgeschobenen Lage. Ich nenne hier das vom Walhgau nördlich und nordwestlich ausgedehnte Territorium absichtlich und wiederholt das Legationsgebiet, denn wenn die Wiederbelebung des Christenthums der Romanen des Walhgaues nicht in die Periode fiele, in welcher die Christianisirung des Legationsgebietes von der Urdiöcese aus nach allen Richtungen in Gang gebracht war, so könnte man den Walhgau selbst als eine entlegenere Enclave der Urdiöcese, somit als Gegensatz des anstoßenden Legationsgebietes betrachten. Wenn ich hier die Gründung des Klosters Staffelsee ohne alle Rücksicht auf die allgemeinere gegentheilige Meinung gleichsam als ausgemachte Thatsache dem hl. Rupert zuschreibe, so wird man mir, wie leicht vorauszusehen, mit zwei ehrwürdigen Documenten der ehemaligen Abtei Benedictbeuern — dem Rotulus historicus v. J. ca. 1070 und dem Chronicon Bened. Bur. v. J. ca. 1150[1]) entgegentreten, welche ent-

[1]) Mon. Boic. VII. p. 1. ff. u. p. 17. ff.

halten, daß das Kloster Staffelsee von den Gründern Benedictbeuerns: Lantfried, Waltram und Fliland gleichzeitig mit genannter Hauptabtei und den Klöstern Kochel und Schlehdorf erbaut und gestiftet worden sei. Ohne mich in eine Kritik der angezogenen zwei Documente einlassen zu wollen, da ohnehin kaum jemand in Abrede stellt, daß sie einige augenfällige chronologische Verstöße enthalten und schon darum nicht den Eindruck ganz verlässiger historischer Treue hervorbringen, möchte ich vorerst nur darauf aufmerksam machen, daß sie sich im Allgemeinen darüber nicht aussprechen, ob alle Klöstererrichtungen, die sie berichten, Neugründungen waren, oder ob nicht bezüglich des einen oder andern derselben nur von einer Restauration nach vorgängigem gänzlichen Verfalle die Rede sei. Ich halte es für das weitaus Wahrscheinlichere, daß Letzteres mit zwei derselben, nämlich Sandau und Staffelsee der Fall sei, und finde mich in meiner Ansicht dadurch bestärkt, daß von der Gründung Sandau's überhaupt keine Erwähnung geschieht, von jener des Klosters Staffelsee aber in einer Weise, daß der Wortlaut deutlich genug nur eine Restauration annehmen läßt. Dieser Wortlaut im Rot. histor.[1]) ist nämlich so formulirt: »Post haec communi consilio aedificarunt iterum ecclesiam in Staphalostagna loco, adjunctoque monasterio.« Man hat die Partikel »iterum« für eine Satzverbindung halten wollen, hat aber übersehen, daß man dadurch dem natürlichen und darum wohl genuinen Sinne des Wortlautes Gewalt anthat. Sich mit diesem Hinweise auf eine viel längere Verfallszeit, als sie die Hansizische Zeitrechnung gestattet, zurecht zu setzen, überlasse ich ihren Vertretern. Die thatsächliche Sachlage wird auch hier wieder sein, daß das Kloster Staffelsee sammt Kirche in Folge des Verfalles der Salzburger Mutterkirche während des VII. Jahrh. das traurige Loos derselben theilte, und darum um die Mitte des VIII. einer gründlichen Restauration bedürftig war. Welch eine wichtige Rolle den Klöstern Sandau und Staffelsee bezüglich der Christianisirung des Westriches zufiel, werden wir bald seines Ortes sehen.

Bis ich an die Untersuchung über die Christianisirung des Westriches gehen kann, muß ich die Missionsarbeit der Münsteurer Mönche noch nach zwei andern Richtungen hin — einer vom Kloster südlichen und einer westlichen — verfolgen; die südliche begreift das sog. Holzland (beziehentlich das Vorland und die Thäler der Vorberge), die westliche das verhältnißmäßig beschränkte offene Land zwischen den Erdinger und Dachauer Mösern und den heute noch großen Wäldern, welche sich ober der Landeshauptstadt München von beiden Isarufern ab weithin nach Osten und Westen erstrecken, mit andern Worten: die Umgegend von München; dann aber den Landstrich zwischen dem Würmsee und der Loisach.

Das Holzland. Wenn Prof. Sepp sagt[2]): „Eigentlich beginnt die Geschichte unseres Volkes im Oberlande mit Waldesabenteuern und Jagdereignissen, was nicht zu verwundern ist, da noch vor tausend Jahren der Urwald das ganze Berg-

[1]) L. c. p. 1. [2]) Beitr. zur Gesch. des bayr. Oberl. Heft III. S. 100.

land umschattete", so wird man den ersten allgemein ausgesprochenen Satz ohne Anstand zugeben können, den letzten jedoch nur, wenn er im weitern Sinne genommen wird. Vor mehr als tausend Jahren, d. h. im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. finden wir nämlich in den Documenten von Tegernsee und Freising im Oberlande schon kirchliche Sprengel (Decimationsgebiete), die mit unsern heutigen Pfarreien bezüglich ihrer äußern Formen einige Aehnlichkeit haben. Aber selbst in der Art und Weise, wie diese kirchlichen Sprengel das erste Mal urkundlich auftreten, liegt der unanfechtbare Nachweis, daß jene sogestalteten Sprengel nicht die primitiven seien, vielmehr eine ältere Bildung kirchlicher Zusammengehörigkeiten voraussetzen. Ich erkläre mich des Nähern. In der doppelt ausgestellten Urkunde v. J. 804[1]) über den Vergleich, den Erzbischof Arno zwischen dem Freisinger Bischofe Atto (Altheus) und dem Tegernsee'r Abte Adalbert zu Stande brachte, heißt es wörtlich: »Atto episcopus requirens Ecclesias baptismales ad suum Episcopatum legitime pertinentes, id fuerunt ad Ascwendingas, et ad Hartbeningas, ad Egilingas, Woringoi, Ollinga (nicht Worm, Goiollinga!), Tanchiricha, Zezinhusir, Holzhusir, Hrodungeschiricha, Phuncina, Helphindorf, ad Funsinga, ad Pohloh, et decimam de ecclesia ad Feldkirc, et Ecclesiam ad Holzhusin ... et ad Teorhage eo quod iniuste abstracte essent de ipsum Episcopatum et conlocate in illorum monasterio multo iam tempore.« Da die Verhandlung schon i. J. 795 begonnen hatte, so werden wir mit diesem »multo iam tempore« wenigstens auf die Mitte des VIII. Jahrh. zurücklangen, und da die Kirchen vorher freisingisch waren, mit deren Bestand mindestens noch etwas vor die Mitte desselben. Genannte Kirchen sind nach Freudensprung's Deutung: Ascholding, Hartpenning, Egling, Warngau, Holzolling, Thannkirchen, Hetzenhausen, (Etzenhausen?) Westerholzhausen, Hrodungskirchen (unerklärt), Langenpfunzen, Helfendorf, Pullach, Feldkirchen, Großholzhausen und Dürreneck, Pf. Au bei Aibling. Dieses Kirchenverzeichniß ist in zweifacher Rücksicht sehr belehrend. Einmal haben wir in ihm ein Verzeichniß von Sprengeln, wie sie sich nach der kirchlichen Reorganisation in Folge der reformatorischen Wirksamkeit des hl. Bonifacius gebildet hatten, und welche von den spätern Pfarrsprengeln, deren Anfänge aus dem X. und XI. Jahrh., nämlich aus der Restauration nach den Magyaren-Einfällen datiren, ihre eigentliche, feste Gestaltung erst vom Ende des XI. Jahrh. an begannen. Wenn man die beziehentlichen, aus dem XI. und XII. Jahrh. stammenden, heutigen Pfarreien mit den sog. Baptismalsprengeln d. J. 804 vergleicht, so springt die große Verschiedenheit beider von selbst in die Augen. Ich mache hier nur auf folgende Unterschiede aufmerksam: Ascholding war noch vor nicht lange Vicariat der Pfarrei Tölz, Egling ist Filiale von Deining, wie Holz-

[1]) Mon. Boic. VI. p. 131. ff. und Meichelb. Hist. Frising. II. Nro. 121. p. 92. ff.

olling von Neukirchen, Langenpfunzen ist kirchloses Dorf der Pfarrei Pfaffenhofen bei Rosenheim und hat seinen Namen des langen Pfunzen wahrscheinlich daher, daß es sich vor der Verheerung durch die Magyaren in westlicher Richtung bis zu dem nun $^1/_8$ St. entlegenen Westerndorf fortsetzte, dessen St. Peterskirche mit der Ecclesia baptismalis Phuncina der Urkunde v. J. 804 gemeint sein wird; Helfendorf (Klein-) mit dem Patricinium des dort 652 gemarterten St. Emmerams ist Curatie der Pfarrei Ayng und Pullach, Filiale der Pfarrei Buch am Burgrhain; Dürreneck ist dermal ein einzelnes Bauernhaus, 1 St. vom Pfarrorte Au entfernt, und es steht zu bezweifeln, ob es je eine Kirche gehabt habe; mit der Ecclesia baptismalis Teorhage dürfte die heutige St. Andreas-Pfarrkirche des nahen Ellbach gemeint sein.

Von der großen Unähnlichkeit der kirchlichen Gemeinden nach und vor den Magyaren-Verheerungen wird ein analogischer Schluß auf eine vermuthlich eben so große nach und vor der Reorganisation durch den hl. Bonifacius, beziehentlich nach und vor dem Verfalle der Salzburger Mutterkirche gestattet sein, und für die Richtigkeit dieses Schlusses finde ich, wie oben bemerkt, den Nachweis in der Art und Weise, wie die sog. Ecclesiae baptismales des Documentes von 804 (795) aufgeführt werden. Die Bezeichnung Ecclesiae baptismales ist nämlich offenbar eine metaphorische für Seelsorgkirchen (Pfarrkirchen würden wir heute, wenn auch nicht ganz congruent, sagen) d. h. solche Kirchen, auf welche von den ältest zehentberechtigten Kirchen, den Baptisterien, das Zehentrecht übergegangen war. Der genaue Ausdruck statt Ecclesiae baptismales wäre gewesen: Ecclesiae decimatae, weil aus dem später vom Erzbischofe Arno vorgeschlagenen Vergleichswege, daß Bischof Atto dem Abte Meginhart, Adalberts Nachfolger, das Zehentrecht lehenweise überlassen soll, klar genug hervorgeht, daß es sich bei dem ganzen Streit vorzugsweise nur um die Zehentrechte handelte. Uebrigens gestattet die Bezeichnung der Seelsorgkirchen mit Ecclesiae baptismales die wohlbegründete Vermuthung, daß schon mit dem Beginne des IX. Jahrh. die Benützung eigener, von den Seelsorgkirchen gesonderter Baptisterien außer Gebrauch zu kommen anfing, was gegen Ende desselben Jahrhunderts schon allgemeiner Usus geworden war, denn in den zur Constatirung der Zehentrechte vom Bischofe Piligrim von Passau zu Mistelbach und Mautern gehaltenen Synoden werden mehrere zehentberechtigte Kirchen genannt, die ursprünglich nicht Taufkirchen im alten Sinne waren. In ähnlicher Weise verhält es sich mit den im Documente von 804 aufgeführten 14 oder 15 Ecclesiae baptismales (jenachdem nämlich Teorhage wirklich eine Kirche oder nur Wohnort des Seelsorgpriesters war), denn nur zwei davon, Oberwarngau (S. Joann. Bapt.) und Holzhusin Westerholzhausen (S. Michaelis), waren wirkliche ursprüngliche Baptisterien; einige davon, wie Helfendorf (S. Emmerami), Ascholding (S. Leonardi) und Pullach (S. Jacobi) waren wohl erst im Laufe des VIII. Jahrh. erbaut worden, wie aus ihren Patrocinien zu entnehmen ist.

Das Document v. J. 804 ist auch insoferne sehr interessant, als es ein paar Angaben enthält, womit eine Umwandlung der Kirchendisciplin constatirt wird. Vorerst werden darin 12—13 Landeskirchen als Taufkirchen bezeichnet, die wie eben erklärt, keine ursprünglichen Baptisterien sein konnten. Mithin mußte seit der Reorganisation des hl. Bonifacius im Taufritus bezüglich seines nicht wesentlichen Theiles eine Aenderung eingetreten sein. Diese Aenderung bestand, wie aus der rituellen Archäologie bekannt ist, noch nicht in der Verdrängung der Immersionstaufe durch die ausschließliche Infusions- oder Asperstionstaufe, welche von jeher mit der Immersionstaufe verbunden war, sondern in der Außergebrauchsetzung der Taufbassins und Ersetzung derselben durch sog. Taufsteine. Nur so wird die Erhebung von Nicht-Baptisterien zu Taufkirchen (Ecclesiae baptismales) erklärbar. Dieß wurde aber in Folge der historisch constatirten Thatsache möglich, daß die germanische Gesammtbevölkerung Baioariens schon vor dem VIII. Jahrh. vollständig zum Christenthume bekehrt war. Es konnte sich also in diesem Jahrhunderte nicht mehr um Taufen von Erwachsenen, sondern nur noch um Kindertaufen handeln, und zu dieser reichten behufs Vornahme der Immersion Taufsteine eben so gut aus, wie einst die Taufbassins zur Taufe der Erwachsenen. Die ziemlich allgemein werdende Auflassung der alten St. Michaels- und Johannes des Täufers-Baptisterien hatte aber ihren Grund wohl weniger in der Bequemlichkeitsliebe der mit der Spendung des Sakramentes Betrauten, als zum Theil vielleicht darin, daß, während manche der alten Baptisterien im Verfalle begriffen waren, zur Zeit der Reorganisation den örtlichen Bedürfnissen der vermehrten Umwohnerschaft entsprechendere neue Kirchen überhaupt entstanden, hauptsächlich aber in der eingewurzelten canonischen Anschauung, daß die Decimationsrechte den Baptisterien wesentlich inhärirten. Um sich diese ergiebigste aller geistlichen Renten zu sichern, mußte dem Seelsorgklerus daher vor allem daran gelegen sein, jene Kirchen, die er in Folge der ihm zufällig angewiesenen Wohnsitze als Seelsorgkirchen benützte, mit der Eigenschaft der Taufkirchen zu bekleiden. Ich will damit nicht sagen, daß es dem mit solchen Kirchen gleichsam belehnten Landklerus dadurch gelungen sei, sich in den festen und unmittelbaren Besitz der Zehentrente zu setzen, denn damals waren noch nicht die Fonds, sondern nur die Renten getheilt, und schon darum und ebenso wegen ihrer Anstellung auf Ruf und Widerruf, d. h. ohne stricte Seßhaftigkeit (Inamovibilitas) waren die damaligen Landgeistlichen nicht Pfarrer im spätern Sinne des Wortes, sondern Geistliche in der Pfarrei d. h. im Landtheile der Diöcese (Parochiani). Man ersieht übrigens hieraus, daß seit der Reorganisation des hl. Bonifacius die Seelsorgsdisciplin im allmäligen Uebergange zu jener Phase begriffen war, in welcher sich der Begriff der alten Parochia fast unmerklich in jenen des heutigen Pfarrsprengels verengerte und aus den Parochianis seßhafte Parochi wurden.

Die zweite oben erwähnte interessante Angabe des Documentes v. J. 804

betrifft die eben besprochenen Landgeistlichen. Der angenommene Vergleichsantrag Erzbischof Arno's bestimmt nämlich, daß der Abt als Lehenträger die Zehenten nach jenen Normen erheben soll, wie sie der Bischof durch seine Landpriester erhoben hatte (sicut solitus est accipere ipse Episcopus ad suos parochianos presbyteros). Hält man diese Bestimmung mit dem Canon XI. der Synode von Reisbach i. J. 799[1]) zusammen, welcher vorschreibt: Monachi ne sunto curiones«, so wird man überzeugt sein, daß in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. auch ein großer Umschwung bezüglich der in der Seelsorge verwendeten Geistlichkeit eingetreten sei. In der Periode der Bekehrung war es natürlich, daß die Missionäre oder Mönche auch die geborenen ersten Seelsorger ihrer dem Christenthume gewonnenen Gemeinden waren. Ich habe schon früher bemerkt, daß in den Documenten der baiovarischen Urzeit nirgends eine Spur von einer eigentlichen Missionsthätigkeit der Säcularpriester zu entdecken sei. Obgleich aber die bischöflichen Kathedral-Presbyterien jener Zeit in überwiegender Mehrzahl aus Mönchen bestanden, so trat doch, was ich sehr natürlich finde, der dignitäre Nimbus ihrer Mitglieder schon bald in den Vordergrund und drängte die monastische Eigenschaft nachgerade bis zur Unkenntlichkeit zurück. Dagegen regenerirte sich durch die allgemeine Einführung der Regel des hl. Benedict in den Klöstern unseres Landes das monastische Leben vom Grunde aus. Es war dieß eine der wunderbarsten Fügungen der göttlichen Vorsehung; es wurde dadurch jene glorreiche Armee geistlicher Kämpfer herangebildet, welche bald darauf den friedlichen Kreuzzug gegen das Heidenthum der Mittel- und Nordgermanen und der zahlreichen Slavenstämme mit weltgeschichtlichem Erfolge unternahm. — Was die vorwiegendere Verwendung von Weltpriestern in der Seelsorge in unserem Lande betrifft, so hatte hiezu Bischof Virgil, der Slavenapostel, wohl den kräftigsten Impuls dadurch gegeben, daß er im J. 773 seine neue Domkirche vollendete und weihte, und an derselben ein, wenn auch durchgängig aus Mönchen rekrutirtes, aber in säcularpriesterlicher Richtung organisirtes Presbyterium (Domcapitel) einsetzte. Wie schon mehrmals erwähnt, entbehrte das neue Domcapitel noch lange der dem alten Presbyterium von St. Peter inhärirenden Fundamentalrechte der legitimen Nachfolge auf dem erledigten Stuhle und der Bischofswahl; aber die niedere Verwaltung der Diöcese fiel ausschließlich ihm zu. Daß von dort an die Partialverwaltungen der Landseelsorge überwiegend an Säcularpriester und Geistliche übergingen, war nur eine in's Praktische übersetzte logische Consequenz davon. Dieser Umschwung ist urkundlich durch den nun oft wiederkehrenden Ausdruck Parochianus, Plebesanus, aber auch topographisch durch die von dieser Zeit vielfältiger werdenden aus Pfaff (Weltpriester im Gegensatze zu Münch) zusammengesetzten Ortsnamen documentirt. Da ich dieß schon früher erörtert habe, erinnere ich hier nur wieder daran, daß meines Wissens der erste derartige Ortsname im J. 796 als Papsteti (Pfafftätt bei Mattig-

[1]) Dalham, Conc. Salisburg. p. 35.

hofen) aufscheine. — Vorstehendes möge im Allgemeinen zum Beweise dienen, daß auch im baioarischen Oberlande den durch das Document v. J. 804 constatirten kirchlichen Zuständen schon eine Periode anders gestalteter vorausgegangen war.

Nun fragt es sich, wann im bisher besprochenen Holzlande die kirchlichen Gebilde ursprünglicher Gestaltung ihren Anfang genommen haben? — Die Beantwortung dieser Frage hängt wesentlich von der Klarstellung einer vorgängigen ab: wann nämlich das Holzland wenigstens streckenweise in Cultur genommen worden sei? Bei dem gänzlichen Mangel jeglichen urkundlichen Aufschlusses hierüber unterliegt die Beantwortung der letzten Frage großen Schwierigkeiten, und man wird sich auch hier wieder, wie so oft anderwärts, mit dem Wahrscheinlicheren begnügen müssen. Glücklicher Weise ist nun wenigstens soviel gewiß, daß sich schon der erste Abt von Tegernsee Adalbert, oder vielleicht richtiger, dessen Stellvertreter Zacco, schon bald nach der Gründung des Klosters um 746 in den faktischen Besitz jener Sprengel zu setzen gewußt hatte, welche schon im J. 795 Gegenstand des Streites mit Bischof Hatto von Freising waren. Zudem sagt das Document ausdrücklich von ihnen: »Conlocate in illorum monasterio multo iam tempore« und unmittelbar zuvor: »iniuste abstracte de ipsum (o) Episcopatum (u)«. Wenn wir, wie ich kein Bedenken trage, kraft der Bestimmung: multo jam tempore berechtigt sind, an die Fünfzigerjahre zu denken, so ermächtigt uns die Behauptung, daß sie dem Bisthume ungerechter Weise entzogen worden waren, zur Annahme, daß das Bisthum sie schon in den Vierzigerjahren besessen hatte, oder mit andern Worten, daß sie ihm in Folge der Diöcesen-Eintheilung des hl. Bonifacius im J. 739 zugefallen waren. Es ist dieß kein Schluß über die Prämissen hinaus, denn die von der allgemeinen und ursprünglichen Organisation sehr verschiedene kirchliche Einrichtung jener sog. Ecclesiae baptismales legt die Voraussetzung nahe, daß, wie ein Theil von ihnen nur aus dem VIII. Jahrh. stammen konnte, wenigstens zwei derselben, Oberwarngau und Westerholzhausen, als ursprüngliche Baptisterien bezüglich ihrer Entstehung einer noch viel frühern Zeit angehören mußten. Da nun aber die Salzburger Mutterkirche, der die ältern Kirchen vor dem J. 739 angehörten, während des VII. Jahrh. nicht in der Lage war, Propaganda zu machen, so werden wir gleichwohl genöthigt sein, jene zwei Baptisterien und die eine oder andere der Seelsorgkirchen mit den ältesten Patrocinien in das letzte Drittel des VI. Jahrh. einzureihen. Hiezu ermuthigt nicht nur die augenfällige Nähe des Missionsfocus Münsteur, sondern auch noch ein weiterer Umstand. Wir finden nämlich, daß die Filiale Bruck der heutigen Pfarrei Neukirchen dem hl. Rupert geweiht sei. Fragliche Widmung konnte nur nach dem J. 773, in welchem die Verehrung des hl. Landesapostels eine öffentliche wurde, und somit jene Gegend schon lange freisingisch war, stattgefunden haben, und man wird mich wenigstens keiner Kühnheit zeihen können, wenn ich vermuthe, daß die Erinnerung an

das apostolische Wirken des hl. Rupert auch in jener Gegend traditionell noch lebendig und Anlaß zu dieser Widmung war.

Auf demselben Wege, auf welchem ich die erste Dämmerung des Glaubenslichtes im Holzlande erschließe, glaube ich auch die ersten Spuren eines noch um mehr als ein Jahrhundert frühern Culturbeginnes im Holzlande für wahrscheinlich halten zu dürfen. Daß von dem Punkte an, wo die Limesstraße der Isar in der Richtung zum Walhgaue bei der Bielen-Kapelle nächst Aschelding auf das linke Isarufer übersetzte, mindestens ein Saumschlag am rechten Isarufer aufwärts über Tölz zur Einmündung des Walchenbaches und an ihm aufwärts über die Einsattlung nördlich vom Achensee gegen das Innthal bei Schwaz abgezweigt habe, wird man, denk' ich, kaum in Abrede stellen wollen. Auf diesem Wege lernten Säumer und andere Wanderer die ungeheuere Waldwildniß kennen, die sich beinahe unermeßlich zu beiden Seiten des Saumschlages ausdehnte und welche ganz dazu geeignet war, den vindelicischen Bewohnern des offenen Flachlandes im Falle eines Ueberfalles Seitens der nördlichen Barbaren eine sichere Zufluchtstätte abzugeben. Solche Barbaren-Einfälle wiederholten sich aber besonders in der ersten Hälfte des V. Jahrh., erst stoßweise, in der zweiten aber so oft und gewaltig, daß sie, wie bekannt, den Zusammensturz des Weltreiches zur Folge hatten. Schon am Beginne des V. Jahrh. mögen sich Schaaren von Vindeliciern in jene Wälder geflüchtet haben, um den unabläßigen Drangsalen der Barbaren-Einfälle zu entgehen, und sie mag vor 440 der hl. Regionarbischof Valentin wie ein tröstender Engel in ähnlicher Weise aufgesucht haben wie der hl. Abt Severin nach 454 seine Noriker. Ich komme auf diese Vermuthung von der Wahrnehmung gelenkt, daß dem hl. Valentin im Holzlande vier Kirchen gewidmet sind, nämlich Endelhausen, Hechenberg, Aufhofen bei Thanning und Bergheim bei Oberwarngau. Wohl könnte man versucht sein, diese Widmungen für moralische Nachwirkungen der feierlichen Uebertragung der Gebeine des Heiligen nach Passau um das J. 807 auszugeben, aber nur mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit, denn gerade in der alten, weitausgedehnten Passauer Diöcese sind die St. Valentins-Patrocinien verhältnißmäßig auffallend selten, und wo sie auf altvindelicischem Boden, z. B. in der Regensburger und Freisinger Diöcese hie und da in kleinen Gruppen vorkommen, wird dieß eher der lebendig gebliebenen Erinnerung an seine menschenfreundliche Thätigkeit zuzuschreiben sein, als irgend einer Beziehung zur Uebertragungsfeierlichkeit seiner Gebeine. Dieß gilt aber umsomehr, wenn auf ein Areal von wenigen Stunden vier St. Valentinskirchen entfallen, ein Areal, welches über 22 geographische Meilen in gerader Linie von Passau und auch vom Innstrome mehr als 6 geograph. Meilen entfernt ist. Uebrigens — und dieß ist entscheidend — läßt sich das Bestehen einer jener obengenannten St. Valentinskirchen, nämlich jener zu Bergham schon vor der Reliquien-Uebertragung nachweisen, weil im J. 785 eine Frau Namens Baganza die St. Valentinskirche zu Bergham

sammt Dotation zum Kloster Schäftlarn schenkt [1]). Wohl hält es Rettberg [2]) und mit ihm Dümmler [3]) für wahrscheinlich, daß fragliche Uebertragung schon kurz vor 769 geschehen sei; ich zweifle aber sehr, ob das von Ersterem für diese Meinung Beigebrachte sie auch nur zur Wahrscheinlichkeit erhebe. Die Passauer Documente, die als einheimische hierin denn doch am meisten Berücksichtigung verdienen, nennen beinahe einhellig immer das Jahr 807 als das der Reliquien-Uebertragung. Wenn man aber die Thatsache, daß namentlich in der Freisinger Diöcese dem hl. Valentin auffallend viele Kirchen geweiht sind, statt auf die dort lebendiger gebliebene Erinnerung an sein segenreiches Wirken auf die persönliche Verehrung zurückführen will, welche ihm der hl. Corbinian, der Gründer dieses Bisthums, zollte, so läuft dieß auf dasselbe hinaus, weil diese persönliche Verehrung eben auch nur auf das dankbare Andenken an die großen Wohlthaten basirt war, welche der hl. Valentin auch dem freisingischen Theile des alten Vindeliciens erwiesen hatte, wie oben dargethan worden ist. — All dieß reiflich überlegt, glaube ich der Wahrheit nahe zu sein, wenn ich die ersten Anfänge der Cultur des Holzlandes in das zweite Drittel des V. Jahrh. einreihe. Als mit der Besitznahme Vindeliciens durch die Baioarier bald nach dem Beginne des VI. Jahrh. friedliche Zeitläufe eintraten, wird sich wohl auch die Erweiterung der Culturen des Holzlandes noch gedeihlicher gestaltet haben, und daß sie im letzten Drittel des VI. Jahrh. allem Anscheine nach schon nicht unbeträchtliche Fortschritte gemacht haben mußte, glaube ich vorher wenigstens im Allgemeinen aus kirchlichen Momenten genügend dargethan zu haben.

Es ist nun Zeit, aber auch erst nach diesen Erörterungen von mehr localem Interesse möglich, dem Christianisirungsgange im Holzlande des Speciellern nachzuforschen. Wie es sicher ist, daß Cultur und Ansiedlungen von den Ebenen in die Vorberge und deren Thalausläufe vordrangen, bis sie sich endlich auch der innern Hochthäler bemächtigten, ebenso sicher wird es sein, daß zuerst die nächste und nähere Umgebung des Missionsfocus Münsteur das Licht des Evangeliums empfing und nachmälig erst die davon entferntern Landsporaden der in Rodung begriffenen Waldreviere. Auf eine in einer solchen Rodung erbaute Kirche scheint auch jenes dem scharfsinnigen Interpreten Freudensprung unerklärlich gebliebene Hrodungeschiricha (somit nicht auf patronymische Namensherkunft) zurückzuweisen: vielleicht ist einfach Holzkirchen (S. Laurentii) damit gemeint. Unter seinem heutigen Namen kommt es in Meichelbeck nie, und überhaupt erst 906 zum erstenmal vor. — Bis ich in meiner Untersuchung weiter gehe, muß ich darauf aufmerksam machen, daß im ganzen Holzlande mit Ausnahme einer einzigen sichern, nämlich Zellwies, keine aus ältester Zeit stammende Ortschaft aufzufinden sei, deren Name aus Zell oder Münch zusammen-

[1]) Mon. Boic. VIII. p. 367. 368. [2]) Kirch.-Gesch. Deutschl. II. S. 249. [3]) Piligrim von Passau S. 142.

gesetzt ist. Bayerisch- oder Margarethen-Zell ist vom Abte Adalbert, dem ohnehin bekannten Stifter Tegernsee's, gegründet und hieß vorher Helingeresweng[1]) und von Dietramszell ist es wenigstens sehr zweifelhaft, ob es, bevor es von Tegernsee aus zum förmlichen Kloster erhohen wurde, schon Zell geheißen habe. Dieser Mangel an Ortsnamen im Holzlande, welche aus Zell oder Münch zusammengesetzt sind, scheint mir nur aus dem innigen Zusammenhange seines Cultur- und Christianisirungsganges erklärlich zu sein. Das Holzland scheint nämlich ebenso wie andere Waldgebiete, und wie dieß überhaupt in der Natur der Sache lag, rottenweise in Cultur genommen worden zu sein. Die Siedlungsverhältnisse weisen auf dasselbe Vorgehen zurück. Während in den Ebenen des Vorlandes größere Dörfer zur Regel und dazwischen eingestreute Weiler und Einöden zur Ausnahme gehören, steigert sich das umgekehrte Verhältniß mit den Höhencôten der Vorberge: die größern Dörfer werden seltener, und die Einödhöfe nehmen so überhand, daß sie um Neukirchen, Miesbach, Wahl (d. h. Wald) u. s. w. sich zur Ausschließlichkeit erheben. Damit ist der Gang der allmäligen Cultur und zugleich jener der Christianisirung vorgezeichnet; die von den Culturanten-Rotten gegründeten Dörfer sind die ersten Ansiedlungen, die von ihren Ablegern und den Nachwanderern angelegten Weiler und einödigen Gehöfte die spätern, die ausschließlichen Einödengruppen die spätesten. Mir scheint, die christliche Mission habe in einer Zeit begonnen, als die Bewohner des Holzlandes noch auf die Dörfer beschränkt waren, mithin bald nach dem Beginne einer ausgebreiteteren Cultur, und die Missionäre nahmen in den Dörfern Wohnung und erbauten sich innerhalb derselben auch ihre Kirchen; dagegen glaube ich, daß die Emanationen der Dörfer in Weiler und Einöden schon in jene Zeit gefallen sei, in welcher die Dorfbewohner schon christianisirt waren, und somit den christlichen Glauben schon in ihre einödigen Neubrüche mitbrachten. Auch die Nachwanderer aus dem Flachlande herein, welche vorzüglich von der für ergiebigere Viehzucht günstigeren Lage angelockt sein mochten, halte ich für bereits christliche. Die Einödler schlossen sich aber schon ihrer Abkunft wie ihrer vereinzelnten Lage gemäß den kirchlichen Attributen der Dörfler an, und die wenigen Kirchen, welche in einigen Einödengruppen bestehen, stammen ohne Zweifel aus einer sehr späten Zeit. Der Mangel an Zellortsnamen scheint mir auf diese Weise genügend erklärt zu sein.

Dem bisher Erörterten gemäß dürfte einleuchtend sein, daß sich die ersten christlichen Gemeinden anfänglich in der nächsten Umgebung des Missionsfocus, nämlich des St. Johannes-Münsters (Münsteur) bildeten. Sein erstes gegen Süden in das innere Holzland vorgeschobenes Baptisterium war laut früherer Erklärung Unter-Darching (S. Joann. Bapt.), die St. Martinskirche zu Holzolling wird wohl dessen primitive Seelsorgkirche gewesen sein; wahrscheinlich bald darnach auch Holzkirchen (S. Laurentii), und nicht viel später als diese die

[1]) Mon. Boica X. p. 382.

schon tiefer in den Vorbergen stehende weitere St. Laurentiuskirche zu Persberg bei Miesbach, möglicher Weise auch die St. Georgskirche zu Großpienzenau. — Für das in südwestlicher Richtung nächste Baptisterium halte ich Wester- oder Oberwarngau (S. Joann. Bapt.) und für deren Seelsorgkirchen die St. Cosmas- und Damiankirche auf dem Kirchberge bei Hartpenning, und die St. Martinskirche zu Steingau. Wahrscheinlich gehört auch eine der beiden Kirchen Kirchbüchl (SS. Petri et Pauli), oder die St. Martinskirche zu Ellbach, beide in der heutigen Pfarrei Hechenberg, hieher, indem dadurch für die geistlichen Bedürfnisse der westlichen Umwohner gesorgt war. Aus demselben Grunde möchte ich auch die St. Martinskirche, an welcher im XII. Jahrh. das Kloster Dietramszell erbaut wurde, dazu rechnen. — Das dritte Baptisterium des Vorlandes wird wohl Neufahrn (S. Joann. Bapt.) in der heutigen Pfarrei Deining gewesen sein. Seine ursprüngliche Seelsorgkirche war wohl Egling (S. Martini), aus welcher dann zur seelsorglichen Pflege der nördlichen Umwohner Großdingharting (S. Laurentii) und ebenso der nordöstlichen Altkirchen (S. Margarethae) emanirten. Wegen der Lage an der südwestlichen Abzweigung der Isarlimesstraße gegen den Walhgau gehört wohl auch noch die Zelle von Zellwies mit dem gegen Süden vorgeschobenen Baptisterium Fischbach (S. Joann. Bapt.) und der Seelsorgkirche Königsdorf (Chumizdorf, S. Laurentii) dem bisher besprochenen ersten Missionsrayon an; die nahe St. Margarethenkirche zu Huppenberg dürfte in einer engern Beziehung zur Zelle selbst stehen.

In den zweiten Missionsrayon und darum vielleicht schon in die Periode, in welcher bereits christliche Colonen weiter gegen das Gebirg hinauf vordrangen, werden die Baptisterien zu Gmund (S. Michaelis) und zu Gaisach (S. Michaelis) einzustellen sein; jenes als Emanation von Oberwarngau, dieses als solche von Fischbach. Die ursprüngliche Seelsorgkirche des Baptisteriums zu Gmund wird wohl Waakirchen (S. Georgii) gewesen sein, und Egern (S. Laurentii) eine nachmalige Emanation davon; ob ebenso auch das jenseits eines Bergzuges gelegene Westenhofen bei Schliersee (S. Laurentii) oder die St. Sixtuskirche im letztgenannten Orte selbst, wage ich nicht zu entscheiden. Dem Baptisterium Gaisach wird die Seelsorgkirche Tölz entsprechen. — Da der zweite Rayon, wie vorher bemerkt, vielleicht schon diesseits der Zeitgrenze des eigentlichen Missionswesens, oder doch wenigstens hart an ihr liegt, so werde ich mit ihm meine Beleuchtung der Christianisirung des Holzlandes abzuschließen haben.

München und seine offene Umgegend. Ueber die älteste Documentirung der Ortschaft, aus welcher später die Haupt- und Residenzstadt München erwachsen ist, wurde längere Zeit hindurch eine gelehrte Controverse geführt, deren Gegensätze ziemlich weit auseinander gingen. Schon aus dem Grunde, daß älteste Documentirung und wirkliche Ursprungszeit zwei von einander sehr verschiedene Dinge sind, kann ich nicht angefochten sein, jene für meinen Standpunkt fast sterile Controverse, insoferne sie nur die älteste Documenti-

rung betrifft, wieder aus ihrem nun schon längeren Schlummer wachzurufen. Dagegen hat aber die von der ersten Documentirung selbstverständlich ganz unabhängige Ursprungszeit der Wurzel Münchens sehr großes Interesse für mich, und ich muß es darum versuchen, ihr auf einem andern Wege, als auf jenem der Diplomatik, näher zu kommen. Es wolle mir um so mehr gestattet sein, eine völlig parteilose Muthmaßung darüber auszusprechen, da man versichert sein kann, daß ich nicht das geringste, persönliche Interesse daran habe, ob die ersten Anfänge der schönen bayerischen Hauptstadt um eine Viertelstunde älter oder jünger sind. Die als plausibelst geltende Ansicht geht dahin, daß das winzige Oertchen München im VIII. Jahrh. als Maierei, Schwaige, Schäfereihof u. s. w. des Klosters Schäftlarn entstanden sei. Auch Dr. Sepp huldigt dieser Meinung im Wesentlichen, baut jedoch seine Schäftlarner Niederlassung um zweihundert Jahre später. Möge er hier im Namen seiner Meinungsgenossen mit eigenen Worten sprechen[1]): „München selbst trägt seinen Namen von einer ersten Ansiedlung der Mönche von Schäftlarn, und führt darum auch den Mönch oder das sog. Kindlein im Wappen. Als nämlich die heidnischen Ungarn auf ihrem Raubzuge 912 ganz Bayern verheerten, und nach einander die Kirchen und Klöster zu Oetting, Schliersee und Tegernsee zerstörten, darauf mit ihren Rossen durch die Isar schwammen, und Schäftlarn, Benedictbeuern, Schlehdorf, Polling, Wessobrunn und Dießen ausplünderten und in Asche legten, hatte sich ein Theil der Religiosen von Schäftlarn isarabwärts in die Wildniß geflüchtet und dort eine Niederlassung gegründet, die man sofort „zu den München" hieß." Diese Combination des Ursprungs der Ortschaft München ist unbestritten eine sehr geniale, aber auf irgend einem historischen Fundamente beruht sie nicht. In der vorläufig dahingestellten Voraussetzung, daß München wirklich von Schäftlarn aus gegründet worden sei, könnte man der Combination Sepp's eine andere entgegenstellen, welche ebenfalls nicht nur einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte, sondern sich auch mit einer, freilich nicht unangefochtenen Urkunde stützen ließe. Die vom Priester Waltrich, (vom J. 773 an Bischof von Passau) erbaute und dotirte St. Dionysiuskirche zu Schäftlarn wurde nach Meichelbeck's Ansicht im J. 778 förmliches Benedictinerkloster und im J. 782 unter andern auch mit Gütern zu Sendling und Schwabing ausgestattet. In der hierüber ausgestellten Urkunde heißt es am Schlusse[2]): »Actum est hoc in curte qui dicitur Nivvihingas, (al. Munihingas)«, und Meichelbeck findet es in der Erläuterung derselben nicht unwahrscheinlich, daß wirklich Munihingas zu lesen sei, weil die curtis Munichingas zwischen Sendling und Schwabing lag. Letztere Lesart als richtige vorausgesetzt, wäre es sehr begreiflich, daß das Kloster Schäftlarn behufs seelsorglicher Pflege der Bewohner von Sendling und Schwabing (und der dortigen Umgegend) Mönche exponirt habe, deren Wohnort Munichun, d. h. bei den Mönchen, geheißen habe. Aber

[1]) Beitr. z. Gesch. d. bayer. Oberland. I. Heft. S. 21. [2]) Meichelbeck, Hist. Frising. I. p. 81.

auch abgesehen von der Unsicherheit der Lesart Munihingas enthält diese Voraussetzung nicht geringe Schwierigkeiten. Ohne Zweifel bestand die Curtis Munihingas (oder Niuuihingas) wie Sendling und Schwabing schon geraume Zeit (sicherlich länger als vier Jahre), bis Sendling und Schwabing nach Schäftlarn geschenkt wurden, und damit kämen wir in eine Zeit zurück, in welcher fragliche Curtis schon Munihingas hieß und das Kloster Schäftlarn noch nicht gegründet war, mithin auch keine Seelsorgsmönche dorthin exponiren konnte. Ueberdieß wäre es auffallend, daß die Wohnstätte der Mönche nicht Cella, sondern Curtis genannt wurde.

Da der Name der Ortschaft München, mit Sicherheit nachweisbar, vor den zwei bekannten Diplomen des Kaisers Friedrich I. vom J. 1158 und 1180[1]) nicht urkundlich aufscheint, so wird die Ursprungszeit derselben auf diplomatischem Wege nicht zu ermitteln sein. Ich sage „mit Sicherheit nachweisbar", denn er kommt allerdings in einem Documente wiederholt vor, von welchem Frh. v. Freyberg glaubt, daß es fast um 150 Jahre älter sei: es ist dieß das von ihm veröffentlichte älteste Urbarium des Klosters Tegernsee[2]), welches er dem Abte Ellinger (1017—41) zuschreibt.[3]) Aus diesem Urbarium ließe sich nun freilich indirect und direkt entnehmen, daß die Ortschaft München (Monacum) schon im Zeitraume seiner äbtlichen Verwaltung bestanden habe, denn einmal wird ein anderes München als Ostrinmünchen von unserm westlichen differenzirt[4]), und überdieß mehr als einmal ausdrücklich genannt, nämlich als Monacum superius im Gegensatze zum Monacum inferius (Münchner-Au nächst der Pfetrach[5]), obendrein aber als »Civitas Monacum« (»Pratum apud Civitatem Monacum sic nuncupatum 60 den.«[6]). Diese Prädicirung mit Civitas stellt uns vollkommen sicher, daß das Item, in welchem sie vorkommt, erst nach 1158 in das meinetwegen ursprünglich vom Abte Ellinger angelegte Urbarium eingetragen worden sei. Sollte hierüber noch ein Zweifel bestehen können, so wird er gegenüber dem Eintrage desselben Urbariums[7]) »Pie memorie Rupertus Abbas auctor benevolus redituum nocturni panis extitit« verschwinden müssen, denn Abt Rupert starb im J. 1186. Man ist daher zur Annahme genöthigt, daß die spätern Abschreiber bis 1250 die nach Ellinger fallenden Erwerbungen des Klosters in das von ihm angelegte Urbarium nachgetragen haben. Nur ein Eintrag, in welchem München schon für die Zeit des Abtes Ellinger documentirt zu sein scheint, kommt in diesem Urbarium vor[8]); er lautet: »Monaci area 30 den.« Daß damit München an der Isar gemeint sei, geht mit Sicherheit daraus hervor, weil Ostermünchen fast unmittelbar zuvor und darnach, nämlich S. 228 und 238 als Ostirmünchen davon

[1]) Mon Boic. 29. I. p. 347. 458. [2]) Aelteste Gesch. v. Tegernsee, III. Beilage S. 221. ff. [3]) Ibid. S. 177. [4]) Ibid. S. 228. 238. [5]) L. c. S. 255. Anm. [6]) L. c. S. 226. [7]) L. c. S. 246. [8]) L. c. S. 231.

unterschieden ist, und überdieß dasselbe Grundstück hier als Area bezeichnet wird, das dann nach 1158 wieder als mit 60 Denaren belastetes Pratum vorkommt, wie wir vorhin gesehen haben. Der von 30 auf 60 Denare verdoppelte Bodenzins findet in der inzwischen vor sich gegangenen Stadtanlage eine ganz natürliche Erklärung. Wie wahrscheinlich es aber auch sein mag, daß wir mit dem Item: »Monaci area 30 den.« einen Eintrag des vom Abte Ellinger ursprünglich angelegten Urbariums vor uns haben, mit Sicherheit nachweisbar ist es nicht, und darum ist auch aus diesem Eintrage, wie aus den urkundlichen Angaben überhaupt ein verlässiger Schluß auf die Ursprungszeit der Villa munichun nicht gestattet.

Nun hat aber der Ortsname Munichun selbst urkundlichen Werth, indem mit ihm klar ausgesprochen ist, daß die damit bezeichnete Ortschaft anfänglich etwas anderes gewesen sei, als eine »Villa« (Dorf), wie sie im Diplome von 1180 präcidirt wird; fragliche Ortschaft mußte in irgend einer frühern Zeit die Wohnung mehrerer Mönche, d. h. eine Zelle gewesen sein, denn sonst hätte man ihr nicht den Namen Munichun = „bei den Mönchen“ gegeben. Die gang und gäben Uebersetzungen: Maierei, Schwaige, Schäfereihof u. s. w. (nämlich des Klosters Schäftlarn) sind kein günstiges Zeugniß für die Sprachkenntnisse ihrer Urheber: wie aber der anerkannte Gelehrte Freudensprung „Ort von Einsiedlern“ übersetzen konnte, ist mir geradezu unbegreiflich. — In welche Periode ist aber jene frühere Zeit einzureihen, in welcher die Zelle Munichun gegründet wurde und als solche fortbestand? Mir scheint, in eine viel frühere, als man gewöhnlich annimmt. Einmal steht fest, daß sie schon eine geraume Zeit vor 1158 zum Dorfe, Weiler »Villa« herabgesunken war, weil sie damals so geheißen wird. Zelle war Munichun nur, so lange sie von Mönchen bewohnt, oder so lange von ihr aus die primitive Seelsorge der Umgegend von Mönchen versehen wurde, und damit kommen wir, meines Dafürhaltens, in eine sehr frühe Zeit zurück, zu deren Fixirung die beurkundeten Culturzustände der Vorzeit die verlässigste Grundlage an die Hand geben. Wo uns nämlich in irgend einer Gegend eine bereits dichtere Bevölkerung in alter Zeit entgegentritt, werden wir fest überzeugt sein dürfen, daß auch für die seelsorgliche Pflege derselben genügend gesorgt war. Dieß ist nun aber mit der Umgegend von München in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. in sehr augenfälliger Weise der Fall. Mich auf die nächste Umgebung von München beschränkend, führe ich hier aus den Urkunden Meichelbecks 15 und aus jenen des Klosters Schäftlarn 3 für jene Zeit documentirte Ortschaften auf, nämlich Allach 773, Trudering 774, Pasing 774, Schleißheim 775, Bogenhausen 776, Baierbrunn 776, Hesselloh 776, Biberg 779, Schwabing 782, Sendling 782, Gräflfing 783, Perlach 784, Giesing, Feldmoching, Ismaning, Laufzorn, Mosach 784—810, Haidhausen 809. Diese werden uns für jene alte Zeit bekannt, weil sie in ihr zufällig Gegenstand kirchlicher Verhand-

lungen geworden waren, und es ist wohl selbstverständlich, daß bezüglich einer viel größern Anzahl benachbarter Ortschaften dieß nicht der Fall gewesen sei. Angesichts dieser Culturzustände der Umgegend Münchens läge die Annahme sehr nahe, daß München damals eine reichlicher besetzte Mönchszelle des Klosters Schäftlarn gewesen sei, von welcher aus die seelsorglichen Bedürfnisse der umliegenden Ortschaften befriedigt wurden: ich vermag aber dieser Annahme nicht beizutreten. Einmal steht fest, daß die große Mehrzahl der genannten Ortschaften unmittelbar bischöflich Freising'sches Eigenthum war und nicht einmal ein Drittel derselben Eigenthum des Klosters Schäftlarn. Da die kirchliche Organisation Freisings und somit zuvörderst wohl auch der nächsten Nachbarschaft des Bischofsstuhles schon vom hl. Corbinian begründet und nach 739 sicherlich vollständig durchgeführt worden war, so ist man zur Voraussetzung genöthigt, daß die seelsorgliche Pflege der Umgegend von München schon durchgängig geregelt war, als das Kloster Schäftlarn um 780 wirkliches Benedictinerstift wurde. Gerade in die Zeit nach 739 fällt aber der beinahe allgemeine Uebergang der Seelsorge an die Weltpriester, oder richtiger, der Beginn der dauernden Seelsorge durch dieselben. Wirklich war auch Waltrich, der Stifter Schäftlarns und spätere Abt jenes Klosters und nachmalige Bischof von Passau, anfänglich nicht Mönch, sondern reichbegüterter Weltpriester, und daß das Weltpriester-Institut zur Zeit der Gründung des Klosters Schäftlarn schon vorwiegend war, ersehen wir unter Anderem aus der Schenkung Münsings zu besagter im Entstehen begriffener Stiftung, indem selbe im J. 773 vier Priester als Zeugen unterfertigen[1]). Was aber die vorgebliche Seelsorge der Schäftlarner Mönche von der Zelle Munichun aus betrifft, ist selbe auch mit den ältest bekannten Eigenthumsverhältnissen dieser Zelle nicht vereinbar, denn das Oratorium der Zelle, die seit unvordenklicher Zeit bestehende St. Peters-Wieskapelle, welche nicht erst im J. 1158 erbaut wurde, wie Geiß willkürlich behauptet[2]), stand auf dem Boden des Klosters Tegernsee, auf der Wiese, wohl dem Pratum mit 30 und später 60 Denaren Bestiftung, von welchem oben die Rede war, (der anstoßende Stadttheil heißt heute noch der Anger). Ueberdieß wurden die Seelsorgsrechte der Mönche gerade in jener Zeit so sehr auf ihre arrondirten, größern Liegenschaften beschränkt, daß die Synode von Reisbach bereits den Disciplinarcanon[3]) aufstellen konnte: »Monachi ne sunto curiones.« All dieses zusammengehalten, wird man mit einiger Zuversicht behaupten dürfen, daß die Seelsorge der Umgegend von München im letzten Drittel des VIII. Jahrh. allerdings von dem bereits Widdum gewordenen Zelleigenthum „auf dem Widem" von Freisinger Weltpriestern versehen wurde, und daß mithin Munichun damals schon nicht mehr eigentliche Zelle war: ich wiederhole, sie mußte es aber früher gewesen sei, weil sie sonst nicht Munichun hieße.

---

[1]) Mon. Boica, VIII. p. 364. [2]) Gesch. der Stadt-Pfr St. Peter S. 2. [3]) Dalham, Conc. Salisb. p. 35. Can. XI.

Hier handelt es sich demnach darum, ob bezüglich der Umgegend Münchens für jene noch frühere Zeit, in welcher Mönche die aus den Missions-Erfolgen hervorgegangene primitive Seelsorge ausübten, sich culturliche und kirchliche Zustände nachweisen lassen, welche die Annahme rechtfertigen, daß die Zelle Munichun ein derartiger Centralpunkt gewesen sei, von welchem aus seelsorgliche und vorgängig missionäre Thätigkeit geübt worden war. Wie mir scheint, läßt sich dieser Nachweis mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit erbringen. Ich werde kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich behaupte, daß obengenannte, für die zweite Hälfte des VIII. Jahrh. documentirte Ortschaften aus der Umgegend von München, und eine noch viel größere Anzahl der Nichtdocumentirten nicht unmittelbar vor ihrer Documentirung entstanden seien, vielmehr ihrer Mehrzahl nach wohl schon ein paar hundert Jahre bestanden. Bei dem ziemlich enggeflochtenen Netze alter Römerstraßen jener Gegend wird man voraussetzen müssen, daß die Baioarier schon bald nach ihrer Einwanderung auch von den an diesem Netze liegenden Römerculturen Besitz ergriffen haben werden, obwohl jener Boden nicht zu den fruchtbaren gehört. Vorgängige Cultur überhob die Neueingewanderten doch immerhin der Neubrucharbeit. Wir sind in dieser Beziehung auch nicht auf Vermuthungen allein angewiesen, indem uns Aribo in seiner Vita S. Emmerami positive Andeutungen gibt, aus welchen sich auf eine schon in der Mitte des VII. Jahrh. ziemlich weit vorgeschrittene Cultur jener Gegend schließen läßt. Aribo erzählt uns unter anderem[1]), daß sich außer den Weibern der Nachbarschaft 200 Männer dem erbarmungswürdigen Zuge anschlossen und den Wagen ziehen halfen, auf welchem der zerfleischte Leib des hl. Emmeram nach Aschheim zurückgebracht wurde. Zweihundert Männer aus der unmittelbaren Nachbarschaft von Helfendorf setzen eine Gesammtbevölkerung jener engern Nachbarschaft von mindestens 600 Köpfen mit beiläufig 100 Häusern voraus. Ich betone absichtlich diese engere Nachbarschaft, weil das Martyrium des hl. Emmeram und die behufs der Zurückschaffung seines hl. Leibes nach Aschheim getroffenen Anstalten das Werk von höchstens ein paar Stunden waren und das entsetzliche Ereigniß um so mehr nur in der nächsten Nachbarschaft bekannt geworden sein konnte, da es an einem Werktage vorgefallen war, weil die Leute mit Feldarbeit beschäftigt waren, wie uns derselbe Biograph berichtet. Aus einer so großen Einwohnerzahl eines so kleinen Umkreises darf man mit Recht auf eine schon sehr beträchtliche Cultur der Umgegend schließen, und da der Boden um Helfendorf gleicher Bonitätsklasse mit jenem zu München ist, wird man dieselbe verhältnißmäßige Dichtheit der Bevölkerung auch für die Umgegend von München annehmen müssen. Zu den in der Vita S. Emmerami angedeuteten Culturzuständen der Umgebung von München, aus denen sich auf ihnen entsprechende seelsorgliche Anstalten schließen läßt, kommen aber auch noch ein paar vom nämlichen Biographen hervor-

[1]) Bolland. T. VI. Sept. ad diem 22. Sept. c. II. Nro. 24. p. 479.

gehobene, rein kirchliche Momente, die es völlig außer Zweifel stellen, daß die Umgegend von München vor der Mitte des VII. Jahrh. schon kirchlich organisirt worden war. Am wichtigsten sind folgende zwei Stellen[1]): »Reducentes certatim (s. corpus) ad villam publicam nuncupatam Aschhaim distantem (ab Helphindorf) miliario fere duodecimo ubi ecclesia B. Petri apostoli constructa esse videbatur«; und wiederum: »Viri corpus feretro imponentes iter coeptum expleverunt ad ecclesiam B. Betri in villa publica Aschhaim nuncupante.« Ich werde sogleich auf jene Stellen Aribo's hinweisen, aus welchen hervorgeht, daß das Christenthum der Baioarier in der Zeit des hl. Emmeram, also in der Mitte des VII. Jahrh. ein bereits wieder in Verfall gerathenes war, wenn also damals noch Kirchen standen, so konnten sie wohl nur aus der Zeit vor dem Verfalle des Christenthums stammen, d. h. aus der Periode, in welcher der hl. Rupert und sein Nachfolger Vital den katholischen Glauben in die Herzen der Baioarier eingepflanzt und ihn zu erfreulicher Blüthe gebracht hatten. Diesen Glauben pflegten aber wohl noch eine geraume Zeit nach dem Hingange des hl. Vital die von ihm zurückgelassenen Mönche, nun als Seelsorger, welche vorher Gehilfen im Bekehrungswerke gewesen waren. Wenn aber, wie aus den eben angeführten Stellen Aribo's sicher ist, die Umgegend von München Kirchen hatte (Aribo nennt freilich nur eine, weil ihm zur Nennung der andern kein Anlaß gegeben war), so wird selbe Umgegend vor dem Einreißen des kirchlichen Verfalles unbezweifelt auch Seelsorgmönche gehabt haben, welche diese Kirchen zu ihren geistlichen Functionen benützten, und diese Mönche werden aller Wahrscheinlichkeit nach wohl an keinem andern Orte gewohnt haben, als an jenem der zu einer prachtvollen Königsstadt erwachsen, heute noch von ihnen den Namen hat. In der eben entwickelten Annahme müssen dem Stadtbaue Herzog Heinrichs des Löwen bezüglich des fraglichen Ortes zwei Phasen vorausgegangen sein: jene des Bestandes der Mönchszelle, und nachdem sie ihre monastische Eigenschaft eingebüßt, jene eines einfachen Bauergutes, Dörfleins..... Villa, oder wenn obenbesprochene Lesart Munichingas statt Niuuihingas richtig wäre, eines Herrenhofes (Curtis). Das Eintreten dieser Phasen wäre aus den kirchlichen Zuständen des VIII. Jahrh. leicht erklärlich, ja annäherungsweise sogar der Zeitpunkt bestimmbar, in welcher die Zelle zum Landgute herabsank. Aehnliche Umwandlungen haben wir schon viele nicht nur bei Zellen, sondern auch bei Münstern zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ihre allen gemeinsame Ursache war der Verfall der Salzburger Landes- und Mutterkirche während des VII. Jahrh. und der etwas frühere oder spätere Zeitpunkt für die Einzelnen der gegen die Mitte des genannten Jahrhunderts allgemein gewordene Priestermangel, indem die vom hl. Bischofe Vital in seinen letzten Verwaltungsjahren (um 597) ordinirten Priester, von denen wohl nur wenige ihr Priesterjubiläum erlebt haben werden,

[1]) Bolland. T. VI. sept. ad diem 22. p. 479. Cap. III. Nro. 25. und p. 481. Nr. 31.

um die Mitte des VII. Jahrh. ausstarben. Um diese Zeit ging wohl auch die Mehrzahl der von den Missionären des hl. Rupert und Vital's erbauten Zellen in dem Sinne ein, daß sie nicht mehr von Mönchen bewohnt wurden und mit Beibehaltung ihres alten Namens als Bauern-Anwesen fortbestanden. Hievon wird auch die Zelle Munichun kaum eine Ausnahme gemacht haben, und ihre Umwandlung in ein Bauerngut (villa, curtis) fiele daher beiläufig gegen das Jahr 650.

Daß der hl. Emmeram einige Priester aus den Landeseingeborenen geweiht habe, dürfte aus dem germanischen Namen jenes Priesters Wolfleich (wohl richtiger Wolfleip, wie ein paar Gleichnamige im Verbrüderungsbuch von St. Peter vorkommen), zu entnehmen sein, der in seiner Vita genannt wird: viele konnte er aber nicht geweiht haben, weil die kurze Zeit seines dreijährigen Wirkens in Baiovarien zu ihrer Heranbildung zu beengt gewesen wäre. Eine größere wenn auch keine sehr beträchtliche Anzahl Priester weihte wohl erst der Bischof Flobrigis von Salzburg wieder, welcher diesen Stuhl gegen Ende des VII. Jahrh. innehatte. Ob damals auch die Zelle Munichun wieder Seelsorgmönche erhielt, ist sehr problematisch, wenn nicht geradezu unwahrscheinlich: in ihrer Beziehung scheint nur Eines sehr wahrscheinlich zu sein, daß, sobald die Umgegend von München wieder Seelsorger aus dem Weltpriesterstande bekam, diese von der alten Zelle und ihrer Liegenschaft Besitz genommen haben werden, und daraus wird es erklärlich, warum Munichun erst so spät urkundlich aufscheint: als Besitzthum des konservativsten aller socialen Elemente wurde sie erst spät Gegenstand von Rechtsverhandlungen, welche bekanntlich der ausschließliche Anlaß zur Documentirung sind.

Ich habe vorhin versprochen, auf jene Stellen in Aribo's Vita S. Emmerami hinweisen zu wollen, aus welchen hervorgeht, daß das Christenthum der Baiovarier zur Zeit des hl. Emmeram, also in der Mitte des VII. Jahrh., ein schon wieder in Verfall gerathenes war. Da der klägliche Verfall der Salzburger Landeskirche Gegenstand eines eigenen Kapitels sein wird, so beschränke ich mich hier auf die Constatirung jenes Verfalles bezüglich der Umgegend von München und finde mich durch Aribo's Andeutungen in der Lage, den Nachweis liefern zu können, daß das Christenthum auch dort arg in Verfall gerathen, aber nicht gänzlich in Abgang gekommen war. Nach Aribo's Erzählung scheinen sich mehrere vom rohen Männervolke Helfendorfs an den grausamen Martern des hl. Bischofes Emmeram betheiligt zu haben, obgleich vielleicht nur indirect. Was Aribo von den von Gott über sie verhängten Strafen ihrer ausnahmslosen Vertreibung aus dem Dorfe und der Demolirung ihrer Häuser sagt[1]), läßt keinen Zweifel darüber aufkommen. Eine wie immer geartete Betheiligung an der unmenschlichen Peinigung des Heiligen zeugt von einer an Ruchlosigkeit grenzenden Verkommenheit christlicher Gesinnung. Dagegen schließen sich

[1]) L. c. Nr. 29. p. 480.

voll innigen Mitleides die Weiber der benachbarten Orte mit 200 Männern dem Zuge an, der den zerfleischten Dulder nach Aschheim zurückbringen soll und ziehen abwechselnd (certatim) seinen Wagen. Ferner berichtet Aribo[1]), daß auf dem Plätzchen an der Straßenkreuzung (Quadrivium) im dritten Milliarium von Aschheim, wo der Heilige seine Seele aushauchte, kein Schnee gefallen, so daß es das ganze Jahr hindurch frühlinghaft grünte, und fährt dann weiter: „Dann erbauten die Bewohner der Umgegend aus unter sich gesammelten Beiträgen auf demselben Platze eine Kirche zu Ehren des hl. Martyrs." Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß diese Kirche noch in der Schmid'schen Matrikel aufgeführt sei[2]); am Anfange dieses Jahrhunderts fiel auch sie mit so vielen historischen Denkmälern Bayerns dem Vandalismus einer fanatischen Aufklärung zum Opfer. Aus der Fassung des bezüglichen Berichtes Aribo's ist zu entnehmen, daß der von ihm erzählte Kirchenbau nicht unmittelbar nach dem Tode des hl. Emmeram, sondern wahrscheinlich erst einige Jahre später ausgeführt worden sei, womit ausgesprochen ist, daß sich das Christenthum in der Umgegend von München trotz des bis gegen das Ende des VII. Jahrh. immer noch zunehmenden Verfalles auch in der zweiten Hälfte desselben noch immer erhalten habe. Dieselbe erfreuliche Thatsache ist aber endlich auch sogar noch für die letzten Decennien des VII. Jahrh. durch eine weitere Angabe Aribo's constatirt[3]). Am Schlusse der Nr. 29 hatte er erzählt, daß nach der Verwüstung Helfendorfs der Martyriumsplatz viele Jahre hindurch (per multos annos) verödet gewesen, und daß die eigentliche Martyriumsstätte sich eine Elle hoch erhoben, weder beschneit worden noch gefroren sei, und fügt dann bei: „Damals kamen einige (quidam) Christen unter sich überein und erbauten an demselben Orte eine gemauerte (moeniis) Kirche zu Ehren des Martyrs Christi." Es ist dieß die St. Emmeramskirche zu Kleinhelfendorf. Der allerdings etwas vagen Zeitbestimmung: »per multos annos« gemäß dürfte dieser Kirchenbau tief in der zweiten Hälfte des VII. Jahrh. unternommen worden sein, und in dem Ausdrucke: einige Christen, als Gegensatz zu den 200 Männern, welche den hl. Martyr auf seinem letzten Lebenswege in der Richtung nach Aschheim begleiteten, liegt ein Wink, daß die Zahl der Christgläubigen von der Mitte bis gegen das Ende des VII. Jahrh. noch immer in Abnahme begriffen gewesen sei. — Hoffentlich wird man mir zugeben wollen, daß Aribo's Angaben über die kirchlichen Zustände des VII. Jahrh. mit den von mir dargelegten Anschauungen in harmonischem Einklange stehen.

Nach diesen Erläuterungen glaube ich mehr berechtigt zu sein, München für eine noch in der Periode Rupert-Vital gegründete Mönchszelle zu halten, als Jene, welche es für eine Schöpfung des viel später gestifteten Klosters Schäftlarn ausgeben. Nun entsteht aber die weitere Frage, auf welchem Wege die

---

[1]) L. c. III. Nr. 25. p. 480. [2]) M. v. Deutinger, Aeltere Matr. des Bisthums Freising II. S. 473. 474. [3]) L. c. C. III. Nr. 30. p. 481.

Missionäre von Münsteur in die Landoase zwischen Sümpfen und Wäldern vorgedrungen seien, in welcher sie ihre Zelle München erbauten. Es standen ihnen hiezu zwei Wege offen: die Verbindungsstraße Moosburg-Helfendorf, auf welcher später der hl. Emmeram von Regensburg her auf seiner Flucht nach Rom gepilgert, und dann sein zermarterter Leib nach Aschheim zurückgebracht worden, (die oben angeführte Stelle hat ausdrücklich: »Reducentes«), und die Consularstraße Juvavo-Augusta in der Richtung Helfendorf, Grünwald und Gauting im Würmthale. Im ersten Falle hätten wir anzunehmen, daß die Missionäre des Baptisterium Johanneskirchen (S. Joannis Bapt.) in der heutigen Pfarrei Oberföring nächst der St. Peterskirche zu Aschheim, als Seelsorgkirche dazu, gegründet haben. Im zweiten Falle steht uns die Wahl frei, ob wir annehmen wollen, die Missionäre haben zwischen den ehmaligen Römerstationen Isunisca (bei Helfendorf) und Bratananium (bei Grünwald) rechts von der Consularstraße abgebeugt, und das Baptisterium Taufkirchen (S. Joann. Bapt.) in der heutigen Pfarrei Oberhaching etwa mit der St. Stephanskirche des genannten Pfarrdorfes als Seelsorgkirche errichtet, oder es für wahrscheinlicher halten, sie seien auf der Consularstraße bis Gauting vorgegangen und von da an der Würm herab nach München. Gauting hat für sich, daß es als Cotinga (mit seiner Taufkirche S. Michaelis) schon für die frühe Zeit 764—784 documentirt ist.[1]) Dermal hat Gauting das Patrocinium des hl. Benedict, und sein ursprüngliches wurde von den Mönchen von Benedictbeuern, welche Gauting später erhielten, wohl Opportunitäts halber in die bei der Seelsorger-Wohnung zu Puchendorf erbaute neue Tauf- (d. h. Pfarr-) Kirche übertragen. In der Voraussetzung, daß die Missionäre ihr Tagewerk in der Umgegend von München bei der Taufkirche Gauting begonnen und am Würmflüßchen hinab fortgesetzt haben, würde die besagtem Baptisterium entsprechende Seelsorgkirche zu Puchheim (B. Mariae Virg.) oder zu Steinkirchen (S. Georgii) zu suchen sein. Für die unmittelbare Umgebung der Zelle München war wohl die Liebfrauenkirche zu Thalkirchen, welche sich, wie es scheint, schon sehr bald zur Hauptkirche jenes Bezirkes erhob, Seelsorgkirche, und die St. Peterskirche nahe der spätern Wieskapelle, kaum ohne besondere Beziehung zur St. Peterskirche zu Aschheim, das Oratorium der Mönchszelle. An die St. Peterskirche zu Aschheim und die Liebfrauenkirche zu Thalkirchen würde sich dann der Missionsbezirk Taufkirchen-Haching als Emanation anreihen.

Landstrich zwischen der Isar und Loisach und dem Würmsee. Für die vorhin ausgesprochene Vermuthung, daß die Missionäre überhaupt auf der Consularstraße vorgedrungen seien, gleichviel ob vorläufig bis Deisenhofen oder ohne Unterbrechung bis Gauting, scheint auch der Umstand zu sprechen, daß wir links von ihr aufwärts an der Isar wieder einen Missionsbezirk unserer Mönche

[1]) Meichelbeck, Hist. Frising. II. No. 88. p. 75.

finden, wie rechts von der Consularstraße jenen von München: es ist jener der St. Michaelszelle — Zell bei Schäftlarn. Er erstreckte sich über den hohen Landrücken zwischen dem Loisach-Isarthale und dem Würmsee, und scheint sich schon frühzeitig in zwei Baptisterialsprengel (immer mit offenen Grenzen) einen nördlichen und südlichen zertheilt zu haben. Alleranfangs war wohl die St. Michaelskirche neben der Missionsstation Zell Tauf- und Seelsorgkirche zugleich, aber aus monastischen und seelsorglichen Rücksichten kaum auf längere Zeit. Das Baptisterium des nach der Zweitheilung entstandenen südlichen Bezirkes war wohl die St. Michaelskirche zu Degerndorf in der heutigen Pfarrei Münsing; ursprüngliche Seelsorgkirche aber die Liebfrauenkirche zu Münsing, zu der dann in Berücksichtigung der südlicher entlegenen Umwohner bald die St. Margarethenkirche zu Berg bei Eurasburg gekommen sein mag. Die beiden andern St. Johanneskirchen zu Hechenrhain und Holzhausen sind wahrscheinlich spätern Ursprunges, und jene von Hechenrhain wird wohl aus einer Kapelle entstanden sein, die auf jenem hohen Punkte zur Verdrängung des germanischen Sonnencultus erbaut worden war, vielleicht auch die zu Holzhausen, da sie ebenfalls auf einer weitsichtigen Hügelkuppe steht. Degerndorf ist als Tegardorf das erstemal für 814, Münsing als Munigisingun für 773 documentirt. Im Allgemeinen möchte ich hier die Bemerkung anfügen, daß wie frühzeitige Documentirungen auf noch frühzeitigerem Bestand schließen lassen, spätere gegen oft sehr frühzeitige Existenz an und für sich nichts beweisen, weil sie immer nur in den Urkunden über die erste bekannt gewordene Besitzveränderung enthalten sind.

Im nördlichen Baptisterialsprengel wird wohl die St. Michaelskirche zu Biberkor das aus dem primitiven bei der St. Michaelszelle emanirte Baptisterium gewesen sein. Die ihm entsprechende Seelsorgkirche war, denk' ich, die Liebfrauenkirche zu Aufkirchen. Hiezu mag jedoch schon ziemlich frühzeitig die St. Peterskirche zu Baierbrunn als weitere Seelsorgkirche für die noch nördlichern Anwohner gekommen sein. Das eigene Baptisterium zu Berg (S. Joann. Bapt.) am Würmsee dürfte einer besondern Berücksichtigung der westlichen Anwohner seinen Ursprung zu verdanken haben, eine Berücksichtigung, welche sicherlich auch die nahen Grenznachbarn des Westrichs in der Umgegend von Starnberg im Auge hatte, wie wir später sehen werden.

Missionsbezirk an der obern Ammer. Als die Missionäre von Münsteur auf der Consularstraße gegen Westen wandernd, am Westsaume der großen Waldung, die am linken Würmufer gegen das Dachauer Moos herabzieht, das auch noch von Gehölzen durchzogene, aber dennoch offenere Territorium gegen die Ammer hin erreicht hatten, errichteten sie für selbes den Missionsfocus Zell bei Fürstenfeld. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die St. Johanneskirche zu Schön-Geising (die alte Römerstation ad Ambre) ihr ursprünglichstes Baptisterium für die ganze Umgegend gewesen sei. Die St. Stephanskirche in dem nahe gelegenen Orte, der erst nach dem Uebergange der Seelsorge von den Mön-

chen an die Weltpriester von dem Wohnsitze derselben den Namen Pfaffing erhielt, dürfte die erste Seelsorgkirche gewesen sein. Aus ihr emanirten im Laufe der Zeit für die südlichen Anwohner die Liebfrauenkirche zu Höfen (in der Pfarrei Kottalting) und für die nordöstlichen Germering (S. Martini), und etwas später Alling (B. Mariae Virg.). Das Baptisterium Emmering (S. Joann. Bapt.) ist sicherlich spätern Ursprungs.

Bei weiterem Vordringen auf der Consularstraße gegen Westen gründeten die Mönche der Amberzelle ein neues Baptisterium zu Insenwang (S. Michaelis) — Insenwang ist als Ort Oasinwanc das erstemal für 773 beurkundet. — Die dortige St. Michaelskirche scheint anfänglich Baptisterium und Seelsorgkirche miteinander gewesen zu sein, und erst als letztere Eigenschaft die vorwiegende wurde, entstand das davon gesonderte Baptisterium zu Babenried (S. Joannis Bapt.). Als nachmalige Emanationen der Seelsorgkirche werden die St. Laurentinskirche zu Grunertshofen und die Liebfrauenkirche zu Luttenwang anzusehen sein, jedoch unbestimmbar, in welcher Zeitfolge. Die St. Michaelskirche zu Peretshofen, sowie die St. Johanneskirche zu Adelshofen sind sicherlich viel spätern Ursprungs. Die Linie, an welcher das Missionsgebiet der Abtei Münsteur gegen den Lech hin abschloß, wird kaum genau zu ermitteln sein; es bleibt jedoch immer das Wahrscheinlichste, daß sie mit der westlichen Grenze des Bisthums Freising congruent gewesen sei, weil man mit einiger Verlässigkeit annehmen darf, daß sich der hl. Bonifacius bei der Abmarkung der Bisthumsgrenzen im Allgemeinen an die Missionsgebiete der Urzeit gehalten habe.

IX. Capitel.

Der Christianisirungsgang im Westrich.

Das Westrich kommt in den Documenten des Mittelalters wiederholt als politische Unterabtheilung Baioariens vor, ohne daß bisher, meines Wissens, der Grund und der Zeitpunkt ermittelt wären, aus und in welchem diese Unterabtheilung stattgefunden hat. Was den Grund oder die Veranlassung zur provinziellen Ausscheidung des Westriches aus dem übrigen Baioarien betrifft, trug ich mich bislang mit der Muthmaßung, daß die Verschiedenheit des schwäbischen Volksstammes vom baioarischen zu dieser Ausscheidung Anlaß gegeben habe, indem diesseits der Ostgrenze des Westrichs schwäbische Siedlungen nur sporadisch vorkommen; ich überzeugte mich jedoch bald von der Haltlosigkeit meiner Muthmaßung, weil die baioarische Sprachgrenze besonders zwischen dem Würm- und Ammersee und dann wieder in der Richtung gegen Aichach viel westlicher als die Grenzmarken des Westrichs hinzieht. Dieß lenkte mich auf die Vermuthung, daß

die Marken des Westrichs wie westlich am Lech auf der alten politischen Grenze Baioariens und Alemanniens, so östlich auf einer kirchlichen aufgestellt worden seien, und glaube damit, wenigstens im Allgemeinen, das Richtige getroffen zu haben. Die bezügliche kirchliche Grenze war aber jene des Bisthums Neuburg-Staffelsee. Da ich die Grenzen der baioarischen Bisthümer in einem eigenen Capitel des III. Theiles klarzustellen versuchen werde, so gehe ich hier nicht weiter auf die Ostgrenze des Bisthums Neuburg-Staffelsee ein, sondern bemerke nur im Allgemeinen, daß selbe, und somit auch jene des Westrichs mit der Ostgrenze der Diöcese Augsburg, als Rechtsnachfolgerin des Bisthums Neuburg-Staffelsee, coincident sei. Obwohl aber der Landstrich, den das Archidiaconat Raitenbuch von Ost nach West bildet, sowie die Enclave Ohlstatt-Schlechdorf von der Eintheilung des hl. Bonifacius her immer zum Bisthum Freising gehörten, und darum wohl kaum zum Westrich gerechnet wurden, so werde ich sie dennoch in die Beleuchtung des Christianisirungsganges im Westrich einbeziehen, weil sie hart an dieser spätern Untereintheilung oder beziehentlich in derselben liegen, und in ältester Zeit das Westrich vom übrigen Baioarien nicht ausgeschieden war. Das Gesammt-Westrich (Raitenbuch und Ohlstadt-Schlechdorf mitgerechnet) zerfällt in zwei größere Complexe, einen südlichen und nördlichen, welche mittelst eines schmalen Landstriches an der obersten Paar mit einander verbunden sind. Von Süden nach Norden vorgehend, werde ich die genauern Umgrenzungen dieser drei Theile des Westrichs bei der Beleuchtung jedes Einzelnen angeben.

1. Südliches Missionsgebiet.

Dasselbe umfaßte in älterer Zeit den Ammergau und den südlichen Hausengau (sammt einem kleinen Theile des schon behandelten Walhgaues) und wurde im XII. Jahrh. in die Grafschaften Eschenlohe, Ammergau, Peutinggau und Andechs zerlegt. Seiner Terrainplastik nach könnte man das so abgegrenzte Territorium das Land der Vorberge, der See'n und Sümpfe heißen. Ein Blick auf die Karte genügt, um einzusehen, daß die vom hl. Rupert in hoher Weisheit zum Missionsfocus ausgewählte größere Insel des Staffelsee's auch geographisch den Centralpunkt des Missionsgebietes bilde. Die einer ununterbrochenen Cultur zum Theil höchst ungünstige Plastik und Beschaffenheit des Bodens war von jeher Ursache, daß fragliches Territorium, um einen bergmännischen Ausdruck zu gebrauchen, nur nesterweis besiedelt wurde und zum Theile jetzt noch bewohnt ist, obwohl die Wälder der Berge und die Sümpfe der Ebenen in ansehnlichen Strecken der Cultur gewichen sind. Nebst dieser Siedlungsweise fällt für fragliches Territorium auch eine kirchlich-topographische Eigenthümlichkeit auf, der — freilich nur scheinbare — fast gänzliche Mangel an Zellortschaften. Daß bei der fast ausschließlichen Dorfwirthschaft auf dem Hochrücken, der sich zwischen dem Würm- und Ammersee hinzieht, die eine oder andere Zelle als Hausname latent sein möge, ist begreiflich; dagegen muß es in Anbetracht

der eben erwähnten Siedlungsweise befremden, daß dort nur jenes Zell bei Schlechdorf und die Zell-Schwaige am Zellsee nächst Wessobrunn zu entdecken sei. Ich bin jedoch der Ansicht, daß dort noch gegen die Mitte des VIII. Jahrh. mindestens fünf in der Mehrzahl vielleicht ihrer monastischen Eigenschaft entkleidete, aber für den ursprünglichen Zweck ihrer Errichtung äußerst vortheilhaft gelegene Zellen bestanden haben, von denen jedoch drei schon um die Mitte desselben Jahrhunderts durch monastische Wiederbelebung und Erweiterung in großartige kirchliche Institute ihren alten Zellnamen verloren, während zwei andere ebenfalls zu laicalen Landgütern herabgesunkene erst im XII. Jahrh. wieder zu Klöstern umgewandelt wurden. Unter jenen drei verstehe ich die Klöster Staffelsee, Polling und Wessobrunn, unter den zwei andern Raitenbuch und Steingaden. Ich weiß es, daß diese Aufstellung mit der hergebrachten Auffassung in grellem Widerspruche steht, beanspruche für sie jedoch auch keinen andern Glauben, als meine Gründe dafür verdienen. Vor Allem muß ich wiederholt ersuchen, nicht aus den Augen zu lassen, daß es sich bei den Klostergründungen um die Mitte des VIII. Jahrh. in vorderster Linie um die Einführung des Benedictinerordens in unsere Länder handelte, und daß die Frage, ob hiezu Neugründungen solcher Klöster oder Erneuerungen in Verfall gerathener älterer beliebt wurde, nur untergeordneter Natur ist. Um mich auf das in Rede stehende Territorium zu beschränken, mangeln auch hier bedeutsame Winke nicht, welche meiner Behauptung eine ziemliche Berechtigung verschaffen. Statt zu wiederholen, verweise ich vorerst auf das, was ich oben bezüglich des Klosters und spätern Kathedrale Staffelsee erörtert habe. Im Rotulus historicus von Benedictbeuern treten Polling, Wessobrunn und Sandau auf einmal auf, ohne daß von einer eigentlichen Neugründung derselben, die bezüglich Benedictbeuerns, Schlechdorfs und Kochels deutlich hervorgehoben wird, auch nur mit einer Silbe die Rede wäre. Dieß muß auf den Gedanken leiten, daß sie ihrem monastischen Zwecke noch nicht gänzlich entfremdet waren, sondern daß es sich bei ihrer Erneuerung nur um den Wechsel der Personen, nämlich um Einführung der Benedictiner statt disciplinloser Mönche irgend einer ältern partiellen Regel handelte. Bei Wessobrunn bleibt die alte Zelle am Zellsee verlassen stehen, und ebenso bei Schlechdorf die Zelle bei Großweil, weil man für die neuen Klostergebäude geeignetere Bauplätze gewählt hatte. Dasselbe könnte bei Steingaden der Fall sein, denn unter den Gütern der Dotation kommt ein Zell, aber wohlgemerkt als praedium vor[1]); ich lege jedoch auf dieses Zell keinen besondern Werth, weil das heutige Pfarrdorf Zell bei Pfronten damit gemeint sein kann, bin vielmehr geneigt, Steingaden selbst für eine alte Zelle zu halten, auf welche man bei der Stiftung des dortigen Prämonstratenser-Klosters um 1147 zurückgegriffen habe. Daß der Ort Steingaden (Steinegademen), der seinen Namen von den „stei-

[1]) Mon. Boic. VI. p. 498.

nernen Häusern" hat, tief in's Alterthum zurückreiche, ist unbestreitbar. Was aber bezüglich Steingadens nur Vermuthung bleibt, ist bezüglich Raitenbuchs (Rottenbuchs) sicher, denn in der Schenkungsurkunde Herzog Welfs v. J. 1074 heißt es ausdrücklich: »Ad Cellam, que vulgo dicitur Raitenbuech«; das Chorherrenstift kam aber erst gegen 1080 zu Stande. Damit ist natürlich nicht behauptet, daß die Zelle Raitenbuch ihre monastische Eigenschaft aus alter Zeit bis gegen Ende des XI. Jahrh. bewahrt habe; es war vielmehr nur die Erinnerung mittelst seiner Marienkirche erhalten geblieben. Nach diesen Erörterungen wird man es, denk' ich, mit mir sehr begreiflich finden, daß durch die Erweiterung zu großartigen Klöstern das Andenken an die ihnen vorausgegangenen alten, in der Regel höchst ärmlichen Zellen gänzlich verdunkelt werden mußte, traf ja dasselbe Loos sogar ansehnliche Münster, sobald ein anderer Orden in ihnen eingeführt wurde. Ich erinnere beispielsweise an die alten Benedictiner-Abteien St. Florian, Herrenchiemsee, Baumburg, Polling u. s. w., deren Andenken als solcher gründlich verwischt wurde, nachdem sie Chorherrenstifte geworden waren. Als einflußreiche kirchliche Institute hatten sie eine Geschichte, die mit ihrer Umwandlung verschollen ist: warum sollte dieß nicht in einem viel höhern Grade mit den ärmlichen Zellen der Fall gewesen sein, die ihrem Stilleben gemäß keine Geschichte haben konnten? All dem zufolge werde ich denn doch wohl berechtigt sein, die Wurzeln der spätern Klöster, ob noch gesondert als Zellen fortbestehend, oder von den Klöstern absorbirt, überhaupt als Zellen des Alterthums und als Ausgangspunkte und Directiven des Christianisirungsganges annehmen zu dürfen. Die Zusammendrängung so vieler Klöster auf das verhältnißmäßig nicht so ausgedehnte Territorium, von welchem die Rede ist, hat diesem im Volksmunde den Namen Pfaffenwinkel erworben.

In Anbetracht der Bodenverhältnisse und folgerecht hiezu der in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. wohl noch sehr dünnen Bevölkerung unseres Territoriums, werden wir mit der Repartirung seiner Tauf- und Seelsorgkirchen vorsichtig und sparsam zugleich vorzugehen haben, was allerdings viel Mißliches hat, weil die ältesten Patrocinien dort zahlreich vertreten sind, wodurch die Auswahl der ältesten Tauf- und Seelsorgkirchen nicht nur sehr erschwert, sondern was die völlige Zuverlässigkeit betrifft, hie und da geradezu unmöglich ist. Um diesen Thatbestand nur mit den Patrocinien der Taufkirchen zu exemplificiren, bemerke ich, daß das dermalige Decanat Weilheim 8 St. Michaels- und St. Johannes des Täufers-Kirchen hat, während das anstoßende Decanat Oberalting sogar 13 zählt; zu erstern ist dann auch noch eine St. Michaelskirche im Archidiaconate Raitenbuch zu rechnen, um von denselben Patrocinien der Parcellen der Decanate Füssen und Schongau auf dem rechten Lechufer nichts zu erwähnen.

Die St. Michaelsklosterkirche auf der größern Insel des Staffelsee's ist meines Dafürhaltens die Mutterkirche des ganzen Territoriums, und war anfänglich vielleicht geraume Zeit hindurch Baptisterial- und Seelsorgkirche zugleich. Als in

der Bekehrung der umliegenden Bevölkerung bereits größere Erfolge erzielt waren, erhielten die entferntern, neuen Christengemeinden natürlich ihre eigenen Seelsorgkirchen, und als solche erscheinen mir für die südlichen Umwohner die St. Georgskirche zu Weichs (vihs – vicus) bei Ohlstatt, für die östlichen die St. Georgskirche zu Großweil (Villare majus), für die nördlichen die Liebfrauenkirche zu Söchering und für die westlichen die St. Georgskirche zu Baiersoien. Als auch im Umkreise der neuentstandenen Seelsorgkirchen die Anzahl der Gläubigen wieder sichtlich zunahm, wurden in ihrer Nähe wohnende Seelsorger, weitere Seelsorgkirchen und gesonderte Baptisterium für sie nöthig. Demzufolge werden vorläufig die St. Martinszelle bei Großweil und die Marienzelle zu Raitenbuch errichtet und mit Mönchen besetzt worden sein. Aus der Seelsorgkirche zu Großweil emanirte in Folge des segenreichen Wirkens der Mönche der Martinszelle die Seelsorgkirche Dürrenhausen (S. Martini), welche dann wohl erst später auch ein eigenes Baptisterium zu St. Johannesrhain erhielt. Der südliche Seelsorgbezirk Weichs erhielt, scheint es, aus dem Grunde keine eigene Zelle, weil ihre Umgegend von Bergen beengt oder von Sümpfen bedeckt nur sparsam bewohnt war, und die bei damaliger Einfachheit der Seelsorge nöthigen Excursionen zum Theil gelegentlich des regen Verkehrs der Mönche von Staffelsee mit ihrem Seelsorgbezirke des innern Walhgaues, in dringenden Fällen aber zu Pferde leicht vom Kloster aus vorgenommen werden konnten, indem die gewiß noch gut erhaltene Römerstraße am Staffelsee und an Weichs vorüberlief. Die Gepflogenheit der Excursionen zu Pferd ist urkundlich documentirt, denn in einem uns erhaltenen sehr interessanten Inventarium des Stifts v. J. 813[1]), auf welches ich später noch einmal zurückkommen muß, ist auch ein „handsames Pferd" vorgetragen (caballum domitum l.), welches für den Oekonomiegebrauch auf den Inseln und den Seegestaden unnütz gewesen wäre, indem sich hiefür wegen des sumpfigen Bodens als Zugvieh nur Ochsen eigneten, von welchen neben XX. Kühen XXVI. registrirt sind. In jener Richtung wird aber sehr frühzeitig auch die St. Clemenskirche zu Eschenlohe, am Fuße der römischen Warte, auf welcher das mittelalterliche gleichnämige Ministerialen- und spätere Grafengeschlecht saß, entstanden und ebenfalls excurrendo versehen worden sein. Wenn ich mich zur Stützung meiner Aufstellung eines Documentes v. J. 813 berufe, während ich von Verhältnissen gegen Ende des VI. Jahrh. handle, so ist dieß nur ein scheinbarer Metachronismus, weil aus gleichen Verhältnissen auf gleiche Vorkehrungen zu schließen erlaubt ist.

In westlicher Richtung wurde wohl erst bei zunehmender christlicher Bevölkerung die Zwischen-Seelsorgkirche zu Kohlgrub (S. Martini) erbaut, bald aber die zu Missionszwecken weiter gegen Nordwesten vorgeschobene Zelle zu Raitenbuch errichtet. Zu demselben Zwecke entstand dann auch von Raitenbuch gegen

[1]) Mon. Boica VII. p. 83. ff.

Norden das Baptisterium Peitingen (S. Michaelis), das für die Umgegend (Peitingaoe) wohl längere Zeit Tauf- und Seelsorgkirche zugleich war. Von Baiersoien gegen Westen wurde die Seelsorgkirche zu Prem (B. Mariae Virg.) und bei der Zelle (wenn sie, wie ich vermuthe, wirklich eine solche war) Steingaden später das Baptisterium errichtet. Daß Prem älter sei als genanntes Baptisterium ist ausdrücklich beurkundet.[1])

In der nördlichen Richtung vom Staffelsee war die Bevölkerung wegen viel günstigerer Bodenverhältnisse wohl schon anfänglich dichter und die Christianisirung mag dort raschere Fortschritte gemacht haben. Darum halte ich dafür, daß jene entferntern, nördlichern Umwohner schon ziemlich frühzeitig stabile Seelsorger in einer vielleicht reichlicher besetzten Zelle erhalten haben, und diese Zelle kann ich dem oben Erläuterten gemäß nur in Polling finden. Da jedoch die spätere St. Salvatorsabtei sich auf der Area der Zelle selbst erhoben zu haben scheint, so ist dadurch die ältere Zelleneigenschaft gänzlich verdunkelt worden. Die St. Salvatorskirche der Zelle Polling wird aber in Hinsicht ihres monastischen Zweckes nicht auf die Länge Seelsorgkirche geblieben sein, und darum glaube ich ganz sicher zu gehen, wenn ich die St. Laurentiuskirche zu Eberfing als die auf diesem Wege entstandene, eigene Seelsorgkirche bezeichne. Wegen seiner Lage zwischen Zelle und Seelsorgkirche wird wohl die St. Michaelskirche zu Etting als ursprüngliches Baptisterium jenes Bezirkes zu gelten haben. Uebrigens ist gerade der in Rede stehende Bezirk einer von denjenigen, in welchen die verlässige Ausscheidung der ältesten und spätern Baptisterien unmöglich ist, denn in nicht bedeutenden Entfernungen von der Seelsorgkirche findet man dort auch die Taufkirchen Marenbach (S. Michaelis) und zunächst diesem Deutenhausen (S. Joannis Bapt.). Das Verhältniß der zwei Letztgenannten wäre allerdings noch dadurch erklärbar, daß sich die anscheinend ältere Taufkirche zu Marenbach zur Seelsorgkirche erhoben, und darum ein von ihr getrenntes Baptisterium zu Deutenhausen erhalten habe; damit ist aber das Verhältniß der Taufkirche Marenbach zu jener von Etting noch nicht aufgeklärt. Nicht so dunkel ist das Verhältniß des St. Johannes-Baptisteriums zu Unterpeißenberg und der davon westlich entlegenen St. Michaelskirche. Letzteres scheint nämlich für die westlich schon etwas weiter vom ursprünglichen Baptisterium um Etting (Marenbach?) entfernten Umwohner errichtet, und nachdem St. Michael Seelsorgkirche geworden, zu größerer Bequemlichkeit der mit der Spendung des hl. Tauffacramentes betrauten Mönche in die neuerbaute St. Johanneskirche zu Unterpeißenberg übertragen worden zu sein. Vielleicht litt die hochgelegene St. Michaelskirche auch zeitweilig an Wassermangel. — Wie nun die westlichen Umwohner mit eigener Seelsorg- und Taufkirche bedacht wurden, so geschah dieß auch mit den östlichen, denn die St. Margarethenkirche zu Mangetsried

[1]) Mon. Boica VI. p. 481.

wird man ohne Bedenken als eine der älteſten Seelſorgkirchen hinnehmen dürfen, und da die ſüdöſtlich anſtoßende Gegend mit ihren zahlreichen kleinen See'n und größern Sümpfen wohl erſt ſpäter mehr cultivirt wurde, ſo wird auch ein in Seeshaupt errichtetes St. Michaels-Baptiſterium kaum zu beanſtanden ſein.

Die Miſſionsrichtung der St. Salvatorszelle zu Polling war wie jene des Mutterkloſters Staffelſee überhaupt und vorzugsweiſe eine nördliche. Die in der bezeichneten Richtung vordringenden Miſſionäre von Polling fanden jedoch am linken und rechten Ammerufer nicht dieſelben Boden- und Bevölkerungs-Verhältniſſe vor. Unmittelbar unter Weilheim dehnt ſich bis zum Ammerſee vom linken Flußufer weg, und auch noch ziemlich tief in die rechten Ufergelände hinübergreifend, ein mehr als 1½ Meilen langes und an ſeinem ſüdlichen Beginne über 2 Meilen breites Sumpfland aus; das Moos und der Forſt bei St. Leonhard finden nämlich erſt mit dem ſterilen Birkland, deſſen Name „Land der Birken" bezeichnend genug iſt, am rechten Lechufer ihren Abſchluß. Dagegen iſt das Uferland rechts der Ammer von jenen Abhängen an, mit welchen der Hochrücken, der die Waſſerſcheide zwiſchen beiden See'n bildet, gegen den Würmſee zu anzuſteigen beginnt, trocken, und war darum auch ſchon frühzeitiger in Cultur genommen und dichter bewohnt. Demnach hat es den Anſchein, als ob die Miſſionäre der Zelle Polling auf dem linken Ammerufer vom nördlichen Gebiete jenſeits der Sümpfe förmlich abgeſchnitten geweſen wären; dem war jedoch nicht ſo. Die zur Weltherrſchaft berufenen Römer hatten nämlich bei der Anlegung ihrer Conſularſtraße zwiſchen Verona und Augusta Vindelicorum, wie die Alpenwälle zwiſchen Vipitenum (bei Sterzing) und Scarbia (Scharnitz), auch die Sümpfe zwiſchen Parthanum (Parthenkirchen) und Tessenium (Dießen) bewältigt, und ihre Rieſenarbeit vermittelte den Verkehr mit dem Süden bis in das Mittelalter herab. — Tessenium ſcheint ein bedeutendes Municipium geweſen zu ſein, da die Entfernungsabſtände auf den Meilenſteinen von ihm aus berechnet wurden; der bei Mittenwald aufgefundene hat die Meilenangabe A. T. (Tessenio) M. P. LIII.[1]), welche Angabe, die Beugungen eingerechnet, auf den Punkt Dießen ziemlich genau paßt. An den Berechnungs-Ausgangspunkt Teurnia in Kärnten iſt mit Hefner wohl nicht entfernt zu denken. Von Tessenium an gegen Süden hatten es aber die in der Gediegenheit ihrer Straßenanlagen noch unerreichten römiſchen Meiſter mit Terrainſchwierigkeiten zu thun, deren Ueberwindung das in der hl. Schrift über die Staatsweisheit der Römer ausgeſprochene Urtheil: »Possederunt omnem locum consilio suo et patientia«[2]), auch in der techniſchen Beziehung vollkommen rechtfertigt. Sie bauten aus kunſtreich übereinander gelegten und feſtverbundenen Längen- und Querbalken eine Art Brücke, welche eine ſolide Unterlage für den eigentlichen Straßenkörper abgab, der ſie bedeckte. Wer ſich um die conſtructiven Momente dieſes eigenthümlichen Straßenbaues angelegener intereſſirt,

[1]) v. Hefner, Röm. Bayern S. 131. [2]) Libr. I. Machab. c. 8. v. 3.

möge die Beschreibung eines gleichartigen Straßensegmentes durch die Sümpfe im Süden des Chiemsee's im oberbayerischen Vereins-Archive nachlesen[1]), und er wird es begreiflich finden, warum die Pontes Tessenii in das Itinerarium Antonini eingestellt sind.

Auf diesen süddeutschen Pontes longi, die lebhaft an die gleichnamigen und gleichartigen norddeutschen in den Annalen des Tacitus erinnern, waren etwa im II. Jahrh. christlicher Zeitrechnung die ersten Verkünder des Evangeliums von Rom nach der vindelicischen Hauptstadt Augusta gewandert, auf ihnen wanderten auch noch in der zweiten Hälfte des VI. die Missionsmönche von Staffelsee unmittelbar von der Zelle Polling aus, um jenseits der Tessenischen Sümpfe die Lehre des Heiles in die Gemüther der dort siedelnden Baioarier einzupflanzen, und haben uns in der Zelle (dermals Zellschwaig) am Nordende des Zellsee's eine Spur des Ortes hinterlassen, an welchem sie wieder festen Fuß faßten. Das von ihnen für den neuen Missionsbezirk errichtete Baptisterium war, wie mir scheint, unbezweifelt die St. Johanneskirche, an welcher sich auf dem Grunde, aber nicht auf der Area der alten Zelle, nach vielleicht hundertjährigem Verfalle um die Mitte des VIII. Jahrh. die Benedictiner-Abtei Wessobrunn erhob. — Das Andenken an die einstmalige Zusammengehörigkeit mit der Mutterkirche Salzburg muß in jener Gegend lang lebendig geblieben sein, weil im Pfarrsprengel Rott noch im Laufe des XIII. Jahrh. eine Kirche unter dem auch im Salzburgischen so seltenen Patrocinium des hl. Virgil erbaut wurde. Es muß dieß nach 1227 geschehen sein, weil der hl. Virgil erst im genannten Jahre vom Papste Gregor IX. canonisirt worden ist. Das Baptisterium Wessobrunn war wahrscheinlich längere Zeit hindurch zugleich Seelsorgkirche, bis nach reichlichern Erfolgen die Mission in geregelte Seelsorge überging und darum zum Frommen des monastischen Lebens der Zelle und der Verwaltung der neuen Christengemeinden Baptisterium und Ausübung der Seelsorge auf entlegenere, inzwischen erbaute Kirchen übertragen wurden: das Baptisterium in Berücksichtigung der nordwestlichen Anwohner vorläufig etwa auf die St. Johanneskirche zu Rott, die Seelsorge vielleicht nach Reichling, mir unbekannten Patrociniums. Hier knüpften die Missionäre der Wessobrunner Zelle an das Missionsgebiet der Sandauermönche an.

Die Gegend am rechten Ammerufer bis zur Einmündung dieses Flüßchens in den gleichnamigen See und östlich bis an das Westgestade des obern Würmsee's ist ihrer Lage nach unbezweifelt Missionsbezirk der Zelle Polling. Das aus der Zelle entstandene Kloster Polling hatte in diesem Bezirke einige Pfarreien. Ueber das Baptisterium dieser weiten Umgegend, das auf dem linken Ammerufer etwa eine Wegstunde ober der Einmündung des Flüßchens in den See stand, gibt uns der tüchtige Forscher Zöpf einen interessanten Aufschluß. Ich stelle hier seine eigenen Worte ein[2]): „Nächst dem Dorfe Raisting zu Sölwe liegt ein runder

[1]) Bd. XV. S. 29. ff. [2]) Oberbayr. Archiv XV. S. 13. f.

Hügel, wo die Burg der Edlen von Raisting stand, und etwas südlich steht die Kapelle St. Johann, früher Heiligenstätten genannt, welche Kirche unstreitig die älteste im Ammerthale ist. Als dieselbe im Jahre 1728 renovirt wurde, fand man, daß das Fenstergewölbe und die Grundmauern hohes Alter zeigten und aus dem ausgeschlagenen alten Kronbogen hat man wahrgenommen, daß derselbe vor vielen hundert Jahren unter ein altes Gemäuer gesprengt worden sei." Diesem in seinen Baureſten als uralt anerkannten Baptisterialkirchlein entsprach eine ebenso alte, ursprüngliche Seelsorgkirche, nämlich die ehmalige St. Martinskirche hart südlich von Dießen, ebenfalls auf dem linken Ammerufer gelegen. Sie war schon im X. Jahrh. ganz verfallen und wurde vom hl. Ulrich zum zweiten Male eingeweiht. Welser (L. VII. f°. 146.) sagt von ihr: „sie sei in ganz Oberbayern die älteste Kirche und das erste Bethaus der ersten Christen in der Gegend und schon zu Zeiten der hl. Afra von einem christlichen, römischen Landpfleger erbaut und von einem Priester versehen worden." Diese etwas gar zu archaistische Auffassung dem hochverdienten Welser zu Gute haltend, gehe ich über ihre innern Widersprüche stillschweigend hinweg, und bemerke nur, daß die öffentliche Verehrung des hl. Martinus von Tours mit dem VI. Jahrh. begonnen habe, und daß wir demnach der Wahrheit am nächsten sein werden, wenn wir annehmen, daß diese St. Martinskirche mit manch andern gleichnamigen von den Missionären des hl. Rupert gegründet und möglicherweise noch von ihm selbst eingeweiht und seinem von ihm hochverehrten Landsmanne gewidmet worden sei. Dem Christianisirungsgange von Staffelsee her gemäß wird es aber wahrscheinlich bleiben, daß die Liebfrauenkirche zu Weilheim und die St. Peterskirche zu Wielenbach mit der St. Martinskirche bei Dießen gleichen Alters, die St. Laurentiuskirche zu Pähl und die St. Margarethenkirche zu Diemendorf aber Emanationen davon seien. Mit der St. Hippolytuskirche zu Weilheim (Vorstadt) tritt uns abermals das zarte Verhältniß, in welchem der hl. Hippolytus zum hl. Laurentius stand, entgegen: hier wird die geistliche Vaterschaft dem St. Laurentius-Patrocinium der alten Kirche Eberfing zuzuschreiben sein. — Die St. Galluskirche zu Haunshofen weist mit ihrem Patrocinium ebenso auf spätern Ursprung, wie auf Mönchsseelsorge zur Zeit desselben.

Das Missionsgebiet zwischen dem Ammer- und Würmsee schließt sich gegen Norden unmittelbar an das eben besprochene an. Vor dem Beginne des letzten Drittels des VI. Jahrh., womit dessen Christianisirung angefangen haben dürfte, war sein Territorium wohl noch zum größern Theile Waldrevier und ist es in bedeutenden Strecken heute noch, besonders im nördlichen Theile. Ebenso zieht sich dermal noch eine ansehnliche Waldung vom Berge Andechs gegen Unterbrunn hinab und schließt sich dort an die Förste des linken Würmufers und unter Oberpfaffenhofen an. Es ist schon früher bemerkt worden, daß sich in diesem Missionsgebiete keine Zellortschaften finden, wohl aus dem Grunde, weil die Siedlung in Dörfern die ausschließliche ist, weßwegen Zellen auch dort nur als

Hausnamen vorkommen dürften. Die dermaligen Waldbestände geben uns einen deutlichen Fingerzeig, wo die cultivirten Gegenden der ältesten Zeit zu suchen seien, und darum zerfällt dieses Missionsgebiet in drei kleinere Missionsbezirke: das Hügelland um Machtlfing, jenes gegen Starnberg mit den Ebenen des linken Würmufers, und das Hügelland um den Wörth- und Pilsensee.

Da die Bekehrung dieses Territoriums hauptsächlich von der Zelle Polling her bewerkstelligt worden sein wird, so befasse ich mich zuerst mit dem südlichen Bezirke um Machtlfing. Dieses größere Dorf hat eine St. Johanneskirche, welche in der Mitte des Bezirkes stehend, als ursprüngliches Baptisterium nicht zu verkennen ist. Als ihm entsprechende Seelsorgkirche gilt mir jene St. Stephanskirche, die an einem kleinen See südlich von Erling steht. Erst als sich das Baptisterium Machtlfing zur Seelsorgkirche der ganzen Umgegend erschwang, mag Feldafing (S. Michaelis) Baptisterium und Seelsorgkirche zugleich für die östlichen Umwohner geworden sein, wenn nicht die St. Margarethenkirche zu Hausen die entsprechende Seelsorgkirche war. Die übrigen Kirchen jener Gegend sind, ihren Patrocinien nach zu urtheilen, spätern Ursprungs.

Ich habe bereits früher darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Errichtung des Baptisteriums zu Berg am nördlichen Ostgestade des Würmsee's auf die Anwohner des linken Würmufers Rücksicht genommen worden sei. Dieß geschah wohl nur darum, weil die Niederungen des linken Würmufers und das zunächst daranstoßende Hügelland bei Starnberg nicht von den Mönchen der Pollinger Zelle, sondern von jenen der Abtei Münsteur von ihrer Zelle bei Schäftlarn aus gleichzeitig mit dem Landstriche zwischen dem Würmsee und den Flüßen Isar-Loisach zum Christenthum bekehrt worden waren. Es liegen urkundliche Daten vor, daß diese Gegend zu dem neuerrichteten Bisthume Freising und nicht zu dem Bisthume Neuburg-Staffelsee gehörte, was am natürlichsten nur dadurch erklärlich wird, weil das Gesammtmissionsgebiet der Abtei Münsteur überhaupt dem Freisinger Stuhle zugefallen war. Die bezüglichen urkundlichen Daten finden sich bei Meichelbeck[1]), und es wird aus ihnen ersichtlich sein, daß die Freisingerkirche dort i. J. 774 die »Villa Wirma« mit einer St. Salvatorskirche und eine Besitzung »ad Wirma« mit einer St. Peterskirche (784—810) inne hatte. Die Villa Wirma (Würmdorf) halte ich für Starnberg, dessen ursprünglicher Name Würmdorf wohl erst durch den Bau des Schlosses Starnberg verdrängt wurde, wie dessen früheres St. Salvators-Patrocinium durch das spätere des hl. Benedict. Daß die Würm in ältester Zeit am Ostabhange von Starnberg aus dem See gemündet habe, zeigt der Augenschein. Die zweite Ortschaft »ad Wirma« mit der St. Peterskirche ist sicherlich Ried (Petersbrunn), welche Kirche das Peters-Patrocinium heute noch hat. Fraglicher Uferstrich scheint erst unter Bischof Simpert zur Diöcese Neuburg-

[1]) Hist. Frising. II. p. 48. No. 33. und p. 69. No. 73.

Staffelsee gekommen zu sein. Das ursprüngliche Baptisterium desselben war also jenes zu Berg, und erst als die Christengemeinde auf dem linken Würmufer zahlreicher geworden war, erhielt sie ihr gesonderkes Baptisterium zu Hadorf (S. Joann. Bapt.); Seelsorgkirchen waren die vorhin genannten St. Salvators- und St. Peterskirchen. Zu diesen beiden auch nach und nach entstandenen Seelsorgkirchen kam dann etwas später tiefer im Waldreviere die Liebfrauenkirche zu Unterbrunn, während die St. Peterskirche zu Oberbrunn wahrscheinlich eine viel spätere Emanation aus der Seelsorgkirche zu Ried ist.

Im Missionsbezirke am Wörth- und Pilsensee muß ich auf die vergebliche Mühe, das ursprüngliche aus den auf eine Quadratmeile zusammengedrängten sieben Baptisterien herauszufinden, von vorneherein verzichten. Sie sind: Inning (S. Joann. Bapt.), Schlögenhofen (S. Michaelis), Breitenbrunn (S. Joann. Bapt.), Seefeld (S. Joann. Bapt.), Ried (S. Michaelis), Hechendorf (S. Michaelis) und Wiedersberg (S. Michaelis). Breitenbrunn möchte in Anbetracht seines Namens und seiner Lage am meisten für sich haben. In derselben Verlegenheit befinde ich mich gegenüber den vier St. Martinskirchen zu Walchstatt, Herfching, Steinbach und Unnering. Außer der einen oder andern von diesen dürfte die Liebfrauenkirche zu Weßling und vielleicht auch die St. Georgskirche zu Wörth Seelsorgkirche geworden sein. Auf dem linken Ammerufer war wohl Beuern (S. Michaelis) das älteste Baptisterium, und als es Seelsorgkirche geworden, dürfte das Baptisterium nach Zankenhausen (S. Joann. Bapt.) verlegt worden sein; die entsprechende Seelsorgkirche Türkenfeld (Beatae Mariae Virg.) wird kaum zu beanstanden sein.

2. Mittleres Missions-Gebiet.

Die Grenzen dieses Missions-Gebietes bilden: gegen Westen der baioarische Landesgrenzfluß Lech, gegen Süden der Missionsbezirk der Staffelseeischen Zelle bei Wessobrunn, gegen Osten der Ammersee und eine von Greifenberg über die Maisachquellen zur Paar zwischen Friedberg und Aichach gezogene nicht immer gerade Linie; die Nordgrenze auf einer Linie von der Paar unter Friedberg ist nicht genauer bestimmbar. Das ganze Missionsgebiet war seiner Länge nach hart an der Ostgrenze von Dießen über die Römerschanze bei Achselschwang und dann so fort in gerader Linie nach Augusta Vindelicorum von der römischen Consularstraße von Verona her durchzogen, und links und rechts an ihrem Laufe eine Reihe von Zellen erbaut, die im Süden mit der Weisenzelle bei Eresing beginnt, und sich dann über Hohenzell, Eismerzell, Zelle bei Egling, Baier-Münching und Mehringer-Zelle fortsetzt und mit Wesserzell und Ober- und Unterzell bei Friedberg abzuschließen scheint. Sie geben im Vereine mit dem Mutterkloster Sandau bei Landsberg, aus welchem sie sich bevölkerten, die sichersten Anhaltspunkte für den Christianisirungsgang; nur Schade, daß eine noch südlichere als jene bei Eresing, die man aus der Analogie mit einiger Zuver-

lässigkeit voraussetzen darf, verschollen ist. Das Mutterkloster Sandau halte ich ohne Bedenken noch für eine rupertinische Stiftung. Ohne daß von dessen Gründung irgend etwas erwähnt wurde, taucht es mit Wessobrunn auf einmal als Glied der Benediktiner-Congregation von Benediktbeuern auf, deren intellectueller Urheber der hl. Bonifacius, die thatsächlichen aber die Brüder Lantfried, Waltram und Eliland waren. Wie bei den Klöstern Staffelsee, Polling und Wessobrunn, ist auch bei Sandau von einer Neugründung nicht die Rede (die hochromantische Sage von der Gründung Wessobrunn's [1]) wird, denk' ich, kaum jemand ernstlich nehmen wollen), sondern nur von einer zeitgemäßen Erneuerung, d. h. von der Einführung des Benediktinerordens in das in Verfall gerathene, zur Zelle herabgesunkene Kloster Sandau, das aus der Urzeit stammte, und eine der alten Partialregeln befolgte. In den Unterschriften der Synode oder der Gebetsverbrüderung von Dingolfing (772?) scheint auch ein Abt Albune auf, und da er wohl unbeanstandbar mit jenem »Albuinus abb. et cong. ips.« im Verbrüderungsbuche von St. Peter identisch sein wird, so hält ihn Th. v. Karajan [2]) nach Winter's Vorgang, wie es scheint mit Recht für einen Abt von Sandau. Die Abtei Sandau wurde mit einer großen Anzahl anderer von den Magyaren zerstört und erhob sich nicht wieder.

Wenn wir nun die Erörterungen über den Christianisirungsgang im Sandauer Missionsgebiete von Süden nach Norden vorgehend an der Grenze des Missionsbezirkes der Zelle bei Wessobrunn beginnen, so finden wir dort zuerst im äußersten Südwesten das Baptisterium Stadl (S. Joannis Bapt.) mit der Seelsorgkirche Pflugdorf (S. Laurentii). Vielleicht war die St. Margarethenkirche zu Issing die erste Seelsorgkirche zum genannten Baptisterium. Die St. Martinskirche zu Thaining scheint etwas spätern Ursprungs zu sein. Nördlicher und im Binnenlande entstand das Baptisterium Hofstätten (S. Michaelis). Als Seelsorgkirche für die östlichen Anwohner Hofstättens gilt mir die Liebfrauenkirche zu Utting, welche dann wegen zu großer Entfernung ihr eigenes Baptisterium zu Achselschwang (S. Michaelis) erhielt. Aus Utting emanirte die weitere Seelsorgkirche Ober-Schondorf (S. Martini). Die Seelsorgkirche der nördlichen Anwohner des Baptisteriums Hofstätten wird Wester-Schondorf (S. Laurentii) gewesen sein. — Für die Seelsorgkirche der nordwestlichen Anwohner kann man die St. Georgskirche zu Bürgen halten, die, wie es scheint, auf den Ruinen einer jener Befestigungen entstanden ist, aus welchen der Zwischenlimes am rechten Lechufer bestand. Das St. Michaels-Baptisterium zu Ummendorf bei Stoffen könnte man für eine Emanation des gleichnamigen zu Hofstätten ansehen; ich bin jedoch mehr geneigt, es für eine unmittelbare Schöpfung des Mutterklosters Sandau zu halten, nämlich ebenso, wie die St. Peters-Seelsorgkirche zu Pössing. Das St. Johannes des Täufers-Baptisterium zu Pitzling, in der heutigen

[1]) Mon. Boica. VII. p. 372 und 337. [2]) Verbr.-Buch v. St. Peter S. XXXII. ad 36, 20.

Pfarre Pöffing, dürfte wegen bequemerer Zugänglichkeit auf der alten Limesstraße erst später errichtet worden sein.

Die von Sandau östliche Gegend um Schöffelding scheint in der Urzeit noch Waldung gewesen zu sein; Schöffelding selbst hat das St. Urbans-Patrocinium, welches in den Kalendarien erst seit dem VII. Jahrh. auffcheint. Aus der Lage Sandau's am Westsaume des Waldgebietes wird man schließen dürfen, daß auch bei seiner Gründung Culturzwecke nicht außer Acht gelassen wurden. Das Waldgebiet zog sich und zieht sich in sehr ansehnlichen Resten auch dermal noch an den ersten Lauf der Maisach hinab. Wo es bei Eresing durch die Lichtung für die Römerstraße durchbrochen war, begannen auch die baioarisch-suevischen Siedlungen wie fast allerwärts auf verödeten römischen Culturen. Etwas ferner vom Nordsaume des Hauptwaldes, eine Strecke unter der Quelle des Paarflüßchens, besteht heute noch eine Ortschaft Walleshausen, deren Namen ich lieber von Valha als von Walda ableite, weil sie vom Walde selbst doch schon ziemlich entlegen ist. Den baioarischen Ansiedlungen folgte die christliche Mission naturgemäß auf dem Fuße und förderte in rationellerer Weise die bereits begonnene Cultur des Waldbodens. Dieß gehört zu den unbestreitbaren Verdiensten der verkannten Mönche.

Die erste bekannte Zelle, welche zur Verbreitung des Christenthums und der davon unzertrennlichen Cultur gegen Nordosten von Sandau aus gegründet wurde, ist Weisenzell bei Eresing. Ihre Mönche errichteten dann das Baptisterium zu Geretshausen (S. Joann. Bapt.), deren ursprüngliche Seelsorgkirche die Liebfrauenkirche zu Petzenhausen gewesen sein wird. Die für die nördlichen Anwohner gelegenere Seelsorgkirche Unfriedshausen (S. Petri) halte ich für eine Emanation von jener zu Petzenhausen; die nahe Liebfrauenkirche zu Walleshausen dürfte jedoch beide Seelsorgkirchen an Alter überragen, wenn Walleshausen, wie ich vermuthe, wirklich eine Romanencolonie gewesen ist. Das südwestlich am Lech gelegene Baptisterium Kaufring (S. Joann. Bapt.) ist allem Anscheine nach das ursprüngliche des Mutterklosters Sandau, von welchem es keine Stunde entfernt ist. Da die Seelsorge von der Klosterkirche, wie dieß so herkömmlich war, der monastischen Stille zu Liebe wohl schon sehr frühzeitig auf irgend eine benachbarte Kirche übertragen wurde, so steht die Wahl zwischen Epfenhausen, Untermühlhausen (beide B. Mariae Virg.) und Penzing (S. Martini) frei, und es wird sich kaum entscheiden lassen, welche von ihnen Seelsorgkirche geworden sei. Mühlhausen hat ein documentirtes hohes Alter für sich, denn schon gleich bei der Gründung von Benedictbeuern (beziehentlich der Benedictiner-Congregation, deren Erzabt dort residirte) schenkte es ein Graf Engildio dorthin.[1]) Mit diesem Gau- (Mark?-) Grafen Engildio wird, denk' ich, auch jene alte Gerichtsstätte in Beziehung zu bringen sein, deren einziger Bestand uns im Namen der

[1]) Meichelbeck, Chron. Bened. Buranum p. 8.

nahen Ortschaft Mahelberg (Mahalberg) in der Pfarrei Eresing erhalten ist. Etwas mehr als 1½ Meilen nördlich von Sandau errichteten sich dessen Missionsmönche an der Limesstraße eine weitere Zelle nächst Beurbach, dermal Zellhof, um welche sich ein eigener Missionsbezirk bildete. Es tritt uns da die seltene Eigenthümlichkeit entgegen, daß das Baptisterium, nämlich die St. Johanneskirche zu Scheuring, nicht etwa Seelsorgkirche zugleich ist, was öfter vorkommt, sondern daß in diesem nicht übermäßig großen Dorfe Baptisterium und Seelsorgkirche (S. Martini) nebeneinander stehen, diese im obern, jene im untern Dorfe.

In nordöstlicher Richtung ist Hohenzell die nächste Zelle nach der Weisenzelle. Ihr Baptisterium war sicherlich die St. Johanneskirche zu Hausen, wie Geltendorf (S. Stephani) die entsprechende Seelsorgkirche. Aber schon eine Wegstunde nördlich von Hohenzell finden wir die Eismerszelle, sowie eine schwache Meile nordwestlich von Eismerszell die Ortschaft Zell nahe dem Paarflüßchen. Die ganze Umgegend von Eismerszell ist heute noch von Feldfluren durchsetztes Waldrevier und dieses Culturverhältniß, sowie die Nähe der Hohenzelle scheint auf vorzugsweise Culturzwecke bei ihrer Errichtung zu deuten. Eismerszell ist spätern Ursprungs als Hohenzell, und ihren Mönchen wird die Errichtung des Baptisterinms Weidach (S. Joann. Bapt.) zuzuschreiben sein, wozu Morenweis (S. Sixti) Seelsorgkirche gewesen zu sein scheint. Als die Culturen weiter gegen Nordwesten vorrückten, entstand dieselben fördernd die Zelle nahe der Paar, deren Anwohner wohl noch am Baptisterium Waidach theilnahmen, jedoch in Eresried (S. Georgii) eine für die nördlichen Anwohner viel gelegenere Seelsorgkirche erhielten. Bei weiterm nördlichen Vordringen der Mission wurde dann für die nordwestlichen Umwohner das Baptisterium Schmiechen (S. Joannis Bapt.) errichtet und ihm entsprechend die Seelsorgkirche Steindorf (S. Stephani).

In der Mitte des schmalsten Landstriches des spätern Westrichs scheinen die Mönche von Sandau eine zahlreicher bevölkerte Zelle gegründet zu haben, deren Aufgabe es war, die Mission bis über Friedberg hinab zu übernehmen, und die dadurch entstandenen Missionsbezirke mit Seelsorgmönchen zu versehen: ich meine damit Bayermenching, gewöhnlich Merching geheißen. Der Ortsname des dermal bedeutenden Pfarrdorfes Merching hat im Laufe der Jahrhunderte überhaupt mehrere Metamorphosen durchgemacht; reflectiren wir vorerst auf seinen neben Merching noch üblichen Namen Bayermenching. Er ist als Decanatsname der gewöhnliche, während das Pfarrdorf, von welchem er genommen ist, geläufiger unter dem Namen Merching vorkommt. Auf dem ersten Anblick gibt sich Bayermenching als ein älteres Bayer-Münching, das dem schwäbischen Dialekte gemäß in -Menching abgelautet wurde, zu erkennen, und bildet nach seiner Differenzirung Bayer den Gegensatz zu dem jenseits des Lechs, zwei Meilen oberhalb liegenden Schwabenmünchen. Dieser Gegensatz ist aber nicht ein in der Etymologie gegründeter, sondern ein von dem zufälligen Gleichlaute der Differenzirung Bayer mit Beuer entlehnter. Oestlich von Bayer-

Menching findet man nämlich ein Baierberg, ein Beuern und südlich ein Beuerbach, wie wieder östlicher ein Baierszell, die mit dem Volksnamen Bayer sicherlich nichts zu schaffen haben, sondern als Colonien der alten Buri, die in größern Schaaren mit den Vandalen in das Land rechts der Donau übergewandert sein dürften. Die vielen aus Beuer zusammengesetzten Ortsnamen im Vorlande, von der Salzach bis zum Bodensee geben hiefür Zeugniß. Für meine Aufgabe hat der differenzirte Ortsname Münching (Munichinga) mehr Interesse, denn ich sehe in ihm nicht so fast einen Gegensatz zu dem südwestlichen Schwabmünchen, als zu dem 3 Meilen östlich liegenden Wenigmünchen, dieses, wie sein Name besagt, als die kleinere Mönchszelle genommen und darum Bayer- (Baier-) Münching als die größere. Daß Wenigmünchen nicht im Gegensatze zu München an der Isar den Namen des Kleinern erhielt, dürfte aus dem Umstande sicher sein, daß Wenigmünchen in gerader Linie 6 Meilen von der dermaligen Hauptstadt entfernt ist, und in jener Zeit, aus welcher beide Ortsnamen stammen, ebenfalls einige Mönche, aber kaum weniger beherbergte, als Munichun an der Isar. Aus diesem Wahrscheinlichkeitsgrunde halte ich Beuer-Münching (Buro-Munichinga) für eine bevölkertere Zelle, von welcher die im noch zu besprechenden nördlichen Missionsgebiete des Klosters Sandau Emanationen gewesen sein werden, wie Beuer-Münching vom Mutterstifte selbst. Fahren wir nach dieser, wie mir scheint, kaum müßigen Erörterung in der Beleuchtung des Christianisirungsganges fort.

Bei dem Vorgehen der Missionsarbeit in nördlicher Richtung scheint Beuer-Münching (S. Martini) ursprüngliche, von Steindorf emanirte Seelsorgkirche geworden zu sein, und schob sich ein neues Baptisterium in derselben nördlichen Richtung vor. Diese war die St. Michaelskirche zu Mehring. Als aber das Seelsorgsrecht aus monastischen Rücksichten, die bei einer bevölkerteren Zelle um so mehr begründet waren, auf die Baptisterialkirche Mehring übertragen wurde, und sich diese demnach zur Seelsorgkirche erhob, gab auch sie ihr Baptisterium an die zu diesem Zwecke erbaute St. Johanneskirche in Mehringerzell, dessen Name uns belehrt, daß eigene Seelsorgmönche an ihr exponirt worden seien. Wohl erst von ihr aus wurde in östlicher Richtung die Baierszelle (Beuerszell) errichtet, und erhielt der um selbe sich bildende Missionsbezirk das Baptisterium zu Vogach (S. Joann. Bapt.) mit der Seelsorgkirche Baindlkirchen (S. Martini), aus welcher aber erst später die St. Stephanskirche zu Tegernbach emanirte. Die nördlichen Anwohner des Missionsbezirkes der Mehringerzelle erhielten die Seelsorgkirche Kissing (S. Stephani), von welcher die St. Georgskirche zu Bachern eine weitere Emanation zu sein scheint. Wie für die geistliche Pflege der nördlichen Anwohner gesorgt wurde, ebenso geschah dieß auch bezüglich der südlichen mittelst der Kirche zu Althegnenberg (S. Joann. Bapt. et Evangel.), welche Baptisterium und Seelsorgkirche zugleich gewesen zu sein scheint. Althegnenberg besitzt einen sehr interessanten Römerstein, den ich

im I. Theile besprochen habe. Da er, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, aus dem Ende des V. oder dem Anfange des VI. Jahrh. stammt und unbestreitbar ein christliches Grabdenkmal ist, so ist durch ihn documentirt, daß dort das Christenthum im Uebergange aus der römischen (beziehentlich ostgothischen) Zeit in die baioarische nur eine kurze und wahrscheinlicher gar keine Unterbrechung erlitten habe, wozu die Nähe der am Ende der Römerzeit zweifellos durch und durch christlichen Hauptstadt Vindeliciens nicht wenig beigetragen haben mag.

In einer nördlichen Entfernung von der Mehringer- und Beuernzelle, die beiläufig 2 Meilen beträgt, finden wir eine weitere Reihe von drei Zellen von der spätern Bisthumsgrenze von Freising bis zur baioarischen Landesgrenze gegen Alemanien quer durch das Westrich durchgestellt; sie heißen Hohenzell, Wesserzell, Oberzell und Unterzell. Ich halte sie für die am weitesten gegen Norden vorgeschobenen Filialen des Missionsfonds Sandau. Die christliche Gemeinde, welche sich um die Missionsstation Hohenzell bildete, nahm wahrscheinlich am nahestehenden Baptisterium der St. Johanneskirche nächst Sittenbach Theil, welches seines Orts besprochen worden ist, und ihre südlichen Anwohner besuchten wohl die dort ebenfalls aufgeführte St. Peters-Seelsorgkirche zu Miegersbach, dermal Filiale der Pfarrei Sulzemoos, während sich die nördlichen an die St. Laurentiuskirche zu Heretshausen gehalten haben dürften. Die Gründung der Hohenzelle schwankt zwischen St. Veitsmünster und Sandau. Die nächste Zelle gegen Nordwesten ist Wesserzell, und das Baptisterium derselben Paar (S. Joann. Bapt.). Als Seelsorgkirchen können gelten die St. Martinskirche zu Tesing für die nördlichen Anwohner, und wahrscheinlich die St. Laurentiuskirche zu Rinnenbach für die südlichen. Ich sage: wahrscheinlich, denn so alt das St. Laurentius-Patrocinium überhaupt ist: in der Nähe des Lechfeldes, auf welchem am St. Laurentiusfeste 955 der entscheidende Sieg über die Ungarn erkämpft worden ist, wurde es mit Vorliebe mehrern erst nach diesem Jahre wieder- oder neuerbauten Kirchen gegeben. — Westlich von Wesserzell finden wir Ober- und Unterzell, die nur für eine, nämlich Oberzell zu zählen sind. Das Baptisterium dieses Missionsbezirkes scheint Ottmaring gewesen zu sein. Ottmaring, südöstlich vom heutigen Städtchen Friedberg, scheint überhaupt, ich sage nicht eines der ältesten, sondern das älteste Baptisterium des Westrichs gewesen zu sein, und reichte freilich nicht unter seinem dermaligen germanischen Namen allem Anscheine nach in die Römerzeit zurück. Etwas südlich von Ottmaring stand nämlich in alter Zeit das Dorf Lechfelden und in ihm die St. Afrakirche, über dem Platze ihres Grabmals und der Leidensstätte ihrer Genossinen erbaut. Das Dorf Lechfelden ist verschollen und das Heiligthum der hl. Afra in ein Pulver-Magazin umgewandelt! — Ist auch das Volk der Vandalen längst ausgestorben, der Vandalismus blüht noch. — Die Verehrung der hl. Blutzeugin ist wohl seit dem Anfange des IV. Jahrh. nie mehr, wenigstens nicht auf längere Zeit, erloschen. Und aus diesem Grunde halte ich das

St. Michaels-Baptisterium zu Ottmaring für das älteste des Westrichs, weil die Verehrung der hochgefeierten Martyrin immer wieder neue Christen in der Umgegend gewinnen mußte. Ueberdieß bin ich der Ueberzeugung, daß, sobald es in germanischer Zeit zu Augsburg wieder eine Christengemeinde gab, auch die Verehrung der hl. Afra wieder kräftig aufgeblüht habe, und dadurch auch neuerdings zum Fermente der Christianisirung in der Umgegend des Baptisteriums Ottmaring geworden sei. Daß aber Augsburg bereits zwischen 535 und 548 sogar einen Bischof erhalten habe, glaube ich anderswo [1]) zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben. — Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß das Grab der hl. Afra, wie dieß in ältester Zeit Gewohnheit war, von einem geistlichen Collegium — beziehentlich einer kleinen Mönchsgenossenschaft in einer Zelle — gehütet worden sei, und diese Zelle suche ich in jenem Hohenzell vor dem Augsburgerthore Friedbergs, halte sie aber für keine salzburgische Schöpfung, sondern wie das Grab selbst, für altes, unanstreitbares Eigenthum der Augsburgerkirche. Die Sandauermönche des Salzburgerstuhles werden im letzten Drittel des VI. Jahrh. die St. Afrakirche und das nahe Baptisterium schon in ihrem viel ältern Bestande angetroffen haben. Daß diese St. Afrakirche Seelsorgkirche der Umgegend war, bedarf keiner Erwähnung.

3. Nördliches Missionsgebiet.

Etwas über eine Meile nördlich von Hohenzell bei Altomünster fängt das Territorium des spätern Bisthums Neuburg-Staffelsee, welches von der Eismerszelle her auf einen im Durchschnitt drei Meilen breiten Uferstrich am Lech beengt war, wieder an, sich beträchtlich gegen Osten zu erweitern, indem es sich bis zur Ilm ausdehnte. Aber einen nicht unbedeutenden Flächenraum nimmt das südlich von der Donau seiner Länge nach mit ihr parallele Donaumoos ein, wodurch der schmale Strich des rechten Donauufers, dessen Mitte Neuburg einnimmt, vom südlichen Binnenlande getrennt wird. Dieser schmale Donauuferstrich hatte an der Zelle bei Neuburg einen gesonderten Missionsfocus, und ebenso der Osten des Binnenlandes an der Rudmars- (Ruperts-) Zelle bei Altomünster seinen eigenen, wie der Westen am Münster bei Thierhaupten. Wegen des naturgemäßen Anschlusses an das im Vorhergehenden besprochene mittlere Missionsgebiet werde ich zuerst das Missionsgebiet der größern Zelle Rudmarszell, dann jenes des Münsters bei Thierhaupten, und endlich das nördliche von Zell bei Neuburg in Untersuchung ziehen.

Ich heiße die Rudmarszelle nicht ohne guten Grund eine größere, ja sie war vielleicht eine jener Abteien der Urzeit, deren ich mehrere namhaft gemacht habe. Wir werden uns in den Schlußbetrachtungen zu diesem Kapitel hoffentlich davon überzeugen, daß sich die Missionäre von Luxeuil, Eustasius

[1]) Eccl. Petena S. 49. des Sonderabdr.

und Agilus im zweiten Decennium des VII. Jahrh. länger dort aufgehalten und von dort aus an der Wiederbekehrung der in die Photinische und Bonosianische Häresie gefallenen Landesbewohner gearbeitet haben. Mögen sie auch allein von Luxeuil ausgegangen sein, so unterliegt es in Anbetracht des umfassenden Berufes, dem sie sich widmeten, doch gewiß keinem Zweifel, daß sie sich in Baioarien selbst sogleich eine größere Anzahl Gehilfen beigesellten, um ihrer schweren Aufgabe mit Hoffnung auf Erfolg genügen zu können. Auch sagen uns die Quellen, aus denen uns die Kenntniß ihrer Mission geflossen, daß sie bei ihrer Heimkehr nach Luxeuil weise Männer zur Fortsetzung ihrer Arbeit in Baioarien zurückgelassen haben, und diese werden wohl nach der columbanischen Partial-Regel lebende Mönche jenes Klosters gewesen sein, das sie mit ihren Gehilfen selbst bewohnt hatten. Dieses Kloster, oder wenn man will, diese bevölkertere Zelle war aber erweisbar Rudmarszell. Bedenkt man, daß Eustasius und Agilus nur 20 Jahre nach dem Hinscheiden des hl. Vital's nach Baioarien gekommen seien, so wird man es sehr leicht begreiflich finden, daß damals noch die bei weitem größere Anzahl der von ihm oder seinem Vorgänger, dem hl. Landesapostel Rupert, gegründeten Klöster in voller Kraft bestanden, denn der Landesherzog Tassilo I. war erst vor wenigen Jahren aus dem Leben geschieden, und da er für die salzburgische Landeskirche sehr gnädig gesinnt war, und darum in der Reihe der herzoglichen Wohlthäter derselben im Verbrüderungsbuche von St. Peter vorgetragen erscheint, so wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß die große Mehrzahl der zu seiner Zeit bestandenen und theilweise wohl auch von ihm dortirten Klöster noch aufrecht stand, obwohl die Unterdrückung mancher derselben schon von seinem Sohne und Nachfolger Garibald II., welcher, wie es scheint, der erste jener Herzoge war, welche sich zum Abfalle von der Kirche verführen ließen, verhängt worden sein mag. Diese Gründe sind es, welche mich zur Annahme bewegen, daß Rudmarszell eine vom hl. Rupert gegründete, größere Zelle, wenn nicht ein förmliches Münster gewesen sei, obwohl ich auf die erst später in Schwung gekommene Benennung derselben: Rupertszell statt Rudmarszell, keinen besondern Werth zu legen vermag. — Daß Eustasius und Agilus ihrer Aufgabe gemäß sich an die noch bestehenden größern Mönchsgenossenschaften, damals die beinahe ausschließlichen Träger des ungefälschten katholischen Glaubens, angeschlossen haben werden, dürfte selbstverständlich sein, und darum vermuthe ich, daß sie beim ersten Betreten baioarischen Bodens zuerst bei den Mönchen des Münsters bei Thierhaupten Aufnahme gefunden und dann erst im Verfolge ihrer Mission zu den Mönchen der Rudmarszelle gezogen seien, indem dieß für sie der naturgemäße Weg war, da sie von den Vogesen durch Alemanien nach Baioarien wanderten. Ihr längerer Aufenthalt zu Rudmarszell steht wohl historisch gesichert fest, wie wir später sehen werden.

Das Missionsgebiet der Mönche von Rudmarszell begann nördlich und westlich am großen Waldrevier, in welchem später das Münster

des hl. Alto entstand, und erstreckte sich südlich von jener ziemlich sterilen Steppe, welche sich der Länge nach am Donaumoose hinzieht, bis zum Lech hinüber. Der erste Missionsbezirk war natürlich jener um die Zelle selbst, und die St. Michaelskirche zu Rudmarszell dürfte anfänglich Baptisterium und Seelsorgskirche miteinander gewesen sein. Für die nördlichen Anwohner wird die St. Michaelskirche auch später noch Baptisterium geblieben sein, aber sie erlangten wohl schon sehr frühzeitig nicht nur eigene Seelsorgkirchen, sondern sogar eigene Seelsorger. So entstand wohl zuerst die Seelsorgkirche Singenbach (B. Mariae Virg.) und nachher die St. Peterskirche zu Sattelbach, wozu bald darnach die St. Martinskirche zu Aresing (Eresing) kam. Erstere hatte ihre Seelsorgmönche in der nur ½ St. entfernten Oberzelle, die zwei letztern aber in Frankenzell und Aulenzell. Die Umwohner von Singenbach und Sattelberg werden schon der kleinen Entfernung wegen am Baptisterium zu Rudmarszell theilgenommen haben, bezüglich der schon weiter entlegenen Aresinger ist dieß jedoch nicht mehr wahrscheinlich; da aber dort dermal kein Baptisterial-Patrocinium zu entdecken ist, so wird man annehmen müssen, daß es wegen Abbruches der bezüglichen Kirche oder durch Patrociniumsänderung verschollen sei. Die südlichen Anwohner der Rudmarszelle erhielten wohl ebenfalls schon sehr frühzeitig ihr eigenes Baptisterium zu Aufhausen (S. Joann. Bapt.) und die St. Margarethen-Seelsorgkirche zu Haag. Beides war nothwendig, weil in jener Gegegend eine dichtere Bevölkerung siedelt.

Die raschen Erfolge der Evangeliumspredigt in nordwestlicher Richtung scheinen schon bei Zeiten die Errichtung einer Filialzelle nöthig gemacht zu haben; es ist dieß die Rappertszelle bei Wittelsbach. Sie schob ihr Baptisterium dem Missionsgange gemäß nach Bernbach (S. Joann. Bapt.) unter Aichach vor, und um sie herum entstanden die Seelsorgkirchen Aichach (B. Mariae Virg.) und Gallenbach (S. Stephani) im Süden, und vielleicht auch Inchenhofen gegen Norden, dessen altes Patrocinium unbekannt ist, und an dessen Stelle etwa beim Wiederaufbaue gegen das X. Jahrh. das viel jüngere St. Leonharts-Patrocinium getreten zu sein scheint. Bei Inchenhofen findet man die Taufkirche Großhausen (S. Joann. Bapt.), die schon durch die Nähe Bernbachs als viel jüngere gekennzeichnet ist. Im Allgemeinen ist die nicht fruchtbare Ebene am linken Paarufer hinab noch dermal dünn bevölkert, und war in ältester Zeit unbezweifelt noch viel volksärmer. Auch das Dorf Winden, östlich von Inchenhofen, scheint auf eine spätere, etwas umfangreichere Cultivirung dieser Ebene hinzuweisen. Diese Winden scheinen nämlich ebenso wie jene bei Scheuern von jener zahlreichern Slavencolonie bei Geisenfeld zu stammen, welche, wie früher ausführlich dargethan worden ist, erst nach der Stiftung des Frauenklosters Geisenfeld (um 830) von Kärnten her dort eingeführt worden ist. Aber auch im Falle, daß die Slavencolonie Winden bei Inchenhofen eben so wenig wie die ziemlich zahlreich in ganz Baiovarien zerstreuten Winden, Windheim, Wendenheim u. s. w. mit der größern Slavencolonie bei Geisenfeld in Verbindung zu bringen wäre,

wird man mit ihr wie mit den andern auf wendische Kriegsgefangene etwa um die Mitte des VIII. Jahrh. zurückzugreifen haben, wodurch die erst späte Cultivirung fraglichen Landstriches wieder erwiesen wäre. Diesem entgegen scheint Walchshofen mit seiner St. Martinskirche eine romanische Sporade zu sein.

Als die christliche Mission wieder mehr gegen Westen vorgegangen war, wurde die Zelle bei Obergriesbach, daher später Griesbeckerzell geheißen, errichtet. Ihr Baptisterium war die St. Michaelskirche zu Igenhausen; und ihre Seelsorgkirche ist möglicher Weise die St. Laurentiuskirche bei der Zelle selbst, die aber ihr Recht schon frühzeitig an die St. Stephanskirche zu Obergriesbach abgegeben haben dürfte. Für die nordwestlichen Anwohner scheint die St. Peterskirche zu Stozard, die ursprünglich vielleicht in Petersdorf stand, Seelsorgkirche gewesen zu sein. — Aus der Zelle bei Obergriesbach emanirte wohl schon bald in westlicher Richtung eine weitere, die später Pfaffenzell genannt wurde, weil Weltpriester von ihr Besitz genommen hatten. Sie liegt nur eine Meile östlich vom Lech. Das Baptisterium ihres Missionsbezirkes ist sicherlich die St. Johanneskirche zu Mühlhausen, und seine ursprüngliche Seelsorgkirche die St. Andreaskirche zu Anwalding bei Gabenhofen, kaum ohne nähere Beziehung zur nördlicher stehenden St. Peterskirche zu Stozard. Die dem Baptisterium zunächst stehende St. Laurentiuskirche zu Aulshausen ist möglicherweise noch vor der St. Andreaskirche zu Anwalding die erste Seelsorgkirche gewesen, kann aber ihr Patrocinium ebensogut dem glorreichen Siege auf dem Lechfelde am Laurentiusfeste 955 verdanken. Man könnte dasselbe von der St. Laurentiuskirche zu Griesbeckerzell vermuthen, wenn nicht die St. Stephanskirche zu Obergriesbach auf ihre Priorität hindeutete.

Missionsgebiet des Münsters bei Rain. Den Plan, nach welchem die Christianisirung des Westrichs durchgeführt worden ist, könnte man sich überhaupt so vorstellen, daß nachdem von Münsteur bei Egmating aus die Wiederbelebung des verblaßten Christenthums der Romanen des Walhgaues bewerkstelligt war, die Mönche von Münsteur, St. Veitsmünster und Engelbrechtsmünster gleichen Schrittes gegen Westen vorgehend nach und nach bis zur Landesgrenze am Lech vorgedrungen seien. Diese Vorstellung wäre aber chronologisch kaum richtig; im Gegentheile liegen mehrere Momente vor, welche die Vermuthung begründen, daß der hl. Rupert, nachdem er mit einer Schaar von Gehilfen in seinem Bekehrungswerke die Romanen des Walhgaues wieder dem kirchlichen Leben gewonnen hatte, sofort an die Gründung des Klosters Staffelsee gegangen sei. Wie früher erläutert worden, hatte die Gründung von Staffelsee den Doppelzweck, ein Seelsorger-Seminarium für den Walhgau und einen Missionsfocus für das gegen Norden anstoßende baioarische Legationsgebiet zu schaffen. Da der hl. Landesapostel principiell überall zuerst die religiös verkommenen Romanen aufsuchte, um ihren Glauben wieder zu beleben, worüber die Vita primigenia keinen Zweifel gestattet, so wird man sicher sein dürfen, daß er von Staffelsee weg sich auf der Consular-

straße in der Richtung nach Augsburg weiter begeben habe, und im Grenzterritorium, auf welchem die Römerstraßen zur vindelicischen, damals alemannischen Hauptstadt zusammenliefen, die dort ohne Zweifel noch dichter siedelnden romanischen Volksreste ebenfalls aufzusuchen und wieder in die Kirche zurückzuführen. Zu seiner besondern Berücksichtigung kam aber auf besagtem Grenzterritorium noch ein weiterer Beweggrund, der es ihm als sehr zweckdienlich erscheinen lassen mußte, seine apostolischen Mühen dem Landstriche an der Grenze vor dem Binnenlande, des Legationsgebietes zuzuwenden. Wie ich in meiner Ecclesia Petena dargethan zu haben glaube,[1]) hatte Augusta, eben so wie Tiburnia schon Bischöfe, ehe der hl. Rupert vorübergehend seinen bischöflichen Stuhl zu Bidina (Petena, Seekirchen) errichtete, und daraus wird man mit Recht folgern dürfen, daß das Christenthum auf dem linken Lechufer schon größere Fortschritte gemacht hatte, als der hl. Rupert den Landstrich auf dem rechten Ufer betrat. Die rechtsufrigen Baioaro-Sueven hatten demnach auf der langen Landesgrenze des Lechs schon geraume Zeit eine wenigstens großentheils christliche, alemannische Bevölkerung zu Nachbarn, ja die praktische Ausübung der christlichen Religion griff wenigstens bei dem Grabe der hl. Afra zu Lechfelden auch auf das baioarische Ufer über, und durch die unter ihnen lebenden Romanen hatten die Baioarier schon längere Zeit Gelegenheit gehabt, das Christenthum wenigstens im Allgemeinen kennen zu lernen. Um so mehr halte ich es für wahrscheinlich, daß der hl. Rupert den mit vielen Romanen vermischten und für das Christenthum theilweise schon geschulten Baioariern sein Apostolat vor den Bewohnern des Binnenlandes habe angedeihen lassen. Auf diese Gründe hin nehme ich nicht den geringsten Anstand, ihm die Gründung des Klosters Sandau bei Landsberg als eigentlichen Missionsfocus für das mittlere Westrich zuzuschreiben, und in derselben Lage befinde ich mich gegenüber der Gründung jenes alten Münsters zwischen Thierhaupten und Rain, von dessen ursprünglicher Bestimmung nur noch der Ortsname ein selbstredendes Zeugniß gibt. Auch dieses Münster wird in der sog. historischen Zeit nie mehr als monastisches Institut genannt, während doch kraft seines Namens allein schon sicher ist, daß es in irgend einer alten, mithin vorhistorischen Zeit ein solches Institut gewesen sein müsse. Es ist eine genugsam bekannte Eigenthümlichkeit aller Klöster der Urzeit, daß sie nicht wie die Baarfüßerconvente des Mittelalters auf das Bettelrecht, sondern auf Dotationen an liegenden Gründen und Dominicalien gestiftet wurden, und dieß ist ein Grund mehr für meine Annahme, daß das Münster bei Rain vom hl. Rupert selbst und überdieß sehr frühzeitig, d. h. vor 555, welches das beiläufige Todesjahr jenes Herzogs Theodebert ist, der wie sein Vater Theodo großherziger Wohlthäter der Salzburger Landeskirche war, gegründet worden sei. Zur Dotation des Münsters war nämlich die thätige Mitwirkung des Landesherrn unumgänglich nothwendig, und darum kann man die Gründung des Münsters

[1]) Eccles. Petena S. 102. des Sonder-Abdr.

nicht nach dem genannten Jahre ansetzen, weil von ihm an Garibald I. als Landesherzog aufzutreten anfängt, welcher nicht nur im fernen Süden residirte, sondern sich auch nie und nirgends als Wohlthäter der Landeskirche erweist. Wenn dieses Münster nicht vom hl. Rupert selbst, sondern erst von seinem Nachfolger, dem hl. Bischofabte Vital gegründet worden wäre, was meinetwegen möglich, aber nicht wahrscheinlich ist, so müßte man Garibald's I. Nachfolger Tassilo I. für den Dotator des Münsters halten, weil er unter den herzoglich agilulfingischen Wohlthätern des Kathedralstifts in dessen Verbrüderungsbuche aufscheint; aber auch er residirte in der südlichen Landesmark, war während seiner Regierungszeit fast ununterbrochen im Kriege mit den Carantanerslaven verwickelt, und die eine oder andere seiner Schenkungen zur Salzburgerkirche dämmert nur als Wohlthat seines viel spätern Namensgenossen Tassilo II. in den Breves Notitiae durch, in welchem Documente eine Fusion der beiden Tassilo mit vieler Wahrscheinlichkeit als nachweisbar erscheint. Wie dem nun auch sein möge, soviel steht fest, daß Münster bei Rain einer der alten Focusse der Mission im Westriche war. In Anbetracht, daß der hl. Rupert von der Vita primigenia als im ganzen Vaterlande thätig, dasselbe unablässig durchwandernd, allenthalben Kirchen und Geistliche weihend geschildert wird, glaube ich im vollen Rechte zu sein, wenn ich es für wahrscheinlicher halte, daß die Gründung jener vorhistorischen Münster, und somit auch des eben in Rede stehenden bei Rain, sowie die Erbauung einer noch größern Anzahl von Kirchen, die sich von den später erbauten leider nicht mehr mit aller Zuverlässigkeit ausscheiden lassen, das Verdienst des hl. Rupert sei, und daß ihm eben dieses umfassende Wirken den ihm von der ganzen Vorzeit zuerkannten Ehrennamen des Apostels von Bayern erworben habe. Jene Münster und Kirchen und die um selbe von ihm selbst noch gebildeten kleinen Christengemeinden waren die Fundamente der Bekehrung des ganzen Landes, welche in diesem Sinne ihm zu bestreiten den klaren Zeugnissen des Alterthums gegenüber niemand wagen wird. Daß die vollständige kirchliche Organisation erst das Werk seines Nachfolgers Vital's gewesen sei, habe ich im Verlaufe meiner Arbeit oft genug hervorgehoben. Ich wiederhole hier neuerdings (und bitte dieß bei der Beurtheilung meiner Aufstellungen nicht zu vergessen), daß die Ausscheidung der ruperti-nischen Rudimente von den Schöpfungen der vitalischen Organisation, bis auf einige gesicherte Ausnahmen in der Urdiöcese, eine Unmöglichkeit sei, und ich will darum das über ganz Baioarien ausgedehnte Netz von Zellen, Baptisterien und Seelsorgkirchen in vorderster Reihe als kirchliche Bestände zur Zeit des hl. Vital's constatirt haben. Folgen wir nun wieder dem Christianisirungsgange.

Das ursprüngliche Baptisterium des St. Petersmünsters (sein St. Peterspatrocinium halte ich für das primitive und jenes des hl. Paulus für das später dazugekommene) ist natürlich in der Nähe desselben zu suchen. Im XIII. Jahrh. bauten die Grafen von Graisbach auf dem Michaelsberg, in der heutigen Pfarrei Holzheim nächst Münster, eine dem hl. Erzengel gewidmete Kirche,

und dieß dürfte ein Fingerzeig sein, daß in alter Zeit irgendwo am Fuße des Berges eine St. Michaelskirche, d. h. ein Baptisterium bestanden habe, die traditionell noch in Erinnerung war. Für die frühzeitige Einführung des Christenthums in jener engern Umgegend, oder richtiger, für eine theilweise Vererbung desselben aus der römischen in die baioarische Zeit, ist das große Dorf Wallerdorf mit 32 Häusern ein genügender Beweis. Es hat demnach viele Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Kirche Wallerdorf, dermal mit dem erst später in Aufnahme gekommenen Patrocinium des hl. Nicolaus, aus der Römerzeit herüber eines der ältesten, etwa ein St. Michaels-Patrocinium gehabt habe. Man ist jedoch bei der Nachforschung über das älteste Baptisterium der Gegend nicht auf diese Vermuthung allein beschränkt, denn das nahe Königsbrunn konnte eben so gut das Baptisterium der Urzeit gewesen sein, indem die aus Brunn zusammengesetzten Ortsnamen vielfältig auf alte Taufbrunnen zurückweisen, ja vielleicht öfter als auf gewöhnliche Brunnen. Ich erinnere beispielsweise an die zwei Ortschaften des alten Salzburger Landes, Brünning bei Palling und Steinbrünning bei Salzburghofen, welche in der Abhandlung über die Urdiöcese als zwei der ältesten Baptisterien nachgewiesen worden sind. Als älteste, von Münster wegverlegte Seelsorgkirche wird außer der Kirche Wallerdorf (wenn sie nicht Baptisterium oder etwa beides zugleich war) die Liebfrauenkirche des von Baioarien bewohnten Holzheims zu gelten haben. — Eine Meile vom Münster gegen Südosten wurde die Zelle Lechlinszell erbaut; südlich von ihr erhob sich das St. Michaels-Baptisterium zu Ostershausen, anfänglich wahrscheinlich zugleich Seelsorgkirche. Als sich dieses Gotteshaus zur ausschließlichen Seelsorgkirche erhob, mag das St. Johannes-Baptisterium zu Heimpertsdorf, zwischen Ostershausen und Lechlinszell, als gesondertes entstanden sein. — Wieder mehr gegen Süden wurde die Zelle Wilpertszell errichtet. Ihr Baptisterium wird das gegen Süden vorgeschobene Alsmoos (S. Joann. Bapt.) sein; möglich, daß es sich ursprünglich in Ostbrunn nächst Wilpertszell befunden habe. Die entsprechende Seelsorgkirche scheint die Liebfrauenkirche zu Ainertshofen gewesen zu sein. — Von Wilpertszell nördöstlich findet man die Handzelle; ihrer Seelsorgkirche Pötmeß (SS. Petri et Pauli) wurde das Patrocinium des Mutterstifts gegeben. Die Umwohner scheinen kein eigenes Baptisterium gehabt zu haben, was eben auch nicht nöthig war, indem sich die nördlichen leicht an dem nahen Baptisterium zu Haselbach, die südlichen aber an jenem von Ostershausen betheiligen konnten. Anders scheint es sich mit dem Baptisterium bei der Zelle Sandizell zu verhalten; während nämlich die Seelsorgkirche für die Umgegend von Sandizell in der St. Andreaskirche zu Langenmosen sicher sein wird, scheint dagegen das entsprechende Baptisterium durch Patrociniumswechsel außer Sicht gekommen zu sein. Die nächstgelegenen Baptisterien sind sämmtlich über eine Meile von Sandizell entfernt. — Wie vorhin erwähnt, befand sich nördlich von Handzell das Baptisterium Haselbach (S. Michaelis).

Es war von den Mönchen der nahen Agathenzelle errichtet worden, wurde aber nach Buch (ebenfalls S. Michaelis) verlegt, als Haselbach zur Seelsorgkirche erhoben worden war. Mit dieser Verlegung des Baptisteriums wurden besonders die nördlichen Anwohner berücksichtigt; es wird übrigens schwer zu entscheiden sein, welche Seelsorgkirche in jener Richtung die ursprüngliche gewesen sei: ob Seibelsdorf (SS. Petri & Pauli) oder Ehekirchen (S. Stephani) oder Bittenbrunn (B. Mariae Virg.) oder Aunbach oder ob vielleicht gar das freilich schon ziemlich weit gegen Norden entlegene Wagenhofen, die zwei Letztgenannten mit dem Patrocinium des hl. Martin. Bittenbrunn scheint wegen des Liebfrauen-Patrociniums viel für sich zu haben, Ehekirchen aber wegen seines auf hohes Alter deutenden Ortsnamens und des weitern Umstandes, daß sich in seiner Nähe eine alte Romanencolonie, nämlich Wallershofen befindet. Jedenfalls erhielt Ehekirchen, aber wohl erst in späterer Zeit, ein eigenes Baptisterium zu Schönesberg (S. Joann. Bapt.). Für die südlichen Umwohner des ältern Baptisteriums Haselbach war Walden (B. Mariae Virg.) Seelsorgkirche, welche später wohl auch am Baptisterium Schönesberg theilgenommen haben mögen. In welche Zeit die St. Martinskirche zu Schaimbach einzureihen sei, vermag ich ebenfalls nicht zu entscheiden. — Noch kommt der Seelsorgsprengel zu registriren, der sich um das Baptisterium Baier-Dilling (alt: Tülling, Tülgen, S. Michaelis) constituirte. Dieses Baptisterium wurde allem Anscheine nach unmittelbar vom Münster aus errichtet, von dem es nur eine gute Wegstunde gegen Nordosten entlegen ist. Seine Seelsorgkirche zu Etting erhielt wieder das Patrocinium der Stiftskirche SS. Petri et Pauli. In Folge der Zunahme der Gläubigen, zum Theil in beträchtlichen Entfernungen, dürften aus dem Baptisterium zu Baierdilling zwei weitere St. Johannes dem Täufer gewidmete Baptisterien emanirt sein: gegen Osten Ilchdorf mit den Seelsorgkirchen Holzkirchen (S. Laurentii) und nachmalig vielleicht sogar das schon ziemlich ferne Beuern (S. Andreae); gegen Norden Rain mit den Seelsorgkirchen Oberpeiching (B. Mariae Virg.) für die südlichen, und Mittelstätten (S. Georgii) für die nördlichen Anwohner. Feldheim mit dem nämlichen Patrocinium wird wohl eine spätere Emanation aus Mittelstätten sein. Endlich glaube ich auch noch auf die wohl viel später entstandene St. Valentinskirche zu Bonsal (Pansel) schon wegen ihrer Lage im äußersten Nordwesten des alten Vindeliciens aufmerksam machen zu sollen, welche man denn doch kaum mit der Uebertragung der Reliquien dieses Heiligen von Mais nach Passau wird in Verbindung bringen wollen.

Das Missionsgebiet am rechten Donauufer von der Lechmündung abwärts (die Ripa prima der Römerzeit) gehört augenscheinlich dem Münster zwischen Rain und Thierhaupten an; man kann es aber in soferne als ein gesondertes Seelsorggebiet betrachten, weil es geistlich von einem Mönchskloster gepflegt worden zu sein scheint, welches vieler Wahrscheinlichkeit nach schon in frühester Zeit an jener St. Peterskirche errichtet worden war, um welche sich, wie

es scheint, schon unter Herzog Odilo die neue Burg (dermal Stadt Neuburg) erhob. Die Wahrscheinlichkeitsgründe, welche für die Errichtung dieses Filialklosters von Münster sprechen, werde ich seines Orts des Nähern darlegen. Im Nordosten schloß sich an den Missionsbezirk von Rain, oder vielleicht richtiger Baierdilling, jener an, der sich um das St. Michaels-Baptisterium zu Fern-Mittenhausen, Filiale der heutigen Pfarrei Straß, constituirte. Es hatte in der Liebfrauenkirche zu Straß seine entsprechende Seelsorgkirche. An diesen Missionsbezirk reihte sich gegen Osten jener an, der sich um die St. Lucienzelle (heute Pfarrei Zell bei Neuburg) bildete. Die Seelsorgkirche desselben war wohl die St. Peterskirche zu Neuburg, und als nach dem Zustandekommen des dortigen Mönchsklosters aus monastischen Rücksichten die Seelsorge von ihr weg verlegt wurde, die dortige Liebfrauenkirche (dermal untere Stadtpfarrei). Auch das Baptisterium scheint nahe bei der St. Peters-Seelsorgkirche gestanden zu sein, und das gegen Ende des Mittelalters für diese Kirche gestiftete St. Michaelsbeneficium scheint ein später Nachhall der Existenz des alten St. Michaels-Baptisteriums zu sein. — Für den schmalen Culturlandstrich östlich von Neuburg zwischen der Donau und dem gleichnamigen Moose habe ich nur noch den Missionsbezirk, der um die Hundszelle entstand, aufzuführen. Es bleibt mir zweifelhaft, ob diese Zelle von Münster bei Rain oder vom Engelbrechtsmünster aus gegründet worden sei; die große Nähe des Letztern spricht für selbes. Die St. Salvatorskirche in der Nähe der Zelle mag Seelsorgkirche dieses Missionsbezirkes gewesen sein, die St. Johanneskirche zu Lichtenau in der heutigen Pfarrei Weichering war aber zuverlässig das Baptisterium desselben. Wollte man in Anbetracht der dortigen Sumpfgegend überhaupt in Zweifel ziehen, daß dieser Landstrich schon in der Urzeit bewohnt gewesen sei, so wäre dieser Zweifel schon aus dem Grunde unstatthaft, weil sicher ist, daß eine auch noch in der baiovarischen Urzeit gut erhaltene römische Heerstraße am rechten Donauufer durch fraglichen Landstrich zu den Befestigungen der Ripa prima, Altenburg, Burgheim u. s. w. hinauflief.

Um den Christianisirungsgang in Südostdeutschland in seiner nördlichen Richtung vollständig abzuschließen, sollte ich füglich auch noch die am linken Donauufer liegenden Gegenden des südlichen Sualafelds- und Kelsgaues in Untersuchung ziehen, indem aus einem sehr alten Anhange zu Willibald's Vita S. Bonifacii mit Sicherheit zu entnehmen ist, daß jene Gegenden vor der Errichtung des Bisthums Eichstätt (741—745) von der Lechmündung abwärts theils zum Bisthume Neuburg-Staffelsee theils zu jenem von Regensburg gehört haben. Dieses Document sagt nämlich bezüglich der Errichtung des Bisthums Eichstätt[1]): »Imprimis dimisit de Reganesburg et Augustburg et Salzburg (offenbar irrig statt Niuenburg) Nordgewy et Salafeld (lese Sualafeld) et adunavit unum membrum ecclesiae et episcopalem sedem ibi constituit, ibidemque Willibaldum venerabilem virum ordinavit

[1]) Pertz, Mon. Germ. hist. T. II. script. p. 355. C. 2. No. 5.

episcopum.« Hieraus wird man sicherlich folgern, daß jene Grenzbezirke des Sualafelds und des Nordgaues vor der Diöcesan-Eintheilung v. J. 739 zur Mutterdiöcese Salzburg gehört haben, wie dermal das linksuferige Decanat Bertolsheim noch zur Diöcese Augsburg zuständig ist. Davon gänzlich abgesehen, daß ich dermal zur vorhin erwähnten Untersuchung die erforderlichen Hilfsmittel nicht zur Hand hätte, könnte ich mich auch im entgegengesetzten Falle nicht dazu entschließen, weil ich einerseits bezweifle, daß jenes Territorium im VI. Jahrh. schon zu Baioarien gehört habe, andrerseits aber aus dem Leben des hl. Willibald der Nonne von Heidenheim bekannt ist, daß noch im J. 741 das Territorium der Eichstätter Diöcese von den Germanenzügen her so verheert war, daß kein Haus und außer einer kleinen Marienkirche zu Eichstätt auch keine Kirche mehr in demselben stand (»illam regionem quae adhuc tota erat vastata, ita ut nulla domus ibi esset....«). Da mithin jene Untersuchung gegenstandlos wäre, so zog ich es umsomehr vor, mich hier an die Donaugrenze zu halten, weil ich unter dem Südostdeutschland meiner Forschungen überhaupt den seit 798 unter dem Metropolitanstuhle Salzburg stehenden Ländercomplex verstehe, und hievon nur mit jenem größern Theile der Diöcese Brixen eine Ausnahme mache, welche erwiesenermaßen nicht von Salzburg aus christianisirt worden ist.

4. Schlußreflexionen über das Westrich.

Die Lage des Westrichs, von allen baioarischen Territorien in größter Entfernung vom Glaubensfocus Salzburg, brächte es mit sich, daß es an und für sich am spätesten mit den Segnungen des Christenthums beglückt werden mußte. Aber abgesehen von der Entfernung war es gerade wieder seine Lage, der es einige, wenn auch nur vereinzelnte, Schlaglichtern ähnliche Strahlen des himmlischen Lichtes schon in sehr früher Zeit zu verdanken hatte. Wie früher bemerkt worden, grenzte das Westrich gegen Süden an ein fast ausschließlich von Romanen bewohntes Territorium, den Walhgau, im Norden bespülte es der einst an römischen Siedlungen in seiner Ripa prima reiche Donaustrom, beinahe in seiner Mitte durchzog dasselbe in einer längern Querlinie von Ost nach West die Consularstraße von Juvavum her, von Nordost her jene von Castra Regina ausgehende und von Südost her die von Verona kommende, die Limesstraße am rechten Lechufer besäumte der ganzen Länge nach seine westliche Grenze, wie die Limesstraße am rechten Donauufer die nördliche; zwischen diesen lief ein Strahlenbüschel von Nebenstraßen in der Richtung gegen Augsburg zusammen. Beinahe mitten auf seiner Westgrenze war Augsburg wieder aus den weitläufigen Ruinen der einst prachtvollen Römer-Colonie Augusta Vindelicorum erstanden und war bereits wieder Sitz eines Bischofs. All diese Factoren verbürgen das unbestreitbare Resultat, daß gegen die Mitte des VI. Jahrh. ebenso wenig wie zahlreichere römische Bevölkerungsreste, besonders an der Donau und dem Lech, das seit 313 Reichsreligion gewordene Christenthum im Westrich gänzlich erstorben

sein konnte. Der hl. Landesapostel Rupert suchte aber in ganz Baioarien mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt vorerst überall die Ueberbleibsel des christlich-römischen Volkselementes auf, um sie als Grundlage seines baioarischen Landesbisthums zu verwenden, und daraus ergibt sich wohl von selbst, daß er weder mit der noch fast homogenen romanischen Bevölkerung des Walhgaues noch mit den an den rechten Ufern des Lechs und der Donau zerstreut lebenden Romanen hievon eine Ausnahme gemacht haben werde. Ich gehe daher Hand in Hand mit den unbestreitbaren Thatsachen vor, wenn ich ihm auch auf den Ufergeländen des Westrichs die ersten Wiederbelebungen des Glaubens und bei derselben Gelegenheit die ersten Neubekehrungen zum Christenthume zuschreibe.

Andrerseits ist es aber unleugbar, daß die binnenländische Bevölkerung eine weitaus überwiegend baioarisch-schwäbische war, und daß diese wegen großer Entfernung vom Salzburgerstuhle massenhaft erst in späterer Zeit der katholischen Kirche gewonnen werden konnte. Es war ein großes Unglück für die binnenländische Einwohnerschaft des Westrichs, daß sie erst so spät in die katholische Kirche eingeführt wurde, denn dadurch kam sie um die nöthige Zeit, sich allseitig und durchdringend in das Christenthum einzuleben, um den bald nach ihrer Bekehrung an sie herantretenden Versuchungen zum Rück- und Abfalle widerstehen zu können. Welche Drangsale in Folge der Slaveneinfälle, des Abfalles der Landesherzoge vom katholischen Glauben, des Eindringens der Photinischen und Bonosianischen Häresie, des Abgeschnittenseins vom römischen Stuhle und folgerecht hiezu der Unmöglichkeit für die Vorsteher der Landeskirche die bischöfliche Weihe zu erlangen u. s. w. mit dem VII. Jahrh. über die Mutterkirche von Salzburg hereingebrochen seien, wird im Hauptstücke über den Verfall derselben des Ausführlichern geschildert werden. Es liegt wohl ohne Zweifel in der Natur der Sache, daß bei allmälig eintretendem Priestermangel, der sich endlich bis zum gänzlichen Aussterben steigerte, weil kein Bischof mehr da war, der einen Nachwuchs geweiht hätte, die Wirksamkeit des Klerus sich in immer engern Kreise um den bischöflichen Stuhl zusammengezogen habe, und daß die entferntern Gegenden zuerst von dem herben Lose betroffen wurden, der priesterlichen Seelsorge entbehren zu müssen. Hinwiederum ist es sehr erklärlich, daß die Gläubigen jener Gegenden der Verführung zur Häresie umsomehr ausgesetzt waren, einmal, weil ihr katholischer Glaube ein noch zu junger, ein noch zu wenig befestigter war, und dann weil sie im lebhaften Bedürfnisse geistlicher Leitung überhaupt nicht sehr wählerisch und auch nicht im Stande sein konnten, die im Schafspelze der Rechtgläubigkeit heranschleichenden Wölfe der Häresie, „die sich für Bischöfe und Priester ausgaben", wie die Quellen jener Zeit berichten, von katholischen Bischöfen und Priestern gehörig zu unterscheiden. Aus dieser Erläuterung wird, denk' ich, unschwer zu entnehmen sein, daß es schon bald nach dem Beginne des VII. Jahrh. mit den kirchlichen Verhältnissen des zuletzt bekehrten westrichischen Binnenlandes naturgemäß am schlimmsten bestellt sein mußte. Es ist nun aber ein sehr bedeutsames Zusammentreffen historisch verbürgter

Begebenheiten mit den allgemein kirchlichen Zuständen jener Zeit, daß das gesegnete Eingreifen der Missionäre Eustasius und Agilus von Luxeuil nach 616, in welchem das Concilium von Boneuil gehalten worden war, eben nur für das Westrich und nicht darüber hinaus bewiesen werden kann. Es ist mir wohlbekannt, daß man besonders von einer oft berührten Seite her die hhl. Eustasius und Agilus im Widerspruche mit der alten, in ihrer Wesenheit unumstößlichen Tradition, ich möchte sagen im Widerspruche mit dem tiefgewurzelten Volksbewußtsein, welches nur den hl. Rupert als Landesapostel Baioariens anerkennt, mit der Ehre des ältesten Landesapostolats hat schmücken wollen. Mit vielem Anderen hat man dabei übersehen (oder vielleicht übersehen wollen?), daß in den Quellennachrichten über diese heiligen Missionäre nie und nirgends von Bekehrungen aus dem Heidenthume auch nur die leiseste Erwähnung vorkomme, dagegen ausdrücklich hervorgehoben wird, daß ihr ganzes Streben nur auf die Wiederbekehrung in die Photinische und Bonosianische Irrlehre gefallener Christen gerichtet war. Dieß setzt denn aber doch offenbar eine vorgängige Bekehrung derselben zum wahren katholischen Glauben voraus, von welchem sie abgefallen waren. Ueberdieß haben die Vertreter des ursprünglichen Landesapostolats der ebengenannten Missionäre noch gar nicht einmal den Versuch gemacht, den Beweis dafür anzutreten, daß sich die Thätigkeit derselben über das Westrich hinweg auf Baioarien überhaupt ausgedehnt habe. Gerade diese Vertreter ihres Landesapostolats halten sich sonst mit der hartnäckigsten Zähigkeit an den Wortlaut der Documente: warum gehen sie in der vorliegenden Frage auf einmal mit einer so unkritischen Leichtgläubigkeit über denselben hinaus, um zu einer Schlußfolgerung zu gelangen, welche den Umfang der Prämissen weit überschreitet? —

Der Wirkungskreis der hhl. Eustasius und Agilus läßt sich nur für das Westrich und auch dort nur für den nördlichen Theil desselben erweisen, und dabei wird man nach den Regeln einer nüchternen Kritik stehen bleiben müssen; was darüber hinausgeht, ist Phantasiegebilde. Während dem hl. Rupert in ganz Altbaioarien eine große Menge von Kirchen dedicirt ist, ist nirgends eine den hhl. Missionären von Luxeuil geweihte Kirche zu entdecken, und die einzige im Westrich nächst der oft erwähnten Rudmars- (Ruperts-) Zelle dem hl. Eustasius einst dedicirte ist die nunmehr auch längst in Verfall und Abgang gekommene Kirche zu Wundersdorf. Sie bestand noch im späten Mittelalter, und die in ihr herkömmliche Verehrung und Anrufung des hl. Eustasius bezeugt noch für seine Zeit der Geschichtschreiber Aventin († 1534), welcher nebenbei glaubt, daß der hl. Eustasius zu Widersdorf begraben sei. Er sagt[1]): „Es ist auch in diser Zeit in Bayrn gewesen S. Eustasius, obgenannts S. Columban Schueler, ligt in Westerreich zu Widersdorf alda man die Besessenen hinab fuert." Man wird vielleicht die Identität Wundersdorfs mit Widersdorf beanstanden; es wäre

[1]) Orig. Ratisbon bei Oefele Rer. Boic. Script. T. II. p. 752.

jedoch vergeblich, denn in ganz Altbaioarien gibt es nur eine einzige Ortschaft Widersdorf, nämlich jenes kirchenlose Dörflein Wiedersdorf ½ St. von der Pfarrkirche Gündelkofen, Gerichts Landshut; selbes liegt aber 6 geographische Meilen von der Ostgrenze des Westrichs entfernt, und kann daher Angesichts der klaren Aussage Aventin's nicht berücksichtigt werden. Entscheidend wird sein, daß um Wundersdorf noch die Sage geht, daß vor Zeiten bei der dortigen Wallfahrt so viele Wunder oder Gebetserhörungen geschehen seien, daß der Ort selbst davon seinen Namen erhalten habe. Demnach wird außer Zweifel gesetzt sein, daß das einstmalige Heiligthum des sel. Eustasius nirgends anderswo zu suchen sei, als im heutigen Wundersdorf des Westrichs. Dieses Wundersdorf ist denn auch die einzige Spur, welche die hhl. Eustasius und Agilus in Altbaioarien zurückgelassen haben, und wer ihr Wirken über das Westrich hinaus ausdehnen will, thut dieß ohne den geringsten historischen Anhaltspunkt, mit andern Worten, erlaubt sich eine willkürliche Fiction. Durch die aventinische Nachricht über die noch nach beinahe tausend Jahren in einer Kirche des Westrichs fortdauernde Verehrung und Anrufung des hl. Eustasius ist das Wirken der hl. Missionäre von Luxeuil im Westrich unanfechtbar constatirt, und dort, wo ihre Hilfe am nöthigsten war, aber auch nur dort, werden sie ihr Apostolat ausgeübt haben.

Inhalt des IV. Bandes.

Slavenzeit.

I. Abth. Kirchliche Zustände.

1. Kap. Der Verfall der Salzburger Landeskirche S. 1.

2. Kap. Die Restauration des baioarischen Kirchenwesens im Allgemeinen und jene der Salzburger Kirche im Besondern S. 24.

Restauration A. des baioar. Kirchenwesens S. 25. — B. der Salzburger Kirche S. 34. — C. Die vom hl. Bonifacius in Baioarien errichteten Bisthümer S. 48.

II. Abth. Die Slavenbekehrung.

1. Kap. Allgemeine Bemerkungen S. 57.

2. Kap. Die Bekehrung der Raabwenden und der Slaven des bayer. Waldes S. 61.

Bekehrung A. der Raabwenden, S. 61. — B. der Slaven des baioar. Nordwaldes S. 88. — C. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Raabwenden-Bekehrung S. 101.

3. Kap. Die Bekehrung der Ennsslaven S. 109.

4. Kap. Die Bekehrung der Carantanerslaven und ihrer west-pannon. Nachbarn S. 150.

A. Die primitive Bekehrung der Carantanerslaven und ihrer westpannon. Nachbarn S. 161. — B. Der Christianisirungsgang bei den Carantanerslaven und ihren Grenznachbarn S. 171. — C. Die Consolidirung der Kirche in Carantanien und dessen Nachbarschaft S. 191.

5. Kap. Die Bekehrung der Slaven des Grunzwitigaues S. 198.

6. Kap. Die Bekehrung der czechoslav. Colonisten der südl. Ausläufer des Nordwaldes (im Mühlviertel) S. 227.

7. Kap. Die Bekehrung der Slaven des Ennswaldes S. 255.

8. Kap. Das St. Emmeramer Missionsgebiet an der Erlaf S. 275.

I. Abtheilung.

Kirchliche Zustände.

I. Capitel.

Der Verfall der Salzburger Landeskirche.

Aus dem bisher Abgehandelten steht fest, daß im Laufe des VI. Jahrh. und zwar v. J. 535 an der katholische Glaube vom hl. Rupert in ganz Baioarien verkündet worden war, und daß die kirchliche Organisation zur Wahrung und Vertiefung desselben, insoweit sie nicht von ihm selbst zu Stande gebracht werden konnte, von seinem eifrigen Nachfolger, dem Bischofe St. Vital vollendet worden sei. Mit dem Beginne der sog. historischen Zeit finden wir aber in den ältesten Documenten derselben, daß das Kirchenwesen in Baioarien im ersten Drittel des VIII. Jahrh. auf einer sehr niedrigen Stufe stand, und dringend einer durchgreifenden Reform bedurfte, die ihr dann auch gegen die Mitte desselben Jahrhunderts durch den Apostel Germaniens, den hl. Winfried oder Bonifacius zu Theil wurde. Aus der so verschiedenartigen Gestaltung des baioarischen Kirchenwesens am Anfange des VIII. und am Abschlusse des VI. Jahrh. geht mit Evidenz hervor, daß im Laufe des dazwischen liegenden VII. Jahrh. ein völliger Verfall der Salzburger Landeskirche eingetreten sein mußte, und dieß nicht etwa erst in der letzten Hälfte desselben, sondern schon während der ersten, weil um dessen Mitte der hl. Emmeram, der heilige Missionär von Poitiers, laut Zeugniß seines Biographen Aribo und dessen Ergänzers Arnulf von Pohburg, die christlichen Zustände Baioariens beinahe in derselben Zerrüttung vorgefunden hatte, wie sie der hl. Bonifacius 80 Jahre später noch antraf, wie dieß aus seiner Lebensbeschreibung von seinem Jünger Willibald und aus seinen Briefen an die Päpste Gregorius III. und Zacharias hervorgeht. Daß aber diese so mißlichen kirchlichen Zustände nicht etwa erst unmittelbar vor der Ankunft des hl. Bonifacius in Baioarien sich so kläglich gestaltet hatten, sondern eine traurige Erbschaft aus dem VII. Jahrh. waren, läßt sich Angesichts der Thatsache nicht in Zweifel ziehen, daß im J. 716 der fromme Herzog Theodo eine Wallfahrt nach Rom in der ausgesprochenen Ab-

sicht verrichtete, um sich mit dem damaligen Papste Gregor II. über die Mittel zu berathen, wodurch jenem kläglichen Verfalle gründlich gesteuert werden könnte. Wie tief der Verfall damals gewesen sein müsse, liegt klar am Tage, weil trotz des besten Willens des mächtigen Herzogs und der Entsendung der drei Cardinallegaten von Seite des Papstes keine merkliche Besserung der schwer darniederliegenden baioarischen Landeskirche eintrat, indem auch die bald darauf unternommene Mission des hl. Bischofes Corbinian eine auf einen kleinen Umkreis von Freising beschränkte blieb, und mehrmals unterbrochen, ja theilweise aufgegeben werden mußte. In ähnlicher Weise kann man auch nicht behaupten, daß während der ersten Hälfte des VII. Jahrh. der kirchliche Verfall unmittelbar vor der Ankunft des hl. Emmeram eingetreten sein könne, denn bereits im J. 616 war das baioarische Volk von den Häresien des Photinus von Sirmium und Bonosus von Naissus nicht nur ergriffen, sondern durchsäuert, was bekanntlich den Vätern der Synode zu Boneuil Veranlassung gab, zur Berathung zusammenzutreten, und die Columbaner Mönche des Klosters Luxeuil, Eustasius und Agilus, als Missionäre nach Baioarien zu schicken. Hält man alle diese verbürgten Thatsachen zusammen, so muß man überzeugt sein, daß der klägliche Verfall des baioarischen Kirchenwesens nicht nur das ganze VII. Jahrh. hindurch, sondern auch bis in die tiefern Dreißigerjahre des VIII. hinein gedauert und schon in den letzten Jahren des VI. begonnen habe: eine Gesammtthatsache, die sich weder mit der hanfizischen noch mit der traditionellen Zeitrechnung vereinbaren läßt, dagegen mit der aventinischen, und überhaupt mit den geschichtlichen Daten, die uns aus jenen Zeiten bekannt sind, in harmonischem Einklange steht.

Schon im Interesse der allgemeinen, und noch specieller im Interesse der Kirchengeschichte des baioarischen Volksstammes, der in ganz Südostdeutschland der weitaus vorwiegende ist, wird es sich der Mühe lohnen, den Ursachen der eben constatirten religiösen Umgestaltung näher nachzuforschen und dann die Folgen derselben genauer auseinander zu setzen: denn die Geschichte wichtiger Epochen erhellt durch ihre Reflexe immer auch die vorhergegangene Periode und bildet die Grundlage der darauffolgenden. — Die Ursachen des kläglichen Verfalles der Salzburger Landeskirche sind zweierlei Art: entferntere oder negative, und nähere oder positive; zu jenen rechne ich die Völkerstellung im Allgemeinen, die Verkommenheit der merowingischen Dynastie und die gegen die Mitte des VII. Jahrh. beginnende Erschlaffung der Hierarchie im Frankenreiche; zu den nähern Ursachen die aus der geänderten Völkerstellung und der Schwächung der merowingischen Hausmacht resultirenden Kriege mit ihren oftmals verhängnißvollen Wechselfällen, die wiederholten Einbrüche heidnischer Nachbarn auf salzburgisches Kirchengebiet, und als maßgebend in so trüben Verhältnissen, die höchst schiefe Stellung der baioarischen Herzoge zu ihrer Landeskirche.

Nach den hochgehenden Wogen der Völkerwanderung war für unsere Länder

eine Art politischer Windstille eingetreten. Die ermatteten Volksstämme ruhten zeitweilig aus, um sich zu neuen Zügen Kräfte zu sammeln. Ein einziges größeres Volk, aus seinen bisher friedlich innegehabten Sitzen gerückt, gab Anstoß zu neuen Bewegungen. Dieses Volk waren die den Baioaren aus alter Nachbarschaft und zum Theil gleicher Abstammung befreundeten Langobarden, welche, ein paar Decennien nach den Baioaren östlich von ihnen auf das rechte Donauufer übergegangen, sich mit dem Schwerte in der Hand in den Besitz des östlichen Ufernoricums und des nördlichen Pannoniens gesetzt hatten. Im Jahre 568 brachen die Langobarden verstärkt durch Landeseingeborne und Zuzüge benachbarter Stämme nach Italien auf, und da ihnen die östlich von ihnen wohnenden Awaren zur Unterjochung der in Pannonien siedelnden Quaden behilflich gewesen waren, so traten sie ihnen ihre bisherigen Wohnsitze in Pannonien und im östlichen Ufernoricum ab. Dadurch wurden an der untern Enns die Awaren Grenznachbarn der Baioarier, an der Ostgrenze des alten Binnennoricums aber die Slaven, welche von den Awaren gleichsam als Avantgarde vorgeschoben wurden. Das Vorrücken der Awaren hatte, wie Dümmler treffend sagt, bei allen umwohnenden Nationen Furcht und Schrecken verbreitet, und ihre Raubzüge und die auf denselben verübten brutalen Grausamkeiten bestätigten mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch ununterbrochen und auch später wieder zu verschiedenen Malen, wie sehr jene Furcht und Schrecken begründet gewesen waren. Die Langobarden setzten sich allerdings in den Po-Ebenen fest und nahmen Oberitalien seiner ganzen Breite nach in Besitz, von wo aus sie jedoch ihre Plünderungszüge bis zu den Südküsten des seit hundert Jahren von barbarischen Stämmen heimgesuchten Landes unternahmen. Sie waren, so scheint es wenigstens, während ihres Aufenthaltes in Pannonien durch den Verkehr mit den dort festhaft gebliebenen Landeseinwohnern und den Gothen theilweise dem arianischen Bekenntnisse beigetreten; richtiger beurtheilt, war aber ihre Religion, wenn sie diesen Namen noch verdient, ein mit Arianismus versetztes Heidenthum.

Vom linken Lechufer weg, einerseits bis an die Rheinbeugung bei Basel und andrerseits über den Bodensee bis zum Hauptalpenzuge siedelten die Alemannen. Sie scheinen gleichzeitig mit den Baioariern Glaubensprediger aus dem eigentlichen Frankenreiche erhalten zu haben, denn zugleich aus den baioarischen Bisthümern Petena und Tiburnia scheint in der Denkschrift der schismatischen Istrier an den Kaiser Mauritius von Ostrom auch dasjenige von Augusta (Augsburg) auf. Obwohl besagte Denkschrift erst 591 eingereicht wurde, so läßt sich aus einigen Angaben derselben dennoch mit einiger Sicherheit entnehmen, daß die Besetzung der drei soeben genannten Bischofsstühle in den Zeitraum zwischen 535—548 falle. Erst um das Jahr 590 kommt wieder ein verlässiger Bischof für Augsburg Namens Sosimus vor; etwa 20 Jahre später predigten dann Gallus, der Jünger Columban's, und dessen Genossen in einem engern Landstriche der nördlichen Schweiz das Evangelium. Um die Wende des VII. und VIII. Jahrh.

[illegible] Bischof von Augsburg genannt; ich getraue mir aber nicht [illegible] mit dem gleichnamigen [illegible] Bischofe, der bei der Ankunft [illegible] als schon hundertjähriger Greis in Regens- [illegible] Ich will nur so viel sagen, daß das Christenthum im [illegible] Wurzeln geschlagen hatte, wie [illegible] und daß die Mehrzahl der Alemannen wohl bis zur [illegible] zum Bekenntnisse zugethan gewesen sei, [illegible] Ferner erhellt [illegible] Christianisirung [illegible] zum Durchbruche gekommen zu [illegible] Das [illegible] folgt wohl mit aller Sicherheit, daß die [illegible] Sendung vom Schlusse des VI. Jahrh. an wenigstens für ein halbes [illegible] Jahrhundert [illegible] Seele des kirchlichen Lebens, förmlich [illegible] Kraft [illegible] diese Leitung für sie hatte, wer- [illegible]

Nun kann zum Grunde liegen, daß die baiearische Landeskirche [illegible] gründet, die unmittelbare Verbindung mit Rom [illegible] weil in ihrem Interesse nach doch zunächst an das Franken- [illegible] an die nächste Metropole Trier angewiesen war. Mir scheint, mit [illegible] dieses Grundes wäre gar manches überflüssig. Ob den damaligen [illegible] der Franken mit Italien daran gelegen war, den katholischen Glau- [illegible] bei den von ihnen abhängigen Völkern zu erhalten, werde ich bezweifeln dür- [illegible] und ganz und gänzlich die blutbefleckte Geschichte der Merowinger nicht [illegible] besonders zu meiden, sondern nur von Ferne berühren zu dürfen. Aller- [illegible] es in der verschiedenen Politik der Merowinger, die katholische [illegible] zu schützen, und mit allem Nachdrucke zu schützen, ob [illegible] und in der Hausgesetzlichkeit der Agilulfinger lag, sich von den fränkischen [illegible] in ihr Herzogthum hineinregieren zu lassen, oder sich ihnen über- [illegible] in politischer oder kirchlicher Hinsicht, zu besonderem Danke zu [illegible] ist eine ganz andere Frage. Schon von dem Augenblicke an, in wel- [illegible] die Geschichte des agilulfingischen Hauses eine durch Profanhistoriker [illegible] nämlich mit Gerbald I. (kirchenhistorisch sind vor ihm [illegible] und [illegible] Boden Theodelind documentirt), bilden die Unabhängigkeits-Be- [illegible] [illegible] fränkische den Grundzug der internationalen Hauspolitik der [illegible] Bekanntlich führten sie auch die Katastrophe des un- [illegible] [illegible] Desiderius II. herbei. Daher hat es einen hohen Grad von [illegible] daß es den Vorständen der baiearischen Landeskirche, [illegible] ihrem Landesherrn nicht gänzlich verderben wollten, nicht frei- [illegible] [illegible] sich enger mit dem fränkischen Episcopate zu verbinden. [illegible] indem ich die meines Dafürhaltens begründete Ver- [illegible] daß die principielle Vernachlässigung und die förmliche An-

feindung und Schädigung der Salzburger Kirche eben so wenig außer Causalnexus mit den Unabhängigkeits-Bestrebungen der agilulfingischen Herzoge von Garibald I. an gestanden sei, als der bald darauf erfolgte Abfall einiger derselben vom katholischen Bekenntnisse. Hievon machen freilich die Herzoge Tassilo I. und die beiden Theodone Emmerams und Corbinians eine sehr anerkennenswerthe Ausnahme. Was aber die andern betrifft, so ist bekannt, daß gerade Garibald I., innig mit den Langobarden verbündet, es war, der sich zuerst den Königstitel anmaßte, und daß er nicht Wohlthäter der Salzburger Kirche war, obwohl er unmittelbar auf Theodo und Theodebert, die Täuflinge des hl. Rupert, folgte, ist zweifellos, weil nicht eine einzige Schenkung von ihm verzeichnet wird, und er auch nicht im Wohlthäter-Verzeichnisse des Verbrüderungsbuches steht. Die agilulfingischen Herzoge, von denen hier die Rede ist, wußten recht wohl, daß es die merowingische Königstochter Regintrud gewesen war, die ihren Gemahl dazu vermocht hatte, den hl. Rupert nach Baioarien zu berufen, um sich und die Seinigen im katholischen Christenthume unterrichten und dann taufen zu lassen, sowie sie wußten, daß der Landesapostel selbst, wie seine Gehilfen im Apostolate, Burgündo-Franken, oder wie sie sich ausdrücken mochten, fränkische Emissäre waren, der Landesapostel überdieß noch ein Sprößling des fränkischen Königshauses. Auffallen muß es, daß sich der fromme Herzog Theodo, der im Uebergange vom VII. in das VIII. Jahrhundert regierte, behufs der dringend nothwendigen Reorganisation des baioarischen Kirchenwesens unmittelbar und persönlich an den apostolischen Stuhl in Rom gewendet habe, keineswegs aber an König Chilperich II. oder richtiger an dessen allgewaltigen Majordomus Karl Martell und mittelst desselben an den Episcopat des Frankenreiches, welch letzterer Weg ihm doch durch die Genesis der baioarischen Kirche klar vorgezeichnet war. Daß die Unabhängigkeits-Bestrebungen der agilulfingischen Herzoge principiell ganz berechtigte waren, steht außer allem Zweifel; aber die Mittel, die dabei in Anwendung kamen, waren zum großen Theil verwerflich und zum nicht kleinern unklug. Hauptsächlich wohl aus den eben entwickelten Gründen erhielt die baioarische Landeskirche während ihres tiefen Verfalles vom fränkischen Episcopate nur spärliche Hilfe, denn diese bestand nur in der Entsendung der Columbaner Missionäre Eustasius und Agilus von Luxeuil, welche von den Vätern der Synode zu Boneuil (616) beschlossen worden war. Die Mission des hl. Emmeram gehört nicht in diese Kategorie, weil sie in ursprünglicher Absicht den Awaren galt.

Was ich bisher von der Verlassenheit der baioarischen Landeskirche von Seite der fränkischen Hierarchie erörtert habe, gilt vorzugsweise von der ersten Hälfte des VII. Jahrh., denn im Wendepunkte auf die zweite Hälfte trat in jener Hierarchie eine Erschlaffung ein, die nachgerade in gänzliche Lethargie ausartete. Diese Lethargie constatirt unanfechtbar der hl. Bonifacius, Apostel Germaniens, wo er im J. 742 an Papst Zacharias schreibt, daß die Franken seit mehr als 80 Jahren keinen Erzbischof mehr haben, und das Kirchenwesen derselben völlig

darniederliege. Seine Worte lauten im Urtexte: »Franci . . . plus quam per tempus 80 annorum Synodum non fecerunt nec archiepiscopum habuerunt, nec ecclesiae canonica jura alicubi fundabant vel revocabant.« Der Verfall der einst so blühenden fränkischen Kirche (im J. 549 unterschrieben auf der V. Nationalsynode zu Orleans am 28. Oct. die Schlußacte 7 Erzbischöfe, 43 Bischöfe und 21 Stellvertreter, mithin 71 Stimmberechtigte) rührte ohne Zweifel von den selten unterbrochenen, argen Zerwürfnissen der Merowinger, in deren Dynastie Bruderkrieg und Verwandtenmord neben andern Unthaten einheimisch waren, sowie von der gewissenlosen Politik ihrer Hausmaier her. Während der über 80 Jahre dauernden Lethargie der fränkischen Hierarchie, war von ihr für das baioarische Kirchenwesen keine Hilfe zu erwarten, aber wegen oben angegebener Gründe auch keine verlangt.

An den Langobarden hatten die Baioarier längs ihrer ganzen Ostgränze südlich der Donau innig befreundete Nachbarn verloren, und dafür die ihnen vermöge ihrer Abstammung, und noch primitiver Barbarei höchst feindselig gesinnten Awaren und die von denselben geknechteten Slaven eingetauscht. Im Gefühle ihrer unebenbürtigen Schwäche mögen sie wohl etwa ein Decennium hindurch gute Nachbarschaft gehalten haben; als sie sich aber in Folge einiger partieller Raubzüge ihrer Kraft und namentlich ihrer numerischen Ueberlegenheit bewußt geworden waren, mußten vorerst die von ihren Drängern gehetzten Slaven einen größern Eroberungszug wagen. Dieser gelang vollständig und das alte Binnennoricum blieb der Siegespreis, und erhielt von ihnen fortan den Namen Goratan, d. h. das Bergland, im Gegensatze zu den pannonischen Ebenen. Die Eroberung Kärntens durch die Slaven fällt in den Zeitraum 592—595. Sie scheinen den günstigen Zeitpunkt zu ihrem Eroberungszuge gewählt zu haben, als Garibald I. gestorben oder entsetzt worden war. Damit war das Signal zum Kriege auf der ganzen Ost- und der theilweisen Südgrenze Baioariens gegeben. Unter diesem Kriege darf man sich nun freilich keinen regelrechten denken, er bestand vielmehr gemäß der Unsitte aller uncultivirten Völker in bald mit kleinern bald mit größern Massen unternommenen Raubzügen. Der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diaconus (Warnefrid) hat einzelne größere Zusammenstöße der Kärntner Slaven als Vorhut der Awaren mit den Baioariern, welche zum Theil die Gestalt wirklicher Schlachten annahmen, verzeichnet; im Besondern für die Jahre 595 und 610—612. In die Periode, in welcher die Slaven noch den Awaren botmäßig waren (möglicher Weise aber auch in die Periode nach Samo), mag auch der unglückliche Zug jenes baioarischen Herzogs Diet oder Theodo fallen, der mit seiner Gemahlin Glisnot (Glaistrada) zu St. Michael begraben liegt, und von welchem eine im südlichen Lungaue weitverbreitete Volkssage heute noch viele romantische Umstände zu erzählen weiß; daß sich die Slaven unter Samo's Führung nach 623 gegen ihre brutalen Dränger, die Awaren, mit Erfolg erhoben, und daß dann im J. 630, aus Anlaß der Beraubung fränkischer Kauf-

leute, ein heftiger Krieg zwischen den austrasischen Königen Dagobert und Siegebert (III.) und den Slaven entbrannte, ist zur Genüge bekannt. Unter Dagobert waren die baioarischen Herzoge und die Langobarden wieder auf einige Zeit mit mit den Franken verbündet: die von Osten her von den Awaren und Slaven ihnen drohenden gemeinsamen Gefahren scheinen jenes Bündniß veranlaßt zu haben. Wäre es früher abgeschlossen worden, und hätten nicht unablässige Familienzerwürfnisse die merowingische Hausmacht auf mehrere Decennien für jede äußere Action gelähmt, so wäre den Franken die herbe Demüthigung der Niederlage nach dreitägiger Schlacht bei der Wogastsburg an der Elbe und die spätere Gefangennehmung des austrasischen Königs Siegebert, den Langobarden und Baioariern aber wiederholte Plünderungen ihrer Grenzgebiete erspart geblieben. Es ist hier natürlich noch nicht an seinem Orte, die Folgen dieser langwierigen und in einzelnen Wechselfällen höchst verderblichen Kriege genauer zu zergliedern, und ich muß mich daher vorläufig darauf beschränken, aufmerksam zu machen, daß die Zusammenstöße mit den Awaren hauptsächlich an der untern Enns, wie jene mit den Carantanerslaven an der Ost- und Südgrenze des Lungaues ausgekämpft worden seien, d. h. auf salzburgischem Diöcesangebiete, und was sicherlich einen ebenso nachtheiligen Rückschlag auf die kirchlichen Verhältnisse der Landeskirche ausübte, daß die Aufmerksamkeit, ja die fast unterbrochene Anwesenheit auch der sehr einzelnen, der Landeskirche besser gesinnten Landesherzoge beinahe fortwährend an jene Grenzgebiete gefesselt war. Aus diesem Grunde ist auch jener Herzog Diet (Dioto), der den hl. Emmeram in Regensburg empfing und beherbergte, wieder der erste, den wir, wahrscheinlich nach einem Friedensschlusse mit dem Slavenkönige Samo, wieder in Nordbaioarien antreffen.

Eine der folgenreichsten Ursachen des Verfalles der Salzburger Landeskirche waren meines Erachtens die oft wiederholten Einbrüche heidnischer Nachbaren (Awaren und Slaven im weitern Sinne) in das salzburgische Kirchengebiet. Bezüglich dieser Einbrüche werden wir zwischen vorübergehenden Raubzügen und bleibenden Besitzergreifungen jener noch mehr halbwilden Völkerschaften zu unterscheiden haben. Was die Verderblichkeit der einen und andern solcher Einbrüche betrifft, so darf man sie ihren Folgen nach beinahe einander gleichstellen, nicht als ob förmliche Besitznahmen wegen ihrer Nachhaltigkeit an und für sich schon viel nachtheiliger gewesen waren, sondern weil jene vorübergehenden Raubzüge zu einer Zeit vorfielen, in der schon wegen bleibender Bedrohung aus nächster Nachbarschaft her jede gründliche Abhilfe der erlittenen Schädigung zur Unmöglichkeit wurde. Meines Wissens sind bisher immer nur die Einfälle der Awaren an der untern Enns und jene der Slaven im Lungau und Bamgaue berücksichtigt worden, während man die Besitzergreifungen dieser heidnischen Völkerschaften sogar ausschließlich auf den Lungau und höchstens auf einen schmalen Landstrich am linken Ufer der untern Enns beschränkte. Ich halte diese Auffassung für eine etwas einseitige. Was vorerst die Einfälle der Awaren

betrifft, so ist die Annahme, daß sie sich einzig an der untern Enns, etwa bis an die Krems herauf, erstreckt haben dürften, wie mir scheint eine gar zu engherzige. Der Beruf dieser brutalen Mittelasiaten war Plünderung und Raub. Hätten sie sich bei ihrem ersten Einfalle etwa auch mit Habseligkeiten der Bewohner des Grenzgebietes und mit der Abführung in die Sclaverei derjenigen aus ihnen, namentlich der Weiber, die ihre Pfeile und Säbel verschont hatten, begnügt: bei einem zweiten und wiederholten Einfalle war im Grenzgebiete wenig oder nichts mehr zu rauben, und es verstand sich von selbst, daß sie tiefer in's Binnenland eindrangen. Darum zweifle ich keinen Augenblick daran, daß ihre räuberischen Horden mehrmals das ganze Flach- und Hügelland zwischen der Donau, dem Passauerwald, der rothen Salet, dem Hausruck und den Nordabhängen der Vorberge unter dem Traunsee bis zu deren Abfall in die Enns heimgesucht haben. Wie viele rauchende Schutthaufen, wie viel Blut friedlicher Landleute mögen sie da zurückgelassen haben, und doch waren die Hingemordeten im Vergleiche zu jenen, die sie mit sich fortschleppten, noch glücklich zu preisen; male man sich z. B. nur das entsetzliche Loos einer christlichen Jungfrau aus, die einem so bestialen Unhold zur Beute wurde! — Ferner wird kaum zu bezweifeln sein, daß die Baioarier in jener Zeit, als noch die Quaden und Langobarden östlich von ihnen in den Ländern links der Donau saßen, die fruchtbaren Ufergelände jenseits des Stromes wenigstens bis zur Einmündung der Gusen in Besitz genommen hatten. Die Handelsverbindungen mit den ebengenannten zwei germanischen Völkerschaften, die ihnen noch vom markomannischen Bunde her befreundet waren, nöthigen zu dieser Voraussetzung. Nun ist aber andrerseits bekannt, daß das Quadenreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung die Flüsse Cusus und Marus zur West- und Ostgrenze hatte. Ueber die richtige Deutung dieser Flußnamen ist viel gestritten worden: es wird aber immerhin das wahrscheinlichste bleiben, daß die Gusen und March darunter zu verstehen seien. Auch die Tabula Peutingeriana verlegt das Quadenreich dahin. Nun ist freilich sicher, daß die Quaden schon vor den Langobarden nach Pannonien überwanderten; man muß sich aber unter einer solchen Auswanderung keine völlige Auskehr des Landes vorstellen; sporadisch blieb das Land noch immer von den Bevölkerungsresten bewohnt, die der ausgewanderte Hauptstock dort zurückgelassen hatte. Jedenfalls finden wir aber gegen das Ende des VIII. Jahrh. die Awaren im Besitze des ehemaligen linksuferigen Quadenlandes, denn sie wurden wie rechts der Donau auf den Ipsgefilden (Campus Ibosae) auch am Kampflusse von K. Karl dem Gr. geschlagen. Aus dieser Stellung der Awaren wird man folgern dürfen, daß auch die Donauufer zwischen dem Passauerwalde und der Ennsmündung von wiederholten Verheerungen durch die Awaren nicht verschont geblieben seien.

Für das Salzburger Kirchengebiet waren jedoch die Einfälle und Besitzergreifungen der Slaven wohl noch nachtheiliger als jene der Awaren, weil die Einfälle der Letztern, mit Ausnahme einiger Raubzüge tiefer in's Binnenland,

durch die tapfere Gegenwehr der Baioarier später doch nur zur Folge hatten, daß die Landstriche an beiden Ufern der untern Enns und der Donau von der Ennsmündung aufwärts entvölkert wurden und sich bewaldeten. Der Ennswald und das Wald- oder Mühlviertel zeugen mit ihren Namen heute noch dafür. Dagegen waren die Einfälle der Slaven einestheils viel länger fortgesetzte, weiter ausgedehnte und an der Südost-, Ost- und sogar an der Nordgrenze Baioariens von förmlichen Besitzergreifungen begleitete. Ich will hier nicht wiederholen, was ich im Abschnitte über die Maximiliauszelle über die Slaveneinfälle in das südliche Salzburger Gebiet ausführlicher auseinandergesetzt habe, füge demselben aber bei, daß es irrig wäre, wenn man, wie dieß ziemlich allgemein der Fall ist, annähme, daß die slavische Besitzergreifung — wohl zu Samo's Zeit — auf den Lungau allein beschränkt geblieben sei. Es liegen nämlich verlässige Anhaltspunkte dafür vor, daß auch die Querthäler, welche von Süden her gegen das Hauptthal der Salzach ausmünden, nicht nur im Banngaue, sondern wahrscheinlich auch im untern Pinzgaue von den Slaven besetzt worden seien. Pillwein erwähnt einige hierauf bezügliche Volkssagen von slavischen Cultus-Stätten in Felsenhöhlen, sog. Enterischen Kirchen, und auch Zeuß anerkennt den Thalnamen Gastuna (Gastein) als einen slavischen, sowie sich überhaupt im Banngaue sowohl als im Niederpinzgaue heute noch einzelne slavische Orts- und Oertlichkeitsnamen nachweisen lassen. Beträchtliche Besitzergreifungen auf baioarischem und kirchlich salzburgischem Gebiete scheinen sich unter Samo auch an der baioarischen Ost-, ja sogar an der Nordostgrenze an jene des Lungaues und der Querthäler des Bann- und untern Pinzgaues angeschlossen zu haben. Es ist sicher, daß sich die Carantanerslaven, ermuthigt durch Samo's glänzende Erfolge, in transdanubianischen Großslavien, und mit demselben verbündet, nicht nur der Pötschen- und Pyrhen-Straße bemächtigt haben, sondern auch der Salzwerke von Hallstatt (salina major), der Jodsaline zu Hall bei Kremsmünster, und gegen Ende der Regierung Samo's († 662) selbst der Wälder an beiden Ufern der Enns, welche die Baioaren und Awaren trennten, um so die enge Fühlung mit dem großen Slavenreiche links der Donau herzustellen. Noch bei der Gründung des Kremsmünsters (777) finden wir zahlreiche Slavengemeinden unter angestammten Supanen an der Krems, der Teichel, am rechten Alm- nnd linken Ennsufer, und besonders die Topographie des ehemaligen Ennswaldes am rechten Flußufer wimmelt von slavischen Ortsnamen. Vom linken Donaufer weg nahmen die Slaven Ufer- und Binnenland bis an den Haselgraben bei Linz und schmälere Striche auch noch westlich von denselben in Besitz. Da ich in diesem Theile der Christianisirungsgeschichte ohnehin des Eingehendern auf die Slaven-Gebiete zurückkommen muß, so begnüge ich mich hier mit diesen allgemeinen Angaben, und füge nur noch bei, daß sich die Czechoslaven nicht nur im österreichischen Mühlviertel, sondern sogar in der bayerischen Oberpfalz und im bayerischen Walde, dort besonders an der Naab herab, hier aber bis über das Quellengebiet des Regens ausgebreitet haben. Im

Mühlviertel kommen sie unter der Doppelbenennung Slavanen und Wenden, — urkundlich Slavani und topographisch Winida — vor, im ebengenannten bayrischen Territorium vorzugsweise mit dem Namen Winida. Da die slavische Einwanderung, wie es scheint wieder unter Samo, auf friedlichem Wege vor sich gegangen sein wird (mir wenigstens ist keinerlei geschichtliche Kunde von dort vorgefallenen Kämpfen bekannt), so könnte man meinen, daß diese Besitzergreifungen für meine dermalige Aufgabe gänzlich irrelevant seien; dem ist jedoch nicht so; denn die Folgen blieben sich gleich, weil das Christenthum, insoweit es in jenen Territorien bereits eingepflanzt war, durch die Slaven-Einwanderung wieder verdrängt wurde.

Noch erübrigt mir die Beleuchtung der schiefen Stellung, welche mehrere baioarische Herzoge schon während des letzten Drittels des VI. Jahrh. und dann im ganzen Verlaufe des VII., ja noch im ersten Viertel des VIII., ihrer Landeskirche gegenüber einnahmen. Sie ist wohl die weittragendste aller Ursachen, welche zu ihrem so kläglichen Verfalle beitrugen, denn durch sie wurde die junge Landeskirche in ihrem Marke geschädigt, während die andern, wenn auch noch so verderblich, sie eigentlich doch nur, wenn ich so sagen darf, in ihren Extremitäten verletzten. Glücklicherweise waren nicht alle Herzoge, die im angegebenen Zeitraume regierten, gleich übel gesinnt, und der Einfluß jener Einzelnen, die treu ihrem Glauben auch ihrer Landeskirche zugethan waren, reichte gerade noch hin, sie in der Zeit ihres Verfalles vom gänzlichen Untergange zu retten. Diese Herzoge waren: Tassilo I. v. J. ca. 580—610 oder 612; der Herzog Theodo des hl. Emmeran in der Mitte des VII. Jahrh. und der Herzog Theodo des hl. Corbinian von 680 bis ca. 718. Die übrigen Herzoge jenes Zeitraums ca. 560—725, die geschichtlich entweder dem Namen nach oder doch im Allgemeinen bekannt sind, waren den drei genannten der kirchlichen Gesinnung nach sehr unähnlich. Schon Garibald I., der fortwährend in der Etschmark residirte, that trotzdem, daß er mit seiner ganzen Familie katholisch war, nichts für die Landeskirche, und Garibald II., der Sohn und Nachfolger Tassilo's I., scheint der erste agilulfingische Herzog gewesen zu sein, der sich einem häretischen Bekenntnisse anschloß. Seine Nachfolger verharrten bis auf den Herzog Diet (Dioto) des hl. Emmeram, also beinahe ein halbes Jahrhundert lang in der Irrlehre, und da ihm keiner seiner Söhne in der Regierung folgte, so scheint dieß auch mit seinen Nachfolgern aus einer andern agilulfingischen Linie bis auf den Herzog Theodo des hl. Corbinian, der den Herzogsstuhl im J. 680, vielleicht aber auch erst am Schlusse des VII. Jahrh., bestieg, der Fall gewesen zu sein. Ich gebe hier zur Vermeidung des Nachschlagens jene Nachrichten aus Arnulf von Vohburg in der Ursprache wieder, die ich im Abschnitt über das Leben des hl. Emmeram von Aribo in der Uebersetzung citirt habe: »Ante quem (Gaubaldum episcopum Ratisbonensem ab anno 739) non solum haec eadem de qua nunc nobis sermo, sed et ceterae in Baioaria absque certis episcopis erant ecclesiae. Quia enim nuper Christianitatem acceperant Norici

immiserunt se illis haeretici, qui ut in aliis regionibus facere consueverant, fas ibi nefasque confunderunt. Horum alii se dicentes episcopos esse, alii presbyteros, alii diversi ordinis clericos adinventiones suas technis quibusdam subornabant sicque populum cum principibus seducebant. Quippe hic error bonis omnibus invisus sed a perversis periculosissime annisus maxime adolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus, partim scita cautelae gratia supersedemus. Temporibus autem quibus tantae pesti remedia parabantur hi duces principabantur. Dioto scilicet vir illuster, cui filii in regnum non successerant; item alius Theodo vir strenuus et alacer sub quo sanctus Corbinianus Frisingam accessit. Is ergo dux filios habuit successores in regno Diotpertum et Grimaldum; post quos ducatum genti huic praebuit Hucbertus . . .« Welch zweideutigen Charakters Grimoald, Herzog von Freising und des dazu gehörigen Gebietes war, ist aus dem Leben des hl. Corbinian von seinem spätern Nachfolger Aribo sattsam bekannt, und dessen Bruder Theodebert ist allem Anscheine nach wieder in die Häresie gefallen, denn eine klare Stelle der Vita S. Bonifacii von seinem Jünger Willibald (c. 9.) läßt sich nicht anders deuten; sie lautet: »Ducem cunctumque vulgus ab injustitia haereticae falsitatis sectae et fornicaria sacerdotum deceptione coercuit.« Da nun der hl. Bonifacius im J. 719 das erstemal nach Baioarien kam, so kann der Herzog, den er sammt dem Volke der Häresie und dem Truge vorgeblicher Bischöfe und Priester (sacerdotes bezieht sich nach damaliger Ausdrucksweise auf beide, obwohl vorzüglich auf Bischöfe) entriß, kein anderer gewesen sein als Theodebert. Man sieht auch hieraus wieder, wie richtig die Traditionellen die besondere Formulirung jener Uebergangsphrase der Breves Notitiae[1]): »Hucbertus dux filius et successor Theodeberti ducis« aufgefaßt haben. Jener Herzog Theodebert, der nach dem Verfasser der Breves Notitiae Vater und Vorfahrer des Herzogs Hugibert (v. J. 725 an) war, ist eben kein anderer als der Theilherzog Theodebert, Sohn jenes Theodo, unter welchem im J. 717 der hl. Corbinian das erstemal nach Freising kam, den dann einige Jahre später der hl. Bonifacius der Häresie entriß. Als Häretiker war er nicht Wohlthäter der Salzburger Kirche, d. h. nicht der Sohn jenes Theodo, der den hl. Rupert nach Baioarien berufen hatte und mit seinem Sohn Theodebert von ihm getauft worden war. Daß sowohl das Congestum in der Parallelstelle zur eben angeführten der Breves Notitiae, als das Verbrüderungsbuch in der Reihe der herzoglichen Wohlthäter eine Fusion der Theodone und Theodeberte vorgenommen haben, ist seines Orts erläutert worden. Daß die junge, eben erst in ihrer Ausbildung begriffene Landeskirche noch eines kräftigen Schutzes von außenher bedürftig war, wird wohl niemand in Abrede stellen, der sich vergegenwärtigt, welchen Kampf sie durchzufechten hatte, um sich zu consolidiren. Sicherlich hätte sie ihn aber,

[1]) Juvav. Anh. p. 54.

aus nativer Kraft allein und nur auf sich selbst angewiesen, siegreich durchgefochten, wenn die Landesherzoge sich darauf beschränkt hätten, gegen sie nur gleichgiltig zu bleiben, wie z. B. Garibald I.; sie war aber noch nicht kräftig genug, eine principielle Reaction der Landesherzoge gegen sie ungeschädigt auszuhalten. Da aber diese Reaction eine berechnete und über ein Jahrhundert andauernde war, so kann man es nur einer providentiellen Fügung zuschreiben, welche von Halbjahrhundert zu Halbjahrhundert die gutgesinnten Herzoge Tassilo I., den Theodo des hl. Emmeram und den gleichnamigen des hl. Corbinian zu Hilfe sendete, daß sie nicht wieder ganz zu Grunde ging. Nach diesen Erläuterungen wird es auch endlich klar werden, welche Herzoge es gewesen seien, denen die oftmaligen Spoliationen an weltlichem Besitze der Kirche zuzuschreiben sind, die so unwidersprechlich aus den namentlich von den Herzogen Otilo und Tassilo gemachten Restitutionen im Congestum und Breves Notitiae hervorleuchten. Man wird aber auch endlich einsehen, daß die in diesen beiden Documenten unter den soeben genannten Herzogen registrirten Schenkungen der Freien und Mittelbaren darum, weil sie erst so spät vorgetragen werden, keineswegs primitiv erst vom J. 738 bis 788 gemacht worden sein mußten; im Gegentheile sagen Formulirungen wie »firmius fecit« u. s. w. deutlich genug, daß es sich bei einer vielleicht nicht unbeträchtlichen Anzahl von Schenkungen unter den letzten Herzogen nur um die landesherrliche Bestätigung handelte, welche die Ahnen der in beiden Documenten genannten Schenker, als eigentliche und primitive Wohlthäter von den häretischen Herzogen nicht erlangen konnten.

Wir haben im Vorhergehenden die Factoren kennen gelernt, welche miteinander thätig waren, um den Verfall der Salzburger Landeskirche herbeizuführen. Dem Umfange und der Kraft der Ursachen entsprachen natürlich auch die Ausdehnung und die Intensität der Wirkungen. Letztere verketteten sich aber so in einander, daß jede einzelne allemal wieder als nächster Grund der übrigen, und somit diese als weitere Folgen der andern gelten können. Der Uebersichtlichkeit halber glaube ich die Folgen oder hervortretenden Wirkungen des Verfalles unter folgenden Titeln zusammenzureihen zu dürfen: Verwaisung des bischöflichen Stuhles, Schädigungen der Dotation, Unsicherheit der zur Noth geretteten kirchlichen Attribute, Unmöglichkeit seelsorglicher Pflege und Abfall vom wahren Glauben.

Da der hl. Rupert noch mehrere Jahre nach dem Ableben des frommen Herzogs Theodebert und mithin nach dem Regierungsantritte dessen Nachfolgers Garibald I. lebte, so konnte ihm wohl zum großen Leidwesen die Kälte dieses neuen tief im Süden Baioariens residirenden Herzogs gegen die junge Landeskirche nicht auf die Länge entgehen; er mußte sich mehr und mehr überzeugen, daß von ihm für seine kirchliche Schöpfung nichts zu hoffen sei. Dadurch sah er sich darauf angewiesen, die erst in der Entwickelung begriffene Landeskirche auf ihre eigene Kraft zu stellen. Sicherlich durchschaute er auch die

schon frühzeitigen Pläne Garibalds, welche auf die Erringung der Unabhängigkeit vom fränkischen Reiche abzielten. Dadurch sah er sich die Aussicht abgeschnitten, daß nach seinem Ableben ein vom Klerus des Kathedralklosters gewählter Nachfolger die Consecration von Bischöfen seines Geburtslandes erlangen könne, und wie er erleuchteten Geistes war, griff er zum Vorsichtsmittel, sich seinen Nachfolger selbst zu wählen und zu weihen. Dieser Nachfolger war bekanntlich der hl. Vital. Der hl. Vital unterließ es, in ähnlicher Weise bezüglich eines Nachfolgers Vorsorge zu treffen, und ich schreibe dieß nicht dem allerdings möglichen Falle zu, daß ihn der Tod vor der Zeit überrascht habe, sondern seinem zu großen Vertrauen auf Herzog Tassilo I., der ungefähr seit 580 auf Garibald I. gefolgt war und unter dessen Regierung er (ca. 597) starb. Herzog Tassilo I. war der Salzburger Landeskirche zugethan und Wohlthäter derselben, weßwegen er im Verbrüderungsbuche auch als solcher aufgeführt ist. Er blieb aber in erster Linie baioarischer Herzog, der von seinem Vorfahrer Garibald I. obgleich nicht dessen Abneigung gegen die Landeskirche, so doch dessen Hauspolitik, die Unabhängigkeits-Bestrebungen geerbt hatte, was am Deutlichsten daraus hervorgeht, daß auch er sich den Königstitel beilegte. In Folge dieser Hauspolitik eifersüchtig Alles vermeidend, was auch nur entfernt auf eine Anerkennung der Abhängigkeit vom Frankenreiche hinauslief, scheint er nicht gestattet zu haben, daß Anzogolus, des hl. Vitalis Nachfolger in der äbtlichen Würde und als solcher Träger der bischöflichen Jurisdictionsgewalt, die Weihe von Bischöfen des Frankenreiches oder von demselben abhängiger Fürstenthümer annehme. Dadurch war für den Abt Anzogolus jede Möglichkeit, die bischöfliche Weihe zu erhalten, abgeschnitten, und der Salzburger Stuhl, den er als Abt verwaltete, blieb vorläufig ohne wirklichen Bischof, oder verwaiset. Ein Ueberblick über die damaligen (ca. 597) politischen Verhältnisse und benachbarten hierarchischen Personalstände thut eben besagte Unmöglichkeit bis zur Evidenz dar. Das benachbarte Augsburg hatte zwischen den Jahren 536 und 548 neuerdings einen Bischof erhalten, wie ich anderswo gezeigt habe[1]), und ungefähr seit dem Jahre 572 ist ein Bischof Sosimus für jene Stadt documentirt; aber abgesehen davon, daß Alemannien am Schlusse des VI. Jahrh. noch vollständig unter fränkischer Oberherrlichkeit stand, wissen wir aus der Denkschrift der schismatischen Bischöfe Istriens an Kaiser Mauritius vom J. 591, daß jener dem Namen nach unbekannte Bischof, welcher zwischen 536 und 548 auf den Augsburger Stuhl kam, von einem fränkischen Erzbischofe, nämlich jenen von Trier eingesetzt worden war; und unter derselben Obedienz stand auch Sosimus. Ganz in ähnlicher Weise verhält es sich mit den übrigen Bisthümern, die gegen Westen hin für Salzburg noch als benachbarte gelten können. Auf dem Stuhle zu Constanz saß um dieselbe Zeit Gaudentius, der Nachfolger des hl. Maximus, der um 570 den bischöflichen Stuhl aus dem zer-

[1]) Eccl. Petena No. 15. 16. S. 51.

ſtörten Vindonissa dorthin übertragen hatte. Conſtanz war aber ſpecifiſch alemanniſches Bisthum. Der biſchöfliche Stuhl von Chur ſcheint gerade in jenen Zeiten unbeſetzt geweſen zu ſein[1]), und dasſelbe dürfte mit dem burgundiſchen Bisthume Sitten der Fall geweſen ſein, wohin Heliodor um 580 von Octodurum (Martigny) übergeſiedelt war. Für die Zeiten der Nachfolger des Abtes und Rector ecclesiae Anzogolus erlaube ich mir hier vorzumerken, daß die Biſchofſtühle Großalemanniens, wozu ich auch die ſüdlichen Burgunder rechne, im VI. und VII. Jahrh. unter drei verſchiedene Metropolen gehörten, die, was die fränkiſchen betrifft, von der Mitte des VII. an arg in Verfall geriethen, wie wir bereits geſehen haben; Chur ſtand bis zum Jahre 843 (Vertrag von Verdun), in welchem es an Mainz überging, unter Mailand; Sitten und Avenche (Lauſanne) unter Vienne, Conſtanz und Augsburg unter Trier. Chur hatte ſchon im VI. Jahrh. durch Barbaren-Einfälle und Arianer viel gelitten und hatte mindeſtens 100 Jahre hindurch, d. h. während des VII. Jahrh., nur zwei Biſchöfe, Verendar I. (um 632) und Rudhard (um 670[2]); ebenſo Sitten die zwei Biſchöfe Protaſius II. (um 643) und Amatus (670—690), welche urkundlich vorkommen[3]). Hieraus geht wieder hervor, daß der Verfall des Kirchenweſens während des VII. Jahrh. ein beinahe allgemeiner geweſen ſein müſſe.

Warum der Abt Anzogolus (und dasſelbe gilt von ſeinen Nachfolgern Savolus und Ezzius) ſich behufs der Erlangung der biſchöflichen Weihe nicht an Biſchöfe des Frankenreichs oder der davon abhängigen Herzogthümer wenden konnte, iſt, denk ich, klar genug dargethan. Es wären ihm mithin nur die langobardiſchen Biſchöfe zugängig geweſen, und wenn er ſich an ſie hätte wenden wollen, wäre ihm die Genehmigung der mit den Langobarden damals wie ſpäter noch enge verbündeten Landesherzoge wohl ſicher geweſen. Dahin konnte er ſich aber als treuer Anhänger des apoſtoliſchen Stuhles abſolut nicht wenden, denn die langobardiſchen Biſchöfe waren dem aquilejiſchen Schisma verfallen, wofür wir einen ſchlagenden Beweis in der vorhin erwähnten Denkſchrift v. J. 591 haben, welche unter andern auch von den Biſchöfen Ingenuin von Säben und Agnellus von Trient unterzeichnet iſt. — Man wird mir vielleicht einwenden, warum ſich denn Anzogolus nicht unmittelbar an den apoſtoliſchen Stuhl in Rom gewendet habe? Wohl aus dem einfachen Grunde, weil ihm die Wege dahin förmlich verlegt waren. Der nächſte Weg dahin wäre natürlich auf den damals noch völlig gangbaren Römerſtraßen vorerſt über den Radſtädter Tauern, den Lungau, Virunum, Aemona, Aquileja und Ravenna; oder wenn dieſer nicht offen war, entweder über Bidaio (Seebruck), Pons Oeni (Pfunzen) und dann am Inn aufwärts über Veldidena, den Brenner, Tridentum, Verona, Ravenna oder Bononia, oder endlich über Lauriacum, an der Enns aufwärts und dann durch

[1]) Fetz, Bisthum Chur ꝛc. 1864. S. 40. [2]) Fetz, l. c. [3]) M. Boccard, Hist. du Vallais. 1844 p. 403.

das östliche Binnennoricum, Poetobium, die julischen Alpen wieder nach Aquileja u. s. w. gewesen. Alle diese Wege waren aber in der kritischen Zeit gänzlich durch Völker versperrt, die entweder noch barbarische Heiden oder halbheidnische Arianer waren, nämlich Slaven, Langobarden oder Awaren, wodurch jede Romfahrt zur Unmöglichkeit wurde. Endlich könnte man noch auf den Gedanken verfallen, daß eine Consecration des Abtes Anzogolus durch den zunächst benachbarten Bischof von Tiburnia möglich gewesen wäre, indem bekannt ist, daß im J. 591 der dortige Stuhl noch besetzt war. Es ist historisch festgestellt, daß im J. 595 Tiburnia bereits gründlich zerstört war, und zwar in Folge der Eroberung des westlichen Binnennoricums durch die Slaven (592—595), sowie, daß Tiburnia von jenem Jahre an niemehr Bischofssitz gewesen sei. Da nun aber hoher Wahrscheinlichkeit nach Bischof Vital von Salzburg im J. 597 starb, so kann von einer Consecration seines ähtlichen Nachfolgers durch irgend einen Bischof von Tiburnia nicht mehr die Rede sein, und der bischöfliche Stuhl von Salzburg blieb bis in das letzte Drittel des VII. Jahrh. streng genommen verwaiset, weil er bis zum Amtsantritte des Bischofes Flobrigis von drei Aebten des Kathedralklosters ohne bischöfliche Weihe nur jurisdictionell verwaltet wurde.

Die traurigen Folgen dieser Verwaisung konnten natürlich nicht ausbleiben und mußten mit dem Fortschreiten der Jahre immer noch tiefer gehendere und empfindlichere werden. Der Lebensfocus der Landeskirche war das mit dem bischöflichen Stuhle bis zur Individualität verwachsene Kathedralkloster. So lange es gelang, den Lebensfocus in reger Thätigkeit zu erhalten, war auch das geistliche Leben der Landeskirche ein gedeihliches: der Pulsschlag des Herzens regelte auch hier die Pulsschläge des ganzen kirchlichen Organismus; sobald aber ein Siechthum das Herz ergriff, siechten nothwendig auch die von ihm belebten und genährten äußern Glieder dahin. Diese in ihrer Allgemeinheit ohnehin unumstößliche Wahrheit bewährte sich auch im Verfalle des Kathedralklosters und der Landeskirche, die es zu leiten hatte, auf das augenscheinlichste. Vorausgesetzt, daß jene Verwaltungszeiten, welche den auf den Bischof Vital folgenden Aebten und Kirchenvorstehern traditionell zugeschrieben werden, nämlich dem Anzogolus 26, Savolus 14 und Ezzius 24 Jahre (ich halte mich an die Durchschnittszahlen der Angaben des Cod. X. und Hund's), vorausgesetzt, sage ich, daß diese Verwaltungszeiten wenigstens beiläufig richtig seien, lebte nach Ablauf der Verwaltungszeit des Abtes Anzogolus wohl noch der größere Theil der vom Bischofe Vital in seinem letzten Amtsdecennium ordinirten Priester, bei dem Tode des Abtes Savolus etwa noch ein Drittel, und als Ezzius starb, im glücklichsten Falle noch der eine oder andere. Dagegen war von jenen Priestern, welche der hl. Vital in der ersten Zeit seines Amtes geweiht hatte, zur Zeit, als Abt Anzogolus mit Tod abging, wohl schon der größere Theil gestorben, und lebten bei dem Hingange des Abtes Savolus nur mehr Einzelne von ihnen, in der Mitte der Verwaltungszeit des Abtes Ezzius aber kaum noch irgend einer. Ueberhaupt

mußte in den Verwaltungsjahren des Abtes Savolus ein immer fühlbarerer Priestermangel eintreten, der dann unter Ezzius in rapidem Fortschreiten in ein gänzliches Aussterben des geistlichen Standes umgeschlagen hätte, wenn nicht wenigstens einige jüngere Priester besonders aus Irland zugewandert wären. Auf derartige Zuwanderungen deuten einzelne irische und gallische Personennamen im Ordo monachorum defunctorum des Verbrüderungsbuches hin, deren Sterbezeit beiläufig auf die letzten Jahre der Verwaltungszeit des Abtes Ezzius, d. h. um 660 entfällt. Aus diesen ziemlich allgemein gehaltenen Hinweisungen wird leicht zu entnehmen sein, auf welches Minimum der Personalstand des Kathedralklosters unter der Vorstandschaft des Abtes Ezzius zusammengeschrumpft sein mußte, und ich unterlasse es hier absichtlich, die großen Uebelstände, welche sich hieraus für die Verwaltung der so umfangsreichen Landeskirche ergeben haben werden, auseinanderzusetzen, weil ich bald noch einmal näher darauf zurückkommen muß. Dem Siechthume des Herzens entsprach ein verhältnißmäßiges Siechthum des kirchlichen Gesammtorganismus.

Die mindere Würde der Aebte, welche ohne bischöfliche Weihe der Landeskirche vorstanden, brachte es von selbst mit sich, daß ihr Ansehen in den Augen der Welt und insbesondere in den Augen der Mächtigen wohl nur ein ziemlich geringes war. Dieß übte einen höchst nachtheiligen Rückschlag auf die Erfolge ihrer Wirksamkeit. Ansehen und Autorität bedingen wohl zu allen Zeiten den Erfolg obrigkeitlichen Wirkens, zumeist aber Untergebenen gegenüber, die noch auf einer tiefen Bildungsstufe stehen, oder welche, wie im vorliegenden Falle, Leibeskraft, große Gewalt und äußeren Glanz für das Höchste halten. Die germanischen Völker des VII. Jahrh. waren von ihrer angestammten, heidnischen Vergötterung der persönlichen Tapferkeit noch allzusehr eingenommen, als daß sie sich demüthig vor der unvergleichlich höhern Macht geistiger und religiöser Ideen gebeugt hätten. Nur wo ihnen die Träger derselben, umgeben vom Nimbus allgemeiner Ehrfurcht, entgegentraten, konnten sie sich des übermannenden Gefühls eigener Unwürdigkeit nicht erwehren, wie z. B. Attila dem großen Papste Leo gegenüber, oder Odowacker, Giwulf und die Rugenfürsten vor dem armen, unansehnlichen Abte Severin. Denke man sich nun die baioarischen Landesherzoge, nachdem sie sich vom katholischen Bekenntnisse bereits abgewendet, gegenüber den Aebten von St. Peter in ihrem einfachen Mönchsgewande, und bringe man noch in Anschlag, daß der Abfall von der Kirche, welcher selbe vorstanden, auch noch den letzten Nimbus der Ehrfurcht, auf den sie als kirchliche Obere Anspruch hatten, zerstört hatte, so wird man es ganz begreiflich finden, daß die Landesherzoge und ihre Großen, ihrer Hauspolitik und den angestammten Vorurtheilen gemäß, in den legitimen Vorstehern der Landeskirche nichts anderes mehr erblicken konnten, als Emissäre ihrer herrschsüchtigen Dränger, der fränkischen Könige, und im gesammten Klerus nichts weiter als willfährige Werkzeuge einer vaterlandsfeindlichen Politik. Ich bin fest überzeugt, daß die der Häresie verfallenen baioarischen

Herzoge der ersten Hälfte des VII. Jahrh. eben so gut zur gewaltsamen Maßregel der Landesverweisung aller Mönche und der Aebte an ihrer Spitze gegriffen hätten, wie drei Jahrhunderte später der bethörte Mahranen-Herzog Swatopluck die Jünger des hl. Methodius über die Grenze deportiren ließ, wenn sie nicht eine allgemeine Erhebung des Volkes, welches in weit überwiegender Masse den Dienern der katholischen Kirche mit kindlicher Anhänglichkeit zugethan war, wie uns Aribo bezeugt, hätten befürchten müssen. Wohl nur aus dieser rein politischen Rücksicht ließ man die Kirchenvorsteher von Salzburg in einem sich immer mehr verengernden Wirkungskreise gewähren, indem man glaubte, dieselbe Absicht einer allmäligen Lähmung hierarchischen Einflusses auf einem andern minder augenfälligen Wege zu erreichen; dieser Weg war aber die stückweise Entziehung der Dotation, oder in die Sprache unserer Zeit übersetzt: die gewaltsame Temporaliensperre.

In der Ausführung dieser rechtswidrigen Maßregel scheinen sich die häretischen Herzoge der ersten Hälfte des VII. Jahrh. die von ihnen sonst so gründlich gehaßten Slaven zum Vorbilde genommen zu haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese auch dasjenige verwüsteten, was sie nicht in bleibenden Besitz nehmen konnten. — Was nun vorerst die Schmälerung des kirchlichen Gebiets der Salzburger Landeskirche und die gewaltsame Entreißung der Dotation des Kathedralstiftes durch die Slaven betrifft, so wurden die an der seit den Jahren 592—595 constituirten neuen Slavengrenze näher liegenden altsalzburgischen Klöster, der Lungau und südliche Banngau (wahrscheinlich auch der südliche Nieder-Pinzgau) am ärgsten von ihnen heimgesucht. Da ich bei mehrern Anlässen die Schädigungen, welche die Salzburger Kirche an kirchlichem Gebiet und Eigenthum des Kathedralstiftes von den Slaven erlitt, schon im II. Theile der Christianisirungsgeschichte zum Theil ausführlicher behandelt habe, und in diesem III. Theile nothwendig wieder darauf zurückkommen muß, so beschränke ich mich hier darauf, nur das Wichtigere jener Schädigungen übersichtlich hervorzuheben. Der Lungau und der südliche Banngau (beziehentlich auch der südliche Niederpinzgau) wurden schon bei jenem Einfalle der Carantanerslaven verwüstet, welchen, wie wir gesehen haben, Paul der Diakon in die Regierungsperiode Herzog Tassilo's I. einreiht. Da jedoch dieser Geschichtschreiber ausdrücklich bemerkt, daß sich damals die Baioarier wieder aufgerafft und die Slaven aus dem Grenzgebiete geworfen haben, so kann man die bleibende Besitzergreifung derselben vom Lungaue und den südlichen Seitenthälern der benachbarten Gaue erst in der Regierungsperiode Samo's ansetzen, während welcher, wie allgemein anerkannt wird, auch die Macht der mit ihm verbündeten Carantanerslaven auf's Höchste stieg. In dieselbe Zeit fällt auch die Besitzergreifung der Slaven vom altsalzburgischen Kirchengebiete am Hallstädtersee, oder heutigem Salzkammergute und die Zerstörung der Abtei Altmünster. Auch die Besitznahme von der Pyhrnstraße und der gegen Norden ausmündenden Querthäler der Krems und Steyer lassen sich nur in diese Zeit ein-

reihen. Die ausgedehnten Waldungen an beiden Ufern der untern Enns können aber die Slaven erst nach der Mitte des VII. Jahrh., nachdem die Awaren von Samo gedemüthigt worden waren, in Besitz genommen haben, denn laut Aribo's Bericht waren im J. 649 an der untern Enns die Awaren noch Grenznachbaren der Baioarier, obwohl durch ebenerwähnte Waldungen von ihnen geschieden. Die Zerstörung der ebenfalls alt-salzburgischen Abtei St. Florian war zuverlässig das Werk der Awaren, erst später nahmen aber die Kremsslaven auch den größten Theil ihrer ehemaligen Liegenschaften besonders gegen das Gebirg hin in Besitz. Hieraus wird von selbst ersichtlich sein, welch empfindliche Einbußen an kirchlichem Gebiet und an unmittelbarem oder mittelbarem Eigenthume das Kathedralstift St. Peter von den Slaven erlitten habe. Dem kann ich aber mit dem weltbekannten steinernen Satyriker beifügen: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini!

Jene häretischen Landesherzoge von Baioarien in der ersten Hälfte des VII. Jahrh., auf welche ich mit lebhaftem Widerwillen so oft zurückkommen muß, hatten von ihren Erbfeinden, den Awaren und Slaven, wenn vielleicht auch sonst nichts, so doch den Kirchenraub gelernt. Auch in diesem Betreff kann ich mich kurz fassen, weil ich im Abschnitte über das Congestum und die Breves Notitiae schon hervorgehoben habe, daß der beträchtlichere Theil der Schenkungen der spätern Herzoge Otilo und Tassilo II. keine primitiven Widmungen, sondern nur Wiederstattungen jenes Kirchengutes waren, welches ihre der Landeskirche feindselig gesinnten Vorfahren vor mehr als hundert Jahren derselben entrissen hatten. Gar alle Schuld möchte ich aber jenen einer verdienten Vergessenheit verfallenen Herzogen nicht allein aufbürden, weil es zweifellos sein wird, daß auch ihre gleichgesinnten Großen regis ad exemplum gierig zugegriffen haben werden, wo es Gelegenheit gab, die wehrlose Kirche zu plündern. Wohl gar manche aus ihnen dürften zu jener ruchlosen Schaar gehören, welche mit dem Ausdruck: »Destructores ecclesiarum« im Leben des hl. Bonifacius von seinem Jünger Willibald für alle Zeiten gebrandmarkt sind. Für die Habgier der mittelalterlichen Grafen und Adeligen haben wir documentale Beweise, deren Zahl leider Legion ist; ich erinnere hier nur an die Spoliation der Benediktiner-Abtei Otting, welche im J. 766 von einem frommen chiemgauischen Centgrafen Gunthar, wahrscheinlich auf Tetelheim gesessen, gestiftet, aber schon etliche zwanzig Jahre später von seinen Erben wieder ihrer Dotation beraubt worden ist, und welche dann allem Anscheine nach unter Erzbischof Adalram (kaum schon unter Arno) durch die Mildthätigkeit frömmerer Nachkommen derselben Centgrafen als Stift Michaelbeuern wieder auflebte. — Mit Ausnahme der Schenkungen Tassilo's I., des Theodo des hl. Emmeram und Theodo's des hl. Corbinian, deren mehrere in Folge der von der Hand a des Verbrüderungsbuches und ihrer Nachahmer, der beiden Verfasser des Congestum und der Breves Notitiae, vorgenommenen Fusion mit gleichnamigen Herzogen unter diesen Namen latent sind, kommt irgend eine Schenkung

von einem präcis bezeichneten Herzoge zwischen dem noch vom hl. Rupert bekehrten und getauften Herzoge Theodebert und Hugibert nicht vor, und ebensowenig während derselben langen Zwischenzeit irgend eine Bestätigung einer Schenkung von einem andern Wohlthäter der Kirche. Von dem eben wieder erwähnten Latentsein der Schenkungen und Bestätigungen der soeben genannten kirchlich gesinnten 3 Herzoge hier gänzlich abgesehen, ist es geradezu unglaublich, daß während jener Zwischenzeit von ca. 170 Jahren, nämlich von ca. 555 bis 725 keine Schenkung zum Kathedralkloster der Landeskirche gemacht worden sei, weil es wohl außer Zweifel stehen dürfte, daß die Mehrzahl der Baioarier auch während des Abfalles der Minderheit zur Häresie ihrem alten katholischen Glauben treu geblieben sei, und folgerecht hiezu der Mutterkirche die angeborene Liebe und Opferwilligkeit bewahrt habe. Der gänzliche Mangel derartig verzeichneter Schenkungen und Schenkungsbestätigungen kann daher (immer abgesehen von der vorliegenden Fusion) nur aus der kaum in Abrede zu stellenden Thatsache stammen, daß die der Kirche gehässigen Herzoge weder selbst eine Schenkung gemacht, noch eine von ihren Untergebenen gemachte gutgeheißen und bestätigt haben. Bei ihrem Haß gegen die aus dem Frankenreiche in Baioarien eingepflanzte katholische Kirche, die auch fortan Staatsreligion des Frankenreiches blieb, handelten sie hierin ganz consequent zu ihrer geheimen Absicht, durch allmälige Entziehung der Dotation dem katholischen Klerus die Subsistenzmittel abzuschneiden, um auf diese Weise, ohne großes Aufsehen bei dem noch gläubigen Volke zu erregen, das Aussterben der so arg verkannten Geistlichkeit herbeizuführen. Ich bin sehr zur Annahme geneigt, daß jene böswilligen Landesherzoge durch die Verhinderung der kirchlichen Schenkungen ihrer Untergebenen oder doch durch grundsätzliche Verweigerung der Gutheißung derselben der Landeskirche einen ebenso empfindlichen Schaden zugefügt haben, wie durch die von ihnen und ihren gleichgesinnten Großen gewaltsamen Spoliationen, denn wenn die gläubige Opferwilligkeit freie Hand behalten hätte, würde sie nicht ermangelt haben, den durch jene Spoliationen erlittenen Schaden nach Kräften durch neue Schenkungen zu ersetzen.

Einer derartig subsidiarischen Neudotirung stand aber auch noch ein weiteres, beinahe unübersteigliches Hinderniß im Wege. So lange die vom gläubigen Wohlthätigkeitssinne für die Kirche bestimmten Schenkungsobjecte gesetzlich im Privatbesitze verblieben, konnten die Schenker im Allgemeinen sicher sein, daß sie von der Habgier der Gewaltigen unangetastet bleiben würden, denn das Privateigenthum respectiren in der Regel auch sonst nichts weniger als gewissenhafte Despoten. Waren aber solche Objecte aus dem Privateigenthume durch irgend eine legale Entäußerung an milde Orte (man heißt das die todte Hand) übergegangen, so kannte weder der gewissenlose Fiscus noch die unersättliche Habgier der Gewaltigen so zarte Rücksichten mehr. Angesichts so mißlicher Rechtsverhältnisse blieb daher wohl nichts übrig, als die Schenkungen zum Kathedralkloster sowie zu den Filialabteien desselben einfach mündlich und ohne alle äußere legale Formalitäten zu

vollziehen, und die Vorsteher derselben handelten sehr klug, daß sie die geschenkten Objecte auf eben demselben Wege den Schenkern und ihren Familien wieder zu Lehen oder Nutzgenuß auftrugen, wobei es diesen natürlich anheimgestellt blieb, was sie davon an Giebigkeiten an den eigentlichen Obereigenthümer verabreichen wollten. Daß manche Schenkungen auf diese Weise manchmal schon bei der nächsten Generation wieder verloren gingen, oder doch erbrechtig wurden, läßt sich denken. Immerhin scheint aber die Anzahl solcher privativer Schenkungen, die im Laufe des VI. und VII. Jahrh. gemacht worden sind, keine unbeträchtliche gewesen zu sein, weil noch so viele davon bis gegen Ende des VIII. Jahrh. herüber-gerettet wurden, und erst damals zur Zeit der Bischöfe Virgil und Arno von den Herzogen Otilo und Tassilo förmlich vollzogen und bestätigt wurden. Ueberhaupt war aber die Unsicherheit nicht nur des weltlichen Besitzes der Kirche, sondern ihrer Attribute überhaupt einer der ausgiebigsten Factoren ihres Verfalles, sie selbst aber nur eine der Wirkungen der bereits geschilderten Verfallsursachen, insbesondere aber der Bedrohung durch die nahegerückten Carantanerslaven und der gänzlich verkehrten Stellung der baioarischen Herzoge zu ihrer Landeskirche. Sobald sich die Slaven um 595 des westlichen Binnen-Noricums bemächtigt hatten, überstiegen kleinere Horden derselben zu wiederholten Malen die südliche Tauernkette, durchschwärmten die ihnen benachbarten Gaue des gebirgigen Kirchengebietes, plünderten, was in der Eile aufzuraffen war, sengten und brannten wohl auch und kehrten flüchtig, wie sie gekommen, und beutebeladen über die Gebirgseinsattlungen zurück, sobald sich ein kräftiger Widerstand gegen sie organisirt hatte. Massenhaftere Einfälle, deren Erfolge und Abwehren, hat Paul der Diacon in seiner Geschichte verzeichnet. Als sie sich dann etwas später sowohl im Lungaue als den südlichen Querthälern des Salzachflußgebietes bleibend niedergelassen hatten, war nicht nur das äußere Salzachthal zwischen dem Göll und Schmidtenstein, sondern sogar die Bischofsstadt selbst fortwährend von ihnen bedroht. Welch einen nachtheiligen Einfluß diese Bedrohung auf die bischöfliche Verwaltung und die reguläre Disciplin des Kathedralklosters ausüben mußte, ist leicht zu ermessen. Während der lange dauernden Bedrohung (multis temporibus .... propter imminentes sclavos sagen die Breves Notitiae) blieben allem Anscheine nach mit dem Abte nur so viele Mönche im Kathedralkloster, als zur Erledigung der dringendsten Geschäfte der Diöcesanverwaltung und zur Abhaltung des Gottesdienstes unumgänglich nothwendig waren. Wie das Gros der religiösen Genossenschaft in weit entfernte Klöster des nördlicheren Baioariens vertheilt werden mußte, wurden auch alle wie immer entbehrlichen Kostbarkeiten des Kathedralstiftes in derselben Richtung geflüchtet. Unter diesen standen die Reliquienschätze in vorderster Reihe. Die theilweise Verpackung, in welcher man im J. 1626 einen Reliquienrest des hl. Rupert in seinem damals neuerdings eröffneten Grabe fand, weist klar auf diese Flüchtung hin, wie ich in meiner kleinen Schrift über „das Grab des hl.

Rupert“[1]) dargethan zu haben glaube. Nicht minder gehörten zu den bevorzugten Kostbarkeiten kirchliche Ornamente, Paramente und Utensilien, besonders jene aus edlen Metallen, und noch höher als diese standen die Archivalien und Codices. Daß in einer so bedrängten Zeit auch die Klosterschule auf lange Zeiten unterbrochen wurde, steht wohl außer Zweifel, darum aber auch, daß der religiöse Nachwuchs wegen Mangel der Heranbildung auf ein Minimum reducirt wurde. — Immerhin ließe sich denken, daß die gegen die Donau hinausliegenden Klöster, in welche die Mönche des Kathedralstiftes vertheilt werden mußten, die unfreiwillige Unthätigkeit, in welche letzteres in Folge der Bedrohung durch die Slaven versetzt war, durch desto regere Wirksamkeit aufgewogen haben werden; aber auch dieß hat nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich, indem auch sie viele Jahre hindurch unter dem Drucke der quälendsten Unsicherheit ihr Dasein fristeten. Sie waren keinen Augenblick davor sicher, in der nächsten Stunde schon von dem ihnen auffässigen häretischen Landesherzog (und solche folgten einige nacheinander, wie wir aus Arnulf von Bohburg wissen) aufgelöst zu werden. Die gänzliche Unsicherheit bezüglich der nächsten Zukunft lähmt aber bekanntlich alle Thatkraft der einzelnen Personen, um so mehr jene der moralischen oder der Körperschaften.

Wie sehr in einer so bedrängten Lage die allgemeine Verwaltung des Landesbisthums gelitten haben müsse, bedarf wohl keiner genauern Auseinandersetzung; wie sehr aber unter solchen Verhältnissen die gewöhnliche Seelsorge in der weiten Diöcese verkümmern mußte, soll hier in einigen allgemeinen Umrissen vor Augen gestellt werden. Vorerst äußerte die Unmöglichkeit, den Salzburger Stuhl mit einem Vorsteher zu besetzen, der auch der Weihe nach oder wirklicher Bischof war, den nachhaltigsten Rückschlag auf die vorschriftmäßige Pflege der Seelsorge. Schon unter dem Abte Anzogolus unterblieb die Spendung des Sacramentes der Firmung, — eine große Calamität für Zeiten, in denen die erst zur Noth consolidirte junge Kirche in ihren erst vom Heidenthume übergetretenen Mitgliedern von so vielen Seiten her durch Verfolgung und Verlockungen zum Rückfalle in das Heidenthum, oder zum Abfalle in die Häresie arg angefochten wurde. Da die noch vom hl. Bischofe Vital geweihten hl. Oele bald verbraucht sein mußten, mußte auch schon unter Anzogolus der erhebende Taufritus auf sein Wesentliches in Materie und Form beschränkt werden, die Oelung der Sterbenden aber gänzlich unterbleiben. Da keine Priester mehr geweiht werden konnten, trat schon unter Savolus ein höchst fühlbarer Mangel derselben ein, der sich dann unter seinem Nachfolger Ezzius naturgemäß und in rapidem Fortschreiten bald auf das Höchste steigerte. Unter der Kirchenvorstandschaft des letztgenannten Abtes war wohl in vielen Gauen auf viele Meilen in der Runde kein Priester mehr zu erfragen, dadurch wurde der Empfang des Bußsakramentes und der Eucharistie, sowie die Feier des hochheiligsten Opfers

[1]) Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Qu. Bd. XL. Jhrg. 1869.

zur Unmöglichkeit, was für mehrere Gegenden, die ihre Geistlichkeit schon frühzeitig in Folge der Einziehung der Dotationen, welche laicaler Habgier zur Beute wurden, verloren hatten, besonders schmerzlich fallen und sie einer völligen religiösen Verwahrlosung preisgeben mußte. Von den Sakramenten der Kirche blieben demnach für ganze Territorien nur noch die Nothtaufe und die Ehe übrig und im Laufe mehrerer Jahre war eine religiöse Verwilderung um so unvermeidlicher, weil wegen Priestermangel auch die Verkündung des göttlichen Wortes verstummte. Endlich wurde den bedrängten Gläubigen gegendenweise auch noch der Trost des gemeindeweisen gemeinsamen Gebetes geraubt, denn die Gewaltigen, welche sich der kirchlichen Dotation bemächtigt hatten, betrachteten die bauliche Instandhaltung der ihnen unnützen Kirchen als eine Last und rissen sie nieder. Wir haben früher bereits gesehen, wie sehr sich der hl. Bonifacius, der Restaurator des baioarischen Kirchenwesens, gegen diese Zerstörer der Kirchen („destructores ecclesiarum") ereiferte.

Bei so gestalteten Verhältnissen der Salzburger Landeskirche kann es nicht mehr Wunder nehmen, daß während des VII. Jahrh., vorzugsweise aber während der ersten Hälfte desselben, häufigere Rückfälle in die ohnehin erst kürzlich aufgegebene Abgötterei, und in noch größerer Ausdehnung zahlreiche Abfälle zur Häresie, wie eine Pest in Baioarien grassirten. Daß aber die religiösen Zustände Baioariens sich gerade in jener Zeit so kläglich gestaltet hatten, ist unbestreitbar, weil authentische Berichte darüber vorliegen. Alle diese Berichte habe ich wenigstens auszüglich schon früher beigebracht und erinnere hier nur daran. Aus den Lebensskizzen der hl. Eustasius und Agilus, dann der hl. Salaberga wissen wir, daß im J. 616 die Häresien der ketzerischen Bischöfe Photinus von Sirmium und Bonosus von Naissus (Naissa) in Dacien — nach andern von Sardica in Macedonien — in Baioarien größere Verbreitung gefunden hatten. Die Briefe und das vom hl. Willibald geschriebene Leben des hl. Bonifacius unterrichten uns darüber, daß schon früher (pridem), also nicht etwa erst kurz vor der Ankunft des hl. Bonifacius in Baioarien (719), auch Manichäer (Afri) und Acephale in Baioarien ihr Unwesen getrieben haben. (Acephale wurden damals mittelst einer Erweiterung des antiken Begriffes jene Geistlichen geheißen, welche sich von der Obedienz ihrer zuständigen Bischöfe emancipirt hatten, und in vollständig canonischer Ungebundenheit umherschweiften und auf eigene Faust Kirchenwesen [Unwesen] trieben. Die frühmittelalterlichen Canonen belehren uns, daß die Acephalosis katholischer Seits von jeher als wirkliche Häresie verdammt wurde.) Aus Aribo, Bischof von Freising und Biograph der hhl. Corbinian und Emmeram, ist uns bekannt, daß bei der Ankunft des letztern in Baioarien im J. 649 gar manche der Landeseinwohner Christenthum und Abgötterei miteinander vermengten, und überhaupt noch Neulinge im Christenthume gewesen seien. In welchem Sinne er seine Neulinge (neophyti-novicii) verstehe, ist früher schon zur Genüge dargethan worden. Aus dem Zusammenhalte des Lebens und der Briefe

des hl. Bonifacius mit dem Capitulare Papst Gregors II. v. J. 716[1]) ersehen wir, daß die kläglichen religiösen Zustände Baioariens, wenn auch auf dem Wege einiger Besserung, dennoch bis tief in das erste Drittel des VIII. Jahrh. hinein angedauert haben. Im erwähnten Capitulare spiegelt sich klar ab: daß es in Baioarien noch damals Geistliche höhern und niedern Grades gab, die nicht canonisch ordinirt waren (I.); daß kein Bischof im Lande war (III.); daß die Manichäer (Afri) als der Wiedertäuferei verdächtig in Zukunft von allen Weihen auszuschließen seien (V.); daß die Ehe durch unerlaubte Trennungen und blutschänderische Verbindungen, ja durch Polygamie entheiligt wurde (VI.); daß (wohl nach manichäischer Lehre) Unterschiede von reinen und unreinen Speisen statuirt waren (VII.); daß abgöttische Zeichendeuterei, Zauberei und andere heidnisch-abergläubische Gebräuche im Schwunge waren (VIII. IX.); daß das Bußsakrament verachtet wurde (XII.); und endlich, daß durch häretische und insbesonders manichäische Lehren sogar das Dogma der Auferstehung gefälscht worden war (XIII.). Die Rückfälle in theilweises Heidenthum hatten ihren nächsten Grund wohl darin, daß bei der großen Anzahl derjenigen, die es in Sachen der Religion nie über die Halbheit hinausbringen — und Solche gibt es bekanntlich heute so viele, wie damals — die heidnische Gemüthsrichtung nie gründlich abgelegt und das Christenthum nicht gehörig vertieft worden war. — Was aber die Irrlehren der Manichäer betrifft, so ist kaum in Abrede zu stellen, daß namentlich ihr Dualismus in der altgermanischen Eddalehre manchen Anknüpfungspunkt vorfand, wenn auch die Baioarier gewiß keine strengtheologisch geschulten Anhänger der Eddalehre waren, und wegen ihres schon lange andauernden Aufenthaltes im südlichen Germanien wohl nur sehr verschwommene Begriffe von derselben haben konnten. Was den Abfall zu den semiarianischen Häresien des Photinus und Bonosus am meisten förderte, war das von den Häretikern aller Zeiten angewendete Verlockungsmittel einer minder präcisen Dogmatik, die dem persönlichen Dünkel einen freiern Spielraum ließ, als der genau formulirte katholische Lehrbegriff unter Obhut der kirchlichen Autorität, und die laxere Moral, deren Dehnbarkeit vorerst die acephalen Geistlichen, sie mochten wirklich ordinirt sein oder nicht, für sich selbst ausnützten und folgerecht hiezu auch denen, die sich an sie anschlossen, dieselbe Ungebundenheit zu gönnen genöthigt waren. Der Ausdruck »fornicaria sacerdotum deceptio« im oben citirten Leben des hl. Bonifacius von seinem Jünger Willibald ist in dieser Richtung ein charakteristisch bezeichnender. Aber wohl noch verderblicher als die sträfliche Connivenz der tiefstehenden Geistlichkeit wirkte das böse Beispiel der Landesherzoge, und nicht nur etwa eines einzigen derselben, sondern einiger nacheinander, wie uns Arnulf von Vohburg berichtet. Sie traten nicht aus Ueberzeugung in die Secten über, sondern aus absichtlicher Oppositionssucht gegen ihre Oberherren, die fränkischen Könige, deren Staatsreligion, trotz aller persönlichen Schlechtigkeit der

[1]) Hansiz, Germ. sacr. T. I. p. 110 ff.

meisten derselben, dennoch die römisch-katholische war. Wie die merowingischen und carolingischen Könige in richtiger Erkenntniß ihres politischen Interesses die Verbreitung des katholischen Glaubens unter den neu unterworfenen, benachbarten Völkern nur in der selbstsüchtigen Absicht förderten, um jene Völker mittelst der Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses enger an ihr Reich zu fesseln, so erkannten auch die baioarischen Landesherzoge, daß die Zerreißung dieser Gemeinsamkeit ihren Unabhängigkeitsbestrebungen nur Vorschub leisten könne. Darum wurde die katholische Landeskirche als ein aus dem Frankenreiche eingeschwärztes Knechtungsmittel verdächtigt, die Träger der Hierarchie als fränkische Emissäre behandelt, ihrer Wirksamkeit jegliches Hinderniß in den Weg geworfen, ihre rechtlich erworbenen Dotationen gewaltsam entzogen, neue Schenkungen gläubiger Mildthätigkeit nicht gutgeheißen, oder durch Ränke hintertrieben, mit einem Worte, jede echt katholische Regung als illegal geächtet und durch das Zusammenwirken all dieser Kabalen die Landeskirche faktisch als rechtlos erklärt. Unter solchen Verhältnissen ist es, wie oben schon bemerkt worden, nur den liebevollen Fügungen der Vorsehung und dem kräftigen Beistande jener ewigen Weisheit und Allmacht, an deren Rathschlüssen aller menschliche Aberwitz zerschellt, zuzuschreiben und zu danken, daß der ohnehin noch nicht erstarkte junge Baum der baioarischen Landeskirche allerdings seines Blätterschmuckes beraubt und entästet wurde, aber von höherer Macht geschützt nicht entwurzelt werden konnte.

II. Capitel.

Die Restauration des baioarischen Kirchenwesens im Allgemeinen und jene der Salzburger Kirche im Besondern.

A. Restauration des baioarischen Kirchenwesens.

Die zwei hervorragendsten kirchlichen Ereignisse des VIII. Jahrh. in Südostdeutschland sind die Errichtung einer festen Hierarchie in Baioarien und die vom Salzburger Stuhle ausgegangene Mission bei den Südslaven, welche dann unter Mitwirkung der andern drei Stühle, besonders gegen Ende desselben Jahrhunderts, auch auf die Ostslaven und Awaren ausgedehnt wurde. Die Errichtung der Bisthümer Salzburg, Freising, Regensburg und Passau war aber nur der glänzendste Erfolg der seit mehr als einem Jahrhundert mit längern Unterbrechungen und geringer Frucht angestrebten Restaurationsversuche, sie war das Sigel, welches der hl. Bonifacius seiner endlich gelingenden Restauration des gesammten Kirchenwesens in Baioarien im J. 739 aufdrückte,

um den Bestand der Restauration für alle Zukunft sicher zu stellen. Es wäre jedoch eine gänzlich irrige Auffassung, wenn man glauben wollte, das große reformatorische Werk sei dem hl. Bonifacius mit einem Schlage geglückt. Allerdings hat er sich das größte Verdienst darum erworben; zu Stande gebracht hat er es aber dadurch, daß er die Vorarbeiten Anderer mit hoher Weisheit benützte, und daß er dem allgemeinen Uebel ein ihm adäquates universelles Mittel entgegensetzte: es war dieß die Einführung des damals zu hoher Blüthe gelangten Benedictiner-Ordens. Dem Apostel Germaniens und dem Orden, dem er selbst angehörte, verdankt Baiovarien die Verjüngung seiner Kirche und Cultur.

Dem weiter um sich greifenden Verfalle der Landeskirche trat naturgemäß schon bald eine gläubige Reaction entgegen; sie ging vom Frankenreiche, von der 616 zu Boneuil im Auftrage König Chlotars II. versammelten Synode der burgundischen Bischöfe und Reichsbarone aus. Gegenüber der damals hochgehenden Strömung der Unabhängigkeitsbestrebungen, von welcher sich das agilulfingische Fürstenhaus schon seit Garibald I. fortreißen ließ, und vermöge welcher alles von vorneherein verdächtig war, was von den fränkischen Königen und ihrem Reiche ausging, war die Erfolglosigkeit dieser ersten Reaction vorauszusehen. Die Berichte über die in Folge des erwähnten Synodalbeschlusses veranstaltete Mission bei den Baiovariern sind in den Lebensscizzen der hhl. Aebte Eustasius und Agilus und der hl. Salaberga enthalten. Das Leben des hl. Eustasius, Abtes von Luxeuil in den Vogesen, schrieb der gleichzeitige Biograph des hl. Columban, der Mönch Jonas von Bobio.[1]) Eustasius starb 625.[2]) Das Leben des hl. Agilus wurde vor 690 von einem Unbekannten verfaßt, wie Mabillon und die Bollandisten erweisen[3]); jenes der hl. Salaberga ist gleichfalls von einem Unbekannten um das Jahr 688 geschrieben. Die auf unsere zwei Missionäre bezüglichen wichtigsten Stellen lauten wie folgt: „Nachdem der ehrwürdige Mann Eustasius nach Luxeuil zurückgekehrt war, machte er sich bereit, den Auftrag des Meisters (Columban): daß die benachbarten Völker mit dem Brode des Glaubens genährt werden sollten, zu erfüllen. Er predigte also zuerst den Waraskern, von denen die Einen dem Götzendienste ergeben, die Andern aber mit den Irrthümern des Photinus und Bonosus behaftet waren. Nachdem er diese zum Glauben bekehrt, zog er zu den Boiern, die jetzt Baioarier (Baioarii) genannt werden, unterrichtete sie mit vieler Mühe, besserte sie nach der Norm des Glaubens, und bekehrte sehr viele von ihnen zum Glauben. Als er dort einige Zeit verweilt hatte, ließ er kluge Männer zurück, auf daß sie die angefangene Arbeit eifrig fortsetzten; er aber trachtete nach Luxeuil zurückzukommen." Bald nachher bat ihn der Mönch Agrostius, früher Geheimschreiber des Königs Theodorich II. von Austrasien († 613), daß er ihn zur Verkündung des Evangeliums aussende, was er ihm aber

[1]) Bolland. T. III. Mart. ad d. 29. p. 787. ff. [2]) Ibid. p. 790 not. (v). [3]) Boll. T. VI. Anh. ad d. 30. p. 571. ff. [4]) Boll. T. VI. Sept. ad d. 22. p. 521. ff.

abschlug, weil er noch nicht gehörig geschult war; doch heißt es von dem genannten Mönche: „Weil er (St. Eustasius) aber mit Zureden nichts ausrichtete, so ließ er ihn, der nicht zurückzuhalten war, gehen. Als er nun zu den Baioarischen (Baioaricos) gekommen, und sich eine Zeit lang dort aufhielt, erzielte er keine Frucht u. s. w." Im Leben des hl. Agilus heißt es: „Zu jener Zeit (im dritten Jahre, nachdem Columban Luxeuil verlassen hatte) besiegte König Lothar zwei Könige und wurde Alleinherrscher über drei Reiche (613). Seine hehre Hoheit befahl durch Synodalbeschluß, daß erfahrene Männer abgesendet werden, um die benachbarten Völker, die von wahrheitswidrigem Irrthume befangen waren, in den Schooß der hl. Mutterkirche zurückzuführen, und jenen, welchen Christus noch nicht verkündet worden war, mit feuriger Rede das Evangelium zu predigen. Aus einer Versammlung vieler Bischöfe und Priester wird der weise Agilus mit Eustasius dem Abte ausgewählt. Sie machten sich also in dieser Absicht mit Hilfe Christi auf den Weg und kamen zu den Waraskern, die von den Tempeln der Flurgötzen, die man Faune nannte, irre gemacht, und mit heidnischem Betruge verführt, in Abgötterei gefallen und auch von dem Gifte des Photinus und Bonosus angesteckt waren. Diese befreiten sie von ihrem Irrthume, söhnten sie mit der Mutterkirche aus, und machten eifrige Anbeter Christi aus ihnen. Dann kamen sie geraden Weges zu den Bojern, welche die Einwohner jenes Landes Bodoarier (Bodoarios) heißen, unterrichteten sie mit vieler Mühe in der katholischen Glaubenslehre und bekehrten sehr viele von ihnen zur Christgläubigkeit." — Im Leben der hl. Salaberga heißt es: „Es war aber in jener Zeit das Volk der Baicarier (Baicariorum), welches der gelehrte Mann und Geschichtskenner Orosius mit altem Namen Bojer nennt, im äußersten Germanien vom bonosianischen Irrthum angesteckt .... welcher unsern Herrn Jesus Christus für einen lautern Menschen ohne Gottheit des Vaters ausgab. Um diese ruchlose und thörichte Lehre zu widerlegen, oder vielmehr auszurotten, kam der ehrwürdige Abt Eustasius aus göttlichem Antriebe vom Kloster Luxeuil, im Vogesengebirge gelegen, bei ihnen an u. s. w."

Daß die hl. Missionäre nur partielle Erfolge errungen haben, ist früher bereits dargethan worden, und geht auch daraus hervor, daß in diesen Berichten ausdrücklich erzählt wird, daß es ihnen gelungen sei, das ganze Volk der Warasker zu bekehren, während bezüglich der Baioarier nur gemeldet wird, sie haben sehr viele derselben der Christgläubigkeit gewonnen. — Die einzige Spur des Wirkens der beiden Missionäre ist nur zu Wundersdorf (Widdersdorf) im Westrich bis in das Mittelalter herab erhalten, sonst weiß man in ganz Baioarien nirgends etwas von ihnen. Nachdem aber dieser Restaurationsversuch für das eigentliche Baioarien gescheitert war, liegt ohngefähr 30 Jahre hindurch wieder das dichteste Dunkel auf den religiösen Zuständen dieses Landes, und wir wissen aus Arnulf von Bohburg nur so viel, daß im Laufe der ersten Hälfte des VII. Jahrh. der Verfall der katho-

lischen Landeskirche seinen Höhepunkt erreicht habe. (»Hic error ... maxime inolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus ....«) Daß diese Herzoge die Vorfahren des Dioto des hl. Emmeram gewesen seien, ist dem klaren Wortlaute gegenüber unbestreitbar.

Ein merklicher Umschlag zum Bessern trat erst mit eben diesem Herzog Dioto ein, der in der Mitte des VII. Jahrh. regierte, und wurde von seinem gleichnamigen Nachfolger wahrscheinlich nach einer Zwischenregierung eines abermals häretischen Agilulfingers) erst gegen Ende desselben Jahrhunderts mit allem Eifer fortgesetzt. Die Worte Arnulf's: »Temporibus autem, quibus tantae pesti remedia parabantur hi duces principabantur Dioto scilicet .... cui filii in regnum non successerant, item alius Theodo sub quo sanctus Corbinianus Frisingam accessit«, vertragen keine andere Deutung. Er unterscheidet diese beiden Theodone consequent mit verschiedener Namensschreibung (Dioto-Theodo), nennt den zweiten einen andern Theodo (alius Theodo) und gibt als wichtigsten Unterschied zwischen beiden an, daß dem ersten kein Sohn in der Regierung nachgefolgt sei, dem zweiten hingegen seine Söhne Diotpert und Grimoald. Was während der Regierung des Herzogs Dioto, der den hl. Emmeram bei sich aufgenommen, für die Hebung des baioarischen Kirchenwesens geschehen sei, ist im Abschnitte über das Leben des hl. Emmeram des Ausführlichern dargethan worden, wir können also hier sogleich an die Beleuchtung der Thätigkeit gehen, welche der Theodo des hl. Corbinian entwickelte, um sein Volk wieder mit den Segnungen des katholischen Lebens zu beglücken. Man setzt den Regierungsanfang dieses Herzogs Theodo gewöhnlich in das Jahr 680 und sein Lebensende auf 718. Herzog Theodo scheint von Jugend auf ein Kind der katholischen Mutterkirche gewesen zu sein, und aus dem Wenigen, was über seine Lebensumstände und sein Wirken bekannt ist, geht klar hervor, daß er sein Leben lang ein treuer Anhänger derselben war. Aus dieser Anhänglichkeit würde man allein schon folgern dürfen, daß er nach Kräften bestrebt gewesen sei, dem katholischen Glauben auch bei seinem Volke in weitern Kreisen Eingang zu verschaffen, wenn dieß auch von Arnulf von Vohburg, wie wir eben gesehen haben, nicht ausdrücklich gesagt wäre. Bei dem beinahe gänzlichen Darniederliegen seiner Landeskirche standen aber die ihm zur Hebung derselben zu Gebote stehenden Hilfsmittel in keinem entsprechenden Verhältnisse zu seinem guten Willen. Wegen Mangels jeglichen Anhaltspunktes muß ich dahingestellt sein lassen, ob Flobrigis, Bischofabt von St. Peter in Salzburg, durch Theodo's Vermittlung nach Baioarien gekommen und zur Vorstandschaft des alten Kathedralstifts gelangt war; soviel scheint sicher zu sein, daß Flobrigis während seiner Regierung den bischöflichen Stuhl von Salzburg inne hatte, denn das in den Breves Notitiae erwähnte erste Placitum über die Kirche zu Beuern (später Michaelbeuern) fällt in die Jahre 691—695, weil der bei diesem Anlasse genannte Hludwicus rex niemand anderer sein kann, als König Chlodwig III., Monarch des Frankenreiches. Besagtes Placitum wurde demnach wäh-

rend seiner Regierungszeit abgehalten, aber kaum in seinem Theilherzogthume, weßwegen ich denn auch das Jahr 702, das z. B. von Rudhart als jenes bezeichnet wird, in welchem er das Herzogthum Baioarien unter sich und seine Söhne getheilt haben soll, nicht als das richtige anzuerkennen vermag, vielmehr glaube, daß die Theilung damals schon vollzogen war, als das Placitum über die Beurerkirche gehalten wurde. Ich erschließe dieß daraus, daß das Placitum vor dem König Chlodwig gehalten wurde („coram Hludwico rege“[1]), was mir unerklärlich wäre, wenn Beuern im Theilherzogthume Theodo's gelegen wäre, indem dieser als katholischer Fürst der zunächst competente Richter in der Streitsache, die darüber schwebte, gewesen wäre; dagegen ist es sehr begreiflich, warum sie vor dem Monarchen des Frankenreiches, als Oberherrn über Gesammtbaioarien zum Austrage kam, wenn Beuern im Theilherzogthume Theodebert's lag, denn dieser, obwohl ältester Sohn Theodo's, hing der landesläufigen Häresie an, indem sonst Willibald im Leben des hl. Bonifacius nicht hätte sagen können: daß der Apostel Germaniens den baioarischen Herzog und dessen Volk aus der Häresie errettet habe („Ducem cunctumque vulgus ab injusta haereticae falsitatis secta .... coercuit“). Bischof Flobrigis scheint, seinem echtgermanischen Namen (Flobargis = Trostspeer) nach, angelsächsischer Abkunft gewesen zu sein, und war allem Anscheine nach auf dem Wege durch das Frankenreich nach Baioarien gekommen. Obwohl er, wie mit Grund zu vermuthen ist, nicht im Theilherzogthume Theodo's seines bischöflichen Amtes waltete, oder richtiger nicht in demselben residirte, so wird dennoch nicht im geringsten zu zweifeln sein, daß er diesem Herzoge bei der Katholisirung seines Landestheiles kräftigst an die Hand gegangen sei, verfolgte er ja doch eifrigst denselben Zweck im Theilherzogthume Theodebert's. Der, man kann wohl sagen, weise Rathgeber und hierarchische Apostolatsgenosse Herzog Theodo's scheint jedoch schon um das J. 710 (vielleicht auch früher schon) aus dem Leben geschieden zu sein, weil im J. 716 im strengen Wortsinne kein bischöflicher Stuhl in Baioarien besetzt war, also auch jener von Salzburg nicht, wie aus dem Capitulare Gregors II. hervorgeht und durch die Berichte Arnulf's von Vohburg und die Briefe des hl. Bonifacius bestätigt wird. Wenn die Erledigung des Salzburger Stuhles durch das Hinscheiden des Bischofs Flobrigis im J. 716 oder unmittelbar zuvor eingetreten gewesen, wäre die Ausdrucksweise des Capitulars eine sehr ungenaue. So vereinsamt sich Herzog Theodo seit dem Tode des Bischofs gefühlt haben mag, verlor er dennoch den Muth nicht, und unternahm, schon tief im Greisenalter stehend, im genannten Jahre seine Romfahrt, um im persönlichen Einvernehmen mit dem Vater der Christenheit eine gründliche Restauration des baioarischen Kirchenwesens anzubahnen. Papst Gregor II. kam seinen Anträgen bereitwilligst entgegen, und ordnete noch im nämlichen Jahre eine apostolische Legation, bestehend aus einem Cardinal-Bischofe, einem Cardinal-Priester

[1]) Juvav. Anh. p. 29.

und einem Cardinal-Diakon, nach Baioarien ab, der er oft erwähntes Capitulare als Instruction für ihr Verhalten mitgab. Laut Nro. III. und IV. des Capitulars sollten im Anhalte an die Territorien der Theilherzoge drei oder vier, nach Umständen auch mehrere Bischofsstühle errichtet werden, der vorzüglichere Stuhl aber für einen Erzbischof bestimmt werden (und hierin lag die Prädestination des salzburgischen als erzbischöflichen, denn als ohne Vergleich ältester, weil einziger, war er denn doch sicherlich der vorzüglichste). Aber trotz aller Mühe, welche Herzog Theodo anwendete, und der ihr ebenbürtigen Vatersorgfalt des Papstes unterblieb damals die Reorganisation der baioarischen Kirche. Ich glaube dieß einerseits auf Rechnung des bald darauf erfolgten Hinscheidens des eifrigen Herzogs Theodo und des Widerstandes seines Nachfolgers Theodebert, der damals noch der Häresie anhing, bringen zu müssen, andrerseits und vorzugsweise aber der tief eingewurzelten Zerrüttung der kirchlichen Verhältnisse Baioariens zuschreiben zu sollen, welche zu bewältigen weder dem Eifer des hl. Emmeram noch der aufrichtig katholischen Gesinnung der beiden Theodone gelungen war.

Immerhin war aber ein großer Schritt vorwärts geschehen. Als im J. 717 der hl. Corbinian auf seiner zweiten Romfahrt durch Baioarien kam, fand er nicht nur beim herzoglichen Vater Theodo eine höchst wohlwollende Aufnahme, sondern auch bei dessen Sohne, dem Theilherzoge Grimoald, der in Freising residirte. Vom Theilherzoge Theodebert wird nicht die leiseste Erwähnung gemacht. Diesen Widersacher der katholischen Kirche zuzuführen, gelang nach zwei Jahren v. J. 719 an erst dem Feuereifer des Apostels von Germanien. Die Thätigkeit des hl. Bonifacius in Baioarien muß von diesem Jahre an eine umfassende gewesen sein, denn er bekehrte nicht nur den Herzog und den häretischen Bruchtheil der Bevölkerung zum katholischen Glauben, sondern säuberte auch das Land gründlich von den Irrlehrern und acephalen Geistlichen: und dieß Alles in wenigen Jahren. Von einer auch nur anfänglichen Fundamentirung einer festen Hierarchie in Baioarien ist aber in jener Zeit weder in den Berichten seines Biographen noch in seinen Briefen, noch sonst wo die Rede, im Gegentheile verließ er schon nach einigen Jahren, nachdem er den mühevollern Theil seiner Mission vollbracht hatte, das Land, um sich zu den Thüringern und dann zu den Hessen zu wenden, sei es, daß er überzeugt war, dort nothwendiger zu sein als in Baioarien, oder sei es, daß er es absichtlich unterließ, seine baioarische Mission durch Einsetzung einer festen Hierarchie abzuschließen, weil er trotz seiner Erfolge die kirchlichen Verhältnisse, die er geschaffen hatte, noch nicht reif dazu fand. Soviel ist jedoch gewiß, daß er schon damals Missionäre seines Ordens in Baioarien zurückließ, um den Glauben mehr zu befestigen und zu vertiefen. Von diesen Mönchscontubernien (allgemein wohl kaum in eigentlichen Klöstern, sondern in volkreichern Zellen) mag es herkommen, daß einzelne Klöster ihre Gründung in eine sehr frühe Zeit der Restaurationsperiode ansetzen. So ist z. B. sicher, daß Niederaltach als wirkliche Abtei vom Herzoge Otilo gestiftet worden sei, und dennoch

sagt Hermannus Contractus ausdrücklich, daß es schon vom Wanderbischofe Pirminius 731 gegründet worden sei. Der schlagendste Beweis dafür, daß der hl. Bonifacius bei seiner ersten Anwesenheit in Baioarien Ordensgenossen dort zurückgelassen habe, wird uns aber durch eine der ältesten Passauer Urkunden in die Hand gegeben[1]), indem dort vorkommt, daß ein Adeliger Wilhelm eine kleine Zelle für Benedictiner-Nonnen zu Kirchbach (nächst Plainting) — »cellulam suam cum sanctis monialibus sub regula sancti Benedicti« — erbaut und schon unter Herzog Hugibert (725—738) primitiv dotirt habe. Der so frühzeitige Bestand von wenn auch noch so unansehnlichen Benedictiner-Nonnenklöstern setzt aber offenbar schon vorher bestandene Benedictiner-Mönchsklöster voraus. Einen weitern Beleg für das schon sehr frühzeitige Bestehen von Benedictiner-Nonnenklöstern enthält jene allgemein mißverstandene Passauer Urkunde[2]), aus welcher man die Gründung des Benedictinerinen-Klosters zu Niedernburg in der Stadt Passau zu beweisen pflegt. — Das beste Zeugniß für den Seeleneifer der vom hl. Bonifacius in Baioarien zurückgelassenen Mönche ist die Thatsache, daß in Folge ihrer angestrengten Thätigkeit schon während der Regierungsperiode Herzog Hugibert's das kirchliche Leben wie den herzoglichen Hof so auch die Gesammtbevölkerung zu durchdringen anfing. Das Kathedralkloster zu Salzburg und die Klöster St. Stephan in Passau und St. Emmeram zu Regensburg verehren Herzog Hugibert als Wohlthäter; die zwei letztern dürften wohl vorzugsweise seiner Mildthätigkeit ihre Wiederbelebung verdanken. Als der hl. Bonifacius in den ersten Dreißiger-Jahren wieder nach Baioarien zurückkam, mag er sich überzeugt haben, daß die dortige christliche Bevölkerung nunmehr herangereift sei, ihre vollständige Ausbildung im christlichen Wandel und katholischen Unterricht unter seiner Leitung zu erhalten, und er wirkte darum wieder einige Jahre an der Vollendung seiner apostolischen Schöpfung.

Hierauf unternahm er allem Anscheine nach bald nach dem Beginne des Jahres 738 seine dritte Romfahrt, um mit dem Papste die Einsetzung der baioarischen Hierarchie zu berathen und zu vereinbaren. Obwohl die Theilherzogthümer inzwischen wieder in eine Monarchie zusammengeflossen waren, scheint doch der vom Papst Gregor II. im J. 716 entworfene und in seinem Capitulare ausgesprochene Plan jenen Berathungen wieder als Grundlage gedient zu haben. Hiezu mahnten auch die historischen und politischen Verhältnisse des Landes. Einmal hatte sich mittelst der Theilherzogthümer ein gewisses Zusammengehörigkeits-Bewußtsein unter den Einwohnern der einzelnen Territorien ausgebildet und überdieß knüpften sich aus demselben Grunde ihre Interessen in vorderster Reihe an die unter den Theilherzogen entstandenen Residenzstädte. Ich habe hiebei besonders Freising und Passau im Auge, denn Regensburg war von jeher Hauptstadt des ganzen Landes, für Salzburg war aber das historische Recht der alten Mutter-

[1]) Mon. Boic. XXVIII. II. p. 5. [2]) Ibid. p. 33.

kirche Baioariens maßgebend. Daß die altkirchliche Vorschrift, daß Bischofsstühle in der Regel nur in eigentlichen Städten errichtet werden sollten, nicht außer Berücksichtigung geblieben sei, ist selbstverständlich. Im vollem Einverständnisse mit dem apostolischen Stuhle, dessen Legat er war, zerlegte also der hl. Bonifacius das alte Landesbisthum Salzburg in vier Theilbisthümer (in quatuor parochias, nach damaligen Ausdrucke), nämlich: Salzburg, Freising, Regensburg und Passau. Auf einzelne besondere Motive, welche auf die Tracirung der Diöcesangrenzen Einfluß übten, habe ich im vorhergehenden Bande aufmerksam gemacht und auf die Grenzscheide der Bisthümer Salzburg und Passau werde ich im letzten Kapitel dieses Bandes zurückkommen. Durch die Einsetzung der baioarischen Hierarchie, vorläufig aus vier coodinirten Bischofstühlen bestehend, setzte der hl. Bonifacius seinem Missionswerke nicht so fast die Krone auf — dieß blieb mittelst Erhebung des Salzburgerstuhles zum erzbischöflichen einer spätern Zeit vorbehalten — als er vielmehr das baioarische Kirchenwesen in sich selbst consolidirte, und nach außen, wenn ich so sagen darf, dessen Rohbau vollendete, wodurch die ersten Grundbedingungen zur selbstständigen innern Entwicklung gegeben waren. Das Ideal dieser innern Entwicklung bestand aber in der allmäligen Durchsetzung aller politischen und socialen Verhältnisse mit den Grundsätzen des katholischen Christenthums, oder mit andern Worten, in der Fundamentirung des christlichen Staates.

Zur Verwirklichung eines so großartigen Ideals reichten aber die bis dorthin in Verwendung gekommenen Factoren nicht aus, es bedurfte hiezu eines Fermentes, welches geeignet war, alle culturlichen, socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse zu durchdringen, ohne sich derselben selbstsüchtig zu bemeistern, es war dazu eine Corporation erforderlich, die es sich zur Selbstaufgabe stellte, in rückhaltloser Aufopferung aller ihrer Kräfte Allen Alles zu werden. Diese Corporation brauchte sich der hl. Bonifacius nicht erst zu schaffen, sie war im Benedictiner-Orden, dem er selbst angehörte, eine bereits gegebene. Wie richtig der Restaurator des baioarischen Kirchenwesens das Kapital der in diesem Orden hinterlegten Kräfte zu würdigen wußte, gab er dadurch zu erkennen, daß die von ihm im J. 739 in die genau abgegrenzten Diöcesen eingesetzten Bischöfe, etwa mit Ausnahme Wulfilo's von Passau, insgesammt Mitglieder desselben Ordens und die ihnen zur Seite stehenden Presbyterien oder Kathedralgremien ausnahmslos gemeinsam in Klöstern lebende und in sacris stehende Mönche waren. Auch das bischöfliche Gremium der Kathedrale Passau machte hievon keine Ausnahme, wie hie und da irrthümlich verlautet hat; der innige Nexus, in welchem die Klöster St. Peter zu Salzburg, St. Emmeram zu Regensburg und das Marienmünster zu Freising in alter Zeit zu den beziehentlichen Bischöfen standen, kann ohnehin nicht bestritten werden. Man könnte gegen meine obige Aufstellung: daß der Benedictiner-Orden das Vehikel gewesen sei, mittelst welchem die damals sich neugestaltende germanische Welt in all ihren Verhältnissen von den Grundsätzen des Christen-

thums durchsetzt wurde, etwa einwenden, daß dieß ebenso gut durch das Mönchthum überhaupt hätte bewerkstelligt werden können, und durch die Mönche der hhl. Rupert und Vital wirklich geschehen sei. Weit entfernt, die unsterblichen Verdienste um Verbreitung des Christenthums und der auf ihm basirenden Civilisation der vorbenedictinischen Mönchsgenossenschaften schmälern zu wollen, erlaube ich mir nur auf einige Unklarheiten des eben vorgebrachten Einwurfes aufmerksam zu machen. Die einzelnen alten Mönchsgenossenschaften wirkten in ihren engern Kreisen unzweifelhaft höchst segensreich, auf jene engern Kreise waren sie aber vermöge ihres abteilichen Particularismus angewiesen, indem sie keine allen Abteien gemeinsame Regel miteinander verband, vielmehr jeder Abt, dem es gelang, eine Genossenschaft um sich zu versammeln, derselben auch seine specielle Regel gab. Großartig und universeller wirkten nur jene Mönchsgenossenschaften, welche durchdrungen von den großen Ideen eines gottbegeisterten Abtes, aus den engen Schranken des Bereiches einer einzelnen Abtei heraustraten, um sich mit ihren, oft bis ins Unglaubliche vervielfältigten Kräften, irgend einem universellen Berufe z. B. der Bekehrung einer ganzen Nation zu widmen. Da gingen nun aus der Mutterabtei allmälig mehrere Filialabteien hervor, bildeten aber eine mit der Mutterabtei vollständig homogene Körperschaft unter der Oberleitung des Erzabtes. Wo die einzelnen Abteien in ihrem nativen Particularismus verharrten, konnte natürlich auch von universelleren Erfolgen ihrer Thätigkeit nicht die Rede sein. Der Benedictiner-Orden hatte aber das vor jenen nach speciellen Regeln lebenden alten Abteien voraus, daß alle besondern Abteien desselben nach einer und derselben Regel, nämlich jener des hl. Patriarchen Benedict lebten und wirkten. So Großes nun aber auch einzelne Benedictiner-Abteien in Bezug auf Landescultur, Pflege der Wissenschaften, Missionswesen u. s. w. von jeher geleistet haben, so erkannten doch von Gott besonders erleuchtete Mitglieder zu allen Zeiten, daß zu großartigern Unternehmungen jenes engere Band der gemeinsamen Regel noch nicht ausreiche, und darum finden wir, daß sich in diesem Orden von Zeit zu Zeit und schon sehr frühzeitig immer mehrere Abteien zu Congregationen zusammenschlossen, um mit vereinten Kräften universellere Zwecke zu verfolgen.

Auch in der Restaurationszeit, von welcher hier die Rede ist, sehen wir den hl. Bonifacius dasselbe Vorgehen einhalten. Die Documente des Alterthums geben uns nach zwei Richtungen hin kund, wie angelegen der Heilige das Congregationswesen förderte. Er hatte den Baioarier Sturmio nach Montecasino, der ehrwürdigen Wiege des Ordens, geschickt, um dort nicht die Benedictiner-Regel, die er ohnehin schon völlig inne hatte, sondern die ursprüngliche Observanz derselben durch praktische Uebung zu erlernen. Als er im J. 744 sein Hauptkloster Fulda, den Centralpunkt des mittlern und südlichen Germaniens, vollendet hatte, setzte er ihm Sturmio als Abt vor. Nun berichtet uns aber Brower und Mabillon[1]),

[1]) b. Hansiz, Germ. sacra I. p. 127.

daß die baivarischen Kathedralklöster zur Evidenthaltung ihrer Filiation zum Mutterkloster Fulda alljährig eine Art Tribut an dasselbe zu entrichten hatten, und zwar gab vorerst die Salzburger Kirche durch ihren Bischof Johannes von ihrem Städtchen Hall ein Haus und eine Salzquelle sammt Einrichtung, die jährlich zwölf Talente abwarfen, zur Mutterkirche (Kloster) Fulda. Die Regensburger Kirche widmete vier Weinberge und vier Königshuben mit Gebäuden und Leibeigenen, aus deren Ertrag den an der Fuldaer Kirche Gott und dem hl. Bonifacius dienenden Brüdern ein großer Fisch, Hausen genannt, und soviel Baumöl alljährig geschickt werden sollte, als zwei Pferde in Saumlägeln zu tragen vermögen. Dasselbe an Fisch- und Oel-Tribut leistete die Passauerkirche durch Bischof Vivulus. Die Freisinger Kirche, welcher Bischof Erinbert vorstand, schickte den Fuldaer Brüdern alle Jahre große Käse als Opfer." Diese alljährigen Gaben zum Kloster Fulda stellten also die Affiliation oder Congregationsverbindung der Haupt- oder Kathedralklöster Baivariens mit demselben evident. Was sich aber noch specifischer auf die baivarische Kirche bezieht, ist die Thatsache, daß der hl. Bonifacius dort zwischen mehrern Klöstern eine engere Congregation einführte. Diese Thatsache ist im ältesten Documente des Klosters Benedictbeuern, welches die Erzabtei derselben war, beurkundet.[1]) Die sechs schon ursprünglich zu Benedictbeuern aggregirten Klöster Schlehdorf, Staffelsee, Wessobrunn, Sandau, Kochel und Polling hatten ihrer Lage gemäß vorzugsweise die Vertiefung des Christenthums und die Seelsorge des südlichen Westrichs zur Aufgabe und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich späterhin dann auch die Klöster Schäftlarn, Scharnitz, Dießen, Raitenbuch u. s. w. an Benedictbeuern aggregirt haben. In Tegernsee bildete sich eine gesonderte Congregation mit Fischbachau, Illmmünster und St. Pölten in Niederösterreich (um 800) aus.

So große Verdienste sich der hl. Bonifacius um die Ausbildung des Congregations-Institutes erworben hat, die Urheberschaft desselben vermag ich ihm nicht zuzuschreiben. Er hatte hierin einen erleuchteten Vorgänger am Wanderbischofe Pirminius, und scheint das für die nachhaltige Verallgemeinerung und Vertiefung so wirksame Institut von ihm adoptirt zu haben. Der hl. Pirminius gründete im J. 724 das Kloster Reichenau, drei Jahre später das Kloster Murbach im obern Elsaß, und in der unmittelbar darauffolgenden Zeit gleichfalls im Elsaß die Klöster Weißenburg, Maursmünster (Mauri monasterium), Neuweiler, in der Ortenau aber Schwarzach und Gengenbach (Genginbach), erneuerte hier auch Schuttern und errichtete das Kloster Hornbach bei Zweibrücken, Amorbach in Franken, Ober- und Nieder-Altach an der Donau und ebenso Münster (Pfaffenmünster). Auch Pfäffer's (Fabariense) in Graubündten ist eine seiner Schöpfungen. Einige schreiben ihm auch (wohl mit Unrecht) die Gründung Manfee's, östlich von Salzburg, zu.[2]) Von

[1]) Mon. Boic. VII. p. 1. ff. bes. 2. 5. [2]) Vgl. Hefele's Gesch. d. Einführ. d. Christenth. in Südwestdeutschl. S. 336 ff., und Mabillon, Acta S. O. B. Saec. III. P. II. p. 145.

den in Baioarien gegründeten und zur Benedictiner-Congregation von Reichenau gehörigen Abteien erlangte schon bald darauf besonders Niederaltach eine einflußreiche Wichtigkeit nicht nur für die innere Mission im damals noch ungetheilten vom Abt (spätern Bischof) Johannes verwalteten Landesbisthume Salzburg, sondern auch und eine noch viel hervorragendere durch die von ihm natürlich unter Oberleitung des Bisthumsverwesers ausgegangene Mission bei den Wenden (Slaven) der Oberpfalz und später wieder unter Anführung der Salzburger Bischöfe durch seine umfangsreichen Missionen im Ostlande bei den dortigen Slaven und Awaren. Durch diese primitive Zusammengehörigkeit wird es einerseits erklärbar, warum wir Niederaltach schon so frühzeitig und fast ausschließlich im Missionsdienste der unter Johannes 739 erneuerten Salzburger Kirche und ein paar Jahrhunderte später in förmlicher Commende der dortigen Bischöfe finden. Aus dieser übersichtlichen Darstellung werden wir uns überzeugt haben, daß noch bei Lebzeiten des hl. Bonifacius vier Benenedictiner-Congregationen in Baioarien bestanden; jene von Reichenau, von Benedictbeuern und von Tegernsee, an welche sich die von St. Peter in Salzburg anschloß.

B. Die Restauration der Salzburger Kirche.

Von den beiden Restaurationsversuchen des baioarischen Kirchenwesens in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts berührte der erste die Salzburger Specialkirche gar nicht, der zweite aber höchstens oberflächlich, obwohl sie beide der salzburgischen Landeskirche zu Gute kamen. Die Mission der heiligen Aebte von Luxeuil, Eustasius und Agilus, erstreckte sich, wie wir gesehen haben, gegen Osten kaum über die Grenze des Westrichs, geschweige denn in den tiefern Südosten Baioariens. Der hl. Bischof Emmeram kannte, wie dieß ebenfalls gezeigt worden, allerdings ganz Baioarien, aber seine Missionsthätigkeit befaßte sich denn doch wohl nur mit einem etwas größern Umkreise der Landeshauptstadt Regensburg; wenigstens liegt für die wenn auch mögliche Ausdehnung seines Wirkens auf Südost-Baioarien nicht einmal irgend eine sagenhafte Andeutung, noch weniger ein historisches Document vor. Auch die kurze Zeit seiner Missionsthätigkeit von nur drei Jahren läßt es nicht für wahrscheinlich halten, daß sich selbe auch nur auf den größern Theil des Landes erstreckt habe.

Darum wird das Auftreten des Bischofes Flobrigis gegen Ende des VII. Jahrh. wieder als erstes Lebenszeichen der aus ihrem Verfall sich erhebenden Salzburgerkirche zu gelten haben. Leider enthalten die ältesten Salzburger Documente keine eigentliche Nachricht über ihn, sondern nur ein paar Winke. Das Verbrüderungsbuch von St. Peter (47) b. hat den Eintrag der ältesten Hand: Flobrigis eps. et abb. Der älteste Bischofkatalog [1]) den Satz: »Quo (Ezzio) migrante de seculo iterato illa sedes honorata refulsit episcopo.« Die Breves Notitiae [2]) erwähnen,

[1]) Juvav. Anh. p. 9. [2]) Ibid. p. 39.

daß schon unter K. Chlodwig (vom J. 691—695 Alleinherrscher im Frankenreiche) ein Placitum wegen der Kirche zu Beuern gehalten worden sei, ohne Bischof Flobrigis oder überhaupt irgend eine der um jene Kirchen streitenden Parteien namhaft zu machen. Nun enthält aber das Nekrologium von Michaelbeuern für den 12. Febr. den Eintrag: [1] »II. Id. Flobarquardus episcopus«, woraus sich erschließen läßt, daß dieser Flobarquardus wirklich unser Bischof Flobrigis sei, indem ihn für denselben Tag auch das Nekrologium von Salzburg mit dem sprachrichtigen Namen Flobargisus aufführt, und ferner, daß bei eben erwähntem Placitum wohl niemand anderer die Rechte der Kirche vertreten haben könne, als unser Bischof Flobrigis, weil außer dem Wiederbeleber des Klosters Otting in Michaelbeuern, Erzbischof Adalram, keiner der andern alten Salzburger Bischöfe oder Aebte in das Michaelbeurer Nekrologium aufgenommen wurde, nicht einmal Virgilius der Gründer von Otting. Für Erzbischof Adalram und Bischof Flobrigis lag aber derselbe Grund zur Aufnahme vor, weil sie sich um Kirche und Stift Michaelbeuern besonderes Verdienst erworben hatten. Wie lakonisch aber auch alle diese Winke sein mögen, enthalten sie dennoch werthvolle Andeutungen über Bischof Flobrigis und die unter seiner Amtsführung begonnene Restauration der Salzburger- und somit der Landeskirche. Trotz ihres tiefen Verfalles im Laufe des beinahe ganzen VII. Jahrh. und während ihr die drei Aebte Anzogolus, Savolus und Ezzius ohne die bischöfliche Weihe erlangen zu können, nur mit jurisdictioneller Gewalt vorstanden, hatte sich die Salzburger Landeskirche ihrer canonischen Wesenheit nach erhalten, denn Flobrigis wird in derselben Weise wie ihr Gründer Rupert und dessen Nachfolger Vital im Verbrüderungsbuche als Episcopus et abbas prädicirt. Flobrigis war Bischof auch der Weihe nach und durch seine Uebernahme der Vorstandschaft des Kathedralklosters und des damit individuell verwachsenen bischöflichen Stuhles von Salzburg war der verderblichsten Folge des langen Verfalles gründlich abgeholfen, und namentlich durch Ertheilung der Weihen dem allgemein eingerissenen Priestermangel für die nächste und weitere Zukunft nachhaltig gesteuert. Durch die höhern Weihen der Mönche des Kathedralklosters war auch die Fortdauer des Gremiums des bischöflichen Stuhles wieder für lange Zeit gesichert. Auch vorausgesetzt, daß Bischof Flobrigis das letzte Regierungsjahr des Königs Chlodwig III. (695) nicht überlebt hätte, mußte bei der Neubelebung des von dort an partiellen Salzburger Stuhles 739 noch eine größere Anzahl von ihm geweihter Priester und Diakone noch am Leben sein. Aus der einzigen von ihm bekannten Amtshandlung, daß er den wahrscheinlich dynastischen Voraltern Wenilo's gegenüber die kirchlichen Anrechte auf die Kirche zu Beuern vertrat, wird man erschließen dürfen, daß er sich um die Hebung seiner vorher arg bedrängten Kathedrale überhaupt eifrig angenommen habe. Wann er Abt des Kathedralstiftes und folgerecht hiezu Bischof der Landes-

[1] B. Filz, Gesch. v. Michaelb. S. 860. 861.

kirche geworden sei, ist wohl kaum mehr genau zu ermitteln. Wenn die überlieferte Zahl seiner Amtsverwaltung wenigstens als runde richtig ist, so dürfte sein Amtsantritt um 680 stattgefunden haben, weil er um 716 schon einige Jahre gestorben sein mußte, wie früher erläutert worden ist, und die Zahl seiner Amtsverwaltungs-Jahre beiläufig 40 gewesen sein wird, weil sie auf 38—43 angegeben wird. Eine durchgreifende Reorganisation seines Kathedralstiftes ist ihm nicht gelungen, und ich bringe dieß auf Rechnung der vom Herzoge Theodo vorgenommenen Theilung des Herzogthums unter sich und seine Söhne, wodurch das Salzburger Territorium seinem Sohne Theodebert zufiel. Dieser Herzog Theodebert war aber, wie wir früher gesehen haben, allem Anscheine nach jener baioarische Herzog, welchen nach dem Jahre 719 der hl. Bonifacius aus den Schlingen der Häresie errettete. Herzog Theodebert starb im J. 725 und Hugibert (sein Sohn?) folgte ihm in der Alleinherrschaft über ganz Baioarien. Erst unter der Regierung dieses der katholischen Kirche zugethanen Herzoges wurde die Restauration der Salzburgerkirche durchgeführt.

Der kräftigste Hebel zur Durchführung dieser Restauration war die Einführung des Benedictiner-Ordens im Kathedralstifte St. Peter. Damit stehen wir nun aber vor einer alten, zeitweise mit großem Eifer ventilirten Streitfrage. Im altehrwürdigen Stifte St. Peter hielt man bis auf die letzten zwei Decennien herab mit einer Art dogmatischer Verlässigkeit an der überlieferten Meinung fest, daß der hl. Rupert und seine Nachfolger wenigstens bis über Erzbischof Friedrich I. dem Benedictiner-Orden angehört haben. Es hieng dieß mit der im genannten Stifte seit unvordenklicher Zeit eingebürgerten traditionellen Zeitrechnung zusammen; seit sich jedoch seit mehrern Jahren die viel höhere Wahrscheinlichkeit der sog. aventinischen Zeitrechnung bei einigen Mitgliedern des Stiftes, die sich mit historischen Forschungen beschäftigen, Bahn zu brechen begonnen hat, kommt auch die Ansicht, daß weder der Abtbischof Rupert noch seine Mönche Benedictiner gewesen seien, noch gewesen sein konnten, mehr und mehr in Aufnahme. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß selbst in der Voraussetzung der traditionellen Zeitrechnung wenn nicht geradezu die Möglichkeit, so doch die Wahrscheinlichkeit, daß der hl. Rupert und seine Mönche Benedictiner gewesen seien, immerhin noch eine sehr problematische wäre. Mezger[1]) verficht diese Ansicht unbedingt, Abt Beda Seeauer[2]) steht ebenfalls entschieden dafür ein, daß die Mönche des hl. Rupert dem Benedictiner-Orden angehört haben, stellt es aber nebenher frei, den hl. Rupert selbst für einen Nichtbenedictiner zu halten. Der eine wie der andere dieser beiden sehr verdienten Autoren legt Gründe und Gegengründe in je einer kleinen Abhandlung darüber dar, welche viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit verrathen: aber meines Erachtens haben sie nur bewiesen, was ohnehin kaum mehr eines Beweises bedarf, daß der hl. Rupert und seine Genossen

[1]) Hist. Salisb. p. 128. ff. [2]) Chron. Noviss. p. 41. ff..

Mönche gewesen seien, aber keineswegs, daß diese Mönche dem Benedictiner-Orden angehört haben. Die Meinung des Benedictinerthums der Mönche von St. Peter geht jedoch über das XII. Jahrh. zurück, denn Papst Eugenius III. spricht dieselbe in seiner Bestätigungsbulle v. J. 1149, auf eine vom Erzbischofe Eberhart erhaltene Information bauend, mit dürren Worten aus, indem er sagt: [1] »Statuimus, ut regularis Ordo, qui secundum Deum et B. Benedicti regulam per S Rudpertum quondam vestrum abbatem et episcopum salzeburgensem in eodem loco introductus et institutus esse dignoscitur, prout litteris privilegiorum Archiepiscoporum et canonicorum per praefatum fratrem nostrum Eberhardum plene informati sumus etc.« Daraus geht klar hervor, daß der Informator des Papstes, Erzbischof Eberhart und mit ihm natürlich das Stift St. Peter, Gott weiß wie lang schon der Ueberzeugung lebte, daß der hl. Rupert den Benedictiner-Orden in seinem Kathedralkloster eingeführt habe. Dieser Irrthum ist jedoch sehr verzeihlich, denn die Mitglieder des Stifts wußten mit aller Sicherheit, daß seit dem VIII. Jahrh. die Regel des hl. Benedict bei ihnen eingeführt war, und daß die Bischöfe und Erzbischöfe vom Abt und Bischofe Johannes bis einschließlich Friedrich I. immer zugleich auch Aebte des Stiftes waren, und somit ist es leicht erklärbar, daß sie dasselbe Verhältniß auch auf den hl. Rupert und sein Kathedralkloster zurück ausdehnen zu dürfen glaubten. Wenn der hl. Rupert 535 nach Baiovarien und um 540 nach Juvavum kam — und daß dieß wirklich so war, glaube ich zur möglich höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben — so konnte er selbstverständlich nicht Benedictiner sein, denn die ersten Fundamente dieses Ordens wurden vom hl. Maurus im Frankenreiche erst zwei Jahre vor dem Tode des großen Patriarchen Benedict († 543) gelegt. Ueberhaupt wurde aber sein Orden erst in Folge des Synodalbeschlusses von Autun v. J. 670 im Frankenreiche allgemein und beinahe ausschließlich eingeführt.

Die Geschichtsquellen der Salzburgerkirche und somit naturnothwendig des Kathedralklosters St. Peter fangen erst mit dem Congestum und den Breves Notitiae unter Bischof Arno und beziehentlich unter seinem Vorgänger Virgilius, aus dessen Urkunden und Aufschreibungen beide Documente zu größerem Theile bestehen, reichlicher zu fließen an. Das älteste aller Salzburger Documente sind die Vita primigenia und der in seiner ursprünglichen Anlage nur bis zu Virgilius reichende Catalogus episcoporum et abbatum sedis juvavensis, welche der unbekannte Verfasser der Denkschrift De Convers. Bagoar. et Carantan. vom Jahre 871 in selbe aufgenommen hat. An sie schließt sich zunächst das noch im Original vorhandene und zwischen 764 und 766 begonnene Verbrüderungsbuch von St. Peter an. Verbrüderungsbuch und Catalogus enthalten bekanntlich nicht viel mehr als dürre Namen: Vita primigenia, Congestum und Breves Notitiae dagegen befassen sich mit geschichtlichem Material, das in zwei beiläufig

[1] Chron. noviss. p. 43. col. II.

151 Jahre auseinander liegende Perioden zerfällt. Während nämlich die Vita primigenia mit dem Tode des hl. Rupert 574 abschließt, Congestum und Breves Notitiae aber ihrem ältesten Materiale nach nur bis zum Hingange jenes Herzogs Theodebert reichen, der mit seinem Vater Herzog Theodo vom hl. Rupert getauft worden war, beginnt die Registrirung ihres spätern Materials, wenn man jene vereinzelnte Nachricht über Bischof Johannes im sog. Salbuche des Stifts St. Peter [1]) dazu nimmt, erst wieder mit dem Jahre ca. 725, d. h. mit dem Regierungsantritte Herzog Hugibert's. In diesem Stillschweigen der Documente über einen Zeitraum von beiläufig 151 Jahren spiegelt sich der inzwischen eingetretene, fast gänzliche Verfall der Salzburger Kirche am augenfälligsten. Das Dunkel dieser langen historischen Nacht wird auch durch jene selbst wieder beiläufig hundert Jahre von einander abstehenden Winke nicht erhellt, welche wie ferne Blitze aus den Zeiten des Herzogs Tassilo I. und des Bischofs Flobrigis nur matt in dieses Dunkel hineinleuchten; denn die Begünstigungen der Salzburger Landeskirche von Seite Herzog Tassilo's I., so sicher sie in ihrer Allgemeinheit sind, weil er, wie nicht zu bestreiten, als herzoglicher Wohlthäter in das Verbrüderungsbuch eingetragen ist, so lassen sie sich in ihrer Specialität doch nur theilweise errathen, keineswegs aber streng nachweisen. Was aber den weitern Wink über Bischof Flobrigis und die beiläufige Zeit seiner Amtsführung betrifft, so ist die Annahme, daß er dem ersten über die Kirche von Beuern unter K. Chlodwig III. (691—695) abgehaltenen Placitum beigewohnt habe, an und für sich eine Conjectur, — jedoch nach meinem Dafürhalten, eine genügend begründete. Alle soeben vorgeführten ältesten Salzburger Documente enthalten keinerlei directe Nachricht über die Einführung des Benedictiner-Ordens im Kathedralstifte St. Peter, sie mußte also eine schon vor dem Zeitpunkte, mit welchem die zweite Periode des im Congestum und den Breves Notitiae verarbeiteten Materiales beginnt, vollbrachte Thatsache sein, und die kirchlichen und politischen Verhältnisse unmittelbar vor dem Jahre 739 lassen dieß wirklich als im hohen Grade wahrscheinlich erscheinen.

Im Jahre 725 bestieg Hugibert den durch das Hinscheiden Herzog Theodeberts erledigten Herzogsstuhl. Es ist hier ganz irrelevant, ob er der Sohn, ein Bruder oder ein Verwandter Theodeberts gewesen sei, laut einer bekannten Phrase des Congestum wäre er in Folge einer von dessen Verfasser gemachten Fusion sogar der Sohn jenes Theodebert gewesen, welchen der hl. Rupert mit seinem Vater Theodo getauft hatte, nach der parallelen Phrase der Breves Notitiae aber überhaupt der Sohn und Nachfolger „eines" Herzogs Theodebert. Wie dem auch sein möge, ohne Vergleich wichtiger für meine dermalige Untersuchung ist die documentirte Thatsache, daß mit Herzog Hugibert der Wohlthätigkeitssinn der jüngern Agilulfinger der Salzburger Kirche gegenüber sich wieder zu entfalten beginnt,

[1]) Juvav. Anh. p. 291.

welcher dann unter Hugibert's Nachfolgern Otilo und Tassilo II. den höchsten Grad einer wahrhaft königlichen Munificenz erreicht. Dieser erfreuliche Umschlag der Gesinnung der Landes-Herzoge mußte einen in den geänderten Zuständen der Salzburger Kirche selbst begründeten Anlaß haben, und dieser Anlaß wird wohl kein anderer sein, als das eben damals begonnene Wiederaufblühen der regulären Disciplin im Kathedralkloster St. Peter und die dadurch bedingte Weckung eines regeren kirchlichen Lebens im Gesammtumfange des Landesbisthums. Ich vermag diese auffallende Erscheinung keiner andern Ursache als Wirkung derselben zuzuschreiben, als der Einführung des jugendlich thatkräftigen Benedictinerordens in das Kathedralstift St. Peter, und entscheide mich um so lieber für diese Annahme, weil auch andere gewichtige Momente der damaligen Zeitverhältnisse mich dazu drängen. Daß die Restauration des tief gesunkenen baioarischen Kirchenwesens das Werk des hl. Bonifacius und ein Erfolg seines eifrigen Wirkens in unserm Lande v. J. 719 an waren, wird niemand in Abrede stellen wollen. Wie der Apostel Germaniens selbst, so waren auch seine Gehilfen im Apostolate Benedictiner, und es mußte ihm darangelegen sein, in dem durch seinen friedlichen Kreuzzug der Kirche Gottes wiedereroberten Baioarien eine tapfere Besatzung zurückzulassen, die zugleich in Stand gesetzt wäre, neue Streitkräfte für die Kriege des Herrn heranzubilden und sich, wenn ich so sagen darf, im Lande selbst zu recrutiren. Er wählte hiezu mit erleuchtetem Scharfblicke das Kathedralkloster der Landeskirche, und als ihm später möglich wurde, sein großes baioarisches Missionsgebiet mittelst Einsetzung einer eigentlichen Hierarchie zu consolidiren, so erklärte er die Salzburger Kirche ausdrücklich als die erste der vier bischöflichen Kirchen des Landes, wie denn Othlonus in seinem Leben berichtet:[1] »Provinciam Bajoariorum Odilone duce consentiente in quatuor divisit parochias, tresque magnarum virtutum viros eis praefecit: primum Joannem in oppido Salzburg, secundum Erinbrecht etc.« Dieser vorläufig nur nummerische Vorrang gebührte der Salzburger Kirche, weil sie die directe Rechtsnachfolgerin der ursprünglichen Mutterkirche war, und ihr Kathedralkloster allem Anscheine nach die erste derartige Schöpfung des hl. Bonifacius in Baioarien. Dieses Moment ist aber nicht das einzige, worauf ich meine Annahme stütze, daß der Benedictiner-Orden im J. 725 oder bald darauf im Kathedralstifte St. Peter zu Salzburg eingeführt worden sei. Schon im J. 731 wurde vom hl. Pirminius die erste Benedictiner-Colonie nach Niederaltach an die Donau geführt und in den zunächst darauffolgenden Jahren die zwei andern, nämlich nach Oberaltach und Münster (Pfaffenmünster). Diese drei Abteien lagen bei ihrer Besitznahme von den Benedictinern auf dem kirchlichen Gebiete der damals noch ungetheilten Salzburger Landeskirche. Im Jahre 740 wurde, wie man mit aller Verlässigkeit voraussetzen darf, mit intellectueller Urheberschaft des neugeweihten Bischofes Johannes des nunmehrigen

[1] B. Hansiz, Germ. Sacr. I. p. 122.

Partialbisthums Salzburg durch die Munificenz Herzog Otilo's die Gründung der großartigen Abtei Manfee begonnen und im J. 748 von dessen an kirchlicher Gesinnung dem Vater ebenbürtigen Sohne Herzog Tassilo vollendet. Um sie ganz in der ursprünglichen genauen Observanz des Benedictinerordens zu constituiren, wurden 20 Mönche mit ihrem Abte Opportunus von Monte Casino nach Manfee berufen. Man sah bei dieser Berufung von den Schwierigkeiten, die der Casinenser-Colonie in Manfee aus ihrer Unkenntniß der Landessprache, dem rauhen nordischen Klima u. s. w. erwachsen mußten, gänzlich ab, weil man lediglich nur den Hauptzweck im Auge behielt: diesseits der Alpen ein Muster-Institut der genuinen Ordensobservanz zu erhalten. Der brennende Eifer, mit welchem Johannes noch als Abt und dann als Bischof die Einführung des Benedictinerordens in dem Landesbisthume, das er verwaltete, und dann in der Partial-Diöcese, welcher er als wirklicher Bischof vorstand, betrieb, gestattet den mit moralischer Gewißheit ausgerüsteten Schluß, daß auf Andringen des hl. Bonifacius die Ordensregel des hl. Benedict wohl schon im J. 725, nach dem Regierungsantritte des kirchlich gesinnten Herzogs Hugibert, oder doch unmittelbar nach jenem Jahre im Kathedralkloster selbst eingeführt worden sei. Ich muß hier ein für allemal darauf aufmerksam machen, daß die Abtei Manfee ihrer Gründung und ihrem noch über zwei Jahrhunderte dauernden Abhängigkeitsverhältnisse nach nicht eine passauische, wie fast allgemein angenommen wird, sondern eine salzburgische war, wie ich im letzten Kapitel dieses Theiles zu beweisen gedenke.

Dem Bischof Johannes gebührt nicht nur das hohe Verdienst, den Benedictinerorden noch als Abt des Kathedralklosters im Landesbisthum Salzburg eingeführt zu haben, sondern auch das nicht geringere weitere, den ersten Grund zur Errichtung einer salzburgischen Benedictiner-Congregation nach dem Muster der Pirminischen von Reichenau gelegt zu haben. Die ersten Klöster, welche dem Benedictiner-Kathedralstifte St. Peter aggregirt wurden, waren die beinahe zu gleicher Zeit demselben Orden eingeräumten Abteien Manfee und Herren-Chiemsee. Daß die Repristinirung des schon in der Urzeit als Abtei bestandenen Klosters auf der größern Chiemsee-Insel eine Schöpfung des Bischofes Johannes sei, wird kaum anzuzweifeln sein, denn als sie der Abt Virgil seinem von der Insel Hy an der schottischen Südwestküste mitgebrachten Hilfsbischofe Dobda, den man wegen seiner umfassenden Sprachkenntnisse den Griechen (Dobda graecus, Tuti graecus, Dadanus) nannte, verlieh, war sie schon monasterium virorum oder abbacia. Es kommt auch nirgends ein Wink darüber vor, daß sie von Virgil gegründet oder zu seiner Zeit dotirt worden sei. Als ehemaliges Mitglied des Klosters Hy war Dobda eben so wohl Benedictiner wie Virgil selbst.

Der Weiterbau auf den von seinem Vorgänger gelegten Fundamente und die Constituirung der Salzburger Congregation in einem großen Umfange war [illegible]her die Aufgabe und das wirklich zu Stande gebrachte Werk des hl. Abtes und [illegible]es Virgilius. Wie oben bemerkt worden, scheint Niederaltach als

auf dem kirchlichen Gebiete des noch ungetheilten Salzburger Landesbisthums auch noch nach der vom hl. Bonifacius im J. 739 vorgenommenen Zerlegung desselben in vier Partial-Diöcesen dem Partial-Bisthume Salzburg geblieben zu sein, und aus der vielseitigen Verwendung der Niederaltacher Mönche im Dienste der specifisch salzburgischen Missionen ist mit Sicherheit zu entnehmen, daß dieses Zugehörigkeitsverhältniß bis zur Restauration nach den Magyaren-Verheerungen, durch welche sich wohl gar manche kirchliche Verhältnisse anders gestaltet haben mögen, angedauert habe. Wie aus der Chronotaxis S. Godehardi[1]) zu ersehen ist, hatte Erzbischof Friedrich von Salzburg († 991) das beinahe hundert Jahre verödete und dann zeitweilig in ein Chorherrenstift umgewandelte Kloster Niederaltach noch zu Lehen. Erst zwischen den Jahren 991—996 wurde es wieder als Benedictinerabtei restaurirt, und im J. 997 benedicirte Bischof Christian von Passau den Abt Gothart, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß die neubelebte Abtei an Passau übergegangen war. Allerdings waren die der Pirminischen Congregation zugehörigen Abteien Oberaltach und das bei jenem Anlasse wiedererweckte alte Münster (zur Differenzirung von Münchsmünster Pfaffenmünster geheißen, nachdem es regulirte Chorherren in Besitz genommen hatten) auf dem Gebiete der noch ungetheilten Salzburger Landeskirche gegründet, aber von ihnen verlautet nirgends in den Documenten, daß sie je zur Partialdiöcese Salzburg gehört haben. Sie scheinen schon im J. 739 dem Regensburger Bisthum zugetheilt worden zu sein. Daraus dürfte zu folgern sein, daß Niederaltach schon bald nach seiner Gründung aus der Pirminischen Congregation ausgetreten und an die salzburgische übergegangen sei, und die ursprünglichen Klöster der letztern wären somit das Kathedralkloster St. Peter, Niederaltach, Herrenchiemsee und Mansee gewesen. In diesen vier Klöstern traten denn auch sogleich die segensreichen Lebensaufgaben des Benedictinerordens zu Tage: im Kathedralkloster St. Peter die Diöcesanverwaltung, in Niederaltach die äußere Mission bei den Wenden der Oberpfalz und den Slaven des bayerischen Waldes, in Herrenchiemsee der Unterricht der Jugend, und in Mansee die innere Mission, weßwegen die Dotation desselben noch lange innerhalb der Landesgrenzen angewiesen erscheint. Erst später betheiligten sich die Mansee'r Mönche auch an der äußern Mission, wie es scheint bei den Awaren Pannoniens, weil wir sie dort im Besitze von 30 Königshöfen finden. Mit der unmittelbaren Seelsorge und einer bald in immer weitern Kreisen rasch aufblühenden Landescultur beschäftigten sich die Mönche der genannten Klöster gleichzeitig und ihrer gemeinsamen Ordensregel gemäß.

Während der Amtsführung des Abtes und nachherigen Bischofes, des anerkannt hochbegabten und seeleneifrigen Virgilius, erreichte die salzburgische Congregation einen sehr beträchtlichen Umfang. Bezüglich der von ihm neuaggregirten Benedictinerklöster wissen wir nur, daß er die rupertinische Maximilianszelle, so-

[1]) Mon. Boica XI. p. 24. ff.

weit es ihm gelang, einen Theil ihrer Dotation zu revindiciren, schon unter Herzog Otilo wieder belebt habe. Von andern der durch seine Urheberschaft gegründeten Benedictinerstifte wissen wir das Gründungsjahr nur von zweien, nämlich jenes von Otting bei Waging im J. 766, im welchem er sich endlich herbeiließ, die bischöfliche Weihe zu empfangen, und von Kremsmünster laut Stiftungsbrief im J. 777; das Gründungsjahr der Benedictinerabtei Mattsee schwankt zwischen den Jahren 776 und 777, und bezüglich der Abteien Gars und Au am Inn schweben wir im vollständigen Dunkel, ob sie vor, zwischen oder nach den ebengenannten errichtet worden seien, indem wir aus dem Congestum nur soviel mit Sicherheit wissen, daß ihre Gründungszeit in die Regierungsperiode Herzog Tassilo's (748—788) falle. Aus dem eben Erläuterten geht mit Verlässigkeit hervor, daß die salzburgische Benedictiner-Congregation unter dem hl. Virgil auf 10 Abteien angewachsen sei.

Eine weitere sehr folgenreiche Idee, welche Bischof Virgilius verwirklichte, war sein Bau des neuen St. Rupertsdomes und die Einsetzung eines eigenen vorerst aus, ich möchte sagen, halbsäcularisirten und nach und nach immer mehr aus Säcularpriestern und Diakonen ergänzten Presbyteriums an derselben. Diese That Virgil's hat namentlich in spätern Zeiten, denen das Verständniß der kirchlichen Zustände in den frühern größtentheils abhanden gekommen war, verschiedenartige Beurtheilung, ja hie und da sogar Unterschiebung minder edler Absichten über sich ergehen lassen müssen. Daß diese That eine folgenreiche war, und durch sie ein breites Fundament zu einer weitgreifenden Umgestaltung des bis dorthin bestandenen Verhältnisses zwischen Regular- und Säcularklerus gelegt worden, ist nicht in Abrede zu stellen, und auch nur von Einzelnen übersehen worden. Bischof Virgil war ein zu gründlicher Welt- und Menschenkenner, als daß er sich über die unvermeidlichen Folgen dieses Schrittes hätte täuschen können; wenn man aber einerseits nicht ohne einige Ueberstürzung, mit reellem Erfolge freilich erst einige Jahrhunderte später, selbstsüchtig praktische Consequenzen daraus zog, andrerseits aber für die dadurch erlittene Kränkung unleugbar altererbter Rechte den hl. Virgil verantwortlich machen wollte, so ist dieß nur ein neuer Beweis dafür, daß es zu allen Zeiten Menschen gab, welche nicht Selbstbeherrschung genug hatten, die Ergebnisse der natürlichen Entwicklung abzuwarten, oder nicht Unbefangenheit genug, dem unaufhaltsamen Gange jener natürlichen Entwicklung, und dem durch ihn bedingten Umschwung der Anschauungen gebührend Rechnung zu tragen. Soweit ich die Wesenheit der sicherlich wohl überlegten Motive und Folgen des in Rede stehenden Unternehmens des hl. Virgil zu erfassen vermochte, sind mir nachstehende Gedanken darüber klar geworden: Nach dem glücklichen Wiederaufleben des kirchlichen Sinnes einer seit den Zeiten des hl. Rupert mindestens verdreifachten Bevölkerung bot die von ihm erbaute St. Peters-Domkirche [illegible] der Gläubigen allzubeengte Räumlichkeit, und war ein großartigerer [illegible] Bedürfniß. Eine heilige Scheu mag den hl. Bischof

Virgil um so mehr abgehalten haben, an die baulichen Schöpfungen des glorreichen Gründers der Kirche und des Klosters eine umgestaltende Hand zu legen, weil er damit hätte beginnen müssen, Kirche und Kloster niederzureißen, um einen genügenden Bauplatz für die neue Kathedrale zu gewinnen. Darum zog er es vor, sie auf einem bis dort ganz freien Platze aufzuführen. Da das alte Kloster damals noch den langgedehnten Raum zwischen der südlichen Umfassungsmauer der Kirche und der Felsenwand einnahm und allem Anscheine nach vom östlichen Abschlusse des Freithofes bis zur dermaligen Westgrenze der Stiftsgebäude sich erstreckte, indem die geräumigen Vorhallen von wenigstens zwei, dieser Westgrenze nähern, tief in den Berg getriebenen, minder weiten Kellerstollen errathen lassen, daß jene Vorhallen Klosterräume gewesen seien, so hätte ein dem Bedürfnisse entsprechender Erweiterungsbau der Kathedrale, welcher nur in nördlicher Richtung möglich war, zur unvermeidlichen Folge gehabt, daß das durch Wunder verherrlichte Grab des hl. Rupert auf einen dessen unwürdigen Platz an der Südmauer zu stehen gekommen wäre. Aber ohne allen Zweifel lenkte den hl. Virgil bei der Auswahl des Bauplatzes für seine neue Kathedrale auch noch eine höhere Rücksicht. Schon gegen Ende des ersten Decenniums, in welchem Virgil der Salzburger Kirche noch als Abt vorstand, hatte die Bekehrung der Carantanerslaven begonnen und gewann trotz wiederholter Hindernisse eine immer zunehmende Ausdehnung. Das Slavenapostolat scheint sich aber der hl. Virgil als vorderste Lebensaufgabe gestellt zu haben. Diese Mission übertrug er den Mönchen seines Kathedralklosters St. Peter, denn alle Namen der dorthin entsendeten Missionäre findet man mit nur zwei Ausnahmen in dem um dieselbe Zeit angelegten Verbrüderungsbuche von St. Peter in den Verzeichnissen der lebenden und verstorbenen Mönche desselben Stiftes. Bei dem ungeheuern Umfange der sich gestellten Aufgabe mußte der Apostel der Slaven vor Allem darauf bedacht sein, sich taugliche Kräfte zur Lösung derselben heranzubilden, und daher den Mönchen des Stiftes St. Peter alle Beschäftigungen abnehmen, welche diesen speciellen Beruf beeinträchtigen konnten. Als der nach Cod. H. f°. 2. col. 3. im J. 767 begonnene und im J. 773 mit der Einweihung abgeschlossene Bau der Domkirche ihm die Theilung der Arbeiten möglich machte, setzte er an der neuen St. Ruperts-Kathedrale ein eigenes, von dem ursprünglichen und fortan noch eigentlichen bischöflichen Presbyterium gesondertes Gremium ein, dem er die Diöcesanverwaltung, welche bei der schon höchst zahlreichen Menge der Gläubigen ohnehin nicht ohne vielfältige Störungen des monastischen Lebens möglich war, und auch einen Theil der Stadtseelsorge übertrug. Wie aber er selbst und auch noch mehrere seiner Nachfolger als wirkliche Aebte im Kloster St. Peter Residenz hielten, so blieben dem dortigen Presbyterium auch die wesentlichen Rechte eines solchen, nämlich das Recht der unmittelbaren Nachfolge in der Jurisdictionsgewalt des bischöflichen Stuhles, das Recht, den Abt und in ihm virtuell den Bischof zu wählen, das in bischöflichen Städten der Kathedrale inhärirende Seelsorgsrecht, die Proedrie vor dem gesammten übrigen Klerus u. s. w.

ungeschmälert. Die eben berührte Theilung der Arbeiten wurde aber auch noch in einem weitern Kreise durchgeführt. Wo die eigentliche Missionsarbeit, wie damals auf baioarischem Landesgebiete beinahe durchgängig eine bereits vollendete war, wurde die ständige Seelsorge mit Ausnahme jener auf den Klöstergütern den Mönchen abgenommen und Weltpriestern übertragen. Die Säcularpriester, damals noch durchaus aus dem Stande der Freien, versehen vorzugsweise ihre heimatlichen Burgcapellen oder hatten auch ihren Familien gehörige Kirchen lehenweise inne. In soweit hatten ihre Ansitze vielfältig die Natur sogenannter Localien, jedoch ohne abgegrenzte Sprengel und bezüglich der nöthigsten Seelsorgsacte sich einzig nur auf die Hörigen ihrer Familien erstreckend. Gemeinden, wie die spätmittelalterlichen „mit Thür und Thor abgeschlossenen Hofmarken", gehörten damals wohl noch zu den größten Seltenheiten. — Von nun an wurden aber für weitere Umgegenden an den Seelsorg- oder auch an den Baptisterialkirchen Collegien von Weltgeistlichen, höherer und niederer Weihen eingesetzt. Vorstand eines jeglichen Collegiums war ein Diakon, der mit der Verwaltung des Kirchengutes beauftragt war, ein oder nach Bedarf mehrere Priester spendeten die Sacramente, das kirchliche Officium wurde vom Gesammtklerus gemeinsam verrichtet. — Wenn der eine oder andere meiner verehrlichen Leser, der keinen Anlaß oder keine Gelegenheit hatte, sich mit dem Studium der disciplinären Archäologie eingehender zu befassen, etwa versucht wäre, diese Darstellung der alten Seelsorgsdisciplin für eine schöne Combination zu halten, so will ich ihm zu seiner Beruhigung sagen, daß diese Darstellung auf ganz sicherer Documentirung fuße. Vorerst muß jedem Forscher auffallen, daß gerade in der letzten Hälfte des VIII. Jahrh. die Anzahl der in den Urkunden auftretenden Schenker und Zeugen geistlichen Standes in sichtbarem Zunehmen begriffen sei, hie und da ist aus einem freilich oft sehr flüchtigen Kennzeichen zu entnehmen, daß man Landgeistliche vor sich habe. Noch auffallender ist das topographische Moment, auf welches ich schon im II. Theile hingewiesen habe, daß erst gegen Ende des VIII. Jahrh. — nie früher — eine eigenthümliche Klasse von Ortsnamen in den Urkunden aufzuscheinen anfange, nämlich die aus Pfaff (papa) zusammengesetzten. Pfaff ist aber das charakteristische Appellativum für Weltgeistliche, wie Münch für Ordensmänner. Derlei Ortschaften bestanden aber schon immer eine Zeit lang, bis sie irgendwie in Verhandlung kamen und dadurch beurkundungsreif wurden. Endlich gibt die Synode von Reisbach vom J. 799[1]) einen lichtvollen Aufschluß über den Bestand der damaligen Seelsorg-Disciplin; indem ihr Canon XI. lautet: »Monachi ne sunto curiones«. In der beigefügten Paraphrase der Canonen, welche zweifellos spätern Ursprunges ist, wird dieser Canon formulirt: »Monachus nullo modo parochiam regat.« Auch die nach dem Range des Amtsalters und der Jurisdictionsgewalt geordneten Unterschriften der Synode sind noch belehrend. Nach

[1]) Dalham, Conc. Salisb. p. 35. 36. 37.

den Unterschriften der Bischöfe, Aebte und Erzpriester kommen zuletzt: Presbyterus et Curiones: Meginhardus, Canzzon, Liutprandus, und nach ihnen: Diaconi: Hildebertus, Wolfkdretus, Sintolfus. Obwohl, wie vorhin bemerkt, die Diakone Vorstände der Seelsorgscollegien waren, unterschrieben sie doch erst nach den Curionen, weil diese irgend eine Jurisdictionsgewalt, freilich nur pro foro interno hatten, die Diakone hingegen nicht einmal eine solche. Im Verhältnisse der den Seelsorgscollegien vorgesetzten Diakone und ihrer Curionen oder Seelsorgpriester trat aber eben auch wieder im unaufhaltsamen Gange der Zeiten und der mit ihm wechselnden Anschauungen nach und nach ein Umschwung ein, und mußte naturgemäß nothwendig eintreten. Der oder die Priester, welche die seelsorglichen Geschäfte versahen, standen dadurch in den Augen des Volkes wohl schon anfänglich in höherem Ansehen, als der mit der Verwaltung des Kirchenguts betraute Diakon. Als dann gegen Ende des XI. Jahrh. in Folge kirchlicher Sanctionen nicht mehr die Rente, sondern die Fonds getheilt wurden, ging die Perception und Verwaltung der Renten von selbst auf den Seelsorgspriester über, der sie mit dem ihm beigegebenen Klerus verdiente, und die Diakone, welche bis dort als bischöfliche Beamte den Einzelnverwaltungen vorgestanden waren, wurden mehr oder minder überflüssig. Die Verwaltung der dem Bischofe zugefallenen Fonds, darunter besonders bevorzugte Zehentrechte, übernahmen fortan die ländlichen Archidiacone und führten sie in Anbetracht oft sehr beträchtlicher Entfernungen der rentirenden Iteme meistens mit Beihilfe ihrer weltlichen Officialen, die am öftesten unter dem Namen Praepositi vorkommen. Es ist mehrmals vorgekommen, daß man Priester, die vor dem Ende des XI. Jahrh. unter den Namen parochianus, parochialis, plebanus urkundlich aufscheinen, ohne weiteres für Pfarrer im heutigen Sinne des Wortes ausgab. Diese präcise Bedeutung nahmen jene Appellativa oder richtiger Epitheta erst damals an, als zu den andern kleinen Vorzügen der wichtigere kam, daß sie sich der Seßhaftigkeit (Inamovibilitas) zu erfreuen begannen. Bis dieß canonisch der Fall war, war die primitive Bedeutung jener Epitheta: „Priester der parochia", d. h. des Landtheiles, oder Priester, der in der Seelsorge des gemeinen Volkes, der Leute (woher das spätere „Leutpriester") verwendet ist, woraus dann erst nach der Einführung des Pfarrinstitutes durch Zurückgreifen auf einen klassischen Terminus das Wort Parochus in Aufnahme kam. — Nach diesen Erläuterungen wird man mir hoffentlich Recht geben, wenn ich behaupte, daß der hl. Virgil, als er den Grundstein zur St. Ruperts-Domkirche legte, auch das erste Fundament zur heute giltigen Seelsorgsdisciplin gelegt habe. Wie hoch er das zur Mission vorzugsweise befähigte Mönchsthum geschätzt habe, werden wir später sehen.

Ich habe schon früher einmal bemerkt, daß in der Anordnung, welche im Cap. III. des Capitulares Papst Gregors II. vom J. 716 mit den Worten ausgesprochen ist: »reservato precipue sedis loco pro Archiepiscopo residendo« eine virtuelle Prädestination des Salzburger Stuhles zum Metro-

politanstuhle liege. Dieselbe Prädestination tritt schon etwas deutlicher in der vom hl. Bonifacius getroffenen Bestimmung hervor, vermöge welcher Bischof Johannes von Salzburg als erster, Bischof Erinbrecht von Freising als zweiter u. s. w. in der baioarischen Kirchenprovinz aufgestellt wurde. Daß man diese Rangbestimmung von jeher so verstanden habe, geht daraus hervor, daß man auch dann noch, als Salzburg Metropolitanstuhl geworden war, dessen drei ursprüngliche Suffraganate immer in derselben aufführte. Freising als erstes, Regensburg als zweites und Passau als drittes. Dem scheint entgegen zu stehen, daß die Bischöfe, welche der Synode von Dingolfing anwohnten, in einer von dieser ganz verschiedenen Ordnung aufgezählt werden[1]), und daß die Bischöfe der Synode von Reisbach wieder in einer von beiden abweichenden Ordnung unterschreiben[2]). Als die Synode von Dingolfing abgehalten wurde (um 772), war Salzburg noch nicht Metropolitanstuhl, und es läßt sich aus den Zeiten der Amtsantritte (soweit sie bekannt sind) der dort versammelten Bischöfe leicht nachweisen, daß sie nach der Anciennetät ihrer Weihe aufgezählt seien, nämlich Manno von Neuburg als ältester, dann Alim von Säben als zweitältester dann ebenso Virgil von Salzburg. Wisurich von Passau, Sintbert von Regensburg und Häres (Aribo) von Freising als jüngstgeweihter. Mehr Schwierigkeit hat von jeher die Erklärung des Grundes dargeboten, welcher die auffallende Ordnung motivirte, in welcher die Bischöfe der Reisbacher Synode unterschrieben. Die Unterschriften folgen nämlich so aufeinander: »Waltrich episc. Pataviensis, Arn archiepiscopus, Adalwinus episc. Ratisbonensis, Atto episc. Frisingensis, Alimus episc. Sabionensis, Simpertus episc. Augustensis.« Vorerst von der Stelle, welche Erzbischof Arno einnimmt, gänzlich abgesehen, steht außer allem Zweifel, daß die fünf Suffraganbischöfe nicht nach der Anciennetät ihrer Weihe unterschrieben haben, denn sonst würde ihre Aufeinanderfolge etwa diese sein: Alim (770), Waltrich (773), Simpert (um 780?), Atto (784), Adalwin (791). Derselbe Grund, aus welchem der Suffragan Waltrich vor seinem Erzbischofe Arn unterschreibt, scheint mir ein genügendes Licht in die scheinbare Unordnung dieser Unterschriftsweise zu werfen. Mit den Gründen, welche Dalham[3]) angibt, weßwegen Waltrich vor Arn unterschrieben haben soll, kann ich mich nun freilich nicht zufrieden geben. Einmal konnte der Altersrang der Weihe für diese Anordnung der Unterschriften nicht maßgebend gewesen sein, denn hätte man ihn nur allein im Auge gehabt, so hätte Erzbischof Arno als vorletzter vor Adalwin von Regensburg, und Waltrich als zweiter nach dem ältern Alim von Säben unterschreiben müssen. Ferner kann davon nicht die Rede sein, daß Erzbischof Arno seine Erhebung zur Metropolitanwürde gegen Ende des Jahres 799 etwa noch nicht veröffentlicht haben sollte, denn sowohl die Schreiben des Papstes Leo III. an die Bischöfe der baioarischen Kirchenprovinz,

[redacted] Salisb. p. 12. col. 2. [2]) Dalham, l. c. p. 36. [3]) L. c. nota (l).

womit ihnen die Erhebung Arno's zu ihrem Erzbischof angekündigt, als auch das Notificationsschreiben an K. Karl d. Gr. und das Breve an Arno selbst über den Gebrauch des Palliums, tragen das Datum 798, sondern Arn nennt sich in dem den Acten des Conciliums vorgedruckten Einberufungsschreiben selbst ausdrücklich: »Archiepiscopus«. Endlich vermag ich auf den vorgeblichen Vorrang des Passauer Stuhles vor dem salzburgischen, weil er Rechtsnachfolger des Lorchischen Metropolitanstuhles gewesen sei, nicht den geringsten Werth zu legen, denn die Lorcher-Metropole ist eine historische Fiction, und vor der Mitte des X. Jahrh. spuckte das Gespenst der passauischen Rechtsnachfolge noch nicht in den Köpfen der dortigen Bischöfe. Was Hund an der von Dalham citirten Stelle[1]) über den Streit Reginhar's und Arno's um die Metropolitanwürde vorbringen soll, ist eine Irrung, denn dort handelte es sich nicht um die Metropolitangewalt, sondern einzig nur um die Grenzscheide der Passauer- und Salzburger Diöcese an den Spraza-Bächen, wie wir des Genauern im letzten Kapitel dieses Theiles sehen werden.

Um die auffallende Abnormität der Ordnung genügend zu erklären, in welcher die Unterschriften der Reisbacher Synode aufeinander folgen, glaube ich eine meines Dafürhaltens hinlänglich begründete Vermuthung aussprechen zu dürfen. Wenn man eine Diöcesankarte von Regensburg aufrollt, kann man sich schon auf den ersten Anblick des Eindruckes kaum erwehren, daß die beiden Decanate Dingolfing und Frontenhausen, die zwei einzigen der Regensburger Diöcese, welche rechts der Isar liegen, nicht von der vom hl. Bonifacius festgestellten Begrenzung der Diöcesen Baiovariens herstammen, sondern ein erst später zu Regensburg gekommenes Anhängsel dieser Diöcese seien. Die Passauer Diöcesangrenze läuft als geradlinige Fortsetzung der transdanubianischen Westgrenze von der Einmündung der Isar an ihrem rechten Ufer aufwärts bis über Landau. Hier springt sie auf einmal im rechten Winkel gegen Osten ab, an und sogar über die Rott, indem Hebertsfelden am rechten Rottufer noch zu Regensburg gehört. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Freisinger Diöcesangrenze von Landshut in südlicher Richtung gegen Velden, welche Linie ebenfalls in einem beinahe rechten Winkel, oder senkrecht auf die Freisinger Nordgrenze einfällt. Nach der Eintheilung des hl. Bonifacius hielt sich die Regensburger Südgrenze von Landshut an allem Anscheine nach an das linke Isarufer und stieß also ursprünglich die Diöcese Passau hier an die Freisingische: der Kröningwald dürfte zwischen beiden die Grenzmarke gebildet haben. Sehe ich hierin richtig, so lag nach bonifacischer Eintheilung Reisbach in der Passauer Diöcese, und diese örtliche Lage wird auch der adäquate und einzige Grund sein, aus welchem Bischof Waltrich von Passau als Diöcesanbischof des Ortes, in welchem das Concilium gehalten wurde, zuerst und selbst vor seinem Erzbischofe Arno unterschreibt. Damit ist nun aber die weitere

[1]) Metrop. Salisb. I. 295. (Edit. Ratisbon. p. 197.)

Frage sehr nahe gelegt, wann die beiden Decanate Dingolfing und Frontenhausen an Regensburg gediehen seien? Ich antworte hierauf mit einer weitern Vermuthung, daß dieß eben auf der Synode zu Reisbach geschehen sein werde und finde diese Vermuthung durch die Reihenfolge der nächsten Unterschriften bekräftigt. Unmittelbar nach dem Erzbischof Arno unterschreibt der jüngste der anwesenden Bischöfe, Adalwin von Regensburg, in dessen Diöcese von da an Reisbach gehörte, und nach ihm der zweitjüngste, Atto von Freising, als bei dieser Arrondirung ebenfalls betheiligter, zuletzt aber der älteste der Bischöfe Alim von Säben, und dann noch der zweitälteste Simpert von Augsburg (Neuburg-Staffelsee), deren Bisthümer von dem getroffenen Arrangement nicht berührt wurden. Man wird dagegen vielleicht einwenden: daß die Synodalacten hierüber nicht einmal einen Wink enthalten; ich gebe dieß zu; man wird mir aber hingegen sicherlich ebenfalls zugeben, daß außer dem Formular der Einberufungs-Encyclica die echten Synodalacten verloren gegangen seien, wie dieß auch Dalham constatirt, der überdieß noch dazu bemerkt, daß die zweifache Redaction der Canonen, die als Reisbachische gelten, von spätern Privathänden stamme.

Ich kehre nun wieder zur Restauration der Salzburger Kirche zurück, um meine Erörterungen darüber abzuschließen. Der baioarischen Kirchenprovinz mangelte immer noch ihre Krone: der Metropolitanstuhl. Sie stand unter dem hl. Bonifacius, aber nicht als Erzbischof von Mainz, sondern als apostolischen Legaten. Er hatte den Salzburger Stuhl als ersten der Provinz bevorzugt ein Vorzug, welcher ihm als Mutterkirche gebührte. Ich werde später zeigen, daß Bischof Virgil durch Eifer und Thatkraft in der Slavenbekehrung eine unverkennbare Superiorität über seine Mitbischöfe übte: er war thatsächlicher Metropolit ohne Pallium. Im Jahre 798 erbaten sich die Comprovinzialbischöfe Arno als Metropoliten; Karl d. Gr. unterstützte ihre Bitte, Arno erhielt das Pallium; seine Nachfolger wurden Legaten des apostolischen Stuhles und Primaten von Deutschland.

C. Die vom hl. Bonifacius in Baioarien errichteten Bisthümer.

Im vorigen Abschnitt habe ich die Vermuthung ausgesprochen, daß dem hl. Bonifacius bei seiner Zerlegung des alten Landesbisthums Salzburg in vier (beziehentlich fünf) Specialbisthümer im Wesentlichen jene Vorschrift des Papstes Gregor II., welche er, angeregt von dem frommen Herzog Theodo, seinen Gesandten a latere nach Baioarien zur Regelung der dortigen kirchlichen Verhältnisse im J. 716 mitgegeben hatte — daß, sage ich, jene Vorschrift ihm als Norm vorgeschwebt habe. Sie lautet[b]): »Ut consideratis locorum spatiis juxta gubernationem uniuscujusque ducis Episcopia disponatis et dyocesane subjacentia singulis sedibus terminetis. Et si tres aut quatuor vel majoris numeri vise fuerint

b. Hansiz, Germ. sacra T. 1. p. 111.

constitui sedes, reservato precipue sedis loco pro archiepiscopo residendo« ꝛc. Allerdings war schon wenige Jahre später das in drei Herzogthümer getheilte Stammherzogthum Baioarien wieder in eine Monarchie übergegangen, und stand auch im J. 739, als der hl. Bonifacius die baioarischen Bisthümer errichtete, unter dem Alleinherrscher Otilo. Aber, wie ebenfalls bemerkt worden, „mittelst der Theilherzogthümer hatte sich ein gewisses Zusammengehörigkeits-Bewußtsein unter den Einwohnern der einzelnen Territorien ausgebildet, und überdieß knüpften sich aus demselben Grunde ihre Interessen an die unter den Theilherzogen entstandenen Residenzstädte" d. h. an die Landeshauptstadt Regensburg und an die Provinzial-Hauptstädte Freising und Passau. Salzburg hatte als älteste und einzige Bischofstadt vom kirchlichen Standpunkte aus ohnehin vor allen andern Städten den Vorzug. Während der Theilherzoge-Verwaltung war aber den drei erstgenannten Städten auch ein anderes kirchliches Attribut zu Gute gekommen: sie scheinen nämlich in Anbetracht ihrer beträchtlichen Entfernung von Salzburg, von wo aus in jener Zeit Bischofabt Flobrigis und dann etwa vom J. 710 an der Abt Johannes des Kathedralstiftes St. Peter die baioarische Landeskirche verwalteten, Gaubischöfe erhalten zu haben, oder beziehentlich von wirklichen Bischöfen zum Aufenthalt gewählt worden zu sein. Ich kann im hl. Erhard, der vielleicht auch der Weihe nach Bischof war, nichts anderes erblicken, als einen etwa vom Bischof Flobrigis von Salzburg im Uebergange vom VII. auf das VIII. Jahrh. auf Verlangen des Oberherzogs Theodo in seiner Landeshauptstadt Regensburg aufgestellten Gaubischof. Im zweiten Decennium bezog der hl. Corbinian die Provinzial-Hauptstadt Herzog Grimoalds und wurde wirklicher erster Bischof von Freising. Ebenso begab sich der vom Papste Gregor III. ordinirte Regionarbischof Wulfilo (Vivilo) etwa im J. 737 oder 738 nach Passau, der damaligen Residenz des Herzogs Hugibert. Genau um dieselbe Zeit finden wir in Baioarien drei Gaubischöfe sammt dem Regionarbischofe Wulfilo; jene drei gerirten sich wenigstens als solche. An eine streng canonische Admission solcher Gaubischöfe wird in jenen Zeiten des Verfalls des Kirchenwesens nicht zu denken sein. Der Abt Johannes des Kathedralklosters St. Peter hatte, so lange er Abt ohne bischöfliche Weihe, als solcher aber Rector ecclesiae war, kaum das erforderliche Ansehen; die Herzoge, die zum Theil nicht einmal dem katholischen Bekenntnisse zugethan waren, ernannten sich Günstlinge oder Verwandte als gefügige Werkzeuge ihrer Launen zu Gaubischöfen. Die Art und Weise, in welcher der päpstliche Legat Bonifacius gründlich mit diesen Pseudo-Bischöfen aufräumte, ist der schlagendste Beweis für die eben aufgestellte Behauptung. Wie vorhin gesagt, im J. 738 figurirten außer dem Regionarbischofe Wulfilo drei solche Gaubischöfe in Baioarien; an selbe adressirte der Papst Gregor III. sein Schreiben, mit welchem er ihnen die baldige Ankunft seines Legaten Bonifacius ankündete und sie aufforderte, ihn mit schuldiger Ehrfurcht zu empfangen und in eine Synode mit ihm zusammen zu treten, um sich

in der reinen Lehre von ihm unterrichten zu lassen und eingerissene Irrlehren und Mißbräuche abzustellen. Die Adresse lautet so[1]): »Dilectissimis Nobis episcopis in provincia Bojariae constitutis, Wigoni, Luidoni, Rodulfo et Vivilo seu Addac (Eddae) Gregorius Papa.« Man hat diese Bischöfe in weiter Welt gesucht, während sie doch ausdrücklich episcopi in provincia Bojariae geheißen werden, und dort, mit Ausnahme des Rodulfus, auch urkundlich nachweisbar sind. Bischof Wigo (Wicco) ist kaum ein anderer als jener Wicco, von welchem ein bald näher zu besprechendes Document berichtet, daß ihn der hl. Bonifacius nach Verdienst abgesetzt habe, d. h. jener greise Agilulfinger, von welchem eine alte Notiz bei Pertz[2]) sagt: »Anno 756. anno 5. regnante Pippino rege obiit Wicterbus episcopus et abba S. Martini. Fuit autem Baugoarius, genere Heilowingus; senex et plus quam octogenarius usque ad id tempus sedebat propria manu scribens libros«. (Wicco [Wigo] ist bekanntlich die vertrauliche Namensform für Wicterp.) Er scheint an der Donau, unermittelt ob in Regensburg oder Neuburg, sich aufgehalten zu haben. Das Kloster St. Martin, dem er als Abt vorstand, weiß ich nicht anzugeben. — Bezüglich des zweitgenannten Luido ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er eine und dieselbe Person mit jenem Liuti sei, welcher aus besonderer Dienstfertigkeit dem Hofcaplan Ursus des Herzogs Otilo die Discordia-Kirche neben der Maximilianszelle im Banngaue weihte. Der von Fr. Keinz richtig gestellte Text der Breves Notitiae (der Abdruck in der Juvavia ist auch an dieser Stelle uncorrect) erzählt von ihm[1]): »Idem autem Ursus presbyter cum adjutorio Otilonis ducis fecit ibi aliam ecclesiam.... et unum vacantem episcopum nomine **Liuti** ibidem advocavit qui ipsam discordiae ecclesiam consecravit.« Dieser abgesetzte Bischof dürfte sich in Freising aufgehalten haben, wo damals, wenn ich nicht irre, auch Herzog Otilo residirte. Wo der Aufenthaltsort des drittgenannten Rodulfus zu suchen sei, weiß ich nicht, vermuthe aber die Gegend des Staffelsee's, etwa Dießen; das spätere bischöfliche Gebiet des Staffelsee's, welches, obwohl weit und fast isolirt von Neuburg entlegen, mit letzterm zu einer Diöcese vereinigt wurde, lenkt auf diese Vermuthung. — Der zuletztgenannte Eddo, oder, wie er in v. Kleimayrn's Juvavia wahrscheinlich in Folge falscher Lesung geheißen wird, Addac, war Bischof von Straßburg und Abt von Reichenau. Weder in der einen noch in der andern Eigenschaft eignet er sich unter die episcopos provinciae Bojariae gezählt zu werden. Man muß jedoch nicht vergessen, daß er gerade in jener Zeit eifrigst mit der Organisation der von Reichenau ausgegangenen Mönchscolonien der pirminischen Congregation zu Nieder- und Oberaltach und Münster (später Pfaffenmünster) beschäftigt war, und somit als Nächstbetheiligter am baioarischen Kirchenwesen recht wohl mit den andern baioarischen

[1]) Juvav. Text S. 142. Anm. b. [2]) Mon. Germ. hist. I. p. 18. in fine. [3]) Keinz, Indic. Arn. & Brev. Not. Salzburg. S. 34. No. 10.

Bischöfen, oder was sie waren, aufgezählt werden konnte. Von all diesen Bischöfen wird außer Wulfilo (und beziehentlich Eddo) nach der kirchlichen Organisation des hl. Bonifacius keiner wieder als Bischof genannt: ein sicherer Beweis dafür, daß sie vom hl. Bonifacius abgesetzt worden seien, wie denn dieß von zwei derselben, nämlich Wicco («ob merita sua deposuit Wicconem episcopum») und Liuti («episcopus vacans») urkundlich bezeugt wird.

Obwohl nun die von einander nicht abgegrenzten Bezirke, in denen jene vier sog. Bischöfe amtirten oder vielleicht richtiger als amtswaltend figurirten, als canonische Administrativgebiete keinen Werth hatten, kann man ihnen dennoch den relativen Werth nicht absprechen, daß sie als Vehikel gedient haben, die wahrscheinlich schon durch die Legation des Papstes Gregor II. im J. 716 in ihren Rudimenten begonnene kirchliche Eintheilung Baioariens bis auf das Jahr 739 evident zu halten, und dadurch dem hl. Bonifacius die ersten rohen Elemente zu seiner kirchlichen Organisation darzubieten. In der That scheint sich der hl. Bonifacius im Allgemeinen auch an diese Elemente gehalten zu haben. Ich sage wohl überlegt; im Allgemeinen, denn im Besondern weicht seine Diöcesan-Eintheilung von den eben erwähnten Administrativgebieten in mehr als einer Beziehung ab. Ueberhaupt scheinen sich aber die ältesten gleichzeitigen Nachrichten über die Diözesan-Eintheilung des hl. Bonifacius gegenseitig zu widersprechen. Dieser Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer und löst sich von selbst, wenn man die freilich sehr nahe aneinanderliegenden Zeiten, welche in jenen Nachrichten berücksichtigt sind, gehörig auseinanderhält. Unter jenen ältesten, gleichzeitigen Nachrichten verstehe ich den Brief des hl. Bonifacius an Papst Gregor III., mit welchem er ihm im J. 739 berichtet, daß er Baioarien in vier Bisthümer eingetheilt und für drei derselben neue Bischöfe geweiht habe, ferner das Leben des hl. Bonifacius von seinem Schüler Willibald nach den Lesarten der ältesten Codices, und den in der Abhandlung über die Diöcesangrenzen näher zu besprechenden dem Stifte St. Peter verloren gegangenen «Libellus de Sancto Bonifacio, quomodo Baioariam diviserit in quatuor episcopatus». Es versteht sich von selbst, daß der Brief des hl. Bonifacius die verlässigste Grundlage vorliegender Untersuchung bilde, aber eben so wenig wird man der Vita S. Bonifacii, von seinem Jünger Willibald geschrieben, irgendwie ihre Glaubwürdigkeit anzweifeln können. Bei dieser Vita stellt sich jedoch der Mißstand heraus, daß die verschiedenen ältesten Codices derselben gerade in der für uns hier relevanten Stelle von einander abweichen, und was ich als einen weitern, sehr bedauerlichen Mißstand bezeichnen muß, daß Pertz bei seiner Veröffentlichung derselben[1]) zwei der ältesten Codices damals noch nicht gekannt hat; es sind dieß der Freisinger Codex aus dem IX. Jahrh., dermal der Münchner Hof- und Staatsbibliothek unter den bayerischen Handschriften mit der Signatur: Cod. bav. 86. eingereiht, und der Bene-

[1]) Mon. Germ. hist. II. p. 331. seqq.

dictbeurer Codex des X. Jahrh. (in derselben Hofbibliothek: Cod. Benedictobur. 118.) Der sel. Prof. Friedr. Kunstmann hat diese beiden Codices in einem sehr gediegenen Aufsatze: „Bemerkungen über eine ungedruckte Stelle aus der Lebensbeschreibung des hl. Bonifacius von seinem Schüler Willibald" recensirt und benützt[1]). Aus dem Zusammenhalte dieser Quellen ergeben sich nachstehende scheinbare Widersprüche oder Schwierigkeiten: 1. All diese Quellen besagen, daß der hl. Bonifacius Baioarien in vier Bisthümer eingetheilt habe. 2. Die ältesten Codices (v. Reichenau, Freising, Benedictbeuern, Wien [des X.—XI. Jahrh.] und Rebdorf) nennen als viertes Bisthum Passau sammt dem dortigen Bischof Vivilo nicht. 3. Das Bisthum Passau und Bischof Vivilo werden nur im fünftältesten Codex (Wien XIII. Jahrh.) genannt, nur dem zweitältesten von Freising ist Passau als viertes Bisthum und dessen Bischof Vivilo auf dem Rande des Pergaments beigefügt. 4. Der drittälteste Benedictbeurer Codex nennt als viertes Bisthum Neuburg und Manno als dessen vom hl. Bonifacius consecrirten Bischof. 5. Der Rebdorfer Codex (ohne Altersbestimmung) nennt als viertes Bisthum Eichstätt, und Willibald als dessen Bischof.

Was unter so gestalteten Umständen den so umsichtigen Pertz (abgesehen von seiner Nichtkenntniß der beiden Codices von Freising und Benedictbeuern) bewogen haben mag, den betreffenden Text der Vita S. Bonifacii nach dem verhältnißmäßig viel jüngern Wiener Codex des XIII. Jahrh., wie er folgt, zu geben, vermag ich mir nicht zu erklären. Der Pertz'sche Text lautet[2]): »(Bonifacius) provinciam Baguariorum, Odilone duce consentiente, in quattuor divisit parrochias, quattuorque his praesidere fecit episcopos, quos ordinatione scilicet facta in episcopatus gradum sublevavit. Quorum primus nomine Johannes ecclesiae in opido quod dicitur Saltzburg episcopatus cathedram suscepit; secundus Erembercht Frisingensis ecclesiae superspeculatoris tenuit principatum; tertius Gaibald, qui ecclesiae civitatis Reginae pastorale excubitoris subiit magisterium; quartus Vivilo, qui super Pataviensem ecclesiam indagationis obtinuit dignitatem.« Bei Vivilo fügt Pertz in der Anm. l. bei: »quartus usque dignitatem desunt 1. 3. 4.« d. h. im Reichenauer, ältern Wiener und Rebdorfer-Codex.

Zur Lösung dieser scheinbaren Widersprüche und der daraus hervorgehenden Schwierigkeiten glaube ich Nachstehendes beitragen zu sollen: Die größte Schwierigkeit scheint darin zu liegen, daß die ältesten Quellen so consequent an der Vierzahl der baioarischen Bisthümer festhalten, welche Zahl der hl. Bonifacius auch in seinem wohl unmittelbar nach der Errichtung der Bisthümer an den Papst Gregor III. darüber erstatteten Berichte ausspricht, während damals das Bisthum Passau noch nicht förmlich errichtet war, weil Bonifacius die Einsetzung des Regionarbischofes Wulfilo, der sich dort aufhielt, aus dem Grunde beanstan-

[1]) Oberbayer. Archiv. I. Bd. S. 154. ff. [2]) L. c. p. 346.

dete, weil er nicht sicher war, daß Wulfilo canonisch ordinirt sei, und er an ihm überdieß auszusetzen hatte, daß er die hl. Canonen übertrete. Als der hl. Bonifacius die Bischöfe Johannes von Salzburg, Erembercht von Freising und Gaibald von Regensburg in der Reihe dieser Aufzählung ordinirt und inthronisirt hatte, war er in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse ohne Zweifel darüber schlüssig, in Passau oder einem andern bedeutenderen Orte jener Diöcese ein Bisthum zu errichten, war aber nicht geneigt, den Regionarbischof Wulfilo darauf einzusetzen, und fragte sich darum bezüglich seiner Person beim Papste an, und bis zur Ankunft der Rückantwort von Rom mag der größere Theil des Jahres 739 abgelaufen sein. Während dieser Zeit behielt sich Bonifacius die Fixirung des Bischoffitzes und den eventuellen Bischof selbst, wenn ich so sagen darf, in petto. Aus dieser Zeit müssen auch jene Notizen über die Errichtung der baioarischen Bisthümer stammen, welche dann in die ältesten Codices von Reichenau, Freising und Wien übergingen; denn diese drei Handschriften besagen übereinstimmend, daß Bonifacius Baioarien in vier Bisthümer eingetheilt habe, machen aber nur die drei Bisthümer Salzburg, Freising und Regensburg und die für selbe geweihten Bischöfe Johannes, Erembercht und Gaibald namhaft, während sie über das vierte und dessen Bischof (eventuell Passau und Wulfilo) stillschweigend hinweggehen. Daß im Freisinger Codex Passau und Wulfilo als viertes Bisthum und als vierter Bischof in einer Randglosse nachgetragen sind, ändert nichts an der Sache, weil die Randglosse selbst viel spätern Ursprungs ist. Den Mittelsatz der Reichenauer Handschrift »quattuorque his praesidere fecit....« bin ich sehr geneigt, für spätern Zusatz zu halten, oder richtiger von ihm anzunehmen, daß er ursprünglich gelautet habe: »Quarum tribus praesidere fecit episcopos, quos ordinatione scilicet facta, in episcopatus gradum sublevavit«, denn so wie er in der dermaligen Lesart lautet, paßt er nicht zur nachfolgenden Aufzählung von nur drei Stühlen und Bischöfen, indem weder Passau noch dessen Bischof Wulfilo genannt werden, und wäre auch noch in der Voraussetzung unwahr, daß die Nennung des vierten Stuhles von Passau aus Versehen eines Copisten unterlassen worden sei, weil auf Wulfilo nicht angewendet werden kann: »quattuorque his praesidere fecit episcopos, quos ordinatione scilicet facta in episcopatus gradum sublevavit«, weil Bonifacius den Bischof Wulfilo von Passau nicht geweiht hat.

Durch starres Festhalten an der ursprünglichen Richtigkeit des Mittelsatzes: »quattuorque his etc.« könnte man sich zur Annahme verleiten lassen, daß der Text der Benedictbeurer Handschrift der wahrheitsgetreueste sei, welcher sagt: »Quartum in nova civitate nomine Mannonem cui Uodalhartus successit.« Diese Annahme scheint überdieß durch den Ausspruch der Alten Annalen (antiquus annalium codex), auf welchen sich Lazius beruft[1]), unterstützt zu werden, wenn er erzählt: »Proinde beatus Bonifacius episcopus eodem

[1]) De Migratione aliqu. gentium Basileae 1572. p. 292.

itinere venit in Boiariam et sedens in civitate nova ordinavit exinde episcopales sedes per totam Boiariam atque ob merita sua deposuit Vuicconem et consensu atque praecepto Pipini regis et Odilonis ducis ordinavit illic Mammonem (sic!) eoque mortuo ordinatus est illic Hildegart episcopus.« Diese Stütze bricht aber schon dadurch in sich selbst zusammen, weil diese alten Annalen nach dem Zeugnisse des Lazius[1]) ausdrücklich sagen: »Quartus Bilibaldus in loco cui vocabulum est Aichstet, episcopale suscepit officium«, was die Annalen dem Sinne nach der Rebdorfer Handschrift entnommen zu haben scheinen (oder umgekehrt), denn diese hat: »Quartus Willibaldus in civitate Eistetensi episcopale suscepit officium.« Ueberdieß gibt aber der Text der Benedictbeurer Handschrift selbst Anlaß zu Bedenken, denn einmal paßt seine accusative Construction nicht zur nominativen der ältesten Reichenauer Handschrift, und dann ersieht man aus dem Zusatze: »cui Uodalhartus successit«, daß die ihm zu Grunde liegende Notiz erst aus der Zeit nach dem Todesjahre Manno's 774 stamme. — Noch weniger ist aber natürlich an die Ursprünglichkeit der Lesart der Rebdorfer Handschrift zu denken, denn die Diöcese Eichstätt kann nur im uneigentlichen Sinne eine baioarische geheißen werden, insoweit nämlich baioarische Antheile des Nordgaues zu ihr geschlagen wurden, und endlich wurde der hl. Willibald erst im J. 746, d. h. sieben Jahre nach der Einsetzung der baioarischen Hierarchie zum Bischofe geweiht.

Auf das, was ich vorhin von der Verzögerung der Einsetzung des Regionarbischofes Wulfilo auf den Passauer Stuhl gesagt habe, stelle ich mir die Zeitfolge, in welcher die baioarischen Bisthümer errichtet und mit Bischöfen versehen wurden, so vor: Nachdem Papst Gregor III. den hl. Bonifacius bezüglich der Canonicität der Weihe des Regionarbischofes Wulfilo mit den Worten beruhigt hatte: »Nam Vivilus episcopus a nobis est ordinatus« und ihm zugleich aufgetragen hatte, Wulfilo seine Uebertretung der canonischen Vorschriften nach der Praxis der römischen Kirche zu verweisen — »Hic si aliquid excedit contra canonicam regulam doce et corrige eum juxta romanae ecclesiae traditionem, quam a nobis accepisti«[2]) — nahm der päpstliche Legat nicht länger Anstand, Passau als Diöcese zu constituiren und den Bischof Wulfilo auf den neuerrichteten Stuhl zu setzen. Bis dieß dem gewissenhaften Heiligen möglich war, blieb das nachmalige Diöcesangebiet unter der kirchlichen Leitung des Abtbischofes Johannes von Salzburg, aus dessen altem Landesbisthume ja auch die andern Diöcesen Baioariens im Interesse des Seelenheiles der Landesbevölkerung ausgebrochen worden waren. — Bald nach der Erhebung Wulfilo's auf den Passauer Stuhl und wahrscheinlich noch im nämlichen Jahre 739, oder doch im nächstfolgenden, scheint dann auch das Bisthum Neuburg-Staffelsee errichtet worden zu sein. Es konnte nämlich dem seeleneifrigen Legaten Bonifacius nicht entgehen, daß die Verwaltung

[1]) L. c. p. 291. [2]) Epistolae S. Bonif. apud Würdtwein ep. 46.

eines Bisthums, das sich auf beiden Ufern der Donau von der Mündung der Isar bis zu jener des Lech und tief hinein in das beiderseitige Binnenland erstreckte, eine für die Schultern eines einzigen Bischofes zu schwere Last sei, dieser Bischof war aber jener der Landeshauptstadt Regensburg. Darum trennte er den westlichen, unter der Lechmündung an beiden Ufern der Donau liegenden Theil von Regensburg ab, und constituirte daraus und aus dem freisingischen Antheile um den alten Missionsfocus des Klosters auf der größern Insel des Staffelsee's eine neue Diöcese, die von beiden nur mittelst einer schmalen Landzunge zusammenhängenden Gebieten um Staffelsee und Neuburg den Namen Bisthum Staffelsee-Neuburg annahm. Aus der Benedictbeurer Handschrift der Vita S. Bonifacii auctore Willibaldo lernen wir die beiden ersten Bischöfe dieser neuen Diöcese, Manno und Uodalhart kennen und aus den Acten der Synode von Reisbach auch den dritten und letzten Sintprecht. Bischof Manno starb nach allgemeinerer Annahme im J. 774 und sein Name ist unter den verstorbenen auswärtigen Bischöfen und Aebten im Verbrüderungsbuche von St. Peter (v. Karajan's Ausgabe) in der Reihe 70, 13 vorgetragen. Ihm folgte, wie wir oben gesehen haben, Bischof Uodalhart auf dem Stuhle von Staffelsee-Neuburg nach. Auch er kommt im Verbrüderungsbuche von St. Peter, Reihe 35, 23 im Ordo episcop. vivorum, mit der Bezeichnung Udalhart ep. et cong. ips. vor. Es geht diesen klaren Documenten gegenüber nicht an, ihn zu einem Gaubischof des Kathedralstifts Freising zu machen, wie Resch mit großem aber vergeblichen Aufwande von Erudition versucht hat. Nach dem, was ziemlich bekannt ist, und früher auch ausführlich erörtert wurde, ist es wohl nicht mehr nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß in dem Beisatze des Verbrüderungsbuches zu seinem Namen: et congregatio ipsius, auch für das Bisthum Neuburg-Staffelsee wieder constatirt sei, daß das dortige Kathedral-Presbyterium, wie es damals allgemeine Sitte war, aus in sacris stehenden Mönchen des Benedictinerordens bestand, denn sonst wären sie mit dem Salzburger Kathedralkloster desselben Ordens nicht verbrüdert gewesen. Wie die Diöcese Neuburg-Staffelsee durch die Berufung des Bischofes Sintprecht auf den Stuhl von Augsburg letzterer Diöcese einverleibt worden sei, ist schon früher des Nähern erörtert worden. — Die Gründung des Bisthums Staffelsee-Neuburg war übrigens nicht die letzte beurkundete Amtshandlung des päpstlichen Legaten Bonifacius, welche die Hierarchie Baiuariens betraf, sondern die Errichtung des Bisthums Eichstätt. Allerdings war Eichstätt kein baiuarisches Bisthum, und kam darum später auch nicht zur Salzburger Kirchenprovinz; als es aber gegründet wurde, kamen nicht unbeträchtliche Landstriche des linkuferigen Baiuariens, beziehentlich des Nordgaues sowie auch einer von Alemannien zu dessen Diöcese. Der Mainzer Priester, dessen Nachtrag zur Vita S. Bonifacii Pertz veröffentlicht hat, berichtet[1]):

[1]) Mon. Germ. hist. I. p. 355.

»Siquidem imprimis dimisit de Reganesburg et Augustburg et Salzburg (corr. Neoburg) Nordgewi et Sualafeld; et adunavit unum membrum ecclesiae et episcopalem sedem ibi constituit, ibidemque Willibaldum venerabilem virum ordinavit episcopum; loco autem nomen, ut antea habuit Eihstaht imposuit.«

Endlich kommt noch zu unterſuchen, wie der Schreiber der Benedictbeurer Handſchrift dazu gekommen ſei, das Biſthum Neuburg als viertes der vom hl. Bonifacius in Baioarien errichteten zu bezeichnen, und ebenſo, was den Schreiber der Rebdorfer Handſchrift veranlaßte, dieſes vierte Biſthum in Eichſtätt zu ſuchen. Beide Schreiber ſcheinen auf ganz parallelen Wegen vorgegangen zu ſein. Allem Anſcheine nach lag dem Einen wie dem Andern der Freiſinger Codex des IX. Jahrh. vor (kaum der Reichenauer); in ihm fanden ſie, daß der hl. Bonifacius Baioarien in vier Biſthümer eingetheilt habe, fanden aber zugleich, daß nur drei davon, nämlich Salzburg, Freiſing und Regensburg namentlich aufgeführt ſeien. In der auswärtigen Geſchichte wahrſcheinlich weniger unterrichtet als in der einheimiſchen, wußte der damals ſchon Augsburgiſche Diöceſan in Benedictbeuern, daß einige Decennien, bevor er ſchrieb, das Territorium, in welchem er lebte, zum Biſthume Neuburg-Staffelſee gehört habe, und konnte natürlich auch wiſſen, daß letztgenanntes Biſthum in dem vom hl. Bonifacius geweihten Manno ſeinen erſten Biſchof erhalten habe; es lag ihm daher ſehr nahe, das Biſthum Neuburg-Staffelſee für das in der ihm vorliegenden Handſchrift fehlende vierte zu halten und demgemäß ſelbes mit dem entſprechenden Biſchof Manno in ſeine Copie einzuſetzen. In ähnlicher Weiſe ging der Schreiber von Rebdorf vor; er war Eichſtätter Diöceſan und als ſolcher wußte er, daß der hl. Willibald vom hl. Bonifacius als erſter Biſchof von Eichſtätt geweiht worden war, während ihm Vivilo von Paſſau und Manno von Neuburg vielleicht nur dem Namen nach bekannt waren. Auch er mag ſich glücklich geſchätzt haben, die auffallende Lücke des vierten Biſthums aus eigener Kenntniß ausfüllen zu können, und auf dieſe Weiſe mag Eichſtätt mit ſeinem erſten Biſchofe St. Willibald in die Rebdorfer Handſchrift gekommen ſein.

II. Abtheilung.

Die Slaven-Bekehrung.

I. Capitel.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Wenn es überhaupt einer Rechtfertigung bedürfte, daß ich in die Christianisirungsgeschichte Südostdeutschlands auch jene der Slaven hereinziehe, so würde hiezu die Hinweisung genügen, daß wir die Slaven beim Beginne des Frühmittelalters im Besitze eines großen Antheiles jener Länder finden, deren Christianisirung während der Römer- und Baioaren-Zeit bisher Gegenstand unserer Untersuchungen war. Ueberdieß wurde durch die slavische Besitzergreifung von mehr als der Hälfte des westillyrischen Ländercomplexes das Christenthum dort wieder völlig ausgetilgt, indem auch die von den Slaven unterjochten römisch-germanischen Volkselemente, die sich nicht flüchten konnten und dem Tode entgangen waren, neuerdings ganz um ihren Glauben kamen, während andrerseits das Bisthum Salzburg, die Mutterkirche für die Christianisirung der Südostgermanen, durch die wiederholte Calamität der Slaveneinfälle an den Rand des Unterganges gebracht wurde, wie wir bereits gesehen haben. Endlich ist die ursprüngliche Bekehrung der Slaven unbestreitbar das Verdienst der südostdeutschen Kirchen, vor allen jener von Salzburg, und somit die Bekehrungsgeschichte der Slaven zugleich theilweise die Entwicklungsgeschichte jener Kirchen, welcher Grund allein schon die Behandlung ersterer nicht nur als zulässig, sondern geradezu als geboten erscheinen läßt. Hiezu kommt aber auch noch ein weiteres, wie mir scheint, nicht unwichtiges Motiv. Die Bekehrungsgeschichte der Slaven ist bisher beinahe ausschließlich nur von slavischen Geschichtschreibern behandelt worden, — die Geschichtswerke Muchar's und des Frhrn. v. Ankershofen machen hievon freilich eine sehr dankenswerthe Ausnahme — und so ist es leicht erklärlich, daß auch diese Bekehrungsgeschichte eine stark prononcirte nationale Färbung erhalten hat. Der beschränkte Standpunkt des Nationalitätsprincips hat auf dem Gebiete der Politik unsägliches

Unheil angerichtet, auf kirchliches übertragen ist er absolut verwerflich, weil seinem Wesen nach antikatholisch. Wo jener schiefe Standpunkt maßgebenden Einfluß auf geschichtliche Darstellung gewinnt, wird das national Eigenthümliche immer im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, dagegen das Fremde als Schattenpartie behandelt werden. Derartige Mängel sind selbst bei Geschichtschreibern, die übrigens einen wohlverdienten, hohen Ruf genießen, nicht zu verkennen. In der Christianisirungsgeschichte der Slaven tritt dieß bezüglich der ältern Christianisirung von Deutschland aus und der spätern Reorganisation durch den hl. Method am klarsten zu Tage. Während das Bekehrungswerk des hl. Bischofs Virgil und die sich später daranknüpfende Missionsthätigkeit seiner nächsten Nachfolger sowie der Kirchen Regensburg und Passau nur theilweise gewürdigt zu werden pflegt, wird der Nimbus, der den hl. Slavenapostel Method umgibt, zu einer blendenden Strahlenkrone erweitert, der alles Uebrige verdunkelt. Daß in Folge dieser einseitigen Auffassung die glorreichen slavischen Urahnen ein volles Jahrh. länger als rohe Barbaren dastehen, scheint man absichtlich nicht zu beachten, handelt es sich ja doch nur darum, einen partiellen Beweis dafür herzustellen, daß die Slaven nichts durch deutschen Einfluß, sondern Alles aus sich selbst geworden seien.

Hiemit steht ein anderes weitverbreitetes Vorurtheil in engster Beziehung, womit die Slaven als Autochtonen jener Länder ausgegeben werden, welche sie heutzutage bewohnen. Diese Meinung erschiene nur dann, ich will nicht sagen, haltbar, aber doch plausibel, wenn die Geschichte über ihre Einwanderungen schwiege. Sie schweigt jedoch schon aus dem Grunde nicht, weil ihre Einwanderungen nicht ruhige Besitzergreifungen vor ihrer Ankunft unbewohnter Gegenden, sondern gewaltthätige Eindrängungen in schon bewohnte waren: Autochtonen sind aber dem Wortlaute nach die ersten Besitznehmer bis dahin unbewohnter Länder. Der berühmte Benedictiner Dudik[1]) sucht das Autochtonenthum der Slaven in Europa mittelst der genialen Wendung zu begründen, daß Europa kein wirklicher Welttheil, sondern nur eine Halbinsel Asiens sei. Letzteres kann vom Standpunkte kosmischer Geographie aus unbedingt zugegeben werden, aber keineswegs nach der Anschauung, die sich in der Weltgeschichte von ihren Anfängen her geltend gemacht hat. Die Slaven unter der von ihm gesetzten Beschränkung als „eine Art Autochtonen" in Europa zu behandeln, würde nichts verschlagen, gewonnen wäre aber auch damit noch nichts. Sie sollen meinetwegen wirklich Autochtonen im asiatischen Europa sein: in jenen Ländern, die sie jetzt inne haben, sind sie es nicht! —

Man hat bis heute viel vergebliche Mühe darauf vergeudet, irgend ein Denkmal des Alterthums ausfindig zu machen, das, als specifisch slavisches anerkannt, dem Beweise zur Basis dienen könnte, daß die Slaven z. B. in Kärnten schon vor 592 seßhaft gewesen seien. Kam irgend ein Denkmal unbekannte Ge-

[1]) Mährens Allg. Gesch. Bd. I. S. 80. ff.

stalt oder nicht entzifferter Inschrift zum Vorschein, so wurde es in kindlicher Naivetät als der langersehnte Messias des slavischen Autochtonenthums begrüßt: stellte sich aber dann unter Kenneraugen das Bildmal z. B. als keltisches, oder irgend eine Inschrift als altgermanische, etruskische, oder wie es in jüngster Zeit vorgekommen ist, als hebräische heraus, so war die Enttäuschung freilich jedesmal eine höchst unliebsame, besonders wenn der Wahn Jahre lang gedauert und eben darum schon eine ziemlich harte, dogmatische Kruste angenommen hatte. Der Exemplification halber erinnere ich hier nur an die Controverse über den durch sie berühmt gewordenen slavischen Gott Chartus einer Inschrift zu Videm in der südlichen Steiermark. Der gelehrte M. P. Katancsich sah im J. 1794 den am alten Pfarrhause zu Videm eingemauerten Inschriftstein mit der Legende Deo invicto: CHARTO . Neviod. Summ. Die Ligatur R des dritten Wortes übersehend, las er zusammen: Deo invicto Charto ꝛc. und bewies dann in seiner im darauffolgenden Jahre herausgegebenen, in schönem Latein geschriebenen Schrift: »Specimen Philologiae et Geographiae Pannoniorum«, daß dieser Deus Chartus niemand anderer sei, als der slavische Cerne-bog (niger Deus). Der Jubel über diese Entdeckung war groß. Sogar ernste Forscher ließen sich täuschen, so z. B. Muchar[1]), dem gewiß Niemand Slavomanie zum Vorwurfe macht. Als er 18 Jahre später die Inschrift selbst gesehen und die Ligatur R entdeckt hatte, gab er die Inschrift in der richtigen Lesung Charito heraus[2]), was ihm den Lohn eintrug, daß ihn die Laibacher Novice als Textverfälscher verunglimpfte. Der tüchtige Epigraphiker Dr. R. Knabl, der die angeführte Ligatur ebenfalls constatirt, weist unwiderlegbar nach, daß der Deus invictus der Gott Mithras, und ein Oberlehrer der Mithrasceremonien, der den in mehrern Inschriften vorkommenden Namen Charito hatte, der Errichter des Denksteins sei. — Als unbestritten slavische Alterthümer haben sich bisher nur Grabesbeigaben erwiesen, diese sind aber nach Dudik[3]) „hölzerne mit Eisen beschlagene und mit einer ähnlichen Handhabe versehene Gefäße."

Ueber die Etymologie des Volksnamens: Slave cursiren mehrere Versionen; ich glaube mich der Ansicht des gelehrten Zeuß[4]) anschließen zu sollen. Er sagt: „Der Name Wenden ist den Wenden selbst fremd. . . . . Dagegen erhebt sich ein einheimischer Name zur Bezeichnung des Stammes, mit dem er bald überall genannt wird, der Name Slawe, ursprünglich Slawene, Slowene. Der Stamm theilte sich in zwei Zweige (Dialekte), deren jeder, dem andern weniger verständlich, sich selbst Slowenen (von Slowo, Wort) die Redenden, sich gegenseitig Verständlichen, nannte, dem zweiten einen besondern Namen beilegte." Den Gegensatz zu Slowene bildeten die Njemetz, d. h. die Stummen, beziehentlich die Nicht-Verständlichen, womit die Slaven die Deutschen bezeichnen.

[1]) Röm. Noric. Th. II. S. 29. ff. [2]) Gesch. d. Steiermark Bd. I. S. 400. [3]) Mährens Allg. Gesch. Bd. I. S. 396. [4]) Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 68.

Andere meinen, die Römer hätten zuerst den slavischen Stamm der Serben (Srb) kennen gelernt, und wegen des Gleichlautes ihres Namens mit dem lateinischen Worte Servus das ganze Volk Servi oder nach griechischer Etymologie Sclavi geheißen; die niedrige politische Stellung der Slaven hätte das Ihrige zu dieser Benennung beigetragen. Ob die Römer alle Slaven früher unter dem Collectiv-Namen Sauromati begriffen, wie Muchar behauptet[1]), muß ich dahingestellt sein lassen, weil Muchar seine Ansicht nicht eingehend genug begründet; daß mit dem Auftauchen der slavischen Stämme-Namen jener der Sauromati verschwinde, ist allerdings richtig.

Ueber die Anzahl und Vertheilung der Slaven auf europäischem Boden sagt Dudik[2]): „Heutzutage theilen sich die 78 Millionen Slaven, welche in Europa seßhaft sind, der Sprache nach in drei Hauptstämme: den östlichen oder russischen, wozu die Russen mit nahezu an 52 Millionen und die heutigen Bulgaren mit etwa 3,500.000 Seelen gehören; die südwestlichen oder illyrischen, zu welchen sich die Serben, Kroaten und Wenden (Slovenen) in Illyrien mit etwa 7,200.000 an der Zahl zählen, und die nordwestlichen oder czechischen, zu welchem man die Polen mit 9,400.000, die Böhmen, die jetzigen Mährer und die Slovaken mit 6,300.000 und die Lausitzer mit 142.000 rechnet" (Schafarik). — Im österreichischen Kaiserreiche wohnen 14 Mill. Slaven neben 8 Mill. Deutschen. Im VII. und VIII. Jahrh. war die Stellung der slavischen Stämme eine von der heutigen etwas verschiedene; für jene Zeiten dürfen namentlich die weletischen Stämme in Thüringen, Sachsen, am Fichtelgebirge und an der Naab herab (Naabwenden) nicht außer Acht gelassen werden. Der Germanisirungsproceß hat die ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten hier ebenso ziemlich verwischt wie z. B. in der nördlichen Steiermark und im Lungaue.

Die Untersuchung über die Zeiten, in welchen die Slaven in jene Länder eindrangen, die sie größtentheils heute noch inne haben, muß den Geschichtschreibern dieses Volkes anheimgestellt bleiben, und würde in der Christianisirungsgeschichte derselben resultatlos sein, weil sie schon längere Zeit seßhaft geworden waren, bis sie zur Annahme des Christenthums heranreiften. Einzelne Slavenstämme werden früher geschichtlich, andere aber später. — Bezüglich der Zeitbestimmung für die slavischen Einwanderungen wäre es jedenfalls von Wichtigkeit, vorher eine andere Frage vollständiger zu erledigen, als dieß meines Wissens bisher geschehen ist, nämlich jene, ob bei frühzeitigen und weit von einander entfernt vorkommenden Orts- und Stämme-Benennungen, die aus Vinid zusammengesetzt sind, z. B. Vindelici, Vindo, Vindonissa, Vintones, schon an Wenden oder Slaven zu denken sei, oder ob Bewohner der Niederungen überhaupt, ohne ethnographische Beziehung damit gemeint seien? und ich muß mich auch hier wieder darauf beschränken, diese Frage angeregt zu haben.

[1]) Versuch einer Gesch. der slav. Völkersch. u. s. w. Steierm. Zeitschr. VIII. Hft. S. 72. — [2]) Mähr. Allg. Gesch. I. S. 82.

In der Darstellung der Christianisirungsgeschichte jener Slavenstämme, welche in dem mir vorgesteckten Ländercomplexe von Südostdeutschland seßhaft wurden, bin ich in der Lage, im Allgemeinen eine chronologische Ordnung einzuhalten, denn vorerst zerfällt die Bekehrung der Slaven in jene zwei geschichtlich begründeten, großen Perioden vor und nach der Besiegung der Awaren durch K. Karl d. Gr. (791—796) oder mit andern Worten, in die agilulfingische und karolingische. Da nun aber schon mit der agilulfingischen Periode die Geschichtsquellen etwas reichlicher zu fließen beginnen, so wird es dadurch auch ermöglicht, selbst in dieser Periode schon chronologisch vorzugehen, und dieß um so mehr in der karolingischen. Das ganze Bekehrungswerk der Slaven auf süddeutschem Boden geht ursprünglich vom Salzburger Stuhle aus, an dessen Missionsthätigkeit sich dann erst in der karolingischen Periode auch die Stühle von Regensburg, Passau und Freising, oder vielleicht richtiger, die Abteien der ebengenannten Bisthümer, aber unter der Leitung des inzwischen zur Metropole erwachsenen Salzburger Stuhles betheiligten.

II. Capitel.

Die Bekehrung der Naabwenden und der Slaven des bayerischen Waldes.

A. Bekehrung der Naabwenden.

Der gelehrte Zeuß ist nicht vollständig mit sich darüber einig, wie die fränkischen und thüringischen Wenden in den Besitz jener Gegenden gekommen seien, in denen wir sie urkundlich schon ziemlich frühzeitig antreffen. Er sagt[1]): „Durch die Kriege der Deutschen gegen ihre unruhigen sorbischen und böhmischen Nachbarn, durch das Vordrängen dieser Völker gegen Westen und ihre häufigen Einfälle in die umliegenden Striche mußte es kommen, daß entweder slavische Kriegsgefangene als Leibeigene in die Umgebungen zerstreut wurden, oder ganze Wendenhaufen sich da in Colonien festsetzten.“ Und etwas später (S. 649): „Diese Slawen, Sorben, die sich hier (in saltu slavorum an der Sale) mit den nordwestlichen Tschechen berührten, sind vielleicht zur Zeit Dagobert's um 630, da nach der Niederlage bei Wogast die Franken an ihren Ostgrenzen gedrängt wurden, auch in die inneren Gehänge des Höhenzuges in die sich zum Maine neigenden .... Thäler hinabgestiegen, wo zwar nicht Urkunden, aber

[1]) Die Deutschen und ihre Nachbarstämme S. 646.

unzweifelhaft slawische Ortsnamen slawische Ansiedelungen erweisen . . ." Die eigentlich fränkischen und thüringischen Slaven liegen außer dem Bereiche meiner Untersuchungen, weßwegen ich mich auf jene Wenden beschränke, welche vom Fichtelgebirge weit an der Naab herab kraft urkundlicher Topographie für sehr frühe Zeiten sichergestellt sind. Bezüglich der Naabwenden bleibt es mir das weitaus Wahrscheinlichere, daß sie in Folge der Siege Samo's von einem großen Theile der Oberpfalz Besitz ergriffen und kraft eingetretener Friedensschlüsse zwischen den fränkischen Königen und Samo während der Regierungsdauer desselben in ihrem Besitze nicht gestört worden seien. Wohl erst als nach Samo's Tode im J. 662 das von ihm gegründete umfangsreiche Slavenreich sich wieder in seine Stammherrschaften zersplitterte, kamen die Slaven des Nordgaues unter baioarische Botmäßigkeit, und in Folge des von nun an beginnenden Germanisirungsprocesses derselben konnte es nicht anders kommen, als daß sie nach und nach zur Annahme des Christenthums heranreiften, dem ihre neuen Beherrscher schon seit beiläufig einem Jahrhundert zugethan waren. Da jedoch, wie wir bereits gesehen haben, das baioarische Kirchenwesen während des VII. Jahrh. und darüber hinaus in kläglichen Verfall gerathen war, so wird die Annahme berechtigt sein, daß mit der durchgreifenden Reorganisation des baioarischen Kirchenwesens auch die Bekehrung der Naabwenden in Angriff genommen worden sei. Wie die kirchliche Reorganisation in erster Linie vom hl. Bonifacius ausging, so war die Bekehrung der Naabwenden, als der Erstlinge aus der großen Slavenfamilie, das Verdienst des in Baioarien damals aufsprossenden Benedictinerordens.

Wie wir bereits früher gesehen haben, erhoben sich jenseits der Donau ober und unter der Isarmündung drei Colonien der Benedictiner-Congregation des hl. Pirmin von Reichenau, nämlich Nieder- und Oberaltach und Münster (Pfaffen-Münster). Die ältesten Nachrichten, namentlich der beiden Altach, nennen uns das Jahr 730 als jenes ihrer primitiven Gründung. Um dasselbe Jahr mögen sich auch die in der Wildniß des bayerischen Waldes in einer auffallenden Anzahl zerstreuter Zellen lebenden Mönche älterer Regel wieder in den drei genannten Klöstern gesammelt haben, um fortan nach der Regel des hl. Benedict vereinigt Gott zu dienen. Mir unterliegt es keinem Zweifel, daß gleichzeitig auch die Klöster St. Emmeram zu Regensburg und Weltenburg durch Annahme der Regel des Patriarchen des Abendlandes neu aufgelebt haben, und mit dem einen oder andern Kloster an der Donau z. B. Münchmünster und Berg (Pfaffenberg) mag dasselbe der Fall gewesen sein. Die Gründung des Frauenklosters Kirchbach bei Pleinting nach der Regel des hl. Benedict fällt laut urkundlicher Nachricht in die Regierungszeit Herzog Hugibert's, mithin vor das Jahr 737.

Hier muß ich auf einen Umstand aufmerksam machen, den ich bisher nirgends gewürdigt fand, obwohl er für das richtige Verständniß der kirchlichen Zustände Baioariens im ersten Drittel des VIII. Jahrh. von maßgebendem Belange ist. Die soeben genannten Klöster der pirminischen Congregation wurden vor

der Diöceseneintheilung des hl. Bonifacius gegründet, sie standen also noch unter der Oberleitung des Salzburger Stuhles, beziehentlich unter der jurisdictionellen Gewalt des dortigen Rector ecclesiae, Abt Johannes des Kathedralstiftes St. Peter, ehe er im J. 739 auch die bischöfliche Weihegewalt erlangte. Es ist früher bereits zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben worden, daß der hl. Bonifacius die Benedictinerregel im besagten Kathedralkloster schon während seiner ersten Anwesenheit in Baioarien (719—725) eingeführt habe, und es war auch ganz in der Ordnung, daß hierin mit dem Kathedralkloster des noch ungetheilten, baioarischen Landesbisthums der Anfang gemacht wurde. Obwohl uns also die mehr traditionellen als schriftlichen Nachrichten über die Klösterreform des hl. Pirmin an der Donau nichts davon melden, daß der Rector der baioarischen Landeskirche bei jener Reform unmittelbar betheiligt gewesen sei, ist es im Hinblick auf Ort und Zeit, in welchen sie zu Stande kam, doch geradezu selbstverständlich, daß eine kirchliche Einrichtung von so großer Wichtigkeit nur unter unmittelbarer Leitung des Vorstandes der Landeskirche vorgenommen werden durfte: dieser war aber damals der Abt Johannes des Kathedralklosters St. Peter. Dieß bestätigen sehr augenfällig auch noch kirchliche Verhältnisse, die nach der Zerlegung des Landesbisthums in vier (richtiger fünf) Specialbisthümer documentirt sind. Von den drei transdanubianischen Klöstern errang sich Nieder-Altach schon im Laufe des VIII. Jahrh. eine glänzende Stellung und einen weitausgedehnten Wirkungskreis, seine Missionäre wirken aber noch lange nach der Diöceseneintheilung des hl. Bonifacius im unmittelbaren Dienste der Salzburger Specialkirche. So gründen sie im J. 777 auf salzburgischem Diöcesangebiete ihre Filialabtei Kremsmünster, und 869 weiht nicht Bischof Ermenrich von Passau, in dessen Sprengel die Abtei Nieder-Altach geographisch lag, sondern Erzbischof Adalwin von Salzburg die St. Margarethen-Seelsorgkirche zu Niederrana der niederaltachischen Filialzelle Spitz, wie der Anonymus de Conversione ꝛc. ausdrücklich mit den Worten berichtet[1]): »Item eodem anno XIX. Kalendas februar. ad Spizhun in honore sancte Margarethe ubi (Adalwinus) ecclesiam dedicavit.« Der Landstrich am linken Donauufer war im IX. Jahrh. mindestens von der Wachau bis über Tuln hinab, wohl als niederaltachischer Missionssprengel, salzburgisches Diöcesangebiet, wie wir uns im letzten Kapitel dieses Bandes überzeugen werden.

Mittelst der Constatirung der Abhängigkeit der transdanubianischen Klöster und insbesonders Niederaltach's von der Salzburger Landeskirche sind wir der Ermittlung des Zeitraumes, innerhalb welches die Naabwenden zum Christenthum bekehrt wurden, um ein Bedeutendes näher gerückt. Im Wesentlichen muß diese Bekehrung unter dem Vorstande der Landeskirche Abt Johannes von St. Peter von den Mönchen der mit der Benedictinerregel neu aufblühenden Klöster St. Emmeram und Niederaltach vollendet worden sein. Damit ist natürlich nicht behauptet,

[1]) Juvav. Anh. p. 17.

jener Zeit, dem höchst interessanten Breviarius Urolfi abbatis und den ihm angefügten Nummern II. III. IV.[1]), während doch in beiderseitigen Documenten Erwerbungen in entfernten Gegenden vorgetragen erscheinen, z. B. Ascituna westlich vom Aschachwinkel unter Passau, Grünbach bei Lambach, das Antisenthal (Cella antesana cum omni marca), Metmach, Pfannstätten und Höfe zu Reichenhall. Hierauf ist zu antworten, daß die Bekehrung der Naabwenden schon von den Vorbenedictinern, die streng genommen weder St. Emmeramer- noch Niederaltacher-Mönche waren, wenigstens ernstlich begonnen worden war, und daß jene Klöster als Benedictinerabteien eben selbst erst wieder im Entstehen waren. Dem wird beizufügen sein, daß Pipin und Karlmann dem um 740 von ihnen besiegten und gefangenen Herzog Otilo den ganzen Nordgau abnahmen, wodurch auch die aus herzoglich agilulfingischem Allod stammenden Lehen, welche besagten Klöstern aufgetragen worden sein mochten, vom unersättlichen fränkischen Fiscus verschlungen wurden. Uebrigens beweisen die ausgedehnten Besitzungen der Klöster St. Emmeram und Niederaltach, welche ihnen im fraglichen Wendenlande als spätere Remuneration zugewiesen wurden, sattsam genug, daß die Verdienste der Vorbenedictiner, aus denen sie sich zum großen Theile reconstituirten, nicht in Vergessenheit gekommen waren.

Die frühmittelalterlichen ethnographischen Zustände der Oberpfalz und des bayerischen Waldes sind immer noch nicht völlig geklärt: hat man es doch noch in jüngster Zeit versucht, diese ziemlich sterile Provinz als Heimat des baioarischen Volksstammes darzustellen. Es sagt mir nicht zu, auf derlei Liebhabereien des Nähern einzugehen, und ich mache darum nur darauf aufmerksam, daß das wohl seit dem VII. Jahrh. dort seßhaft gewordene wendische oder slavische Volkselement in den hierauf bezüglichen ethnographischen Arbeiten von jeher über Gebühr vernachlässigt worden sei. Auch auf die Verificirung der Wahrnehmung, welche einzelne Ethnographen und Touristen gemacht haben wollen, daß zwischen Oberpfälzern und Lungauern, dann zwischen den Wäldlern und Czechen mancherlei sich ähnelnde Stammeseigenthümlichkeiten bestehen, kann ich mich nicht einlassen. Im Allgemeinen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der über ein Jahrtausend thätige Germanisirungsproceß in der Oberpfalz wie im Lungaue mit allem Fremdartigen so ziemlich aufgeräumt habe; nur Eines widerstand seiner stetig wirkenden, stillen Gewalt: dieß ist — die Topographie. Allerdings konnte sich auch diese im Laufe einer so langen Zeit einer starken Verwitterung nicht erwehren, aber eine große Anzahl ihrer charakteristischen Siglen blieb unversehrt, und eine nicht viel geringere wurde wenigstens nicht bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Allem Anscheine nach ist eine große Menge wendischer und slavischer Orts- und Oertlichkeits-Namen durch tiefgehende Abschleifung oder vollständige Verdeutschung etymologischen Forschungen für immer entrückt. Aus der Klasse der gar nicht oder nur wenig

[1]) Mon. Boic. XI. p. 14—18.

alterirten gebe ich hier eine Auswahl: Dechshöfen, Deiskin, Dirschitz, Döberein, Döberschitz, Döllnitz, Döltsch, Döswitz, Forkatshofen, Frotzersricht, Futzermühl, Garsdorf, Girnitz, Gleiritsch, Gollmünz, Grabitz, Grades, Hadriwa, Haunritz, Hozaberg, Isgier, Kaibitz, Kalmünz, Kanitzmühl, Kaufnitz, Kemnath, Kessein, Ketschdorf, Kettnitzmühl, Köblitz, Ködlitz, Ködritz, Köllitz, Köttlitz, Kolmitz, Kröblitz, Kulz, Lam, Langwitz, Laybach, Lodischhof, Loisnitz, Lonsitz, Loschwitz, Monassen, Nairitz, Naßlitz, Nezaberg, Nezart, Perschen, Persenmühl, Pfreimd, Pfrentsch, Piflitz, Pignet, Pissau, Plärn, Pleißen, Premaischl, Pressat, Priesath, Radschin, Radschinmühl, Redwitz, Rötz, Rosall, Sallitz, Schirmitz, Schlattein, Selbitz, Seugaß, Sigritz, Sölnitz, Sogritz, Sollens, Terschnitz, Teublitz, Teunz, Theißeil, Trausnitz, Treblitz, Trefasen, Trefnitz, Treßwitz, Trod, Tröbes, Wanuz, Waradein, Wasa, Weislitz, Wendern, Wendesreut, Windbuch, Windisch-Bergerndorf, Windisch-Eschenbach, Windisch-Laybach, Wirbenz, Witschau, Wondreb, Wonses, Wurz, Wutschdorf, Wutzlskin, Zaar, Zeimetshof, Zelz, Zessau, Zettisch, Zettlitz, Ziernst, Zilchenricht, Zirkenreut, Zislar. — Diese Ortsnamen sind theils wendisch, theils czecho-slavisch; sie streng von einander auszuscheiden, ist nicht möglich, weil beide Idiome selbst nur dialektisch auseinandergehen. Die wendischen finden sich gedrängter südlich vom Fichtelgebirge, die czechoslavischen an den Westabhängen des Böhmerwaldes: jene werden je südlicher, diese je westlicher auch desto einzelner. Manche kommen auch noch in ziemlicher Entfernung vom Fichtelgebirge und dem Böhmerwalde vor sie bleiben hier als wahrscheinlich erst spätere Einwanderungen unberücksichtigt. Ueber den Ursprung wendischer Sporaden tief im rechtsufrigen Donaulande habe ich gelegentlich im III. Bande berichtet.

Da uns in der Forschung über die Specialgeschichte der Bekehrung der Naabwenden und der Slaven des Nordwaldes urkundliche Aufschlüsse nur so karg zu Gebote stehen, daß sie nicht die Verläßlichkeit eigentlicher Wegweiser haben, sondern uns die Richtung des einzuschlagenden Weges nur überhaupt angeben, so werden wir uns behufs Orientirung auf der noch nicht betretenen und darum neuzubrechenden Bahn, im Anhalte an die documentalen Winke, hauptsächlich mittelst gesunden Ortssinnes zurechtfinden müssen. Hiezu wird vor Allem erforderlich sein, daß wir uns ein möglichst klares Bild der zu durchwandernden Landschaft nach ihren ältesten culturlichen und ethnographischen Verhältnissen zu schaffen suchen. Die einen wie die andern sind nach Maßgabe des Bodens und der Mischung der auf ihm siedelnden Bevölkerung im Vergleiche mit den benachbarten ziemlich verschiedenartige. Die heutige Oberpfalz und der bayerische Wald sind trotz der Betriebsamkeit und Genügsamkeit ihrer verhältnißmäßig dichten Einwohnerschaft als unwirthbares und ärmliches Territorium in weiten Kreisen bekannt. Hieraus ist leicht zu erschließen, daß ihr Culturzustand im Frühmittelalter ein noch viel mißlicherer gewesen sein müsse. Der Ueberblick ihrer Topographie ist ein lichtvoller Beleg dafür, mit welch' unsäglicher Mühe ihr strebsames Völklein schon in den Jahrhunderten, in welchen es seine Wohnstätten erbaute und sinnig be-

nannte, dem undankbaren Boden den nöthigen Lebensunterhalt abgerungen hat. Wer nicht die Gelegenheit oder den Anlaß hatte, genannte Landstriche durch eigene Anschauung kennen zu lernen, kann sich aus guten Specialkarten z. B. des k. bayer. Generalstabs oder auch aus der mit seltenem Fleiße bearbeiteten „Matrikel des Bisthums Regensburg von Jos. Lipf (1838)", wenigstens einen allgemeinen Begriff davon bilden. Es wird ihm nämlich die große Anzahl von Cultur-Ortsnamen auffallen, die aus Schlag, Maiß, Reut, Ried, Richt und Hof und meistens einer patronymischen Differenzirung bestehen. Schlag und Maiß weisen auf ursprüngliche Hochwaldrodungen, Reut auf Säuberung von Niederwald und Gestrüppe, Ried auf entwässerten Sumpfboden, Richt auf urbargemachte (hergerichtete) Oedungen, Hof wird im Allgemeinen wohl den Gegensatz einödiger Ansiedlung zu gemeinsamer in Dörfern bezeichnen. Man hat aus den nationalen Eigenthümlichkeiten, gemäß welcher die slavischen Landbauer sich mit Vorliebe in Dörfern niederließen, die germanischen (und insbesondere die baioarischen) aber in Einzelnhöfen, erschließen wollen, daß die Dorfanlagen der Oberpfalz und des bayerischen Waldes ihrer Mehrheit nach wendischen oder slavischen Ursprungs seien, die Einöden und Weiler hingegen baioarischen; womit dann allerdings ein Behelf zur Ermittelung des Mischungsverhältnisses der slavischen und baioarischen Bevölkerungselemente jener Landstriche gegeben wäre. Dieser Schluß beruht jedoch, um nicht zu sagen auf unrichtigen, auf sehr ungenauen Voraussetzungen. Es ist nämlich allerdings wahr, daß einer der verbreitetsten baioarischen Stämme von der Donau gegen Süden bis über die Alz und vom Inn bei Gars gegen Osten bis tief hinab in's österreichische Hausruckviertel reichend, vorzugsweise auf Einöden und in kleinen Weilern haust. Er verräth seine gemeinsame Abstammung außer der Siedlungs-Gleichartigkeit auch durch das mundartliche Kriterium der Aussprache des Vocales **O** der Stammsylben, indem er ihm ein anlautendes **E** vorsetzt, während fast alle andern baioarischen Stämme, über die vorhin angegebenen Grenzen hinaus, dem **O** ein auslautendes **U** beimengen, (z. B. Breod und Broud). Die Oberpfälzer und Wäldler würden auch dialektisch schon zu letztern zählen; ihre ohnedieß schon seltenern einödigen Siedlungen beruhen aber ebenfalls auf einem andern volkswirthschaftlichen Grunde, als bei den Baioariern zwischen Donau und Alz, Inn und Dratnach. Wer die wohlhabenden Einödhöfe zwischen der Alz und Vils kennt, wird mit mir einverstanden sein, daß sie nach Areal und Auftheilung des ergiebigern Bodens noch ganz den Charakter der ursprünglich baioarischen Besitzergreifung an sich tragen; dieß ist bei den oberpfälzischen keineswegs der Fall, indem sich die dortigen Einöden schon ihrem Areal gemäß zum großen Theile als Parcellen ehmals größerer Complexe und zu ebenso großem als Emanationen der nächsten Dörfer erweisen. Wo dort ebenfalls größere Areale ein und demselben Colonen gehören, scheint die beträchtlichere Ausdehnung vielfältig nur daher zu rühren, weil bei dem anerkannt unfruchtbaren Boden kleinere Areale den Nahrungsstand einer Familie nicht gesichert hätten.

Was aber die Gegensätze der Einöden und Dörfer als Behelf zur Ausscheidung der ursprünglichen Nationalitäten ihrer Bewohner völlig unbrauchbar macht, ist die Thatsache, daß gar manche Dörfer schon in der älteſt urkundlichen Fassung ihrer Namen sich, als primitiv germanische darstellen, während im Gegenhalte hiezu eine nicht zu verachtende Anzahl von Einödortsnamen unverkennbar eine wendische oder slavische Wurzel hat. — Um die Betrachtung über die Culturverhältnisse abzuschließen, bemerke ich hier noch, daß sich die vorhin aufgezählten unverkennbar wendischen und beziehentlich czechoslavischen Ortsnamen in ihrer Mehrzahl und dicht nebeneinander im Leuchtenbergischen und um dasselbe herum finden (Naabwenden); ebenso an den Westabhängen des Nordwaldes (Slaven). Von den Culturnamen entfallen auf die Decanate Stadtkemnath, Tirschenreut und das östliche Sulzbach weit über 100 reut; auf jene von Leuchtenberg, Naabburg, Roding, Neunburg vor'm Wald 90 ried; auf jene von Hirschau, Naabburg und die Umgegend von Weiden (pascua) etliche 30 richt; auf das von Schwandorf allein 10 schlag, während Schwandorf, Neunburg, Roding und Cham dritthalb hundert Ortsnamen haben, die aus hof zusammengesetzt sind. Die Ortschaften auf maiss kommen am häufigsten zwischen Regen und Ilz vor; jene auf schlag aber sind fast die ausschließlichen an den Südabhängen des Nordwaldes vom Pleckenstein bis gegen den Manhartsberg. Im Viertel ober dem Manhartsberg werden wir im weitern Verlaufe dieser Forschungen später auf ein höchst interessantes topographisches Moment stoßen, das uns lebhaft an die Süd- und Westabhänge des Fichtelgebirges erinnern wird: ich meine eine Unzahl genitivischer Ortsnamen z. B. Reinbrechts, Gerungs u. s. w.

In noch innigerem Zusammenhange mit der Aufgabe der Christianisirungsgeschichte als die bisher erörterten culturlichen Verhältnisse stehen die ethnographischen. Aus der Vertheilung der slavisch-wendischen und germanischen Ortsnamen ist trotzdem, daß eine große Menge Ortsnamen erster Art durch vollständige Verdeutschung unkenntlich geworden ist, dennoch zu entnehmen, daß beide Volksstämme anfänglich gruppenweise nebeneinander siedelten. Diese Siedlungsweise ist in der gänzlichen Verschiedenartigkeit beider Volksstämme, in Religion, Gesittung und Bildung begründet, und aus der Geschichte ihrer Besitzergreifungen leicht erklärlich. Als die Baioaren am Anfange des VI. Jahrh. aus ihrer Heimat Baia, dem ältern Bojoheim, zogen, um sich namentlich im Süden der Donau bessere Wohnsitze zu suchen, durchwanderten sie vom Flußgebiete der Eger her wohl hauptsächlich jenes der Naab seiner ganzen Länge nach. Ein Bruchtheil von ihnen mag dort sitzen geblieben sein, während der ohne Vergleich zahlreichere Hauptstock des Volkes über die Donau vordrang, um sich in deren linksufrigen Binnenlande vor Allem der größtentheils verlassenen römischen Culturen zu bemächtigen. Allem Anscheine nach am Ablaufe des ersten Drittels des VII. Jahrh. rückten ihnen, geschützt von ihrem gewaltigen Fürsten Samo, die

Wenden beinahe auf demselben Wege nach und nahmen von den Landstrichen westlich und südlich des Fichtelgebirges Besitz. Diese wendische Einwanderung in die Oberpfalz und in's Thüringische war im Allgemeinen wohl eine ebenso friedliche, wie jene der Baioaren im ehmals römischen Vindelicien und Noricum. Die Gegensätzlichkeit der Nationalitäten brachte es mit sich, daß sich die baioarischen Einwohner ebenso in engere Nachbarschaften zusammenzogen, wie die wendischen Nachwanderer sich in national homogenen Gruppen gegendweise niederließen. So mögen beide Nationalitäten mit Ausnahme localer Zänkereien im Allgemeinen friedlich nebeneinander gehaust haben, so lange die Unabhängigkeit der Wenden dauerte. Aus früher angedeuteten Gründen wurde aber den Wenden, wie es scheint, gegen Ende des VII. Jahrh. Tributpflicht auferlegt, ohne sie vorläufig förmlich zu unterwerfen. Das Heranziehen zur Tributpflichtigkeit fremder Nationalen scheint in jener baioarischen Urzeit allgemein politische Maxime offenbar milder Regenten gewesen zu sein, denn in den ältesten Salzburger Documenten finden wir auch vom VI. bis in's VIII. Jahrh. die im Lande gebliebenen Romanen Noricums und Vindeliciens als Romanos Tributarios. Bei diesem milden Vorgehen scheint neben den politischen Gründen auch noch eine kirchliche Rücksicht obgewaltet zu haben; durch diese unterste Stufe politischer Abhängigkeit mußte der christlichen Mission bei den heidnischen Slaven eine Bahn geöffnet werden, die bei völliger Unabhängigkeit noch lange verschlossen geblieben wäre. Wir haben hiefür noch in späterer Zeit einen klaren Beleg. Der hl. Bonifacius hatte sich im J. 751 bei Papst Zacharias angefragt, ob die südthüringischen Wenden nicht zur Tributleistung angehalten werden sollten? Der erleuchtete Vater der Christenheit bejahte dieß, indem er den Grund angab[1]): „denn säßen sie ohne Tribut, so würden sie das Land, als wäre es ihr Eigenthum, an sich nehmen." Als durch die allmälige Annahme des Christenthums Seitens der Wenden die Hauptschranke nationaler Absonderung in immer weitern Kreisen niedergebrochen wurde, ging auch das Verhältniß der Zinspflichtigkeit nach und nach in jenes wirklicher Unterthänigkeit über. Der Uebergang in förmlichen Unterthanen-Verband wurde aber keineswegs durch rücksichtslose und alle Standesunterschiede nivellirende Unterjochung bewerkstelligt, sondern dadurch, daß die Wenden aus ihren nationalen Abstufungen in analoge baioarische eintraten. Es liegt in der Natur national-ökonomischer Organismen, daß auch die Wenden social in verschiedene Stände gegliedert waren, deren Hauptklassen wie bei andern Völkern wohl die der Freien und Unfreien waren. Was die ihnen nahe verwandten Slaven betrifft, haben wir einige urkundliche Hinweisungen auf solche Gliederung, z. B. in einer Urkunde K Arnulf's vom J. 896, in welcher es von einigen Gütern zu Besinga (Pösing bei Wetterfeld), womit er seine Hofkapelle zu Rotagin (Roding) dotirte, heißt[2]): »ad hospites pertinent et ad liberos sclavos.« Derlei freie Slaven (be-

[1]) Epist. S. Bonif. ap. Serar. p. 215. [2]) Mon. Boic. 18. I. p. 113.

ziehentlich Wenden) leisteten gleich den baiovarischen Freien Heeresfolge, während die Unfreien in den Abstufungen des Colonatsverhältnisses dienten, wie dieß eben auch bei den unfreien Baiovaren der Fall war.

Vorstehende, vielleicht überflüssig scheinende Erörterungen verbreiten ziemlich viel Licht über den Christianisirungsgang bei den Naabwenden. Nicht nur, daß schon während der Periode ihrer Tributpflichtigkeit zahlreichere baiovarische Beamte (actores) in der Nähe ihrer Wohnsitze aufgestellt werden mußten, welche den Jahreszins (stiura, ostarstuopha) einzuheben hatten, kamen nach der Einführung des Unterthansverbandes wohl ganze Wenden-Nachbarschaften in das Verhältniß der Hörigkeit zu bereits in der Nähe seßhaften baiovarischen Freien, beziehentlich Kirchen und Klöstern, und gar manche mit derlei Dominicalrechten belehnte Baiovaren mögen aus den südlichern Gegenden wieder gegen Norden zurückgewandert sein. Dadurch wurde nicht nur die herrschende baiovarische Bevölkerung allmälig eine immer dichtere, sondern flochten sich auch ihre Beziehungen zu den ebenbürtigen freien Wenden und den diesen und ihnen selbst untergebenen Unfreien wendischer Nationalität immer enger. Nun waren aber die Baiovaren bereits Christen, wenn auch seit dem Verfalle der alten Landeskirche während des VII. Jahrh. sicherlich wieder ziemlich verkommene. Während nun seit der Restauration, die mit jenem frommen Herzog Theodo begann, welcher im Uebergange vom VII. in das VIII. Jahrh. lebte, und welcher 716 seine Wallfahrt nach Rom unternahm, von den Vorbenedictiner-Mönchen eifrig an der Bekehrung der in Häresie gefallenen oder überhaupt religiös erkalteten Baiovarier gearbeitet wurde, konnte ihre Mission auch auf die benachbarten und mit dem herrschenden Volke eng verbundenen Wenden nicht ohne segenreichen Einfluß bleiben. Die Seelsorgsmönche der Baiovarier in der Oberpfalz waren ohne Zweifel die *ersten* natürlichen Missionäre der noch heidnischen Naabwenden.

Der Christianisirungsgang bei den Naabwenden. Um die allgemeine Richtung dieses Christianisirungsganges zu finden, müssen wir vor Allem zwei Umstände fest im Auge behalten: daß, wie die baiovarischen, so auch die wendischen Einwohner der Oberpfalz *gruppenweise* beieinander siedelten, und dann, daß der *Umfang dieser Gruppen* je nach Bedarf bald größer bald kleiner war. Daraus wird die scheinbare Abnormität zu erklären sein, daß sich in den baiovarischen Gegenden dieser Provinz dem *Namen nach* auch nicht eine einzige Mönchszelle mit Sicherheit nachweisen lasse, während man in den wendischen wenigstens einige findet. Daß das Christenthum bei den Baiovariern wie bei den Slaven überhaupt von den Mönchszellen aus verbreitet worden sei, ist bezüglich ersterer wohl schon genügend dargethan, und wird sich bezüglich der Letztern im Verlauf gegenwärtiger Untersuchungen hoffentlich eben so klar herausstellen. Wie soeben gesagt worden, waren die namentlich in der südlichen Oberpfalz seßhaft gebliebenen Baiovaren ohnehin schon Christen und ebenso die nach und nach dorthin zurückgewanderten, welche ich für die größere Mehrzahl halte. Mochte nun auch bei

dem Beginne der kirchlichen Restauration in der Wende vom VII. auf das VIII. Jahrh. wegen vorgängigen theilweisen Abfalles vom katholischen Glauben und allgemeiner religiöser Verkommenheit eine neue Mission auch in jener Provinz nöthig gewesen sein, so trat sie doch nicht als primitive Mission auf, sondern als Wiederfortsetzung lange unterbrochener Seelsorge. Daraus wird es erklärlich sein, daß sowohl die Vorbenedictiner, welche sich dieser Mission unterzogen, als bald nachher ihre Nachfolger, die Jünger des großen Patriarchen des Abendlandes selbst, in den größern Ortschaften, wo noch Kirchen aus alter Zeit aufrecht standen, sich niederließen, um ihres heiligen Berufes zu walten, und hieraus ergibt sich dann von selbst, daß sie es nicht nöthig hatten, sich neue, gesonderte Zellen zu bauen, und daß ihre in den Dörfern nahe den Kirchen stehenden Zellen oder Wohnungen bei der Einführung der dauernden weltpriesterlichen Seelsorge in der Regel zu Wohnhäusern für den Seelsorgsklerus umgestaltet worden seien. Aus dieser naturgemäßen Siedlung in Dörfern, vorerst während der primitiven Seelsorge der Mönche und dann während der dauernden der Weltpriester, wird in der Oberpfalz auch das auffallend seltene Vorkommen von Ortsnamen, die aus Pfaff zusammengesetzt sind, zu erklären sein.

Andrerseits wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Verdienst der ersten Wendenbekehrung jenen Vorbenedictinern zuzuschreiben sei, welche bei den benachbarten baioarischen Anwohnern während der ältesten Restaurationsperiode primitive Seelsorge ausübten. Immerhin liegt aber die Annahme nahe, daß für ausgedehntere und darum von baioarischer Nachbarschaft zum Theil weit entfernte Wendensiedlungen eigene Missionäre nöthig geworden seien, was besonders in jener schon etwas spätern Zeit der Fall gewesen sein wird, als der Drang, in die Kirche einzutreten, in der wendischen Bevölkerung allgemeiner lebendig geworden war. Diese Zeit wird mit jener eine und dieselbe sein, in welcher das kirchliche Leben in Baioarien durch den dort kräftig aufblühenden Benedictinerorden neuen Aufschwung nahm. Die Benedictiner, besonders der Klöster Niederaltach und St. Emmeram, vollendeten denn auch die Wendenbekehrung, und ihr Kirchenwesen wurde vom im J. 739 errichteten Regensburger Stuhle organisirt.

Ich habe vorher die Behauptung aufgestellt, „daß sich in den baioarischen Gegenden dieser Provinz dem Namen nach auch nicht eine einzige Mönchszelle mit Sicherheit nachweisen lasse, während man in den wendischen wenigstens einige findet.“ Wirklich kommt in der nördlichen Oberpfalz kein Zellen-Ortsname vor. Hierin laß' ich mich auch von den analogen Ortsnamen Münchsgrün und Münchenreut, Dec. Tirschenreut, sowie von Münchsreut, Dec. Stadtkemnath, nicht beirren; indem ihre Culturnamen überhaupt schon auf eine spätere Entstehungszeit deuten, und die zwei ersten als Culturen des Klosters Waldsaßen, wie letzteres als solche des Klosters Spainshart ihre natürliche und wohl auch richtige Erklärung finden. Trotz alldem ist aber eine bevölkertere Zelle oder beziehentlich ein kleines Kloster nicht dem Namen nach, aber urkundlich nachweisbar:

es ist dieß die heutige Stadt Eschenbach. Dieser Ort kommt in den ältesten Regensburger Matrikeln als Gegensatz zu Eschenbach-Slavorum (Windisch-Eschenbach) unter dem Namen Eschenbach-monachorum vor. Beide Eschenbach liegen im Decanate Stadtkemnath, und die Differenzirung des einen mit Slavorum enthält den vollgiltigen Beweis für ihr höchstes Alter. Da aber Stadt Eschenbach später Eigenthum des Prämonstratenserstiftes Spainshart war, könnte man vielleicht einwenden, daß es darum Eschenbach-monachorum geheißen worden sei. Dieß ist unrichtig; denn abgesehen davon, daß die Prämonstratenser nicht »Monachi« im eigentlichen Sinne seien, wurde Windisch-Eschenbach dem Kloster Waldsaßen, dessen Cisterzienser eigentliche »Monachi« waren, schon zur Zeit seiner Gründung (1133) zugewiesen und hätte darum mit mehr Recht Eschenbach-monachorum geheißen werden können, als Stadt-Eschenbach, das zu dem um 12 Jahre später (1145) gegründeten Norbertinerstifte Spainshart kam. Die Differenzirung »monachorum« wäre mithin eine sinnlose gewesen, da das andere Eschenbach Eigenthum eigentlicher Mönche war. Ich stehe keinen Augenblick an, die größere Mönchscolonie Eschenbach für die Centralstation der wendischen Missionen in der Oberpfalz zu halten, von welcher auch die Zellen in den Wendengegenden gegründet und besetzt wurden.

Wenn ich von Zellen in den Wendengegenden spreche, so wird vor Allem der Beweis zu erbringen sein, daß solche Zellen wirklich bestanden haben, was man in Abrede zu stellen geneigt sein wird, weil in der nördlichen Oberpfalz kein Zellen-Ortsname aufscheint. Auf Ortsnamen deutschen Idioms beschränkt, ist dieß allerdings richtig, aber wohl ebenso selbstverständlich, daß in Gegenden, wo wendische Ortsnamen so zahlreich vorkommen, auch die Namen der Zellortschaften keine deutschen sein werden. Wendische Zellortsnamen sind aber in der That wenigstens Einige nachweisbar, eine größere Anzahl derselben mag aber in Hausnamen latent sein, was bei den von allen Slaven bevorzugten Dorfsiedlungen sehr erklärlich ist. Im Alt-Slovenischen heißt Zelle: Cele, phonetisch Sele; diesen Wurzeln werden wir also in unserer wendischen Topographie nachzuspüren haben. Nun finden wir aber den Wallfahrtsort Sölliz in der Pfarrei Trausnitz, Dec. Naabburg, und Selwiz in der Pfarrei Kirchlaybach, Dec. Stadtkemnath, und dürfen ihre Namen, ohne Gefahr zu irren, als Zellortsnamen constatiren. Vielleicht darf man auch das freilich ganz germanisirte Selingau, Pf. Ebnath, Dec. Stadtkemnath, ähnlich einem Seling bei Cham, in diese Kategorie einstellen. — Auf lebhaftern Widerspruch werden Taxöldern (Tagseldarum) und Karmenselden, jenes in der Pfarrei Kemnath bei Fuhrn, Dec. Naabburg, dieses bei Sulzbach, stoßen, wenn man ihre Appellativnamen Söldern, Selden mit Sele in Verbindung bringen will. Dennoch erscheint Karmenselden urkundlich und in den ältesten Karten durchgängig als Carma-söl, und die slavische Differenzirung Carma (K'rma = Wiese) ist nicht zu verkennen, und wäre somit K'rma-sele verdeutscht = Wiesenzell. Wie dem auch sein möge, gebe

ich gerne zu, daß auch das deutsche Selida (Herberge) sehr nahe stehe. Noch mache ich auf eine Gruppe Ortsnamen aufmerksam, die unter sich verschwägert sind, und welche ich ohne Bedenken für Zellenortsnamen halte; sie sind: Teisseil, Pf. Püchersreut, Dec. Sulzbach, Deislskin, Pf. Schwarzenfeld, und Wutzelskin, Pf. Kemnath bei Fuhrn, beide Dec. Naabburg. Diese drei Ortsnamen sind offenbar stark verwittert und für deutschen Idioms wird sie niemand ausgeben wollen. Als Taj-sele, Taj-sele-kinn (skina), Vu-sele-skin (skina) geben sie aber einen vernünftigen Sinn und sind so gestellt echt altslovenisch; ihre Deutung ist: Verborgene Zelle, im Eigen der verborgenen Zelle, und: im Eigen der Zelle. An diese drei wendischen Zellortsnamen reiht sich noch ein viel ärger verwitterter an, nämlich Mehlmeissel, Pf. Ebnath, Dec. Stadtkemnath. Daß unsere deutschen Wörter Mehl (farina) und Meißel (Scalpellum) ganz unverschuldet durch Mundgerechtmachung unverständlich gewordener wendischer in diese baroke Wortbildung gerathen seien, ginge schon aus ihrer sinnlosen Verbindung hervor und ist obendrein aus der ältern und ältesten Schreibart des Namens Mehlmeissel leicht zu erweisen. Wie wir sogleich sehen werden, lautete dieser Ortsname ursprünglich im wendischen Idiom Velmuz-sele, d. h. „des mächtigen Mannes Zelle". Zur Zeit, als die Matrikel des Bisthums Regensburg im J. 1433 verfaßt wurde, war das Verständniß des ursprünglichen Namens noch nicht abhanden gekommen; sie hat ziemlich richtig, zum Theil übersetzend[1]): »Welmansel-ecclesia devastata«, Wel phonetisch für Vel, Man als Uebersetzung des wendischen Muz, und Sel statt Sele. Ein Urbarium aus der Neige des XIII. Jahrh. hat dem Urlaute viel näher[2]): »Silva Welmužels«, wobei der Anfangsbuchstabe des Wortes Sele vom vorhergehenden ž absorbirt ist. Es mag dahingestellt bleiben, ob Velmuž Eigenname oder Appellativum war; Vel heißt: mächtig, Muž aber: Mann. Diese kaum anfechtbare Etymologie erhält durch das Patrocinium S. Joannis Bapt. der liturgischen Kapelle, die sich auf der Area der zerstörten Pfarrkirche erhob, eine helle Beleuchtung, in welcher die von einem wendischen Vornehmen gegründete Mönchszelle als erste Taufstation dieser Waldgegend dasteht. Damit werden außer jenen Zellen, von denen man voraussetzen darf, daß sie als Hausnamen in Dörfern latent geblieben seien, einige auch als noch bestehende Ortsnamen nachgewiesen sein.

Um nun endlich zur Nachforschung über die ältesten Seelsorgstationen oder ersten Kirchen in den Missionsbezirken der oberpfälzischen Wenden überzugehen, kann ich den Ausdruck des Bedauerns nicht unterdrücken, daß die Feststellung derselben wegen Mangels urkundlicher Anhalte bei den meisten kaum einen höhern historischen Werth als jenen ziemlicher Wahrscheinlichkeit erreichen wird. Wo alle ursprünglichen Mönchszellen mit Sicherheit ermittelt wären, würde sich auch die Feststellung der primitiven Kirchen viel günstiger gestalten, weil gewiß ist, daß

[1]) J. Lipf, Matr. d. Bisth. Regensb. p. XXI. [2]) Mon. Boic. Vol. XXXVI. P. I. p. 421. 423.

in nächster Nähe jener Zellen zuverlässig auch je eine Kirche entstehen mußte, und die als älteste bekannten Patrocinien würden dann die Auswahl sehr erleichtern. Unter den gegebenen Umständen sind daher die Kirchenpatrocinien noch der sicherste Anhaltspunkt, um die ältesten Kirchen von den später entstandenen auszuscheiden. Ich wiederhole hier bereits Bekanntes, daß jeder engere oder weitere Gau (im nichtpolitischen Sinne) eine Taufkirche hatte, und daß diese Taufkirchen vielfältig dem hl. Erzengel Michael, vorzugsweise aber dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet waren; ebenso daß die Patrocinien der seligsten Jungfrau unter dem Titel Maria Himmelfahrt, dann des hl. Apostelfürsten Petrus und der Heiligen Laurentius, Stephanus, Margaretha, Martinus, Georgius u. s. w. zu den ältesten zählen. In slavischen Ländern waren auch die Patrocinien des hl. Apostels Andreas und des hl. Martyrs Vitus sehr beliebt.

Wenn wir nun mit unserer Forschung über die ältesten Kirchen, oder was dasselbe ist, über die ersten Christengemeinden des oberpfälzischen Wendenlandes im Norden desselben beginnen, finden wir in den Decanaten Stadtkemnath und Tirschenreut (ehmals Eger) vor Allem Velmuž-sele (Zelle Welmuzes, heute Mehlmeißel), ganz am Fuße des Fichtelgebirges, als die allem Anscheine nach älteste Taufkirche (S. Joann. Bapt.), wie vorhin erläutert worden ist. Ob Velmuzsele auch Taufkirche des südlichen Bezirkes um Stadt-Eschenbach gewesen sei, steht schon in Anbetracht der großen Entfernung sehr zu bezweifeln, als Baptisterium dieses Bezirkes stellt sich vielmehr die St. Michaelskirche zu Makersdorf dar. Ohne angeben zu können, welche Bewandtniß es mit der ¼ St. von Grafenwerd entfernten Kapelle habe, welche im Volksmunde als „alte Kirche" bekannt ist, darf man sicher sein, daß die Marienkirchen Grafenwerd, Kirchenthumbach, Kulmain und Stadtkemnath, die Laurentiuskirche zu Stadt-Eschenbach, St. Margareth zu Kastl, Pressat (S. Georgii) und Pullenreut (S. Martini) primitive Seelsorgkirchen seien, deren Reihenfolge ihres Entstehens jedoch nicht zu ermitteln ist. Sehr alt sind sie wohl sämmtlich; jene von Mockersdorf, Stadt-Eschenbach (Eschenbach monachorum) und des Decanatsitzes Stadtkemnath dürften aber die ältesten unter den sehr alten sein. Hiezu kommt noch, daß Kemnath sich schon bei seinem Ursprunge durch einen Bau aus Steinen vor andern, wohl nur aus Holz gezimmerten, auszeichnete. Man könnte versucht sein, den in der Oberpfalz mehrmals vorkommenden Ortsnamen Kemnath für desselben Ursprungs mit dem im Süden des römischen Reichslimes nicht seltenen Kematen, Kemating u. s. w. zu halten, oder umgekehrt, die römische Abstammung dieser Kematen u. s. w. eben darum zu verwerfen. Da nicht erst ich ihre Identität mit einem römischen Cheminata zu beweisen brauche, so bemerke ich nur bezüglich der oberpfälzischen Kemnath, daß sie ihren Namen unbezweifelt ihrem Baumateriale verdanken, denn im Altslovenischen (Wendischen) heißt Camen der Stein und das Adjectiv weiblichen Geschlechts davon ist Camnata d. h. die steinerne (z. B. Kirche). Alle Umstände erwogen, hat es wirklich viele Wahrscheinlichkeit für sich, daß die

oberpfälzischen Kemnath in der That nichts Anderes seien, als die südlich der Donau ziemlich häufig vorkommenden Steinkirchen. Daß die Mönche überhaupt geschickte Baumeister waren, ist bekannt, im Besondern aber haben uns die Mönche von St. Emmeram und von Niederaltach Beweise ihrer Kunstfertigkeit im Steinbaue hinterlassen: Steinakirchen an der Erlaff ist ein Werk der St. Emmeramer, Steinerkirchen nahe der Almmündung in die Traun ein Bau der Altacher.

Im ehmaligen Decanat Eger, dessen Regensburger Antheil mit Ausbrüchen aus jenem von Stadtkemnath das Decanat Tirschenreut ausmacht, dürfte das Hauptbaptisterium des nordöstlichen Bezirkes anfänglich in Großkomersreut gewesen sein, bis es nach Tirschenreut in die dortige St. Johanneskapelle verlegt wurde. Tirschenreut eignete sich wegen seines Weihers ganz besonders zur alten Immersionstaufe. Die dortige Pfarrkirche hat das Patrocinium Maria Himmelfahrt, eine St. Peterskirche steht daneben. Das Baptisterium des südwestlichen Bezirkes wird wohl in Ilsenbach, einst selbstständige Pfarrei, dermal Filiale von Altstadt und 1 St. östlich davon gelegen, zu suchen sein, möglicher Weise aber auch in Kirchendemenreut, das nahe bei Altstadt liegt. An dem Taufbrunnen zu Kirchendemenreut, wenn er so alt ist, wie jener von Ilsenbach, mögen die westlichen Nachbarn theilgenommen haben, an jenem von Ilsenbach aber die östlichen bis an die Abhänge des Nordwaldes. In dieser Ansicht beirrt mich auch der Umstand nicht, daß auch die Marktkirche zu Floß ein Patrocinium St. Johannes d. T. habe, denn der Markt Floß, als Colonie der eine Meile nördlichern Floßenburg, ist jünger. Zu den übrigen ältesten Kirchen zähle ich außer Tirschenreut Altstadt und Erbendorf, beide mit dem Marien-Patrocinium, und dann Wiesau mit jenem des hl. Michael, allem Anscheine nach ein altes Baptisterium. An diese dürften sich aus der Zeit unmittelbar nach der in der Wesenheit zu Stande gekommenen Bekehrung der Wenden dieses Gebietes die beiden St. Emmeramskirchen zu Windisch-Eschenbach und Münchenreut anschließen, die ich in die Periode der kirchlichen Organisation einzustellen geneigt bin, welche vom Regensburgerstuhle (St. Emmeram) aus naturgemäß auf die Christianisirung folgen mußte. (Uebrigens ist Münchenreut möglicherweise eine Colonie von Waldsaßen.) Daß die Bekehrung der nördlichern Wenden nicht durch die St. Emmeramer Mönche selbst, sondern von jenen der Altachergenossenschaft, theilweise vor ihrer Wiedervereinigung im St. Mauritiuskloster, durchgeführt worden sei, glaube ich aus zwei Umständen erschließen zu dürfen. Laut einer spätern Urkunde[1]) (863) erbittet sich Abt Otgar von Niederaltach vom K. Ludwig d. D. Einiges vom fiscalen Eigenthume zu Eigen (proprium), was Altach bisher allem Anscheine nur lehenweise innegehabt; und zwar in der Oberpfalz und in Pan-

[1]) Mon. Boic. XI. p. 120. ff.

nonien. Ueber die Motivirung dieſer Doppelbitte ſagt die Urkunde: »Ammonuit etiam celsitudinem nostram predictus Abba, qualiter Domnus auus noster Carolus licentiam tribuit fidelibus in augmentatione(m) rerum ecclesiarum Dei in Pannonica carpere et possidere hereditatem, quod per licenciam ipsius in multis locis et ad istud etiam monasterium factum esse dinoscitur.« Dieſe freimüthige Ermahnung des Abtes Otgar iſt eine einfache Berufung auf die vom K. Karl d. Gr. getroffene Anordnung, kraft welcher den Stiften die Berechtigung auf den Beſitz eines Drittels der von ihren Miſſionären bekehrten Landſchaften zugeſprochen worden war. Dieſe Anordnung des klugen Monarchen iſt uns aus einem Briefe Alcuins an Erzbiſchof Arno bekannt, wo es heißt: »Tertiam vero partem de laboribus tuis per singula loca seu episcopatus seu monastarii concessit tibi rex in eleemosynam tuam tradere.« [1]) Wie nun die Anſprüche des Abtes Otgar auf die Beſitzungen im Ennswalde mit der Berufung auf beſagte Anordnung K. Karl's d. Gr. oder, was daſſelbe iſt, auf die Verdienſte des Kloſters Altach um die Bekehrung der Slaven in jenem Landſtriche begründet wurden, ſo iſt dieß auch bezüglich des Altacher Anrechts auf die Naabwenden der Fall. Wirklich ſchenkt der hierauf aufmerkſam gemachte K. Ludwig dem Kloſter das Naabwenden-Dorf: »villam que uocatur Nabauuinida iuxta riuulum Trebinam«, (Frebinam iſt Druckfehler). Rudhart[2]) ſucht die Villa Nabauuinida, wie mir ſcheint mit Recht, in der Umgegend von Weiden. Da Wenden wie Slaven einödige Siedlungen möglichſt mieden, ſich vielmehr grundſätzlich in größern Ortſchaften ſammelten, wird das Dorf Schirmitz am meiſten für ſich haben, um als Nabawinida (buchſtäblich: die Naabwenden) zu gelten, zumal auch das nahe Trebsau (Trebinesowe?) auf den »rivulus Trebina« zurückzudeuten ſcheint. — Der weitere Umſtand, aus welchem ich auf die Miſſionsthätigkeit der Altacher Mönche in der Umgegend von Weiden ſchließe, iſt die ſeit unvordenklicher Zeit vielbeſuchte St. Mauritius-Wallfahrt zu Mantel in der Pfarrei Neukirchen nächſt Weiden, und das St. Sigmunds-Patrocinium einer der Kirchen des nahen Pfreimd weist ſicherlich ebenſo auf altachiſche Gründung zurück. Die Patrocinien der hhl. Mauritius und Sigmund ſtehen von St. Moritz im Walliſerlande her in engſter Verwandtſchaft zu einander. — Wie aber aus der Art und Weiſe, in welcher Altach's Erwerbung des Naabwenden-Dorfes zu Stande kam, hervorzugehen ſcheint, hatten die Altacher Mönche als Angehörige des Salzburger Bisthums nach geſchehener Miſſionsarbeit das von ihnen dem wahren Glauben gewonnene Territorium um Weiden ſeelſorglich wenigſtens nicht auf die Länge behauptet, ſondern vielmehr, wie dieß in der Natur ſeiner geographiſchen Lage begründet war, es dem Diöceſanbiſchofe behufs vollſtändiger kirchlicher Organiſation überlaſſen, der dieſelbe durch das mit dem Biſchofsſtuhle vereinigte Mönchskloſter St. Emmeram auch vollzog.

---

[1]) Hansiz, Germ. sacr. T. III. p. 109. [2]) Aelt. bayr. Geſch. S. 457.

Die Lage der bisher zusammengestellten ältesten Kirchen, der Baptisterien sowohl als der andern, reiht sich ohne Zwang an jene der oben ermittelten Zellen. Die Mönche der Waldgegend von Mehlmeißel (silva Velmuz-sel) hatten das Baptisterium im ebengenannten Orte selbst, und man kann mit Zuverlässigkeit annehmen, daß die St. Michaelskirche zu Mockersdorf das Baptisterium der Zelle Selwiz in der heutigen Nachbarspfarrei Kirchlaybach gewesen sei. Stadt-Eschenbach (Eschenbach monachorum) war mehr als einfache Zelle. In der weitern Umgegend Tirschenreut's mag in deren nördlicher Hälfte eine Zelle als Hausname latent geworden sein, wenn Münchenreut nicht hieher bezogen werden will; in der südlichen war die Teisseil (Taj-sele = „Einsame Zelle") allem Anscheine nach Missionsstation der nächsten Baptisterialbezirke.

Wenn wir auf unserm Forschungswege gegen Süden in die Decanate Sulzbach, Leuchtenberg, Hirschau und Naabburg vordringen, und uns hier behufs Ermittlung der ältesten Kirchen dieses Territoriums zuerst um die Baptisterien desselben umsehen, so finden wir vor allen die St. Michaelskirche der jetzigen Stadt Weiden als wahrscheinliches Baptisterium der dort herum siedelnden Naabwenden; ferner gegen Osten die Kirche S. Joannis Bapt. zu Altenstadt, Pf. Vohenstrauß, und gegen Westen die St. Johanneskapelle in der ihrer Lage und ihrem Namen nach bedeutsamen Ortschaft Altenweiher in der Pfarrei Vilseck. In der nächst südöstlichern Zone, von der Mitte östlich gegen Pfreimd abliegend, die St. Johannesfiliale Woppenhof der Pfarrei Köblitz, und ebenso in mehr westlicher Richtung die dermalige Pfarrkirche Schönbtunn (Gegenstück zu Altenweiher) ebenfalls St. Johannes d. T. gewidmet. Nicht weit von Woppenhof entfernt, aber in der Pfarrei Trausniz, gibt sich die Filiale Söliz (Seliza = Kleinzell) als das zu erkennen, was in ihrem Namen documentirt ist. Die Kirche Söliz ist dermal den 14 Nothhelfern geweiht und Wallfahrtskirche; aus ihrem Kirchweihfeste am Tage des hl. Laurentius erfahren wir aber mit einiger Sicherheit ihr ursprüngliches Patrocinium. — In der Zone, die sich wieder südlicher an die eben besprochene anreiht, finden wir an der Naab selbst, dieser Hauptpulsader des Wendenlandes, die dermalige Stadtpfarrkirche zu Naabburg dem hl. Johannes d. T. gewidmet. Sie war jedoch in ältester Zeit nicht die Haupt- oder Seelsorgkirche der Umgegend, als solche gilt vielmehr unbezweifelt die ½ St. östlich gelegene Kirche zu Perschen, „die uralte Pfarr- nun Filialkirche", wie die Matrikel sagt, den hhl. Aposteln Petrus und Paulus geweiht. Bei Einführung des Pfarrinstituts — mithin im XII. Jahrh. wurde Perschen Pfarrkirche, und blieb es lange darnach. Die Stadt Naabburg dankt ihr Emporkommen nicht ihrer günstigen Lage allein, sondern wohl auch dem Umstande, daß ihre Kirche die Taufkirche einer weitern Umgegend war. Bekanntlich erhielten aber die Taufkirchen schon ziemlich lange vor der Einführung des Pfarrinstituts gesonderte Zehentrechte als Dotation. Diese Bevorzugung und die daraus entspringende Wohlhabenheit der Taufkirchen war auch ihrem kirchlichen Ansehen, das ohnehin schon auf ihrem

hervorragenden Zwecke fußte, sehr förderlich. Daraus wird erklärbar, wie ältere Taufkirchen, selbst ungünstiger Lage zum Trotz, in den bei weitem meisten Fällen entweder gleich anfänglich, d. h. schon am Beginne des XII. Jahrh., oder doch im Laufe der Zeit zu Pfarrkirchen erhoben wurden. Dasselbe war auch bei dem Vorzugswechsel zwischen Perschen und Naabburg der Fall. — Für das Gebiet östlich von Naabburg war die St. Johanneskirche zu Ober-Viechtach Baptisterium, für jenes im Westen aber aller Wahrscheinlichkeit nach Johannesberg in der Pfarrei Wutschdorf. Zwar liegt auch die St. Johanneskirche zu Krumbach, Pf. Aschach, in dieser Zone, sie dürfte aber in jene spätere Zeit einzureihen sein, in welcher die ursprünglich ungeheuern, noch nicht streng abgegrenzten Sprengel bei der Einführung des Pfarrinstitutes im Interesse der Seelsorge in kleinere zerlegt wurden, und dann vielfältig für sie gesonderte dem hl. Johannes oder dem hl. Erzengel Michael geweihte Baptisterien erhielten. Ueberdieß ist Krumbach seinem Namen gemäß germanische Colonie, Wutschdorf hingegen eine unbezweifelt altwendische. Was soeben von der Taufkirche zu Krumbach gesagt worden, wird auch von jener zu Rosenberg, Filiale von Sulzbach, zu gelten haben. Allerdings dürfte auch die Umgegend von Sulzbach schon in ältester Zeit ein eigenes Baptisterium gehabt haben, das ich jedoch aus einem später anzugebenden Grunde in der St. Michaelskirche zu Poppenricht vermuthe. Dadurch ist natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ihr Taufbrunnen vielleicht schon ziemlich frühzeitig Opportunitäts halber nach Rosenberg verlegt worden sei, und die zu diesem Zwecke in Rosenberg erbaute Kirche erst damals und eben darum das Patrocinium des hl. Johannes d. T. erhalten habe. In der südlichsten Zone jenes Territoriums, das ich, gegen die hergebrachten geographischen Begriffe verstoßend und nur im Interesse meiner Untersuchungen als die nördlichere Oberpfalz bezeichne, finden wir in der Mitte das Baptisterium der Filialkirche Taxöldern (Tagseldarun?) der Pfarrei Kemnath bei Fuhrn und weit östlich im Waldgebiete die St. Johannes-Pfarrkirche zu Thannstein, dann für den westlichen Sprengel die demselben Heiligen dedicirte Filialkirche Ebermannsdorf in der Pfarrei Theuern. Die Kirche St. Johannes d. T. zu Mitteraschau, Filiale der Pfarrei Schwarzhofen, glaube ich in ihrem Ursprunge nach nicht in die Urzeit einreihen zu sollen, obwohl ich, wenn dieß jemand beliebte, nichts dagegen hätte. In derselben Lage befinde ich mich gegenüber der Filialkirche Hiltersried, Pf. Schönthal. Zwar hat auch Thannstein einen eben so entschieden germanischen Namen, wie Hiltersried und Mitter-Aschau: aber Thannstein wurde doch Pfarrei, während die zwei letztgenannten Filialkirchen blieben, was in der Beurtheilung des höhern Alters berücksichtigt zu werden verdient. Endlich bin ich auch in Betreff der dermaligen Filialkirche Hirschwald, Pf. Ensdorf, die dem hl. Johannes d. T. gewidmet ist, der Ansicht, daß ihr Patrocinium, wie sie selbst viel spätern Ursprunges sei.

Bei der Nachforschung über die übrigen ältesten Kirchen des Landstriches, dessen Baptisterien ich, weil es naturgemäßer erschien, nach Zonen auszumitteln versucht habe, werde ich mich an die dermaligen Decanate halten, indem für sie die Berücksichtigung der Baptisterialsprengel wegfällt.

Decanate Leuchtenberg und Sulzbach. Schirmiz glaube ich oben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als das Hauptdorf der Naabwenden dargestellt zu haben, zweifle jedoch sehr, ob dessen St. Jakobskirche in die älteste Zeit zurückreiche, indem ich der Ansicht bin, daß die St. Michaelskirche zu Weiden als Baptisterium zugleich Seelsorgkirche der weitern Umgegend gewesen sei. Gegen Südosten mag die St. Margarethenkirche zu Leuchtenberg sehr frühen Ursprungs sein; die Hauptkirche der Anwohner des Nordwaldes war aber unbezweifelt die dermalige Filiale von Vohenstrauß, Altenstadt, zugleich Baptisterium dieser Region, wie wir bereits gesehen haben. Im Westen von Weiden halte ich die Wallfahrtskirche des hl. Mauritius bei Mantel für eine jener wenigen, die aus der Missionsperiode der Altacher Mönche stammen, wie früher angedeutet worden. Im Süden schloß sich Pfreimd mit seiner Liebfrauenkirche kaum schon in ältester Zeit an das kirchliche Territorium von Weiden an, sondern an jenes von Naabburg. Wenn ich von einem Anschlusse rede, bitte ich nie aus den Augen zu lassen, daß in ältester Zeit, bis zur Eintheilung in Pfarreien mit genau abgesteckten Grenzen, diese noch nach allen Seiten hin offen waren. Im Allgemeinen scheinen die Kirchen-Patrocinien des Decanats Leuchtenberg ziemlich ausgeprägt zwei verschiedene kirchliche Perioden zu constatiren: nämlich jene der ursprünglichen Mission und jene der organisirten Seelsorge. Die erstere ist das ausschließliche Verdienst der Altacher Mönche, letztere das denselben und den Mönchen des Domstiftes St. Emmeram gemeinsame. Auch von ihrem gemeinsamen Wirken haben beide Mönchsgenossenschaften unzweideutige Spuren in dieser Gegend hinterlassen. Auf den innigen Zusammenhang des St. Mauritius- und Sigmundscultus unter sich und dem Patrocinium des Altacher Stiftes habe ich bereits früher aufmerksam gemacht; nun hat aber noch außer der St. Mauritius-Wallfahrt bei Mantel die Pfarrkirche zu Pleistein und eine Nebenkirche zu Pfreimd das St. Sigmunds-Patrocinium. Hiezu im Gegensatze haben die Pfarrkirchen zu Köbliz und Waidhaus das Patrocinium des hl. Emmeram, jene zu Roggenstein das des hl. Bischofes Erhard. Die St. Emmeramskirche des Wendendorfes Köbliz ist durch den Ortsnamen als eine der ältesten erwiesen, denn Köbliz ist ein wendisches Capeliza d. h. die kleine Kapelle. Man ersieht auch hieraus, daß genannte Genossenschaften ihre Seelsorgbezirke nicht etwa z. B. nach Ost und West von einander aussonderten, daß sie vielmehr in neben- und durcheinander laufenden Markungen friedlich ihres heiligen Amtes walteten.

Decanat Hirschau und das Stadtgebiet von Sulzbach. Außer den bereits oben namhaft gemachten Baptisterien dieses Gesammtgebietes glaube ich nachstehende Kirchen als älteste desselben bezeichnen zu dürfen. Für die ursprüngliche Seelsorg-

kirche des Baptisteriumsbezirkes Schönbrunn halte ich die dem Slavenpatron St. Vitus gewidmete Kirche zu Schnaittenbach, und bin der Ansicht, daß die Marienkirche zu Hirschau erst in Folge der durch die Wendenbekehrung thunlicher und häufiger gewordenen germanischen Ansiedlungen entstanden sei. Ebenso halte ich nicht Wutschdorf's St. Martinskirche für die Seelsorgkirche des Baptisterialbezirkes Johannesberg, der in der dermaligen Pfarrei Wutschdorf liegt, sondern die St. Margarethenkirche zu Kemnath bei Neueigen, indem ich das bei den Franken besonders beliebte und bis nach Pannonien hinab schon in früher Zeit verbreitete St. Martins-Patrocinium hier eben auch in die unmittelbar auf die Wendenbekehrung folgende Zeit einreihe. — Dieselbe Bewandtniß scheint es auch mit der Einführung des St. Martins-Patrociniums in der Hauptkirche der Stadt Amberg zu haben. Vor ihr war sicherlich die Taufkirche zum hl. Johannes d. T. im heutigen Spitale zugleich Seelsorgkirche der Umgegend. Diese Taufkirche für eine der ursprünglichen zu halten, liegt ein triftiger Grund vor, indem in der Nähe von Amberg noch eine der ältesten Mönchszellen nachweisbar ist. Als solche glaube ich nämlich Karmenselden, beziehentlich K'rmasele = die Wiesenzelle, dargethan zu haben. Sie liegt eine Meile südlich von Sulzbach, wohin sie eingepfarrt ist, und ist etwa ½ Meile westlich von Amberg entlegen. An ein germanisches Selida (Sölde) ist wohl schon wegen der entschieden slavischen Differenzirung K'rma nicht zu denken, und auch darum, weil es wie das Eichstättische Ursensola (Ursenfollen) als großes Prädium documentirt erscheint. Zu Ursna-sele scheint Hohenkemnath (B. Mariae V.) als Seelsorgkirche zu gehören.

Decanat Naabburg und der westliche Theil des Decanats Neunburg vor'm Wald. Da ich das canonische Verhältniß, welches in ältester Zeit zwischen Perschen, der Hauptkirche der Umgegend, und der Taufkirche zu Naabburg bestand, oben schon klar zu stellen veranlaßt war, so erübrigt mir nur noch, die übrigen ältesten Kirchen dieses Bezirkes in Untersuchung zu ziehen. Hiemit im äußersten Norstosten des Decanates Naabburg beginnend, zweifle ich nicht, daß Eslarn eine sehr alte wendische Ansiedlung sei, finde es aber wenig wahrscheinlich, daß es schon zur Zeit der Wendenbekehrung eine eigene Kirche erhalten habe, indem in jener Zeit, in welcher man über seelsorgliche Kräfte wohl sehr haushälterisch verfügen mußte, zur Constituirung einer Seelsorgstation sicherlich jedesmal ein größerer Complex zahlreicher bewohnter Ortschaften erfordert wurde, und Eslarn außer dem nicht unbeträchtlichen Markte heute noch durchgängig nur Einöden-Siedlung aufweist. Seine seelsorgliche Station mag daher in der Urzeit Altendorf oder Pullenried gewesen sein. Pullenried zählt 9 größere Dörfer in seinem heutigen Pfarrsprengel und hat überdieß das Patrocinium des bevorzugten Slavenpatrons St. Vitus: dieß ist der Grund, aus welchem ich Pullenried für die Seelsorgkirche einer weitern Umgegend halte. Als ihr Baptisterium halte ich die Kirche St. Johannes d. T. zu Oberviechtach, die in Folge dessen schon

ziemlich frühzeitig selbstständige Seelsorgstation wurde und nach und nach Pullenried überflügelte, wie wir dasselbe bei Naabburg bezüglich der alten Hauptkirche Perschen gesehen haben. Ueber die heutigen Pfarreien Trausniz, Tännesberg, Weihern und Böhmischbruck bin ich nicht in der Lage, irgend eine besondere Vermuthung auszusprechen, die entschieden mehr als andere für sich hätte. Sie konnten insgesammt oder getheilt zu Altendorf oder Pullenried gehört haben; vielleicht war aber die St. Michaelskirche zu Tännesberg selbstständiges Baptisterium. Soviel ist sicher, daß die Patrocinien des hl. Erzengels Michael zu Tännesberg und jenes der hl. Margareth zu Weiher auf die älteste Zeit deuten, und ich würde dasselbe auch bezüglich Weidenthals behaupten, wenn sein Ortsname nicht so modern klänge. In dieses Dunkel scheinen zwei wichtige Umstände einiges Licht zu bringen, deren erster die Thatsache ist, daß die auffallend größere Anzahl nahe beieinander liegender Ortschaften, welche sich den wendischen Typus ihrer Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben, den sichern Schluß auf eine dichtere wendische Bevölkerung gestatten, dann aber, daß gerade inmitten dieser dichtern Wendenbevölkerung in der Ortschaft Soeliz (Seliza), 1/4 St. von Trausniz, der Name einer ursprünglichen Zelle erhalten blieb. Daß Soeliz das unverkennbare Diminutivum von Sele, d. h. Seliza = Kleinzell sei, wird, denk' ich, niemand in Abrede stellen wollen. Beide Umstände zusammengehalten, geben uns eine Art Vergewisserung darüber, daß hier auf einem kleinern Areale schon in der Urzeit mehrere Kirchen entstanden seien, als dieß in der Regel anderwärts der Fall war. Bei diesem Anlasse soll auch eine andere Wahrnehmung nicht unterdrückt werden, welche ethnologischen Werth hat, obwohl sie mit der ursprünglichen Bevölkerungsmischung der in Rede stehenden Gegend nur im mittelbaren Zusammenhange steht. Die Pfarrkirche zu Trausniz hat nämlich das Patrocinium des hl. Wenzeslaus, und noch weit entfernt von der böhmischen Grenze liegt nordöstlich von Trausniz ein anderes Pfarrdorf, das den Namen Böhmischbruck führt. Dieß »pons Bohemorum« der alten Matrikel ist ohne Zweifel eine Differenzirung von Bruck bei Nittenau und Arnbruck am Arber, welch letzteres der böhmischen Grenze näher ist, als Böhmischbruck. Hieraus ist zu entnehmen, daß noch später echt czechische Nachwanderungen auch in das nördlichere Waldgebiet am Pfreimdweiher stattgefunden haben, denen zu Liebe man das St. Wenzeslaus-Patrocinium statt eines ältern in Trausniz einführte, und der Ortschaft an der Pfreimdbrücke den Unterscheidungsnamen nach ihnen beilegte.

Noch erübrigt zur Beleuchtung der südwestliche Winkel des Decanates Naabburg, für welchen wir oben die Kirche St. Johannes d. T. zu Taröldern als Baptisterium aufgestellt haben. Die ursprüngliche Seelsorgkirche des Baptisterial-Districtes Taröldern war allem Anscheine nach dessen heutige Pfarrkirche Kemnath bei Fuhrn. Habe ich bei meiner Interpretation der Orte, die Kemnath heißen, mit Steinkirchen recht gesehen, so liegt schon in dem Namen Kem-

nath eine Bestätigung der Ansicht, daß es eine der ältesten Kirchen sei. Dem steht aber ein auf den ersten Anblick sehr gewichtiger Einwand, nämlich das ziemlich spät in Aufnahme gekommene Patrocinium seiner St. Ulrichskirche entgegen. Doch wohl nur auf den ersten Anblick; es ist nämlich bekannt genug, daß vom Ende des X. Jahrh. an eine bedeutende Anzahl längst bestandener, durch die Magyaren verwüsteter Kirchen bei ihrem Wiederaufbaue das Patrocinium des hl. Ulrich erhielten. Es geschah dieß wegen des Antheiles, den dieser Heilige an der entscheidenden Magyaren-Niederlage 955 auf dem Lechfelde hatte.

Der Seelsorgbezirk von Kemnath bei Fuhrn ist einer von den nicht vielen, für die sich mit Sicherheit eine Mönchszelle nachweisen läßt, von welcher er gegründet worden ist. Den präcisen Standpunkt dieser Zelle anzugeben bin ich nicht im Stande, weil die Wahl zwischen drei nahe beieinander liegenden Ortschaften schwankt, deren Namen etymologisch das Element sele enthalten; Taxöldern selbst dürfte die meiste Chance für sich haben. Die zwei andern Ortschaften sind Teiselskin und Wuzelskin, deren Etymologie früher schon erläutert worden ist. Taj-sele-skim (skina) ist wörtlich: Eigen der einsamen Zelle, Vu-sele-skim (skina) aber: Im Eigen der Zelle, Vu ist nämlich im Slovenischen der Casus localis. Beide Ortsnamen scheinen daher streng genommen nicht die Zelle selbst, sondern Liegenschaften derselben zu bezeichnen, und dieß leitet auf die Vermuthung, daß fragliche Zelle, wie jene fünf Meilen nördlicher bei Puchersreut gelegene, Taj-sele geheißen habe, woraus durch eine freilich ungleichartige Verwitterung oder richtiger deutsche Mundgerechtmachung allerdings Taxöldern werden konnte. Wie dem auch sein möge, ist jedenfalls irgend eine Zelle nächst Kemnath bei Fuhrn durch diese Ortsnamen sichergestellt.

Ich habe bisher die Oberpfalz in eine nördlichere und südlichere getheilt, ohne bei dieser Theilung irgend eine geschichtlich-geographische z. B. der Pfalz-Neuburgischen und Pfalz-Sulzbachischen Gebiete zu Grunde zu legen. Meine Eintheilung ist vielmehr eine mehr ethnographische, obwohl auch in dieser Hinsicht nichts weniger als eine erschöpfende, wenn man etwa die Ausscheidung des auffallender von Czechoslaven in Besitz genommenen Waldgebietes davon ausnimmt. Ich rechne zur südlichen Oberpfalz, was davon von den Südgrenzen der Decanate Hirschau, Naabburg und zum Theil Neunburg vor'm Wald gegen die Donau herab liegt. Die Bevölkerungs-Verhältnisse der Decanate Allersburg, Schwandorf und Roding unterscheiden sich nämlich in gar Manchem von jenen der nördlichen Decanate. Was am meisten auffällt, ist die Thatsache, daß in den südlichen Decanaten die Ortsnamen, die sich ihren wendischen Typus unverkennbar bewahrt haben, nur noch in geringer Anzahl vorkommen, oder bezüglich einzelner Pfarreien gänzlich mangeln. Nur der Landstrich zwischen der Laber und dem Regen, wo letzter seine grelle Beugung bei Stockenfels macht, um sich in rein südlicher Richtung der Donau zuzuwenden, macht davon eine

Ausnahme, denn er weist verhältnißmäßig beinahe eben so viele wendische Ortsnamen auf, wie andere nördlichere Bezirke gleichen Areals. Zwischen dem Südlaufe des Regens und der Naab scheint schon der Rafachwald mit seinem Südsaume das Wendenterritorium abzugrenzen, bei Kalmünz reicht es aber etwas weiter gegen die Donau herab. Das westlichere bischöflich Eichstättische bleibt hier als nicht mehr zur alten Metropolie Salzburg gehörig außer Ansatz. In Erwägung dieser ethnographischen Anhalte gehe ich kaum fehl, wenn ich den Regen, oder genauer, den Höhenzug in ziemlicher Entfernung von seinem linken Ufer, von Wetterfeld bis Regenstauf, und dann eine Linie, die am Südsaume des Rafachwaldes und sofort von der Naab bei Beratshausen an die schwarze Laber läuft, als beiläufige Südgrenze des Wendenterritoriums annehme. Abgesehen von der Eingangs hervorgehobenen gruppenweisen Siedlung der beiden Nationalitäten, scheinen die Wenden an ihrer Südgrenze strichweise bis tief in's Binnenland hinein von dem herrschenden Baioarenvolke schon frühzeitig, ich weiß nicht soll ich sagen zurückgedrängt oder germanisirt worden zu sein. Die Germanisirung ging aber im Gesammtwendenlande um so rascher, als durch die Christianisirung der Wenden das Haupthinderniß der Nationalitätenmischung gehoben worden war. Damit will natürlich nicht behauptet werden, daß die Wenden schon vor 739 alle ihre nationalen Eigenthümlichkeiten verloren haben. Dieß verlangte auch niemand, weil der gesunde Verstand und der lebendige Rechtssinn unserer Ahnen die heilose Nivellirungssucht moderner Staatskunst als Unnatur von sich gewiesen haben würde. Die völlige Verschmelzung der beiderseitigen Nationalitäten führten aber erst die gemeinsamen Drangsale während der Magyarenstürme in der ersten Hälfte des X. Jahrh. herbei. Die Glühhitze gemeinsamer Leiden vereinigt auch die widerstrebendsten Elemente; die in gegenseitiger Hilfsbedürftigkeit und Hilfeleistung zum Ausdruck gelangende Liebe ertheilt dann dem Bunde die höhere Weihe.

Das kleine Decanat Allersburg könnte als wahrscheinlich altchristlicher Bezirk hier ganz unberücksichtigt bleiben. Seine Kirchenpatrocinien des hl. Michael am alten Decanatssitze Allersburg, des hl. Petrus zu Adertshausen und Ransbach, SS. Salvatoris bei Hohenburg deuten in die Rupertinische Zeit zurück. Doch darf man annehmen, daß die Baioarier, wenn sie diesen Bezirk nicht schon seit der Besitznahme des Landes behalten hatten, wenigstens sehr frühzeitig dort eingedrungen und auch das Christenthum dorthin mitgebracht haben. Hätte ich außer der Lage noch irgend einen Anhaltspunkt, so würde ich nicht anstehen, den ganzen Bezirk für eine Seelsorgstation des schon bald wieder in Verfall gerathenen Klosters Weltenburg zu halten. Nur im nordwestlichen Winkel scheinen Wenden gesiedelt oder sich doch länger unabhängig von den Baioariern erhalten zu haben. Das St. Vitus-Patrocinium zu Utzenhofen gibt hiefür einen bedeutsamen Wink. Bei der nachherigen Bekehrung dieser Wenden scheint sich das 1 St. von Utzenhofen entfernte Gotteshaus zu Albertshofen (S. Joann. Bapt.) als Baptisterium erhoben zu haben. Diese Ortsnamen sind, wie leicht ersichtlich, germanische, wovon

nur Umelsdorf und Dürsnacht eine Ausnahme machen dürften, obwohl auch sie beinahe bis zur Unkenntlichkeit germanisirt sind. Ueberhaupt macht die Topographie des ganzen Decanats den Eindruck einer fast ausschließlich germanischen.

Anders verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Kern des Dekanates Schwandorf, obwohl es auch dort nicht an vorzugsweise germanischen Gegenden mangelt. Zu letztern rechne ich, sicherlich unbeanstandet, den Landstrich südlich vom Rafachwalde und die östliche Umgegend von Regenstauf auf dem linken Regenufer. Vielleicht darf man auch die nähere Umgebung von Hohenfels im Westen des Decanatsbezirkes hieher zählen; der Norden und der eigentliche Kern des Decanats ist aber, wie gesagt, vorwaltend wendisch. Um den wendischen Charakter dieser Landschaft zu constatiren, laß ich hier jene Ortsnamen folgen, deren wendischer Typus vor jeder Anfechtung sicher steht; sie sind: Büchelskin, Dalackenried, Dechshöfen, Girniz, Kalmünz, Köblizhof, Krain, Loisniz, Preuschlhof, Priessat, Teubliz, Wasa, Windbuch, Zaar.

Was nun vorerst die ältesten Baptisterien des Bezirkes betrifft, so dürfte uns das eine oder andere, ursprünglich dem hl. Johannes d. T. gewidmete, durch spätere Patrociniumswechsel wie anderwärts so auch hier verloren gegangen sein. Nur ein solches Patrocinium findet sich im Decanatsbezirke und zwar zu Kronstätten, einer Filiale der Pfarrei Wackersdorf, aber selbst dieses vermag ich wegen der Nähe von Taxöldern nicht als ursprüngliches anzuerkennen, glaube vielmehr, daß es erst mit der Einführung des Pfarrinstitutes entstanden sei. Dagegen werden die beiden dem hl. Erzengel Michael geweihten Pfarrkirchen Kalmünz und Vilshofen ursprüngliche Baptisterien sein. Beide stehen an der Vils, jenes von Kalmünz an ihrer Einmündung in die Naab, und Vilshofen wird wohl das Baptisterium der Buchwenden (Pukewinida) gewesen sein, Kalmünz aber das ihrer südlichen Stammesgenossen.*) Daß südlicher und südöstlicher kein sicherstehendes Baptisterium mehr vorkomme, beirrt mich nicht im mindesten, indem wohl nicht daran zu zweifeln ist, daß die Bekehrung der Grenzwenden von den christlichen Kirchen der baioarischen Nachbarn bewerkstelligt worden sei, und daß demzufolge die Neubekehrten auch in den ihnen zunächst gelegenen baioarischen Kirchen getauft wurden. Durch die Taufe kamen aber die Grenzwenden naturgemäß in den seelsorglichen Nexus solcher Nachbarskirchen, in soweit nämlich von einem seelsorglichen Nexus im Allgemeinen die Rede sein kann.

Von den übrigen ältesten, besonders Seelsorgkirchen, dringt sich vor allen

*) Kalmünz, Golmunz, Kolmiz sind nur mundartlich von einander verschieden und eines und dasselbe mit mehrern in östlichen und südlichen Wendenlanden vorkommenden Colmiza. Auch bei Arbagger an der niederösterreichischen Donau gibt es ein pleonastisches Kolmitzberg, urkundlich: Colomezza (»qui apud Winades Colomezza vocatur« Cod. Ratisb. I. p. 28.), ich sage pleonastisches, weil Colmiza im Slovenischen für sich schon Hügel heißt. Schon andere haben darauf aufmerksam gemacht, daß hie und da einer der Kolmannsberge in Oesterreich, z. B. der sagenumrankte bei Altmünster am Traunsee, seinen ursprünglichen Namen von Colmiza haben dürfte.

übrigen die in der Mitte des Bezirkes stehende St. Vituskirche zu Burglengenfeld auf. Sie kann füglich als wendische Central-Seelsorgkirche weiter Umgegend angesehen werden. Von ihr weg leitet uns ihre Expositurkirche Buchbach am Forst, 1 Meile nördlich entlegen, im Vereine mit dem Dorfe Buchenloh und dem ältern „im Puechern" zu den bisher vergeblich gesuchten Buchwenden (Pukewinida), die meines Dafürhaltens im Anhalte an die Documente des Klosters Ensdorf denn doch nirgends gesucht werden können, als wo die Ortschaft Winbuch (Winipuohe) noch ihren Namen bewahrt. Ihre Seelsorgs- und Taufkirche zugleich war Vilshofen, wohin auch heute noch der größere Theil des Buchforstes eingepfarrt ist. Ob eine nordöstlichere Seelsorgkirche sich in Schwandorf selbst oder in Wiefelsdorf befunden habe, wird, denk' ich, zweifelhaft bleiben; ich suche sie weder im einen noch im andern, sondern in dem bedeutendern Dorfe Puchbach, Pf. Wiefelsdorf, wofür mir das Patrocinium der hl. Margaretha den Ausschlag zu geben scheint. Das von den Buchwenden bewohnte Gebiet um den Buchforst wird wohl Altachisches Missionsgebiet gewesen sein, weil Niederaltach dort schon um die Mitte des VIII. Jahrh. begütert war. Als die Altacher Mönche ihre Filialabtei Kremsmünster errichteten, wird nämlich unter den Dotationsgütern derselben, die ihr Herzog Tassilo anwies, auch schon die Kirche Nordfilusa aufgezählt[1]), welche der gelehrte Herausgeber des Urkundenbuchs wohl ganz richtig mit Vilshofen am Buchforst deutet[2]). Aus dem Umstande, daß die Kirche zu Vilshofen schon 777 ein beträchtliches Vermögen besaß, wird man mit Recht schließen dürfen, daß sie damals schon längere Zeit bestand. — Damit dürfte die kirchliche Topographie des Decanates Schwandorf in seinem wendischen Landstriche so ziemlich erschöpft sein.

Die Bevölkerungsverhältnisse des Decanats Roding haben viel Analoges mit jenen des Decanates Schwandorf. Auch hier ist allem Anscheine nach die obendrein nicht sehr dichte wendische Einwohnerschaft nur im Norden zu suchen, und selbst da sind die echt wendischen Ortsnamen seltener als z. B. im nahen Schwandorfischen. Immerhin wird man aber nachstehende dafür gelten lassen müssen: Hadriwa, Hoßlhof, Loisnitz, Moißenberg, Monassen, Nassen, Nerping, Ottischhöf, Radlseign, Tischenried, Windhof, Windmois, Wuzeldorf. Auch die Siedlungsverhältnisse zeugen für zahlreichere germanische Colonen, indem neben allerdings größern Dörfern die einödige Cultur als vorwaltende auftritt. Im entschieden germanischen südlichen Antheile begegnen wir aber auch noch einer Reihe Zellen, die gleichsam die Operationsbasis der Cultur und des Christianisirungszuges darstellen, so die heutige Pfarrei Zell (Ober- und Unter-), Mattenzell, Kleingeraszell, wie denn auch die im XII. Jahrh. gegründeten Klöster Reichenbach und Walderbach schon etwas tiefer im Binnenlande nur erweiterte Zellen sein dürften. Aehnlich wie in dem Ortsnamen Wuzelskin (Vu-sele-skim [skina]

[1]) Urk.-Buch v. Kremsmünster Urk. 1. u. 2. [2]) Ibid. Orts-Regist. S. 398.

dürfte vielleicht in dem stark germanisirten Wuzeldorf (Vu-sele-dorf) eine wendische Zelle liegen, die nach abgestreiftem Ausgange Dorf als Casus localis »Vu-sele« genau dem öfter vorkommenden Inzell entspräche. Wäre dieß richtig (was ich auf sich beruhen lasse), so fänden wir hier eine Begegnung des wendischen und germanischen Idioms, welche insoweit etwas für sich hat, weil die Nationalitätengrenze wirklich durch die Pfarrei Wald zieht, in welcher Wuzeldorf liegt, während die obengenannten baioarischen Zellen sich südlich unmittelbar daran reihen.

Der wendische Decanatsantheil hat nur ein einziges ganz sicheres Baptisterium in der Kirche St. Johannes d. T. zu Stamsried, das an der Nordostgrenze liegt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß auch der westliche Bezirk eines gehabt habe, und dieses wäre der Lage nach um Bruck zu suchen. Man wird anzunehmen genöthigt sein, daß in einer der Kirchen um Bruck die Notorität des Baptisteriums durch spätern Patrociniumswechsel verloren gegangen sei. Uebrigens will ich nicht verschweigen, daß man selbst Stamsried als Baptisterium eines wendischen Seelsorgbezirkes anzweifeln könnte auf Grund einer Urkunde K. Arnulfs vom J. 896, worin ausgesagt ist, daß mehrere Güter in den nahen Roding und Pösing (Rotagin ... Pesinga) Fremdlingen und freien Slaven gehören (»ad hospites pertinent et ad liberos slavos). Es ist aber nicht zu übersehen, daß die freien Slaven nichts weiter sein werden, als schon länger landsäßige Wenden, die »hospites« dagegen bis in das Wendenland vorgedrungene Czechoslaven, die dort allerdings als Fremdlinge gelten konnten, während sie tiefer im Nordwalde z. B. um Waldmünchen, Cham u. s. w. ebenfalls schon seit längerer Zeit seßhaft waren. Uebrigens liegt in dieser Aussage ein deutlicher Wink für die Thatsache, daß die czechoslavischen Nachwanderungen in den Nordwald noch in späterer Zeit fortgedauert haben, was den baioarischen Grundherren im Interesse der Waldcultur nur höchst wünschenswerth sein mußte, indem ihre Leibeigenen nicht dazu ausreichten.

Was nun die Seelsorgkirchen des Decanats Roding, wendischen Antheils, im Besondern betrifft, so wird uns in der eben erwähnten Urkunde erzählt, daß K. Arnulf in seiner Villa Rotagin 896 die Hofcapelle vom Grunde aus neu erbaut hatte. Waren also bis dorthin die Wenden um Roding ohne Kirche? Gewiß nicht; abgesehen vom Baptisterium Stamsried, gibt sich Pösing mit seiner dem hl. Vitus gewidmeten Kirche als altes Wenden-Gotteshaus zu erkennen, dessen Baptisterium Stamsried gewesen zu sein scheint. Im Westen wird wohl die Liebfrauenkirche zu Nittenau als älteste Seelsorgkirche am meisten Wahrscheinlichkeit für sich haben, im Süden aber die Marienkirche der schon auf baioarischem Boden stehenden Zelle (Unterzell) und im äußersten Nordwest die Kirche von Altschwand, die ebenfalls das Patrocinium Maria-Himmelfahrt hat.

Das Missionsverdienst dieses Bezirkes gebührt wahrscheinlich den Mönchen von St. Emmeram. Zwar hatte St. Emmeram in seinen spätern Jahrhunderten nur zwei Patronate in dieser Landschaft, nämlich Altschwand und Michaels-

Neukirchen, während das Patronatsrecht auf die Pfarreien Bruck, Nittenau, Penting, Roding und Stamsried noch dermal dem Collegiatstifte der Alten Kapelle zusteht. Alle diese Patronate des Collegiatstiftes scheinen jedoch von der Dotation des K. Heinrich II. herzurühren, welcher bekanntlich das dermalige Collegiatstift U. L. Frau als solches gründete. In ältester Zeit — vom J. 535 an — hatte an der Liebfrauenkapelle allerdings das vom hl. Rupert dort behufs der Seelsorge am herzoglichen Hofe und in der Landeshauptstadt Regensburg überhaupt errichtete Mönchsklösterlein bestanden, war jedoch, wie schon erörtert, während des Verfalles der Salzburger Landeskirche im Laufe des VII. Jahrh. wohl ebenfalls in gänzlichen Verfall gerathen. Die Mönche, welche Herzog Theodo, der Gönner des hl. Emmeram, zu dessen Grabeshut berief, mögen die letzten Reste von der kleinen Genossenschaft an der Alten Kapelle gewesen sein. Sicher ist, daß zur Zeit, als Kaiser Arnulf Mönche zur Besorgung des Gottesdienstes an seiner neuerbauten Hofkapelle zu Rotagin einführte, die Genossenschaft an der Liebfrauenkapelle nicht mehr bestand, denn schon sechs Jahre später setzte K. Heinrich II. ein Collegium von Säcularpriestern dort ein. Diese Mönche zu Roding (»capellam nostram Rotagin ad opus fratrum ibidem Deo die noctuque famulantium« ꝛc. sagt die cit. Urkunde[1]), kann der Kaiser wohl nur aus dem von ihm besonders begünstigten Kloster St. Emmeram berufen haben, welches er sich ja auch zur Grabstätte erkor. Sein Wohlwollen für dieses Stift war aber kaum der einzige Grund, ihm die Besorgung der Hofkapelle zu Rotagin anzuvertrauen, sondern auch der Umstand, daß die ganze dortige Umgegend ohnehin schon unter der seelsorglichen Leitung dieses Stiftes stand, eben weil dessen Mönche vor ungefähr anderthalbhundert Jahren die wendische Einwohnerschaft dem Christenthum zugeführt hatten. Zum Beweise hiefür würde das soeben Erläuterte für sich allein nicht vollkommen genügen, es genügt aber sicherlich im Zusammenhalte mit der beurkundeten Thatsache, daß die Mönche von St. Emmeram die Cham-Mark, zu welcher der östliche Theil des Decanats Roding gehörte, zum Glauben bekehrt hatten, und eben darum schon vom Herzog Otilo (vielleicht sogar schon von Hugibert) mit bedeutenden Liegenschaften in derselben beschenkt worden waren, wie sogleich näher wird erörtert werden.

B. Bekehrung der Slaven des baioarischen Nordwaldes.

Bevölkerungsverhältnisse. Die Topographie der drei Decanate: Neunburg v. W., Cham und Unterviechtach der Regensburger Diöcese macht den Eindruck einer vorwiegend germanischen Bevölkerung, jedoch nicht der einer ursprünglichen schon vorwiegenden, sondern einer in Folge durchgreifender Germanisirung es gewordenen. Die weit größere Mehrzahl der Ortsnamen ist nämlich entweder ganz deutsch oder doch deutsch gestaltet; letztere haben jedoch

[1]) Mon. Boic. XXVIII. P. I. p. 113.

durchgängig nicht nur einen fremdartigen Beigeschmack in ihren Wurzeln, sondern die Stammsilben lassen sich bei einer bedeutenden Anzahl nur höchst gezwungen auf das altdeutsche Etymon zurückführen. Zwischen all diese mengt sich aber auch noch ein nicht zu verachtender Bruchtheil von Ortsnamen, die sich schon auf den ersten Anblick als fremdländische, d. h. wendische oder czechoslavische präsentiren. In diesem topographischen Bilde gelangt ein ziemlich verständliches Bild der Volksgeschichte, wenigstens in allgemeinen Umrissen, zur Anschauung. Die leichter erkennbaren wendischen Ortsnamen halten sich mehr an den Westsaum des Nordwaldes und werden je mehr südlicher auch desto seltener; die entschieden czechischen treten im Binnenwalde auf, gegen Osten weniger entstellt als gegen Südwest; in letzter Richtung dringen die deutschen Formen mehr und mehr in den Wortkörper selbst ein, bis sie an der Waldgrenze naturwüchsig deutsch werden. Ich führe hier beispielshalber mehrere etwa mit Ausnahme der Endungen allgemein slavisch gebliebene und dann einige zu großem Theile germanisirte Ortsnamen auf. Wendische oder czechoslavische: Deschenried, Döbersing, Döfering, Fastern, Frachels, Frath, Frathau, Grabiz, Gradis, Haschaberg, Janahof, Kaikenried, Katheber, Köbliz, Kötzting, Kolmiz, Kulz, Lam, Langwiz, Lobesried, Lodischhof, Loibling, Loisling, Liusling, Mock, Pisliz, Pignet, Premaischl, Rötz, Salliz, Schlamering, Schlatzendorf, Schlondorf, Sichen, Traitsching, Tresdorf, Wanuz, Waradein, Weisliz, Wieratshof, Wuriz, Zandt, Zelz, Zettisch, Zisliz, Ziselberg. — Mehr germanisirte: Dautersdorf, Eschlseugn, Flischbach, Flischberg, Haberseugn, Jedesdorf, Katzdorf, Klessing, Komming, Lesmannsried, Muschenried, Nonsting, Playbach, Prensting, Prosdorf, Rahn, Saisting, Seughof, Wenzenried, Windisch-Bergerndorf, Zenching. — In den drei von Nordwest nach Südost anstoßenden Decanaten Regen, Schönberg und Waldkirchen des bischöflich passauischen Waldantheiles werden, wie vorhin gesagt, die entschieden slavischen Ortsnamen schon viel seltener. Als solche gelten mir: Flainz, Gfradert, Kringell, Laifliz, Prag, Pretzt (Ober- und Nieder-), Ringlai, Rötz, Rusel, Simbeln und Wittensitt; eine eben so große Anzahl schon mehr germanisirter, wie Aurezdorf, Nürsching, Vendelsberg, Wotzeug u. s. w. übergehe ich. Berücksichtigt zu werden verdient, daß die Bergnamen auf der heutigen böhmischen Grenze, z. B. der Arber, Ossa, Lusen, Rachel anerkannt slavisch sind; ein kleiner Rachel liegt aber tief im Binnenwalde, im sog. Leopoldswald. Auf alten Karten findet man auch hie und da einen reinslavischen Bachnamen in schon größerer Entfernung von der dermaligen Landesgrenze und, was noch wichtiger sein wird, entschieden slavische Dorfanlagen (die Häuser auf der Peripherie einer Ellypse, einen geräumigen, freien Platz einschließend) aber mit ausgeprägt deutschen Ortsnamen, so z. B. Rosenau und Groß-Armschlag. All diese Momente zusammengehalten, berechtigen zum Schlusse, daß einst ziemlich weit in das Binnenland hinein czechoslavische Colonen in verhältnißmäßig großer Anzahl seßhaft gewesen seien, welche bis in spätere

Zeit ihre Sprache und nationale Eigenthümlichkeiten beibehielten, und erst davon ließen, als der Germanisirungsproceß ein allgemein durchgreifender wurde.

Ueberhaupt wird das Verhältniß der Waldslaven zum herrschenden baiovarischen Volksstamme ein anderes gewesen sein, als jenes der eigentlichen Raabwenden. Diese waren von den Baiovaren anfänglich völlig unabhängig und kamen erst nach und nach in die Stellung der Tributpflichtigkeit und dann in jene eigentlicher Unterthänigkeit. Die von Osten her einwandernden Czechoslaven scheinen dagegen von jeher als Colonisten baiovarischer Grundherren Leibeigene derselben geworden zu sein; als solche werden sie als Hospites den Wenden, von denen manche Libri Slavi waren, in der obencitirten Urkunde gegenübergestellt. Durch diese viel straffere Abhängigkeit war aber auch die Art und Weise bedingt, in welcher sie dem Christenthum gewonnen wurden. Während wir bei den Raabwenden mehrere Zellen gefunden haben, welche rein wendische Namen haben, was offenbar eine gewisse nationale Selbstständigkeit der von ihnen aus bekehrten Wenden voraussetzt, hat der echt czechoslavische Landstrich des Nordwaldes neben der großen Anzahl von Zellen mit rein germanischen Ortsnamen nur eine einzige, deren Name halb slavisch und halb germanisch ist, nämlich Zelz, d. h. Zeliza = die kleine Zelle, und diese liegt präcis auf der wendisch-slavischen Grenze, nämlich in der Pfarrei Dalking, eine Stunde nördlich vom Decanatssitze Cham entfernt. Aus diesem Umstande wird zu erschließen sein, daß die Einführung des Christenthums bei den Waldslaven auf Anregung und unter Beihilfe der baiovarischen Grundherren von jenen Zellen aus bewerkstelligt worden sei, von welchen aus die Mönche, welche sie innehatten, die Seelsorge bei den bereits christlichen baiovarischen Landeigenthümern ausübten. Dieses Vorgehen hat einige Aehnlichkeit mit jenem, kraft welches jene Wenden, welche zwischen und neben vorzugsweise baiovarischen Ansiedlungen wohnten, ebenfalls von den baiovarischen Seelsorgstationen aus bekehrt wurden, wie wir oben gesehen haben.

Ich habe vorhin gesagt: „die von Osten her einwandernden Czechoslaven scheinen von jeher als Colonisten baiovarischer Grundherren Leibeigene derselben geworden zu sein." Die Berggegenden, in denen sie sich erst durch allmälige Nachschübe zahlreicher ansiedelten, waren schon von Baiovariern, wenn auch in ziemlich sporadischen Niederlassungen, in Besitz genommen, als die ersten czechoslavischen Einwanderer durch die Einsattlungen der Bergkämme aus dem alten Bojoheim an die Westabhänge des Nordwaldes herüber zogen. Sie fanden dort ein in Dynasten, Freie, Mittelbare, Barschalken und Hörige ausgegliedertes Volksleben vor, und es blieb ihnen nichts übrig, als sich der letzten Kategorie anzuschließen. Allerdings mögen ihnen von Grundeigenthümern beträchtliche Vergünstigungen eingeräumt worden sein, indem den landsäßigen Adeligen viel daran gelegen sein mußte, strebsame Colonisten und geschickte Bergleute für ihre unabsehbar sich ausdehnenden Wald- und Bergreviere zu erhalten. Nun wissen wir wenigstens von den Südwenden in Kärnten und Krain, daß sie bei den ihrer

Abstammung nach keltischen Norikern, welche sie dort theilweise unterjochten, nicht ohne große Fortschritte in die Schule des Bergbaues gegangen waren; andrerseits gehen aber zerstreute Nachrichten über das seit unvordenklicher Zeit im Nordwalde im Betriebe stehende Bergwesen ziemlich weit in das Alterthum zurück. Ob hierin auch eine primitive Glasfabrication mit inbegriffen sei, wage ich nicht zu behaupten, vermuthe es aber, weil gerade die Wenden an den croatischen Grenzen diesen Industriezweig mit vieler Geschicklichkeit betreiben. Wenn man die heutige Topographie des innern Nordwaldes überblickt, dringen sich Berg- und Hüttenwesen als hervorragendste Factoren derselben auf. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß sich in jener alten Zeit, von der es sich hier handelt, in kleinerem Maßstabe dasselbe Vorgehen vollzogen habe, welches wir im viel größern und sich vergrößernden in den letzten Jahrhunderten im Nordwalde eingehalten sehen. Die Landesherren als Rechtsnachfolger der alten Adelsgeschlechter und geistlichen Corporationen vergeben nämlich dort Tausende von Tagwerken an industrielle Gewerke und Gewerkschaften zum Berg- und Hüttenbetriebe. Diese beschäftigen aber wieder Tausende oft aus weiten Fernen herbeigelockte Arbeiter, und die jüngste Topographie des Nordwaldes weist schon mit ihren Ortsnamen eine Unzahl zum Theil sehr volkreicher, derartiger Arbeiter-Ansiedlungen nach. In ähnlicher Weise erkläre ich mir die czechoslavischen Einwanderungen in den Nordwald während der ältesten Zeit.

Die sociale Stellung der eingewanderten Czechoslaven des Nordwaldes dürfte von jener der heutigen Arbeitercolonien nicht wesentlich verschieden gewesen sein; wie heute die über das Capital verfügenden Unternehmer, so waren in alter Zeit die mit Alod und Lehen reichlich ausgestatteten Landeigenthümer oder Besitzer die Allgewaltigen, die Inhaber der arbeitenden Hände aber mehr oder minder begünstigtes Proletariat. Die Arbeiter der alten Zeit hatten vor jenen der jetzigen das voraus, daß sie in die strengern und mildern Formen des Colonatsverhältnisses aufgenommen wurden. Schon auf der untersten Stufe desselben erlangten sie den Nutzgenuß wenn auch noch so kleiner Parcellen von Grund und Boden, und wenigstens ihre Nachkommen traten nach und nach in gesicherten Besitz größerer Areale ein, die seit einiger Zeit förmliches Eigenthum geworden sind. Unsere zahllosen Arbeiter in industriellen Unternehmungen sind dagegen rein Besitzlose, sie bilden als solche eine heimatlose, flottante Bevölkerung und bleiben Proletariat im bedauerungswürdigsten Sinne des Wortes. Auch für die eingewanderten Czechoslaven brachte es das Colonatsverhältniß mit sich, daß ihre Grundherren und Arbeitgeber für ihre zeitliche und geistliche Wohlfahrt sorgen mußten, deren größte Wohlthat es war, daß ihnen Gelegenheit und Aufmunterung gegeben wurde, in die christliche Kirche einzutreten. Mag es aber auch einzelnen Eingewanderten gelungen sein, sich zur Stellung von Barschalken zu erschwingen: im Allgemeinen blieben die baivarischen Geschlechter noch Jahrhunderte hindurch Obereigenthümer des Bodens. Es ist ohne Zweifel ein charakteristischer Beleg für diese Thatsache,

daß selbst in der Chammark, wo das czechoslavische Volkselement mittelst der Topographie als zahlreicheres aufscheint, das Grundeigenthum noch am Beginne des IX. Jahrh. ausschließlich in baioarischen Händen war. In der Regensburger Urkunde über die Revindication kirchlichen Eigenthums durch Bischof Baturich vom J. 819[1]), auf welche ich später zurückkommen muß, werden uns sieben benachbarte Grundeigenthümer namhaft gemacht, deren Namen offenbar germanisch sind. Sie heißen: Ratpreht, Scurz, Engilmunt, Tago, Ribhart, Liupger und Meco (d. h. Meginhart). Was hier für eine ausgedehnte Mark klargestellt ist, wird wohl die allgemeine Besitzesnorm gewesen sein.

Auf dasselbe Rechtsverhältniß weist auch, wenigstens indirect, die Wahrnehmung hin, daß wir in den Urkunden, soweit sie zurückgehen, sowie in der heutigen Topographie noch, die germanische Zellenwirthschaft im bayerischen Walde als im Flor stehend antreffen. In der engern Chammark sind mir außer dem Chammünster sieben Zellen bekannt, in der weitern um Unterviechtach andere sechs, auf welche wir zurückkommen werden. All diese Zellen wurden wohl mit nur wenigen Ausnahmen allem Anscheine nach in dreifacher Absicht errichtet: als Seelsorgstationen der bereits christlichen baioarischen Landeigenthümer und Hörigen, als sichere Trägerinen der Waldcultur und als Missionsfocusse zur Bekehrung der dort eingewanderten, noch heidnischen Czechoslaven. Erwähnte 13 Zellen entfallen auf das bischöflich Regensburgische, wozu dann nördlich auch noch die größere Zelle Waldmünchen zu zählen ist, südlich aber sieben weitere auf bischöflich passauisches Diöcesangebiet.

Der Christianisirungsgang bei den Czechoslaven des Nordwaldes. In der Darstellung der Missionsarbeit, wodurch die Czechoslaven des Nordwaldes dem Christenthume gewonnen wurden, gedenke ich der geographischen Ordnung halber die Richtung von Norden nach Süden einzuhalten. Naturgemäß wurde der Nordwald in seiner ganzen Ausdehnung von Westen nach Osten in Cultur genommen, und die christliche Mission ging als kräftigste Vermittlerin derselben eben auch keinen andern Weg. Daraus ergibt sich von selbst, daß wir uns in den von Norden nach Süden auszuscheidenden, einzelnen Missionsgebieten bezüglich des Vordringens des Christenthums in denselben immer an die Richtung von West nach Ost zu halten haben werden. Sie ist uns durch den Weg, den die Strahlen des Glaubenslichtes von ihren Focussen aus gegen die Peripherie nahmen, von selbst gegeben; diese Focusse sind aber: der kleinere des Stiftes St. Emmeram und jener mächtigere der Abtei Niederaltach. Ihre Missionsgebiete waren aber nichts weniger als scharf von einander ausgeschiedene; dasselbe hohe Ziel anstrebend, wurde dieses vielmehr in brüderlicher Eintracht und gegenseitiger Unterstützung zu erreichen gesucht, wie wir Aehnliches schon bei der Bekehrung der nördlichen Naabwenden zu beobachten Gelegenheit gehabt haben. Erst als die

[1]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 17.

kirchliche Organisation vorgenommen und die geistliche Arbeit mit zeitlichem Gute und Rechten remunerirt wurde, erhielten beide Stifte je nach Maßgabe vorzüglichern Arbeitsantheiles in dieser oder jener Gegend ziemlich arrondirte Liegenschaften und Patronate.

Was die Zeit betrifft, in welcher die Bekehrung der Waldslaven bewerkstelligt worden ist, sind meines Dafürhaltens zwei Dinge sicher: erstens, daß sie nach jener der Naabwenden-Bekehrung falle, weil sie, wie wir sogleich sehen werden, theilweise von den bereits christianisirten Naabwenden-Bezirken ausging, und daß die Westabhänge und Thäler des Nordwaldes früher in Angriff genommen wurden, als die innern oder östlichern Waldreviere, weil auch die Cultur naturgemäß denselben Weg von West nach Ost genommen hatte. Bezüglich der Naabwenden-Bekehrung habe ich bereits früher dargethan, daß deren Anfänge mit hoher Wahrscheinlichkeit jenen Vorbenedictiner-Mönchen zuzuschreiben sein werde, welche eine auffallende Anzahl zum Theil nahe bei einander liegender Zellen des Stauferwaldes bewohnten und aus welchen sich dann bei der Einführung der Benedictinerregel die Klöster Nieder- und Oberaltach constituirten, daß sie aber erst von den Benedictinern dieser Abteien vollendet worden sein dürfte. Die Bekehrungsanfänge der Naabwenden werden daher, wie ebenfalls schon bemerkt worden, ungefähr in den Beginn des VIII. Jahrh., d. h. in die Regierungszeit jenes Herzogs Theodo einzustellen sein, unter welchem der hl. Corbinian nach Freising kam, die Vollendung ihrer Christianisirung aber in die letzten Regierungsjahre Herzog Hugiberts und in die ersten Herzog Otilo's. In dem letztgenannten Zeitraume mag aber auch die Bekehrung der Waldslaven angefangen haben, weil schon Herzog Otilo, wie wir sehen werden, die Missionsarbeit der St. Emmeramer Mönche in der Umgegend von Cham, d. h. schon ziemlich tief im Nordwalde mit Liegenschaften belohnte. Diese Missionsarbeit mag aber ziemlich weit in die Regierungszeit König Karls hinein angedauert haben, dessen Vater den größten Theil des Nordgaues vom Herzogthume Baioarien abgetrennt hatte; und es ist dieß nicht mehr als natürlich, weil eben auch die czechoslavischen Nachwanderungen in Folge der immer noch vorschreitenden Cultur wohl bis gegen Ende des VIII. Jahrh. und vielleicht darüber hinaus fortgesetzt wurden. Die czechoslavischen Nachschübe in den Nordwald hörten wohl erst damals auf, als sich die Czechen von den germanischen Grenzen mehr gegen die Mitte Böhmens zurückzogen und sich dort concentrirten: ein länger währender Vorgang, den ich in die letzten Regierungsjahre K. Karls d. Gr. verlegen zu dürfen glaube. Nach dieser Concentrirung der eigentlichen noch länger heidnischen Czechen mögen beträchtlichere Rückwanderungen wahrscheinlich schon christlicher und theilweise germanisirter Czechenfamilien in die westlichen Grenzbezirke Böhmens stattgefunden haben, was bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Volkes leicht erklärbar ist. Es ist Thatsache, daß die Deutschböhmen, die sich nicht gerne für eines Stammes mit den eigentlichen Czechen halten lassen, mit Ausnahme der Sprache alle nationalen Eigen-

thümlichkeiten mit ihnen gemein haben. Die unleugbare Gemeinsamkeit der Gemüthsart und Gesittung wird ihre natürlichste Erklärung nur in der Annahme der soeben aufgestellten Rückwanderungen finden.

Der Missionsbezirk des Klösterleins Waldmünchen. Wir haben früher die Altacher Mönche in jenem Theile des Decanates Neunburg vor'm Wald mit der Wendenbekehrung beschäftigt gesehen, der von dem nächstöstlichen Reviere des Nordwaldes begrenzt ist. Diese unmittelbare Contiguität eines Altachischen Missionsbezirkes im vorgelegten Hügellande läßt es mir als höchst wahrscheinlich erscheinen, daß dieselben Missionäre auch in den Nordwald eingedrungen seien, um dessen Wildnisse mehr zu lichten und den slavischen Bewohnern das Licht des Evangeliums zu bringen. Ihre größere oder Centralzelle erhielt von ihrer Lage den Namen Waldmünchen. Es ist mir nicht unbekannt, daß Waldmünchen später Eigenthum des Klosters Walderbach gewesen sei, und ich bin auf den Einwurf gefaßt, daß Waldmünchen eine Colonie der Cistercienser-Mönche dieses Klosters gewesen sein könne. Es ist mir aber ebenso bekannt, daß das 1143 von Otto Markgrafen von Riedenburg und seiner Mutter Richardis gegründete und besonders vom Bischof Otto von Bamberg reichlich ausgestattete Kloster Walderbach den beträchtlichern Theil seiner Dotation aus Liegenschaften erhielt, die während der Magyaren-Drangsale und die darauffolgenden argen Bedrückungen durch die Grafen von Bogen der Abtei Niederaltach verloren gegangen waren. — Die älteste Seelsorgkirche in diesem Waldreviere suche ich bei der Centralzelle Waldmünchen selbst, nämlich in der dortigen Liebfrauenkirche; Baptisterium der von Slaven bewohnten Waldgegend mag anfänglich das schon früher besprochene der Wenden zu Thannstein gewesen sein; ich sage: anfänglich, denn bei der großen Entfernung von 2 Meilen wurde bei anwachsender Gemeinde wohl schon bald ein näheres nothwendig, und dieses dürfte die St. Michaelskirche zu Schönthal (später Augustiner-Kloster) geworden sein. Von den übrigen Kirchen der weitern Umgegend hat vielleicht nur die St. Martinskirche zu Rötz Anspruch auf höheres Alter; an sie dürfte in Folge fortschreitender Waldcultur die etwas jüngere St. Vituskirche zu Tiefenbach anzureihen sein; daß jene des hl. Wenzeslaus zu Schönsee viel jünger sei, ist schon aus ihrem Patrocinium ersichtlich. Er war eine den böhmischen Anwohnern gemachte Concession.

Der Missions-Bezirk des Cham-Münsters. Mit dem Betreten dieses Missionsbezirkes befinden wir uns glücklicherweise wieder auf urkundlichem Boden. Th. Ried[1]) gibt uns nämlich eine Urkunde vom Jahre 819, die durch ihre Hinweisungen auf Schenkungen Tassilo's und Otilo's für uns bezüglich der Missionsthätigkeit der St. Emmeramer Mönche in der Chammark denselben Werth hat, als wäre sie von einem der ebengenannten Herzoge ausgestellt worden. Wie ich schon früher zu erwähnen veranlaßt war, hatten sieben Adjacenten baioarischen

[1]) Cod. Ratisb. I. p. 17.

Stammes das Stiftsgut von St. Emmeram in genannter Mark durch unbefugte Rodungen geschädigt und theilweise entzogen. Darum begab sich Bischof Baturich von Regensburg in Begleitung des ortskundigen Jägermeisters Rudolt und Hilderichs, Stellvertreters des Gaugrafen Hatto, persönlich in die Chammark, um Augenschein zu nehmen und die Rechte des Stiftes St. Emmeram zu wahren. In der Schilderung der Grenzbegehung wird unter Anderem ausdrücklich bemerkt: »Coepit Episcopus Baturicus inquirere ipsam comarcam totam per omnia quemadmodum Tessilo dux renovans anterioris traditionem beato restituit Emmeramo pro sua suorumque anima parentum.« Sowohl die ursprüngliche Schenkungsurkunde als auch die Restitutionsurkunde Herzog Tassilo's sind leider verloren gegangen, das Document Baturichs ersetzt sie uns aber. — Schon am Eingange desselben heißt es: »Venit Baturicus Episcopus ad Chambe ubi ipsa Cella constructa et super flumen quod Regan dicitur inter duas aquas, id est Geuuinaha et Marchaha.« In Berücksichtigung dieser Angaben kann kein Zweifel darüber obwalten, daß mit dieser »Cella« Chammünster gemeint sei, so wie aus Obigem andrerseits sicher ist, daß Chammünster schon unter einem Vorgänger Herzog Tassilo's erbaut worden war, weil es von diesem ausdrücklich heißt: »renovans anterioris (ducis) traditionem.« Dieser »anterior dux« war aber kaum Otilo, indem die einfache Bezeichnung »anterior« wenig für ihn paßt, und gerade Otilo den Nordgau an Pipin und Karlmann abtreten mußte, welche dann theilweise erst an Tassilo wieder zurückkam. Damit ist uns ein deutlicher Fingerzeig dafür gegeben, daß die Missionsthätigkeit der St. Emmeramer Mönche, welche mit der Chammark remunerirt wurde, bei den Slaven derselben schon früher, etwa unter Herzog Hugibert oder spätestens in den ersten Regierungsjahren Herzog Otilo's (737—741) begonnen hatte. Diese Zeitperiode (725—741) wird denn überhaupt als jene anzunehmen sein, in welcher die Bekehrung der Wenden vollendet und jene der Slaven in Angriff genommen wurde, und ich habe einige, meines Dafürhaltens, sehr gewichtige Gründe für diese Annahme. In den Regensburger Documenten des VIII. Jahrh. läßt sich nämlich keinerlei Andeutung entdecken, daß die Wenden- oder beziehentlich die Slaven-Bekehrung in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts erst im Werke gewesen sei; im Gegentheile, was die wenigen gleichzeitigen Documente berichten, oder vielleicht richtiger, was sie nicht berichten, scheint auf der Voraussetzung zu beruhen, daß wenigstens zur Zeit Herzog Tassilo's ihre Bekehrung im Wesentlichen vollendet war. Wäre sie eben erst in der Ausführung begriffen gewesen, so hätte sich irgend eine, wenn auch noch so flüchtige Andeutung in den nun schon nicht mehr gar so seltenen kirchlichen Dokumenten ablagern müssen, denn die Bekehrung zweier obendrein kaum volksarmer Stämme war für die damalige kirchliche Auffassungsweise sicherlich ein Ereigniß. Das gänzliche Stillschweigen der Urkunden aus Tassilo's Zeit ist daher mehr als ein negativer, es ist ein positiver

ihrer hohen Lage nördlich vom Arber (4542′ hoch) und Ossa (zwischen 4000 bis 5000′), so bestätigen auch die Patrocinien der dortigen Kirchen, daß das Christenthum in ebenso später Zeit dorthin verpflanzt worden sei: Bayerisch-Eisenstein (Mariä Geburt), Lam (S. Udalrici), Haybichl (S. Wolgangi), Lohberg (S. Walburgis). Ich vermuthe, daß die Bergwerke zu Bayerisch-Eisenstein mit ihren zahlreichen Hüttenwerken den ersten Anstoß zu umfänglicherer Cultur jener Hochthäler gegeben haben. In der Topographie erscheinen dort nur noch einzelne slavische Ortsnamen, wie Lam, Klös, Eschelseign, Frachels neben zahlreichen neuern des Bergwerks- und Hüttenbetriebes.

Das Missionsgebiet der Niederaltacher Mönche im bisch. regensburgischen Decanate Unterviechtach und in den bisch. passauischen Decanaten Regen, Schönberg und Waldkirchen. Daß vorgenannte vier Decanate sämmtlich Altachisches Missionsgebiet gewesen seien, könnte aus dem Grunde angezweifelt werden, weil das St. Mauritius-Stift in den beiden mittlern, Regen und Schönberg, die früher nur ein einziges, nämlich Schönberg ausmachten, allerdings sechs Patronats-Pfarreien hatte, im Decanate Unterviechtach aber nur drei und im Decanate Waldkirchen gar keine. Bezüglich des Decanats Unterviechtach kommt aber zu bemerken, daß in demselben das Kloster Windberg ein Patronat besaß und die Klöster Adlersbach und Gotteszell je zwei. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß diese im XII. und XIII. Jahrh. gestifteten Klöster ihre Dotation größtentheils aus Gütern erhielten, die in Folge der Magyaren-Einfälle dem Stifte Nieder-Altach entzogen worden waren. — Mit dem Decanate Waldkirchen hat es aber eine andere Bewandtniß; dort liegen zwei Culturperioden übereinander geschichtet, deren ältere von der jüngern so völlig gedeckt wird, daß von ersterer nur noch sehr vereinzelnte und unscheinbare Reste, ausgedorrten Strünken gleich, in letztere hereinragen. Ich weiß nicht, ob ich die Verwüstung der ältern Culturperiode den Kriegen der böhmischen Herzoge mit den deutschen Königen, oder den Magyaren-Einfällen vorzugsweise zuschreiben soll. Als solche, wie gesagt, sehr einzelne Reste gelten mir kraft ihrer Ortsnamen das Dörfchen Kirchberg bei Perlesreut und das Dorf München bei Hutthurm, jenes als alte Kirchortschaft, dieses als alte Mönchszelle. Daß namentlich die weitere Umgegend von Perlesreut reicher an altslavischen Siedlungen sei, als der übrige Theil des umfangsreichen Decanates Waldkirchen, werden wir sogleich sehen. Diese dichtern Slaven-Ansiedlungen stammen zuverlässig ebenfalls aus der ältern Culturperiode. Wie nun die zweite Culturperiode unmittelbar von den Passauer Bischöfen ausging, scheint die erste unter Vorgang der Mönche, von denen die Ortschaft München ihren Namen erhielt, das Werk jener nicht zahlreichen Landeseigenthümer gewesen zu sein, welche, etwa im VIII. Jahrh., vom Waldreviere Besitz ergriffen haben. Die Lage der Zelle München an der südlichen Westgrenze des bayerischen Waldes weist auf Altacher Mönche als Gründer derselben.

Die aus ihren Namen noch kennbaren Slavenorte, zum Theil aber sehr verwittert, und darum nicht gleich sicher, ob wirklich slavisch, sind in den vier Decanaten des Altacher Missionsgebietes ziemlich ungleich vertheilt. In den Decanaten Unterviechtach und Waldkirchen sind sie zahlreicher, sporadischer in den Decanaten Regen und Schönberg, sei es nun, daß in jenen die Slaven-Einwanderung überhaupt copiosor oder in diesen der Germanisirungsproceß rascher gewesen sein möge. Als slavische Ortsnamen werden oder können gelten: im Decanate Unterviechtach: Frath, Frathau, Klössing, Lammersdorf, Muschenried, Perlesried, Pifliz, Pignet, Prünst, Salliz, Schlazendorf, Sohl, Tresdorf, Wanuz, zwei Wurz, Zarmühl, Ziselsdorf; in den Decanaten Regen und Schönberg: Flaniz, Gfradert, Laifliz, Rötz; im Decanate Waldkirchen: Aurizdorf, Brünst, Klössing, Kringell, Nürsching, Perlesreut, Prag, zwei Pretzt, Ringlai, Sadereut, Simboln, Sölling, Vendelsberg, Witterstitt, Wotzdorf, Wotzing.

Die Zellen sind mit Ausnahme des Decanats Unterviechtach, wo sie zahlreicher sind, ziemlich gleichheitlich auf das ganze Missionsgebiet, ich möchte sagen, nach Maßgabe des dringendsten Bedürfnisses vertheilt. Dieses ist aber, wie eben gesagt, im Decanatsbezirke Unterviechtach überschritten, wobei man vorzugsweise Culturzwecke im Auge gehabt zu haben scheint. Dort findet man zum Theil nicht weit von einander entlegen die Zellortschaften: Heinzenzell, Münchshofen, Pfaffenzell, Poppenzell, Wettzell; im Decanate Regen: Zell bei Frauenau, Zell bei Kirchberg, Zellermühl bei Kirchdorf, Burnzell bei Zwisel; im Decanat Schönberg: Innerzell, und im Decanate Waldkirchen: München bei Hutthurm und Söling (verdeutschtes cele-inga?) bei Waldkirchen.

Die einzelnen Seelsorgbezirke bildeten sich auch in diesem Missionsgebiete um die Mönchzellen, immer mit einem Baptisterium oft für mehrere benachbarte Seelsorgbezirke und mit einer, oder nach Maßgabe der Entfernungen, mehreren Seelsorgkirchen für jeden gesonderten Bezirk. Der Seelsorgbezirk um die Pfaffenzelle, welche anfänglich wohl einfach Zell hieß, und diesen Namen erst erhielt, als die Seelsorge an Weltpriester übergegangen war, scheint sein Baptisterium in Unterviechtach gehabt zu haben, von dessen Kirche man voraussetzen darf, daß sie ursprünglich Taufkirche der Umgegend gewesen sei, und ihr St. Augustins-Patrocinium erst vom Prämonstratenser-Stift Windberg erhalten habe, an welches es 1233 durch Schenkung gedieh. Wie oben bereits ausgesprochen worden, hat es in Berücksichtigung der Decanatsgrenze etwas für sich, daß St. Georg zu Prackenbach die ursprüngliche Seelsorgkirche dieses Bezirkes gewesen sei. Von der Zelle Pfaffenzell drangen die Altacher Missionäre, bei den dort seßhaften Baioariern Seelsorge ausübend, cultivirend und lehrend in das Waldgebiet über Heinzenzell bis Wettzell vor. Die sich nahen Pfaffen-, Heinzen- und Wett-Zell (Wezzes-cela), sowie die ebenfalls zunächstliegende Ortschaft Münchshöfen weisen vorzugsweise auf den Culturgang hin. Daß in Wettzell die

St. Laurentiuskirche als Seelsorgkirche entstand, wird sicher sein, wahrscheinlich aber, daß nachmals, der klösterlichen Stille zu Liebe, die Wohnung der Mönche in die nur ½ St. entfernte Poppenzelle verlegt wurde; ob, und eventuell wo Wettzell ein gesondertes Baptisterium erhalten habe, wird schwer zu ermitteln sein, aber sicherlich ist die Vermuthung gestattet, daß es in Sackenried gewesen sei, und daß diese Kirche, die jetzt das sehr spät in Aufnahme gekommene Patrocinium der Vierzehn Nothhelfer hat, früher ein Baptisterial-Patrocinium gehabt habe. — Die weitern Seelsorgkirchen dieses Bezirkes werden Geiersthal (S. Margarethae) und Ruemannsfelden (S. Laurentii) gewesen sein; ihre Missionsstation war aber kaum Pfaffenzell, sondern wohl Gotteszell, welche Zelle unter diesem neuern Namen 1285 zum Cisterzienser-Kloster erweitert worden ist. Arnbruck (S. Bartholomaei), Böbrach (S. Nicolai) und Bodenmais (Assumpt. B. M. V.) gehören einer spätern Zeit an, wie dieß bei den zwei erstern aus ihren Patrocinien, bei letzterem aus dem Ortsnamen zu entnehmen ist. Dieß ist auch mit der Lage, östlicher und tiefer im Gebirgswalde, übereinstimmend.

Der Seelsorge- beziehentlich Missionsbezirk um Regen scheint von der 1½ St. südlich von Regen bei Kirchberg gelegenen Zelle aus gebildet worden zu sein. Ursprünglich war die St. Michaelskirche zu Regen Baptisterium und Seelsorgkirche zugleich. Später wurde jedoch das Baptisterium von der Seelsorgkirche getrennt und darum die Baptisterialkirche S. Joannis Bapt. am Westende des heutigen Marktes erbaut. Von dieser Centralzelle und der ursprünglichen Seelsorgkirche Regen aus drangen dann Hand in Hand mit der Cultur die seelsorglichen Anstalten und beziehentlich die Mission unter den Slaven tiefer östlich in das gebirgige Waldrevier vor, dessen höchste Kuppen hier der Große Rachel und Lusen bilden. So entstand südöstlich von Regen die Seelsorgkirche Kirchdorf im Wald (B. M. Virg.) mit einer eigenen Seelsorge-Zelle, deren Andenken die Ortschaft Zellermühl bewahrt, und dann ebenso gegen Nordosten die Seelsorgkirche Griesbach bei Zwisel (B. M. Virg.) mit der Zelle Burnzell und später südöstlich von Zwisel eine weitere Liebfrauen-Seelsorgkirche zu Frauenau, ebenfalls mit einer nur ½ St. entlegenen besondern Zelle. Zwisel hatte noch im XIII. Jahrh. eine nur hölzerne Kirche. Kirchberg im Wald, Langdorf und Rinknach sind alle spätern Ursprunges. Ueber die Gründung Rinknach's durch den als Heiligen verehrten Mönch Gunthar (1008) enthält der Band XI. der Mon. Boic. mehrere Urkunden, die namentlich in Bezug der Culturgeschichte einer ungeheuern Gebirgslandschaft höchst interessant sind.

Der Seelsorg- und Missionsbezirk des Decanates Schönberg wurde von der Innernzell bei Schönberg aus gegründet. Seine ursprüngliche Seelsorgkirche war die St. Margarethenkirche in Schönberg und die Kirche St. Johannes d. T. zu Kirchberg, ¾ St. südlich von Schönberg. Erst etwas später erhielt die östlichere Gegend in der Liebfrauenkirche zu Grafenau eine eigene Seelsorgkirche.

Ich habe oben darauf aufmerksam gemacht, daß im Decanate Waldkirchen die slavischen Ortsnamen wieder viel häufiger und dichter bei einander vorkommen, als in den Decanaten Regen und Schönberg, sowie daß dort die älteste Cultur von der jüngern so sehr gedeckt werde, daß dadurch die Eruirung der ältesten kirchlichen Zustände sehr erschwert ist. Da der nördliche und südliche Landstrich je ein eigenes Baptisterium hat, wie wir sogleich sehen werden, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß etwa der nördliche Bezirk noch von Altach aus Seelsorge und Mission erhalten habe, der südliche aber unmittelbar von Passau aus, oder, daß Niederaltach weder Missionäre noch Seelsorger dorthin entsendet habe, weil es später keine Patronatsrechte dort besaß. Dem steht jedoch entgegen, daß gerade im südlichen Bezirke eine Ortschaft München liegt, deren Name wohl nur von den Altacher Mönchen abzuleiten sein wird; die spätern Patronatsrechte mögen aber sämmtlich aus der zweiten oder jüngern Culturperiode stammen. — Zellen finde ich im ganzen, sehr umfangsreichen Decanate Waldkirchen nur drei: den Zellerhof bei Wambach fast 1 St. nördlich von Perlesreut, München ¾ St. nördlich von Hutthurm inmitten zahlreicherer slavischer Ortsnamen, und Sölling mehr als 1 St. von Waldkirchen entlegen, wenn dieß, wie ich vermuthe, wirklich ein aus dem Slavischen cele (phonetisch sele) mundgerecht gemachtes sele-inga ist. Das Baptisterium des nördlichen Theiles war die St. Michaelskirche zu Ringlai, und die ihm entsprechende Seelsorgkirche wahrscheinlich Freiung (B. M. V.). Vom Baptisterium ist der Zellerhof kaum ½ St. entfernt. Im südlichen Theile des Decanats war das Baptisterium Röhrnbach mehr als 1 St. von der Zelle München entlegen; als sich aber Röhrnbach zur Seelsorgkirche erhob, kam das neue Baptisterium wahrscheinlich in die Nähe der Zelle nach Fürsteneck (S. Joann. Bapt); Hutthurm (S. Martini) war wohl die ursprüngliche Seelsorgkirche des südlichen Bezirkes. Etwas jünger wäre der Missions- und Seelsorgbezirk, der sich, obige Vermuthung als richtig vorausgesetzt, um Selinga und die Seelsorgkirche Waldkirchen (SS. Apost. Petri et Pauli) bildete.

C. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Naabwenden-Bekehrung.

Es mag aufgefallen sein, daß ich mich oben im Cap. II. Absch. A. so eingehend mit der Bekehrungsgeschichte der Naabwenden, d. h. eines verhältnißmäßig kleinen und schon darum unbedeutenden Slavenstammes befaßt habe, der noch obendrein schon sehr frühzeitig und beinahe spurlos aus der Geschichte verschwunden ist. Allerdings hätte weder dieser ruhmlose Volksstamm an und für sich, noch das im Allgemeinen ziemlich sterile Territorium, das er inne hatte, eine besondere Bevorzugung in Anspruch nehmen können, und dennoch hat seine Bekehrung eine weltgeschichtliche Bedeutung, weil sie, vom kirchlichen Standpunkte aus beurtheilt, neben der Reorganisation des baioarischen Kirchenwesens und der Bekehrung Großgermaniens den Ausgangspunkt eines der größten Ereignisse des VIII. Jahrh., nämlich den Anfang der Bekehrung der slavischen Völkerfamilie bildet,

und dadurch zu einem der folgenreichsten Wendepunkte in der Geschichte von Südostdeutschland wird.

Die Naabwenden-Bekehrung, wie oben angedeutet worden, von jenen Vorbenedictiner-Mönchen, welche bei den sporadisch im Nordgaue wohnenden Baioaren die Seelsorge übten, schon unter Herzog Theodo, dem Zeitgenossen des hl. Corbinian, mehr versuchsweise als mit nennenswerthen Erfolgen begonnen, war eine der spätesten Lebensäußerungen der im VII. Jahrh. fast gänzlich in Verfall gerathenen salzburgischen Landeskirche, die aber im dritten Decennium des VIII. Jahrh., begünstigt von dem kirchlich gesinnten Landesherzog Hugibert, ihre Kräfte wieder sammelte und namentlich mittelst der Reform des Kathedralklosters St. Peter nach der Regel des hl. Benedict den Grund zur großartigen Reorganisation des baioarischen Kirchenwesens legte, welche wir am Schlusse des vierten Decenniums vom hl. Bonifacius durchsetzen sehen. Wie ebenfalls schon früher angedeutet worden ist, restaurirte der hl. Pirminius nicht ohne selbstverständliche und unmittelbare Betheiligung des damaligen Rectors der baioarischen Landeskirche, Abt Johannes von St. Peter, drei Abteien am linken Donauufer, die beiden Altach und Münster (später Pfaffen-Münster genannt) dadurch, daß er jeder zwölf Lehrmeister der Benedictiner-Regel aus Reichenau gab. Zur nämlichen Zeit mag auch St. Emmeram in der Landeshauptstadt, wahrscheinlich von St. Peter in Salzburg aus, die Benedictiner-Regel erhalten haben; denn wir sehen dieses Stift ebenfalls unter Herzog Hugibert wieder aufleben, ohne daß irgend eine Andeutung zu finden wäre, daß der hl. Pirmin persönlich dazu beigetragen habe, wie zur Erhebung der drei vorhin genannten Abteien. Nun waren es aber, wie wir seines Orts gesehen, vorzugsweise die Benedictiner-Mönche von Niederaltach und St. Emmeram, welche beiläufig vom J. 731 an, d. h. noch während der Regierung Herzog Hugibert's die Bekehrung der Naabwenden in viel größerem Umfange als die Vorbenedictiner und mit so gesegnetem Erfolge in Angriff nahmen, daß sie in den ersten Jahren Herzog Otilo's im Wesentlichen vollendet war. Damit ist aber auch dargethan, daß diese Bekehrung noch von der alten Salzburger Landeskirche ausgegangen, geleitet und kirchlich organisirt worden war.

Als 745 der hl. Virgilius das Erbe seines Vorfahrers Johannes, der die letzten 5 Jahre seines Lebens auch der Weihe nach Bischof von Salzburg gewesen war, vorerst auf fast 22 Jahre abermals als Rector derselben antrat, fand er den vereinzelnten Slavenstamm der Naabwenden bereits dem Christenthume gewonnen, und dieses köstliche Erbstück scheint in ihm jene große Idee angeregt zu haben, deren umfassende Verwirklichung ihm den wohlverdienten Ehrennamen des Slavenapostels erwarb. Wie gesagt, obwohl die Naabwenden-Bekehrung weder in Ansehung der Anzahl der durch sie der Kirche Neugewonnenen, noch des territorialen Umfanges ihres Ländchens an und für sich schon von hervorragender Wichtigkeit war, als belebender Keim jener fruchtbaren Idee im erleuchteten Geiste Bischof Virgils, die zahllose Volksfamilie der Slaven in die katholische Kirche

einzuführen, hat sie eine weltgeschichtliche Bedeutung. Die allgemeine Bekehrung der Slavenstämme war der Grundgedanke, auf welcher sich das Gesammtwirken des hl. Virgil aufbaute; sowie man diesen Causalnexus aus den Augen verliert, versteht man auch den hl. Bischof Virgil nicht mehr. Die unleugbar etwas schiefe Stellung Virgil's zum apostolischen Legaten oder Apostel Deutschlands, Bonifacius, oder richtiger, die Mißverständnisse, welche zwischen ihnen obwalteten, haben sich in neuerer Zeit in soweit geklärt, daß ich nicht nöthig habe, genauer darauf einzugehen. — In einem engern Kreise pflegt man an seinem Wirken auszustellen, daß er durch seinen St. Rupertus-Dombau, die Uebertragung der Gebeine des Apostels der Baioarier in denselben, durch Einsetzung eines eigenen Presbyteriums an demselben und die daraus hervordämmernde Begünstigung des Säcular-Klerus sich gegen das altehrwürdige Kathedralkloster St. Peter als demselben weniger geneigt erwiesen, und dann doch den Grund zu nachmaligen, zum Theil sehr empfindlichen Schädigungen desselben gelegt habe. Ich halte diese Ausstellungen für nicht genugsam begründet. So wenig es einer irdischen Macht möglich ist, die Sonne in ihrem Laufe aufzuhalten, ebenso wenig wird es auch irgend einer, obgleich noch so kräftigen Körperschaft gelingen, den Entwicklungsgang des kirchlichen Lebens nachhaltig zu hemmen, und im Grunde wird es sich behufs Bildung eines billigen Urtheiles über derartige Uebergänge doch immer nur darum handeln, ob die Lenker derselben das wahre kirchliche Bedürfniß richtig erfaßt und berücksichtiget haben oder nicht. Eine der rasch anwachsenden christlichen Gemeinde in ihren Räumen entsprechendere Kathedralkirche mochte zu Virgil's Zeit bereits unabweisbare Nothwendigkeit geworden sein, und ich bin viel geneigter, seinen Neubau vom Grunde aus auf Rechnung einer Pietät zu bringen, die an das ehrwürdige Bauwerk des hl. Rupert nicht rühren wollte, dessen theilweise Demolirung zur Führung eines Erweiterungsbaues unvermeidlich gewesen wäre, als bei einem von Gott so hochbegnadigten Manne, wie der hl. Virgil war, die Schwachheit kleinlicher Neuerungssucht vorauszusetzen. Der von ihm erbaute St. Rupertsdom war dazu bestimmt, die Apotheose des großen Apostels der Baioarier in seinen großartigen Ausmaßen äußerlich zu versinnbilden; dessen zeitübliche Canonisation und der zu seinen Ehren aufgeführte Dom waren ein einheitlicher Act seiner Verehrung, der in der Uebertragung *eines Theiles* seines heiligen Leibes am feierlichsten zum Ausdrucke gelangte.

Die aus der Thatsache abgeleitete Ausstellung, daß mit dem bei der St. Ruperts-Kathedrale eingesetzten Presbyterium das eigentliche bischöfliche Presbyterium zu St. Peter in seinen Vorrechten beeinträchtigt worden sei, beruht auf theilweiser Unkenntniß der ältesten Organisation des Salzburger Stuhles. Die St. Ruperts-*Collegiate* — und mehr war sie im Plane des hl. Bischofes nicht — konnte den wesentlichen Rechten des bischöflichen Mönchs-Presbyteriums nicht präjudicirlich sein, es blieb auch im Vollbesitze derselben bis auf das J. 1139, in welchem die Genossenschaft von St. Peter unter Vorbehalten, die das althistorische

Recht für alle Zeiten documentirten, den allerdings bessern Theil ihrer angestammten Gerechtsame an das dadurch zum eigentlichen bischöflichen Presbyterium erwachsende St. Ruperts-Collegiatstift freiwillig abtrat. Die Ausbrüche menschlicher Leidenschaften und die daraus hervorgegangenen Uebergriffe, die sich auch der letzten historischen Reste des Mutterstifts bemächtigen wollten, sollen hier nicht neuerdings erörtert und gerügt werden.

Wohl ebenfalls auf theilweiser Unkenntniß beruht der Vorwurf, daß der hl. Virgil das Säcularpriester-Institut auf Kosten des monastischen begünstigt habe. Gerade das Gegentheil davon wäre leichter zu erweisen, weil uns für die zarte Sorgfalt, mit welcher er um die Hebung des monastischen Instituts bemüht war, mehrere sehr lichtvolle Documente vorliegen, während wir das, was er für die Gründung einer normaleren Stellung des Weltklerus gethan hat, nur aus der Combinirung der kirchlichen Zustände, die wir in dieser Beziehung nach ihm finden, erschließen müssen. Das allgemeine Eintreten der Säcular-Geistlichkeit datirt nun allerdings aus seiner Verwaltungszeit und war am Abschlusse des VIII. Jahrh. bereits so gemeingiltige Norm geworden, daß das Concilium von Reisbach im J. 799 seinen Canon XI.: »Monachi ne sunto curiones« aufstellen konnte. Ich vermag aber hierin keine Verdrängung der Mönche aus dem ihnen zukömmlichen Wirkungskreise zu erblicken, sondern im Gegentheile, einen der kräftigsten Hebel zur Hebung des monastischen Lebens und eine zwangslose Zurückführung der Mönche auf ihren glorreichsten Beruf, nämlich jenen der christlichen Mission. Der tiefe Menschenkenner Virgil kannte die Gefahren, welche der streng ascetischen Regulardisciplin einerseits aus dem vollberechtigten Glanze der Kathedralfunctionen, und andrerseits aus der dem gemeinsamen Leben entfremdeten Vereinzelnung der Landseelsorger erwachsen konnten und auch von jeher erwachsen sind: darum übertrug er die Kathedralfunctionen einer größtentheils aus Weltgeistlichen bestehenden Collegiate an seiner Domkirche, und darum berief er wieder Weltgeistliche zur Landseelsorge, er selbst blieb aber Abt wie zuvor, wohnte auch fortan in Gemeinsamkeit mit seiner, schon von seinem Vorfahrer, Abtbischof Johannes, nach der Regel des hl. Benedict regenerirten Mönchsgenossenschaft des alten Kathedralklosters und organisirte dieselbe zu dem, was er zur Verwirklichung seiner großartigen Pläne brauchte: zur Apostelschule für die Slavenbekehrung. Diese Lebensaufgabe hatte ihm die Vorsehung gestellt; er löste sie mit glänzendem Erfolge.

Durch das entschiedene Hervortreten des Slaven-Apostolates des hl. Virgil, als Hauptaufgabe desselben, darf man sich aber nicht auf den irrigen Gedanken verleiten lassen, als habe er sich derselben ausschließlich gewidmet, und darüber seines bischöflichen Amtes in der bereits constituirten Diöcese nur fahrlässig gewaltet. Nichts weniger als dieß. All seine, wenigstens in ihren Umrissen, noch genügend bekannten Schöpfungen stellen ihn vor diesem Vorwurf sicher. Jene zwei unschätzbaren Documente der Salzburger Kirche, Breves Notitiae und Congestum Arnonis erzählen uns sehr umständlich, daß er sogleich nach Uebernahme

der Verwaltung des Salzburger Stuhles, selbst auf die Gefahr hin, die Gunst seines hohen Gönners, Herzog Otilo's, einzubüßen, mit aller Energie daranging, das dem Hofcaplan Urso zu Lehen verliehene Kloster Maximilianszell seiner Kirche zu revindiciren. Es sollte ihm zum Missionsfocus für die in den Banngau und den Pinzgau eingedrungenen und im Lungau beinahe ausschließlich waltenden Carantanerslaven oder Wenden werden. Um die Bekehrung der an der Krems zwischen der Enns und Alm siedelnden Slaven, welche die Altacher Mönche unter seiner Leitung bereits in Angriff genommen hatten, nachhaltig zu sichern, vermochte er den Herzog Tassilo, das Münster an der Krems zu gründen und großartig zu dotiren. Auf der Grenzscheide Carantaniens und Rhätiens entstand 770 auf den Ruinen des alten Agunt die Abtei Innichen. Wohl hatte zunächst das Zureden des frommen Abtes Atto von Scharnitz die Munificenz Herzog Tassilo's dazu geweckt: der erste Gedanke hiezu war aber eben so sicher von dem unternehmenden Geiste Virgils ausgegangen, als die spätere Erhebung Atto's auf den Freisinger Stuhl seinem Einflusse zuzuschreiben ist. Die Errichtung der Apostelschule zu St. Peter, die Revindication und Neubelebung des Klosters Maximilianszell, die Gründung der Abteien Kremsmünster und Innichen, und die fortwährende Verwendung der Altacher Mönche sind die Hauptwerke Virgil's zur Slavenbekehrung; an sie reihen sich würdig drei andere Abteien an, denen vorzugsweise die innere Mission als Aufgabe zufiel, nämlich Mansee, Otting und Mattsee. Ersteres fand Bischof Virgil bei seinem Verwaltungsantritte des Salzburger Stuhles in ihrer Constituirung begriffen, die Organisation und beziehentlich Errichtung der zwei andern ging unmittelbar von ihm aus. Die Anweisung dieser drei Abteien auf die innere Mission erscheint durch die kirchlichen Zustände um die Mitte des VIII. Jahrh. als eine vollständig gerechtfertigte. Das kirchliche Leben hatte während des VII. Jahrh. und darüber hinaus, insbesondere durch das Einreißen der Häresien und den beinahe gänzlichen Verfall der Disciplin, gewaltige Einbußen erlitten; ein großer Bruchtheil des Volkes mußte neuerdings im wahren Glauben unterrichtet und der noch rechtgläubige Theil desselben sittlich wieder gehoben werden. Das Verdienst, diesen schreienden Bedürfnissen in der weitern Umgegend des bischöflichen Stuhles in der einen wie in der andern Richtung abgeholfen zu haben, gehört unbestritten den Mönchen der drei genannten Abteien, aber selbstverständlich immer unter Mitwirkung und Leitung des Kathedralklosters St. Peter. Zu den eben erwähnten kam nun aber auch noch eine neue Exigenz. Vorzugsweise im Interesse des monastischen Lebens sollte nach erzielter gläubiger und sittlicher Restauration die dauernde Seelsorge, mit Ausnahme jener der größern Complexe der Klostergüter, welche den selbe verwaltenden Mönchen verblieb, auf die Weltgeistlichkeit übergehen, zu deren Heranbildung unbedingt mehrere Schulen nöthig waren. Wir wissen aus den Breves Notitiae mit Sicherheit, daß der hl. Rupert eine solche schon in seinem Kathedralkloster errichtet hatte, und dürfen mit aller Zuversicht voraussetzen, daß jedes während der

Restauration errichtete Kloster seine Schule erhalten habe. Obwohl uns aber bezüglich der einzelnen dieser Klöster keine positiven Nachrichten darüber aus ihrer Gründungszeit urkundlich vorliegen, von einem derselben, nämlich von der schon unter Bischof Johannes mittelst Einführung der Benedictinerregel wieder restaurirten Abtei Herren-Chiemsee (Owa) ist für die Verwaltungszeit des hl. Abtes Virgil klar documentirt, daß dort unter seinem Hilfsbischofe Dobda graecus eine Schule im großartigsten Maßstabe, eine förmliche Fürstenschule, gegründet worden sei. Von den genannten Abteien hatte das Kloster Mansee noch die besondere Aufgabe, Centralschule für das klösterliche Leben nach der Regel des hl. Benedict zu werden, darum waren dahin 20 Mönche, mit dem Abte Opportunus an der Spitze, aus Monte Casino selbst berufen worden, um die reine Regel des hl. Patriarchen nach ihrer ursprünglichen Observanz practisch zu lehren.

Zu dem gewöhnlichen Unterrichte, wie er in allen Klöstern ertheilt wurde, gesellte sich in den Klöstern für äußere Mission auch noch der specielle für die zur Mission bei den Slaven bestimmten Mönche. Hier tritt nun abermals die hohe Bedeutung der bereits vollbrachten Raabwenden-Bekehrung, hauptsächlich durch die Altacher-Mönche, in den Vordergrund. Sie hatten während dieser Bekehrungsarbeit die Sprache der Wenden erlernt und die Eigenthümlichkeiten des Slavenvolkes kennen gelernt, wodurch sie einzig befähigt waren, Lehrmeister der ausersehenen Missionsmönche zu werden. Wirklich sehen wir die Altacher Mönche, vom hl. Abte Virgil dazu berufen, schon als Missionäre bei den Kremsslaven thätig, ehe der hl. Slavenapostel an die Bekehrung der Carantaner selbst gehen konnte. Die landläufige Meinung hält freilich dafür, daß Kremsmünster primitiv gegründet worden sei, und daß dann der hl. Bischof Virgil nach vollendetem Klosterbaue Altacher Mönche unter dem Abte Fater dahin berufen habe. Diese Meinung ist aber sicherlich einseitig, denn es ist denn doch höchst unwahrscheinlich, daß der hl. Virgil mitten in einem slavischen Territorium ein großartiges Münster errichtet hätte, wenn er von der Geneigtheit der jenes Territorium bewohnenden Slaven zur Annahme des Christenthums nicht schon praktisch überzeugt gewesen wäre. Nein, es wird gewiß auch hier nach der allgemeinen Norm vorgegangen worden sein, daß man irgend eine Zelle schon länger thätiger Missionsmönche, in sicherer Anhoffung auf noch größere Erfolge, zum förmlichen Münster erhob. Da aber jene schon länger thätigen Mönche zur Slavenmission besonders befähigte Altacher waren, so war es nur natürlich, daß auch die neugegründete Abtei mit mehreren Mönchen von Altach besetzt wurde.

Es wäre ohne Zweifel sehr interessant, die Lehrfächer der ältesten Klosterschulen in ihren Unterabtheilungen für den Unterricht der Adspiranten zum Weltpriester-Stande und zum Missionswerke näher kennen zu lernen. Die theologische Vorbildung zum geistlichen Stande im Allgemeinen, und jene der Weltgeistlichen im Besondern, war bei der höchst einfachen Seelsorgsdisciplin des Frühmittelalters ganz gewiß ebenfalls eine sehr einfache. Ich beschränke mich hier darauf, einige

Winke darüber auszusprechen. Erlernung des Lesens und Schreibens, dann der Kirchensprache, der Glaubens- und Sittenlehre und der Liturgie wird wohl Hauptsache gewesen sein. Das Predigtamt übte in jenen Zeiten ausschließlich noch der Bischof, persönlich oder durch Specialdelegirte aus seinem Presbyterium (die Missionäre hier mit eingerechnet). Das Bußsacrament spendete damals eben so ausschließlich wieder der Bischof und seine Specialdelegirten; nur in Todesgefahr waren auch die Landpriester dazu berechtigt. Der gewöhnliche Unterricht, den die Landgeistlichen nebst der Christenlehre für Kinder und Erwachsene zu ertheilen hatten, bestand in den Homilien des hl. Gregor des Großen, welche sie auswendig lernen mußten. Matrikeln wurden nicht geführt, und geschriebene seelsorgliche Berichte, die dermal im Verein mit den sog. staatlichen Legion sind, kannte man damals nicht. Alljährlich mußten sich die Geistlichen um Ostern die hl. Oele am Bischofssitze holen, bei welcher Gelegenheit sie ihren Seelsorgbericht mündlich erstatteten und dann zugleich bezüglich ihrer Kenntnisse geprüft wurden. Durch den ziemlich engen Umfang ihrer Amtsbefugnisse war auch der Umfang ihrer theologischen Vorbildung bestimmt.

Die zu Missionären ausgewählten Mönchpriester und Diakone genossen sicherlich eine gründlichere Vorbildung und praktische Einübung in den vorhin genannten allgemeinen Lehrfächern. Hiezu kam aber auch noch die unumgänglich nothwendige Erlernung der Sprache jenes Volkes — hier der Slaven — dem sie das Evangelium predigen sollten. Die mit der äußern Mission betrauten Klöster bezogen naturgemäß ihre Lehrmeister der slavischen Sprache aus der Abtei Niederaltach, zum Theil wohl auch aus dem Stifte St. Emmeram, deren Mönche während ihrer Missionen bei den Naabwenden die Sprache derselben erlernt hatten. Wie hatten aber diese die Sprache der Naabwenden gelernt? Zum Theil als Seelsorger der den Naabwenden benachbarten Baioarier, zum größern Theile aber sicherlich mittelst eines zweifachen Behelfes: sie fertigten sich nämlich kurze Glossarien und Vocabularien an. Erstere enthielten eine Phraseologie des gewöhnlichen Umganges, wie sie auch heute noch Pilger niederer Stände, oder fremder Sprachen unkundige Reisende bei sich zu führen pflegen. Der gelehrte Bischof von St. Gallen, Dr. C. J. Greith, hat uns schon vor mehr als 30 Jahren mit einem solch köstlichen Documente des Alterthums aus dem VIII. Jahrh. beschenkt[1]), worüber dann später J. Grimm sogar eine eigene Abhandlung schrieb. In den Glossarien fanden die fremden Missionäre die unentbehrlichsten Conversationssätze. — Um sich aber bei dem Aufbaue ihrer Hütten, der Zellen, der Oratorien, bei der Rodung der Wälder, der Agricultur u. s. w. den ihnen sprachlich fremden Landesbewohnern verständlich machen zu können, verfaßten sie sich ausführlichere Vocabularien, welche einen ansehnlichen Vorrath von Wörtern enthielten, die auf vorhin genannte Gegenstände und Beschäftigungen Bezug hatten. Der durch sein

[1]) Spicil. Vatic. Frauenfeld bei Beyel. 1838. S. 32. ff.

Wirken, nicht nur um seine Diöcese, sondern durch seine Lucubrationen auch um die Wissenschaft in weitesten Kreisen hochverdiente eben genannte Bischof bereicherte die Alterthumskunde vor kurzer Zeit auch mit der Anzeige über ein solches Vocabularium. Vernehmen wir seine eigenen Worte[1]): „Der uralte Pergament-Codicell (Nr. 913. p. 118—120) unserer Stiftsbibliothek, welchen die älteste Ueberlieferung als vom hl. Gallus selbst geschrieben und verfaßt verehrte, liefert uns ein derartiges Wörterbuch. Das Alter dieses Büchleins reicht unbestreitbar bis in die Zeit des hl. Gallus zurück, denn es ist mit irischer Schrift und Vocalisirung geschrieben u. s. w." Einen gedrängten Auszug aus diesem Vocabularium mag man cit. Orts selbst einsehen. Ich schließe mit den Worten desselben hochwürdigsten Alterthumskenners: „Mit solcher Beihilfe suchten die neuen Ansiedler (die Missionäre) ihren sprachlichen Verkehr mit den Einwohnern zu vermitteln, bis sie allmälig der Landessprache mächtig wurden." Es bedarf wohl keiner besondern Bemerkung, daß das, was uns hier der hochwürdigste Bischof Greith von den irischen Missionären in Allemannien sagt, mutatis mutandis auch bezüglich der baioarischen Glaubensprediger in Slavinien volle Geltung habe, weil es in der menschlichen Natur liegt, daß zur Erreichung gleicher Zwecke in der Regel auch immer gleiche Mittel angewendet werden.

Aus der Bekehrung des verhältnißmäßig kleinen Volksstammes der Raabwenden entsproßte also wie aus einem unscheinbaren Samenkörnlein die großartige Idee des hl. Virgil, die fast zahllose Völkerfamilie der Slaven in die katholische Kirche einzuführen; die Altacher Missionäre der Raabwenden waren im Vereine mit den St. Emmeramern die Lehrmeister jener Schaaren von Glaubenspredigern, die von Kremsmünster aus das Apostolat ihrer Väter bei den Slaven zwischen der Alm und Enns, zwischen der Traun und der Pyhrnklause fortsetzten und von St. Peter und Maximilianszell auszogen, um die Tauernketten zu übersteigen und den Carantanern an der obern Enns und Mur, an der Drau und Save das Licht des Glaubens zu bringen. Als dann die Waffen des großen deutschen Königs im letzten Decennium des VIII. Jahrh. die Awaren niedergeworfen und bis hinter die Theiß zurückgedrängt hatten, setzten die Nachfolger Virgil's, Arno, Adalram und Liupram den von ihm eröffneten friedlichen Kreuzzug jenseits der Enns bis tief hinab in die pannonischen Ebenen und an beiden Seiten der mittlern Donau fort. Sämmtliche baioarische Bischöfe und Abteien schlossen sich an ihre Salzburger Metropoliten an, und das siegreiche Kreuz wurde wie an den Gestaden des Neusiedler- und Platten-See's, ebenso an den Quellen der Moldau und March und an den Westabhängen der Karpathen aufgepflanzt. Von diesen überwältigenden Erfolgen war die Raabwenden-Bekehrung der bescheidene Anfang; darum lege ich ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung bei.

[1]) Gesch. der altirisch. Kirche ꝛc. Freiburg, Herder S. 277.

III. Capitel.

Die Bekehrung der Ennsslaven.

Daß die Awaren 568 nach dem Abzuge der Langobarden nach Italien deren Gebiet vertragsmäßig in Besitz nahmen, und dadurch an der Enns östliche Grenznachbarn der Baioarier wurden, ist ebenso allgemein bekannt, als die Thatsache, daß sie auf langen Strecken der franco-baioarischen Grenze und so auch an der untern Enns die von ihnen unterjochten slavischen Stämme vorschoben, um gegen das mächtige Frankenreich ihre Vorhut zu bilden. Nicht so sicher ist die Zeit ermittelt, in welcher die Slaven, die man in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. mehrfach beurkundet im untern Traungaue am linken Ennsufer zahlreich verbreitet findet, in diesen Landstrich eingewandert seien. Während uns die Quellen wiederholt über die Kriege zwischen Slaven und Baioariern an der obern Drau im Uebergange vom VI. in das VII. Jahrh. berichten, lassen sie auf die Stellung der Slaven des untern Ennsufers zu den ihnen gegenüber wohnenden Baioariern nur einige sehr flüchtige Streiflichter fallen, die über das, was das nachgelassene Dunkel umhüllt, höchstens mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen gestatten. Ob die diesseitigen Ennsslaven, wie Pritz[1]) meint, „vor 630 als die Bayern und Slaven in friedlichem Verhältnisse standen", eingewandert seien, ist übrigens für meine dermalige Untersuchung ziemlich gleichgiltig. Daß sie, seit Samo's Vereinigung der nördlichen und südlichen Slavenstämme zu einem mächtigen Bunde, von der Enns noch unter Kronsdorf, dann an der Ipf herauf bis gegen den Almfluß Herren des ganzen davon südlich gelegenen Landstriches, und mithin auch der wichtigen Pyrhnstraße waren, dürfte meines Erachtens unbezweifelt sein. Zur schnellen Vermehrung des slavischen Volkselementes trugen hier wie anderwärts zwei Factoren wesentlich bei: die bekannte Fruchtbarkeit dieses Volkes und die unausgesetzten Nachwanderungen, namentlich von Carantanien her. Dadurch mußte die ohnehin noch dünne baioarische Bevölkerung über die angegebenen nördlichen und westlichen Grenzen hinausgedrängt werden; denn bei dem rohen Heidenthum der Slaven, ihrer tiefen Culturstufe und ihrem heute noch nicht erloschenen Hasse gegen alles Germanische war Seitens der Baioarier an ein friedliches Zusammenwohnen mit ihnen nicht zu denken. Die nationalen Gegensätze verloren erst im Laufe der Zeiten etwas von ihrer Schärfe, wie dieß als nothwendige Folge des zwischen neben einander siedelnden Völkerschaften unvermeidlichen volkswirthschaftlichen Verkehres leicht erklärlich ist. König Samo scheint auch während des letzten Drittels seiner Regierungszeit mit seinen westlichen Nachbarn in internationalem Frieden gelebt zu haben, indem von den ältesten Geschichtschreibern außer den

[1]) Gesch. d. Landes ob d. Enns C. 8. S. 164.

jedoch nicht, daß auch die anfänglich versuchsweise etwa um 748 von den Altacher Missionären begonnene Christianisirung derselben den nämlichen Wechselfällen unterworfen gewesen sei, die uns der Anonymus De Conversione Carantanorum bezüglich dieser mit verständlichem Lakonismus schildert. Laut besagter Schilderung wurde in Carantanien das Bekehrungswerk durch den hartnäckigen Widerstand der Großen des Landes nicht nur längere Zeit durch wiederholte Volksaufstände verzögert, sondern nach dem Tode des frommen Herzogs Cheitumar durch eine weiter verbreitete Empörung, Vertreibung aller Priester u. s. w. ernstlich in Frage gestellt. Hiedurch wurde des baioarischen Herzoges Tassilo Geduld erschöpft; er überzog die durch ihn den fränkischen Oberherren bisher nur tributpflichtigen Carantaner mit Krieg (772), schlug sie und unterwarf sie nun förmlich baioarischer Hoheit, deren Unterthanen sie von nun an blieben. Mit 772 scheint auch die erfolgreichere Missionsthätigkeit der Niederaltacher Mönche bei den Ennsslaven begonnen zu haben, da sie nun ebenfalls in förmlichem Unterthansverbande zu Baioarien standen. Von Nordosten her war ihnen in viel früherer Zeit einigermaßen von den St. Florianer-Mönchen vorgearbeitet worden, deren religiöse Körperschaft in Folge der Awaren-Einfälle vor Samo schon großen Abbruch erlitten hatte, und durch die Ausbreitung der heidnischen Slaven vor und unter Samo bis fast an die Holzwände ihres Klosters der völligen Auflösung nahe gebracht worden war. In ähnlicher, beziehentlich noch schlimmerer Weise verhielt es sich mit der Westgrenze des Slavengebietes, mit den Vorarbeiten der Mönche von Altmünster. Ihre Klostergemeinde war in Folge des Verfalles der Salzburgerkirche, der Slaveneinfälle am Beginne des VII. Jahrh., der Zerstörung des Klosters durch dieselben und der langwierigen, beiläufig v. J. 630 wenigstens bis gegen Ende des VII. Jahrh. dauernden Occupation des Ischllandes (Salzkammergutes), durch die Slaven — völlig eingegangen. Ist nun auch nicht anzunehmen, daß mit der Auflösung des klösterlichen Verbandes auch die altmünsterischen Seelsorgstationen aufgelassen worden seien, so ist doch sicher, daß an der Neige des genannten Jahrhunderts die exponirten Mönche von Altmünster mit wenig Ausnahmen ausgestorben waren, und so mag denn auch am linken Almufer die nothdürftigste Seelsorge von Mönchpriestern, welche Bischof Flobrigis von Salzburg ordinirt hatte, ausgeübt worden sein. Die unter dem hl. Bischof Virgil beginnenden reichlichen Schenkungen an das Kathedralstift deuten klar genug auf die vorausgegangenen, wesentlichen Verdienste desselben um das Seelenheil der Alm-Anwohner hin. Wohl scheint sich, etwa um 725, auch die Klostergemeinde von Altmünster wieder constituirt zu haben, wie wir bereits früher gesehen, sie kam jedoch nicht mehr zu Kräften und war in Folge innern Siechthums, wie es scheint, in der Mitte des VIII. Jahrh. bereits wieder aus dem Leben geschieden, oder doch ihrem Ende nahe. Ob dieses letztmalige Aufleben des Klosters Altmünster mit der örtlichen Sage, daß K. Karl d. Gr. (hier offenbar mit einem ältern baioarischen Herzog verwechselt) die ersten (?) Priester nach Altmünster gebracht habe, in Verbindung gebracht werden dürfe,

vom Christenthume geregelte. Ihnen ihre so oft mißbrauchte Unabhängigkeit zu lassen, wäre ein politischer Mißgriff gewesen; die Sieger machten sie also vorerst tributpflichtig und nahmen Jünglinge aus den vornehmsten Familien des Landes, unter diesen den Sohn Herzog Boruth's, Namens Gorazd (Cacatius), und dessen Neffen Cheitumar, als Geiseln mit sich nach Baioarien, um sie im Christenthum unterrichten zu lassen. Herzog Boruth selbst war mit dieser weisen Maßregel vollkommen einverstanden. Die weitern Erfolge dieses Vorgehens werden in der Christianisirungsgeschichte der Carantaner des Nähern beleuchtet werden: hier handelt es sich vorzugsweise um den Rückschlag, den die Unterwerfung der Carantanerslaven auf ihre Stammesgenossen an der Enns ausübte.

Die Ennsslaven waren, wie eben gesagt, eines und desselben Stammes mit den Carantanern, sie waren als ein kräftiger Ast desselben in nördlicher Richtung aus ihm hervorgewachsen. Dieser Ast stand mit seinem Urstamme, besonders mittelst der Pyrhnstraße in lebensvoller Verbindung und wurde durch beständige Nachwanderung mehr und mehr gekräftigt. Oestlich von der Enns siedelte schon seit der Besitznahme jenes Landstriches durch die Awaren slavische Vorhut derselben. Diese Slavensiedlungen werden jedoch auf das rechte Ennsufer selbst und weiter östlich auf die Ips- und Erlaf-Ufer zu beschränken sein, weil wir den ungeheuren Ennswald, der sich zwischen den ebengenannten Flüssen und der Donau ausdehnte, erst im IX. Jahrh. in Cultur genommen sehen. Diesen Urwald schildert Bischof Aribo von Freising im Leben des hl. Emmeram[1]), mithin für die Mitte des VII. Jahrh. als einen schauerlichen Aufenthalt wilder Thiere, durch den sich niemand zu reisen getraue, woraus von selbst hervorgeht, daß er nicht einmal zur Zeit Samo's von Slaven bewohnt war. Schon im Hinblicke auf diese geographischen Verhältnisse liegt die Annahme sehr nahe, daß die Ennsslaven nach Samo's Tode in eine, wenn auch noch so lose Abhängigkeit von ihren mächtigen Nachbarn in West und Nord, den Baioariern, gekommen seien müssen, und es muß daher Wunder nehmen, daß ihre Christianisirung nicht schon wenigstens mit dem Beginne des VIII. Jahrh. in Angriff genommen worden sei. Dafür, daß dieß damals noch nicht geschah, finde ich keinen andern zureichenden Grund, als eben wieder den beinahe gänzlichen Verfall der Salzburger Landeskirche, der bis auf die letzten Decennien des VII. Jahrh., d. h. bis auf den Verwaltungsantritt des Bischofes Flobrigis in steter Zunahme begriffen gewesen, und auch für die ersten Decennien des VIII. Nachwehen zurückließ, die sich in Bezug auf Lebensthätigkeit vom Zustande des vorausgegangenen Verfalles nur wenig unterschieden. Da jedoch irgendwelche, freilich nur lose Abhängigkeit der Ennsslaven von den Baioariern nicht ohne heilsame Rückwirkung auf ihre Ausbildung geblieben sein kann, so möchte ich die Periode von 725—748, nämlich die Regierungszeit der Herzoge Hugibert und Otilo als christliche Vorschule der Ennsslaven bezeichnen, zweifle

[1]) Bolland. Tom. VI. Sept. ad diem 22. ejusd. p. 475.

rissene Gründung einzig und allein interessirte, am nächsten. So entstand die Sage von Tassilo's verunglücktem Sohne Gunthar, auf die ich bald des Nähern zurückkommen muß. Mögen auch manche Klöster, wie andere milde Stiftungen, in Folge von Gelübden u. s. w. entstanden sein, gewiß nur höchst einzelne, besonders größere Stifte, wurden unmittelbar als solche in's Leben gerufen, ihre immense Mehrheit entwickelte sich aus kleinern, viel ältern, analogen Instituten, in der Regel aus ärmlichen Zellen, welche eine großherzige Munificenz in richtiger Würdigung eines dringenden religiösen Bedürfnisses zu Münstern erweiterte. Diese Genesis ist bezüglich einer großen Anzahl noch die geschichtlich erweisbare und ist die naturgemäße. Wo sich Sage und Natur um die Geltung streiten, wird die Wahl zwischen ihnen kaum einen Augenblick schwanken. Es ist platterdings nicht abzusehen, warum das Münster an der Krems in die Ausnahme eingestellt werden sollte. Berufen von der Salzburger Kirche, arbeiteten mehrere Mönche von Altach an der Bekehrung der Ennsslaven; die Erfolge ihrer Thätigkeit berechtigten, besonders seit 772, zu den erfreulichsten Hoffnungen; um diese zu verwirklichen, bittet der hl. Slavenapostel Virgil den tiefkirchlich gesinnten Landesherzog Tassilo um die Stiftung eines förmlichen Münsters inmitten des Traungaues, und dieser stattet die bisherige arme Zelle der Altacher Mönche zu einem ansehnlichen Münster aus, in welches nun eine größere Anzahl Mönche aus Niederaltach mit dem Abte Fater an der Spitze nachwandert: dieß wird die älteste Geschichte von Kremsmünster sein. Man wolle aber ja nicht glauben, daß diese älteste Geschichte etwa nur eine auf dem Wege logischer Induction aus der Analogie geschöpfte Combination sei, indem die Stiftungsurkunde Herzog Tassilo's einige Winke enthält, welche die soeben ausgesprochene Ansicht nicht wenig bekräftigen. Die ursprüngliche Dotation des Kremsmünsters durch Herzog Tassilo ist eine großartige, mag man ihre Ausdehnung oder die Verschiedenartigkeit ihrer nutzbringenden Bestandtheile in's Auge fassen. Während einige ihrer Items zerstreut in weiter Ferne z. B. im Aschachwinkel, an der Rottel, am Hallstädter-See, an der nördlichen Vils (wohlgemerkt Nordfilusa d. h. Altachisches Stammgut an der oberpfälzischen Vils nicht an jener, die von Süden kommend bei Vilshofen in die Donau fällt) und obern Donau liegen, umgeben andere, in ein umfangsreiches Territorium vereinigt, das neue Münster als unmittelbare Hausdomäne. Von dieser letztern bildet der Standpunkt des Münsters nicht nur den Mittelpunkt, sondern ist auch die beinahe ausnahmslose, höher cultivirte und dichter bewohnte Gegend (»Homines qui in eo loco habitant et ea cuncta que ibidem culta videbantur«). Ringsum ist Waldgebiet, d. h. nur sehr einödig bebautes Land, oder förmlicher Wald und Waldweidschaft. Darum sagt K. Karl d. Gr. in seiner Bestätigungs-Urkunde[1]) vom J. 791: »Monasterium . . . infra Waldo nostro loco qui dicitur chremisa . . . .

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 6. Die zweite Bestätigungs-Urkunde angeblich vom J. 802 (ib. Nr. 3. S. 7. 8.) ist unterschoben.

uel infra memorato uualdo i. e. Sulzibah, Sicbah, Liubilinbah et quidquid inter duo flumina que uocantur ipphas esse cernitur«, wodurch der Umfang des Waldgebietes genauer bestimmt wird, nämlich von Hall bis Sipbach und Leonbach und zwischen dem Sanmareiner- und Ipfbache. Hieran schloß sich gegen Westen das weitere Waldgebiet um Eberstall und gegen Osten jenes der Slavensupanie des Phyffo, und oberhalb die Slavensiedlungen um Sirming und Dietach an, von welchen ausdrücklich bemerkt ist, daß sie theilweise erst unter Tassilo gerodet wurden. Diese Culturzustände bilden einen auffallenden Gegensatz zur nächsten Umgebung des Münsters selbst, so daß man gezwungen ist, in letzterer ältere Cultur anzunehmen, wenn man dem Wortlaute der Urkunden nicht absichtlich Gewalt anthun will. Diese ältere Cultur kann man aber vernünftiger Weise wohl nur den hier schon länger arbeitenden Missionären von Niederaltach zuschreiben. Folgerecht hiezu wird man ferner annehmen müssen, daß wenigstens einige Mönche von Altach in der ursprünglichen Zelle an der Krems zusammenwohnten. Ihre Aufgabe war in erster Linie das Missionswerk, in zweiter das reguläre Mönchsleben innerhalb der Klosterwände. Daß letzteres durch das erstere vielfältig beeinträchtigt werden mußte, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Auch in dieser Beziehung enthält die Stiftungsurkunde wieder eine sehr verständliche Andeutung, indem sie für die Gründung des Münsters die Herstellung des regulären Lebens als einen der Hauptgründe angibt (»Ut in predicto venerabili loco vita ibi commorantium regulariter duceretur«). Damit ist in hoher Weisheit die richtige Erkenntniß ausgesprochen, daß das innere Leben die Grundbedingung einer segenreichen äußern Wirksamkeit sei. Erst durch die Einführung der regulären Klosterdisciplin wurde die Erreichung des speciellen Zweckes, nämlich der Slavenchristianisirung sicher gestellt. Durch diese Erwägungen ist nun, meines Dafürhaltens, zur Genüge dargethan, daß auch das großartige Münster an der Krems aus einer ärmlichen Zelle erwachsen sei, und zugleich die eigentliche Veranlassung zu seiner Gründung angegeben.

Wie oben bemerkt worden, halten die ältern Chroniſten des Stiftes Kremsmünster bezüglich der Veranlassung zu seiner Gründung an der romantischen Sage fest, daß den edlen Herzog Tassilo ein hochtragisches Erlebniß dazu vermocht habe. Auch andere Geschichtschreiber z. B. Velser, Brunner, Adlzreiter u. s. w. schließen sich ihnen hierin an. — Ein hoffnungsvoller Sohn Herzog Tassilo's, der Jüngling Gunthar, sagen sie, habe im nahen Walde einen ungeheuern Eber aufgebirscht und waidmäßig mit seinem Spieße gefällt. Stürzend habe ihn aber das Unthier mit einem seiner Hauer arg verwundet (an einer Wade, wie Rauch weiß), und so sei er bereits verblutet neben dem getödteten Wilde mittelst eines treuen Hundes in der Nähe des Guntharteiches von seinen Untergebenen gefunden worden. Der später ebenfalls zur Leiche geeilte, tiefbetrübte Vater sei unschlüssig gewesen, wo er dem geliebten Sohne ein würdiges Grab bereite. Da sei ihm an dem Platze, den jetzt das Münster einnimmt, ein Hirsch mit leuchtenden

Geweihen aus dem Walde entgegengekommen, woran er erkannt habe, daß dieß die von der Vorsehung bestimmte Grabstätte seines Sohnes sei. Darum habe er über dessen Ruhestätte zuerst eine Kirche und dann an ihr das Münster erbaut und beide mit königlicher Munificenz dotirt. — Abgesehen von der etwas zu augenfälligen Romantik der Sage, stehen ihrer Glaubwürdigkeit einige sehr triftige Bedenken entgegen. Man macht vorerst, wie mir scheint mit Recht, dagegen geltend, daß nirgends ein Sohn Tassilo's, Namens Gunthar erwähnt werde. Dieser Einwurf wird auch durch die Ausflucht nicht entkräftet, daß Tassilo's Söhne erst bei Gelegenheit seiner Gefangennehmung und Entsetzung bekannt werden, wo Gunthar nicht mehr genannt werde, weil er schon 11 Jahre früher um's Leben gekommen war; denn sein Name hätte jedenfalls in's Verbrüderungsbuch von St. Peter eingetragen werden müssen, das obendrein in der Gestalt, in welcher es als Original vorliegt, zur Zeit der vorgeblichen Katastrophe Gunthar's schon mindestens im eilften Jahre geführt wurde. — Auch ist Gunthar kein im Geschlechte der Agilulfinger herkömmlicher Name; er kommt nie darin vor. — Was die Frage entscheidet, ist der Inhalt der Stiftungsurkunde von Kremsmünster, indem er auch nicht ein Wort aufweist, das sich auf die sagenhafte Katastrophe beziehen ließe. Um der fraglichen Sagenbildung näher zu kommen, wird man daher wohl einen andern Weg einzuschlagen haben. Daß die Sage erst spät, wenigstens nicht vor dem X. Jahrh., ja kaum vor dem XIII. entstand, scheint sicher zu sein, weil der Name dieses Gunthars erst vom J. 1232 an vorkommt (Pachmayr p. 305). Der wilde Eber spielt im germanischen Götter- und Helden-Sagenkreise eine hervorragende Rolle, er war selbst den bereits christlichen, alten Deutschen ein vorzüglich beliebtes Feldzeichen. Es wird, denk' ich, das Wahrscheinlichste bleiben, daß in der Katastrophe Gunthars irgend eine Mythe aus jenem alten Sagenkreise heraufdämmere, die dann im phantasiereichen Mittelalter mit der Veranlassung zur Gründung Kremsmünsters in Verbindung gebracht wurde.

Von höherem Interesse dürfte eine gedrängte Untersuchung über die socialpolitischen Verhältnisse sein, in welchen die Ennsslaven zu den Baioariern standen, indem sie nicht ohne Einfluß auf ihre Christianisirung bleiben konnten. Im Allgemeinen auf Schafarik's „Slavische Alterthümer" verweisend, beschränke ich mich einzig und allein auf die Ennsslaven unter baioarischer Oberherrlichkeit. Die Stiftungsurkunde Herzog Tassilo's und das Bestätigungsdiplom K. Karls d. Gr. enthalten in dieser Beziehung einige sehr erwünschte und bedeutsame Winke. Vorerst geben beide geographische Aufschlüsse über ihre Siedlungen im Traungaue; (vom Grunzwitigau wird später die Rede sein). Außer den allem Anscheine nach beinahe durchaus nur von Baioariern, freilich theilweise einödig, bewohnten Waldgebieten um Kremsmünster selbst, schenkte Herzog Tassilo eine ganze Slavendecanie von größerer Ausdehnung, weil außer ihrem Supan Physso auch noch zwei unter ihm stehende Vorgesetzte (actores) derselben, Sparuna und Taliub

genannt werden. Daß die Decanie ein arrondirtes und gegen die baioarischen Ansiedlungen abgegrenztes Gebiet war, geht deutlich daraus hervor, weil die Abgrenzung ausdrücklich genannt wird (»qui infra terminum manent«), und von der herzoglichen Commission, in welcher sich außer dem Abte Fater der spätere Erzbischof Arno, damals noch Domprieſter in Freising, befand, unter Führung des Supans Phyſſo abgegangen wurde. In Rede stehende Decanie scheint sich vom Sulzbache aus einerseits über den Ipfursprung und südlich an dem Gebiete der Sirningerslaven hin, an jenes der Dietacher angeschlossen zu haben. Auch an der Dietach (Todicha) wurden 30 Slaven geschenkt, sowie auch das Gebiet, welches von den Slaven ohne Vorwissen Tassilo's im Forste bei Dietach und Sirning gerodet worden war. Daß die Slaven, außer den gegen Nordcarantanien (Obersteiermark) laufenden Querthälern auch den ganzen Landstrich an den Vorbergen, von der Alm bis zur Enns im Besitze hatten, ist ohnehin bekannt, und beweisen auch die in auffallenderer Anzahl dort noch erhaltenen Ortsnamen slavischen Idioms. In Folge der seit mehr als sieben Jahrhunderten durchgeführten Germanisirung hat auch die immense Mehrheit der Ortsnamen einen durchgängig deutschen Charakter, während die Wurzeln vieler derselben noch unverkennbar slavisches Gepräge haben, wenn sie im frühern Mittelalter urkundlich aufscheinen. Daß die Slaven zufolge ihrer Fruchtbarkeit auch bis an die Alm vorgerückt waren, zeigt die in der Bestätigungsurkunde K. Karls d. Gr. vorkommende Notiz, daß sie, wie um Sirning, so auch um Eberstall ohne Vorwissen Herzog Tassilo's Waldungen gerodet hatten. An der Enns abwärts scheinen sie bis über Kronsdorf hinab vorgedrungen zu sein, weil noch 834 vorkommt, daß K. Ludwig d. Fr. dem Kloster Niederaltach die Ortschaft Granesdorf (Kronsdorf) quae sita est in parte Slavanorum schenkte.[1]) So lange sie zu Samo's Zeit auch an der Enns das herrschende Volk waren, reichte ihr Besitz wahrscheinlich bis an die untere Traun; als sie aber unter baioarische Hoheit gekommen waren, zogen sie sich jedoch, wie es scheint, behufs der Wahrung ihres nationalen Lebens enger zusammen, wo ihre Volksmenge dieß gestattete. Am rechten Ennsufer siedelten sie um den Ennswald einerseits bis zur Erlaf, aber nicht nur bis zur Donau, sondern zahlreich auch jenseits derselben, und allem Anscheine nach ausschließlich von der großen Gusen östlich bis an den Kampfluß und nördlich bis tief in den Nordwald. Dadurch war besonders zu Samo's Zeit die enge Fühlung mit dessen mächtigem Reiche in Mähren und Böhmen hergestellt.

Wie oben schon angedeutet worden ist, scheinen sich nach dem Zerfallen des gewaltigen Slavenreiches durch Samo's Ableben und der Rückkehr der einzelnen Stämme unter ihre Stammesfürsten auch die politischen Verhältnisse der Ennsslaven zu den Baioariern in drei Phasen entwickelt zu haben. Die Gefahren, welche ihnen von Seite der Awaren drohten, nöthigten sie vorerst zu einem engern

[1]) Mon. Boic. XI. p. 106.

Bündnisse mit den Baioariern an ihrer Westgrenze. Bei der Ungleichheit der gegenseitigen Machtstellung war es auf die Länge wohl unvermeidlich, die völlige Gleichberechtigung nicht einzubüßen. Der Schutzbedürftige wird nach und nach immer abhängiger von seinem Schutzherrn werden müssen: so die Slaven von den Baioariern. Man wird als sicher annehmen dürfen, daß nach Ablauf der ersten Decennien des VIII. Jahrh. die Selbstständigkeit der Ennsslaven nur mehr eine nominelle war. Eben so sicher hatten sie in jenem Zeitpunkte auch die vor etwas mehr als achtzig Jahren mit Gewalt in Besitz genommenen volkswirthschaftlich oder strategisch wichtigern Gegenden z. B. das salzreiche Ischlland und die Traun- und Ennsmündungen, wieder gutwillig geräumt. Man kann dagegen nicht geltend machen, daß noch am Ende des VII. Jahrh. ein Slaveneinfall in Baioarien geschichtlich constatirt sei, dessen Wüthen sich weiter gegen Nordwesten erstreckte, als jedes der früheren, nämlich jenes, bei welchem der hl. Marinus auf dem Irschenberge, etwa 6 Meilen südöstlich von München, zu Tod gepeinigt wurde. Es wurde seines Orts bemerkt, daß dieser Raubzug von Westcarantanien ausgegangen war. Was aber für einen Slavenstamm am Ursprunge der Drau möglich war, wäre für die Ennsslaven eine baare Unmöglichkeit gewesen; denn letztere waren trotz der Pyrhn- und Ennsstraße zu sehr gegen Baioarien vorgeschoben und dadurch von ihren Stammesgenossen theilweise zu isolirt, als daß sie sich mit einem derartigen tollkühnen Unternehmen nicht geradezu der Vernichtung ausgesetzt hätten. Nach dem Erläuterten ist es wohl auch selbstverständlich, daß die wichtigsten Verkehrswege des Enneslandes, namentlich die Pyrhn- und Pötschen-Straße, welche die Slaven in der Periode, in welcher sie dort das herrschende Volk waren, ausschließlich inne hatten, mit dem Umschlage der Oberherrschaft sich dem baioarischen Handel zu unbeschränkter Benützung eröffneten. Salz und Eisen waren naturgemäß seine gesuchteste Fracht und Gegenfracht. Das Wiederaufleben der heute so blühenden Eisenindustrie in Oesterreich wird aus jener Zeit datiren, und zu welchem Aufschwunge sie sich schon in beiläufig einem halben Jahrhundert erhoben, ist durch die Stiftungsurkunde von Kremsmünster documentirt, indem an der Rottel, also beziehentlich in ziemlich großer Entfernung vom Gebirge, unter Anderem auch sechs Gewerke (sex fabros) zum neugegründeten Münster geschenkt wurden. Auch hier bewährt sich wieder, daß die Geschichte des Christenthums zugleich Culturgeschichte sei.

Die zweite Phase — Tributpflichtigkeit — trat im politischen Verhältnisse der Slaven zu den Baioariern nach dem folgenreichen Ereignisse ein, als die Slaven in Carantanien und Pannonien neuerdings von den Awaren hart bedrängt, die Waffenhilfe ihrer schützenden Bundesgenossen, der Baioarier angerufen hatten, und diese nach ihrem Siege über die Awaren als Entschädigung für gebrachte Opfer den Slaven einen, wie es scheint, mäßigen Tribut an den gemeinsamen fränkischen Oberkönig auferlegten. Noch wichtiger war die von den Slaven geforderte Bürgschaft für treues Festhalten an den Verpflichtungen dieser untersten

Unterwerfungsstufe, nämlich die nach Baioarien mitgenommenen Geiseln, Jünglinge aus den vornehmsten, selbst fürstlichen Geschlechtern. Da Tassilo noch als Kind den herzoglichen Thron bestieg, wird man ihm den Kriegszug gegen die Awaren wohl nicht zumuthen dürfen; das für die Carantanerslaven so wichtige Ereigniß ihrer Anfänge des Christenthums wird daher in die letzten Regierungsjahre Herzog Otilo's, d. h. in die Jahre 746—748 einzureihen sein. Dieß stimmt auch mit der Revindication der Maximilianszelle durch den hl. Abt und Rector ecclesiae Virgil überein, die er bei Herzog Otilo anhängig machte, und welche illusorisch gewesen wäre, wenn damals die Bedrohung von Seite der Slaven noch fortgedauert hätte. — Vorhin wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß den Slaven wahrscheinlich ein nur mäßiger Tribut auferlegt worden sei; sie ist in der Thatsache begründet, daß sowohl Tassilo als Karl d. Gr. bei ihrer Slaven-Ueberweisung an das Stift Kremsmünster die Heischung eines billigen Tributes (justo tributo) wiederholt selbst noch in einer Zeit betonen, in welcher die Slaven bereits in förmlichem Unterthanen-Verhältnisse zu den baioarischen, beziehentlich fränkischen Fürsten standen. Worin die Tributleistungen bestanden, läßt sich eher errathen als nachweisen. Daß sie nicht in Baarzahlungen bestanden, ist in Anbetracht der damaligen volkswirthschaftlichen Zustände sicherlich so viel als ausgemacht. Viel wahrscheinlicher waren es Naturalleistungen: Rohmetalle, in vorderster Linie Eisen, etwa auch Vieh, Rinder sowohl als Pferde, und, wie ich wenigstens nicht bezweifle, Wein. Wie wir aus den Schenkungen der Herzoge Theodo und Theodebert noch in der ersten Hälfte des VI. Jahrh. wissen, war der Weinbau damals in Baioarien z. B. in Kruckenberg an der Donau schon einheimisch; wir werden aber unsern glorreichen Ahnen soviel guten Geschmack zutrauen, daß sie die lieblichen Steirerweine dem entsetzlichen Regensburger oder Landshuter vorzogen, von welch' letzterm Balde singt: »Mons ubi nativum vites lacrimantur acetum.«

Die zweite politische Phase war jedoch von kurzer Dauer, denn schon 772 erfolgte die oben bereits erzählte, vollständige Unterwerfung der Carantaner und ihrer Nachbarn unter baioarische Herrschaft und somit die dritte Phase. Die genannten slavischen Länder waren von nun an baioarische Provinz, und folgerecht hiezu auch die Ennsslaven baioarische Unterthanen. Sei es nun, daß die Ennsslaven am allgemeinen Aufstande ihrer südlichen Landsleute nach dem Tode Herzog Cheitemars sich nicht betheiligt hatten, was das Wahrscheinlichste ist, oder daß das Abhängigkeits-Verhältniß überhaupt ein höchst gelindes war, das steht fest, daß die Ennsslaven von ihren neuen Oberherren sehr glimpflich behandelt wurden, wie dieß durch mehrere gänzlich absichtslose Notizen, die in die Stiftungs- und Bestätigungs-Urkunde eingeflochten sind, unanstreitbar constatirt ist. Vor Allem sehen wir, daß Herzog Tassilo den Ennsslaven ihr ungeschmälertes Selfgovernement beließ. Er setzte keine baioarischen Beamten über sie, ihre unmittelbaren Vorgesetzten (actores) waren Slaven, was Angesichts ihrer Namen Sparuna und Taliub

niemand in Zweifel ziehen wird; diese standen nach wie vor unter ihrem nationalen Supan Physso, dessen Name kaum jemand für einen germanischen ausgibt. Ihre angestammte Verfassung blieb also gänzlich unangetastet. So verfuhr man in einem Zeitalter, das unsere in ihre Nivellirungs-Doctrinen verrannten Staatskünstler so gerne mit dem Namen des barbarischen belegen. Zu dem bisherigen billigen Tribute kam in Gemäßheit des Unterthansverhältnisses freilich eine weitere Leistung, nämlich jene der geregelten Besteuerung und des Frohndienstes (opus fiscale), aber keineswegs die bei allen germanischen Völkern damals schon eingeführte, unterste Stufe der Hörigkeit, d. h. die Leibeigenschaft. Daß unter dem Opus fiscale keine Leibeigenschaft verstanden wurde, geht klar daraus hervor, daß die Ennsslaven das Recht der Freizügigkeit genossen, was mit dem Begriffe der Leibeigenschaft (ad scriptus glebae) schlechterdings unvereinbar ist. Die Bestätigungsurkunde K. Karl's d. Gr. besagt: »Homines tamen in ipso Eporestae supra ipsam terram commanentes, si voluerint iam fatam terram tenere ad proserviendum contra ipsam casam Dei teneant(ur), si uero noluerint liberi discedant« [1]). Daß nur von dort erst seit Kurzem angesiedelten Slaven die Rede sei, ist aus dem Contexte des unmittelbar vorausgehenden Satzes ersichtlich. Wie schonend die neuen Oberherren die socialen Verhältnisse der jüngst unterworfenen Slaven behandelten, geht auch aus der Schenkungsurkunde K. Ludwig's d. Fr. vom J. 828 hervor. Er erweiterte um ein sehr Beträchtliches den schon unter Tassilo geschenkten Grundbesitz des Münsters im Grunzwitigaue, aber wieder mit der ausdrücklichen Klausel: »Salvis tamen proprietatibus liberorum Sclauorum« [2]). Also auch die erworbenen Vorrechte des damaligen mittelbaren Adels wurden gewissenhaft gewahrt. Eine solche Regierungsform heiß' ich eine wahrhaft liberale.

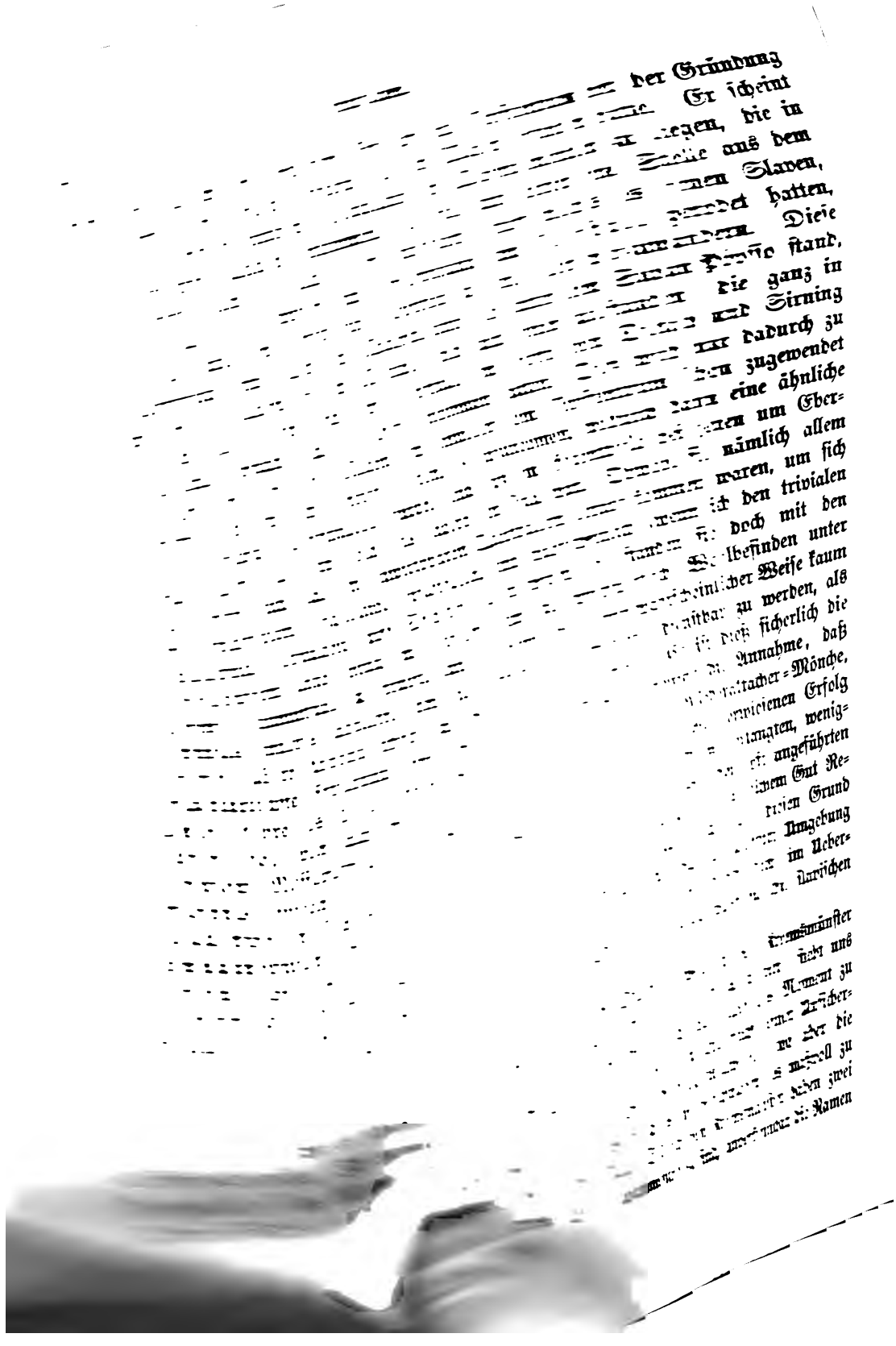
Eines aber mußten sich die Slaven gefallen lassen, was, ohne zu verletzen, tief in ihr nationales Leben eingriff, und bei einer so noblen Behandlung ließen sie sich es auch sicherlich gerne gefallen. Sie selbst hatten eigenmächtig und ohne herzogliche Bewilligung sich zwei Gebiete angeeignet und gerodet, nämlich den Sirninger Forst und jenen von Eberstall. Nun geschah auf landesherrliche Anordnung ihnen gegenüber etwas Aehnliches, aber in viel milderer Form: ich meine die Durchsetzung des slavischen Klostergebietes mit germanischen Colonisten. Diese Maßregel ist eine in der Christianisirungsgeschichte der Slaven charakteristische. Laut Berichtes des Anonymus De Conversione Carantanorum finden wir sie auch bei den Awaren Pannoniens in größter Ausdehnung angewendet: »Ceperunt populi sive Sclavi sive Bagoarii inhabitare terram« [3]); bezüglich des Raabwendengebietes haben wir bereits Aehnliches gesehen, und werden uns noch später überzeugen, daß auch in andern Territorien die deutschen Colonien im eigentlichsten Sinne für das wirksamste Ferment der Slaven-Christianisirung an-

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 6. [2]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 10. [3]) Juvav. Anh. p. 15.

gesehen werden müssen. Was nun insbesondere die Ennsslaven betrifft, sehen wir aus der Art, wie diese Colonien angelegt wurden, welch hohen Werth man auf dieses Christianisirungs- und Civilisirungs-Mittel legte. Hier handelt es sich zunächst wohl um das Waldgebiet zwischen den beiden Ipfbächen. Wie man behufs der Cultivirung desselben vorging, sagt uns die Stiftungsurkunde: Man führte den anderwärts gezimmerten Werksatz von 40 Wohnhütten in das Waldgebiet und schlug sie dort auf („Nam et quadraginta casatas aliunde attractas tradimus in his componere locis“ [1]). Diese deutschen zwischen die slavischen hineingeschobenen Colonien waren selbstverständlich durchwegs christliche. Während die Mönche die seelsorglichen Bedürfnisse der Colonisten befriedigten, übten sie zugleich das Missionswerk bei den von mehrern Seiten benachbarten Slaven. Diesen war dadurch Gelegenheit geboten, die Heilslehre der Liebe in ihren Wirkungen praktisch zu beobachten, und sie empfingen so miteinander die kräftigen Eindrücke des Apostolates des guten Beispieles und des lebendigen Wortes. Das verdoppelte Apostolat blieb auch nicht ohne segenreiche Frucht, denn die Ennsslaven wurden in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit dem Christenthum gewonnen.

Wenn ich nun den Christianisirungsgang der Ennsslaven zu schildern versuche, muß ich vorerst auf die schon oben ausgesprochene Behauptung zurückweisen, daß das Bekehrungswerk der genannten Slaven allem Anscheine nach schon einige Zeit vor der Gründung von Kremsmünster von den Niederaltacher-Mönchen begonnen und nicht ohne Erfolg gefördert worden sei. Obwohl noch im VIII. Jahrh. der bei weitem größere Theil des Traungaues mit Wäldern überdeckt war, waren diese Waldgebiete doch gewiß sporadisch cultivirt und bewohnt, wie uns dieß die Stiftungsurkunde Tassilo's bezüglich der engern Gegend, in welcher er sein großartiges Münster aufführte, mit ausdrücklichen Worten berichtet. Die christlichen (baioarischen), einödigen Siedler konnten seelsorgliche Pflege nicht entbehren, und diese scheint ihnen von den eifrigen Mönchen von Niederaltach, das den Salzburger Bischöfen unterstellt war, geworden zu sein. Sie hatten in den Mönchen von Altmünster im Westen und von jenen von St. Florian im Nordost für die Zeit vor der Slaveneinwanderung ihre Vorgänger. Die Thätigkeit der ebengenannten zwei Mönchsgenossenschaften kam freilich nur der baioarischen Bevölkerung zu Gute, wogegen ich in ihren Nachfolgern, den Niederaltacher-Mönchen, die ersten Apostel der Ennsslaven erblicke. Wir werden bald sehen, daß ebenso wie die Alm- und Traunufer, auch die schon länger im Betriebe stehende Jodsalzsiederei Hall (Sulzipah, Salina minor) wie ziemlich frühzeitig christliche Bewohner, auch Kirchen hatten; weil es sich aber hier vorzugsweise um die Slaven handelt, so kommen diese Gegenden vorläufig weniger in Betracht. Ich glaube nun in den zwei ältesten Kremsmünsterer Urkunden einen ziemlich festen Anhaltspunkt zu

[1] Urk.-Buch v. Kremsm. S. 2.



ihrer Gründer aufbewahrt und dadurch ihre Entstehungszeit; diese Ortschaften sind Wulzell bei Hall und Pernzell bei Grünburg. Nun sind uns aber aus den Stiftungsurkunden der zweite Abt Wulfram und der fünfte Snelpero bekannt, deren vertrauliche Namensformen Wulfo und Pero (öfter auch Snello) lauteten. Aus letztern mußten Wulfeszell und Perinzell entstehen. Letztere Namensbildung ist ohnehin außer Zweifel, und bezüglich der erstern bin ich kaum veranlaßt, auf Förstemann's Verwitterungsprocesse[1]) hinzuweisen, weil nach der Absorption des Buchstabens **s** durch das nachfolgende **z** der Ausfall des **F** selbstverständlich ist. Hält man diese zwei Ortsnamen mit einem dritten, ebenfalls documentirten, nämlich Zizanasheim zusammen, so gewähren sie uns interessante Aufschlüsse über den Gang der Christianisirung in Zeit und Raum. Zizanasheim, stark verwittert aus einem ursprünglichen Sizonesheim, kommt meines Wissens das erstemal in den Verträgen vor, welche Bischof Christian von Passau über Waldgrenzen mit dem Grafen Arnold von Lambach im J. 993 einging[2]). Daß das dort aufgeführte Zizanasheim (Seifenheim, nach Erbauung der Burg, Seifenburg) ein corrumpirtes Sizonesheim und Sizo die oft vorkommende vertrauliche Form für Sigehart sei, wird kaum angestritten werden. Jener Sighart, von welchem Sizonesheim seinen Namen erhielt, ist aber wohl unbezweifelt Sighardus, der dritte Abt von Kremsmünster, documentirt für 827. Verfolgen wir auf diesen Spuren der Cultur den Gang des Christenthums, wodurch jener der Cultur bedingt war, so lernen wir vorerst daraus, daß die Gegend am Petenbach, die zur Zeit Tassilo's noch Wald und Weidenschaft war (»Tradimus autem silvas et pratas que uocatur Petinpah«[3]), unter dem dritten Abte Sighart wenigstens theilweise schon unter dem Pfluge stand. Auf diesen Uebergang des Weidebodens in Aecker weisen auch um Petenbach ebenso wie um Eberstallzell die alten Ortsnamen hin: ein Dehstall bei Pettenbach, und Ehstall, drei Eberstall, zwei Austall bei Eberstallzell. Auch bezüglich Petenbach's hat uns die Topographie den Ausgangspunkt der mit der Pflege des Christenthums verbundenen Cultur bewahrt: es ist der Einödhof Zellermaier nächst Petenbach. — Die, wie bereits bemerkt, vor der Gründung Kremsmünsters schon länger im Betriebe stehende Jodsaline zu Hall (»Salinam quae ad Sulzbach est«) erhielt schon unter dem zweiten Abte Wolfram eine eigene Seelsorgstation, heute Wulzell (Wulfes-cella). Wulzell liegt südlich von Hall: und diese Lage scheint die mit der Seelsorge der baioarischen Halaunen verbundene weitere Aufgabe der Slavenbekehrung zu constatiren. Hall liegt nur eine Meile von Kremsmünster entfernt, Petenbach zwei; ersteres hatte schon unter dem zweiten Abte seine Zelle erhalten, Petenbach unter dem dritten. Wohl liegt auch Pernzell in gerader Linie nur zwei Meilen

[1]) Deutsche Ortsnamen, IV. Personen-Ortsnamen II. ad voc. Vulfes. [2]) Urk.-Buch d. Land. ob d. Enns II. S. 69. u. Urk.-Buch v. Kremsm. S. 28, wo Zizenesheim. [3]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 3.

vom Stifte, aber im Gebirge, das gleichweit entfernte Petenbach schon im beginnenden Flachland. Bei fast gleicher Entfernung mit Petenbach, das freilich auch an der seit der Römerzeit ununterbrochen benützten Pyhrnstraße lag, woraus es allein erklärlich wird, daß es sogar seinen altrömischen Namen Petonianae (vulgo Vetonianis) bewahrte, — bei gleicher Entfernung mit Petenbach, kann ich es wieder nur der viel zähern Hartnäckigkeit der Gebirgsslaven zuschreiben, daß die Gegend südwestlich um Obergrünburg erst unter dem fünften Abte Snelpero seine Missionsstation, und diese von ihm den Namen Pernzell (Perin-cella) erhielt.

Der Waldgegend um Eberstall scheinen sich die vom Gebirge herabgekommenen Slaven erst nach der Gründung Kremsmünsters bemächtigt zu haben, denn in der Stiftungsurkunde Herzog Tassilo's geschieht noch keine Meldung davon, daß sie ohne sein Vorwissen gerodet hätten, wie jene von Dietach im Sirninger Forste, sondern erst im Bestätigungsdiplome K. Karl's d. Gr. vom J. 791. Daraus, daß Eberstallzell als Zelle erst spät in den Urkunden aufscheint, schließen zu wollen, daß es eine solche etwa erst um 1099 und zwar als Cotprehtescella wurde, wäre meines Dafürhaltens in zweifacher Beziehung irrig. Es war sicherlich schon unter einem der ersten Aebte Zelle, d. h. Seelsorg- und beziehentlich Missionsstation; erstere für die baioarischen Colonen, letztere für die dort erst kürzlich eingewanderten Slaven. Von gleichem Werthe halte ich eine mir von einer übrigens hochverehrten Autorität mitgetheilte Ansicht, daß sämmtliche zu Kremsmünster gehörigen Zellen, welche K. Otto II. 976 sammt dem Stifte Kremsmünster dem Bischofe Piligrim von Passau bestätigte (?), davon ihren Namen Zell erhalten haben, daß sich, nachdem die Macht der Magyaren 955 gänzlich gebrochen war, die von ihnen vertriebenen und zerstreuten Mönche an besagten Orten wieder gesammelt hätten, um dann später das wieder aufgerichtete Stift zu beziehen. Abgesehen davon, daß laut übereinstimmenden Berichtes der einheimischen Chronisten, schon bei einem der ersten Ungarneinfälle 50 Priester und Hausgenossen ermordet worden waren, ist es wenig wahrscheinlich, daß nach nahezu 50 Jahren von der Mönchsgemeinde noch so viele am Leben waren, daß auf jede der Zellen, deren ich wenigstens 9 kenne, nur einer getroffen hätte. Daß die fraglichen Zellen in den Urkunden nicht schon früher aufscheinen, hat seinen schon mehrmal hervorgehobenen Grund einfach darin, daß sie seit ihrer Gründung ununterbrochen den ursprünglichen Zweck erfüllten, weßwegen kein Anlaß gegeben war, aus welchem sie Gegenstand irgend einer Verhandlung und demzufolge einer urkundlichen Erwähnung hätten werden müssen. Wie ich bei einer ähnlichen Gelegenheit schon einmal gesagt habe: „Das Stilleben hat seiner Natur gemäß keine Geschichte."

Daß das Stift Kremsmünster seine Hauptaufgabe, die Bekehrung der Ennsslaven, vollständig gelöst hatte, bis es durch die barbarischen Magyaren in Schutt und Asche gelegt wurde, kann schon darum keinem Zweifel unterliegen, weil nach dem Austoben jener Ungarnstürme nie und nirgendsmehr eine Nachricht von einer

Missionsarbeit unter den Slaven zu finden ist; wie es aber diese Aufgabe gelöst habe, ist hauptsächlich schon aus dem Grunde schwer zu erforschen, daß die Bekehrung der vom Stifte entlegenern Slavengemeinden, wovon wir sogar im nahen Pernzell ein Beispiel haben, in die letzten Decennien vor dem Ausbruche der Ungarnstürme fällt. Durch diese Bedrängniß kamen die eifrigen Missionäre um den üblichen Lohn der Remunerirung mit zeitlichem Besitzthume, und die späte Forschung um eine der verlässigsten Quellen über die vollbrachte Missionsarbeit, nämlich die bezüglichen Schenkungsurkunden. Daß durch die Reorganisation nach 955 theilweise ganz neue, äußerliche kirchliche Verhältnisse geschaffen wurden, ist bekannt: Kremsmünster traf das trübe Loos, in den Besitz und Nutzgenuß des Passauer Bischofes Piligrim zu kommen, nachdem es dem Bisthume Passau allem Anscheine nach bereits 955 einverleibt worden war. Die sauer verdiente Remuneration für das Missionswerk fiel folgerecht hiezu nicht dem Stifte, sondern dem bischöflichen Kastenamte Piligrim's zu; diesem aber auch nur nicht ein herkömmliches Drittel, sondern was man bei der allgemeinen Verarmung eben entbehren zu können glaubte. Darum finden wir bei der vom Bischofe Piligrim mit großem Eifer betriebenen Evidentstellung der passauischen Zehentrechte auf der Tagsatzung zu Mistlbach[1]) 985 unter ihnen die zur Taufkirche Sirning gehörenden Zehentfluren: Garstina (Garsten), Sapinicha (Sarming), Stirapurch (Steyer), Riuti (Reut), Suamare (Schwamming), Wolfeswanch (Wolfswang an der Steyer), Tuncinesdorf (Tünsting). Wie Sirning selbst schon seit dem Gründungsjahre 777, waren aber alle genannten Ortschaften altkremsmünsterische Culturen, und ihre Bewohner größtentheils Slaven, die von den Mönchen jenes Stiftes zum Christenthume bekehrt worden waren.

Wie diese Evidentstellung der Zehentrechte, so geben uns auch für die südöstliche Richtung des Christianisirungsganges bei den Slaven einzelne, noch bekannte Zellen im Zusammenhalte mit den spätern Parochialverhältnissen, insbesondere der Hauptkirche Sirning, einige erwünschte Aufschlüsse. In Betreff der Zellen mache ich vorerst auf die Zellhube bei Aschach am rechten Steyerufer und dann auf den Ober- und Unter-Zellermaier am linken Ennsufer, und auf den Zellerbauer auf dem gegenüberliegenden aufmerksam. Da die zuletztgenannten Zellhöfe ohnehin nächst Garsten liegen, Aschach aber schon zwischen 1108—1110 diesem Stifte incorporirt worden ist, so wird man mir ohne Zweifel einwenden, daß ebengenannte drei Zellhöfe nichts weiter seien, als Maiereien des Benedictinerstiftes Garsten. Dieser Einwand nimmt auf den ersten Anblick unwiderstehlich für sich ein, und dennoch ist er haltlos. Die Zellen sind als kleinere Mönchscontubernien ihrer Natur nach in der Regel älter, als die zahlreicher bevölkerten Klöster; ja, von dem bei weitem größern Theile der Klöster läßt sich ihr Entstehen aus einer frühern ärmlichen Zelle nachweisen. Wo, wie dieß z. B. bei Kremsmünster der Fall ist, irgend ein Kloster ein ausgedehnteres Gebiet zur

[1]) Urk.-Buch des Landes ob der Enns I. S. 472.

Mission oder Seelsorge übernimmt, emaniren aus demselben sofort verhältnißmäßig mehrere Zellen, welche in entlegenern kleinen Gemeinden demselben geistlichen Berufe obliegen, wie das Kloster im Großen. Die Zellenwirthschaft kommt aber am häufigsten in Zeiten vor, in welchen die Anfänge des Christenthums noch mit den Anfängen der Landescultur Hand in Hand gehen. Wenden wir diesen unbestreitbaren Sachverhalt auf das Benedictinerstift Garsten und die genannten Zellhöfe an. Daß das ursprüngliche Stift Garsten nicht aus einer der zwei Zellen entstanden sei, springt in die Augen, indem Garsten vom Markgrafen Otakar von Steyer 1082 vom Bischofe Altmann von Passau gegen Behamkirchen unter der Enns zu dem Behufe eingetauscht worden war, um dort ein Stift (monasterium) für Säcular-Priester zu errichten. Eine weitläufige Dotation kam dazu, welche vom Frenzbache (Frudenize), der heute theilweise die Grenze zwischen Steiermark und Oesterreich bildet, den beiden Ramingbächen (Rubinicha), zwischen der Enns und Steyer bis zum Röttenbache reichte. Zu einem Säcularpriester-Stifte ist aber Zell kein correlativer Begriff. Gerne gebe ich übrigens als wahrscheinlich zu, daß das Vorhandensein der zwei schon beinahe zweihundert Jahre ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdeten Zellen und die Reminiscenz an diesen Zweck bei Otakar die befruchtende Idee angeregt haben mögen, in dieser Gegend wieder ein reguläres Stift in's Leben zu rufen. Erst unter seinem Sohne, dem Markgrafen, der ebenfalls Otakar hieß, wurde 1107 das Weltpriester-Stift den Benedictinern von Göttweig übergeben, und in den nächsten Jahren mehrere Pfarreien, unter welchen auch Aschach war, dem Kloster incorporirt. Nach vollbrachter Pfarrorganisation ist natürlich an ein Zurückgreifen auf das veraltete Zellen-Institut nicht mehr zu denken, und somit bleibt nichts übrig, als in den zwei genannten Zellen Emanationen des Münsters an der Krems aus der Neige des IX. Jahrh. anzuerkennen.

Wie eben bemerkt worden, erhielt das Benedictinerstift Garsten im Laufe der Zeit mehrere Pfarreien. Diese waren: Steyer, Aschach an der Steyer, Steinbach an demselben Flusse, Gaflenz mit Weyer, Neustift und Großraming, Losenstein, Ternberg, Molln mit Frauenstein, Haselbach oder St. Magdalena bei Linz und zuletzt Christkindl[1]). Die Zeit der Incorporation dieser Pfarreien läuft über 500 Jahre. Das von der ursprünglichen Taufkirche Garsten an die Seelsorgkirche Sirning übergegangene Zehentgebiet war, wie die ganze Gebirgsgegend, ein altkremsmünsterisches und die theilweise erst später entstandenen Pfarreien derselben, mit Ausnahme Haselbach's, fast durchgängig slavische Cultur und Missionsgebiet der Mönché von Kremsmünster. Durch das Zusammentreten derselben in den Dotationscomplex des nachmaligen Benedictinerstiftes Garsten kam die primitive Zusammengehörigkeit wieder zum Ausdrucke.

Die Beleuchtung der an der Steyer tiefer im Gebirge liegenden Seelsorg-

[1]) Lamprecht, Matrikel ꝛc. S. 73.

stationen für die folgende Untersuchung aufsparend, gehe ich hier des Nähern auf den Christianisirungsgang durch die südöstlichen Thäler ein. Daß an der Enns aufwärts eine Römerstraße über Altenmarkt und Hiefelau nach Leoben lief, ist seines Orts dargethan worden. An dieser Straße sind die Punkte Zellmaier und Anger sichergestellt, und steht das einzig Wichtige außer allem Zweifel, daß zwischen Garsten (beziehentlich Sirning) und Gaflenz ein vollständig practicabler Verkehrsweg bestand. Auf diesem ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das Evangelium unter den Slaven nach Südosten vorwärts gedrungen. Den Abschlußpunkt in dieser Richtung genau anzugeben, bin ich nicht im Stande, weil es mir zweifelhaft bleibt, ob die St. Floriansзelle — Zell bei Waidhofen — die letzte Station der Kremsmünster'schen Missionsthätigkeit war, oder ob sie in die Christianisirung des südlichen Ennswaldes einzubeziehen sei. Mehrere Momente sprechen dafür, daß die Floriansзelle bei Waidhofen die südöstlichste Missionsstation von Kremsmünster gewesen sei.

Aus dem Bereiche der unmittelbaren Missionsthätigkeit der Mönche von Kremsmünster ist noch dem Christianisirungsgange jener Slaven nachzuforschen, welche das langgedehnte Querthal, durch welches die Pyrhnstraße läuft, und dessen Nebenthäler, besonders jenes der obern Steyer, bewohnten. Was diese Nachforschung nicht wenig erschwert, ist der Umstand, daß Kremsmünster erst nach dem Aufhören der Magyareneinfälle, und auch damals nur theilweise, in den Besitz von Liegenschaften und Rechten in den eben namhaft gemachten Nebenthälern gelangte, und daß uns demzufolge in Urkunden documentirte Ankunftstitel der einzelnen Besitz-Items mangeln. Ständen sie uns zur Hand, so wären die Remunerationen an zeitlichem Gut für geleistete geistliche Arbeiten wie anderwärts so auch dort der verlässigste Wegweiser beim Wiederaufsuchen der Spuren des Christianisirungsganges. Dieser Urkundenmangel klärt uns aber wenigstens darüber auf, daß die Bekehrung der in Frage stehenden Slaven wie ihrer Stammesgenossen in den entlegeneren innern Gebirgsthälern überhaupt in die Zeit einzureihen sei, welche dem Beginne der Magyaren-Drangsale unmittelbar voranging, wie denn auch örtliche Lage, zähere Gemüthsart der Bergbewohner, vereinzelte topographische Momente und Reflexe in spätere Zustände in ihrem Zusammenhalte es erkennen lassen. Abgelegenheit und Gemüthshärte waren Hindernisse in der Missionsarbeit; dagegen eine schon frühzeitig eingetretene Mischung der Bevölkerung des Hauptthales ohne Zweifel ein Beförderungsbehelf derselben. Als Samo's gewaltiges Slavenreich sich wieder in gesonderte Stammherrschaften aufgelöst hatte, geriethen die Ennsslaven, wie wir bereits gesehen haben, naturgemäß nach und nach erst in ein Schutzverhältniß, dann in Abhängigkeit und endlich in Botmäßigkeit der mächtigern Baioarier. Dadurch eröffnete sich auch die aus alter Zeit wichtigste Verkehrsader der Pyrhnstraße, welche die Slaven als herrschendes Volk förmlich mit Beschlag belegt hatten, wiederum für die baioarische Industrie. Es ist wohl selbstverständlich, daß in Folge dessen mehr und mehr baioarische Ansiedelungen an der

Pyrhnstraße geschahen, und somit konnte das baioarische Volkselement zur Zeit der Gründung des Münsters kein unbeträchtliches mehr sein. Soweit die urkundlichen Auskünfte zurückgehen, — und die Topographie geht bekanntlich allenthalben weiter zurück als sie, — finden wir solche baioarische oder deutsche Siedlungen bereits als bestehende constatirt, nebenher aber auch rein slavische. Aus letztern erlaube ich mir vorzugsweise auf Windisch-Garsten und Uoliubestale aufmerksam zu machen. Wie die Ortsbenennung Garst (Garozd?) slavischen, so ist die Differenzirung derselben: Windisch ebenso wie die Endung en (Dat. plur. aus un, on, um entstanden) offenbar germanischen Ursprungs; dagegen die Differenzirung des Namens Uoliub-estale slavisch, die Genitiv-Endung es und der Gattungsbegriff Tale aber germanisch. R. v. Koch-Sternfeld deutet in seiner Matrikel Ouliupestale (sic) mit (Ober)-Ebersthal; dieß ist ein doppelter (bekanntlich nicht der einzige) Mißgriff, weil nach den Regeln der Lautverschiebung aus Oulipes nicht Ebers entstehen kann, und das Gattungswort stal in (Unter?)-Eberstall, ebenso wie in Austall, Ehstall u. s. w. nicht Thal, sondern Stall ist. Uoliubestale ist also nichts weiter als das Thal des Uoliub (Uoliup), Uoliub aber urkundlich nachweisbar ein slavischer Personenname, denn der Slavenvorstand Ta-liub kommt mit seinem Amtsgenossen Sparuna in der Stiftungsurkunde Tassilo's und im Bestätigungs-Diplom Karl's d. Gr. vor[1]), ebenso Liubilinpah. Liub ist Wurzelwort und Ta- und Uo Differenzirungen desselben. Sparuna klingt noch im Namen der wilden Felsenmassen Sparafeld östlich von Admont am Gesäuse nach. Wenn man Pesendorf östlich von Hall, Loibersdorf und Brunnern nördlich bei Sierning mit Physso, Taliub und Sparuna in Verbindung bringen will, so werde ich mich dabei ganz neutral verhalten. In den Thalweitungen, die von ihren, etwa am Ende des ersten Drittels des VII. Jahrh. eingewanderten slavischen Bewohnern den Namen erhalten hatten, wie Uolinbestale und Windischgarsten, sind schon beim Beginne der urkundlichen Periode germanische Siedlungsnamen nachweisbar, und dieß nicht etwa nur für eine Anzahl von Sporaden, sondern für größere Dörfer. Ich will auf die germanische Umnennung Uoliubsthales in Kirchdorf keinen Nachdruck legen, wohl aber auf drei Dörfer Ober-, Mitter- und Unter-Michelndorf (Michilindorf) aufmerksam machen, deren Name ebenso unbestritten germanisch ist, als er selbst, wie allgemein bekannt ist, einfach Großes (michil) Dorf bedeutet. Diese drei Großdorf liegen im Uoliubsthale.

Bezüglich des Christianisirungsganges bin ich der an und für sich schon wahrscheinlichen Ansicht, daß im Kremsthale das Evangelium von der Zelle bei Petenbach (Zellermaier) bachaufwärts wanderte, und ebenso im Thale der Steyer an diesem Flusse aufwärts von der Wulfszelle bei Hall und von der Zelle bei Aschach her. An der innern Steyer errichtete dann der Abt Snelpero

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 2. 8.

schon tiefer im Gebirge die von ihm benannte Pernzelle. Dasselbe mag mit einem der beiden Wimm (Widthum) der Fall gewesen, die sich nächst der Ortschaft Kirchberg nordwestlich von Kirchdorf, bei Unter-Inzersdorf, finden. Ich vermuthe nämlich die älteste Seelsorgstation des Uoliubsthales nicht in Kirchdorf, sondern in diesem Kirchberg, dessen Kirche schon während der Magyaren-Verheerungen zerstört und aufgelassen worden sein muß, weil sie auch im Liber censuum schon nicht mehr als Filiale von Petenbach oder Kirchdorf aufgeführt wird. Daß Kirchberg von dem später erbauten St. Magdalenenberg seinen Namen erborgt habe, wird wohl kaum als annehmbar erscheinen, obwohl letzteres nur ½ St. entfernt ist. So sicher es ist, daß die im Steyerthale entlegene Pernzelle dem Abte Snelpero Entstehung und Namen verdanke, woraus sich dann mit ebenso viel Sicherheit die beiläufige Zeit ergibt, in welcher die Slaven dieser von Kremsmünster schon abgelegenern Thäler dem Christenthume gewonnen wurden, so darf man sich aus der Gleichzeitigkeit der Christianisirung des obern Krems- oder Uoliubsthales und dem ähnlich klingenden des Schlosses Pernstein, 1 St. südlich von Kirchdorf, doch nicht verleiten lassen, auch seine Entstehung und Benennung dem Abte Snelpero zuzuschreiben, indem die Erbauung dieses Schlosses mit aller Wahrscheinlichkeit jenem Grafen Peringar von Wels-Lambach zukommen dürfte, der zugleich mit Engilbert durch die tadelnswerthen Eingriffe in das Stiftseigenthum des passauischen Bischofes Christian I. am Anfange des XI. Jahrh. unbefugt im Besitze Petenbach's sammt seinen weitschichtigen Dependentien, und somit auch des Uoliubsthales war.[1]) Uebrigens ist auch durchaus kein Anlaß gegeben, sich eines so hinfälligen Behelfes, wie die Namensableitung Pernsteins vom Abte Snelpero, zu bedienen, um die Christianisirung der in Rede stehenden Gebirgsthäler zu Snelpero's Zeit damit zu stützen, indem einerseits die gesicherte Pernzelle, und andrerseits die durch den dritten Abt Sigehard (Sizo) bei Petenbach vorgenommenen Culturen ohnehin jeden Zweifel beseitigen. Daß aber die Slaven dieser Thäler trotz ihrer den Bergbewohnern eigenthümlichen Hartnäckigkeit in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von etwa zwanzig Jahren zum Christenthum bekehrt wurden, ist außer dem Eifer der Mönche des neuen Münsters an der Krems, wohl der heilsamen Vorschule zu verdanken, welche die Slaven im steten Verkehr mit den bereits christlichen Baiovariern an der höchst frequenten Pyhrnstraße in einer Reihe von Jahren genossen hatten, und in welcher sie genöthigt waren, ihre Vorurtheile abzulegen, da sie sich dem Eindrucke einer überlegenen Geistesbildung ebenso wenig entziehen konnten, als dem gewinnenden Einflusse einer von christlicher Liebe getragenen Gesittung. Die Namen der Zellen, von welchen aus das Licht der hl. Lehre gegen Süden an der innern Steyer und dann in den Thälern und Schluchten von Windischgarsten und Spital verbreitet worden ist, hat der Strom der Zeiten längst bis zur Unkenntlichkeit ver-

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 29. Note 6. und S. 34.

waschen; möglich jedoch auch, daß sie von den Namen der größern Ortschaften, die um die Zellen herum entstanden, absorbirt worden, und vielleicht — was ich eben nicht weiß, — hie und da etwa noch als Hausname bestehen. Man könnte vielleicht versucht sein, mein grundsätzliches Zurücksuchen auf die alten Ortsnamen Zell u. s. w. für eine Marotte zu halten, eben weil im Strome der Zeiten ohnehin ein großer Theil derselben spurlos untergegangen ist, und man von den frühesten derartigen Instituten dasselbe wohl im Allgemeinen behaupten will. Dieser Einwand ist nur ein mehrgliederiger Irrthum. Wie aus meinen Untersuchungen in diesem Theile sowohl als im frühern zur Genüge zu ersehen ist, hat die weitaus größere Anzahl der Zellen, die schon in ältester Zeit urkundlich aufscheinen, ihren Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt; überdieß wäre ich in der Lage, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Ortschaften namhaft zu machen, deren Namen, obwohl etwas verwittert, unverkennbar noch jene sind, die sie in der Römerzeit trugen. Um mich ganz auf die Gegend zu beschränken, welche ich eben behandle, mache ich vorerst auf die altrömische Mansio Petoniana (vulgo Vetonianis) aufmerksam, die in Namen- und Meilenangabe genau mit Petenbach übereinstimmt, dann aber auf das ziemlich abgelegene Straßengasthaus Tafern in der Schön bei Ober-Micheldorf, in welchem auch der gründliche Forscher Fr. Kenner[1]) eine altrömische Taberna erkennt, und sie darum für wichtig erklärt. Wenn ein einsames Straßenwirthshaus seinen ursprünglichen Namen aus der Römerzeit bis in unsere Tage herabbrachte, so wird man dieß für eine viel kürzere Zeit wohl umsomehr bei den Namen der so tief im religiösen Bewußtsein wurzelnden Glaubensquellen, den Zellen, annehmen müssen. — Aus den schon früher angegebenen Gründen halte ich es für höchst wahrscheinlich, daß die Christianisirung der Slaven in diesen innern Thälern im Ablaufe des IX. Jahrh. eine durchgängige gewesen sei. Daß auch die tiefern Thalschluchten keine Ausnahme davon machten, glaube ich bezweifeln zu müssen, indem auch der Einwand, daß letztere damals kaum bewohnt waren, sich nicht als stichhaltig erweist. Obwohl ich nämlich gerne zugebe, daß die Wälder damals noch viel tiefer in die Thalmulde herabreichten, indem spätere Rodungen zum Theil ausdrücklich documentirt sind, wie z. B. im Liber censuum bezüglich Windischgarstens noch für das Jahr ca. 1090 vorkommt[2]): »Scilicet post silve exstirpationem«, und eine Unzahl von Ortsnamen auf ihre Ursprungsart aus Rodungen zurückdeuten, so wird doch immerhin eine, wenn auch viel dünnere Bevölkerung selbst in den Hochthälern anzunehmen sein. Unter diesen Ortsnamen erscheint aber eine nicht zu verachtende Anzahl slavischen Idioms, mithin gab es dort schon slavische Ansiedler, bis die Germanisirung vor sich ging, von welcher ich glaube, daß sie am Ende des X. Jahrh. mit größerm Nachdruck begonnen, und im XII. vollendet war.

Wie die Cultur, so erlitt auch das Christenthum durch die Raub- und Ver-

[1]) Archäol. Funde S. XI. Not. 23. [2]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 371.

heerungszüge der Magyaren klägliche Einbußen, und man darf höchstens voraussetzen, daß die abgelegenern Hochthäler davon direct verschont blieben, während die an die Hauptstraße stoßenden Gegenden dem verhängnißvollen Geschicke des Flachlandes gewiß nicht entgingen. Was aber die Erinnerung an die Zeiten der Magyaren-Verheerungen wahrhaft zu einer trostlosen steigert, ist die unleugbare Thatsache, daß auch damals wieder der weltbekannte Sarkasmus Pasquino's sich bewährte: »Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini«, indem die Mächtigen des Landes sich in der ruchlosesten Weise an dem gottgeweihten Besitze der wehrlosen Klöster vergriffen. Was die Güter Kremsmünsters betrifft, haben sich die Grafen von Wels-Lambach, Arnold und dessen Nachkommen Peringer und Engilbert durch ihre Raubsucht eine traurige Berühmtheit verschafft. — Die Bischöfe von Passau, Piligrim und sein Nachfolger Christian, wußten sich das Stift Kremsmünster mit andern Klöstern von den Kaisern als Commenden zu erwirken, und der letztere setzte bei dem Grafen Arnold von Lambach eine theilweise Zurückerstattung des widerrechtlich angeeigneten Klostergutes durch, lud aber die Schmach auf sich, selbst in den Nutzgenuß des Patrimoniums der Armen zu treten und den Raub später gewissenlos wieder habsüchtigen Laien zu überlassen, wodurch mehrere Klostergüter, die schon Graf Arnold widerrechtlich usurpirt hatte, in die Hände des Markgrafen Liutbald (Leopold) und der Grafen Peringer und Engilbert von Lambach-Wels kamen. Erst 1099 wurden sie zufolge Richterspruchs und Decrets K. Heinrich's dem Kloster theilweise zurückgegeben. Dieses Decret vom 30. April 1099 (Regensburg) brandmarkt die vorhin Genannten, Bischof Christian an der Spitze, für alle Zeiten als Kirchenräuber[1]). Wenn diese Vorfälle, welche sich erst von der Mitte des X. Jahrh. an ereigneten, somit weit über den Bereich meiner Untersuchungen hinausfallen, hier dennoch ausführlicher erzählt wurden, so geschah dieß nur darum, weil besonders Petenbach davon betroffen wurde, von welchem Orte, wie oben bemerkt, die Christianisirung des Uoliubsthales unmittelbar ausgegangen war. — Im Anhalte an ein topographisch-culturhistorisches Moment, nämlich die Ortschaft Sizonesheim, südlich von Petenbach, habe ich oben die Vermuthung ausgesprochen, daß die weitere Umgebung von Petenbach schon unter dem dritten Abte von Kremsmünster, Namens Sigehard (Sizo) wie zum Theil cultivirt, so im Allgemeinen christianisirt worden sei. Diese allgemeinere Christianisirung muß jedoch auf die slavischen Ansiedler beschränkt werden, deren Anzahl nur eine mäßige gewesen zu sein scheint, jene nämlich, welche erst nach der Errichtung des Münsters vom Gebirge herauskam, um, ohne Vorwissen Herzog Tassilo's, Eberstall zu cultiviren. Die baioarische Bevölkerung war also die überwiegende, dieselbe war aber schon seit langer Zeit eine durchaus christliche. Hätte aber die christliche Bevölkerung zu ihrer Glaubenspflege keine Kirche gehabt? — Wohl ohne Zweifel, nur nicht nothwendiger Weise in Petenbach, viel-

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 33. 34.

mehr wahrscheinlicher auf dem linken Almufer, und wie es scheint auf dem Kirchhügel der [illegible]. Daß an der Alm, besonders unter Bischof Virgil durch Schenkung, Tausch und Kauf ein ausgedehnteres Territorium erworben worden sei, um die Operationsbasis zur Bekehrung der Ennsslaven zu bilden, haben wir bereits früher gesehen. Jene baiparischen Colonen, die sich zur Viehzucht oder auch zum Ackerbau in den Waldgebieten des rechten Almufers niedergelassen hatten, waren vom [illegible] Ufer ausgegangen, und gehörten kirchlich ihrer Heimatsgemeinde an. Dieß wurde natürlich anders, als Tassilo das Münster an der Krems [illegible], und unter anderm auch die Umwohner Petenbach's, sammt dem Boden, [illegible], zum neuen Münster geschenkt hatte. Von dieser Zeit an lag [illegible] dem Münster ob. Es klingt aber höchst unwahrscheinlich, was der Verfasser des Liber censuum ecclesiarum sagt[1]): „daß Petenbach [illegible] der St. Martinskirche zu Steinerkirchen untergeordnet gewesen [illegible] Ecclesiae in Alburch in honore S. Martini, [illegible], um seinen Zweifel damit zu begründen: „ob Petenbach [illegible] habe" (»ubi si a primis temporibus ecclesia [illegible]. Abgesehen von dem viel größern Abstande Petenbach's von [illegible] als von Kremsmünster selbst, steht die Zutheilung zu Steinerkirchen [illegible] mit den Sprengelsgrenzen des letztern, wie er sie selbst [illegible]. Wenn Petenbach wirklich erst unter dem Abte Alram I. seine [illegible], wie der Verfasser des Lib. censuum eccles. zu [illegible] Kirchdorf, das doch tiefer im Gebirge liegt, um mehr [illegible] vom Bischof Piligrim geweihte St. Gregorskirche [illegible] in sichtlicher Verwirrung, berichtet[3]), und folgen [illegible] daß der Christianisirungsgang große Sprünge [illegible] überging, um sich entferntern zuzuwenden. [illegible] wird sich meines Erachtens als das Wahr[illegible]. [illegible] wurde unter dem dritten Abte Sizo voll[illegible] und von ihm aus Kirchdorf unter dem fünften Abte [illegible] und Kirchdorf kamen aber während der Magyaren[illegible] in kirchenräuberische Hände, und zwar, wie der Ver[illegible], um das J. 840, nach der richtigern Be[illegible] um 840. Beide Sprengel blieben bis 1099 [illegible], sondern auch bezüglich der Ausübung [illegible] der Zerstörung durch die Ungarn [illegible] selbstverständlich auch die ihm unter[illegible] besetzen; und als es nach dem [illegible] Siechthume erholte, kam es

[illegible] S. 371. [3]) Ibid. S. 377. 378. [4]) Ibid.

in Commende der Passauer-Bischöfe, die sich als Aebte gerirten und nach Willkür schalteten. Die Entziehung der Patronatsrechte liegt ohnehin schon in der Natur der Usurpation und ist überdieß ausdrücklich documentirt[1]). Dadurch wird erklärlich, wie z. B. bei Petenbach die Ortschaft Pfaffing, die Wohnstätte der von den Passauer Usurpatoren admittirten Weltpriester entstand, und bestätigt meine frühern Aufstellungen über die Verhältnisse der Ortschaften Zell und Pfaffing. Die ursprüngliche Zelle, nordöstlich von Petenbach, bestand als Landgut (Zellmaier) fort, welcher Name dann ihr ausschließlich blieb, als in späterer Zeit ein eigener Pfarrhof im Dorfe selbst erbaut wurde.

Kirchdorf wurde, wie es scheint, in dankbarer Erinnerung an die Wohlthat des von Kremsmünster her erhaltenen Christenthums allem Anscheine nach in der ersten Hälfte des XI. Jahrh. an das Stift geschenkt. Man nennt zwar gewöhnlich einen edlen Walchuon als Wohlthäter, der Verfasser des Liber censuum macht aber ausdrücklich einen frühern Fridericus als solchen namhaft[2]). Zu dieser Schenkung mag die Thatsache den nächsten Anlaß gegeben haben, daß das Stift schon in der Restaurationszeit nach den Magyaren-Verheerungen, also gegen Ende des X. Jahrh., sich durch seine Mönche wieder väterlich um das Seelenheil der Bewohner Uoliubesthals angenommen hatte. Die Mönche setzten aber die seelsorglichen Mühen ihrer Vorgänger im IX. Jahrh. nicht mehr vom Kirchberge aus fort, dessen sicherlich hölzernes Gotteshaus mit tausend andern von den Magyaren verbrannt worden sein mag, sondern, an die neugebildeten Siedlungsverhältnisse sich haltend, in Kirchdorf selbst, das denn auch von nun an diesen Namen führt. Obwohl man bei der Untersuchung über das Wiederaufleben des kirchlichen Organismus im Uoliubsthale nur auf ein paar topographische und urkundliche Winke beschränkt ist, läßt sich sein Gang doch sogar mit einiger Verlässigkeit daraus nachweisen. Als um 1083 in Wartberg eine selbstständige Seelsorgkirche (parochiana ecclesia) gegründet wurde, wies man derselben auch einige Bewohner des Uoliubesthales („in Oulesburgensi pago“) zu, „die von ihrer Mutterkirche sehr entfernt waren.“ Diese Mutterkirche wird dann sogleich Ovtilesburch genannt. Hiezu bemerkt der Cod. Frideric. f°. 77.[3]): „quod nunc Chirichdorf dicitur, sed curia nostra sic appellatur“ (nämlich Ovlesburgensis pagus oder Ovtilesburch). Man sieht in der Schreibart Ovtilesburch das etymologisirende Bestreben, das unverständlich gewordene, ebenfalls schon corrumpirte Ovlesburg als Patrocinium auf einen deutschen Ovtilo zurückzuführen, woraus man mit Sicherheit schließen darf, daß dieser germanisirte pagus Ovtilesburch nirgends anderswo zu suchen sei, als in dem heutigen Ottsdorf (pagus Otilonis) bei hl. Kreuz, etwas südlich von Kirchdorf. Dieß ist also der Amtshof, von welchem der Cod. Frideric. sagt: „curia

[1]) Urk.-Buch v. Kremsmünster S. 378. [2]) Ibidem S. 377. Anm. 18. [3]) Ibidem S. 31. Anm. 4.

nostra sic appellatur.« Wie kam nun aber das Stift in den Besitz des Amtshofes (curia) Ottsdorf? — Wie mir scheint, auf die natürlichste Weise. Die Mönche hatten ihre in Folge der Zeitverhältnisse noch ziemlich beengte seelsorgliche Thätigkeit in der Neige des X. Jahrh. mit der Zelle bei Ober-Inzersdorf, ¼ Meile westlich von Ottsdorf, wieder begonnen. Bei der durch die vortheilhafte Lage an der frequenten Pyrhnstraße bedingten raschen Zunahme der Bevölkerung (heute ist Kirchdorf ein Marktflecken mit beiläufig 1200 Einwohnern) mußte sich die Zelle für die im Verhältnisse der Arbeit vermehrte Anzahl der Mönche bald als zu beengt darstellen, und lag auch die Näherrückung der Seelsorgerwohnung zum Hauptorte d. h. zum autonomastisch so genannten Kirch-Dorfe im Interesse der Seelsorge selbst. Somit war die Uebersiedlung der Mönche aus ihrer engen, entlegenen Zelle bei Ober-Inzersdorf nach Ottsdorf eine ganz natürliche.

Um die Darstellung des Christianisirungsganges der Ennsslaven zu vervollständigen, habe ich, der bisher eingehaltenen Methode gemäß, noch den ältesten Kirchen nachzuforschen, welche zuerst die Bekehrung und dann die seelsorgliche Pflege des Slavenvolkes vermittelten. Dadurch wird die Bekehrungsgeschichte substanzirt, indem katholisches Christenthum ohne Cultusstätten nicht denkbar ist, und die Existenz derselben hinwiederum die erfolgte Consolidirung der ersten voraussetzt. Ich werde mich bei dieser Nachforschung möglichst genau an die Ordnung halten, in welcher ich die Aufhellungen über die einzelnen Missionsgebiete aneinandergereiht habe. Bis ich mich aber mit der Errichtung der Kirchen auf durchweg slavischem Boden befasse, muß ich natürlich zuerst einige Streiflichter auf jene Kirchen fallen lassen, die in der Nachbarschaft der slavischen Gebiete in den vorzugsweise von Baioariern bewohnten schon bestanden, als die Slavenbekehrung begonnen wurde. Die Stiftungsurkunde von Kremsmünster und das mit ihr parallele Bestätigungsdiplom K. Karl's d. Gr. machen uns zwei namhaft, nämlich Steinerkirchen nahe bei der Einmündung der Alm in die Traun und die Kirche zu Hall. Beide kommen jedoch noch nicht unter den dermal üblichen Benennungen vor, doch immerhin unter Angaben, die über ihre Identität mit den eben genannten keinen Zweifel gestatten. In der Stiftungsurkunde[1]) heißt es: »Ad Albpurch ecclesiasticam pecuniam que ibidem adesse videtur . . . . . similiter et in Sulzipach rem ad ipsam ecclesiam pertinentem«, im Bestätigungs-Diplome[2]) aber: »Ad Alburo illam capellam in honore sancti Martini constructam et rebus ibidem pertinentibus et ad Sulzibah aliam ecclesiam cum rebus omnia secum pertinentia.« Weil jedoch das erste Document beifügt: »Similiter tradimus in Nordfilusa ipsam pecuniam ecclesiasticam«, und das zweite: »Et ad Nordfilusa terciam ecclesiam cum rebus secum pertinentibus in Tonahgaoe«, und weil hundert Jahre später (877) K. Karlmann wirklich

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 3. [2]) Ibid. S. 6.

5 Huben »jacentes in pago nuncupante Tonahgowe in villa quae vocatur Alburch« [1]) ſchenkt, welches Alburg dann noch ein paarmal in Verhandlungen mit Paſſau ausdrücklich genannt wird [2]), ſo haben ſich die in Kremsmünſter einheimiſchen Geſchichtſchreiber beinahe ausnahmslos verleiten laſſen, auch das Alburg der Stiftungs- und Beſtätigungsurkunde für das heutige Städtchen Alburg im Donaugaue zu halten. Trotz meiner Deferenz für die verläſſigere Auffaſſung einheimiſcher Autoren in derlei Dingen, kann ich ihrer Deutung nicht beiſtimmen. Vorerſt beweist nämlich die Ortsbeſtimmung in Tonahgowe, welche der dritten Kirche Nordfilusa beigegeben iſt, nicht, daß auch Alburg in jenem Gaue liege, indem ſie zuviel bewieſe, wenn man ſie auch auf die zwei vorhergenannten Kirchen bezöge. Wenn wegen dieſer Ortsbeſtimmung Alburg im Donaugaue zu ſuchen wäre, ſo gälte dieß umſomehr von dem Nordfilusa unmittelbar vorhergehenden Sulzibach; es wird aber kaum jemanden einfallen, unſer Sulzbach oder Hall etwa für Sulzbach in der Oberpfalz auszugeben. Ueberdieß ſteht der Autorität der einheimiſchen Geſchichtsſchreiber eine ebenfalls einheimiſche ältere Autorität entgegen, nämlich der Verfaſſer des Lib. censuum von 1330; dieſer identificirt aber Alburg ausdrücklich mit Steinerkirchen, indem er ſagt [3]): »Quia (Petenbach) de terminis fuit Ecclesie in Alburch in honore S. Martini, quam fundator dederat.« Ueberdieß hat Alburg bei Straubing keine St. Martinskirche. Die einzige wirkliche Schwierigkeit kann alſo nur darin liegen, wie das Schloß Almegg bei Steinkirchen — und nur dieſes kann mit Alburg gemeint ſein — zu dem Namen Almegg gekommen ſei, wenn es ſogar 1330 noch Alburg hieß. Dieſe Schwierigkeit iſt aber inſoferne eine nur ſcheinbare, weil im Mittelalter und beſonders im XIV. Jahrh. -burg mit -egg oft verwechſelt wird. Hiefür ſteht uns gerade aus dieſer Gegend ein urkundlicher Beleg zu Gebote. Vor 1398 war zwiſchen Abt Martin von Kremsmünſter und dem Pfarrer von Kematen, Wilhelm von Pechlarn, eine Irrung entſtanden, die ſie mittelſt eines Compromißgerichtes beilegten. Der eine dieſer Schiedsrichter war Wolfgang Humbrechtsrieder, Hofrichter von Kremsmünſter, der andere aber Wernhart von Seyſenegg, Pfleger von Seyſenekk [4]). Letztern kann man denn doch wohl nur in Seiſenburg ſuchen, das unter dieſem Namen ſchon im XII. Jahrh. vorkommt. — Daß aber die Schenkung K. Karlmann's vom J. 877 ſich wirklich auf Alburg im Donaugaue beziehe, kann nicht angezweifelt werden. Wie K. Karlmann zu dieſer Schenkung kam, ob aus dem Grunde, weil er das in ihm aus der Beſtätigungsurkunde ſeines Urahns bekannt gewordene Alburg an der Alm mit jenem an der Donau verwechſelte, oder aus einer bizarren Laune nur auf Grund der Namensähnlichkeit hin, oder aus irgendwelchem andern Anlaſſe, läßt ſich platterdings nicht errathen, da es dem kaiſerlichen Wohlthäter nicht beliebte, uns in ſeiner am 3. Dez. zu

[1]) Urk.-Buch von Kremsm. S. 6. [2]) Ibid. S. 83. 90. [3]) Ibid. S. 372. ad Petenbach. [4]) Ibid. S. 357.

Altötting darüber ausgestellten Urkunde irgend eine Andeutung zu geben. Daß man zur Motivirung einzelner Handlungen der Großen (aber auch der Kleinen) dieser Erde hinundwieder einmal auch mit Launen rechnen dürfe, lehrt die Erfahrung. Aus den mehrere Quadratmeilen umfassenden Sprengelsgrenzen von Steinerkirchen, wie sie im Lib. censuum[1]) mit großer Genauigkeit angegeben werden, geht mit Sicherheit hervor, daß am rechten Almufer von der Traun bis Teuerwang herauf zur Zeit der Gründung Kremsmünsters keine Kirche stand. Dieß wird nur durch die Annahme zu erklären sein, daß jene Gegend bis tief in's XI. Jahrh. wieder ganz überwaldet war. Daß sie wenigstens in der letztern Römerzeit doch theilweise cultivirt gewesen, würde schon der Zug der wichtigen Hauptstraße von Ovilaba gegen Binnen-Noricum beweisen. Die Annahme, daß der Landstrich am Aiterbache hinab im VII. Jahrh. noch nicht wiederbewohnt gewesen sei, wäre aber sicherlich eine irrige. Als die Slaven zu Samo's Zeit auch in dem Territorium links der Enns Herren des Landes wurden, scheinen sie sich nach und nach bis an die Alm herauf ausgebreitet zu haben. Erst als sie in völlige Botmäßigkeit der Baioarier gerathen waren, concentrirten sie sich in dichterer Masse in die Decanien näher der Enns, von welcher eine, des Supans Physso nämlich, in der Stiftungsurkunde Kremsmünsters genannt wird. Viele Slaven blieben aber auch darnach noch in den westlichen Landstrichen z. B. am Aiterbache, siedeln. Außer mehrern Ortsnamen, deren slavische Abstammung trotz des vollständig durchgeführten Germanisirungsprocesses unverkennbar ist, geben auch die Documente des Stiftes wenigstens einzelne Winke auf die frühern Siedlungsverhältnisse. So z. B. wird in der Sprengelsumschreibung der Pfarrei Kirchberg[2]) ausdrücklich ein Windischdorf genannt; es ist der heutige Windischbauer bei Polheim, etwa ½ St. östlich vom Aiterbache. Daß slavische wie baioarische Ansiedlungen im VII. und VIII. Jahrh. den Bodenverhältnissen dieser Gegend gemäß im Allgemeinen ziemlich sporadische (Einöden) waren, bedarf kaum einer Erinnerung.

Die zweite zur Zeit der Gründung Kremsmünsters schon längere Zeit bestehende Kirche ist die am Sulzbache oder zu Hall. Die Salzsiederei an der dortigen Jodquelle hatten als Regale die Baioarier inne. Daß diese Kirche schon längere Zeit bestand, müßte in Anbetracht der unentbehrlichen Seelsorge für die Halaunen vorausgesetzt werden, wenn uns auch die oft citirten Gründungs- und Bestätigungsdiplome hierüber ohne Aufschluß ließen. So erwähnen sie aber ausdrücklich die Stiftungscapitalien der Kirche (»in Sulzipach rem ad ipsam ecclesiam pertinentem« und »ad Sulzibah aliam ecclesiam cum rebus secum pertinentibus«[3]). Worin diese »res« wenigstens theilweise bestanden, wird bei den zwei andern Kirchen geradezu mit »pecuniam ecclesiasticam« präcisirt. Erworbene Stiftungscapitalien setzen aber schon längern Bestand voraus, wie bereits oben bemerkt worden. — Man hält gewöhnlich dafür, daß die ursprüngliche Kirche

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 370. 371. [2]) Ibid. S. 375. [3]) Ibid. S. 3. 6.

von Hall jene gewesen sei, die sich später zum bezeichnenden Namen Pfarrkirche erschwang. Ich bezweifle es, meine vielmehr, es sei keine andere, als die im Orte Hall selbst aus ältester Zeit bestehende St. Margarethenkirche am Anger. Da vor der Slavenbekehrung die Einwohnerzahl, vorzugsweise aus bereits christlichen baioarischen Halaunen bestehend, kaum eine beträchtlichere war, so genügte die Margarethenkirche dem religiösen Bedürfnisse vollständig. Als im XII. Jahrh. die eigentlichen Pfarreien, in der Regel von großem Umfange, errichtet wurden, wurde die geräumige Pfarrkirche für die christliche Bevölkerung der Umgegend und des Ortes Hall um 1179 erbaut, und erhielt von ihrer Bestimmung den bezeichnenden Namen. Wie das Christenthum schon unter dem zweiten Abte Wulfram (Wulf-hraban) von der nach ihm benannten Wulfscella aus unter den Slaven verbreitet worden sei, ist oben bereits beleuchtet worden.

Eine dritte vor der Errichtung des Münsters bereits bestehende Kirche muß sich bei der Zelle der Niederaltacher-Mönche an der Krems selbst auf dem Platze befunden haben, auf welchem das herrliche Münster Tassilo's sich erhob. Sie wird wohl eben so ärmlich gewesen sein, wie die Zelle der frommen Missionäre selbst. Bezüglich dieser Zellkirche bin ich der Ansicht, daß sie dem hl. Johannes d. T. dedicirt gewesen sei. Auf diese Ansicht lenkt mich der Eingang der Stiftungsurkunde Tassilo's und das Verhältniß der spätern Stiftspfarrei Kirchberg zum Stifte selbst. Der großherzige Stifter hebt nämlich in seinem Diplome die Eigenschaft Jesu Christi als Salvator mundi besonders hervor und spricht dadurch die Hauptabsicht seiner Stiftung, die Bekehrung der Slaven zum Heilande, nicht undeutlich aus. Im Hinblicke auf diese hervorragende Eigenschaft des Gottmenschen will er sein Münster dem Weltheilande gewidmet wissen. Dieser Gedanke ist für ihn so maßgebend, daß er auch ein etwa früheres Patrocinium nicht berücksichtigen will. — Damit ist nun aber für die Wirklichkeit des St. Johannes-Patrociniums allerdings noch nichts bewiesen. Die Münsterkirche hatte in ältester Zeit mit allen andern zu demselben Zwecke erbauten das gemein, daß sie Kloster- und Seelsorge-Kirche zugleich war. Die Erfüllung dieses Doppelzweckes war aber nur eine von der Nothwendigkeit auferlegte, für die strenge Klosterdisciplin, wie sie damals bestand, vielseitig störende. In reger Sorgfalt um Aufrechthaltung der Disciplin wurde daher schon unter einem der ersten Aebte die Ausübung des Seelsorgrechtes außerhalb der Münsterkirche verlegt, d. h. es wurde in der Nähe des Münsters eine eigene Kirche erbaut, um von dort aus den Gläubigen einer weiten Umgegend die hl. Sakramente zu spenden und sie zum öffentlichen Gottesdienste zu versammeln. Fast bei allen Klöstern geht das Bestehen einer Leutkirche neben der Klosterkirche in das tiefste Alterthum, und namentlich über die Einführung des eigentlichen Pfarrinstituts zurück. Nur bei bischöflichen Kirchen fand canonischen Normen gemäß diese Trennung nicht statt, aber selbst bei diesen war doch das Baptisterium in der Regel von der Kathedrale gesondert, so z. B. besteht das Baptisterium zum hl. Johann d. T.

von der Ecclesia Ss. Salvatoris urbis et orbis caput et mater, auf die aber der Name des Baptiſteriums (S. Giovanni in Laterano) im Laufe der Zeit übergegangen iſt, getrennt; auch in Salzburg wurde das Baptiſterium wahrſcheinlich ſchon unter dem hl. Rupert von der Kathedrale und Kloſterkirche St. Peter in die St. Michaelskirche verlegt, erhielt aber auch bei dieſer etwas ſpäter in der Nähe eine eigene Taufkapelle S. Joannis Baptistae auf dem Kai[1]). Da die St. Michaelskirche ebenſo wie die bekannter Weiſe vom hl. Rupert erbaute St. Margarethenkirche ſchon zu Erzbiſchof Arno's Zeit baufällig waren, und von ihm reſtaurirt wurden, läßt ſich daraus auf das hohe und wahrſcheinlich gleichzeitige Alter beider ſchließen. In ähnlicher Weiſe entſtand bei Kremsmünſter die Leutkirche auf dem Kirchberge, dagegen blieb die vom Münſter ſchon getrennte, ihrem Zwecke der Immerſionstaufe gemäß am Kremsflüßchen ſtehende Taufkirche S. Joannis Bapt. auf ihrer bisherigen Stelle. Dieß iſt's, was mich bewegte, das Patrocinium des hl. Johannes d. T. für jenes der Zellkirche der Niederaltacher-Mönche zu halten, welche vor dem Stifte Taſſilo's ſchon beſtand. Dagegen wird man wahrſcheinlich einwenden, daß genau bekannt ſei, wann die Marktkirche S. Joannis Bapt. gebaut worden ſei, nämlich zwiſchen 1363—1367[2]). Hierauf habe ich zu erwiedern, daß Rettenpacher ausdrücklich ſagt: »Henricus III. de Sulzpach absolvit aedem S. Joannis in oppido, quam antecessor renovare inceperat.« Wie lange ſtand ſie ſchon vor dieſer Renovation? War dieſe Renovation überhaupt die erſte? — Ebenſo wird man bezüglich der St. Stephanskirche auf dem Kirchberg geltend machen, daß ſie erſt 1170 bei Gelegenheit der Conſecration des Abtes Ulrich III. vom Biſchofe Dietbold von Paſſau dem Stifte förmlich incorporirt worden[3]) ſei, und laut des Lib. censuum vom Abte Alram I. erbaut und vom Biſchofe Ulrich von Paſſau 1099 eingeweiht worden war[4]). Hier muß ich wieder fragen: Wenn dieſe Kirche wirklich erſt im letzten Decennium des XI. Jahrh. (das erſtemal) entſtand, warum heißt ſie nicht z. B. Stephanskirchen, ſondern vom Orte, in welchem ſie entſtand, Kirchberg? Wohl doch nur, weil auf dieſem Berge ſchon vor den Magyaren-Verheerungen eine Kirche geſtanden hatte, von welcher er, ſammt der Ortſchaft, die er trug, Kirchberg genannt wurde. Der Verfaſſer des Lib. censuum, dem ältere Aufſchreibungen zu Gebote geſtanden haben als das vorhin citirte Diplom des Biſchofs Dietbold, weil er wußte, wer ſie erbaut und in welchem ſeiner Regierungsjahre (nämlich im ſiebenten) ſie Biſchof Ulrich eingeweiht hatte, deutet aber klar auf die Kirchberg geheißene Ortſchaft hin, weil er ſagt: »Ecclesia in Chirchperch constructa« ꝛc. Auf dieſe Gründe hin wird man es mit mir wahrſcheinlich finden, daß zur Zeit der Gründung des Münſters an der Krems dortſelbſt ſchon eine kleine Taufkirche der Niederaltacher-Mönche beſtand, aus deren ärmlicher Zelle das Münſter ſelbſt

---

[1]) Vgl. Juvavia Text. S. 322. Nota n. [2]) Rettenpacher p. 211. Pachmayr p. 195. [3]) Urk.-Buch v. Kremsmünſter S. 44. 45. [4]) Ibid. S. 375.

erwuchs, und daß auf dem nahen Kirchberge bald nach der Gründung eine Leutkirche erbaut wurde, deren Patrocinium unbekannt ist, weil aus dem spätern bei den Passauer Bischöfen vor anderen beliebten Patrocinium S. Stephani kein Schluß auf das ältere gestattet ist.

Daß Kematen (Caminata), wie alle andern Römerorte Ufernoricums, wenigstens in den zwei letzten Jahrhunderten des Weltreiches von Christen bewohnt gewesen sei, kann nicht bestritten werden, ob es aber schon zur Römerzeit eine Kirche gehabt habe, wird über bloße Vermuthung nicht zu erheben sein, weil nicht ermittelt ist, ob es außer seinem archäologisch gesicherten Monopyrgium auch noch Privatwohnungen umfaßt habe oder nicht. Wohl ist ebenso sicher, daß die Besatzungstruppen der Castelle, der größeren und kleineren Burgen in den letzten Jahrhunderten grundsätzlich auf staatlichen Grundbesitz angewiesen waren, wo aber ihre bäuerlichen Wohnungen und Wirthschaftsgebäude gestanden sein mögen, wissen wir nicht. Jedenfalls ist das Eine gewiß, daß, wenn das römische Caminata schon eine Kirche gehabt habe, diese nicht auf dem Areale der heutigen St. Martinskirche gestanden sein könne, eben weil ihr Glockenthurm ein höchst interessanter Ueberrest des altrömischen Wartthurmes ist. Mit viel Wahrscheinlichkeit wird man annehmen dürfen, daß Kematen an der römischen Verbindungsstraße zwischen der Colonie Ovilaba und jener Burg des Zwischenlimes an der Enns gelegen, auf deren Grundmauern später die Steyerburg sich erhob, in der germanischen Zeit schon frühzeitig wieder bevölkert worden sei, und daß es demzufolge von Salzburg her mit dem Christenthume auch bald wieder eine eigene Kirche erhalten habe. Wie oben im II. Theile des Nähern auseinandergesetzt worden ist, dürfte Kematen und seine Umgegend von St. Florian aus dem Christenthume gewonnen worden sein. Es ist dort auch bemerkt worden, daß die Missionsstation für die Gegend von Kematen in germanischer Zeit die bald eingehender zu besprechende Gotbrechtszelle gewesen zu sein scheine. Durch die im VII. Jahrh. begründete Herrschaft der Slaven verlor aber Kematen auch seine Kirche wieder, nachdem die baiovarisch-christlichen Bewohner wohl größtentheils über die Traun und Alm verdrängt worden waren. Daß es noch im ersten Jahre K. Arnulf's keine Kirche hatte, scheint aus Diplomen[1]) dieses Kaisers vom 3. und 4. Jänner 888 hervorzugehen, mit denen er dem Stifte Kremsmünster zuerst das nahe Neuhofen schenkt, und dann Tags darauf schon diese Schenkung erweitert, indem in demselben keine Erwähnung von einer Kirche gemacht wird. Wie die Christianisirung dieser Gegend in der germanischen Zeit von der Gotbrechtszelle, so ging sie nun von der Kremszelle (Zellhof) aus. Die örtliche Lage der Kremszelle zwischen Kremsmünster und der in Rede stehenden Gegend läßt wohl nichts anderes voraussetzen, und der spätere Filialnexus zwischen ihr und Kematen bestätigt diese Voraussetzung. Aus dem Lib. censuum[2]) erfahren wir, daß Abt Snelpero die St. Matthäus-

[1]) Ibid. S. 16. 17. [2]) Ibid. S. 374.

kirche zu Neuhofen erbaut habe, und daß sie einst, d. h. vor ihrer Zerstörung durch die Magyaren, die Mutterkirche gewesen sei. Wohl nennt er auch die St. Martinskirche zu Kematen, läßt aber zwei Lagunen offen, die mit ihrem Erbauer und Consecrator hätten ausgefüllt werden sollen. Daß nach der Restaurationszeit nicht wieder Neuhofen, sondern Kematen eigentliche Pfarrkirche geworden sei, ist aus der Fassung des Absatzes X. des Lib. censuum ersichtlich und aus den päpstlichen Bestätigungsbullen unbezweifelbar, indem sie nicht Neuhofen, sondern Kematen als Pfarrei mit Zehenten ꝛc. nennen[1]).

Die soeben citirte Bestätigungsbulle Alexander III. vom J. 1179 gibt uns im Zusammenhalte mit dem Lib. censuum einen ziemlich verlässigen Fingerzeig zur Ausfindigmachung zweier anderer Kirchen aus ältester Zeit. Die Bestätigungsbulle nennt uns nämlich zwischen Waeizchirchen und Welse eine mit Zehenten ausgestattete Kirche Celle und dann als Filialen von Steinerkirchen abermals ein Celle und Vischenhaim. Laut des Lib. censuum kann ersteres nur Sippachzell und letzteres nur Eberstallzell sein. Damit ist nun vorläufig für das Alter dieser beiden Zellkirchen nichts erwiesen, indem die Bulle von 1179 und der Liber censuum von 1330 datirt. Wir wissen jedoch aus einem Diplome K. Otto II. vom 22. Juli 976, womit er dem Hochstifte Passau und den ihm untergebenen Klöstern die Immunität bestätigt und sie von der Gerichtbarkeit befreiet, daß diese Begünstigung sich auch auf Kremsmünster und dessen Dependentien erstreckte. Nun sagt aber das Diplom: »Nec non Crhemisa quae est in honore s. salvatoris fundata et consecrata cum reliquis cellulis sibi subjectis et rebus vel hominibus ad se pertinentibus uel aspicientibus« ꝛc. Unter diesen reliquis cellulis sind wohl selbstverständlich auch Sippachzell und Eberstallzell begriffen. Da nun dieses Diplom ebenfalls erst von 976 stammt, so beweist es direct auch noch nichts für die Zeit von 777—900, indirect wie mir scheint, aber sehr viel. Alle die Kremsmünster gehörigen Zellen konnten nämlich weder in der Periode der Magyaren-Einfälle von 900—955 noch auch in jener der beginnenden Restauration von 955—976 entstanden sein; das geistliche Leben der religiösen Körperschaft lag auch in der letztern Periode und noch auf länger gänzlich darnieder. Der unter dem Abte Friedrich von Aich (1274—1325) zusammengeschriebene und nach ihm benannte Codex Fridericianus sagt zu der im Blatte 77. b. enthaltenen Urkunde zum Jahre 994 sehr treffend[2]): »Quo (anno) Ecclesia Altahensis resurrexit sub S. Godehardo et nostra respirare cepit sub Gerhardo.« Will man auch annehmen, daß Kremsmünster nicht erst unter Abt Gerhart aufzuleben begonnen habe, sondern schon unter der Leitung des hl. Gothart selbst (Commendata autem sunt ei etiam alia duo monasteria Degerense et Cremense, quae pari studio in Dei famulatu gubernavit« sagt Surius[3]), so kommt man damit höchstens auf das vorhin genannte Jahr 994 zurück, und

[1]) Ib. S. 49. ꝛc. [2]) Ibid. S. 29. [3]) In Vita T. III. c. 8. p. 99.

es ist daher unbestreitbar, daß das Klosterleben in Kremsmünster im Jahre 976 noch nicht wieder erwacht war. Es bleibt demnach nichts übrig, als Entstehen und Bestand der im Diplome K. Otto II. im Allgemeinen erwähnten Zellen in den Zeitraum 777—900 einzustellen. Sobald man aber annimmt, daß genannte zwei Zellen in diesem Zeitraume schon bestanden — und dieß anzunehmen ist man wohl gezwungen — so muß man auch annehmen, daß die eine wie die andere entweder an ihrem Standpunkte oder in dessen nächster Nachbarschaft eine Kirche hatte, in welcher die frommen Bewohner der einschlägigen Zelle dem Gottesdienste und der Seelsorge oblagen: denn Zelle und Seelsorgkirche sind correlative und unzertrennliche Begriffe. Die Zelle am Sippache erhielt ihre Kirche im Orte Sippachzell selbst, jene bei Eberstall etwas nördlich von dem dreitheiligen Orte Ober-, Mitter- und Unter-Eberstall, in der Richtung gegen Stockheim, weßwegen sie denn auch in einem Documente von 993[1]) wirklich Stockheimzelle genannt wird (»Cellae quae est inferius Zizanasheim quae nuncupatur Stochheim«). Was nun die präcisere Zeit betrifft, in welcher die ersten Kirchen zu Sippachzell und Eberstallzell gebaut worden sein mögen, muß man sich wegen Urkundenmangels mit Vermuthungen, die einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben, begnügen. Daß Sippachzell, nicht allzuweit und doch weit genug vom Stifte entlegen, um auf eine eigene Seelsorgstation Anspruch machen zu können, diese schon unter einem der ersten Aebte erhalten haben werde, darf kaum bezweifelt werden. Sippach ist das dritte Item, das laut Stiftungsurkunde zum neu errichteten Münster geschenkt wird, das benachbarte Leonbach (Liubilinpach) aber das vierte. Sprechen auch ihre Namenswurzeln unverkennbar dafür, daß beide altslavische Colonien waren, so waren sie doch dem früher Erläuterten gemäß um 777 gewiß und vorzugsweise wieder von baiovarischen Neusiedlern bewohnt. Diese waren aber altchristlich, und darum mußte gleich Anfangs, als sie Hörige das Stiftes wurden, für ihre geistlichen Bedürfnisse Sorge getragen werden. Ueberdieß lag es im Hauptzwecke des Münsters, auch die unter diesen Neusiedlern zurückgebliebenen Slaven für das Christenthum zu gewinnen. Man wird darum kaum fehlgehen, wenn man im Hinblicke auf gleiche Entfernung, gleiche Bevölkerungsverhältnisse und gleiches zu den ältesten zählendes Patrocinium S. Margaritae annimmt, daß Sippachzell und Hall ihre Kirchen in einer und derselben Zeit, nämlich unter dem zweiten Abte Wulfram erhalten haben.

Mit Eberstallzell hat es eine andere Bewandtniß; einmal ist dessen Entfernung vom Münster eine mehr als doppelt so große, dann ist aus dem Bestätigungsdiplome K. Karl's d. Gr. bekannt, daß dort seit 777 wieder eine vielleicht sogar nicht unbedeutende Anzahl Slaven eingedrungen und sich auf Neubrüchen festgesetzt hatte, und endlich ist das Patrocinium des hl. Ulrich, Bischofs von Augsburg, gestorben 973 und feierlich canonisirt 993, ein erst vom letztern

[1]) Urk.-Buch des Landes ob der Enns II. S. 69.

Jahre an allgemein in Aufnahme gekommenes. Nun haben wir aber bereits früher gesehen, daß das noch entferntere Petenbach allem Anscheine nach schon unter dem dritten Abte Sigehart Zelle und St. Benedictskirche erhielt, haben aber auch gesehen, daß schon K. Karl d. Gr. den eingedrungenen Slaven für ihr ferneres Verbleiben treue Unterthänigkeit dem Gotteshause gegenüber zur Bedingung gemacht habe, was beinahe soviel heißt als Willfährigkeit zur Annahme des Christenthums. Nach einer spätern Wiederbestätigungs-Urkunde desselben Kaisers vom J. 802[1]), deren Echtheit jedoch sehr zweifelhaft ist[2]), verlangte der Kaiser von den Eberstallslaven für den Fall ihres Bleibenwollens nicht nur rectum censum, sondern auch laudabile servicium. Was endlich das Patrocinium des hl. Ulrichs betrifft, so ist dieß allerdings nicht etwa erst in neuerer Zeit dort eingeführt worden, sondern nach dem Baue oder richtiger Wiederaufbaue der Zellkirche in der Restaurationszeit nach dem Austoben der Magyaren-Stürme. Im Lib. censuum ad Steinchirchen (Urk.-Buch von Kremsm. S. 371) heißt es nämlich ausdrücklich: »In Eberstallzell quam hactenus constructam fundator nobis dedit, tunc existens parochialis, nunc filialis in honore S. Udalrici dedicata.« Ueberhaupt wurde das Patrocinium des hl. Ulrich nach 993 aus bereits mehrfach erwähntem Grunde ziemlich allgemein und rasch vervielfältigt, wozu durch den nöthig gewordenen Wiederaufbau der von den Magyaren zerstörten Kirchen Gelegenheit genug sich darbot. Sein Patrocinium zu Eberstallzell steht demnach der hohen Wahrscheinlichkeit, daß dort vor den Magyaren-Einfällen eine ältere Kirche unter einem andern Patrocinium bestanden habe, nicht im mindesten im Wege. Diesen frühern Bestand deutet auch der Verfasser des Lib. censuum[3]) an, wo er sagt, daß sie anfänglich Mutterkirche (parochialis wie er meint) gewesen sei, was sich nur auf die Zeit vor den Magyaren-Verheerungen beziehen läßt, denn vom J. 1700, in welchem es eigentliche Pfarrkirche wurde, bis zurück in die Restaurationszeit und beziehentlich sein erstes urkundliches Aufscheinen als Eberstallzell (nicht zu verwechseln mit Eberstall) ist es immer als Filialkirche von Steinerkirchen aufgeführt. Es erscheint aber mit Sicherheit das erstemal 993 unter dem Namen Stochheim-cella, wie wir vorhin gesehen haben. Also war Eberstallzell in der Restaurationszeit wahrscheinlich das zweitemal erbaut und damals dem hl. Ulrich dedicirt worden.

Dieser kaum bestreitbaren Thatsache gegenüber, daß es das erstemal als Stochheim-cella urkundlich aufscheine, nimmt man gewöhnlich an, Eberstallzell werde das erstemal in einer Urkunde K. Heinrich IV. (Regensburg, 30. April 1099[4]) und zwar unter dem Namen Cotprehtescella aufgeführt und dieser Irrthum ist genau soweit verbreitet, als die literarische Bekanntschaft mit dem bescheidenen Eberstallzell reicht. Es dürfte hier am Platze sein, ihn ein-

---

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 7. 8. [2]) Vgl. die Ibid. S. 9. Note 1. cit. Kritiken. [3]) Ibid S. 371. [4]) Ibid. S. 34.

mal zu beseitigen. Die bezügliche Stelle der eben citirten Urkunde lautet: »Predium Petinbach, et in alio loco duo predia Cotprehtescella et Geroltsdorf nuncupata, in pago Trungowe sita, ab episcopo quodam nomine Xtiano prius ablata monasterio . . . . . immutabiliter restituimus.« Die Ortsangaben Trungowe, Petinpach und Geroltsdorf (vulgo Gerersdorf bei Kematen) stehen außer allem Zweifel. Will man dem Wortlaute nicht Gewalt anthun, so wird man annehmen müssen, daß nach der Präcisirung in alio loco die predia Gotbrechtszelle und Geroldsdorf entweder in einer und derselben Ortschaft, oder doch wenigstens in einer und derselben engern Gegend beieinander lagen, woraus vorerst einmal mit voller Sicherheit zu entnehmen ist, daß mit Gotbrechtszelle unserer Urkunde Eberstallzell nicht gemeint sein könne, denn die Entfernung Eberstallzells von Geroldsdorf ist um die Hälfte größer als jene Eberstallzells von Petenbach. Es wäre also eine höchst verkehrte Ausdrucksweise der Urkunde, die Gotbrechtszelle mit Geroldsdorf unter dieselbe Ortsbestimmung alio loco zu stellen, während sie in der gewöhnlichen Annahme viel besser auf das um die Hälfte nähere Petenbach gepaßt hätte. Aber auch Letzteres wäre noch unrichtig gewesen, denn zwei Prädien, die anderthalb Meilen auseinander liegen, befinden sich auch im weitern Sinne nicht mehr in eod. d. h. in unserm alio loco. Bei Geroldsdorf, wird man einwenden, gibt es aber auch keine nähere Ortschaft, die sich mit Gotbrechtszell identificiren ließe, da Sippachzell und Kremszell (Zellhof) eben auch je 1 Meile davon entfernt sind. Dafür soll sogleich Rath werden. — Laut einer spätern Urkunde, nämlich vom 13. Dez. 1379[1]), verleiht Abt Martin seinem Oheim Georg v. Volkenstorf eine größere Anzahl Zehentholden zu Lehen, die insgesammt in der Gegend von Kematen oder überhaupt im untern Traungaue liegen, unter diesen auch „auf zwain guten daz Chotztzell". Aus der Urkunde K. Heinrich IV. wissen wir aber bereits, daß die Gotbrechtszelle — weil nächst Geroldsdorf — ebenfalls nahe bei Kematen lag, und daß dieses Chotztzell etymologisch eines und dasselbe mit Chotprehteszell sei, wird wohl niemand bestreiten wollen, der bedenkt, daß Chotzo die vertrauliche Form für die schriftmäßige Chotpreht sei, ohngefähr wie Sizo für Sigehart und Ozzi für Odwacher ꝛc. In der Identität von Chotprehtszell und Chotztzell liegt also die Schwierigkeit nicht, sondern wohl nur in der Ausfindigmachung irgend einer heutigen Ortschaft in der angegebenen Gegend, deren Name sich ohne Zwang auf die schriftmäßige oder auf die vertrauliche Form zurückführen läßt. Aber auch diese Schwierigkeit besteht in der Wirklichkeit nicht; denn nur einen Feldweg südlich von Gerersdorf liegt die Ortschaft Götzelhub, oder klarer: Gotzell-hube, und so wird wohl die Chotprehteszelle mit Sicherheit gefunden sein!

---

[1]) Urk.-Buch von Kremsm. S. 290.

In der Slavendecanie, welche ganz zum Kloster geschenkt worden war, ferner bei den dreißig Slaven am Dietachbach und denen, welche den Forst zwischen Dietach und Sierning zu roden begonnen hatten, scheint die Verkündung des Evangeliums günstigere Verhältnisse gefunden zu haben, als bei jenen Bergslaven, die erst nach der Stiftung des Klosters in das Hügelland um Eberstall herabgezogen waren. Es wurde bereits oben darauf aufmerksam gemacht, daß jene östlichern Slaven geneigter gewesen zu sein scheinen, das Christenthum anzunehmen, ja daß vielleicht mehrere aus ihnen es wirklich schon angenommen hatten, bis die Gründung des Münsters an der Krems zu Stande gekommen war. Diese höhere Prädisposition oder theilweise Bekehrung zum Christenthume war jedenfalls das Verdienst der eifrigen Mönche von Niederaltach. Wie ich es nun zur Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben glaube, daß die Eberstallslaven wenigstens großentheils unter dem dritten Abte Sigehart sich dem Christenthume zuwendeten, ebenso glaube ich zur Annahme berechtigt zu sein, daß die Slaven an der Dietach und Sierning und im Forste zwischen diesen zwei Bächen der Mehrheit nach schon unter dem zweiten Abte Wulfram bekehrt worden seien. Für diese Annahme habe ich freilich keinen Beweis, wohl aber einen Wahrscheinlichkeitsgrund. Es ist nämlich sehr auffallend, daß wir in den, wie es scheint, aus ältester Zeit stammenden Kirchen in der Slavendecanie am Sierning- und ebenso am Dietachbache dasselbe anerkannt höchst alte Patrocinium der hl. Margarita wieder finden, von welchem wir mit einiger Sicherheit wissen, daß es Abt Wulfram in Hall eingeführt habe, während es wenigstens sehr wahrscheinlich ist, daß es auch in Sippachzell von ihm herrühre. Der hl. Margarita ist aber die Kirche zu Stadlkirchen bei Unterdietach, und die neben der Stadtpfarrkirche zu den hl. Aegydius und Kolomann stehende älteste Ortskirche zu Stadt Steyer gewidmet. St. Aegydius und besonders St. Kolomann sind viel später in Verwendung gekommene Patrocinien. Eine erste Kirche zu Sierning ist gewiß ebenso alt wie die soeben genannte, die dortige St. Stephanskirche aber seinem Patrocinium nach ohne Zweifel aus der Zeit, als die Passauerbischöfe sich in den Besitz Siernings zu setzen gewußt hatten, d. h. etwa aus dem Jahre 985, wo dann bei dem Wiederaufbaue der von den Magyaren zerstörten alten Kirche, der neuen das in Passau bevorzugte Patrocinium S. Stephani beigelegt ward. Hier möchte ich gelegentlich auf ethnographische Zustände aufmerksam machen, welche aus der in Rede stehenden Zeit sich in Documenten und in der Topographie abspiegeln. König Arnulf schenkte 888 an der Schalache (wahrscheinlich der Krennbach) drei Königshuben zum Stifte Kremsmünster, von denen ausdrücklich bemerkt ist, daß sie vorher im Besitze von zwei Slaven Namens Wartmann und Saxo gewesen seien. Wartmann und Saxo sind aber anerkannt Namen germanischen Idioms, mithin war die Germanisirung jener Slaven, die in baioarischem Gebiete zurückgeblieben waren, innerhalb etwas mehr als hundert Jahren so rasch und durchdringend vor sich gegangen, daß nach drei Generationen die Slaven sogar schon

deutsche Namen angenommen hatten. In den Decennien, in die sich die Slaven zu nachhaltigerer Wahrung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten enger zusammengezogen hatten, und welche sie wenigstens anfänglich ausschließlich bewohnten, finden wir in einigen Dorfanlagen zwei interessante Erscheinungen: einmal den rein slavischen Typus der Häuserstellung und dann, unmittelbar an die slavische anstoßend, die urgermanische Dorfanlage. Gemäß augenfälliger Wahrnehmung in slavischen Territorien, die auch Landau in gewohnter Gründlichkeit constatirt hat, besteht das Charakteristische der slavischen Dorfanlage in einem mehr oder minder ringförmigen Kranze eng aneinander gereihter Häuser, die einen freien Gemeindeplatz einschließen, während in der urgermanischen Anlage die Wohnungen und Gehöfte ohngefähr wie die gleichfärbigen Felder eines Schachbrettes, nur nicht so regelmäßig, durcheinander und nebeneinander gestellt sind. Dietachdorf unter Gleink und Paichberg bei Sierning haben sich ihre slavische Dorfanlage beinahe unversehrt bewahrt; in Stein zwischen Gleink und Stadt Steyer hat der südliche Theil des Dorfes eben so ausgeprägt den slavischen, wie der nördliche den germanischen Anlagetypus. Bei einigen andern Dörfern jenes Territoriums ist die slavische Ringstellung durch spätere germanische Zwischenbauten für den ersten Anblick eben so verloren gegangen, wie die nur für einige Fälle noch nachweisbare echt slavische Wurzel des Namens durch germanische Mundgerechtmachung und Verwitterung. Wie in der Topographie, so liegt auch in der Topologie oft ein vielfältig nicht beachtetes, beträchtliches Stück Geschichte; im vorliegenden Falle jener der stetig fortschreitenden, immer inniger werdenden Verschmelzung der beiden Nationalitäten, und das nach Maßgabe der sich verbindenden Potenzen voraussichtliche Resultat des Aufgehens der schwächeren in der mächtigeren, oder die endliche Germanisirung.

An die bisher namhaft gemachten ältesten Kirchen dürften sich ihrer Entstehungszeit nach die dermaligen St. Martinskirchen zu Wolfern und Aschach zunächst anreihen, Waldneukirchen (SS. Apost. Petri et Pauli) und Peizgerswang (S. Blasii) sind spätern Ursprungs; das Patrocinium der erstern scheint vom Bischofe Altmann zu stammen, der bekanntlich mehrere Kirchen auf dieses Patrocinium weihte, St. Blasius ist aber ein besonders in Benedictinerkirchen vielfach verehrter Heiliger. Es wäre jedoch eine Einseitigkeit, wenn man im Allgemeinen jene Kirchen, welche zu Ehren der hhl. Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht sind, ohne weiteres dem Bischofe Altmann zuschreiben wollte. Daß er eine bedeutendere Anzahl derselben weihte, ist unbestreitbar, er hatte aber hierin den hl. Rupert schon als Vorgänger z. B. bezüglich der Kirchen zu Münsteuer und Ruprechtshofen bei St. Florian — wenn nicht etwa zur Restaurationszeit im XI. Jahrh. das St. Paulus-Patrocinium jenem des hl. Petrus beigefügt worden ist. Auch Ternberg an der Enns, südlich von Stadt Steyer ist aller Wahrscheinlichkeit nach von einem frühern Bischofe von Passau, etwa Reginmar, unter demselben Patrocinium consecrirt worden. Dieses Ternberg scheint in einem

nähern Verhältnisse zu der Zelle an der grellen Ennskrümmung bei Mühlbach zu stehen. Daß das Christenthum unter den Slaven auch an der Enns aufwärts gedrungen sei, wird man wohl nicht in Abrede stellen wollen, und Ternberg scheint eine der ältern Missions- und Seelsorg-Stationen gewesen zu sein; ob auch Großraming (S. Jacobi Ap.) getraue ich mir nicht zu behaupten, wahrscheinlich ist es der Lage nach allerdings. — Die nächste Missionsstation im Bergrevier des rechten Ennsufers wird jedenfalls Gaflenz sein. Seine Kirche hat ein Doppel-Patrocinium nämlich des hl. Apostels Andreas und des hl. Vitus. Nach vielfacher Analogie ist das als Haupt-Patrocinium in späterer Zeit geltende immer das später in Aufnahme gekommene, und das secundäre das ursprüngliche, hier jenes des hl. Vitus. Ob es, wie dieß manchmal in einzelnen Fällen vorkommt, eine Art Zugeständniß an die slavische Nationalität der Umwohner sei, ist, wie in vielen andern speciellen Fällen, nicht leicht zu entscheiden.

Auf dem Heiligenstein ist die St. Sebalduskirche, die ihr Patrocinium von einem 15 Jahre langen Aufenthalte des heiligen Sebaldus alldort als Einsiedler um 720 erhalten haben soll. Daß er sich in jener Zeit nicht 15 Jahre unter heidnischen Slaven habe aufhalten können, liegt auf der Hand.

Gaflenz selbst war in älterer Zeit Filiale von Waidhofen an der Ips, wurde 1140 vom Bischofe Reginbert von Passau (wieder) geweiht und kam an das Kloster Garsten. Das angeblich „ursprüngliche" Filialverhältniß zur Pfarrkirche Waidhofen dürfte vorerst darauf gegründet sein, daß Gaflenz mit Waidhofen ursprünglich schon von der St. Florianszelle bei Waidhofen seelsorglich gepflegt wurde. Der bedeutende Markt Weyer ist topisch und kirchlich spätern Ursprungs. Die von Pillwein[1]) registrirte Sage, daß durch Gaflenz die Orte Losenstein, Neustift, Weyer, Groß- und Reichraming pastorirt worden seien, wird bezüglich Weyers, Neustifts und Großramings kaum zu beanstanden sein, da bekanntlich Neustift noch spät Filiale von Gaflenz war, und Großraming längere Zeit unter das selbstständig gewordene Neustift gehörte; der historische Hintergrund der Gesammtsage scheint aber die in ältester Zeit d. h. im IX. Jahrh. stattgehabte Zusammengehörigkeit dieses Kremsmünster'schen Seelsorggebietes zu sein, wovon jedoch der kirchliche Lebensfocus der innern Thäler, nämlich die St. Florianszelle an der Ips, nicht hätte ausgeschlossen werden sollen.

Noch harren die innern Thäler an der obern Krems und Steyer, der krummen Steyerling und Teichl, oder kürzer, das Haupt- und die Nebenthäler an der Pyrhnstraße einiger nähern Beleuchtung. Sie ist durch den eigenthümlichen Umstand erschwert, daß, trotzdem daß die wichtige römische Pyrhnstraße nie auch nur auf kürzere Zeit einer besondern Frequenz entbehrte, und schon darum auch das Thal, durch welches sie heute noch zieht, auch fortwährend, streckenweise sogar dichter bewohnt blieb, dennoch die urkundlichen Aufschlüsse über die Geschicke

[1]) Traunkreis S. 464.

ihrer Anwohner verhältnißmäßig erst viel später beginnen, als dieß bei vielen Gegenden der Fall ist, die von Römerstraßen weiter abgelegen waren. Dieß wird nur dadurch erklärbar werden, daß gerade die den frequentern Verkehr vermittelnde Straße es war, welche anlockte und zu öfter wiederholten Verheerungen Gelegenheit bot. Nur in festgewordenen socialen Zuständen entwickeln sich rechtliche Verhältnisse und die Verhandlungen über sie werden urkundlich fixirt; die Geschichte der Völkerorkane ist wie jene der entfesselten Elemente mit Trümmern und Ruinen geschrieben, deren jüngere über den ältern sich aufhäufen.

Daß die vorhin näher bezeichneten Thäler von Kremsmünster aus gegen Ende des IX. Jahrh. dem Christenthume gewonnen wurden, müßte man schon auf den Grund allein hin annehmen, daß die Bekehrung der benachbarten Slaven der erste Anlaß zu seiner Gründung und eben darum seine Hauptaufgabe war. Ueberdieß sehen wir das Stift schon beim Beginne seiner Restauration in der zweiten Hälfte des X. Jahrh. in geistlicher Beziehung gleich wieder Besitz von diesen Thälern ergreifen, was bei dem Umstande, daß die Kräfte des Stiftes damals noch höchst beschränkte waren, wieder nur als eine Wahrung der aus jenem ältern Ankunftstitel abgeleiteten Rechte angesehen werden kann. Endlich beweist auch die Gründung der schon mit ihrem Namen lichtverbreitenden Perinzelle, daß die Missionäre des Stiftes gerade noch in den letzten Decennien vor den Magyaren-Einfällen schon tief in das Bergrevier vorgedrungen waren, natürlich aber noch viel tiefer in die zugänglicheren Thalgelände. Die Bekehrung der Slaven in den Thälern der obern Krems, der Steyer, der Steyerling und der Teichel wurde augenscheinlich von zwei Richtungen her in Angriff genommen und bewerkstelligt, an der Krems und an der Steyer herauf, oder auf der Haupt-Pyrhnstraße und an ihrer Abzweigung durch das Steyerthal. Wie erstere in der Römerzeit die unmittelbare Verbindung zwischen Virunum im Binnennoricum und der wichtigen Colonie Ovilaba im Ufernoricum bildete, so verband jene an der Steyer Virunum mit der Hauptstadt Ufernoricums Lauriacum in der kürzesten Linie. Daß beide Straßenzüge bis tief in's Mittelalter hinein noch die einzig practikablen waren, brauche ich kaum zu wiederholen.

Um nun mit der Forschung über die ältesten Kirchen oder ursprünglichen Seelsorgstationen an der Steyerstraße zu beginnen, bin ich nicht sicher, ob die erste derselben flußaufwärts sich in Steinbach (S. Bartholomaei) befunden habe oder nicht, ich bin nämlich nicht abgeneigt, sie in dem Weiler Nikola bei Untergrünburg zu vermuthen, der seinen Namen von einer alten, in Abgang gekommenen St. Nikolauskirche erhalten haben dürfte. Schon tiefer im Gebirge, nämlich am Einflusse der krummen Steyerling in die Steyer kann schon in Berücksichtigung des Patrociniums S. Laurentii kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß Molln älter sei, als das gegenüberliegende Leonstein (S. Stephani). Wo die südliche Fortsetzung des Kremsthales mit dem Steyerthale zusammentrifft, oder klarer, wo die Steyerstraße von der Pyrhnstraße abzweigt, steht die Kirche Frauen-

stein (Visit. B. M. V.), bezüglich deren Alter ich wieder nicht sicher bin, ob es in das IX. Jahrh. zurückreiche. Das Patrocinium scheint dagegen zu sprechen, obwohl es unter dem Titel der Heimsuchung recht wohl aus dem ältesten Assumptionis B. M. V. nach der Restauration entstanden sein könnte, was namentlich bei Wallfahrtskirchen (Heimsuchung) öfter der Fall war. Und doch ist es das Patrocinium, obgleich nicht wegen der eben erwähnten Rücksicht, was mich auf die Vermuthung lenkt, daß irgend ein Kirchlein im oberhalb gelegenen Klaus (Tutatio der Römer) älter sein dürfte, als jene von Frauenstein; Klaus hat nämlich das Patrocinium S. Joannis Bapt. Eine eigene Taufkapelle in dieser von Kirchberg ebensoweit entlegenen Thalschlucht als von Molln und Windischgarsten hat unbezweifelt vieles für sich. Die größere Sicherheit in den noch aus der Römerzeit stammenden Befestigungen des Passes könnte eben auch zur Auswahl dieses Ortes für den Bau der Taufkapelle das Ihrige beigetragen haben. St. Pankraz südlich von Klaus ist wenigstens als liturgische Cultusstätte sicherlich spätern Ursprungs. Windischgarsten war laut des Lib. censuum[1]) nach der Restauration eine Dependenz von Kirchdorf, und vor der Zerstörung durch die Magyaren sicherlich eine Emanation von Kirchberg bei Unter-Inzersdorf und seiner Zelle. Es hat das Patrocinium Assumpt. B. M. V., das wohl nicht erst von der spätern Einweihung im J. 1119 stammt. — Wie Windischgarsten eine Emanation von Kirchberg, ebenso war die südlichste Missionsstation Spital (Assumpt. B. M. V.) eine Emanation von Windischgarsten. Diese Kirche kam später durch Schenkung an das Hochstift Bamberg, und ist als eigentliches Hospitium in einem abgelegenen Passe eines jener vielen Denkmäler der schrankenlosen Mutterliebe der katholischen Kirche, mit der sie sich durch Gründung einer großen Anzahl ähnlicher Institute auch der verlassenen Reisenden und Pilger anzunehmen pflegt. Auch diese milde Stiftung fiel am Beginne unsers Jahrhunderts nach wiederholter Umgestaltung der rücksichtslosen sog. Aufklärung als Opfer, während doch später der rabiate, helvetische Radicalismus den Hospitien auf dem Großen Bernhart und Simplon eine gewisse, ihm von katholischer Großherzigkeit abgenöthigte Ehrfurcht nicht versagen konnte, und sie bis zum heutigen Tage gewähren ließ. — Das tief in's Gebirg dringende, schon seinem Namen nach anerkannt slavische Stoderthal erhielt seine Kirchen erst im spätern Mittelalter.

Die nachmaligen Erwerbungen des Stiftes Kremsmünster von Seelsorgstationen links des Almflusses gehören nicht mehr hieher; ebensowenig die salzburgischen Erwerbungen im Uolinbsthale um Schlierbach. Wie Kremsmünster jenseits der Alm in salzburgisches und beziehentlich altmünsterisches Erbe eintrat, so war Salzburg selbst in das Erbe des gänzlich darniederliegenden Stiftes Kremsmünster dort eingetreten. — Auch die fernen Missionsgebiete von Kremsmünster im Grunzwitigaue, an der Trasenmündung, an der Schmidaha, an der Weiten ꝛc.

[1]) Urk.-Buch von Kremsm. S. 372.

werden zur Beleuchtung einem geeignetern Orte aufgespart, und ich beschränke mich hier auf deren vorläufige Erwähnung, sowie auf ein paar Reflexionen, die mit dem bisher behandelten Stoffe in engerer Beziehung stehen. Die ebengenannten Missions- oder, was jene an der Weiten und obern Donau betrifft, Seelsorgstationen, erhielt das Stift, mit Ausnahme der dermaligen Pfarreien Martinsberg und Bockstall, alle schon vor den Ungarn-Einfällen, mithin zu einer Zeit, in welcher die Mönche Kremsmünsters noch nach allen Richtungen mit der Bekehrung der Ennsslaven beschäftigt waren. Es ist darum nicht anzunehmen, daß sie selbst zur Zeit der ersten Eröffnung von Missionsgebieten in weiter Entfernung vom Mutterstifte, dessen Hauptaufgabe die Bekehrung der Ennsslaven war, nicht schon gegründete Aussicht hatten, daß sie ihrer Hauptaufgabe, trotz der Entsendung rüstiger Kräfte in weite Fernen, zu genügen vollständig sicher waren. Hieraus darf man mit aller Zuverlässigkeit schließen, daß die Bekehrung der Ennsslaven bis zum Pyrhn und gegen die Ips noch vor den Magyaren-Einfällen wenigstens in der Wesenheit zur Vollendung gedieh. — Denn, daß die Mönche des neugegründeten Münsters die Hauptaufgabe in ihrer Heimat vernachlässigt hätten, um ihre Kräfte auf untergeordnete Zwecke in weiter Ferne zu vergeuden, wäre denn doch geradezu widersinnig. Ueberdieß ist aus der Lage der genannten Missions- und Seelsorgstationen ein ganz sicherer Schluß auf ein fortdauerndes intimes Verhältniß der Stifte Kremsmünster und Niederaltach, ja auf ein mehrseitiges Vorarbeiten des letztern für ersteres gestattet. Die Mönche von Kremsmünster traten im Traungaue in die Arbeit der Mönche ihres Mutterstiftes Niederaltach ein, indem auf dem Standpunkte der ärmlichen Niederaltacher-Zelle an der Krems das gleichnamige großartige Münster für sie errichtet worden war, und in der Ferne, im Grunzwitigaue, sowie bei Mautern, nahe der altachischen Wachau, scheint dasselbe der Fall gewesen zu sein. Wie die Schenkung Vilshofens an der nördlichen oder oberpfälzischen Vils (Nordfilusa) aus dem Eigenthume Niederaltach's in jenes Kremsmünster's überging, so scheinen auch jene Lindhart's und Alburg's im Donaugaue (Gau nicht im politischen Sinne, sondern als weite Umgegend aufgefaßt) in der Absicht gemacht worden zu sein, auch hier zwischen dem Mutterstifte an der Donau und dem Filialkloster an der Krems ein unmittelbareres Communicationsmittel herauszustellen.

IV. Capitel.

Die Bekehrung der Carantanerslaven und ihrer westpannonischen Nachbarn.

Man wird es unter Hinweisung auf mein oben gegebenes Versprechen, in der Darstellung der Christianisirung der verschiedenen Slavenstämme möglichst chronologisch vorzugehen, vielleicht bemängeln, daß ich die Bekehrung der Carantaner und ihrer Nachbarn erst nach jener der Ennsslaven einstelle. Allerdings scheint Bischof Virgil schon gegen das Jahr 760 seine ersten Missionäre mit dem nach seines Vaters Boruth's Tode nach Kärnten heimkehrenden Herzog Gorazd (Cacatius) und noch mehrere, etwa drei Jahre später mit Herzog Cheitemar dorthin entsendet zu haben. Da aber die Bekehrung der Carantaner unter diesen zwei Herzogen immer noch eine nur theilweise blieb und erst von 772 an sich verallgemeinerte, genau um dasselbe Jahr aber auch die Christianisirung der Ennsslaven, obwohl schon etwas früher begonnen, weitern Umfang gewann, so glaubte ich letztere voranstellen zu sollen, weil ich mir dadurch eine örtliche Basis der gegen 30 Jahre später in Angriff genommenen Bekehrung der Slaven im Lande östlich von der Enns aufbaute, und andererseits die unter den Erzbischöfen Arno und seinen Nachfolgern erfolgte Christianisirung der im östlichern Pannonien siedelnden beziehentlich dahin eingewanderten Slaven, ohne Unterbrechung, an jene der Carantaner und ihrer westpannonischen Nachbarn werde anreihen können.

Mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Carantaner knüpfe ich an die früher gegebenen allgemeinen Vorbemerkungen nun wieder einige weitere Bemerkungen über die politischen Verhältnisse der südlichen Slaven überhaupt an, so weit selbe in den Bereich meiner Untersuchungen gehören. — Die Einwanderung der Slaven in Mähren und Böhmen von Norden und Osten her wird ohne Anstand in das VI. Jahrh. zu setzen sein, weil bis zum Beginne desselben für Böhmen — der alten Bojerheimat (Bojoheim) — die deutschen Stämme des aufgelösten Markomannen-Bundes und für Mähren die Quadischen und Rugischen Reste des Gothenbundes, und von 480 bis 526 die Langobarden als Einwohner nachweisbar sind. Prokopius berichtet uns nämlich, daß die Slaven in den Jahren 527—548 noch vom linken Donau-Ufer aus wiederholt verheerende Raubzüge nach Mösien, Thracien und dem eigentlichen Illyrien machten, und um 550 finden wir bereits Slaven, die in der Nähe der Langobarden in Pannonien und der Gepiden in Siebenbürgen sitzen. Hier stießen die Awaren auf sie, als sie 563 von ihrem Zuge gegen die Franken in Thüringen zurückkehrend durch die Engpässe bei Dukla in Oberungarn eingebrochen waren, und machten sich die Slaven tributpflichtig. Die Awaren, nach Dudik's Schilderung „ein türkisch-finisches Mischvolk, mit Sitten, die lebhaft an die Mongolen des VIII. Jahrh. erinnern", kamen 558 von

den Pontus-Ebenen her das erstemal vor Constantinopel. Als nach dem Abzuge der Langobarden nach Italien die Awaren 568 vertragsmäßig in ihre bisherigen Wohnsitze einrückten, behielten sie wohl ihre Hauptstellung an der Theiß (-Ringe), besetzten aber auch in Pannonien die von den Langobarden innegehabten Territorien. Die ihnen seit 563 tributpflichtigen Slaven behandelten sie im schlimmsten Sinne als Sklaven. Muchar[1]) schildert die viehische Grausamkeit, welche sie gegen die Slaven übten, fast wörtlich nach Fredegar (c. 48.): „In allen Zügen der Awaren mußten die Slaven mit starken Heeren der ihrigen den thätigsten Antheil nehmen, in allen Vortreffen fechten und den Hauptstoß der feindlichen Anfälle aushalten, während die Awaren weit zurück hinter sicherer Wagenburg schwelgten. Der Chan mit einem zahlreichen Hofe und die awarischen Edlen mit großem Gefolge brachten alle Winter in den Landtheilen der Slaven zu, wo sie ohne Unterschied die slavischen Weiber und Mädchen schändeten und alles Volk unerhört bedrückten. Ein so schreckliches Joch entmenschter Barbaren vermochten nun die Slaven nicht länger mehr zu tragen." Fredegar[2]) fügt bei: „Die Söhne der Chunen (Var-chuni = Awaren), die sie mit den Weibern und Töchtern der Wenden erzeugt hatten, trugen endlich diese Bosheit nicht länger .... und empörten sich." Es lag in der schlauen Politik der Awaren, die unterjochten Slaven immer gegen Westen vorzuschieben, damit sie dort die Vorhut gegen die Franken abgäben, daher ihre Conflicte auch mit den Baioariern. Frhr. v. Ankershofen erzählt weiter[3]): „Die Geschichte schweigt mehr als 20 Jahre vom Einfalle der Slaven in die notischen Landtheile oder von einem Kampfe gegen die baioarische Grenzmacht. Freilich ist die Geschichte jener Zeiten so arm an Mittheilungen, daß nur .... Vermuthungen erübrigen .... Erst die Unzulänglichkeit Pannoniens für die steigende Volksmenge der fruchtbaren Slaven, das Drängen der gebietenden Awaren, und die sich gleichsam von selbst darbietende Gelegenheit zur Ausbreitung nach Westen mag die Slaven zu solchen Ausbreitungsversuchen geführt haben." So v. Ankershofen, wozu ich mir zu bemerken erlaube, daß der Hauptmotor der mit 592 beginnenden Slaveneinfälle in das Binnennorische Land der Wille der Awaren gewesen zu sein scheine, denn gerade in dieser Zeit sehen wir sie selbst Sirmium überfallen, und Mösien, Thracien und Großdalmatien verheeren, und selbe auch hier wieder den vorgeschobenen Slaven überlassen. Mit dem letzten Decennium des VI. Jahrh., in welchem sich die pannonischen Slaven des alten Binnennoricums bemächtigt hatten, beginnt eine längere Reihe von Kämpfen derselben, namentlich mit dem baioarischen Herzog Tassilo I. und nach dessen Tode um 610 mit dessen Sohn und Nachfolger Garibald II.: Kämpfe, die sich mit wechselndem Glück in die ersten Regierungsjahre Samo's, d. h. in das vierte Decennium des VII. Jahrh. hinein erstreckten. Die

[1]) Gesch. der slav. Völkersch. in der Steiermärk. Zeitschr. VIII. Heft. S. 111. [2]) In Chron. seu append. ad Greg. Turon. Bibl. Max. SS. PP. T. XI. p. 821. [3]) Gesch. v. Kärnten Bd. II. S. 26.

traurigen Folgen der Awarischen Räuberpolitik waren eine zweihundert Jahre dauernde Feindschaft zwischen den Awaren (beziehentlich Slaven) und den Franko-Baioariern, die Vertilgung des Christenthums im Ufernoricum bis zur Enns herauf und im Binnennoricum bis an die vordere Tauernkette, zudem über die ostrhätischen Grenzmarken hinein durch die Slaven, die Schädigung der Salzburgerkirche im Lungau, Banngau, ja später noch sogar am Innstrom bis über die Vorberge seines linken Ufers durch ebendieselben, und der hiezu folgerechte Verfall der Salzburgerkirche und des Christenthums in ganz Baioarien. —

Das nationale Loos der Slaven scheint vom Beginne ihrer Geschichte an eine durch Uneinigkeit unter sich begründete Abhängigkeit zu sein. Im Alterthum sehen wir sie nur zweimal, unter Samo und unter Suatopluk geeinigt, aber beidemale auch nur auf einige Decennien. Wenn die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker ist, so ist durch sie dem in unsern Tagen am wenigsten berechtigten Panslavismus ein trostloses Prognosticon gestellt! — Die nöthigen Aufhellungen über die Geschicke der slavischen Stämme unter der Herrschaft Suatopluk's ihrem geeigneten Orte, der Christianisirungsgeschichte der Nordslaven zuweisend, komme ich hier auf die Monarchie Samo's zurück, in welcher ich die providentielle Vorschule zur Christianisirung der Slaven erblicken zu dürfen glaube. Sie befreite dieselben von dem kannibalischen Joche der Awaren, hob sie auf eine höhere Stufe der Civilisation, weckte das nationale Bewußtsein, legte den Grund zur politischen Selbstständigkeit der einzelnen Volksstämme und brachte das Gesammtvolk nach glorreichen Siegen durch Friedensschlüsse in nähere Beziehungen zu den benachbarten, bereits christlichen Völkern. — Als der oben gemeldete Insurrectionskrieg der Slaven gegen die Awaren bereits begonnen hatte, kam Samo als Führer einer Kaufmannsgilde vom Frankenreiche her nach Slavinien. Fredegar nennt Samo einen Franken des Sennonengaues, der Anonymus De Convers. Bogoar. et Carantan. dagegen sagt von ihm[1]): „Ein gewisser Slave, Namens Samo, der bei den Carantanen verweilte." v. Ankershofen hält Samo's Namen für slavisch (er kann gerade so gut celtisch sein) und darum für wahrscheinlich, daß er von den Weleten stamme, die K. Chlotar I. bekämpft und unterworfen hatte. Samo habe, abhold der fränkischen Herrschaft, das Frankenland verlassen, und sei handeltreibend zu den Slaven in Böhmen gekommen, die mit den Awaren damals schon im Kampfe begriffen waren. — Das von einander Abweichende der Aussagen des Anonymus und Fredegar's hat früher zu einer lebhaften Controverse mit R. v. Koch-Sternfeld Anlaß gegeben, welcher, sich an den Anonymus haltend, Samo den Kärntnerslaven vindicirt. Sei es, daß der Anonymus, welcher um hundert Jahre später als Fredegar ist, sich hierin wirklich geirrt, oder daß er unter »Quarantanis« die Slaven im Allgemeinen verstehe: möglich ist es immerhin, daß sich Samo beim Ausbruche des Krieges gegen die

[1]) Juvav. Anh. p. 10.

Awaren auf seinen Handelsreisen eben in Kärnten befand. Seine Residenz überhaupt nach Kärnten zu verlegen, geht im Hinblicke auf seine Kriege an der Thüringischen Grenze gegen die Ostfranken nicht wohl an; zudem ist geschichtlich constatirt, daß die Alemannen und ihre Verbündeten (Baioarier) im nämlichen Kriege die Carantanerslaven besiegten, während die Franken bei Wogastsburg an der Elbe von Samo eine gänzliche Niederlage erlitten. Samo, zum Feldherrn gegen die Awaren erwählt, verschaffte den Slaven in kurzer Zeit den völligen Sieg über ihre Dränger, und wurde darum auch ihr König im Frieden. v. Ankershofen stellt die sehr plausible Behauptung auf[1]): „Um die Freiheit der Slaven dauernd zu sichern, und auch die übrigen Slaven vom Drucke der Awaren zu befreien, verband Samo die Slavenstämme von Böhmen herab bis an die julisch-karnischen Alpen, die Grenzscheide von den Langobarden, zu einem großen Slavenbunde und befreite also auch die Slaven in Carantanien vom awarischen Joche. (Für die Bildung eines solchen Slavenbundes spricht zwar kein ausdrückliches geschichtliches Zeugniß, aber wohl der Zusammenhang der nachfolgenden Ereignisse) . . . ." Samo starb nach 35jähriger Regierung, also 662 oder richtiger 658 (Zeuß); mit ihm erlosch, trotz seiner zahlreichen Nachkommenschaft, der Slavenbund wieder, „welcher durch seine Herrscheranlagen geschaffen und erhalten wurde. Die einzelnen Stämme traten in ihre Vereinzelung zurück, und die Stammfürsten, welche nur die geistige Gewalt und die Gefahren von Außenher im Bunde erhalten hatten, wurden wieder vereinzelte Stammführer."

In Bezug auf die Einwanderungszeit der Slaven in die heutigen Landtheile Innerösterreichs gelangt auch Muchar zu dem von mir oben schon angedeuteten Resultate[2]): „Während der ganzen römischen Kaiserzeit vom Imperator Augustus bis zur gänzlichen Auflösung des römischen Westreichs, ja bis zum beginnenden Verfall der ostgothischen Macht in Italien kann kein einziges Zeitereigniß bezeichnet werden, bei welchem die Ansiedlung der slavischen Stämme in den damals pannonischen und zum Theil auch italischen Landstrecken um die Ketten der julisch-carnischen Alpen am füglichsten geschehen sein, und auf welche ersten Niederlassungen man dann auch die Abkunft der heutigen slavischen Völkerstämme Innerösterreichs in der untern Steiermark, in Kärnten und Krain sicher zurückführen und historisch erwiesen gründen könnte." Ueber ihre Uebergänge auf das rechte Donauufer, ihre Unterjochung durch die Awaren und ihr Vorgeschobenwerden an die baioarischen und fränkischen Grenzen habe ich mich oben ausgesprochen. Es ist dort auch gesagt worden, daß ihre Besitznahme eines Theiles von Mösien und Großdalmatien am füglichsten mit dem Verheerungszuge der Awaren, den sie 591 dorthin und nach Thracien unternahmen, in Verbindung gebracht werden könne; dasselbe ist unmittelbar nach diesem Jahre mit der Unterwerfung des alten Binnennoricums bis an die südliche Tauernkette und des östlichen Grenzbezirkes des I. Rhätiens

[1]) L. c. S. 36. 37. [2]) L. c. S. 35—47.

der Fall. Auf diese slavischen Eroberungen läßt sich auch ihr heutiger Besitzstand zwanglos zurückführen, besonders wenn man vor Allem das geographische Moment berücksichtigt, indem durch spätere Ereignisse das Slaventhum auf mehrern Seiten theils mit Waffengewalt, theils durch das friedliche Mittel der allmäligen Germanisirung zurückgedrängt wurde, dieß jedoch nicht, ohne im ganzen Umfange ehmaliger Siedlung unzweideutige Spuren in den Benennungen der Ortschaften, Berge, Bäche und überdieß in der Gesittung zurückzulassen. Derartige sprachliche und ethische Spuren lassen sich in dermal durchaus deutschen Gebieten jenseits der nördlichen Tauernkette und vom Mandlingpasse an auch diesseits derselben am rechten Ennsufer bis südlich zum Anschlusse an rein slavisches Gebiet mit aller Sicherheit verfolgen. — Die Slaven, welche in Innerösterreich hausen, sind keineswegs einerlei Stammes und haben sich nicht etwa erst im Laufe der Zeit von einander ausgeschieden. Dafür würde schon ihre auffallend abweichende Tracht und ihre auch etymologisch auseinandergehende Sprache bürgen, wenn auch die historischen Zeugnisse mangelten, in welchen bei ihrem ersten Auftreten mehrere Stämme namhaft gemacht werden. Dermal unterscheidet man in Innerösterreich die slavischen Stämme der Slavonier, Raizen, Kroaten, Dalmatiner, Morlaken, Istrier und die eigentlichen südlichen oder innerösterreichischen Wenden in Krain, Kärnten und Steiermark. Im südlichen Steiermark selbst theilt sich die wendische Sprache sehr kenntlich in drei Dialekte, deren Grenzen Muchar genau angibt[1]); die windische, krainerische und kroatische Tracht hält sich dort ganz an die Sprachgrenzen.

Noch erübrigt uns die Untersuchung der Slavengrenzen gegen das südliche Baioarien oder auch gegen die ehemalige Rhaetia I. Man stößt bei neuern Geschichtschreibern mehr als einmal auf die Behauptung, daß Herzog Garibald I. (Garibaldus rex) in seinen Unabhängigkeitsbestrebungen wie mit den Langobarden so auch mit den Awaren und den ihnen unterworfenen Slaven Bündnisse geknüpft habe, um der fränkischen Macht mit Nachdruck entgegentreten zu können. Mir scheint dieß eine vom Merowingischen Hofe tendentiös ausgestreute Verleumdung zu sein. Denn man mag Garibalds Regierungsantritt auf 553, oder, wie es mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, um 560 ansetzen: so viel steht fest, daß er mit den Awaren, die erst 568 in die ehemaligen Langobarden-Wohnsitze einzogen, in keine Berührung kam, indem ihm schon 570 Tassilo I. zum Nachfolger gegeben wurde. Die mit den Langobarden damals in gutem Einvernehmen stehenden Awaren konnten wohl selbstverständlich dasselbe nicht dadurch zu stören suchen, daß sie gegen die Baioarier, von denen sie wußten, daß sie Freunde der Langobarden seien, Feindseligkeiten erhoben. Man stützt die Behauptung eines Einverständnisses Garibalds mit den Awaren gewöhnlich auf die Thatsache, daß Garibald mit den awarischen Schutzbefohlenen, den Slaven,

[1]) L. c. S. 5.

Frieden hielt, während sein Nachfolger Tassilo I. schon bald nach seinem Regierungsantritte sie mit Krieg überzog. Auch dieß ist aber wieder unrichtig, denn Tassilo I. wurde 570 Garibalds Nachfolger, und seine Zerwürfnisse mit den benachbarten Slaven begannen erst nach 591, als nämlich letztere nicht nur das Bergland an der Drau hinauf gewaltsam in Besitz genommen hatten, sondern auch noch die Thäler an den Drauquellen beunruhigten. Diese Reflexionen glaubte ich vorausschicken zu müssen, weil sie die Untersuchung über die slavische Westgrenze anbahnen. Wenn man auch überzeugt sein wird, daß die Langobarden während ihres Aufenthaltes diesseits der Donau neben ihren alten Bundesgenossen, den Baioariern, jenen Theil Ufernoricums innehatten, der sich von den nördlichen Ausläufern der cetischen Berge bis zur Enns ausdehnt, ist doch kein Grund vorhanden, der es auch nur wahrscheinlich machte, daß sie im Gebirgslande die cetische Grenzscheide in westlicher Richtung überschritten haben sollten, welche seit 534 die Ostgrenze des baiovarisch-fränkischen Landes bildete, das später den Namen Carantanien erhielt. Auch sagt König Theodebert in seinem bekannten Schreiben an Kaiser Justinian, daß sein Gebiet bis an die Grenzen Niederpannoniens reiche. Da nun bei dem Einrücken der Awaren in die vorher langobardischen Territorien keine Grenzstreitigkeiten zwischen ihnen und den Baioariern entstanden, so ist anzunehmen, daß sie sich aus oben berührter Rücksicht genau an die Grenzmarken ihrer Besitzvorgänger gehalten haben. Anders gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Jahre 591, in welchem die Awaren mit ihren untergebenen Slaven Thracien, Mösien und Großdalmatien zu verheeren begannen. Obgleich keine ausdrückliche geschichtliche Nachricht darüber vorliegt, daß sie damals auch gegen die Langobarden Krieg führten, deutet doch Warnefried darauf hin, indem er zwischen 593—595 von einer Aussöhnung der Awaren und Langobarden spricht, was einen vorhergegangenen Krieg voraussetzt. Gerade um jene Zeit — nämlich vom Ende des J. 591 an — müssen die Slaven auch in's ehemalige Binnennoricum eingefallen sein, und 595 sehen wir sie bereits im vollständigen Besitze desselben, aber zugleich eines Grenzbezirkes des Rhätia I. Schon von dort an mag für die Slaven, die sich im Gebirgslande festgesetzt hatten, der Name Carantani üblich geworden sein; v. Ankershofen sagt hierüber[1]): „Ihre Nachbarn in den Ebenen Pannoniens und an der Seeküste nannten die neue von Hochgebirgen umkränzte und durchzogene Heimat der Stammesgenossen das Gebirgsland, Goratan, woraus sich im Laufe der Zeit das lateinische Carantanum und aus diesem das deutsche Kärnten bildete.[2]) Das heutige Kärnten hat aber nicht mehr dieselbe Westgrenze, wie das Goratan vor 595. Herzog Tassilo I. scheint zu schwach gewesen zu sein, dem wiederholten Anpralle der Slaven kräftigen und nachhaltigen Widerstand zu leisten. Die Langobarden konnten ihm von ihrer Nordostgrenze

[1]) Gesch. v. Kärnt. Bd. II. S. 32. [2]) Vgl. v. Ankersh. Erörterungen hierüber im Archiv für Gesch. u. Topogr. Kärntens. Jahrg. 1849. S. 129.

aus keine Hilfe bringen, weil sie, wie es scheint, an ihrer Südostgrenze sich der Awaren zu erwehren hatten. Die Awaren söhnten sich aber um 594 mit den Langobarden aus, wie vorhin gezeigt worden, und dadurch erhielten sie freie Hand, um ihren Slaven gegen die Baioarier zu Hilfe ziehen zu können: so kam es zur mörderischen Schlacht an der obern Drau (möglicher Weise auf dem Lurnfelde), in welcher, wie uns Warnefried berichtet, 200 Baioarier aufgerieben wurden. Das Heer des Großchans entschied, nach Warnefried's Bericht, die Schlacht. Um das Jahr 600 kam, nach Muchars Berechnung[1]), der Friede zwischen Baioariern und Slaven zu Stande, und bei seinem Abschlusse müssen die Grenzen festgestellt worden sein, weil wir sie nach 11 Jahren beim Wiederausbruche des Krieges weit gegen Westen vorgerückt finden. Vor 612 war Herzog Tassilo I. gestorben und um dieselbe Zeit war auch zwischen Langobarden und Awaren der Krieg wieder entbrannt; Tassilo's Sohn und Nachfolger Garibald II. zog als Bundesgenosse der Langobarden seinerseits gegen die Slaven, um so den Awaren die Hilfe derselben zu entziehen. Er wurde aber schon an der slavischen Grenze geschlagen, wie Warnefried erzählt[2]): „In der Zeit als der baioarische Herzog Tassilo gestorben war, wurde sein Sohn und Nachfolger Garibald von den Slaven in Agunt geschlagen und die baioarischen Grenzbezirke (termini) geplündert. Die Baioarier rafften aber ihre Kräfte wieder auf, nahmen den Feinden die Beute ab und vertrieben sie aus ihrem Lande." Nach dem klaren Wortlaute Warnefrieds sind also die Plünderungs- und Verheerungszüge der Slaven in den baioarischen Grenzbezirken unmittelbar nach der Niederlage Garibald's bei Agunt einzureihen. Warnefried sagt ausdrücklich: »termini depraedantur« d. h. Grenzbezirke überhaupt, nicht etwa nur jener westlich von Agunt. In diese Zeit ist mithin, wenn man sich an geschichtliche Quellen lieber hält als an vorgefaßte Meinungen, auch die Zerstörung des Klosters Maximilianszell im Bannguue einzureihen. Dafür, daß sie, wie die Anhänger der Tradition behaupten, unter Samo zerstört worden sei, liegt nicht die mindeste Spur eines historischen Zeugnisses vor. Ueberhaupt ist diese willkürliche Behauptung im Sinne der Traditionellen auch dem klaren Wortlaute der Breves Notitiae gegenüber nicht haltbar, indem in diesem ehrwürdigen Documente ausgesagt ist, daß nicht nur der hl. Rupert, sondern auch mindestens zwei Kirchenvorstände nach ihm (»a rectoribus ipsius sedis« man übersehe den Plural: rectoribus nicht!) die Hälfte Albina's den Nachkommen der Albiner Latinus und Urso zu Lehen verliehen hatten. Wenn der hl. Rupert, wie sie meinen, i. J. 623 gestorben ist, so lebte dessen Nachfolger Vitalis im vorgeblichen Zerstörungsjahre 630 unter Samo noch: wo bleibt da der zweite Rector ecclesiae nämlich der Abt Anzogolus als dritter Lehenverleiher?

Die im J. 600 zwischen Goratan und Baioarien festgestellten Grenzmarken haben nun fortan Giltigkeit, wie wir noch aus einem Documente vom

[1]) L. c. S. 154. [2]) Paul. Diac. Hist. Langob. L. IV. c. 4.

J. 770 ersehen. In diesem Jahre kehrte Tassilo II. von Italien zurück und schenkte mittelst einer zu Bozen gefertigten Urkunde (Actum Bauzano redeunte de Italia anno ducatus ejus XXII.[1]) dem Abte Atto von St. Peter zu Scharnitz (später Bischof von Freising) den Ort India (Innichen) und Umgegend, insgemein Campo Gelau (Toblacherfeld) genannt, vom Bache Tesido bis zur Slavengrenze (»A rivo qui vocatur Tesido usque ad terminos Sclavorum i. e. ad rivolum montis Anarasi«), um dort zur Bekehrung des ungläubigen Slavenvolkes (NB. im J. 770) ein Kloster zu bauen. — Im J. 816 5. Febr. bestätigt zu Aachen K. Ludwig d. Fr. auf Ansuchen des Erzbischofes Arno von Salzburg die Zurückstellung des Klosters Inticha (Innichen), welches Atto von Freising von der Grenze des Gebietes von Tiburnia, wo die Drau entspringt, zu Ehren des Apostels Petrus und des Martyrs Candidus erbaut und der Kirche Freising gegegeben hatte, welches aber später von gedachter Kirche weggekommen und Andern verliehen worden, an die Kirche Freising.[2]) Dazumal besaß Inticha Erzbischof Arno. Dießmal lautet die Grenzbestimmung: »In confinio videlicet Tiburniensi, ubi Draus fluvius oritur.« — Denselben Zurückstellungsact registrirt auch Sinnacher[3]) aus Resch[4]), der ihn dem Brixner Archive entnommen hatte. Hier kommt aber eine abweichende Grenzbestimmung vor, indem es da heißt: »In confinio Pudiginensi et Carniensi, ubi Draus fluvius oritur«. — Diese drei Grenzbestimmungen besagen in der Wesenheit dasselbe, und weichen nur dem Anscheine nach von einander ab. Während die zwei letzteren den Ursprung der Drau als sichern Anhaltspunkt darbieten, geben sie alle drei als weitern Anhaltspunkt die Grenze Kärntens, jedoch mit verschiedener Bezeichnung; die erste ethnographisch: terminos Sclavorum, die zweite chorographisch: confinio Tiburniensi — Gau oder Grafschaft Tiburnia (Lurna), die dritte geographisch: confinio Carniensi — Landesgrenze Kärntens. Die von der ersten 770 gebrauchte ethnographische Bestimmung: Termini Sclavorum paßte nicht mehr für die zwei letztern, weil inzwischen (im J. 772) Carantanien vom Herzog Tassilo unterworfen worden war. Da, wie aus der ersten Grenzbestimmung ersichtlich ist, der Bach Tesido die Westgrenze bildet, der Bach des Berges Anarasus aber die uns hier zunächst interessirende Ost- oder Slavengrenze, so liegt wenig daran, daß die Forscher über den heutigen Namen des Tesidobaches nicht ganz einig sind, indem ihn Resch[5]) für den Tassenbach am Fuße des Tassenberges, wo jetzt die zur Pfarrei Sillian gehörige Kapelle des hl. Johannes Bapt. steht, hält, Sinnacher[6]) aber (und mit ihm die Neuern) für den Taistner- oder Gsießenbach, der bei Welsberg in die Rienz fällt. Ueber den Anarasberg mit seinem Bache sind sie alle ein-

[1]) Meichelbeck, Hist. Frising. T. I. P. II. p. 38. [2]) Meichelbeck, Hist. Frising. P. II. p. 252. — Mon. Boic. Nova coll. IV. P. I. p. 32. Resch, Ann. Sab. III. p. 67. [3]) Beitr. zur Gesch. von Säben u. Brixen. I. S. 551. Nr. 18. [4]) Act. millen. Eccl. Agunt. p. 29. [5]) Ann. Sab. II. Nr. 334. [6]) L. c. S. 328. ff.

verstanden, daß es der Erlerbach sei, der auf der Abendseite von Anras vom Berge herkommt, und bei Abfaltersbach in die Drau fließt.[1]) Bis hieher reichte also die Slavengrenze, für welche der alte Markt Windischmatrei im Norden von Innichen, sowie eine große Anzahl anderer, anerkannt slavischer Ortsbenennungen weitere Belege abgeben. Aus ihrer Feststellung ersehen wir auch, daß man bei dem Friedensschlusse im J. 600 wieder auf die alte Westgrenze Binnennoricums gegen das I. Rhätien zurückgegriffen habe.

Was die Christianisirung der Südslaven im Allgemeinen betrifft, ist es gewiß sehr auffallend, und für die Anhänger der fast allgemein gewordenen Hypothese des Aquilinus Cäsar, daß Südostdeutschland überhaupt von Aquileja aus zum Christenthum bekehrt worden sei, in hohem Grade belehrend, daß ebenso wie in der Römerzeit auch während der Slavenzeit nicht ein einziges haltbares Document beigebracht werden kann, wodurch sich eine aquilejische Missionsthätigkeit erweisen ließe. Die hohen Patriarchen von Aquileja waren nur dazu eifrig genug, um am Schlusse des V. Jahrh. in die vollendete Arbeit Sirmium's und am Beginne des IX. in Carantanien in jene der Salzburger Kirche einzutreten. — Die Christianisirung der südlichsten Slavenstämme wurde um hundert Jahre früher bewerkstelligt als jene der mittlern, und jene der mittlern theilweise um 50 Jahre eher als jene der nördlichern Carantaner; gerade als ob der wärmere oder kältere Himmel, wie auf die frühere oder spätere Reife der Pflanzenwelt, auch auf die Reife des Gemüths- und Geisteslebens einen klimatischen Einfluß ausübte. Daß sich die Vorsehung auch hierin an gewisse Gesetze bezüglich der Gemüths- und Geistesreife, deren Herbeiführung aber auch ihr Geschenk ist, halte, wird kaum zu beanstanden sein. Wir haben für die Richtigkeit dieser Ansicht zwei auffallende Belege. Der berühmte Abt Columban, der Gründer Luxeuil's, hatte vom Könige Theoderich und dessen in der Geschichte als Megäre gebrandmarkten Mutter Brunhild Unsägliches zu leiden. In Folge dessen faßte er 610 den Entschluß, seine Schöpfung in den Vogesen aufzugeben, um seinen apostolischen Eifer in der Ferne fortzusetzen. Zuerst gedachte er zu den Slaven zu ziehen. (Die Anhänger der hansiziſchen Hypothese hätten die Frage zu beantworten, warum er nicht an die, nach ihrem Vorgeben, damals noch heidnischen, ihm viel nähern Baioarier gedacht habe? —) Sein Biograph Jonas sagt hierüber[2]): „Es drängte sich ihm der Gedanke auf, zu den Wenden, die auch Slaven genannt werden, zu gehen, um ihre verblendeten Gemüther mit dem Lichte des Evangeliums zu erleuchten, und den von jeher auf Abwegen Irrenden den Weg der Wahrheit zu zeigen." Er wurde durch ein himmlisches Gesicht von diesem Vorhaben abgebracht, und ging nach Italien, wo er an den Ufern der Trebia das

[1]) v. Ankershofen Gesch. v. Kärnt. Reg. u. Urk. d. IV. Periode. Bd. II. S. 9. u. dessen Urk.-Reg. z. Gesch. v. Kärnt. im Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Qu. Wien 1849 Heft III. S. 3. ff.
[2]) Vita S. Columb. abb. c. 56 in Mabill. Act. Ss. Ord. S. Bened. Saec. II. p. 27. edit. Paris. 1669.

berühmt gewordene Kloster Bobbio gründete, und dort am 27. Nov. 615 starb. Bezüglich der nöthigen Reife zum Christenthum ist auch Frh. v. Ankershofen derselben Ansicht, wie ich. Er sagt[1]): „Auch noch unter den nächsten Nachfolgern des hl. Rupert zeigte sich bei den Carantanerslaven keine Reife zur Aufnahme der milden Lehre des Heilandes. Der Ruf von dem slavischen Heidenthume verbreitete sich bis nach Belgien und reizte den Bekehrungseifer des hl. Amand, nachherigen Bischofs von Utrecht" (Mastricht!). Wie Hansiz meint[2]), zog der hl. Amand beiläufig im J. 627 (genauer um 630) gegen Noricum, übersetzte die Donau und predigte an den Ufern derselben das Evangelium Christi. Von ihm erzählt sein gleichzeitiger Biograph, der Mönch Raudemund von Elnon[3]): „Als der hl. Mann sah, daß auf seine Predigt Einige sich zu Gott bekehrten, entbrannte er in desto glühenderem Eifer nach der Bekehrung Anderer. Er hatte vernommen, daß die Slaven, von argem Irrthum bethört, in den Fallstricken des Satans lägen und gab sich der Hoffnung hin, bei ihnen die Martyrkrone erlangen zu können. Darum schiffte er über die Donau, wanderte dort in der slavischen Gegend umher und verkündigte den Heiden freimüthig das Evangelium Christi. Nur wenige wurden ihm in Christo wiedergeboren, und da er die nur geringe Frucht wahrnahm und einsah, daß er die Martyrkrone, die er immerdar suchte, noch nicht erlangen könne, kehrte er zu den eigenen Schafen zurück." Aus den örtlichen Andeutungen dieser Erzählung geht klar hervor, daß die Slaven damals (630) bereits bis an die Donau vorgedrungen waren, um die Contiguität mit dem Nordslavenreiche Samo's herzustellen. (Hier tritt die oben gestellte Frage noch urgirender an die Hansizianer heran, denn um zu den Süddonauslaven zu gelangen, mußte der hl. Amand das angeblich noch heidnische Baioarien durchwandern.) — Die Slaven waren damals für die Annahme des Christenthums nicht nur nicht reif, sie hatten sich noch nicht einmal zur Duldsamkeit gegen dasselbe erhoben, waren im Gegentheile sehr feindselig gegen dasselbe gesinnt, wie dieß Schafarik schildert[4]), und aus ihrem Benehmen gegen kirchliche Attribute und Personen deutlich genug hervorgeht. Die Zerstörung des Klosters Maximilianszell im Banngaue (im J. 612) und das Martyrium des hl. Gaubischofes Marinus auf dem Irschenberge (um 690) liegen der Zeit nach an 90 Jahre auseinander, und die christenfeindliche Haltung der Slaven in diesem langen Zeitraume und noch ein halbes Jahrhundert darüber hinaus ist mit den Worten der Breves Notitiae[5]) auch für die ersten vier Decennien des VIII. Jahrh. noch genugsam charakterisirt: »Et ita multis temporibus erat devasta eadem cella (S. Maximiliani) propter imminentes Sclavos et crudeles paganos.« Wie eben gesagt, muß diese Bedrohung noch tief in's VIII. Jahrh. hinein gedauert haben

[1]) Gesch. v. Kärnt. Bd. II. S. 100. [2]) Germ. Sacr. T. I. p. 105. [3]) Vita S. Amand. Ep. Traject. c. 14. in Act SS. Ord. S. Benedict. ap. Mabill. Saec. II. p. 715. [4]) Slavisch. Alterth. S. 314. No. 4. [5]) Juvav. Anh. p. 33.

(wie es scheint, bis zum Regierungsantritte des nachbarlicher und milder gesinnten Carantaner Herzogs Boruth), weil erst Bischof Virgil bei seiner Besteigung des Salzburger Stuhles es für möglich hielt, das von der Albiner Familie usurpirte Lehen zu revindiciren. Es ist damit natürlich nicht behauptet, daß die Gebieter der Carantanerslaven, man möge darunter König Samo, einzelne Stammesfürsten, oder nationale Herzoge verstehen, alle und ununterbrochen im Kriege gegen ihre germanischen Nachbarn gestanden seien, sondern daß bei den lockern Gewaltverhältnissen der Fürsten es so hergebrachte Unsitte kleinerer Supanien oder Decanien war, willkürlich und auf eigene Faust auf Raubzüge ausziehen zu können. Frhr. v. Ankershofen bemerkt sehr treffend[1]: „Erst dann als das Licht der christlichen Religion nicht nur blos an die Grenzen der Carantanerslaven vorgedrungen war, sondern sich im Norden und Westen derselben Pflanzschulen christlicher Lehrer und Musterstätten christlichen Lebenswandels erhoben hatten, und der gänzliche Verfall ihrer politischen Macht die Carantanerslaven ihrer christlichen Nachbarn bedürftig machte, war die Zeit zur erfolgreichern Christianisirung Carantaniens gekommen."

In der Darstellung der Christianisirungsgeschichte der Südslaven, Ostslaven und Nordostslaven (von Baiovarien aus gerechnet) übergehe ich die Dalmatiner, Chorweten und Bulgaren absichtlich, weil diese Territorien außer meinem Bereiche liegen. Bezüglich der Carantanerslaven und ihrer westpannonischen Stammesgenossen im Besondern werden zwei Perioden gehörig auseinander zu halten sein: die eigentliche (primitive) Bekehrung derselben und die Consolidirung der christlichen Kirche bei ihnen. Die erstere ist das hohe Verdienst des hl. Bischofes Virgil von Salzburg, mit Recht der Slavenapostel zugenannt; die kirchliche Organisation nahmen die Erzbischöfe Arno, Adalram, Liupram und Adalwin vor. [Diese Namen lauten ursprünglich: Arn (Adler d. h. Adel-Ar), Adal-raban (Edelrabe), Liubraban (Liebrabe, wie Emmeram, Haim-raban, Heimrabe), Adalwino (Edelfreund)]. — Die Organisation trat erst ein, als in Folge der Besiegung der Awaren (791. 796.) die Christianisirung von den Carantaner- und westpannonischen Slaven auch auf die ostpannonischen, sowie andrerseits von den Ennsslaven auf jene unter der Enns rechts und links der Donau, und endlich sogar auf die March- und Moldau-Slaven ausgedehnt wurde. Die theilweise Bekehrung der rechts der Donau gebliebenen Awaren fällt ebenfalls in diese zweite Periode, während die Bekehrung ihres Hauptstockes links der Theiß gleichzeitig mit jener der Magyaren, in denen sie aufgingen, vor sich gegangen sein wird, und darum chronologisch und geographisch außer dem Kreise meiner Untersuchungen liegt. Hieraus ergibt sich die Uebersicht der nächsten Untersuchungen von selbst: Christianisirung der **Südslaven**: Carantaner, Westpannonische Slaven

[1] L. c. S. 101.

mit Einschluß jener des Grunzwitigaues; hieran reihen sich dann in geographischer Ordnung die **Südostslaven** zwischen der Rabniz, der Donau und Drau-Mündung (worunter ein Bruchtheil der Awaren). Unter die allgemeine Bezeichnung der **Ostslaven** stelle ich jene, welche am rechten Donau-Ufer vom rechten Ennsufer weg die Ebenen, das Hügelland und die Vorberge bis an den cetischen Bergzug, am linken Donauufer aber von der Gusen östlich den Uferstrich und die südlichen Ausläufer des Nordwaldes bis an den Kampfluß bewohnten. An sie reihen sich dann wieder von West nach Ost aufgezählt: die Czechen in Böhmen, die Marchslaven oder Marhanen und die Slovaken des Trentschiner Comitates; die Czechen, Mähren und Slovaken nenne ich die **Nordostslaven**. Nach Maßgabe der mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel, an denen ich leider für ganze Länder sehr arm bin, soll die Christianisirung all dieser Slavenstämme mit Ausnahme der Nordostslaven der Ordnung nach dargestellt werden. Da die Bekehrung der Südslaven (sowie auch jener der Südostslaven) vom engern Carantanien ausging, so bringe ich hier vor Allem das angekündete Capitel zum Abschlusse.

A. Die primitive Bekehrung der Carantaner-Slaven und ihrer westpannonischen Nachbarn.

Wir haben oben gesehen, daß die Befreiung der Carantanerslaven von der neuen Bedrängung durch die Awaren, aber auch ihre Unterwerfung unter die fränkische Oberherrschaft, vorläufig im Verhältnisse der Zinspflichtigkeit, erstere auf Ansuchen Herzog Boruth's, vom baioarischen Herzog Otilo, mithin vor d. J. 740, unternommen und bewerkstelligt worden sei. Demgemäß werden wir die ersten Christianisirungsversuche des hl. Bischofes Virgil von Salzburg als mit genanntem Jahre beginnend anzusetzen haben. Um, jene Zeit reichte Carantanien noch bis zum Radstädter Tauern, also über den Lungau herauf, im Allgemeinen aber an die steiermärkische Grenze gegen das Herzogthum Oberösterreich, welche Gebiete damals die baioarischen Grenzmarken gegen Slavinien und beziehentlich Awarien bildeten. In der Bekehrungsgeschichte Carantaniens haben wir auch für diese primitive, Virgil'sche Periode einen ganz verlässigen Wegweiser am Anonymus de Conversione Bag. et Quarantanorum, und was er darüber berichtet, soll hier seiner Uebersichtlichkeit und Kürze halber wörtlich wiedergegeben werden[1]): „Bis hieher ist erzählt worden, wie die Baioarier Christen geworden seien ..... Nun ist beizufügen, wie die Slaven, welche Carantaner genannt werden, und ihre Grenznachbarn im heiligen Glauben unterrichtet und zu Christen gemacht worden sind ..... Nicht lange Zeit darnach (nach Samo) fingen die Hunen (Awaren) an, jene Carantaner in feindlicher Aufsässigkeit schwer zu bedrängen. Damals war Boruth ihr Herzog, welcher von dem gegen ihn beabsichtigten Heereszuge der Hunen den Baioariern Nachricht gab und sie bat, sie

[1]) Juvav. Anh. p. 10. 11. 12.

möchten ihm zu Hilfe kommen. Jene kamen eilends, besiegten die Hunen, beschützten die Carantaner, unterwarfen sie aber der Dienstbarkeit der Könige (der Franken) und ebenso ihre Grenznachbarn. Sie nahmen auch Geiseln mit sich fort nach Baiovarien, unter welchen der Sohn Boruth's, Namens Cacatius (Gorazd) war, den sein Vater christlich zu erziehen und zum Christen zu machen ersuchte, wie es denn auch geschah. Dasselbe verlangte er bezüglich Chietemars (Cheitumari), des Sohnes seines Bruders. Nachdem Boruth gestorben war, schickten die Baiovarier auf Ansuchen der Carantaner und Befehl der Franken Cacatius, der schon Christ geworden war, zu den Carantanern, die ihn zum Herzog machten. Cacatius starb aber schon nach drei Jahren und nun schickte man ihnen den ebenfalls schon christlichen Chietemar heim. Diesem gab der Priester Lupo, der vom Salzburger Stuhle über die Chiemsee-Insel, die Au hieß, gesetzt war, seinen ebenfalls schon zum Priester geweihten Neffen Majoranus mit, und weil Priester Lupo Chietemars Pathe war, so ermahnte er ihn, daß er sich frommen Herzens dem Salzburger Stuhle zu christlicher Seelsorge unterwerfe. Er hatte aber Majoranus, der im Salzburger Münster zum Priester geweiht war, als (Seelsorgs-) Priester bei sich, der ihn ermahnte sein Haupt jenem Münster zum Dienste Gottes zu beugen, was er auch that. Er erlegte dort alle Jahre seine Opferspende und erhielt von dorther, so lange er lebte, die Wohlthaten der Lehre und der Seelsorge. Nach Umlauf einiger Zeit bat genannter Herzog der Carantaner den Bischof Virgil, er wolle sein Volk heimsuchen und fest im Glauben begründen. Dieß war ihm aber damals gänzlich unmöglich und darum schickte er an seiner Statt seinen Bischof Namens Modestus, um jenes Volk zu unterrichten und mit ihm seine Priester Wato, Reginbert, Chozhar und Latinus, sowie den Diakon Ekkihart mit andern Geistlichen und ertheilte ihm[1]) die Vollmacht, Kirchen und Geistliche zu weihen nach canonischer Vorschrift; sie sollten sich jedoch nichts anmaßen, was wider die Satzungen der heiligen Väter wäre. Sie kamen also nach Carantanien und weihten dort die Kirche der heil. Maria (-Saal) und eine weitere in der Burg Liburnia (St. Peter im Holz) und eine in Undrima und in sehr vielen andern Orten, und Bischof Modestus blieb dort bis zum Ende seines Lebens. Als jener Bischof gestorben war, bat der Herzog Chietemar den Bischof Virgil abermals, er möge, wenn es möglich wäre, zu ihm kommen, was er jedoch ablehnte, weil inzwischen ein Aufstand (carmula) entstanden war. Nachdem er sich Raths erholt, sandte er den Priester Latinus dahin; als aber kurz darauf ein anderer Aufstand ausbrach, ging der Priester Latinus von dort weg. Nachdem der Aufstand (carmula) beigelegt worden, sandte Bischof Virgil den Priester Madalhoh dahin, und nach ihm den Priester Warmann. Als Chietemar gestorben war, brach abermals ein Aufstand aus, und hierauf war einige Jahre kein Priester dort, bis ihr Herzog Waltunch wieder

[1]) eis im Abdrucke der Juvavia ist Lesefehler statt: ei.

an Bischof Virgil sandte und ihn bat, daß er ihm Priester schicke. Hierauf entsendete Virgil die Priester Heimo und Reginbald, sowie den Diakon Majoran mit andern Klerikern. Nicht lange darnach schickte er wieder denselben Heimo und Dupliter und den Priester Majoran und andere Kleriker dahin. Hernach schickte er ihnen die Priester Gozhar, Majoran und Erchanbert und nach ihnen die Priester Reginbald und Augustin und wiederum Reginbald und Gundhar. Dieß ist unter Bischof Virgil geschehen."

Diese schlichte Erzählung regt mehrfache Erwägungen an, welche geeignet scheinen, nicht nur über den Christianisirungsgang bei den Carantanen, sondern auch über die Geschichte von Baioarien, insoweit sie mit jenem verflochten ist, einiges Licht zu verbreiten. Vorerst sehen wir die Carantaner schon unter ihrem Herzoge Boruth in Bundesgenossenschaft mit den Baioariern. Diese Bundesgenossenschaft und die Herzogswürde Boruth's scheinen einem und demselben Ereignisse ihren Ursprung zu verdanken. Nach Samo's Tod, — den, nebenbei gesagt, unser Anonymus den von ihm für Boruth's Zeit erzählten Begebenheiten, im Widerspruch mit Fredegar, irrthümlicher Weise viel zu nahe rückt, — nach Samo's Tod gingen die slavischen Stämme wieder in ihre Stammherrschaften ohne gemeinsames Oberhaupt auseinander, wie schon früher bemerkt worden. In den ersten Vierziger Jahren des VIII. Jahrh. suchte sich Herzog Otilo von der fränkischen Oberherrschaft frei zu machen und verwendete zu diesem Zwecke auch slavische Hilfsvölker, die wahrscheinlich aus den carantanischen Stämmen zusammengesetzt waren. Dieses Contingent mußte nothwendig einen gemeinsamen Führer haben, und dazu scheint Boruth erwählt worden zu sein, der dadurch Herzog war, und es dann auch im Frieden blieb. Die Jahreszahl 749, die auch Frhr. v. Ankershofen seinem Regierungsantritte beisetzt, ist daher eine um mehrere Jahre zu späte, indem auch die Besiegung der Awaren durch die zu Hilfe gerufenen Baioarier wenigstens noch vor das Todesjahr Herzog Otilo's, also vor 748 fallen muß, da sein Sohn Tassilo II. beim Tode seines Vaters noch ein Kind war, und ihm also der siegreiche Zug gegen die Awaren nicht zugemuthet werden kann. Der Sieg über die Awaren muß sich aber in den letzten Vierziger Jahren, d. h. nachdem Herzog Otilo ausgesöhnt aus fränkischer Gefangenschaft zurückgekehrt war, ereignet haben, weil man die aus Carantanien mitgebrachten Geiseln Cacatius, Chietemar u. s. w. der Obsorge Bischof Virgil's anvertraut sieht, der den Salzburger Stuhl als Rector ecclesiae 745 bestieg. Seine Revindication des zur Maximilianszelle gehörigen Lehens der Albina, nach Otilo's Rückkehr und ohne Zweifel schon in den ersten Regierungsjahren Bischof Virgil's eingeleitet, deutet ebenfalls klar auf ein schon bestehendes freundschaftliches Verhältniß zwischen Baioariern und Carantanern hin, d. h. auf das Aufgehörthaben der anderthalb Jahrhunderte gedauerten Bedrohung durch die Letztern, indem sonst die Revindiation als eine vergebliche erschiene. Die Wiederbelebung des St. Maximilianskloſters stellt sich sogar als eine wohlberechnete Folge des segenreichen Entschlusses Boruth's,

Sohn und Neffen christlich erziehen zu lassen, dar, denn diesem fiel ein beträchtlicher Theil der Aufgabe der Christianisirung des nordwestlichen Carantaniens zu, wie dem später von Tassilo zu Innichen gestifteten Kloster jene des südwestlichen. Dieser Ansicht ist auch Frhr. v. Ankershofen, da er sagt[1]): „Von entschiedenster Bedeutung für das slavische Nachbarland war endlich die noch unter Herzog Otilo wieder aufgebaute und aufblühende Zelle des hl. Maximilian im Pongau." — Ueber die Christianisirung Carantaniens entwirft uns der Anonymus eine nur in sehr allgemeinen Umrissen gehaltene Skizze. Daß sie sich in zwei charakteristisch sich unterscheidenden Perioden vollzog, ist jedoch leicht aus der wenn auch noch so ärmlichen Skizze zu entnehmen. Die erste Periode ist jene unter den einheimischen Herzogen, die zweite aber jene unter baioarischer Herrschaft. In der ersten hatte das eindringende Christenthum mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen: die einheimischen Herzoge Cacatius und Chietemar waren als Neubekehrte sicherlich von bester Gesinnung und von regem Eifer für die Kirche beseelt, ihr Volk dachte jedoch anders. Treffend spricht dieß Frhr. v. Ankershofen aus[2]): „Anders aber als die Fürsten dachte das Volk oder die dasselbe leitenden Supane. Sie mochten in der neuen Lehre, welche aus dem Lande ihrer Oberherren kommen sollte, nur ein Mittel der Unterwerfung und im Umsturze der Altäre nur den Anfang des Umsturzes ihrer heimischen Verfassung erblicken." Die von der Aenderung der heimischen Verfassung leicht voraussichtlich untrennbare Beschränkung ihrer Gewalt war wohl der einflußreichste Motor bei den Umtrieben der carantanischen Großen: ist doch die Herrschsucht die mächtigste und darum die verderblichste aller menschlichen Leidenschaften. Jenen Umtrieben gegenüber machte die Christianisirung unter den einheimischen Fürsten nur langsame Fortschritte. Aus der freilich nur drei Jahre langen Regierungszeit des Herzogs Cacatius ist nur die um St. Lambrecht verbreitete Sage bekannt, daß er auf der dortigen Burg Hof gehalten habe; und wir werden später sehen, daß diese Sage von der historischen Topographie jener Umgegend ziemlich kräftig unterstützt werde. Herzog Chietemar und sein Hofcaplan Majoranus scheinen eifrig am Bekehrungswerke gearbeitet zu haben und ihr Seeleneifer scheint auch nicht fruchtlos geblieben zu sein, denn sonst hätte Herzog Chietemar den hl. Bischof nicht ersuchen können, persönlich nach Carantanien zu kommen und sein Volk fest im Glauben zu begründen. Diese vertrauensvolle Bitte zu gewähren, war dem hl. Bischofe damals freilich unmöglich, er trug aber in anderer Weise Sorge für das Seelenheil des Carantanervolkes, indem er den von ihm geweihten Bischof Modestus und nach und nach mehrere Legationen von vorgesetzten Priestern und untergebener Geistlichkeit nach Carantanien entsendete. Die Nachrichten des Anonymus über die nach dem Tode des Bischofs Modestus und dann nach dem Ableben des Herzoges Chietemar ausgebrochenen Aufstände, deren erster eine zeitweise Vertreibung der Missionäre, der zweite aber eine gänzliche, und noch

[1]) L. c. S. 108. [2]) L. c. S. 109.

dazu mehrere Jahre dauernde seelsorgliche Verwaisung des Landes zur Folge hatte, bedürfen keines Commentars.

Die Widerspänstigkeit der von ihren Großen aufgestachelten Carantaner erschöpfte endlich die Geduld des baioarischen Herzogs Tassilo, welcher, wie sein Vater Otilo, als hochherziger Schutzherr der Salzburger Kirche in der Geschichte dasteht. Das Maß carantanischer Gottlosigkeit war voll. Herzog Tassilo, dem nicht entgehen konnte, daß der Kirche und Civilisation seines Landes von Carantanien her abermals ein Jahr 595, wie unter seinem Urahn Tassilo I. drohe, ergriff das Schwert und überzog 772 die Carantaner mit Krieg. So berichten uns die ältesten Annalisten: „Karl erobert in Sachsen Eresburg und Irmensul, und Tassilo Carantanien“ [1]), — „Tassilo unterwirft Carantanien“ [2]), „Tassilo besiegt die Carantaner, das heißt Kärnten“ [3]). Diese wohlverdiente Züchtigung war für die Carantanerslaven von der wohlthätigsten Wirkung, denn von ihr datirt die freiwillige Annahme des Christenthums, und somit

die zweite Periode ihrer Christianisirung. Tassilo setzte über die besiegten Carantaner einen im Lande residirenden Statthalter Namens Waltunch, der Anonymus nennt ihn „Herzog derselben“, auch Frhr. v. Ankershofen hält ihn für einen einheimischen Herzog, was ich nur unter der Voraussetzung zugeben kann, daß Waltunch oder Waltung einer jener hochadeligen Jünglinge gewesen sei, welche Herzog Otilo als Geiseln mit nach Baioarien zurückbrachte und die er mit den Fürstensöhnen Cacatius und Chietemar auf der größern Chiemsee-Insel in der Schule Dobda's (Dobda grecus) und seines Nachfolgers Lupo im Christenthume unterrichten und ausbilden ließ. Der Personenname Waltunch (Waltunc, Waltung) ist nämlich unbestreitbar ein germanischer, und es bleibt demnach nichts als die Annahme übrig, daß entweder der slavische Name eines jener vornehmen Jünglinge mit einem deutschen vertauscht, oder ein seiner Abstammung nach baioarischer Dynast als Statthalter im eroberten Kärnten aufgestellt worden sei. Statthalter Waltunch mag die kirchlichen Attribute bei seinem Amtsantritte in einem kläglichen Zustande angetroffen haben. Nicht ein einziger Priester war mehr im Lande und die während der ersten Periode aufgebauten Kirchen waren wohl nur Schutt und Aschenhaufen. Daß es ohne Kirche keine Cultur, keine Civilisation gebe, erkannte er vor 1100 Jahren besser, als die sogenannte Staatskunst unsers aufgeklärten Jahrhunderts. Darum ordnete er sogleich eine Gesandtschaft an Bischof Virgil von Salzburg ab, um sich Missionäre von ihm zu erbitten. Bischof Virgil sendete ihm nach und nach in 6 Abtheilungen eine größere Anzahl von Priestern und niederern Geistlichen, deren Namensverzeichniß zu mancherlei Vermuthungen Anlaß geben kann. So wird Majoran, möglicher Weise ein naher Verwandter des Hofcaplans Majoran Herzog Chietemars, in vier

[1]) Annal. S. Emmerami Ratisb. Majores ad ann. 772 bei Pertz Mon. germ. hist. T. I. p. 92.
[2]) Chron. Salzb. bei Petz Script. Rer. austr. I. col. 334. [3]) Ibid. col. 208.

Abtheilungen genannt, das erstemal aber als Diakon. Der Priester Reginbald kommt in drei Abtheilungen vor; der Priester Heimo wird in der ersten und zweiten genannt, bei letzterer ist ausdrücklich beigesetzt, daß es derselbe Heimo sei. In der dritten Abtheilung wird ein Priester Gozbar angegeben, und wir haben oben gesehen, daß ein gleichnamiger Priester schon Bischof Modestus nach Carantanien begleitet hatte. Die Annahme, daß die spätern Sendungen nur Vermehrungen des in Carantanien bereits bestehenden Personalstandes gewesen seien, ist nicht zulässig, weil vielfältig einzelne Namen späterer Sendungen schon in den vorhergehenden vorkommen; ebenso wenig ist vorauszusetzen, daß es sich hier um verschiedene, gleichnamige Personen handle, da bei Heimo das Gegentheil ausdrücklich bezeugt ist, und der kurze Zeitraum von 12 Jahren es auch nicht als wahrscheinlich erscheinen läßt, daß so viele Sterbefälle gleichnamiger eingetreten seien; es ist nämlich am Ende besonders bemerkt, daß dieß Alles unter Bischof Virgil geschehen sei. Die Thatsache, daß anfänglich ein Bischof, nämlich Modestus nach Carantanien abgeordnet wurde und während der zweiten Periode immer nur Priester, scheint im Zusammenhalte mit der damaligen Kirchendisciplin die Lösung dieses Räthsels anzubahnen. Zur Zeit Bischof Virgil's hatte die Vervielfältigung der Gaubischöfe (Chorae-episcopi) und damit zugleich ihre Entartung bereits stark überhand genommen. Wiederholt lehnten sie sich gegen ihre Diöcesan- oder eigentlichen Bischöfe auf, maßten sich ungebührliche Rechte an, strebten nach Unabhängigkeit, Dismembration der Mutterdiöcese u. s. w. Ich will nicht voraussetzen, daß etwa auch Gaubischof Modestus sich etwas derartig Menschliches habe zu Schulden kommen lassen; die Canonen jener Zeit constatiren aber weitverbreitete Mißbräuche in dieser Beziehung, und dieß ist genug, um Virgil's Vorsicht als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ueberdieß waren im VIII. Jahrh. und noch später ständige Delegationen zu wichtigern Aemtern, wenn auch nicht geradezu etwas Unerhörtes, so doch eine seltene Ausnahme von der Regel der zeitweisen Delegationen, und dieß gibt uns das Mittel an die Hand, uns die sonderbar eingerichteten 6 aufeinander folgenden Abordnungen nach Carantanien zu erklären. Gemäß der am Beginne des eigentlichen Mittelalters geltenden Disciplin mußten alle in der Landseelsorge unständig verwendeten Priester zwischen Ostern und Pfingsten sich dem Bischofe stellen, um Bericht zu erstatten, sich prüfen zu lassen, die hl. Oele zu empfangen u. s. w. (Hieraus sind unsere Paschalberichte etwas üppig in die Blätter gewachsen.) Bei der großen Entfernung Carantaniens vom bischöflichen Sitze Salzburg ist es nun sehr wahrscheinlich, daß für die dort arbeitenden Seelsorger ein zweijähriger Turnus eingeführt war. Die in den besprochenen 6 Abtheilungen genannten Priester werden die Vorgesetzten, mit den nöthigen jurisdictionellen Vollmachten ausgerüstete Erzpriester, gewesen sein. (Sie waren sämmtlich Mitglieder des monastischen Kathedral-Presbyteriums St. Peter, wie aus dem Verbrüderungsbuche zu ersehen ist.) — Aus der Scheue vor ständigen Delegationen ist auch der in 6 Abordnungen ersichtliche Wechsel der Personen

zu erklären. Unter diesen Voraussetzungen passen die 6 Turnus genau in die zwölf Jahre von 772 bis 784, d. h. auf den Zeitraum vom Amtsantritte Waltung's bis auf das Todesjahr des hl. Bischofs Virgil. — Daß aber die vom Anonymus genannten Priester nicht die einzigen Missionäre waren, denen die Bekehrung der Carantanerslaven und ihrer westpannonischen Grenznachbarn oblag, müßte man schon aus dem grellen Mißverhältnisse der geringen Anzahl der Arbeiter zum ungeheuern Umfang der Arbeit schließen, wenn geschichtliche Fingerzeige auf eine verhältnißmäßigere Anzahl von Missionären nicht vorhanden wären. An solchen mangelt es aber keineswegs. Vorerst wird in der Erzählung des Anonymus von der Sendung des Gaubischofes Modestus ausdrücklich gesagt, daß ihm außer den Priestern Wato, Reginbert und Cozhar und dem Diakon Eckihart auch noch andere Geistliche (cum »aliis clericis) beigegeben wurden, und dieselbe Phrase wiederholt er, wo er von der Sendung Heimo's und Reginbald's, Heimo's, Dupliter's und Majoran's spricht. Daß in der Ausdrucksweise des IX. Jahrh. mit »aliis clericis« ebensowohl Geistliche überhaupt, als niedere Cleriker im Besondern bezeichnet sein können, bedarf keiner ausführlicheren Begründung. Ferner wurde dem Bischofe Modestus unter andern Vollmachten auch jene ertheilt, Geistliche aller Grade zu ordiniren, und es wäre vernunftwidrig, anzunehmen, daß Modestus, der bis zu seinem Lebensende in Carantanien blieb, von dieser wichtigsten aller Vollmachten nicht in ausgedehntester Weise Gebrauch gemacht habe. Welche, und wie viele Priester er geweiht habe, ist aber nicht gesagt. — Wiederum hatten zwei Benedictiner-Klöster an den Grenzen Carantaniens die erklärte Aufgabe, an der Bekehrung der heidnischen Carantaner mitzuarbeiten, nämlich jenes des hl. Maximilian im Banngaue und jenes zu Innichen im Pusterthale. Das schon unter Herzog Otilo restaurirte und für einen hohen Personalstand reichlich dotirte St. Maximilianskloster hart an der Nordgrenze des wenigstens nach Samo's Zeit von den Slaven in Besitz genommenen Lungaues, wodurch die Urbevölkerung desselben um seinen noch in der Einführung begriffenen christlichen Glauben kam, mußte seinem Stiftungs- und Restaurations-Zwecke gemäß dieses ihm verloren gegangene Territorium geistlich wieder zurück erobern. Das Kloster Innichen wurde vom Herzoge Tassilo II. 770 zu dem in der Stiftungsurkunde ausgesprochenen Zwecke gegründet: „um die ungläubige Nation der Slaven auf den Weg der Wahrheit zu führen.“[1]) Obwohl die Traditionsurkunden dieser zwei Benedictinerklöster außer einigen des St. Maximiliansstiftes verloren gegangen sind, mangelt es doch nicht an sichern Spuren ihrer Missionsthätigkeit in Carantanien. Bezüglich der St. Maximilianszelle weisen die beiden St. Rupertskirchen zu Muhr und Weisbriach wohl nur im Allgemeinen auf die Wiederchristianisirung des Lungaues unter dem hl. Bischofe Virgil hin, das Abtsdorf im Sprengel Mariapfarr aber direct auf Maximilianszell. Als ihrem Ursprunge nach mit den Klöstern Maxi-

[1]) Resch, Acta mission. Aguut. p. 23.

milianszell und Innichen in Beziehung stehend, betrachte ich die mehrfach vorkommenden Kirchenpatrocinien des hl. Maximilian und des hl. Benedict im westlichen und nördlichen Carantanien, und zweifle auch nicht im mindesten daran, daß das dermal noch bestehende Benedictinerstift St. Paul im Lavantthale, sowie die eingegangenen Klöster zu Ossiach, Viktring, Müllstadt u. s. w. wenigstens in ihrer Mehrzahl mit ihren ersten Anfängen auf Filialzellen von St. Maximilian, Innichen und St. Peter zurückgehen. Dasselbe ist sicherlich auch mit einigen Ortschaften der Fall, die sich den Namen Zell bis heute bewahrt haben, von welchen später die Rede sein wird. — Es wird demnach nicht in Abrede gestellt werden können, daß an der Christianisirung Carantaniens und seiner benachbarten gleichfalls von Slaven bewohnten Landstriche eine erkleckliche Anzahl anderer Missionäre mitarbeitete, die vom Anonymus nicht namhaft gemacht werden. In welchem Verhältnisse standen aber diese nicht genannten Missionspriester zu den vom Anonymus genannten? — Höchst wahrscheinlich in jenem vollständiger Abhängigkeit oder mit andern Worten, die vom Anonymus aufgeführten scheinen, wie ich bemerkt, eine Art Erzpriester oder Vicarii foranei gewesen zu sein, die mit den nöthigen jurisdictionellen Vollmachten ausgerüstet nach dem Heimgange des Bischofs Modestus die Christianisirung und Seelsorge leiteten. In dieser Ansicht bestärkt mich die Wahrnehmung, daß der Anonymus von den sehr vielen Kirchen (»aliis quam plurimis«), die unter Bischof Modestus gebaut wurden, nur drei namentlich aufführt, sowie er auch von den aus Salzburg nach Carantanien entsendeten Priester-Abtheilungen zur Zeit des Statthalters Waltung, d. h. als das Christenthum festen Boden zu gewinnen anfing, dreimal nacheinander je drei abgeordnete höhere Geistliche nennt, später aber dreimal je zwei. Ich vermuthe, daß von ihnen Allen die zuerstgenannten die Erzpriester von Maria Saal gewesen seien, die zweiten und dritten Orts aufgeführten aber die Kirchenvorsteher von Liburnia und Undrima. In dieser Auffassung kann auch der Diakon Majoran der ersten Abordnung im J. 772 nicht beirren, denn Träger ausgedehnter jurisdictioneller Vollmachten könnte er ebenso gut sein, wie die Priester Heimo und Reginbald. — Eine dieser drei Erzpriesterstellen, nämlich Liburnia, ging später an die Freisinger Missionäre von Innichen über. So erkläre ich mir die letzten drei Paare, die der Anonymus aufführt.

Da der Ausdruck des Anonymus: »Qualiter Sclavi qui dicuntur quarentani et confines eorum fide sancta instructi Christianique effecti sunt«, noch unbestimmt ist, so ist noch zu untersuchen, wie weit sich die Missionsarbeiten unter Bischof Virgil und in den ersten Jahren Arno's, so lange er nur Bischof war, ausgedehnt haben. Wüßten wir mit Sicherheit, wie weit sich die Wohnsitze der Slaven gegen Osten und Süden (confines eorum) erstreckt haben, so wäre unsere Arbeit um vieles erleichtert, da wir die Nord- und Westgrenzen wenigstens mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits festgestellt haben. Daß nur von der Christianisirung von Slaven die Rede sein könne, sagt der Text des Anonymus. Da

am rechten Ufer der Raab, wo sie die nördliche Richtung einhält, schon Awaren siedelten, ist aus dem Kriegszuge K. Karl's d. Gr. bekannt. Darum dürfen wir annehmen, daß wenigstens am rechten Ufer der Lafnitz und auch am rechten Ufer der untern Drau Slaven seßhaft waren, d. h. beiläufig im heutigen windischen Steiermark. Ferner halte ich für ausgemacht, daß sich die Missionsthätigkeit unter Bischof Virgil wie in Kärnten so auch im heutigen Steiermark auch auf die Landstriche am rechten Ufer der Drau erstreckt habe. Diese Thatsache verbreitet Licht über den Grenzstreit zwischen Ursus von Aquileja und Arno von Salzburg, wie wir sogleich sehen werden. — Daß der öffentliche Cultus des hl. Rupert unter seinem spätern Nachfolger 773 begann, ist bekannt, und ebenso bekannt, daß die ältesten St. Rupertskirchen aus der Zeit des hl. Virgil stammen. Die St. Ruperts-Kirchen (wenn sie auch nicht alle in jener Zeit entstanden sind) geben uns daher einen bedeutsamen Fingerzeig für die Ausdehnung des Virgil'schen Missionsterritoriums. Wo wir solche im Süden der Drau finden, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß sie aus der Zeit vor 810 datiren, denn die Patriarchen von Aquileja, denen das Gebiet südlich der Drau durch K. Karl d. Gr. in jenem Jahre zugesprochen wurde, haben in ihrer kleinlichen Eifersucht gegen die Erzkirche Salzburg ja keine St. Rupertskirche dedicirt. Nun haben wir aber in der heutigen Diöcese Gurk (abgesehen von Patrociniums-Aenderungen) noch 14 St. Rupertskirchen, und unter diesen 3 rechts der Drau; nämlich: im Gailthale St. Rupert in Pökau, Pf. Arnoldstein, St. Rupert in Preßeggen, Pf. Förolach, und am Loibl St. Rupert in Matschach, Pf. Suetschach. In der Diöcese Lavant gibt es im Ganzen 5 St. Ruperts-Kirchen und von diesen nur eine links der Drau, nämlich St. Rupert in Windischbüheln; die vier andern sind: St. Rupert bei Tüffer, bei Gomilsko, in Videm und bei Waldegg. Auffallen wird, daß auch am rechten Save-Ufer, in Krain, St. Ruperts-Kirchen zu finden sind, so westlich von Videm eine Pfarrei St. Rupert bei Nassenfuß. Wirklich zählt auch ein Verzeichniß der Aquilejer Pfarreien vom J. 1323[1]) zwei Rupertskirchen auf, im Archidiaconate Krain und March St. Rupert bei Nassenfuß, und im Archidiaconate Saan St. Rupert bei der Save (d. h. Videm). Diese auf den ersten Anblick auffallende Erscheinung ist leicht erklärbar: das Land zwischen der Save, Gurk und Kulp, d. h. die sog. windische Mark, marca Winidorum, wurde erst im XIV. Jahrh. mit Krain verbunden, und somit ist der krainische Gurkfluß aufwärts bis zu Kulp als Grenze der salzburgischen Missionsthätigkeit an der Neige des VIII. Jahrh. anzunehmen[2]). Gegen die Berechtigung zu diesem Schlusse werden namentlich die Anhänger der weitverbreiteten Ansicht, daß ganz Südostdeutschland von Aquileja aus christianisirt worden sei, einwenden, daß die Diöcese Gurk 3 St. Hermagoras- und Fortunatus-Kirchen habe, und Lavant sogar 8.

[1]) Notizbl. Jahrg. 1858 S. 405. ff. [2]) Vgl. Muchar, Slav. Gesch. S. 3.

Ganz richtig; aber nicht eine einzige davon am linken Drauufer. Sie sind demnach seit 810 entstanden, in welchem Jahre durch K. Karls Schiedsspruch (richtiger Machtspruch) die Draugrenze der Metropolitansprengel Salzburg und Aquileja wurde. Ferner ist nicht zu übersehen, daß die St. Hermagoras- und Fortunatus-Legende — beziehentlich das südostdeutsche Apostolat derselben — erst im XIII. Jahrh. in Schwung kam; es wird aber kaum jemand geneigt sein, Kirchen-Dedicationen in früherer Zeit auf Heilige anzunehmen, deren Namen vor dem XIII. Jahrh. so gut als gar nicht bekannt waren. Endlich sei die Frage erlaubt: Wie heißen denn die Bischöfe und Priester von Aquileja, welche die Carantanerslaven zum Christenthum bekehrten? —

Ueber die Genesis des Streites wegen der aquilejischen und salzburgischen Metropolitansprengel-Grenzen gibt Frhr. v. Ankershofen einige sehr interessante Aufschlüsse[1]), die ich ihrem Hauptinhalte nach ausziehe, weil sie die Stellung der Drauslaven beleuchten und diesem oft ausgebeuteten Streit auf den Grund sehen lassen. — Nachdem K. Karl d. Gr. den Herzog Tassilo und seine Dynastie unterdrückt hatte, übertrug er die Statthalterschaft Bayern-Kärnten seinem Schwager Gerold, Grafen von Büßen in Alemannien, Bruder der Königin Hildegart[2]), jene von Friaul aber dem Herzog Heinrich (Aericus, vulgo Erich). Daß die Drau die politische Grenze beider Statthalterschaften bildete, deutet der Anonymus klar mit den Worten an[3]): „Sie empfahlen jenem Bischofe (Gaubischof Theoderich) das Land der Carantaner und ihrer Grenznachbarn auf der Nordseite des Draufluſſes, bis wo er in den Donaustrom mündet." Dasselbe geht aus einem spätern Zeugnisse Einhard's[4]) hervor, wo er den Krieg gegen den Empörer Liudewit erzählt und angibt, daß die Nordgrenze der friaulischen Statthalterschaft Balderichs die Drau war. Dasselbe erhellt auch daraus, daß K. Ludwig d. Fr. behufs Vergewisserung über Gerüchte, die von der Ermordung des Bulgarenkönigs im Umlaufe waren, den Pfalzgrafen Bertrich[5]) „an Balderich und Gerold (II.), Wächter der awarischen Grenzmark, in die Carantanerprovinz schickte." Die Slaven im Süden und Norden der Drau beobachteten aber auch während der Empörung Liudewits eine entgegengesetzte Haltung: die südlichen schlossen sich ihr an, die nördlichen blieben den Franken treu. Von den südlichen berichtet Einhard[6]), daß nach Liudewits Niederlage „die Krainer (Carniolenses), die am Slavefluſſe wohnen, und die fast an die Friauler stoßen, sich Balderich ergeben, und dasselbe auch jene Kärntner (pars Carantanorum), die von uns zu Liudewit abgefallen waren, zu thun sich beeilten." Aus diesen Berichten Einhard's gehen zwei für uns sehr wichtige Thatsachen hervor: erstens daß an beiden Ufern der Drau von Kärnten an bis zu ihrer Einmündung in die Donau Slaven wohnten, somit

[1]) L. c S. 118. [2]) Buchner, Bayer. Gesch. II. 3. [3]) L. c. p. 14. [4]) Ann. ad ann 819. b. Pertz I. p. 205. f. [5]) Ibid. ad ann. 826. b. Pertz I. p. 214. [6]) Ibid. p. 207. ad ann. 820.

unsere Kenntniß der slavo-awarischen Grenzen um ein Bedeutendes klarer wird, wonach Dümmler's Meinung, daß sich K. Karl d. Gr. bei seinem Awaren-Feldzuge mit dem Vordringen bis an die Drau begnügte, dahin zu berichtigen ist, daß ein Vorrücken über dieselbe gegenstandlos gewesen wäre, indem dort keine Awaren, sondern Slaven wohnten, welche ohnehin schon fränkische Unterthanen waren. Zweitens ersieht man aus Einhard's Berichten, daß K. Karl bei seiner Entscheidung über die Grenze der Metropolitansprengel Aquileja und Salzburg (14. Juni 810) den rechtlichen Besitzstand aus früherer Zeit nicht berücksichtigte, sondern sich von seinen politischen Interessen leiten ließ, die bei all seinen Unternehmungen, die anscheinend rein kirchlichen nicht ausgenommen, im Vordergrund standen. Er hatte bald nach der Uebernahme Kärntens jene politische Zweitheilung des Landes nach dem Laufe der Drau eingeführt, die für Erzbischof Arno bezüglich seines kirchlichen Territoriums, das nach canonischem Herkommen dieselben Grenzen haben mußte, wie die vorausgegangene Missionsthätigkeit seines Klerus, nicht maßgebend war. Der schlaue Patriarch Ursus von Aquileja benützte jedoch die politische Eintheilung, um eine Erweiterung seines Metropolitansprengels zu erlangen, auf welche er, da er zur Christianisirung des fraglichen Landstrichs lediglich nichts gethan hatte, canonisch keinen Anspruch gehabt hätte. Er hatte es dabei sogar auf ganz Carantanien abgesehen, wie aus dem schiedsrichterlichen Documente zur Genüge hervorgeht. Die Motivirung seiner vorgeblichen Ansprüche mit einem früher einmal stattgehabten Besitzstande (etwa 470, oder richtiger ca. 500—534) war ein weithergeholter Scheingrund, der Angesichts der von Salzburg aus bewerkstelligten Neuchristianisirung der damaligen Landesbewohner, der Carantanerslaven und ihrer Grenznachbaren nämlich, rein werthlos war.

B. Der Christianisirungsgang bei den Carantanern und ihren Grenznachbarn.

Um Verwechslungen und der hieraus unvermeidlichen Verwirrung vorzubeugen, müssen bei der Beleuchtung des Christianisirungsganges bei den Carantanern und ihren Grenznachbaren zwei Hauptperioden sorgfältig auseinandergehalten werden: die auf diese Südslaven ausschließlich beschränkte Missionsarbeit unter Bischof Virgilius und die theilweise mit der Bekehrung der ostpannonischen Slaven und der mit ihnen gemischten Awaren zusammenfallende Consolidirung des Kirchenwesens unter Erzbischof Arno und seinen nächsten drei Nachfolgern. Diese Ausscheidung beruht auch auf einem ethnographischen Grunde. Das Missionswerk Bischof Virgils befaßte sich in seinen beiden Abschnitten unter den einheimischen Herzogen und unter baiuarischer Oberherrschaft nur mit den Slaven, die damals, was den Hauptkern des Volkes anbelangt, Carantanien und die benachbarten Landstriche noch unvermischt inne hatten, während im Gegentheile, als die Awaren über die Theiß zurückgetrieben waren, das Land, welches sie rechts der Donau bewohnt hatten, in den Besitz einer aus Slaven und Baiuariern bestehenden Masseneinwanderung überging. Allerdings blieben in den heutigen Westcomitaten

Ungarns wohl der größere Theil jener Slaven zurück, welche den Awaren botmäßig geblieben waren und mit ihnen wohl auch ein nicht ganz unbeträchtliches Residuum der Awaren selbst. Die Aufstellungen sind Satz für Satz in den Berichten des Anonymus begründet. Wenn Frhr. v. Ankershofen's Etymologie Kärntens von Goratan (das Bergland) richtig ist (und ich wüßte nicht, was sich Erhebliches dagegen einwenden ließe), so werden wir annehmen dürfen, daß die von Osten hervordringenden Slaven zwischen 592—595 das ganze Gebirgsland von der cetischen Bergkette bis zu der rhätischen Grenzscheide und vom Koschuta-Gebirge bis zum Radstädter Tauern und dem Gebirgsstocke des Thorsteins in Besitz genommen haben. Diese Grenzbestimmung wird kaum auf Widerspruch stoßen. Einmal ist sicher, daß jene von den Awaren unabhängig gewordenen Slaven, welche der Anonymus als »Confines Quarantanorum« bezeichnet, zwischen Gebirgsbewohnern (Goratan) und den Awaren siedelten, mithin in den Ebenen an der Mur und am rechten Drauufer südlich von Marburg und in den Hügelländern zu beiden Seiten der Kainach und der obern Raab, d. h. vom Cetischen Bergzuge z. B. dem Speikkogel und dem Lafnitzflüßchen, dann wieder zwischen Mur und Drau aus der Gegend von Eibiswald über die Windischen Büheln nach Luttenberg und Friedau, und endlich südlich vom Bachergebirge um Cilli und davon östlich bis zum Callasgebirg an der Drau, gegen Rohitsch und an die Sottla und Save. Die westliche Angrenzung an Rhätien wird ebenso wie die nördliche an den Tauern schon wegen der wiederholten Kämpfe, die dort vorfielen, außer Zweifel stehen, und die südliche auf den Hochkämmen, welche den Terglau gegen Osten fortsetzen (Leobe, Koschutta, Bachergebirge), werden ohnehin außer Zweifel stehen. All diese Landschaften, welche die »Confines Carantanorum« innehatten, können einschließlich des Lungaues, den die Carantaner erst vom vierten Decennium des VII. Jahrh. an behauptet haben, als Ost-, Südost- und Nordwestmark des eigentlichen Carantaniens betrachtet werden; von seiner Nordostmark, dem Grunzwitigaue, wird im nächsten Capitel ausführlicher die Rede sein. Dafür, daß wenigstens die Nordgrenze des eigentlichen Carantaniens noch in der Neige des XI. Jahrh. in Erinnerung war, haben wir einen sichern Beweis in der Dotation des Stifts Göttweig durch den sel. Bischof Altmann, indem dort[1]) an der obern Traisen »versus Karinthiam« noch als Grenzbestimmung angewendet wird.

Als am Beginn des IX. Jahrh. das Awarenland an der Raab durch die Siege Kaiser Karls d. Gr. und seiner Feldherren für Slaven und Deutsche zur Neubesiedlung offen geworden war, trat auch in den ethnographischen Verhältnissen des alten Carantaniens ein bedeutender Umschwung ein. Daß in Carantanien schon nach 772, als es Tassilo unterworfen hatte, eine nicht kleine Anzahl baioarischer Sippen und ihrer Colonen in Folge von Lehenverleihungen seßhaft

[1]) Font. Rer. Austr. Bd. VIII. Nr. II. p. 4.

geworden sei, wird nicht zu bezweifeln sein: die massenhafte Einwanderung der Deutschen, namentlich der Baioarier, begann aber erst nach dem Jahre 803. Die Besitznahme vom gesammten rechtsufrigen und ober Wien auch vom linksufrigen Awarenlande notirt der Anonymus mit den Worten[1]): »Ceperunt populi siue sclaui uel bagoarii inhabitare terram unde illi expulsi sunt huni et multiplicari«, womit zuvörderst die ursprüngliche Einwanderung und die unausgesetzten Nachwanderungen hervorgehoben erscheinen. Was nun im Besondern das Awarenland an der Raab betrifft, wird es selbstverständlich sein, daß die Carantaner und ihre östlichen Nachbaren sammt einer beträchtlichen Anzahl von Baioariern dort einzogen, diese Slaven jedoch in weit überwiegender Mehrzahl. Das größte Contingent hiezu scheint das heutige nördlichere Steiermark hiezu abgegeben zu haben, ein kleineres aber auch das südlichere, und selbst Kärnten im heutigen Sinne. Die auf diese Weise von den Slaven geräumten Gegenden nahmen dann wieder nachwandernde Baioarier ein. Hieraus erklärt sich das von nun an im nördlichen Steiermark vorwaltende, unverkennbar germanische Volkselement. Wo Slaven in Großcarantanien und seinen Grenzmarken zurückblieben, rückten sie ihren Stammeseigenthümlichkeiten gemäß näher zusammen, und die dort in viel größerer Menge um sie herum wohnenden Baioarier gaben dann diesen größern und kleinern Slavengruppen den Namen. Diese Thatsache documentirt die Topographie; so entstanden in Steiermark die Ortsnamen: Winden, Pf. Pöls, der Waldname Windhag, unter dem Pyhrn, Windhagen, Pf. Weizberg, die beiden Windhof, Pf. Semriach, die Oertlichkeitsnamen Windischalm und Windischbach, der Ortsname Windischberg, Pf. Göß, Windischdorf und Windorf (Winidodorf), Pf. Straßgang. Ja, selbst im südlichen Steiermark, wo die slavische Einwohnerschaft die weitaus überwiegende blieb, zeugen die Ortsnamen Windenau und Windischdorf, beide bei Marburg, dafür, daß ihre Umwohnerschaft in entschiedener Mehrheit germanisch gewesen sei, weil sie ihre wendischen Enclaven mit durch Windisch differenzirte Ortsnamen belegten. Dasselbe ließe sich auch für das heutige Kärnten nachweisen, was ich Kürze halber unterlasse, wie ich auch nicht darauf eingehen kann, die zahllosen patronymischen Ortsnamen hervorzuheben, welche in Kärnten und Steiermark die Mehrzahl bilden, und welche schon bei ihrem ersten urkundlichen Auftreten ein unbestreitbar germanisches Gepräge tragen.

Nach diesen unerläßlichen ethnographischen Aufstellungen kann ich nun an den Christianisirungsgang selbst gehen. Dabei kommt vorerst zu bemerken, daß dieser in seiner allgemeinen Richtung im Anonymus de Conversione klar dargestellt vor uns liege, in seiner speciellen aber nur hie und da, und mehr zufällig, angedeutet werde. Auch die urkundliche und die heutige Topographie ergänzen jene kargen Andeutungen des Anonymus nur in sehr ungenügender Weise. Demzufolge muß auch ich mich auf die Darstellung des Sicherern

[1]) Juvav. Anh. p. 15.

oder wenigstens des Wahrscheinlichern beschränken. Wie bereits früher gezeigt worden, zerfällt die Christianisirung Carantaniens in die zwei Perioden unter den einheimischen Herzogen Gorazd (Cacatius) und Chietemar (Cheitumar) etwa von 754 an bis gegen 770, und dann unter dem baioarischen Statthalter Waltung von 772 an. Die spätere Consolidirung des Kirchenwesens in Kärnten unter Erzbischof Arno und seinen Nachfolgern Adalram, Liupram und Adalwin folgt, wie oben angekündet, im nächsten Abschnitte. Was die erste Periode betrifft, berichtet uns der Anonymus[1]), daß nach Herzog Boruth's Ableben dessen Sohn Cacatius auf Verlangen der Carantaner und Befehl der Franken nach Carantanien zurückgesendet worden sei. Er war bereits Christ und wurde als Herzog eingesetzt. Ziemlich allgemein wird behauptet, daß von irgend einer Thätigkeit des Herzogs Gorazd (Cacatius, Karast) zur Verbreitung des Christenthums unter seinen Landeskindern nichts bekannt sei. Diese Behauptung kann ich nur in der Beschränkung auf sichere, urkundliche Nachrichten zugeben, jedoch nicht in ihrer Allgemeinheit. Der um die Geschichte und Topographie seines engern Vaterlandes hochverdiente Vorauer Chorherr Julius Aquilinus Caesar erzählt nämlich, daß ein Slavenfürst Namens Karast (Gorazd) dem hl. Lambert zu Ehren eine Kirche im heutigen obern Steiermark erbaut habe, und belegt zuerst diese in der Gegend des Benedictinerstiftes St. Lambrecht aus alter Zeit her verbreitete Sage mit einer Quellen-Angabe, indem er sagt, daß sie in einem „alten Manuscript des Klosters St. Lambrecht" zu lesen sei[2]). Der eifrige Forscher, fürstl. schwarzenb. Archivs-Adjunkt Pangerl[3]) meint, Aquil. Cäsar sei von dem leichtgläubigen (?) Prior P. Anselm Säringer irregeführt worden. Das ist nun freilich bald gesagt, aber die Behauptung Aquil. Cäsar's ist damit noch nicht entkräftet, weil aus der Thatsache, daß dieses Manuscript sich dermal im Archive von St. Lambrecht nicht mehr vorfinde, noch nicht folgt, daß es wirklich nie dort existirt habe. Für dessen einstmalige Existenz spricht aber außer der Behauptung Cäsars auch die um St. Lambrecht einheimische Sage, daß Herzog Gorazd auf der dortigen Burg residirt und am Fuße derselben eine Kirche erbaut habe. Darin mag der verdienstvolle Forscher meinetwegen Recht haben, daß diese, wie vorgegeben wird, von Karast erbaute Kirche nicht jene des hl. Lambrecht gewesen sei, dessen Cultus in unsern Ländern erst mit dem IX. Jahrh. in Aufnahme kam: aber die im Stiftsrecincte stehende St. Peterskirche (spätere Pfarrkirche) hat schon vermöge ihres Patrociniums Anspruch auf ein hohes Alter. Dazu kommt auch noch die nächst St. Lambrecht auf dem linken Tajahochufer liegende Ortschaft Heiligenstatt. Ich habe mich nämlich während meiner vieljährigen Forschungen überzeugt, daß gleichnamige Ortschaften in der Regel auf Mönchszellen aus ältester Zeit zurückdeuten. Die wieder auf demselben Hoch-

[1]) Juvav. Anh. p. 11. f. [2]) Annal. Stir. I. und Beschreib. d. Herzogth. Steierm. I. 86. [3]) Studien d. Klost. St. Lambr. (in den Beitr. f. Kunde steierm. Gesch.-Qu. III. Jhrg. 1866) Nachtr. S. 10. f.

ufer stehende Kirche St. Blasien mit ihrer legendenhaften Abtei gleichen Namens gehört vielem Anscheine nach in die Spätrömerzeit, wie ich im ersten Theile zu einiger Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben glaube. Wenn sie in der Spätrömerzeit wirklich existirt hat, mochte eine im Volke fortlebende Reminiscenz an dieselbe für den aus dem christlichen Baioarien heimkehrenden Slavenfürsten Gorazd allerdings einen Anziehungspunkt abgegeben haben, seine Residenz bei einem noch durchgängig heidnischen Volke, zu dessen Herrschaft er berufen war, lieber dort aufzuschlagen. Wie dem sein möge, sind wir nicht ohne alle Nachricht über die missionäre Thätigkeit des ersten christlichen Herzoges von Kärnten, ganz sichere urkundliche Aufschlüsse mangeln uns aber leider darüber, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil er nur drei Jahre regierte.

Nach Gorazd's Ableben bestieg sein Vetter Chietemar den carantanischen Herzogstuhl: mit ihm beginnt die eigentliche Christianisirung dieses Landes. Mit Gorazd, dem Sohne Boruth's, auf der größern Chiemsee-Insel erzogen und im Christenthume unterrichtet, scheint er nach dem Berichte des Anonymus zu urtheilen, eine tief kirchliche Gesinnung gehegt zu haben. Sein Taufpathe Lupo, Priester, und wie es scheint Unterabt des Benedictinerstiftes Au (Herren-Chiemsee), gab ihm bei seinem Regierungsantritte seinen bereits zum Priester ordinirten Neffen Majoran als Hofcaplan mit nach Kärnten. Herzog Chietemars und seines eifrigen Hofcaplans, des Benedictinermönches Majoran's Mühen zur Verbreitung des Christenthums in Carantanien scheinen nicht unfruchtbar gewesen zu sein, denn schon nach einiger Zeit bat der Herzog den hl. Bischof Virgil, nach Kärnten zu kommen und das Volk fest im Glauben zu begründen. Dieß war dem Bischofe nicht möglich, er sendete aber seinen Bischof Modestus, um das Volk zu belehren, und mit ihm die Priester Wato, Reginbert, Cozbar und Latinus, überdieß den Diakon Ekkihard und noch andere Geistliche. Die Vollmachten, womit Virgil den Modestus ausstattete, stellen uns denselben als einen Gaubischof mit bischöflicher Weihe dar. Bekanntlich erfreuten sich die Gaubischöfe des VIII. und IX. Jahrh. keineswegs alle dieses Vorzuges, denn als Gaubischöfe waren sie beinahe in der Regel nur mit ausgedehntern Vollmachten versehene Vicarii foranei für größere Bezirke, und als solche der Weihe nach Priester. Die oft vorkommende Verwechslung der Gaubischöfe (Chorae-Episcopi) mit Regionar-Bischofen (Episcopi Regionarii) d. h. Bischöfen, die unabhängig von irgend einem ständigen Bischofe noch als Missionäre im Lande herumwanderten, ohne einen festen Sitz erworben zu haben, ist ein für allemal unstatthaft. An die Nachricht über die Sendung des Gaubischofes Modestus und seiner Gehilfen knüpft der Anonymus die weitere: „Als sie nach Carantanien gekommen waren, weihten sie dort die Kirche U. L. Frau, eine andere in der Burg Liburnia und (wieder eine) zu Undrima, sowie in sehr vielen andern Orten, und Modestus blieb bis zu seinem Lebensende dort.“ (»Qui uenientes carantanis dedicauerunt ibi ecclesiam sancte Marie et aliam in Liburnia ciuitate seu (et)

ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis, ibique permansit usque ad vite sue finem.« [1]) Da nur drei Kirchen namentlich aufgeführt werden, die sehr große Anzahl der vom Gaubischofe Modestus geweihten aber nicht; so werden wir in diesen dreien die Hauptkirchen vor uns haben und unter diesen die zuerst genannte Liebfrauenkirche als vorzüglichste derselben, nämlich jene, an welcher Bischof Modestus residirte. Daß mit dieser Maria-Saal am sog. Zollfelde gemeint sei, wird von niemand bestritten. Maria-Saal, oft Ecclesia Soliensis geheißen, ist Maria beim Herrnhofe (sala), weil sie unmittelbar unter der Herzogs- oder Karnburg steht, ebenso ist auch Zollfeld eine dialektische Verwälschung statt Salfeld d. h. das Feld, auf welchem der berühmte Herzogsstuhl steht. Die bischöfliche Legation scheint zuerst bei dem frommen Herzoge Chietemar in der Karnburg oder Carantanerburg (Carantana civitas) Herberge genommen zu haben; erst als die Kirchen und Zellen am Saalfelde, in Liburnia und bei Undrima erbaut waren, theilte sich die Legation, um jene Zellen zu beziehen und das Bekehrungswerk in weiten Umkreisen in Angriff zu nehmen. — Wie die »ecclesia sancte Mariae« als Maria-Saal unbestritten ist, so ist auch die Ansicht, daß die Kirche »in Liburnia civitate« St. Peter im Holz sei, beinahe allgemein zur Geltung gekommen. Auf dem Standpunkte der zwischen 591 und 595 von den Carantanerslaven bei ihrem Eindringen in die neue Heimath zerstörten Stadt Tiburnia (Teurnia) mußte später wieder eine herzogliche Burg entstanden sein, denn sonst hieße Liburnia nicht civitas: wann aber die Verwälschung Tiburnia's in Liburnia (woher auch Lurnfeld) vor sich gegangen sei, ist nur so weit ermittelt, daß sie in die frühslavische Periode falle.

Die Lage der dritten missionären Hauptstation war bis auf unsere Zeit herab sogar der Gegend nach controvers, geschweige denn, daß ihr präciser Standpunkt gefunden worden wäre. Hansiz glaubt sogar, »ad Undrima« sei ein Fehler des Abschreibers, während der correcte Text hätten lauten müssen: »in civitate Liburnia suae administrationis.« Die Haltlosigkeit dieser kühnen Hypothese liegt am Tage, weil Undrima als Gegend und Ortschaft in mehrern etwas spätern Urkunden wiederholt vorkommt, wie wir sogleich sehen werden. — Bolland dagegen meint, ad undrimas sei soviel als civitas ad statuas, diese aber wäre Millestadium (Mühlstatt). Die etymologische Spielerei mit »ad mille statuas« für das später entstandene Mühlstatt (d. h. denn doch wohl das Mühl-Gestade des gleichnamigen See's) bedarf schon darum keiner Widerlegung, weil sie zu barok ist, und es auch nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß man schon in nächster Nähe der Hauptstation Liburnia civitas, nämlich in der geringen Entfernung von nur etwas über 1 österr. Meile, wieder eine dritte Hauptstation errichtet habe. Th. v. Kleimayrn bespricht diese Meinungen [2]), und sucht fragliche Erzpriester-Station zwischen St. Veit und Maria-

[1]) Juvav. Anh. p. 11. [2]) Ibid. p. 12. Anm. (d.)

Saal. Dieser Ansicht haben sich mehrere Neuere angeschlossen. Bezüglich der Gegend, in welcher Undrima lag, hat Frhr. v. Ankershofen sicherlich das Richtige getroffen, indem er als solche den sog. Murboden zwischen St. Lorenzen und Judenburg vermuthet.[1]) — Hormayr und Tangl haben den präcisen Standpunkt Undrima's zu fixiren gesucht: jener verlegt es an den Ingeringbach bei Seckau, Tangl dagegen glaubt „die Lage jener Gegend urkundlich bestimmen zu können und zwar durch eine Salzburger Urkunde vom J. 935, worin es heißt[2]): »In Undrimatale ad Pouminunchirichun.« Da dieser Ort, fährt er weiter, unverkennbar kein anderer ist, als der heutige Ort Baumkirchen im Bezirke und in der Pfarrei Weißkirchen, zur Herrschaft Wasserberg, Ferrach und Einöd dienstbar, so kann auch die Gegend in Undrimatale oder ad Undrimam nirgends anderswo, als bei Baumkirchen und in weiterer Ausdehnung bei Weißkirchen zu suchen sein. Vielleicht hieß das jetzige Granitzbachl, das bei Baumkirchen vorüberfließt, einst Undrima.“ Tangl hat somit auch wieder nur die Gegend, keineswegs aber den Ort der fraglichen Hauptstation näher bestimmt, war aber überdieß dem Urkundenlaute gemäß zu seiner Beschränkung der Gegend auf Baumkirchen keineswegs berechtigt. Der Wortlaut der bezüglichen Salzburger Urkunden, welcher selbstverständlich die Grundlage unserer Untersuchung bildet, ist chronologisch geordnet folgender: »(Modestus episcopus et socii ejus) dedicaverunt ibi ecclesiam S. Marie et aliam in Liburnia civitate seu ad Undrimas et in aliis quam plurimis locis« (ca. 750). K. Ludwig d. D. bestätigt 861 den Besitzstand der Salzburger Kirche, und darin sind begriffen: »ad chumbenzam, ad Undrimam, ad Liestinicham«; Bestätigungsdiplom des K. Arnulfs vom J. 890: »Chubenza, Undrima, Linta«; Tauschurkunde vom J. 930, kraft welcher der edle Mann Markwart dem Erzbischofe Adalbert »proprietatem qualem ad Undrimam habere visus est« übergibt, und dagegen von ihm empfängt: »curtem ad puoche et loca ad hanc accedentia nuncupata ad furti et pischoffesperch«; Tauschurkunde vom J. 935, laut welcher Erzbischof Adalbert von einem Selprat Liegenschaften »ad Amfingam« erwirkt und ihm dafür »in Undrimatale ad pouminunchirichun territorii in mensura totidem« übergibt; Bestätigungsdiplom K. Otto's II. vom J. 982, worin unter den übrigen Besitzungen der Salzburger Kirche aufgeführt sind: »Ambenza, Undrima, Linta«; Tauschurkunde über den Vertrag, errichtet zwischen Erzbischof Balduin und seinem Ministerialen Pobo um 1057, wodurch der Erzbischof von ihm: tale predium, quale in valle Undrima loco Gunthartesdorf habuit« erhält, und ihm dafür »predium equalis mensure in eadem valle loco hezindorf« zu Eigen überläßt.

Aus diesen Urkunden geht nun vorerst mit Sicherheit hervor, daß mit Undrima bald eine weitere Gegend, ein ganzes Thal, in welchem Judenburg der

[1]) Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Qu. I. Bd. S. 14. Anm. b. [2]) Juvav. Anh. p. 175.

Hauptort ist, dann aber auch eine besondere Ortschaft in diesem Thale oder im Murboden bezeichnet werde. Die Gegend hat Tangl im Allgemeinen richtig angegeben, aber die Beschränkung derselben auf die unmittelbare Umgebung von Weißkirchen ist schon darum nicht berechtigt, weil mehrere Ortschaften, die von Weißkirchen ziemlich weit entfernt sind, als in valle Undrima, in Undrimatale gelegen documentirt sind. Derlei Ortschaften sind, wie wir eben gesehen haben, Puoche, Furti, Pischoffesperch, Gunthartesdorf und Hezindorf. R. v. Koch-Sternfeld's Nomenclaturen, wonach Pouminunchirchen Baumkirchen im Unter-Innthale, Puoche Puch bei Altötting, Furti Furt ebendort, Pischoffesperch Bischofsberg bei Kloster Gars, oder bei Eggenfelden in Bayern sein sollen, sind wie gar manche andere in seiner „Topographischen Matrikel" völlig mißlungen, indem Markwart in jenen Gegenden keine Besitzungen hatte, und dann zum Ueberflusse in der Tauschurkunde auch noch ausdrücklich ausgesprochen ist, daß Furt und Bischofsberg Vorwerke des Hofes Buch waren (»loca ad hanc [curtem] accedentia), was man von Furt schon nicht mehr annehmen könnte, von Bischofsberg aber platterdings nicht, mag man es bei Eggenfelden oder in der Schlicht zwischen Wasserburg und Kloster Gars am linken Innufer finden wollen. Puch, Furt und Bischofsberg liegen alle drei bei Judenburg nahe neben einander. Ebenso kann auch über Hetzendorf bei Judenburg kein Zweifel bestehen. Gunthartesdorf wird kaum etwas anderes sein als Mauterndorf zwischen Pöls und Oberzeiering. Wen diese Etymologie auf den ersten Anblick höchlich befremdet, der wolle nur bedenken, daß unser Gunthartesdorf in der Tauschurkunde Erzbischof Eberhart's von Salzburg und Marquarts, Herzogs von Kärnten, vom J. 1066 als Maguntersdorf vorkomme, woraus durch eine ärgere Verwitterung allerdings Mauterndorf entstehen konnte. Diesen Ortsnamen von einer Maut (Zollstation) abzuleiten, bin ich nicht geneigt, weil mir nichts bekannt ist, daß in diesem Orte je eine solche bestanden habe, und das Dorf auch eine ziemliche Strecke von der Straße ab liegt. Soviel über die Gegend oder das Undrimathal. Wo wird aber die Ortschaft Undrima zu suchen sein? Als Antwort hierauf habe ich eben auch nur eine Vermuthung, die mir aber viel wahrscheinlicher zu sein scheint, als die bereits angegebenen. Tangl läßt durchblicken, daß er Undrima in Weißkirchen suche, worin ich ihm nicht beistimmen kann. In der eben erwähnten Tauschurkunde vom J. 1066 ist klar ausgesprochen, daß Weißkirchen damals eine Filialkirche war, was man bei einer Archipresbyteral-Kirche nicht voraussetzen darf. Man wird mir auch zugeben, daß der Name Ingeringbach an Undrimabach anlaute; dieser kommt aber nicht von Süden, sondern von Norden zur Mur herab, mithin gerade von der entgegengesetzten Seite des von Tangl für seine Hypothese verwertheten Granitzbächleins. Was ich für die Auffindung des Standpunktes der Ortschaft Undrima für den besten Wegweiser halte, ist die stetige Ordnung, in welcher Undrima mehrmal mit Kobenz und Lint und ein-

mal mit Kobenz und Liesting aufgezählt wird; die bezüglichen Urkunden geben nämlich consequent zweimal »Chubenza, Undrima, Linta« und einmal »Ad Chumbenzam, ad Undrimam, ad Liestinicham.« Da diese Aufzählungsordnung in ihrer Stetigkeit nicht auf Rechnung des Zufalls gebracht werden darf, so glaube ich zum Schlusse berechtigt zu sein, daß Undrima ebenso wie es zwischen Kobenz und Lint, Kobenz und Liesting vorgeführt wird, auch in der Wirklichkeit zwischen Kobenz und Lint oder Kobenz und Liesting lag. Wenn dieß, wie ich für sehr wahrscheinlich halte, richtig ist, so unterliegt auch die Fixirung des Standpunktes unserer Ortschaft Undrima keiner erheblichen Schwierigkeit mehr; die Wahl kann nämlich nur mehr zwischen Knittelfeld und St. Margarethen schwanken; und da Knittelfeld schon sehr frühzeitig als Chnitilinfeld documentirt auftritt, so wird selbes nicht mit Undrima identisch sein, welches noch ziemlich spät unter diesem Namen vorkommt. Somit wird St. Margarethen unter Knittelfeld am meisten für sich haben, daß es den Standpunkt des alten Undrima einnehme. Irgend ein anderer Ort zwischen Kobenz und Lint oder beziehentlich Liesting ist in jener Gegend, die mir genugsam bekannt ist, nicht zu entdecken, dessen Name nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem urkundlichen Ortsnamen Undrima hätte, und schon dieß lenkt auf die Annahme, daß der alte Ortsname von einem Patrociniumsnamen, wie z. B. St. Margarethen, verdrängt worden sei. Steigert dieß die Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung, so kommt ihr andererseits die in dieser Christianisirungsgeschichte fast für alle Gegenden constatirte Thatsache zu Hilfe, daß das St. Margarethen-Patrocinium von den Missionären des Kathedralstifts St. Peter in Salzburg mit entschiedener Vorliebe von ihnen erbauten Kirchen verliehen wurde, wie denn auch der hl. Rupert selbst seinem ersten Kirchlein in Salzburg das Patrocinium der hl. Margareth, der Drachenbesiegerin, gab. Immerhin mag aber auch noch in der später entstandenen St. Benedictskirche in der heutigen Pfarrei St. Lorenzen, welche etwa ¼ St. östlich von St. Margarethen steht, eine Reminiscenz an das Klösterlein der missionären Hauptstation Undrima verkörpert sein.

Daß bei jeder der Hauptstationen Ecclesia S. Mariae, Liburnia civitas und Undrima eine volkreichere Zelle oder ein Klösterlein bestand, ist in soweit selbstverständlich, weil die dorthin entsendeten Missionäre Mönche des Kathedralstifts St. Peter waren, wie denn auch ihre Namen im Verbrüderungsbuche von St. Peter entweder im Ordo monachorum vivorum oder defunctorum, zum Theil in beiden zugleich vorgetragen sind. Bezüglich des Gaubischofes Modestus könnte die monastische Eigenschaft aus dem Grunde bezweifelt werden, weil er weder in dem einen noch in dem andern Ordo vorkommt. Er könnte überhaupt nur im Ordo vivorum vorkommen, weil er als Bischof, auch der Weihe nach, gestorben ist. Aber auch in diesem Ordo konnte er nicht aufgeführt werden, denn als das Verbrüderungsbuch zwischen den Jahren 764 und 767 angelegt wurde, wie ich im II. Bande bewiesen zu haben glaube, war er bereits zum Bischofe geweiht. Er ist aber auch im Ordo choriepiscoporum carantane regionis nicht auf-

geführt, wohl weil dieser Ordo überhaupt mangelhaft ist. Auffallen muß aber, daß der Name Modestus im ganzen Verbrüderungsbuche nirgends zu entdecken sei. Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß der Name des ersten Gaubischofes von Kärnten, wie wir ihn als Modestus vor Augen haben, eine Latinisirung eines schwer auszusprechenden irischen Personennamens sei, und rathe auf den Namen hrgbald epis., den die Hand b im Ordo episcoporum vel abb. defunctorum unmittelbar nach Uirgilius eps et abb. (Reihe 47. Zeile 9. nach v Karajan's Ausg.) eingetragen hat. — Ebenso wird es sicher sein, daß Maria-Saal, St. Peter im Holz und St. Margareth unter Knittelfeld die ursprünglichsten drei Seelsorgskirchen Carantaniens gewesen seien, und es ist nur noch zu untersuchen, welche die ihnen entsprechenden Baptisterien gewesen sind. Hier wird vorerst zwischen dem ersten Baptisterium, das an der bischöflichen Kirche Maria-Saal errichtet wurde, und zwischen jenen, die an den zwei andern Hauptstationen entstanden, zu unterscheiden sein. Wie die Kirche des Bischofes Modestus den Vorrang vor den zwei andern Archipresbyteralkirchen St. Peter und St. Margareth hatte, war sicherlich auch das Baptisterium bei Maria-Saal nicht nur das erste der Zeit, sondern auch dem Range nach. Dieses bevorzugte Baptisterium wird kein anderes gewesen sein, als die Rotunda, um welche etwa im XV. Jahrhundert der octagone Um- und Ueberbau aufgeführt wurde, den man in seiner Gesammtheit gewöhnlich den Heidentempel heißt. Er steht der Hauptkirche ganz nahe an der Nordseite derselben. Ob der runde Kernbau des sog. Heidentempels in seiner dermaligen Structur der Wesenheit nach aus dem VIII. Jahrh. stamme, wird von Bauverständigen, wie es scheint, mit Recht bezweifelt, daß aber der romanische Bau, wie er heute vor uns steht, auf den Grundlagen einer ältern Rotunda sich erhoben habe, ist leichter zu verneinen, als zu widerlegen.

Der sog. Heidentempel ist in einer anziehenden und mit tiefem Verständnisse durchgeführten Monographie: „Maria-Saal in Kärnten" vom Diöcesan-Architekten H. Petschnig beschrieben und bildlich veranschaulicht worden[1]). Wenn ich der Ansicht H. Petschnig's, der den sog. Heidentempel einfach als Karner (Grabkapelle) bezeichnet, mit der Behauptung, daß er ein altes Baptisterium sei, entgegentrete, so wird mir niemand die mir fremde Absicht zumuthen, daß ich das unbestreitbare Verdienst dieses gründlichen Kenners irgendwie schmälern wolle. Ich kann mich jener Ansicht, die sich in neuerer Zeit über die Rotunden und der sich ihr nähernden Octagone und Hexagone, die man ziemlich vielfältig nahe bei eigentlichen Kirchen und darum in der Regel auf den Freithöfen findet, ausgebildet hat, überhaupt nicht unbedingt anschließen. Wie aufrichtig ich es auch als wissenschaftlichen Fortschritt begrüße, daß man endlich gründlich mit dem Vorurtheile gebrochen hat, daß derlei Bauten heidnische oder jüdische Tempel der Vorzeit gewesen seien, vermag ich dennoch auch die Ausschließlichkeit nicht anzuerkennen, mit welcher man in diesen Bauten nur sog. Karner und immer wieder Karner sieht. Am nächsten stehe ich mit meiner Ansicht darüber derjenigen, welche

[1]) Mitth. der k. k. Centr.-Comiss. Jhrg. 1867. S. 24. ff.

Dr. K. Lind in seiner höchst gediegenen Abhandlung „Ueber Rundbauten u. s. w." entwickelt hat[1]), und doch glaube ich befugt zu sein, einzelne Aufstellungen derselben zu berichtigen. Seine Eintheilung in Pfarrkirchen, Interimskirchen, Baptisterien und Grabkapellen (Karner) wird in der Voraussetzung, daß es sich um derartige Baue diesseits des XII. Jahrh. handle, in der Wesenheit nicht zu beanstanden sein. Vor der Neige des XI. Jahrh., und noch mehr vor den Magyaren-Einfällen, würde sich aber das Zahlenverhältniß, in welchem sich fragliche Baue auf Lind's Kategorien vertheilen, anders gestalten, und die Baptisterien wären, wie mir scheint, in der Mehrheit. Einmal wäre die Ausscheidung romanisch und römisch genauer zu firiren; der sel. Kreuser hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß diese Ausscheidung im Allgemeinen nicht correct sei. Dann möchte ich von meinem kirchlich-liturgischen Standpunkte aus beifügen, daß der Standpunkt derartiger Baue auf dem Freithofe, dann die halbrunde Vorlage, in welcher ein Altar angebracht war, ja nicht einmal die Gruft oder das eigentliche Ossuarium, am wenigsten aber das fast allgemeine St. Michaels-Patrocinium derartige Kapellen allemal als sog. Karner charakterisiren. In der Nähe der eigentlichen Seelsorgkirche (Pfarrkirchen im heutigen Sinne kannte das Alterthum vor der Neige des XI. Jahrh. nicht) mithin auf dem Freithofe, standen nicht nur die Grabkapellen, sondern auch die Baptisterien, und die Entstehungszeit solcher Special-Baptisterien in beachtenswertherer Anzahl fällt gerade in die zweite Hälfte des X. und XI. Jahrh., d. h. in die allmälige Umbildungszeit der ältern Seelsorgdisciplin in das mit dem XII. Jahrh. allgemeiner werdende Pfarr-Institut. Gleichzeitig mit dem Reifen des Pfarr-Instituts wurde aber ein anderer ritueller Factor, obwohl mehr negativ, thätig, der nicht wenig dazu beitrug, daß manche auf dem Freithofe stehende Baptisterien fortan Todtenkapellen wurden. Seit das Christenthum zur Ausschließlichkeit gelangt war, beschränkte sich die Immersionstaufe ohnehin nur auf die Kinder, und die mit ihr von jeher verbundene Infusionstaufe gewann gerade damals so sehr die Oberhand, daß die Immersionstaufe, mit Ausnahme einiger Diöcesen, z. B. in Ungarn, mit dem XIII Jahrh. in unsern Ländern fast allgemein aufhörte. Dadurch wurden die größern Taufbassins, die in den Baptisterien entweder in den Boden eingelassen, oder über demselben aufgestellt waren, überflüssig und ihre Stelle vertraten fortan jene massiven Taufsteine in den Pfarrkirchen, deren älteste Exemplare genau in diese Zeit zurückreichen. Ich habe früher erörtert, daß den neuaufgekommenen Pfarrern wegen der nur mit den Ecclesiis baptismalibus verbundenen Zehentrechte sehr viel daran lag, die Baptisterien mit ihren Seelsorgkirchen, ich möchte sagen individuell zu vereinigen, und mit den Special-Baptisterien auf den Freithöfen war damit der beste Anfang gemacht; vorher umfaßten die Baptisterial-Sprengel, namentlich in ältester Zeit, oft mehrere unserer heutigen Pfarreien. Durch die ständige Delegation zur Spendung des Taufsacramentes erlangten aber die neugeschaffenen Pfarrer ein Anrecht auf Special-Baptisterien ihrer nun sich mehr und mehr abgrenzenden Sprengel. Man hat die halbrunden Vorlagen der in Rede stehenden Rund- oder Vieleck-Baue mehrmal als Charakteristicum der sog. Karner aufgestellt, hat aber dabei übersehen, daß es im Alterthume Sitte war, nach der Spendung der feierlichen Taufe das hh. Opfer im Baptisterium selbst darzubringen, wie dieß Kreuser nachgewiesen hat; mithin ist jene Vorlage, die in ihrer halbrunden Nische den Altar enthielt, an und

[1]) Mitth. der k. k. Centr.-Comiss. Jhrg. 1867. S. 146. ff.

für sich noch kein Charakteristicum einer Todtenkapelle. Als solches Charakteristicum kann daher im Allgemeinen nur die unterirdische Gruft, oder das eigentliche Ossuarium gelten, aber auch sie stellt uns nicht in allen Fällen sicher, daß jene Karner, deren Structur für hohes Alterthum zeugt, früher nicht Baptisterien gewesen seien. Letzteres wird man vermuthen dürfen, wenn zur Kapelle selbst eine höhere Treppe hinaufführt, besonders aber, wenn die constructiven Momente der Gruftwölbung erkennen lassen, daß sie erst später hergestellt worden sei. Daß die Bodenfläche des ursprünglichen Baptisteriums in solchen Fällen einige Fuß tief unter dem Niveau der Freithof-Area gelegen sei, darf nicht beirren, weil sich, wie die Erfahrung lehrt, die Freithof-Oberfläche in etwas volkreichen Gemeinden innerhalb hundert Jahren schon um 2—3 Fuß erhöht. Was endlich das St. Michaels-Patrocinium betrifft, unter welches wir die meisten Todtenkapellen gestellt finden, so ist der für vorliegende Frage höchst charakteristische Umstand nicht zu übersehen, daß der im Allgemeinen sehr alte Cultus dieses Erzengels in der Richtung als Aufnehmers der Seelen wiederum gerade am Anfange des XII. Jahrh. allgemein zu werden anfange, und damit stimmt auch dessen kirchliches Officium überein, welches im nämlichen Jahrhundert verfaßt wurde, und das die Antiphone enthält: »Archangele Michael, constitui te principem super omnes animas suscipiendas.« Die dem hl. Erzengel vor jener Zeit gewidmeten Kirchen sind nur ausnahmsweise Cömeterialkirchen, in der größern Mehrzahl aber Baptisterien. Die Baptisterial-Eigenschaft der ältesten St. Michaelskirchen tritt besonders in der Salzburger Ur- oder Landesdiöcese sehr auffallend in den Vordergrund, und dieß hauptsächlich wohl darum, weil das erste im alten Juvavum vom hl. Rupert geweihte Baptisterium, urkundlich erweisbar, die heute noch bestehende St. Michaelskirche war. Ich habe früher schon darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Kirche vom hl. Rupert das St. Michaels-Patrocinium allem Anscheine nach darum gegeben wurde, weil sie dasselbe auch während der Römerzeit gehabt hatte. Für die Thatsache, daß aus Baptisterien hie und da Cömeterialkirchen geworden seien, habe ich im III. Bande einen augenscheinlichen Partialbeweis erbracht, wo von der dermaligen Todtenkapelle auf dem Freithofe zu Prien am Chiemsee die Rede war, die dem hl. Johannes d. T. gewidmet ist.

Nach diesen Erläuterungen werde ich wohl berechtigt sein, jene Rotunde zu Maria Saal, welche das Volk gewöhnlich den Heidentempel heißt, für das ursprünglichste Baptisterium zu halten, das an der Kirche des Bischofes Modestus entstand, womit auch die archäologisch und kirchengeschichtlich gesicherte Thatsache übereinstimmt, daß die bischöflichen Kirchen ihr ausschließliches Baptisterium immer in nächster Nähe hatten, was sich somit auch bei der quasi-bischöflichen Kirche des Modestus bewährt. Auch die Archi-Presbyteralkirche zu Undrima, nach obiger Erörterung höchst wahrscheinlich St. Margarethen unter Knittelfeld, scheint ihr Special-Baptisterium im nahen St. Benedicten gehabt zu haben, welche Kirche auch Dr. Lind[1]) als Pfarrkirche, d. h. in seinem Sinne als Ecclesia baptismalis anerkennt. Uebrigens sind auch die beiden St. Johanneskirchen zu Knittelfeld, die dermalige Pfarrkirche und St. Johann im Feld, ganz in der Nähe, bei denen es jedoch zweifelhaft bleibt, ob sie in das VIII. Jahrh. zurückreichen. — Bezüglich

[1]) L. c. S. 147.

der Archi-Presbyteralkirche in Liburnia civitate oder St. Peter im Holz läßt sich wohl kaum mehr ermitteln, ob sie in ältester Zeit ebenfalls ein Special-Baptisterium auf dem Hochplateau der zerstörten Stadt Tiburnia (Teurnia) unmittelbar neben sich gehabt habe. War dieses nicht der Fall, so wird das einschlägige Baptisterium etwa in der St. Michaelskirche zu Pusarnitz zu suchen sein.

Die bisher besprochenen Zellen, Seelsorgkirchen und Baptisterien wurden wenigstens bei der nach dem Tode des Herzogs Chietemar ausgebrochenen Empörung, einige von ihnen vielleicht schon bei jener nach dem Ableben des Bischofs Modestus, gänzlich verwüstet. Sie mögen bis dorthin ohnehin nur aus Holz gebaut gewesen sein. Daß in Folge jener Empörungen auch der größere Theil der Neubekehrten um den christlichen Glauben, mindestens um das äußere Bekenntniß, gekommen sei, läßt sich denken. Der carantanische Adel war dem Christenthume grundsätzlich feindselig gesinnt, und das eigentliche Volk, aus welchem sich die junge carantanische Kirche vorzugsweise recrutirt hatte, stand in zu straffer Abhängigkeit von den Vornehmen des Landes, als daß es seinen Glauben hätte behaupten können, oder es auch nur hätte wagen dürfen, ihn zu bekennen. Es wird darum feststehen, daß nach dem Eroberungszuge des baiovarischen Herzogs Tassilo im J. 772 und nach der Aufstellung des Statthalters Waltung die Wiederchristianisirung des Landes beinahe von vorne begonnen werden mußte. Diese Doppelperiode der Christianisirung bildet keine geringe Schwierigkeit für die Ausscheidung der ältern von den jüngern kirchlichen Attributen, z. B. der Zellen, diesen Focussen des Missionswerkes, und wir haben ziemlich verläßige Anhaltspunkte dafür, daß selbe nach 772 wieder vom Neuen errichtet werden mußten. Angesichts dieser Schwierigkeit vermag ich mit einiger Wahrscheinlichkeit denn auch nur eine einzige Zelle zu bezeichnen, welche außer den besprochenen, aber verwüsteten, noch aus der ersten Periode stammt: es ist dieß die Zelle, bei welcher später die St. Peterskirche ober Judenburg am Mörschizbache entstand. Ob sie während der ersten Periode auch schon eine Kirche gehabt habe, weiß ich nicht, vermuthe es aber. Der Grund, auf welchen hin ich diese Zelle in die erste Periode einstelle, ist der, daß sie in der zweiten ihrem Gründungszwecke nicht mehr diente, vielmehr Eigenthum eines Laien, nämlich des wendischen Magnaten Unzhat war, und weil sie erst nach 765 ihre St. Peterskirche erhielt, oder wieder erhielt. Diese Momente sind im Anonymus de Conversione sämmtlich ausdrücklich documentirt. Der nach Kopitar corrigirte Text hierüber lautet[1]): »Sequenti quoque tempore (post ann. 765) veniens (Archiep. Adalwinus) iterum in illam partem causa confirmationis et predicationis contigit illum uenire in locum qui dicitur cella, proprium uidelicet unzatonis ibique apta fuit ecclesia consecrandi quam dedicauit in honore sancti Petri principis apostolorum constituitque ibi proprium presbyterum«; (der Abdruck der Juvavia hat mit zwei falschen Lesarten:

[1]) Juvav. Anh. p. 17.

»... in locum qui dicitur cellaprium uidelicet mizatonis ....«). Der Ortsname Zell war aus der ersten Periode geblieben, die Seelsorge mußte aber vom Erzbischofe Adalwin neu organisirt werden? Daß der damalige Eigenthümer der Zelle und ihrer Liegenschaft ein wendischer Magnat war, geht klar aus einem vorhergehenden Documente hervor, in welchem die Einweihung der Liebfrauenkirche zu Moosburg und die Abschließung eines auf selbe bezüglichen Vertrages (Concordats) zwischen Erzbischof Liupram und Herzog Priwina berichtet wird[1]), bei welchen Feierlichkeiten Unzhat mit andern 30 Zeugen anwesend war, und als einer der Ersten des Landes unter den 15 wendischen Zeugen unmittelbar nach Chezil, dem Sohne des Herzogs Priwina, aufgeführt wird. Irgend eine andere Zelle aus der ersten Periode läßt sich mit gleicher Sicherheit nicht nachweisen, obwohl nicht daran zu zweifeln ist, daß wenigstens die eine oder andere während jener Periode sowohl im eigentlichen Carantanien als in den Landstrichen der Grenznachbarn errichtet worden sei.

Ich habe vorhin gesagt: „es stehe fest, daß nach dem Eroberungszuge des baioarischen Herzogs Tassilo im J. 772 und nach der Aufstellung des Statthalters Waltung die Wiederchristianisirung des Landes beinahe von vorne begonnen werden mußte"; für diese Thatsache liegen uns in der theilweise beurkundeten Topographie ziemlich sichere Anhaltspunkte vor. Selbe zeigen uns, daß die dem Statthalter Waltung vom Bischofe Virgil gesendeten Erzpriester und Missionäre wieder die vom Gaubischofe Modestus errichteten Hauptstationen aufsuchten, sich jedoch nicht auf ihnen niederließen, weil sie verwüstet waren, sondern in deren nächster Nachbarschaft, um sie von dort aus wieder aufzubauen und dann später zu beziehen. Nur auf diese Weise wird es erklärbar werden, warum ¼ St. östlich von Maria Saal bei Winklern eine Zelle entstand, welcher Ortsname heute noch erhalten ist. Noch auffallender bewährt sich dasselbe bezüglich der damals verwüsteten Hauptstation in Liburnia civitate (St. Peter im Holz). Dort ließen sich die unter Waltung neu angekommenen Missionäre zu Molzbichel am Lurnfelde, eine Meile östlich von St. Peter im Holz, nieder und bauten sich sogar eine Interims-St. Peterskirche. Diese St. Peterskirche ist nach mehrmaligen Umbauten bis heute erhalten, und gehört dermal in die Pfarrei Spital. Ueber das Klösterlein zu Molzbichel gibt uns aber auch noch eine Urkunde aus der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. (Tausch.-Urk. Erzb. Eberharts und Herzogs Marqu. v. Kärt. vom J. 1066) Aufschluß. Diese Urkunde hat Dr. Karlm. Tangl herausgegeben; in ihr kommt vor[2]): ».... Idem jus ecclesiae suae ad Munster, quod et Mulzpichl dicitur«. Damit ist der einstmalige Bestand, wenn auch nicht eines förmlichen Münsters zu Molzbichel, so doch eines Klösterleins unanfechtbar dargethan, und da es in so großer Nähe der Hauptstation Liburnia civitas und noch

[1]) Juvav. Anh. p. 16. [2]) „Die Grafen, Markgr. und Herzoge aus dem Hause Eppenstein" Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Qu. Jahrg. 1850. I. Bd. II. Abth. S. 74. des Sonderabdr.

obendrein mit einer St. Peterskirche wie St. Peter im Holz selbst bestand, wird die für dessen Errichtung gegebene Erklärung wohl die natürlichste sein. Für die dritte Archi-Presbyteralkirche, St. Margarethen, läßt sich Aehnliches wie für Maria Saal und St. Peter im Holz nicht nachweisen. Sicher ist, daß die vom hl. Bischof Virgil dem Statthalter Waltung gesendeten Missionäre auch letztere Archi-Presbyteralkirche verwüstet antrafen, nebenher aber allerdings möglich, daß von dem aus Stein aufgeführten Baptisterium die Umfassungsmauern noch aufrecht standen. An ihm mögen sich die neuen Missionäre niedergelassen haben, und man darf ferner muthmaßen, daß sich aus dieser Zeit sein St. Benedicts-Patrocinium herschreibe, denn ursprünglich hatte es gewiß das Patrocinium des hl. Erzengels Michael oder des hl. Johannes d. T. Folgerecht hiezu könnte damals eines der Baptisterien zu Knittelfeld, die dermalige Hauptkirche, oder St. Johann im Feld errichtet worden sein.

Bei der höchst schwierigen Vertheilung der übrigen Zellen Carantaniens und ihrer Missionsbezirke auf die erste oder zweite Periode wird man bezüglich der ersten sehr sparsam vorgehen müssen, weil Angesichts der großen Hindernisse, mit denen die Christianisirung in dieser Periode zu kämpfen hatte, nicht wahrscheinlich ist, daß das Christenthum in weitern Entfernungen von den drei Hauptstationen Boden gewonnen habe. Mit einiger Sicherheit getraue ich mir nur Zell, östlich von Klagenfurt, Gurnitz gegenüber, als aus der ersten Periode stammend, zu bezeichnen. Ihre Seelsorgkirche mag St. Peter bei Klagenfurt gewesen sein; ein eigenes Baptisterium hatte aber bei der Nähe des Hauptbaptisteriums Maria Saal dieser Missionsbezirk kaum. In der Nähe von Admontbühel bei Obdach findet sich eine Ortschaft, welche Münceck heißt, von welcher es mir jedoch zweifelhaft bleibt, ob sie ihren Namen nicht erst in viel späterer Zeit von den Mönchen von St. Lambrecht erhalten habe, die dort begütert waren; aus diesem Grunde kann ich sie nicht als Filialzelle von Undrima (St. Margarethen) hinstellen. In derselben Lage befinde ich mich mit jenem urkundlichen Zell bei Kleinkirchheim und der Archi-Presbyteralkirche »in Liburnia civitate« (St. Peter im Holz). Wie dem auch sein möge, soviel wird sicher sein, daß die Missionäre der zweiten Periode vor allen jene Gegenden aufgesucht haben werden, in denen ihnen jene der ersten mit einigem Erfolge vorgearbeitet hatten, weil sie hoffen durften, dort wenigstens noch einige Kryptochristen zu finden, und so kann hie und da eine Zelle der ersten Periode in der zweiten ihrem ursprünglichen Zwecke wieder zurückgegeben worden sein; solches kann sich aber nur in der nähern Umgebung der drei Hauptstationen der ersten Periode ereignet haben, wie vorhin angedeutet worden.

Die verhältnißmäßig wenigen, mir bekannt gewordenen Zellortschaften der zweiten Periode entfallen fast ausnahmslos auf die Landstriche, welche die Grenznachbarn der engern Carantaner inne hatten. Sie sind hauptsächlich auf das heutige Steiermark, aber auch da sehr sporadisch vertheilt, und eine Ausnahme davon macht nur Zell bei der Pfarr am nördlichen Fuße des Koschutta-

Gebirges und im dermaligen Decanate Unterrosenthal. Für Diejenigen, welche nicht dem allgemeiner gewordenen Vorurtheile gemäß ganz Carantanien (ja ganz Südostdeutschland für die Römerzeit) als aquilejisches Missionsgebiet ansehen, bemerke ich hier, daß ich oben schon Anlaß gehabt habe, den Nachweis zu erbringen, daß auch der Landstrich vom südlichen Drauufer bis zum Gebirgszuge, der sich im Süden erhebt, salzburgisches Missionsgebiet sei. Uebrigens bemühe ich mich nicht, für diese Zelle Baptisterium und Seelsorgkirche ausfindig zu machen, weil ich sie überhaupt für etwas spätern Ursprungs halte, und ihrer Lage nach vermuthe, daß sie hauptsächlich Culturzwecke verfolgt habe.

Die Verfolgung des speciellen Christianisirungsganges im engern Kärnten muß ich dort einheimischen Forschern überlassen, welchen umfassendere statistische Hilfsmittel zu Gebote stehen, als mir. Bezüglich der Beleuchtung des allgemeinen Christianisirungsganges, auf welche ich mich beschränke, wurde schon früher angedeutet, daß sich in die Missionsarbeit bei den Carantanern und ihren Grenznachbarn unter der Oberleitung des Kathedralklosters St. Peter in Salzburg, aus welchem außer einer beträchtlichen Anzahl von Missionären die Gaubischöfe und Erzpriester hervorgingen, noch andere Benedictiner-Abteien betheiligten, nämlich St. Maximilian im Banngaue, Innichen im Pusterthale, und Niederaltach. Ihre Missionsgebiete lassen sich in allgemeinen Umrissen in nachstehender Weise angeben. Die Mönche von St. Peter arbeiteten vorzugsweise in Central-Carantanien um Maria Saal, St. Margarethen im heutigen südlichen Steiermark, und unter den ersten drei Trilogien der Erzpriester auch um St. Peter im Holz. Letzteres Archi-Presbyterat ging dann, wie wir bald sehen werden, an das freisingische Kloster Innichen über, das, wie wir aus der Urkunde über dessen Gründung wissen, ausdrücklich zur Slavenbekehrung gegründet worden war. Das Filialkloster des Kathedralstifts St. Peter, die Maximilianszelle im Banngau, sendete seine Mönche in den Lungau und in dessen östlichen Grenzbezirk und dann in das nordwestliche Steiermark. Die Abtei Innichen nahm sich um das südwestliche Carantanien, beiläufig um den heutigen Villacher Kreis an. Die Mönche von Niederaltach waren als Lehrmeister im Slaven-Missionswesen im ganzen Lande zerstreut, nebenher war aber die Bekehrung der im Osten wohnenden Grenznachbarn der Carantaner ihre specielle Missionsaufgabe. Diese Theilung der Missionsarbeit läßt sich theils aus urkundlichen Notizen, theils aus den kirchlichen Spuren, welche die einzelnen Genossenschaften hinterlassen haben, mit geziemender Wahrscheinlichkeit nachweisen. Was vorerst die Hauptmission der Mönche des Kathedralstiftes St. Peter in Central-Carantanien betrifft, bin ich in Folge meiner vorhergehenden Erörterungen eines speciellen Nachweises ohnehin überhoben. — Daß den Missionären des Filialklosters Maximilianszell der Lungau und das heutige nordwestliche Steiermark zugetheilt wurde, verstände sich in Anbetracht der Lage der Maximilianszelle schon von selbst, der Bereich ihrer Missionsthätigkeit läßt sich aber auch noch aus

einigen Spuren, die sie hinterlassen hat, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit darthun. Diese Spuren sind einzelne St. Maximilians-Patrocinien. Es kann auffallen, daß im ganzen Lungaue kein derartiges Patrocinium zu finden sei. Nur an die St. Augustinskirche bei Bayerdorf in der Pfarrei St. Margarethen knüpft sich eine im Laufe der Jahrhunderte sehr alterirte St. Maximilians-Sage[1]), die sich denn doch mit der einstmaligen Missionsthätigkeit der Mönche der St. Maximilianszelle natürlicher in Verbindung bringen lassen wird, als mit der vorgeblichen „Rast seines hl. Leichnams" auf seiner Reise nach Bischofshofen u. s. w.: es wäre denn, daß die St. Augustinskirche früher das Patrocinium des hl. Maximilian gehabt hätte, was mit dem Volksausdrucke, „der hl. Maximilian hat darin gerastet" eines und dasselbe ist. Uebrigens mag St. Margarethen einst eine Zelle jener Missionäre gewesen sein; ihre Hauptzelle im Lungaue war aber sicherlich in Abtsdorf, das hievon seinen Namen haben wird. Daß sich außer dem muthmaßlichen, ältern Patrocinium des hl. Maximilian der heutigen St. Augustinskirche kein weiteres im Lungaue finde, wird daraus zu erklären sein, daß die aus der Zeit des hl. Rupert und Vital's stammenden ältesten Patrocinien im Lungaue vermöge der im bischöflichen Archive von Salzburg vorgelegenen Aufschreibungen in der Restaurationszeit nach der Slavenperiode noch alle bekannt waren, und darum während der Neuchristianisirung im VIII. Jahrh. den wieder restaurirten Kirchen neuerdings gegeben wurden. Daß die alten Patrocinien auf diesem Wege im genannten Jahrhundert noch bekannt waren, glaube ich im Cap. „Bau- und Steindenkmale" des II. Bandes, wo vom Baptisterium St. Johann in Seethale die Rede war, unanfechtbar bewiesen zu haben. In Folge dieses conservativen Festhaltens an den alten Patrocinien mag jenes des hl. Maximilian, etwa mit Ausnahme der nachmals dem hl. Augustin dedicirten Kirche bei Bayersdorf, leer ausgegangen sein. Eine weitere Spur der Missionsthätigkeit der Mönche der St. Maximilianszelle glaube ich in der St. Maximilianskirche zu Nieder-WölS oder Unzmarkt, nahe der lungauischen Grenze, constatiren zu können, und eine letzte in der St. Maximilianskirche zu Bärnegg unter Bruck an der Mur. Letztere wird wohl hart an der Ostgrenze des Missionsgebietes der Maximilianszelle gestanden sein. Gegen diese kirchlich topographischen Spuren der Missionsthätigkeit der Mönche der Maximilianszelle wird man mir einwenden, daß sich ja auch zu Treffen in Centralkärnten und bei Leibnitz im südlichen Steiermark St. Maximilianskirchen finden, wohin jene Missionsthätigkeit gewiß nicht gereicht habe. Der Ursprung dieser zwei St. Maximilianskirchen läßt sich anderweitig leicht erklären. Es ist denn doch nichts natürlicher, als daß die Mönche des Kathedralstiftes St. Peter im Anhalte an seine ältesten Traditionen dem norischen Apostel St. Maximilian Kirchen dedicirten. In der That lassen sich Maximilianskirchen in ganz Baiovarien und aus allen Zeiten nachweisen. Gerade am Westende

[1]) Vgl. J. v. Kürsinger's Lungau S. 673.

des Ossiacher See's scheint aber der Cultus der beiden Apostel Noricums und Baioariens zu ganz besonderm Ausdrucke gekommen zu sein; denn nördlich steht die fragliche St. Maximilianskirche zu Treffen und 1 St. südlich davon jene des hl. Rupert. Genau dasselbe wiederholt sich im südlichen Steiermark bei Leibnitz, wo ebenfalls die heute noch stehende St. Maximilianskirche und die längst demolirte St. Rupertskirche auf dem Leibnitzer Felde in nächster Nachbarschaft neben einander bestanden. Hier war jedoch zur Errichtung dieser zwei Kirchen außer dem allgemeinen Cultus der hhl. Landesapostel noch ein anderer Factor thätig. Wie in Cilli, der Vaterstadt des hl. Maximilian, auf dessen Martyriumsstätte eine ihm gewidmete Kirche erbaut wurde, so wurde an dem Orte, wo der hl. Rupert auf seiner Heimreise nach Baioarien von Cilli her, wie es scheint, eine seiner Nachtherbergen gehalten, später ihm selbst und den Reliquien des hl. Maximilian zu Ehren, welche er mit sich gebracht, je eine Kirche erbaut. Das Andenken an die St. Ruperts-Kirche und an die St. Ruperts-Linde lebt in und um Leibnitz heute noch fort. Leibnitz oder Lipaniza hat bekanntlich von einer Linde (Lipa) ihren Namen; auch die Grafschaft Dudleipa, welche im IX. Jahrh. vorkommt und mit Leibnitz in Verbindung gebracht wird, scheint ihren Namen von Dut-lipa d. h. einer hohlen Linde erhalten zu haben.

Ueber die Gründung des Klosters Innichen im Pusterthale durch Tassilo II. im J. 770 und mit der ausdrücklichen Absicht zur Slavenbekehrung, ist früher schon das Nöthigste gesagt worden. Abt Hatto von Scharnitz stand dieser Abtei vor; er war später (784—810) Bischof von Freising, und durch ihn kam die Abtei Innichen an diese bischöfliche Kirche. Die Mönche von Innichen scheinen dem Gründungszwecke ihres Klosters getreulich nachgekommen zu sein, denn schon nach 8 Jahren finden wir sie mit ihrer Predigt des Evangeliums ziemlich weit gegen Osten in Carantanien vorgerückt. Im J. 778 trat ihnen das Kathedralstift St. Peter in Salzburg seine dritte Archi-Presbyteralkirche in Liburnia civitate (St. Peter im Holz) und damit wohl auch den Missionsbezirk derselben ab. Es ist dieß mehr als eine Conjectur, und läßt sich auch auf das Jahr genau beweisen. Der Anonymus De Conversione berichtet nämlich[1]): »Mortuo autem Cheitumaro et orta seditione aliquot annis nullus presbyter ibi erat; usque dum Waltunch dux eorum misit iterum ad Uirgilium episcopum et petiit ibidem presbyteros mittere, qui tunc misit eis heimonem presbiterum et reginbaldum presbiterum atque maioranum diaconum cum aliis clericis. Et non multo post misit iterum ibidem eundem heimonem et dupliterum et maioranum presbiteros et alios clericos cum eis. Iterumque misit eis Gozharium presbiterum, maioranum et erchanbertum! — post eos reginbaldum et reginharium presbiter[illegible]e maioranum et augustinum presbiteros, iterumque regin[illegible]ndharium, et hoc sub Uirgilio factum

[1]) Juva[illegible]

est episcopo.« Nun wissen wir bereits anderswoher, daß Herzog Tassilo 772 die Carantaner mit Krieg überzog, um sie für ihre wiederholten gegen die Einführung des Christenthums gerichteten Empörungen empfindlich zu züchtigen, daß er sie im genannten Jahre seiner Botmäßigkeit und ihr Land seinem Herzogthume als Provinz unterwarf und den Dynasten Waltung als Statthalter in Carantanien aufstellte. Bischof Virgil lebte nach 772 noch 12 Jahre, während welcher Zeit er in 6 Wechseln zuerst je drei und dann je zwei Erzpriester mit dem übrigen Klerus nach Carantanien entsendete. Da diese 6 Wechsel genau 12 Jahre ausfüllten, so müssen sie, wie oben schon bemerkt worden, einen zweijährigen Turnus gehabt haben, mithin wurden in den Jahren 772, 774, 776 je drei Erzpriester abgeordnet, in den Jahren 778, 780 und 782 aber nur mehr je zwei. Im J. 778 war also von Salzburg die dritte Erzpriesterstelle zu St. Peter im Holz, die auch von da an nicht mehr als salzburgisches Eigenthum erscheint, während bezüglich Undrima's (St. Margarethen) und Maria Saal's das Gegentheil urkundlich gesichert ist, abgegangen. Die Abtretung der Archipresbyteral-Kirche St. Peter im Holz an die Kirche Freising (beziehentlich an die Abtei Innichen) hatte allem Anscheine nach stattgefunden, weil Herzog Tassilo 778 die Dotation des Klosters Innichen damit erweitert hatte. Bei Gelegenheit der gewaltsamen Unterdrückung der agilulfingischen Dynastie in Baioarien wurde nicht nur die Abtei Innichen, sondern auch deren Dotation vom königlichen Fiscus verschlungen und dann zu Lehen verliehen; zwei Karolinger Documente, die sogleich besprochen werden sollen, geben hierüber genügenden Aufschluß. Das erste ist ausgestellt im J. 816 vom K. Ludwig d. Fr. Es hat keine Jahreszahl, aber die Indiction IX, mit welcher es datirt ist, paßt in der Zeit zwischen dem Regierungsantritte K. Ludwigs im J. 814 und dem Todesjahre Erzbischof Arno's im J. 821 einzig nur auf das J. 816. Damals hatte Erzbischof Arno das Kloster Innichen zu Lehen, und auf seine Bitte wurde es dem Freisinger Bischof Hitto (Hatto, wie die Urkunden-Abschrift bei Meichelbeck[1]) hat) zurückgegeben. Echt karolingisch, wird der Stifter Tassilo in diesem Documente gar nicht genannt, ja, die Dotation mit offenbarer Fälschung der geschichtlichen Wahrheit geradezu dem Abte Hatto zugeschrieben (»rebus propriis ditavit«). Daß es mit der Herrschaft Liburnia, aus welcher die spätere Grafschaft hervorging, anders gehalten worden war, erfahren wir aus einem Diplome K. Arnulf's von 891[2]). Diese Herrschaft war in eigener Regie behalten worden, dagegen aber die Kirche St. Peter im Holz mit ihrer Dotation zu Lehen vergeben. Im besagten Jahre war der königliche Hofcaplan Waning Leheninhaber und die, wie aus der Formulirung des Documentes zu entnehmen, sehr beträchtliche Herrschaft wurde vom K. Arnulf der Kirche Freising und dem Kloster Wörth in Kärnten zu gemeinsamen Besitze zugewiesen. Aus diesen Besitzverhältnissen ist ersichtlich, daß die Missionäre des Klosters Innichen schon bald nach der Grün-

[1]) Frising. II. No. 479. p. 252. [2]) Ibid. No. 902. p. 403.

dung desselben mit großem Erfolge weit im südwestlichen Kärnten vorgedrungen waren.

Daß die Missionäre von Niederaltach, wie oben angedeutet worden, im ganzen Lande zerstreut waren, nebenher aber die Bekehrung der im Osten wohnenden Grenznachbarn der Carantaner zur Aufgabe hatten, läßt sich aus mehreren kirchlich-topographischen und geschichtlichen Momenten erweisen. Die specifisch altachischen Patrocinien der hhl. Mauritius, Gotthard und Erhard finden sich in manchen Gegenden Kärnten's und Steiermark's, besonders im östlichen Landstrich des letztern; ich zähle sie hier der Reihe nach auf: St. Mauritius bei Friesach, bei Straßburg im nördlichen Gurkthale, beide in Kärnten, in derselben Provinz auch St. Erhard, die alte Pfarrkirche des Klosters St. Paul im Lavantthale; in Steiermark aber St. Erhard bei Göß, dann St. Gotthard in der Perchau bei Neumarkt, und im östlichern Steiermark im Besondern: Maurizen in der Pfarrei Frohnleiten, St. Mauritius zu Gayrach bei Tüffer und zu Sauritsch, östlich von Pettau am rechten Murufer, endlich St. Gotthard in der Pfarrei St. Veit am Aigen ober-Gratz. Ferner finden wir Niederaltach schon frühzeitig reich begütert an der Raab, und noch früher, jedenfalls vor 777, sehen wir diese Missionäre aus dem nordöstlichen Steiermark über den Hartberg in den Grunzwitigau vordringen und die Bekehrung der dortigen Slaven beginnen.

Im ganzen Osten von Steiermark schimmern uns auch aus dem fast allgemeinen Dunkel der Topographie sowohl im Süden als im Norden einige Zellortschaften entgegen, die zu bei weitem größern Theile einst von Altacher Missionären bewohnt waren. Ich lasse hier Münchthal bei Eisenerz und die urkundliche Cella S. Galli oder St. Gallen ebenso außer Berücksichtigung, wie Maria Zell im Aflenzthale, weil die beiden erstern von Admont aus, letztere von St. Lambrecht, mithin erst später, gegründet worden sein mögen. Um eine vierte, nämlich Sele, auch St. Rochus in Siele, südlich von Unterdrauburg hart an der Grenze von Kärnten, bemerke ich einen förmlichen Missionsbezirk mit einem Baptisterium zu St. Johann und einer Seelsorg-Kirche zu St. Peter am Kronenberg constituirt, weiß jedoch nicht, welcher klösterlichen Genossenschaft ich die Errichtung der Zelle und somit die dortige Missionsarbeit zuschreiben soll. — Das südöstliche Steiermark weist im Marburger Kreise 5 Zellen mit ihren Missionsbezirken auf; betrachten wir sie von Süden nach Norden vorgehend. Schon der südlichste an der mittlern Sotl beansprucht ein besonderes Interesse. Die ganze Umgegend von St. Lorenzen in Wisell oder slovenisch Sv. Lovrenc na Bizelskem heißt St. Lörenz im Eigenthum der Zelle; denn Biselskem, ursprünglich Vuseljeskim, aus dem Casus localis Vu, selje (Zelle) und skim (Eigenthum) zusammengesetzt, besagt dieß klar genug. Wir haben früh[illegible] obern Pfalz ganz [illegible]n naabwendischen Ortsn [illegible]ieskim) gefr[illegible]issionsstation Wisell f[illegible]ichael in [illegible]e Seelsorgskirche zu

St. Peter. — Die nächst nördlichere Zelle ist Radisell in der Pfarrei Schleinitz, ihr Baptisterium St. Johann in derselben Pfarrei, und ihre Seelsorgkirchen sind St. Marein, St. Rupert und wahrscheinlich St. Veit. In der Nähe der Kreishauptstadt Marburg finden wir in der Pfarrei Jaring die Zelle Zellniz (Selnice) mit dem Baptisterium St. Johann (dermalige Domkirche in Marburg) und mit den Seelsorgkirchen St. Peter bei Marburg und St. Margarethen. Nahe dabei gegen Norden begegnet uns ein Kleinzell (Selz oder Seliza) bei Witschein mit der dortigen Seelsorgkirche St. Andrä und, wie es scheint, ohne eigenes Baptisterium. Wahrscheinlich darf man auch das westlich von Marburg liegende Zellniz als etwas später entstandene Seelsorgzelle annehmen.

Das Berg- und Hügelland, welches sich östlich an den Schöckl gruppirt und die Quellengebiete der Raab, Safen und Feistriz bis an die Lafniz umschließt, scheint in Münchhofen bei Weiz ihre altachische Hauptstation gehabt zu haben. Aus dieser Hauptstation emanirten die Filialzellen Wenigzell und Mönchswald bei Vorau. Ein Baptisterium in unmittelbarer Nähe von der Hauptstation Münchhofen vermag ich nicht zu entdecken, seine Spur scheint durch Patrociniumswechsel verloren gegangen zu sein. Die andern Baptisterien suche ich für die südlichere Landschaft zu St. Johann in Fürstenfeld, zu St. Johann in der Haide (b. Hartberg), zu St. Johann in Kirchbach, zu St. Michael in Trautmannsdorf, zu St. Johann bei Herberstein und zu St. Michael am Michaeliberg (b. Pickelbach). Die ihnen entsprechenden Seelsorgkirchen mögen gewesen sein: St. Margareth zu Waltersdorf, St. Andrä zu Ebersdorf, St. Maria in Burgau, St. Veit am Vogau, St. Peter in Ottersbach, St. Maria zu Gnas, St. Ruprecht a. d. Raab, St. Maria zu Pickelbach, St. Lorenz in Gleisbach, St. Margarethen a. d. Raab, St. Maria zu Weiz und St. Veit zu Passail. Als Baptisterien des nördlichern Bezirks um Wenigzell und Mönchswald bezeichne ich: St. Johann zu Strallegg, St. Johann auf dem Stiftsfreithofe zu Vorau, St. Michael in Grafendorf und St. Johann in Eichberg; und als Seelsorgkirchen dazu: St. Veit in Pöllau, St. Lorenz am Wechsel, St. Maria im Burgau und St. Georg in Wörth. Obwohl ich nicht zweifeln zu sollen glaube, daß die Gesammtmission dieses Berg- und Hügellandes von der Hauptstation Münchhofen bei Weiz ausgegangen sei, bin ich jedoch nicht im Stande, die Zeitfolge, in welcher Baptisterien und Seelsorgkirchen auseinander emanirten, auch nur annähernd zu bestimmen. Das Wichtigste bei dieser Mission wird immer bleiben, daß wir in ihr den Schlüssel finden, wie die Altacher Mönche schon vor 777, wo ihr Filialkloster Kremsmünster gegründet wurde, in den Grunzwitigau, nördlich vom Wechsel, gekommen seien.

C. Die Consolidirung der christlichen Kirche in Carantanien und dessen Nachbarschaft.

Wie dem hl. Bischof Virgil die Ehre des Carantanischen und des Slavenntes überhaupt unbestritten bleibt, so gebührt Arno, dem ersten Erzbischofe

von Salzburg, das Verdienst, jene Territorien kirchlich organisirt zu haben. Gleichzeitig mit der durchdringenden Organisirung des kirchlichen Lebens bei den Carantanern und ihren Grenznachbarn begann Erzbischof Arno auch die Christianisirung des den Awaren abgenommenen östlichern Pannoniens, wovon in einem eigenen Capitel gehandelt werden soll. Was ich über das Organisationswerk Erzbischof Arno's zu sagen habe, beruht auf den ziemlich umständlichen Berichten des Anonymus de Conversione ꝛc. Dieser erzählt nun[1]), daß König Pipin nach seiner Rückkehr vom siegreichen Feldzuge gegen die Awaren im J. 796 „den Theil Pannoniens am untern Pelissasee jenseits der Raab und an der Drau bis zu ihrer Einmündung in die Donau, soweit er hiezu ermächtigt war, und bis auf weitere Verfügung seines Vaters K. Karl's dem Bischof Arno von Salzburg zum Unterricht im Christenthum und zur Seelsorge bezüglich jenes Volkes übertrug, das von den Hunen und Slaven in jenem Territorium zurückgeblieben war. Nachher aber, im J. 803, kam K. Karl selbst nach Baioarien und im Oktober nach Salzburg und erneuerte von Hoheitswegen besagte Uebertragung seines Sohnes, bestätigte sie im Beisein vieler Vasallen und erklärte sie als für alle Zeiten zu Recht bestehend. Schon seit der vom K. Pipin an ihn ergangenen Berufung führte Bischof Arno, als Nachfolger Virgil's auf dem juvavischen Stuhle, das dortige Hirtenamt, weihte allenthalben Priester und entsendete sie nach Slavinien nämlich in die Landstriche Kärntens und des untern Panoniens u. s. w." — Bei seiner Christianisirungs-Arbeit kam ihm besonders die christliche Gesinnung des vom K. Karl eingesetzten Carantaner-Herzoges Ingo sehr zu Statten. Herzog Ingo war, wie der Anonymus weiter erzählt, wegen seiner Weisheit von seinem Volke hingebend geliebt. Wie einst unter Herzog Chietemar waren es jedoch auch jetzt noch die Großen des Landes, die sich dem Christenthume nicht anschließen wollten. Um sie hiezu zu bewegen, ersann Herzog Ingo ein wirksames Mittel, von welchem der Anonymus in schlichter Einfalt erzählt: „Er hieß die gläubigen Knechte mit sich zu Tische sitzen, während er ihren Gebietern gleich Hunden draußen ihren Platz anwies, und ihnen in schlechten Geschirren Brod, Fleisch und Wein vorsetzen ließ, den Knechten aber aus goldenen Bechern zutrank. Auf dieß fragten ihn die Vornehmen von draußen: Warum behandelst du uns so? Er aber antwortete: Ihr in euern nicht abgewaschenen Leibern seid nicht würdig, mit den aus dem heiligen Born Wiedergebornen Gemeinschaft zu haben, sondern verdient außer dem Hause Hunden gleich zu essen. Hierauf ließen sie sich im heiligen Glauben unterrichten und drängten sich wetteifernd zur Taufe; und so gewann die christliche Religion an Wachsthum." Die moderne Kritik hat diese Anekdote wiederholt in das Reich frommer Märchen verwiesen, weil sie gewohnt ist, mit puritanischer Scrupulosität Alles zu beseitigen, was irgendwie romantisch klingt. Bei einem uncivilisirten Volke, wie es im IX. Jahrh. die Caran-

[1]) Juvav. 7

tanerslaven sicherlich waren, sollte, mein' ich, eine naturwüchsige Derbheit fürstlicher Launen gar nicht Wunder nehmen.

Nachdem der Anonymus erzählt hat, wie dem Bischof Arno das Hirtenamt im neu eroberten Pannonien vom K. Pipin zuerst provisorisch übertragen und dann später vom Kaiser Karl ausdrücklich und definitiv bestätigt worden, dann durch die Nachricht über Herzog Ingo's Seeleneifer angedeutet hat, durch wen das Wachsthum des Christenthums vorzugsweise gefördert wurde, greift er weiter zurück, um darzuthun, wie die Consolidirung der christlichen Kirche in Carantanien mit der Christianisirung des neu eroberten Theiles von Pannonien Hand in Hand ging. Die motivirte Darstellung, daß die Einverleibung Pannoniens in den Salzburger Sprengel nur eine naturgemäße Erweiterung der alten Missionsthätigkeit Salzburgs in Carantanien sei, und daß jene Einverleibung auf kaiserlichen Befehl in aller Form Rechtens vor sich gegangen, lag im Zwecke der Denkschrift des Anonymus, weil sie, wie schon früher bemerkt, ausschließlich an Kaiser Ludwig d. D. und dessen Söhne, die Herzoge Karlmann und Ludwig gerichtet, diese hätte vermögen sollen, den vermeintlichen Uebergriffen des römischen Stuhles in der Aufstellung des pannonischen Erzbischofes Methodius entgegen zu treten. Um daher den Nexus zwischen der Consolidirung des Christenthums in Carantanien und der Christianisirung Pannoniens noch mehr in den Vordergrund zu stellen, und vielleicht auch, um indirect zu zeigen, wie für Pannonien eifrig Sorge getragen worden, und es daher ganz überflüssig sei, einen eigenen, obendrein noch fremden Bischof dort aufzustellen, beginnt er mit der Beleuchtung der oberhirtlichen Maßregeln Bischof Arno's und schildert dann ausführlich, was seit Arno durch dessen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle Adalram, Liupram und Adalwin behufs der Christianisirung Pannoniens bis 871, in welchem er seine Denkschrift verfaßte, geschehen sei. Da der Anonymus das passauische Diöcesangebiet in einem kleinen Landstriche Oberpannoniens und in den ausgedehnten Ländern links der Donau, besonders aber in Mähren, welchem Diöcesangebiete durch Method's Mission, nach der unrichtigen Auffassung des Episcopats der Salzburger Kirchenprovinz, das größte Unrecht geschehen war, — gar nicht berührt, so möchte ich vermuthen, daß von Passau aus eine gleichzeitige Denkschrift zur Wahrung der specifisch passauischen Interessen an die vorhin genannten Fürsten gerichtet worden sein dürfte. Es ist jedoch, meines Wissens, von einer solchen passauischen Denkschrift nichts geschichtlich bekannt. Wäre sie wirklich verfaßt worden und auf uns gekommen, so würde das lästige Dunkel, das auf der ältesten Christianisirung der nördlichen Slaven, insbesondere der Mahranen und Czechen, liegt, aufgehellt werden können, indem uns die problematische passauische Denkschrift für jene Länder ebensoviel Licht geben würde, wie die des Anonymus für Carantanien und Pannonien.

Der Anonymus erzählt weiter, daß Bischof Arno im J. 798 auf seiner Heimreise von Rom, wohin ihn der König mit wichtigen Aufträgen entsendet hatte,

von letzterem aufgefordert worden sei, sich sofort in die slavischen Länder zu begeben, die Gesinnung des dortigen Volkes zu erforschen, und ihm das Wort Gottes zu verkünden. Diesem Auftrage vor der Berichterstattung über seine Legation nachzukommen, war ihm nicht möglich, er eilte daher zum König und entrichtete ihm, was ihm Papst Leo befohlen hatte. Bei dieser Gelegenheit trug ihm der König Karl auf, sich ohne Verzug nach Slavinien zu begeben, dort bischöfliche Seelsorge auszuüben, und das Volk im Glauben und christlichen Wandel zu unterrichten und zu befestigen. Dieß that er denn auch, weihte dort Kirchen und Priester und ertheilte dem Volk christlichen Unterricht. Nachdem er wieder heimgekehrt war, berichtete er dem Kaiser, daß dort große Frucht erzielt werden könnte, wenn jemand die besondere Mühe hiezu auf sich nähme. Darauf befragte ihn der Kaiser, ob er irgend einen Geistesmann hätte, der geeignet wäre, dort zur Ehre Gottes zu arbeiten, und er antwortete, daß er allerdings einen habe, der Gott gefällig als Hirt jenes Volkes aufgestellt werden könnte. „Hierauf, fährt der Anonymus wörtlich fort[1]), wurde auf Befehl des Kaisers vom Erzbischofe Arno Theoderich zum Bischof consecrirt, den Arno selbst und Graf Gerold nach Slavinien führten und dort den Fürsten übergaben, indem sie ihm das Land der Carantaner und die benachbarten Landstriche auf der Nordseite des Draufluſſes, bis wo sich derselbe in die Donau ergießt, zuwiesen, auf daß er mit aller Vollmacht das Volk durch das Predigtamt leite und nach der evangelischen Lehre Gott zu dienen unterrichte, die erbauten Kirchen einweihe, Priester ordinire und aufstelle, und das kirchliche Amt in jenen Ländern canonischer Vorschrift gemäß ausbilde: jedoch unter der Leitung und in Unterwürfigkeit unter den salzburgischen Vorgesetzten, was Theoderich einhielt, so lange er lebte." Nach dem zeitlichen Hingange Arno's im J. 821 wurde Adalram Erzbischof und stellte nach dem Tode Theoderichs den Gaubischof Otto für Slavinien auf. Nach dem im J. 836 erfolgten Ableben Adalram's bestieg Liupram den erzbischöflichen Stuhl, der nach dem Tode des slavinischen Gaubischofes Otto, Oswald zu seinem Nachfolger ernannte; und als 859 Erzbischof Liupram das Zeitliche gesegnet und Adalwin seine Stelle eingenommen hatte, verwaltete Gaubischof Oswald noch einige Zeit hindurch das Gaubisthum der Slaven. Ob er als solcher gestorben, oder davon entfernt worden sei, ist nicht bekannt: Thatsache ist aber, daß ihm Adalwin keinen Nachfolger mehr gab, sondern Alfried als Erzpriester für Slavinien aufstellte, die oberhirtliche Leitung Slaviniens aber in eigene Hände nahm. Der Anonymus bezeugt dieß mit den Worten: „Derzeit (im J. 871) bestrebt sich Erzbischof Adalwin, jenes Volk selbst zu regieren im Namen des Herrn."

Zu dieser dem Anonymus fast wörtlich entnommenen Erzählung kommt Mehreres zu bemerken. Vorerst tritt uns in der Umgrenzung des Verwaltungs-

[1]) L. c. p. 14.

bezirkes Gaubischof Theoderich's: „In der Nordseite des Draufluſſes, bis wo ſich derſelbe in die Donau ergießt", die ſchon beſtehende Zerlegung Kärntens nach dem Laufe der Drau in ein nördliches (eigentliches Carantanien) und ſüdliches (Friaul'ſcher Antheil) entgegen. Es iſt hierüber oben bereits das Nöthige beigebracht und auch dargethan worden, daß der das Aufblühen und den Zuwachs des Salzburger Metropolitan-Sprengels mit Scheelſucht wahrnehmende ſog. Patriarch von Aquileja, Urſus, jene politiſche Eintheilung zur Vergrößerung ſeines eigenen Sprengels auszubeuten wußte. — Vielleicht noch intereſſanter für unſere Aufgabe iſt die kirchliche Verwaltungsweiſe Slaviniens überhaupt durch Gaubiſchöfe (Chorae-episcopi), die im Allgemeinen einen ſtehenden Artikel in der Kirchengeſchichte jener Zeiten ausmachen. Durch eine Unzahl von Conciliarbeſchlüſſen bezüglich ihres Wirkungskreiſes beſchränkt oder derb gemaßregelt, in einzelnen Kirchenprovinzen gänzlich aufgehoben, und hernach trotzdem wieder eingeführt, bald mit biſchöflicher Weihe ausgeſtattet, dann nur als Prieſter mit ausgedehnten jurisdictionellen Vollmachten verſehen, tritt in ihnen immer wieder das unbotmäßige Beſtreben nach Unabhängigkeit zu Tage, das endlich auch ihre gänzliche Abſchaffung herbeiführte. Die Provinz Carantanien wurde, wie wir bereits geſehen haben, gleich beim Beginne ihrer Chriſtianiſirung unter dem hl. Biſchofe Virgil durch den Gaubiſchof Modeſtus verwaltet. Aber ſchon Modeſtus hatte keinen Gaubiſchof zum Nachfolger, ſondern Erzprieſter, die dem Lande, das zuerſt in drei und ſpäter in zwei Verwaltungsbezirke getheilt wurde, vorſtanden. Unter Erzbiſchof Arno wurde um das Jahr 810 der Gaubiſchof Theoderich über Geſammtſlavinien diesſeits der Drau (Carantanien und Niederpannonien) aufgeſtellt. Arno's Nachfolger, Erzbiſchof Adalram, ſtellte nach Theoderich's Tod den Gaubiſchof Otto auf, und Erzbiſchof Liupram ebenſo den Gaubiſchof Oswald. Oswald trachtete nach Unabhängigkeit vom Salzburger Biſchofe. Es geht dieß klar aus zwei Decretalen des Papſtes Nicolaus I. hervor, die er an ihn unter der Aufſchrift: Hoswaldo Chorepiscopo Quadrantino, erließ. Man findet ſie im Decret. Gratiani P. I. Dist. 40. c. 6. und c. 39. Sie betreffen beide klericale Disciplin (Todtſchlag oder Körperverletzung durch Geiſtliche), ſomit einen Gegenſtand, bei deſſen Behandlung Oswald an ſeinen Erzbiſchof ſich zu wenden verpflichtet war, keineswegs aber mit Umgehung desſelben unmittelbar an den Papſt ſich wenden durfte, wenn er ſeiner Pflicht getreu vorgehen wollte. Frhr. v. Ankershofen bemerkt hiezu[1]) ganz richtig, daß dieſe zwei Decretalen vor dem 6. Jänner 864 erlaſſen worden ſein müſſen (datirt ſind ſie nicht), weil an dieſem Tage laut einer Regensburger Uebereinkunft mit König Ludwig die Selbſtverwaltung durch Erzbiſchof Adalwin bereits conſtatirt iſt. König Ludwig gab nämlich zur Kirche Salzburg als Aequivalent für die Unterhaltungsbeiträge, welche der Gaugraf von Carantanien und die Unterthanen dem Biſchofe von Salzburg zu leiſten hatten, „ſo

[1]) L. c. S. 519.

oft er der Predigt halber nach Carantanien kam", zu Gurk ständiges Eigenthum, bestehend aus mehrern Gehöften und Leibeigenen.[1]) Zur Erledigung der laufenden Geschäfte in minder wichtigen Sachen ernannte Adalwin nach dem J. 869 einen Erzpriester, Namens Alfried, der nach Dominicus und Schwarnagel Herzog Priwina's Hofcaplan war. — Immerhin liegt in der Aufstellung der Gaubischöfe Theoderich, Otto und Oswald etwas Auffallendes, wenn man sie mit der damals gegen dieses Institut herrschenden Eingenommenheit zusammenhält. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vorher, nämlich 799, gab König Karl ein Capitulare, welches die Einsetzung neuer Gaubischöfe untersagte. Es lautet[2]): „Wir haben beschlossen, daß in Folge keine Gaubischöfe mehr aufgestellt werden; denn bisher wurden sie von solchen (Bischöfen) aufgestellt, welche die Verordnungen der hl. Väter und insbesondere jene der Päpste nicht kennen, und die nur auf die Pflege ihrer Ruhe und der Unterhaltungen bedacht waren." Freilich waren die Verhältnisse des jeweiligen Bischofes von Salzburg in Folge der seit Pipins Eroberungen in Pannonien ungeheuern Erweiterung seines Sprengels derartige, daß auch K. Karl sich bewogen finden mußte, hier eine Ausnahme zu gestatten, umsomehr als die im angeführten Capitulare zur Motivirung desselben angegebenen Gründe auf den gelehrten und seeleneifrigen Arno auch nicht entfernt bezogen werden konnten. Die örtlichen Verhältnisse waren so eigenthümlich gestaltet, daß die unmittelbare Pastoration von Salzburg aus, und durch die Person des Erzbischofes selbst, auf den ersten Anblick als eine Zumuthung des Unmöglichen erscheinen mußte. Obwohl nun dadurch, daß Erzbischof Adalwin jene Pastoration wieder in eigener Person übernahm, den Ausschreitungen der Gaubischöfe ein für alle Mal vorgebeugt war, habe ich mir doch schon früher erlaubt, das Unternehmen Erzbischof Adalwin's als einen Mißgriff zu bezeichnen, indem die unvermeidliche Vernachlässigung der Seelsorge des weitentlegenen und durch hohe, unwegsame Gebirge getrennten Volkes in Slavinien dem apostolischen Stuhle, ich sage nicht ein plausibler Vorwand, sondern eine wohlbegründete Veranlassung war, in anderer Weise für das Seelenheil jener Völker zu sorgen. Hiebei soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß bei Herzog Suatopluk von Mähren das Seelenheil seiner untergebenen Slaven nur als Vorwand hervorgekehrt wurde, während ausschließlich politische Rücksichten der Grund waren, aus welchem er den für seine Zwecke gefügigen Gräcoslaven Methodius zu sich berief. Doch hierüber werden wir bald des Nähern zu handeln haben. — Frhr. v. Ankershofen spricht die Vermuthung aus[3]), daß dieselben Motive, welche ohngefähr 137 Jahre später den Erzbischof Gebhard von Salzburg zur Errichtung des Gurker Bisthums veranlaßten: »frequentes et magnae asperitates viarum per durissima montana«[4]), — »Nimia parochiè amplitudo et viarum difficultas«[5]), auch die Nachfolger Adal-

[1]) Juvav. Anh. p. 96. [2]) Cap. Caroli bei Walter, II. p. 129. [3]) L. c. 523. ff. [4]) Eichhorn, Beitr. I. S. 195. [5]) Bestätig.-Dipl. K. Hei 4. Februar 1072 in Juvav. Anh. p. 258.

win's bestimmt haben mögen, wieder Gaubischöfe, wenn auch mit minder ausgedehnten Vollmachten, in Carantanien aufzustellen. Der klassische Geschichtschreiber Kärntens hatte nämlich in dem von Th. v. Karajan herausgegebenen „Verbrüderungsbuche des Stiftes St. Peter in Salzburg" S. 25 den »Ordo Choriepiscoporum Carantanae Regionis« mit den Namen: Salomon chorepisc., Engilfrid chorepisc., Alaricus chorepisc., Dietricus chorepisc., Kotapertus chorepisc., gefunden, und argumentirt dann mit einem ohne Zweifel nicht geringen Grade von Wahrscheinlichkeit darüber, wie folgt: „Obgleich diese Eintragung einem Schreiber des XII. Jahrh. zugeschrieben werden muß, so ist doch die Glaubwürdigkeit dieser Eintragung dadurch erkräftigt, daß der Gaubischof Kotapert oder Gotabert urkundlich nachweisbar ist, somit bei der Eintragung jener Gaubischöfe ältere, glaubwürdige Verzeichnisse vorgelegen haben mögen. Ich glaube nicht, daß unter dem in diesem Verzeichnisse aufgeführten Dietricus chorepisc. der Theoderich, welcher unter Erzbischof Arno zum Gaubischofe bestellt worden ist, verstanden werden müsse, und die verzeichneten Gaubischöfe Salomon, Engilfrid und Alarich Vorgänger jenes Theoderich gewesen seien, und dem Zeitraume zwischen den Gaubischöfen Modest und Theoderich angehören, weil ich mir nicht erklären könnte, weßhalb der Quellenschriftsteller die Gaubischöfe Otto und Oswald, welche, wenn sein Dietricus der Zeitgenosse Arno's gewesen sein soll, unmittelbare Nachfolger dieses Dietricus, jedenfalls Vorgänger Kotapert's waren, entweder nicht gekannt, oder aus diesem Verzeichnisse ausgelassen haben sollte. Ich vermuthe vielmehr, daß der Dietricus chorepisc. des genannten Verbrüderungsbuches ein zweiter Theoderich war, und ein Nachfolger jenes ersten Theoderich, des Zeitgenossen des Erzbischofes Arno, und daß er und seine unmittelbaren Vorgänger Salomon, Engilfrid, Alarich, Nachfolger der Gaubischöfe Theoderich I., Otto und Oswald gewesen seien, sonach wieder eingesetzte, jedoch nach den durch die Uebergriffe Oswald's nothwendig gewordenen Beschränkungen (wenn man so sagen darf) reformirte Gaubischöfe waren. Ist meine Vermuthung richtig, so gehörten die Gaubischöfe Salomon, Engilfrid, Alarich und Dietrich oder Theoderich II. beiläufig dem Zeitraume an, welchem die Nachfolger des Erzbischofes Adalwin († 21. April 873), Adalbert I. († 30. Juli 874), Dietmar († 907) und Pilgrim († 923) angehören, einem Zeitraum von 50 Jahren, welcher für die Folge von vier Gaubischöfen weder zu ausgedehnt, noch zu beschränkt sein kann." So genial diese Vermuthung combinirt und begründet ist, hebt dieß doch nicht jeden Zweifel an ihre Haltbarkeit. Einmal muß es jedenfalls auffallen, daß dem Eintrager der Gaubischöfe Salomon u. s. w., wenn ihm denn doch ältere glaubwürdige Verzeichnisse der kärntner'schen Gaubischöfe vorgelegen sein sollen, die frühern, ich will nicht sagen vom Virgil'schen Modest, so doch vom Theoderich Arno's an, unbekannt gewesen wären. Nicht minder auffallend ist, daß die Namen Salomon, Engilfrid, Alarich, Dietrich, in den gleichzeitigen Salzburger Documenten entweder gar nie, oder doch in einer Weise aufscheinen, daß man sie nicht auf

irgend einen dieser Gaubischöfe beziehen kann, wie z. B. jenen Theodoricus, den Erzbischof Diotmar selbst »fidelis camerarius noster« heißt.[1]) Auch möchte man meinen, daß gerade dieser Gaubischof Dietricus, wenn er zur Zeit Erzbischof Diotmar's gelebt hätte, wenigstens einmal als Zeuge, oder wie immer hätte genannt werden müssen, wozu besonders im Traditionscoder genannten Erzbischof's öfter Gelegenheit gewesen wäre, indem von den dort registrirten 36 Verhandlungen eine (Nr. 3) noch dazu Carantanien betrifft. Daß dieser Traditionscoder[2]) nicht dem Erzbischofe Diotmar II. (1025—1051), dem ihn v. Kleimayrn zuzuschreiben sich verleiten ließ, obwohl er ihn der Schrift nach für älter erkennt, sondern Diotmar I. (874—907) angehöre, setze ich als bekannt voraus: etwaige Zweifel darüber hat Staatsarchivar v. Meiller, meines Erachtens, vollständig beseitigt[3]). Hiezu kommt noch, daß aus andern Quellen ein Gaubischof Albrich, der wohl eine und dieselbe Person mit dem im Verbrüderungsbuche genannten Alarich sein wird, für die Ostmark, passauischen Antheils, bekannt ist, auf welchen auch Dudik zum Jahre 860 zugleich mit Anno (833) aufmerksam macht[4]). Vielleicht ließe sich bezüglich der Gaubischöfe Salomon und Engilfrid Aehnliches darthun und Dietrich wäre dann für den Theodericus Arno's zu halten. Darum erlaube ich mir, der v. Ankershofen'schen Vermuthung eine mir ebenso wahrscheinliche entgegen zu stellen, daß dem Mönche, der im XII. Jahrh. die Gaubischöfe Salomon u. s. w. in das Verbrüderungsbuch eintrug, allerdings 5 Gaubischöfe aus älterer Zeit bekannt waren, von deren zweien, Dietrich und Gotabert, er mit Gewißheit wußte, daß sie in Kärnten angestellt waren, was ihn verleitet haben mag, daß er auch die andern drei dorthin versetzte. Dagegen läßt sich auch nicht einwenden, daß er jedenfalls Dietricus, weil er allem Anscheine nach von allen fünfen am frühesten gelebt hatte, an die Spitze hätte stellen müssen, weil Verrückungen aus dem richtigen Platze im Verbrüderungsbuche überhaupt wenigstens einzelne vorkommen, was ich im II. Bde. S. 112. ff. bereits nachgewiesen zu haben glaube.

V. Capitel.

Die Bekehrung der Slaven des Grunzwiti-Gaues.

Die Christianisirungsgeschichte der Slaven des Grunzwitigaues reiht sich ganz naturgemäß an jene der westpannonischen Nachbarn der Carantaner an, weil

[1]) Juvav. Anh. p. 108. [2]) Ibid. p. 222. ff. [3]) Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Qu. Bd. XI S. 68. [4]) Mon. Boic. Vol. XXX. p. 70. 98. [5]) Gesch. Mähr. Bd. I. 116

die Grunzwitislaven nur ein Bestandtheil derselben sind. Insoweit hätte ihre Bekehrungsgeschichte zugleich mit jener der westpannonischen Slaven behandelt werden können, ich zog es aber vor, ihnen ein eigenes Capitel zu widmen, denn wer den Grunzwitigau nennt, der nennt auch die alte Controverse über seine Lage und die Untersuchung über dieselbe verlangt eine etwas weiter ausgreifende, gesonderte Behandlung. Sollte es mir auch nicht gelingen, jene Controverse gänzlich abzuschließen, so gelingt es mir doch sicherlich, sie durch Zufuhr neuen Materials dem Abschlusse um ein Beträchtliches näher zu bringen. Mich zum Schiedsrichter aufwerfen zu wollen, liegt mir ferne: ich bilde mir nur ein, mitsprechen zu dürfen.

Die urkundlichen Stellen, welche sich auf den Grunzwitigau beziehen, oder bezogen worden sind, sind meines Wissens folgende:

I. Im Stiftungsdiplom von Kremsmünster 777[1]: »(Concedimus) ad Grunzinwiten (al. Crunzwitim) sclauum unum cum iusto tributo.«

II. Im Schenkungsbriefe K. Karls d. Gr. für Witagowo (sine dato[2]): »Fideli nostro Witagowo concedimus .... curtem, que uocatur Grunzwita cum mansis XV.«

III. Im Schenkungsdiplom K. Ludwigs d. Fr. für Kremsmünster 828.[3]): »Concedimus cuidam monasterio ... Chremisa ... quoddam territorium quod est in pago Grunzwin (al. Grunzwiti) iuxta montem Sumarberch quod usque modo serui uel sclaui eiusdem monasterii ad censum tenuerunt, quia ad partem comitis soluebatur, ubi etiam monachi prefato monasterio ecclesiam et domos et cetera edificia construxerunt. Quod territorium ita terminatur. Incipit enim ex plaga orientali a Sumerperch sicut missi Geroldi designauerunt usque in Dreisma ad locum qui uocatur Hohogapleichun (M. B. »pleichun«, Cod. Frid. »plaeichiun«) et inde sursum ad territorium episcopatus Ecclesie Patauiensis et exinde ad plagam australem usque in Heribrunnum. Deinde ex parte occidentali usque ad locum ubi Flinsbach exit de silua a parte aquilonis sicut ipsa silua pergit usque iam dictum montem Sumerberch. Memorato vero territorio quantumque infra supra scripta terminacione consistit saluis tamen proprietatibus liberorum Sclauorum«.

IV. In der Schenkungsurkunde K. Arnulfs für Heimo v. J. 888 (nicht 898[4]): »Quidam noster ministerialis nomine Heimo serenitatis nostre magnitudinem deprecatus est ut in orientalibus partibus in pago Grunzwiti dicto, ubi Arbo terminalis comes preesse visus est super proprietatem suam legalem sibi rectitudinis potestatem in proprietatem concessissemus ... Dedimus ... ei cum consensu praedicti comitis eiusdem haereditatis sue rectitudinem perpetuo iure in proprietatem ... Eo uidelicet racionis tenore ut homines eius inde cum terminali comite ubi ipse elegerit urbem edificent. et si quando

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 3. [2]) Juvav. Anh. p. 62. [3]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 9. f. [4]) Juvav. Anh. p. 118. 119.

necesse eveniat ad semet ipsos defendendos cum rebus suis illuc confugium faciant . . . . Ad publicum iam fati comitis mallum scilicet idem Heimo seu vicarius eius legem ac iustitiam exigendam vel perpetrandam pergat. Et si forte de maravorum regno aliquis causa iustitiae supervenerit si tale quidlibet est quod ipse Heimo vel advocatus eius corrigere quiverit . iudicio eiusdem comitis potenter finiatur.«

V. Endlich im Bestätigungs-Diplome K. Arnulf's für Erzbischof Dietmar von Salzburg, 890 (Juvav. Anh. p. 113.): »Ad Grunzita quidquid superfuit hobis V. quas fideli nostro dedimus Dietrico hoc sunt hobas L.«

Trotz der Aehnlichkeit oder des gänzlichen Gleichlautes dieser topographischen Namen, unterliegt es vorerst keinem Zweifel, daß die ausdrücklich als Ortschaften bezeichneten Grunzita, Grunzwita von dem wieder ausdrücklich als Gau angegebenen Grunzwiti oder beziehentlich (Dativ. plur.) Grunzwitim, Grunzwiten, wesentlich verschieden seien; ja auch das Grunzwita Witagowo's und das Grunzita der Salzburger Kirche scheinen von einander verschieden zu sein. Während man darüber einig ist, daß das Grunzita der Salzburgerkirche in Grünz zwischen Wölbling und Albrechtsberg (Obritzberg) zu suchen sei, bleibt für Grunzwita Witagowo's noch eine große Auswahl in den Ortschaften Grimsing bei Emersdorf, Grinzing ober Wien, Grünsting bei Baierbach und Prein. Eben weil es so viele Ortschaften gibt, deren Namen aus Gruncita, Grunzwita entstanden sein können, liegt auf der Hand, daß sie für die Bestimmung der Lage des Grunzwiti-Gaues an und für sich keinen Anhalt bieten. Ebenso mag füglich unerörtert bleiben, ob Gruncita ein Diminutivum eines awarischen oder slavischen Grunza, oder ob Grunzo eine altgermanische Koseform etwa für Grundperht sei, oder einfach das Appellativum Grund zur Grundlage habe, sowie ob witi das keltische wit, oder das altdeutsche witu (Holz, Wald) sei, oder ob man Grunzwiti für gleichbedeutend mit Grünwald halten dürfe u. s. w.

Dem klaren Wortlaute jener Documente gemäß, die vom Grunzwitigaue selbst handeln, muß er unbestreitbar die Eigenschaften haben: Daß er im **Ostlande** (in orientalibus partibus) und in der Nähe des mährischen Reiches liege, und dann, daß sein Partialgebiet, welches K. Ludwig d. Fr. an Kremsmünster schenkt, ein **altslavisches** sei, weil **freie Slaven** darin wohnen, und endlich, daß es an die Passauer Diöcese anstoße, ohne zur selben zu gehören. Letztere zwei Eigenschaften mußte aber das Kremsmünster'sche Partialgebiet schon im J. 777 haben, weil erweislich das schon vom Herzog Tassilo zur Dotirung angewiesene kleine Gebiet im Grunzwiti (ad Crunzwitim) vom K. Ludwig d. Fr. nur erweitert wurde. Diese Grundsätze müssen bei der Bestimmung der Lage des Grunzwitigaues überhaupt die leitenden sein. Man hat sie dennoch wiederholt theilweise oder gänzlich außer Acht gelassen, und mehr Gewicht auf topographisch-etymologische Combinationen der Oertlichkeitsnamen gelegt, welche in der Schenkungsurkunde K. Ludwigs d. Fr.

als Grenzpunkte des an Kremsmünster geschenkten Gebietes genannt sind, wozu dann auch noch die von Heimo erbaute Burg (Urbs) gezogen wurde. Hiedurch gelangte man zu Resultaten, die unter sich weit von einander abwichen, von denen das spätere immer wieder die frühern widerlegt, und zuletzt ebensowenig befriedigt, wie die andern.

Die mir bekannt gewordenen Aufstellungen über die Lage des alten Grunzwitigaues lassen sich auf vier reduciren. Jede hat etwas für sich, wozu auch das noch kommt, daß sie von namhaften Chorographen und Forschern vertreten sind. Die ältern Meinungen hat v. Hormayr in seinem histor. Taschenbuche, Jahrg. 1813, ausführlich erörtert; wer für diese specielle Untersuchung besonderes Interesse hat, mag sich bei ihm Raths erholen. Im größern literarischen Publikum hatte auch in der vorliegenden Controverse in der Regel derjenige Recht, der zuletzt gesprochen hatte, und insoweit könnte ich es mir leicht machen, indem ich mich ausschließlich mit der letzten Aufstellung Büdingers[1]) befaßte, der seinen Grunzwitigau auf ein verhältnißmäßig kleines Gebiet um Grünz (zwischen Wölbling und Obritzberg) beschränkt. Wenn ich seiner Ansicht beitreten könnte, würde es genügen, wenn ich meinerseits und von meinem besondern kirchengeschichtlichen Standpunkte aus Einiges zur Begründung derselben beitrüge; — da nun aber dieß nicht der Fall ist, so muß ich gleichwohl auch die drei andern Meinungen sammt der seinigen einer kurzen Prüfung unterwerfen, um zu einem selbstständigen Resultate zu gelangen.

Zwei Meinungen halten sich an das linke Donauufer, die andern zwei an das rechte: gehen wir ihnen von West nach Ost auf dem Fuße nach. Die erste Meinung (ich möchte sie die bayerische heißen) verlegt den Grunzwitigau an den Ilzfluß, läßt ihn tief in den bayerischen Wald hinein sich erstrecken, und östlich bis an die große Michel. Da gibt es eine Ortschaft Sumerberg bei Rinknach, einen Pläckenstein für Hohoga-pleichim (nicht -plättchin, wie früher falsch gelesen wurde), ein Dreisem, einen Flanizbach u. s. w. und der Grunzwitigau erhält seinen Namen von Kranwet (Wachholder). Diese Ansicht stellte V. v. Pallhausen schon 1815 auf[2]), v. Spruner adoptirte sie[3]), und selbst Rudhart pflichtet ihr ohne Bedenken bei[4]). — Obwohl sicher ist, daß schon ziemlich frühzeitig Czechoslaven als Colonisten im bayerischen Walde siedelten: altslavisches Land war jenes Waldgebiet nicht; die dort eingewanderten Slaven waren Leibeigene, unter denen es im J. 777 kaum einen freien Mann gab. Die Bezeichnung »in orientalibus partibus« läßt sich auf jene Gegenden nicht beziehen, die mährische Grenze ist weit entfernt, und was für sich allein schon entscheidend wäre: Alles war dort altpassauisches Diöcesangebiet, was mit der Bestimmung: »usque ad territorium episcopatus Ecclesiae pataviensis« platterdings

[1]) Oesterr. Gesch. S. 170. ff. [2]) Nachtrag zur Urgeschichte S. 211. ff. [3]) Gaue, S. 97. [4]) Aelteste. Gesch. v. Bayern S. 517.

nicht vereinbar ist. Diese Gründe im Zusammenhalte mit der Heimburg (Heimburg = Hainburg) der Urkunde v. J. 888 mögen auch v. Spruner bewogen haben, sein Pagus Grunzwiti am Pläckenstein aufzugeben und an die Nordwestgestade des Neusiedlersee's zu verlegen. In seinem Gesch.-Atlas von Bayern 1838 zeichnet er ihn noch am Pläckenstein ein, im großen Hand-Atlas vom J. 1846, Bl. 65 aber schon nördlich von Pütten. Auch dieß ist ungenau.

Dagegen glaubte Khautz[1]) den Grunzwitigau im Viertel unter dem Manhartsberge bei Wullersdorf (Dec. Sitzendorf) entdeckt zu haben, und v. Hormayr suchte dessen Ansicht tiefer zu begründen. Es findet sich dort eine Ortschaft Grunt, ein Sonnberg, ein Trasen- und Flinzbach. Jene Gegend lag aber in der kritischen Zeit innerhalb der mährischen Grenzen, somit auch nicht im karolingischen Ostlande, im J. 777 stand sie aber wohl zweifellos unter awarischer Botmäßigkeit und im Jahre 828 eben so zweifellos unter bischöflich-passauischer Jurisdiction: Verhältnisse, die mit den auf den Grunzwitigau bezüglichen Urkunden in directem Widerspruche stehen.

Schon R. v. Lang hatte den Grunzwitigau auf das rechte Donauufer verlegt. Er spricht sich, wie ihm dieß mehrmal widerfährt, sehr confus über die Lage desselben aus[2]), indem er ihn „in's Viertel Wienerwald bis Krems" einsetzt, mit Grein in Verbindung bringt, und dem Traungau einverleibt. Seiner Ansicht traten die einheimischen Forscher Heyrenbach[3]) und Pritz[4]) in der Wesenheit bei, präcisirten jedoch die Lage des Gaues auf die Umgegend von Grunzita, d. h. Grünz zwischen Wölbling und Obritzberg. Namhafte Forscher neuerer Zeit stimmen ihnen bei, mit besonderem Eifer auch Büdinger[5]). Obwohl nun diese Forscher insgesammt annehmen, daß das Viertel ober dem Wienerwald im IX. Jahrh. schon unter bischöflich-passauischer Jurisdiction stand (was jedoch unrichtig ist), nehmen sie doch keinen Anstand, sich über den klaren Ausspruch der Schenkungs-Urkunde K. Ludwigs d. Fr. vom J. 828 »usque ad territorium episcopatus Ecclesiae Pataviensis«, wegzusetzen und ebenso den Gau in ein Territorium einzureihen, das bis zum J. 791 ausschließlich awarisches Gebiet war. Es ist mir nicht unbekannt, welche Mühe Heyrenbach l. c. aufgewendet hat, um die weiteste Umgegend von St. Pölten, ja, das gesammte Viertel ober dem Wienerwald den Awaren abzunehmen und den Slaven zu vindiciren, aber ebensowenig ist mir, und gewiß nicht mir allein, unbekannt, daß seine dafür vorgebrachten Gründe völlig unhaltbar sind. Die Entfernung (mehr als 5 Meilen) der vermeintlichen Heimburg bei Külb von der Donau hält Büdinger für die einzige Schwierigkeit, aber auch diese ist ihm nicht bedeutend genug, um ihn von seiner Meinung abzu-

---

[1]) Pragm. Gesch. des Markgrafth. Oesterr. I S. 277. [2]) Bayerns Gauen, S. 133. 134. 145. Vgl. Pallhausen S. 211. [3]) Beitr. zu verschied. Wissenschaften österr. Gelehrten S. 331 bis 381. [4]) Gesch. d. Land. ob. d. Enns S. 177—179. [5]) Oesterr. Gesch. S. 170. ff.

bringen. Sie ist jedoch, wie wir vorhin gesehen haben, keineswegs die einzige Schwierigkeit und obendrein basirt auch die Combination Hohoga-plaettchin mit einer Abplattung des Hügelzuges zwischen der Traisen und Flaniz auf der falschen Lesart: plaettchin statt pleichin sowie die Bestimmung der Grenze vom Sommerberg in östlicher Richtung mit dem Texte der Schenkungsurkunde vom J. 828, ohne ihm Gewalt anzuthun, platterdings nicht in Einklang zu bringen ist. Endlich war auch die ganze Umgegend von Traismauer an der Traisen aufwärts um 828 schon längere Zeit in Salzburgischem und beziehentlich St. Pöltnerischem Besitze, und der Kern der Salzburgischen Liegenschaften um Wölbling war gerade jenes Grünz oder Grunzita. Mithin ist nicht abzusehen, wie sich die Verlegung des Grunzwitigaues auf die Umgegend von Grünz vertheidigen lasse.

An den topischen Namen von Hainburg und Grünzing bei Wien festhaltend, setzte R. v. Koch-Sternfeld[1]) seinen Grunzwitigau hart an das rechte Donauufer vom Kahlenberge bis Preßburg, d. h. auf altawarisches und dann vom Anfange des IX. Jahrh. auch noch auf bischöflich passauisches Diöcesangebiet. Wenn auch seine Deutung der von Heimo erbauten Heiminburg mit Hainburg etymologisch kaum anzustreiten ist, liegt seiner Ausdehnung des Grunzwitigaues bis an die Donau jedenfalls ein Metachronismus von beiläufig hundert Jahren zu Grunde.

Aus den jeder einzelnen dieser vier Hypothesen beigefügten Gründen vermag ich mir keine derselben anzueignen, obwohl ich die Wahrscheinlichkeitsgründe, in die sie sich theilen, gerne anerkenne. Dagegen kann ich aber ihren verehrten Vertretern auch einen Vorwurf nicht ersparen, der die bisherigen Begründungen aller vier Hypothesen gleichheitlich miteinander trifft: es ist die Unterlassung des unabweisbaren Versuches, jede einzelne Hypothese mit der Grenzumschreibung der Schenkungsurkunde v. J. 828 in Einklang zu bringen, um die einschlägige Hypothese damit zu verificiren. Die Unmöglichkeit dieser Verificirung hätte jeden Forscher, dem es um die Wahrheit allein zu thun ist, von seiner vorgefaßten Meinung abbringen müssen. — Hieraus geht nun von selbst die Nöthigung hervor, uns für den Grunzwitigau um ein von den besprochenen Territorien verschiedenes umzusehen. Mir scheint nun, jenes Waldgebiet, das schon im XI. Jahrh. als erbliche Grafschaft Pütten auftritt, habe alle Eigenschaften, welche die auf den Grunzwitigau bezüglichen Documente postuliren: er ist als nördliche carantanische Grenzmark altslavischer Stammbesitz, lag im äußersten Ostlande in der Nähe von Mähren (dieß als Reich Suatopluk's genommen), reichte später sogar bis an dessen Grenze, war aber überdieß vermöge der Christianisirung seiner Bewohner durch die Salzburger Missionäre altsalzburgischer Diöcesansprengel, aber hart am Territorium des Passauer Bisthums. Hiezu kommt auch noch, daß die in den Documenten enthaltenen Ortsnamen, wenigstens in ihrer Mehrzahl, sich ungezwungen auf diesem

[1]) Münchner Gelehrt.-Anz. Jahrg. 1840 Nr. 21. dann Matrikel ꝛc.

Gebiete nachweisen lassen, und daß andere Documente, die sich auf dieses Waldgebiet beziehen, mit jenen, welche den Grunzwitigau ausdrücklich nennen, im schönsten Einklange stehen, ja theilweise sich gegenseitig bedingen. Betrachten wir uns nun die angedeuteten Verhältnisse des Nähern.

Wie uns bereits bekannt ist, hatte Herzog Otilo von Baioarien, in seinen letzten Regierungsjahren vom carantanischen Herzoge Boruth zu Hilfe gerufen, die Awaren besiegt und die Carantaner befreit, aber zugleich den fränkischen Königen, unter deren Oberherrschaft er vor mehreren Jahren selbst wieder gekommen war, tributpflichtig gemacht. Als die Carantaner, von ihren gegen die Einführung des Christenthums widerspänstigen Magnaten aufgestachelt, im J. 772 sich förmlich empörten und alle Missionäre aus dem Lande vertrieben, überzog sie Tassilo, Otilo's Sohn und Nachfolger, mit Krieg und unterwarf sie unmittelbar der baioarischen Dynastie. Vermöge der dynastischen Vorrechte besaß Tassilo von nun an ausgedehntes Grundvermögen im ganzen neu eroberten Lande, und war daher in der Lage, die Altacher Missionäre, welche mit jenen von St. Peter seit dem Jahre ca. 750 unter der Leitung des Bischofs Virgil an der Bekehrung der Carantaner und ihrer Nachbarn im westlichen Pannonien arbeiteten, mit weltlichem Besitze in der carantanischen Nordmark Grunzwiti behufs Dotirung ihres Filialklosters Kremsmünster zu remuneriren.

Bekanntlich wurde nach Tassilo's gewaltsamer Absetzung im J. 788 Gesammt-Baioarien, somit auch Carantanien, dem fränkischen Reiche als Provinz einverleibt und fortan längere Zeit durch Grafen verwaltet. Als dann 796 die Awaren hinter die Theiß zurückgeworfen worden waren, mag das von den Awaren größtentheils verlassene und von den Baioariern und Slaven in neue Colonisation genommene Binnenland westlich vom Neusiedlersee (woher vielleicht dessen Name) und zwischen dem Hartberg und der Donau von seinem altslavischen Bestandtheile, dem Grunzwiti aus, wieder bevölkert, und darum zum Grunzwitigau gerechnet worden sein. Dadurch wäre dann zur Genüge erklärt, wie die von Heimo 888 erbaute Grenzburg (Hainburg) als im Grunzwitigau liegend, erscheinen kann. Sie wurde zum Schutz- und Zufluchtsort, nicht gegen die Magyaren, sondern gegen die Mahranen Suatopluk's errichtet, dessen Herrschaft sich damals nicht nur über Großmähren links der Donau, sondern wahrscheinlich auch über die Slovakei und das nördliche Pannonien zwischen der Donau, dem Neusiedlersee und der Rabniz erstreckte. Diese Aufstellungen stimmen im Wesentlichen mit den Erörterungen Dümmler's über die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches ziemlich vollständig überein. Auf den Grunzwitigau in meinem Sinne reflectirt aber Dümmler freilich nicht.

Auch mit den kirchlichen Verhältnissen jener Territorien befinde ich mich mit meiner Auffassung vollkommen im Einklange. Wir werden uns im Schlußcapitel dieses Theiles hoffentlich davon überzeugen, daß der südwestliche Theil des Gesammt-Grunzwitigaues, d. h. der ursprüngliche Grunzwitigau,

salzburgisches Diöcesangebiet gewesen sei, der nördliche dagegen, sowie was am linken Rabnizufer lag, passauisches. Am Rabnizursprunge aus den beiden Sprazabächen bildete eine Strecke der am Moisesriegel bei Wiesmahd entspringende nördliche Sprazaarm die Ostgrenze des Grunzwiti und Carantaniens überhaupt, weiter nördlich aber eine, die gerade Richtung dieses Armes über die Wasserscheide bei Hohenwolkersdorf fortsetzende Linie, die dann bei Untereggendorf die Leitha erreichte. Die Gaugrenze war aber zugleich die Scheidelinie der Sprengel von Salzburg und Passau. Die eben angegebene Linie wird uns auch zum Verständnisse der sichtlich leider verkümmerten Urkunde verhelfen, welche König Ludwig d. Fr. über die Beilegung eines zwischen Erzbischof Adalram von Salzburg und Bischof Reginher von Passau entstandenen Grenzstreites im J. 829 ausstellte.

Was nun die in der Urkunde desselben Königs vom J. 828 vorkommenden Ortsnamen betrifft, muß ich vor Allem bemerken, daß ich nicht einzusehen vermag, wie Büdinger zur Behauptung komme, daß anläßlich der Phrase: »in pago Grunzwiti iuxta montem Sumerberch« „es sich von selbst verstehe, daß an den Sömmering nicht zu denken sei"; er heiße früher nur Zerwald (Cerewalt) und habe auch schwerlich zur Ostmark gehört. Er kommt nämlich 1222 in v. Meiller's Babenb. Reg. als Mons Semerink vor, und daß er früher an seiner südlichen Abdachung Cerewalt geheißen habe, ist sehr ungenau, denn nicht der Berg, sondern nur ein mit Steineichen bestandeter, meinetwegen größerer Abhang desselben hieß Cerewalt, d. h. Steineichenwald (etwa um Krieglach, Kremelak? wahrscheinlicher um Eichberg bei Borau). Ferner handelt es sich auch nicht darum, ob der Sömmering selbst je zur Ostmark gehört habe, wohl aber, ob dieß mit dem ihm nordöstlich gelegenen Gebiete der Fall gewesen sei, und dieß ist sicher, denn der in der Urkunde von 888 genannte »Arbo comes terminalis«, war Grenzgraf in der Ostmark. Vor dem Sommerauerberge bei Göttweig ist der Sömmering schon deßwegen entschieden im Vortheile, weil jener urkundlich gar nicht vorkommt. Als Ausgang der Grenzbestimmung der Urkunde von 828 bleibt daher der Sömmering vorläufig im Besitze. — Der nächste Grenzpunkt in östlicher Richtung ist Trasen bei dem Orte Hohogagleichin (usque in Dreisma ad locum qui vocatur Hohoga pleichin). So wenig man mit dieser Dreisma auf den Trasenbach bei Wullersdorf angewiesen sein kann, eben so wenig kann man damit auf den Traisenfluß, der unter Traismauer in die Donau einmündet, beschränkt sein. Traisen gibt es mehrere, so z. B. eine Traisam bei Freiburg im Großherzogthum Baden. Allen diesen Bachnamen scheint ein keltisches Traisma als Appellativum für „gerade rinnend" zu Grunde zu liegen; ich habe auch den Püttenbach auf einer alten Karte unbekannten Autors mit Trasen bezeichnet gefunden. Es wird sich in vordester Reihe also nur darum handeln, ob sich auch an dieser Dreisma ein Ort finde, der für Hohoga-pleichin (nicht Hohoga-plaetichin) gelten kann. Daß

Hohoga-pleichin ein zusammengesetztes Wort sei, ist zweifellos, und ebenso zweifellos, daß das Wort Hohoga die Differenzirung von einem andern pleichin sein werde, wenn in jener Region überhaupt ein anderer, ebenfalls aus pleichin zusammengesetzter Ortsname zu entdecken ist. Nun ist dieß aber wirklich der Fall; im Cod. X. des Stiftes St. Peter ist unter Anderem auch eine Abschrift jenes „Verzeichnisses der Pfarrkirchen, Kapellen u. s. w. der Salzburger Diöcese enthalten, das Chmel nach einer im k. k. Staatsarchive in Wien vorhandenen Abschrift veröffentlicht hat[1]). In diesem Verzeichnisse ist unter dem Titel: Beneficia ultra montem Semerincum die heutige Pfarrkirche Grünbach im Dec. Neustadt als Gruninplaich vorgetragen, und dieses Gruninplaich ist von dem Orte, den ich für Hohoga-pleichin halte, nicht drei Meilen entfernt. Letztere suche ich aber in Hocheck in der Pfarrei Feistriz, ½ St. nordöstlich vom Pfarrorte und ¼ St. vom linken Trasen- (Püttenbach-)Ufer entfernt. Außer der Namensähnlichkeit mit Hohoga hat Hocheck auch das für sich, daß es genau in die östliche Richtung vom Sömmering zum Gebiet des Passauer Bisthums fällt und nahe an der Trasen liegt. Daß aber die Nordgrenze des an Kremsmünster geschenkten Gebietes diese und keine andere Richtung von West nach Ost eingehalten habe, findet in dem allem Anscheine nach wegen dieser Schenkung zwischen Adalram von Salzburg und Reginher von Passau wohl eben damals entstandenen Streite um die Diöcesangrenze an den Sprazabächen und an der bald nachher erfolgten Erweiterung des Kremsmünsterer Gebietes mittelst Zutheilung des Zwickels zwischen den Sprazabächen eine wenigstens theilweise Bestätigung. Durch die gerade Linie vom Fuße des Sömmering über Hocheck an die Passauer Diöcesangrenze wurden nämlich beide Sprazaquellen bei Lichteneck und Wiesmahd berührt, und da die Passauergrenze als östlicher Endpunkt angegeben war, so war Kremsmünster wenigstens scheinbar in vollem Rechte, wenn es ebenerwähnten Zwickel schon damals in Anspruch nahm. Dem widersetzte sich aber Bischof Reginher von Passau, weil er, ebenfalls mit dem natürlichen Anscheine des Rechtes, die größere unter Kaltenberg entspringende Spraza, als Mutter des Hauptgrenzflusses Rabniz (Rapa) für seine Bisthumsgrenze hielt. — In westöstlicher Richtung wird die Grenze des Passauer Bisthums als letzter Punkt bezeichnet (»inde [a Dreisma] sursum usque ad territorium Episcopatus Ecclesiae Pataviensis«), welcher, wie schon oben bemerkt, auf dem Hochplateau von Wiesmahd lag, wo die von Norden kommende kleinere Spraza am Moises-Riegel entspringt. Auch hier ist die Ausdrucksweise der Urkunde vollkommen übereinstimmend mit der Plastik des zwischen der Trasen und Wiesmahd liegenden Terrains, denn von der Trasen steigt es fortwährend über Kaltenberg und Nickelberg bis zum Moisesriegel, und die von ihr vorgezeichnete Grenze hält sich genau an die Wasserscheiden: ein Umstand, der mich noch mehr in der

---

[1]) Notiz. Blatt Jhrg. II. S. 265. ff.

Ansicht bestärkt, daß ich mit meiner Tracirung nicht fehl gegangen sei, weil Wasserscheiden (Wagraine) im Alterthum den Grenzbestimmungen ebenso regelmäßig zu Grunde gelegt werden, als Flüsse und Bäche.

Von dem Punkte, auf welchem die Nordostgrenze des neugeschenkten Kremsmünsterer Gebiets in die Westgrenze des Passauer Bisthums dieser Gegend einfiel (wie wir sehen werden, war dieser Punkt vorläufig der Zusammenfluß der beiden Sprazen bei Sprazeck), in der Richtung nach Süden bietet die genaue Abmarkung mehr Schwierigkeit. Die Urkunde sagt: »exinde ad plagam australem usque in Heribrunnum.« So wie es angegeben ist, scheint Heribrunnum keine Ortschaft, sondern einfach eine ansehnlichere Quelle zu bedeuten, die wegen ihrer besondern Klarheit den Namen Heri-Born trug. Ich erinnere hier an die parallele Phrase des Stiftungsdiploms von Kremsmünster: »quod est a fonte qui uocatur Zuffinprunno (statt ze-uffim-brunno, d. h. zu auf dem Born). Heribrunnum wird kaum etwas anderes sein als die Quelle, an welcher die heutige Ortschaft Lebenbrunn entstanden ist, deren Name theils slavisch, theils deutsch zu sein scheint, und der, wenn man das slovenische lebiti d. h. hell, klarmachen hieher beziehen darf, den altgermanischen Namen Heribrunno vollkommen deckt. Wie dem sein möge, läßt die gerade Linie der freilich erst spätern heutigen Landesgrenze mit einiger Sicherheit vermuthen, daß wenigstens nahe bei Lebenbrunn jener Punkt zu suchen sei, an dem die Ost- und Südgrenze des Kremsmünsterer Gebietes in einem stumpfen Winkel aufeinander stießen.

Die weitere Grenze in westlicher Richtung gibt die Urkunde mit den Worten an: »Deinde ex parte occidentali usque ad eum locum ubi Flinsbach exit de silva.« Sie mag von dem Punkte zu oder bei Lebenbrunn so ziemlich eine gerade Linie bis zum Flinsbach eingehalten haben, während die heutige niederösterreichische Landesgrenze zwischen Lebenbrunn und Sömmering sich in mehrern, zum Theil sehr grellen Krümmungen hinzieht. Wo ist aber der maßgebende Flinsbach? Wie es scheint, ist damit, wenn nicht der Lafnizbach bei St. Jakob selbst, eine seiner Quellen gemeint. Ich sage: wenn nicht der Lafnizbach selbst; es ist nämlich nicht unmöglich, daß sein Name durch Slavisirung und damit verbundene arge Verwitterung aus Flinsbach (La Flinizbach) entstanden sei, oder umgekehrt, daß sich der deutsche Schreiber der Urkunde die Lafniza mit Flinsbach mundgerecht gemacht habe. Aehnliche Metathesen kommen einige vor. Eine um 30 Jahre jüngere Urkunde des Benedictinerstifts Mattsee vom J. 860, welche bald eingehender besprochen werden soll, berührt in einer Grenzumschreibung eines engern Bezirkes (20 Königshöfe Areal) um Zöbern dieselbe Gegend, gibt aber auch keinen verlässigern Aufschluß. Unsere Gebietsgrenze soweit südlich (am Lafnizbache) zu suchen, veranlaßt mich, die gleich darauffolgende Grenzbestimmung in nördlicher Richtung: »a parte aquilonis sicut ipsa silua pergit ad iam dictum montem Sumerberch.« (Daß die Interpunktion nach »aquilonis« offenbar falsch sei, bedarf wohl keiner besondern

Begründung.) Vom Flinsbache weg lief die Grenze in nördlicher Richtung wie der Bergwald selbst zum Fuß des Sömmering zurück. Vorstehender Erörterung gemäß mag der Flächeninhalt des Gebietes, welches K. Ludwig d. Fr. zur Abtei Kremsmünster geschenkt, beiläufig 9 Quadratmeilen betragen haben.

Nun kommt noch zu untersuchen, in wieferne andere Documente, welche sich auf dieses Waldgebiet beziehen, mit jenen, welche den Grunzwitigau ausdrücklich nennen, im Einklange stehen, ja theilweise sich gegenseitig bedingen. Bei dieser Ankündigung habe ich vorzugsweise drei Urkunden von Kremsmünster und eine von Mattsee im Auge, jene fünfte über die Schlichtung des Grenzstreites, der sich zwischen Adalram von Salzburg und Reginher von Passau erhoben hatte, werde ich nur mehr obenhin berühren, weil sie im letzten Capitel über die alten Diöcesangrenzen zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau ohnehin ausführlicher besprochen werden muß. Bis ich auf die Beleuchtung der innigen Beziehungen eingehe, in welchen die Documente, die den Grunzwitigau nicht ausdrücklich nennen, zu denen stehen, in welchen er genannt wird, muß ich auf den unleugbaren Nexus aufmerksam machen, der die Schenkungsurkunde K. Ludwigs d. Fr. mit dem Stiftungsdiplome Herzog Tassilo's verknüpft. In ersterer wird nämlich offenbar als Veranlassung zur Schenkung eines ausgedehnteren Gebietes angeführt, daß die Missionäre von Kremsmünster dort bereits cultivirt und christianisirt haben: Concedimus monasterio ... Chremisa ... quoddam territorium ... in pago Grunzwiti ... quod usque modo serui uel sclaui eiusdem monasterii ad censum tenuerunt ... ubi etiam monachi prefato monasterio ecclesiam et domos et cetera edificia construxerunt.« Die Abtei Kremsmünster hatte also in jenem Gebiete des Grunzwitigaues nicht nur auf Bodenzins (ad censum) ausgegebene Güter, also Obereigenthum oder grundherrliche Rechte, sondern auch im eigenen Betriebe stehende Realitäten, denn sie hatte dort eine Kirche, Häuser und andere Gebäude aufgeführt. Vor 828 kommt aber nirgends eine Beschenkung der Abtei mit Liegenschaften im Grunzwitigaue vor, als einzig nur im Stiftungsdiplom von 777; mithin stammt jene Gegend des Grunzwitigaues, in welcher die Kremsmünsterer Mönche inzwischen Kirche, Häuser und andere Gebäude aufgeführt, oder mit andern Worten, wo sie christianisirt und cultivirt hatten, unbestreitbar aus der Dotation Herzog Tassilo's.

Im J. 877 stellt K. Karlmann dem Kloster Kremsmünster ein förmliches Diplom über eine schon von seinem Vater K. Ludwig d. D. gemachte, aber nicht verbriefte Schenkung aus. Sie bestand in einem[1]) »territorium quoddam iuxta fluvium qui dicitur Sprazah, quod a capite ab eo loco incipit ubi unus fons qui Benninwanch dicitur intrat in Sprazam et sic inter duas Sprazas usque in eum locum ubi ipse due Spraze simul unum cursum faciunt.« Ver-

[1]) Urk.-Buch von Kremsm. S. 11. f.

anlassung und Umfang dieser Schenkung scheinen mir ganz unzweideutig darauf hinzuweisen, daß es sich bei ihr nur um eine Erweiterung einer frühern Schenkung handelte, nämlich jener K. Ludwigs d. Fr. von 828. Die Erweiterung lag aber unbestreitbar östlich vom Sömmering, und so kann denn auch das, was durch sie erweitert wurde, nirgends, als östlich vom Sömmering gesucht werden, oder was dasselbe ist, im Territorium, das die Urkunde von 828 ausdrücklich als Bestandtheil des Grundwitigaues bezeichnet. Die soeben beschriebene Erweiterung bildet ein rechtschenkliches Dreieck, zwischen den Quellen der großen Spraza, wo der Benkersdorfer Bach in sie fällt, und der kleinen Spraza bei Wiesmahd, dessen Basis und Höhe knapp eine Meile haben, somit beträgt das Gesammt-Areal der Erweiterung kaum ½ Quadratmeile. Wollte man diese Schenkung nicht für eine Erweiterung eines Gebietes, in dessen Besitz das Kloster schon früher war, sondern für eine primitive ansehen, so könnte man versucht sein, sie nicht für ein ernstlich gemeintes Geschenk, sondern für eine Verhöhnung des damit bedachten Klosters zu halten; denn was hätte es mit dieser winzigen noch uncultivirten Parcelle beginnen sollen, die in gerader Linie 22 Meilen vom Kloster entfernt, außer jeglicher Verbindung mit seinen übrigen Liegenschaften stand? Betrachtet man hingegen die Schenkung als das, was sie ist, nämlich als Erweiterung des anstoßenden größern Gebietes, in dessen Besitz das Stift schon länger war, so wird sie als wirkliche Wohlthat begreiflich.

Auf dieselbe Ansicht lenkt uns auch die höchst wahrscheinliche Veranlassung zu dieser Schenkung. K. Ludwig d. D. hatte 860 das südliche damals sicherlich noch großentheils unwirthbare Waldgebiet um Zöbern mit einem Areal von 20 Königshöfen aus dem von seinem Vater dem Kloster Kremsmünster zur Erweiterung der Schenkung Herzog Tassilo's im Grunzwitigau ausgeschieden und dem Benedictiner-Kloster Mattsee zugewendet. Dadurch wurde Kremsmünster in seinem feierlich bestätigten Besitzthume beeinträchtigt. Bei der anerkannten Gerechtigkeitsliebe dieses Kaisers war mit Zuversicht zu erwarten, daß er Kremsmünster anderweitig entschädigen werde. Nun hatte aber Kremsmünster ohnehin Anspruch auf den Zwickel zwischen den Sprazabächen, den es auf den Wortlaut der Schenkungsurkunde K. Ludwigs d. Fr. von 828 stützte. Damals hatte es in Folge des zwischen dem Erbischof Adalram von Salzburg und Bischof Reginher von Passau ausgebrochenen Grenzstreites, der gerade jenen Zwickel zum Gegenstand hatte, nicht in Besitz desselben gelangen können. Bei Anlaß der Abtrennung des südlichen Waldgebietes um Zöbern zu Gunsten Mattsee's durch K. Ludwig d. D. war die passendste Gelegenheit dargeboten, die alten Ansprüche auf das zwischen den Sprazen liegende Dreieck geltend zu machen, und wirlich scheint K. Ludwig d. D. gerade damals, nämlich im J. 860, Kremsmünster im Norden seines Gebietes durch eine Erweiterung desselben für das entschädigt zu haben, was ihm im Süden durch die an Mattsee vergebenen 20 Königshöfe entging. König Karlmann sagt in seiner Schenkungsurkunde von 877 in Betreff des

Sprazazwickels ausdrücklich[1]): »Ad monasterium Chremisa tradimus, que quamvis nobilissimus pater noster d. m. Ludowicus rex ad id monasterium donaret, tamen nullo auctoritatis sue precepto confirmaverat.« Für diese Auffassung gibt natürlich die erwähnte Urkunde des Klosters Mattsee den Ausschlag. Da sie meines Wissens nur in engern Kreisen bekannt ist, sehe ich mich veranlaßt, sie hier in einer reichlichen Regeste zu geben, deren Wortlaut ich dem Abdrucke Dr. Sickel's[2]) entnehme. ». . . . Hludowicus . . . . rex . . . comperiat omnium Solertia, qualiter venerabilis Episcopus noster Erchanfridus . . . deprecatus est celsitudinem nostram, ut quasdam res proprietatis nostrae consistentes in comitatu Odolrici in proprietatem concederemus ad monasterium quod vocatur Matheseum... decrevimus ita fieri, et tradimus ad praefatum monasterium res quas praedictus venerabilis episc. deprecatus est celsitudinem nostram consistentes in comitatu Odolrici i. e. Mansos XX in loco qui dicitur Sauarie Vadum. Et inde inter Sprazam et Sauariam in summitatem montis. Et inde per circuitum in aquilonem usque in illum locum, qui dicitur Wachreini. Et inde in summitatem illius montis qui Wangarorum marcha. Et inde usque in summum montem qui dicitur Witinesperc . . . etc. . . .« Gegen die Echtheit der Urkunde, die im Mattsee'r Archive, wenn auch in einem ziemlich herabgekommenen Zustande, noch vorliegt, läßt sich nichts einwenden. Die Urkunde weist die zeitgemäßen tironischen Zeichen auf, ebenso sind Eingang und Schlußformel im Style der Zeit ganz correct. Die in derselben genannten Personen, Bischof Erchanfried von Regensburg (nach Th. Ried[3]) 847—894) und Graf Udalrich sind um das genannte Jahr documentirt, denn das 28. Regierungsjahr Ludwigs d. D. fällt auf 860; Graf Udalrich kommt im Bestätigungs-Diplome K. Ludwigs d. D. vom 20. November 861 des Salzburger Besitzstandes mit den Worten vor[4]): »Sabariam civitatem et peinihhaa sicut Odolricus comes noster et missus de ipsis rebus eas circuivit.« — Auch die Benennungen der Oertlichkeiten bieten in ihrer Mehrheit keine Schwierigkeit. Ich versuche hier deren Interpretation. Sauarie Vadum wird wohl das heutige Zöbern selbst sein; Zöberndorf, südlich davon, liegt zu weit von der Zöber ab, als daß es einst Zöbernfurt geheißen haben könnte. Sabaria civitas der soeben citirten Salzburger Bestätigungs-Urkunde wird seit v. Koch-Sternfeld's Matrikel, weil ausschließlich, wie mir scheint, falsch mit Stein am Anger (Stadt an der Zöber) übersetzt; es ist auch nicht Zöbern, sondern allem Anscheine nach die Zoberburg (civitas) d. h. die hart am Zusammenflusse des Krummbaches mit der Zöber noch am Südufer der letztern stehende, mächtige Burg Krummbach. Das in derselben Bestätigungs-Urkunde zugleich genannte Peinih-aha (Pinggau bei Friedberg) weist auf nahe Nachbarschaft mit Sabaria civitas, aber auch klar

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 11. [2]) Sitz.-Berichte d. k. k. Akad. Bd. 39. I. S. 158. 159. [3]) Cod. dipl. Ratisb. I. p. XIV. [4]) Juvav. Anh. p. 5.

auf die Grafschaft Ulrichs hin. Daß Sauaria der Mattsee'r Urkunde die Zöber (in ihrem weitern Laufe Güns) sei, wird wohl niemand anzweifeln. Besonders interessant ist die hier abermals erscheinende Spraza, und obendrein wieder als Grenzbestimmung. Daß in der Mattsee'r Urkunde eine Fälschung des Namens Spraza statt Swarza nicht vorausgesetzt werden könne, wird außer Zweifel stehen. — Da es sich in derselben Urkunde nur um einen engern Bezirk von 20 Königshöfen Areal handelt, so denke ich bei der Phrase: »inter sprazam et sauariam in summitatem montis« nicht an die entfernten ansehnlichern Erhebungen Königsberg und Thomasberg, sondern zunächst an den Hügelrücken „In der Höhe" bei Kulma. In der Umkreisung durch Norden (per circuitum in aquilonem) ist mir dermal eine Oertlichkeit, die Wagrain heißt, nicht bekannt; sie wird wohl nur die Wasserscheide gegen das Großaigen-Amt, östlich von Krumbach, ebenfalls „Auf der Höhe" geheißen, sein. Besondere Beachtung verdient die Phrase: »usque in summitatem illius montis qui dicitur Wangarorum marcha«, weil die älteste Mattsee'r Copie deutlich Ungarorum marcha hat, welche Lesart dann auch in andern Abschriften, z. B. in jene des Cod. X. des Stiftes St. Peter übergegangen ist. Da die Lesart Ungarorum in einer Urkunde von 860 gerechte Bedenken gegen die Echtheit derselben begründen würde, wendete ich mich an den Stiftspropst Dr. Halter von Mattsee, welcher nach Einsicht der Originalurkunde mir die Nachricht zugehen ließ, „daß sie deutlich Uuangarorum, d. h. zwei U statt W enthalte." An die falsche Lesart Ungarorum ist daher nicht mehr zu denken. Nun gibt es auf jenem Punkte, wo die Landesgrenzen von Oesterreich, Steiermark und Ungarn sich berühren, südlich von Hochneukirchen, allerdings eine Oertlichkeit, welche die March heißt, ich bin jedoch der Ansicht, daß nicht sie, sondern die weitere Oertlichkeit Gschaid westlich von Hochneukirchen die gesuchte Wangarorum marcha ist, weil sie auf der geraden Linie von Lebenbrunn zu jenem Punkte liegt, wo die Lafniz (Flinsbach) aus dem Walde tritt. So mag allerdings auch Pinggau (Peinich-aha) damals noch hart innerhalb dieser Kremsmünster'schen (Mattseeischen) Grenze gelegen sein, und wir hätten daher für die kritische Zeit um 860 an Ulrich einen ziemlich sichern Gaugrafen des Grunzwitigaues, von dem uns, wie oben gezeigt worden, durch die Salzburger Bestätigungs-Urkunde vom J. 861 auch eine Amtshandlung innerhalb seiner Grafschaft bekannt ist.

Die letzte Grenzbestimmung für die Mattsee'r-Schenkung lautet: »Et exinde usque in summum montem, qui dicitur Witinesperc.« Dieser Witinesperc kann kein anderer sein, als der Wechsel, oder richtiger, das von West nach Ost abfallende Wechselgebirg. Den alten Namen Witinesperc scheinen sich die Umwohner nach und nach mit Wechsel mundgerecht gemacht zu haben. Dagegen ließe sich allerdings einwenden, daß ja ein Witanesberc auch in der vorhin citirten Salzburger Bestätigungsurkunde und noch dazu genau aus derselben Zeit, nämlich im J. 861 vorkomme. Vorerst ist darauf aufmerksam zu machen,

daß es sich in der Mattsee'r Urkunde um einen Berg, Witinesberc geheißen, handle, im Salzburger Documente aber um eine lehenbare Ortschaft, die von da an Eigenthum wird. Ferner hat v. Meiller in seiner anziehenden Schrift „Ueber die Diöcesan-Grenzregulirung König Ludwigs im J. 829“ [1]) sehr richtig bemerkt, daß in den Salzburger Bestätigungsurkunden die darin aufgeführten Ortschaften mit Einhaltung einer gewissen topischen Ordnung aufgezählt werden; dieß mag denn auch Ursache gewesen sein, bezüglich des zwischen »ad ecclesiam Anzonis« und »ad ecclesiam Ellodis« stehenden »ad Witanesberg« die Muthmaßung auszusprechen — als solche ist sie durch das beigesetzte Fragezeichen charakterisirt — daß Witanesberg Püttenberg, Pütten sein könnte. Ohne dieser Muthmaßung widersprechen zu wollen, erlaube ich mir nur zu bemerken, daß die vorgegangene Lautverschiebung eher auf Witzelsberg bei Kirchau hinzuweisen scheine; jedenfalls steht aber fest, daß dieses Witanesberc zwischen Lanzenkirchen und Edliz zu suchen, mithin ein von jenem Witinesperg der Mattsee'r Urkunde verschiedenes sei. Da das an Mattsee geschenkte kleine Gebiet nach den andern Angaben wenigstens beiläufig bis an die östlichen Ausläufer des Wechselgebirges gereicht haben muß, so wird dieses Witinesperg ziemlich unbedenklich für gleichbedeutend mit Wechselberg gehalten werden dürfen. Sind nun meine Grenzangaben wenigstens annähernd richtig, so wird der in Rede stehende Mattsee'r Bezirk ebenfalls annähernd gegen 2 Quadratmeilen betragen haben, und da er sehr waldig und gebirgig zugleich war, so konnte das nur ½ Quadratmeile Areal haltende Dreieck zwischen den Sprazen als reichliche Entschädigung dafür gelten. Mit diesen Erörterungen glaube ich in vollkommen zwangloser Weise den innern Zusammenhang zwischen jenen Documenten, welche den Grunzwitigau ausdrücklich nennen, unter sich und jenen andern, die ihn nicht nennen, aber auf sein Territorium Bezug haben, dargethan zu haben, und was man hiebei vielleicht noch vermißt, nämlich die Beziehungen mehrerer der eben besprochenen Documente mit jenem, welches K. Ludwig d. Fr. 829 über die Schlichtung des Salzburg-Passauer Grenzstreites ausstellte, wird geeigneten Orts im letzten Capitel zur Sprache kommen. Damit dürfte nun auch für die eigentliche Christianisirungsgeschichte des Grunzwitigaues die unerläßliche topographische Grundlage hergestellt sein.

Christianisirung. Wie oben bereits ausgesprochen worden ist, war der Grunzwitigau in seinem beiläufigen Umfange, wie die später aus ihm entstandene Grafschaft Pütten, ursprünglich eine nördliche Grenzmark von Carantanien, und somit slavisches Stammgebiet, wie das Hauptland selbst. Als Theilgebiet unterlag es selbstverständlich den Schicksalen des Hauptlandes, so auch bezüglich der Christianisirung. Daß die Bekehrung zum Christenthum der slavischen Einwohner des Grunzwitigaues von Salzburg ausgegangen, wird nur von denjenigen nicht angenommen, welche den Grunzwitigau auf das linke Donauufer verlegen; aber

[1]) Sitz.-Ber. der k. k. Akad. in Wien Bd. 47. S. 27. des Sonderabdr.

als irrige Vorstellung müßte ich die Meinung bezeichnen, daß die Christianisirung dieses Gaues direct von Salzburg ausgegangen sei. Im letzten Drittel des VIII. Jahrh. gab es vor dem J. 791 von Salzburg aus keinen directen Weg dahin; und erst als 796 die Awaren, denen das Binnenland zwischen Enns und Wienerwald mindestens bis 791 unterworfen gewesen war, vollständig besiegt und hinter die Theiß zurückgedrängt waren, eröffnete sich von der Enns weg eine Straße, welche in beinahe gerader Richtung von West nach Ost in den Grunzwitigau führte, und auf ihr wanderten baioarische Colonen Cultur verbreitend und mit ihnen zahlreichere Missionäre in das gesammte Ostland hinab, um das Christenthum, das dort erst zu keimen begonnen hatte, allenthalben zur Blüthe zu bringen. Die ersten Keime des Christenthums mochten allerdings schon während der Regierungsperiode Herzog Cheitemar's von Carantanien her über den Hartberg getragen worden sein, aber bei der weiten Entfernung des nächsten Missionsfocus Undrima, und der grundsätzlichen Widerspänstigkeit der Mächtigen des Landes gegen die Annahme der Heilslehre konnte es erst später und selbst da nur sporadisch Eingang finden, und die ohnehin zarte und dünne Aussaat wurde sicherlich durch die wiederholten Empörungen mehrmal wieder zertreten, wie im Hauptlande selbst. Erst als Herzog Tassilo 772 die halsstärrigen Empörer empfindlich gezüchtigt und Carantanien seinem Herzogthume als eroberte Provinz förmlich unterworfen hatte, konnte die Verkündung des Evangeliums, unbeirrt von außenher, sich nachhaltig entfalten. In die zunächst darauffolgenden Jahre verlege ich daher auch, im Anhalte an verlässige historische Nachrichten, die ersten nennenswerthen Erfolge der Christianisirung des Grunzwitigaues. Das Verdienst, sie erzielt zu haben, gebührt wieder jenen um die Slavenbekehrung in weitesten Kreisen so hochverdienten Missionären des Klosters Niederaltach. Diese Thatsache steht historisch gesichert vor uns. Im Anhalte von Hefele's oft angerufenen lichtvollen Canon, daß die Schenkungen an Stifte fast ausnahmslos nicht initiativ von Seite der Wohlthäter, sondern Remuneration für geistliche Mühen von Seiten der Beschenkten waren, ist es unleugbar, daß die Altacher Mönche schon vor 777 segenreich im Grunzwitigaue gewirkt haben mußten, denn im genannten Jahre wurden sie für ihre Bemühungen dort bereits remunerirt. In der Stiftungsurkunde von Kremsmünster kommt nämlich vor, daß auch „ein Slave im Grunzwiten mit gebührendem Zinse (Et ad Crunzinwiten [Crunzwitim] sclavum unum cum iusto tributo)" zur Dotation des neugegründeten Klosters dort gegeben worden sei. Es wird wohl niemand so pedantisch am Buchstaben hängen bleiben wollen, daß Herzog Tassilo einen einzelnen zinspflichtigen Slaven im 22 Meilen entfernten, und nur auf einem Umwege von vielleicht doppelt so vielen, erreichbaren Grunzwitigau der Dotation zugewiesen habe, und es ist darum wohl kaum eine andere Deutung zulässig, als daß dieser Eine ein Häuptling mit vielen ihm untergebenen Leibeigenen oder vielmehr eigentlichen Sklaven gewesen sein müsse, — möglicherweise ein bereits seit längerer Zeit christlicher. Mit

dieſer Deutung ſteht auch die Ausſage der Urkunde vom J. 828 im Einklange: »quod usque modo servi vel sclavi ejusdem monasterii ad censum tenuerunt.« Kremsmünſter war aber damals eine im Entſtehen begriffene Filiale des Kloſters Altach, und was der Filiale als Remuneration gegeben wurde, mußten die Bemühungen der Mönche des Mutterſtifts ſich verdient haben. Wie kamen aber die Mönche von Altach in den Grunzwitigau? Ich habe ſchon früher bemerkt, daß den Mönchen von St. Peter oder des Kathedralſtiftes von Salzburg der Kern des Carantanerlandes und die Leitung des ganzen dortigen Miſſionsweſens von ihren drei Hauptſtationen Maria-Saal, Undrima und St. Peter im Holz (Tiburnia) aus als Aufgabe zugefallen war, jenen des Kloſters Maximilianszell der nordweſtliche, und den Mönchen von Innichen der ſüdweſtliche Landſtrich. Aus dem ſpätern, weitausgedehnten Grundbeſitze des Kloſters Altach am Plattenſee, an der Raab und Rabniz abwärts, und aufwärts an der Zöber (Sabaris), der wieder nur Remuneration ihrer ſeelſorglichen Arbeiten war, iſt nun leicht zu entnehmen, daß ihnen der Urheber der geſammten Slaven-Miſſion jenſeits der Tauernkette, der Slaven-Apoſtel Biſchof Virgil, die öſtliche Steiermark und das altpanniſche Flachland zur Chriſtianiſirung aufgetragen hatte. Die vorgenannten drei Stifte arbeiteten an der Bekehrung der eigentlichen Carantaner, die Miſſionäre von Altach hauptſächlich an jener ihrer öſtlichen Nachbarn: »Nunc edicendum est, qualiter Sclavi qui dicuntur quarantani et confines eorum fide sancta instructi, Christianique effecti sunt«, ſagt der Anonymus de Conversione Bagoar. et Carant.[1]). Sie hatten, wie es ſcheint, ſchon vor dem Regierungsantritte des hl. Virgil die Bekehrung der Raabwenden der bayeriſchen Oberpfalz der Weſenheit nach vollendet; dadurch mit Sprachkenntniſſen und Erfahrungen bereichert, wurden ſie als Slavenbekehrer die Lehrmeiſter der Mönche von St. Peter und St. Maximilian. Innichen wurde erſt 770 zum ausdrücklichen Zweck der Slavenbekehrung gegründet. Die Altacher Mönche hatten alſo im Norden der Donau bereits Bahn gebrochen, und ſtanden auch im Süden der Tauernkette wieder an der Spitze, wie ſpäter an beiden Ufern der untern Donau: man kann ſie bezüglich der Slavenbekehrung füglich die Pionnire des Chriſtenthums heißen. In den Grunzwitigau ſcheinen ſie auf der alten Römerſtraße über den Hartberg aus Pannonien gekommen zu ſein, auf dem, ſchon vom Apoſtel der Baioarier, dem hl. Biſchofe Rupert, vor mehr als zweihundert Jahren geheiligten Wege. Wir werden ſpäter ſehen, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach am Nordabhange des Hartberges das erſte Baptiſterium des Grunzwitigaues entſtanden ſei: die St. Johanneskirche zu Aspang wird nämlich jene Erſtlingskirche ſein, von welcher es in der Kremsmünſterer Urkunde vom J. 828 heißt: »ubi etiam monachi prefato monasterio (Chremisae) ecclesiam ... construxerunt.«

Wie ſchon vorhin angedeutet worden: die Maſſenbekehrung der ſlaviſchen

[1]) Juvav. Anh. p. 10.

Bewohner des Grunzwitigaues begann erst nach der Besiegung der Awaren im J. 796, weil sich ihr zu Folge für die Salzburger Missionäre, des Stiftes Kremsmünster sowohl als anderer, ein gerader Weg zum Grunzwitigaue aufthat. Ich zweifle nicht, daß am Anfange des IX. Jahrh. die Christianisirung des Gaues hauptsächlich von Norden nach Süden in Angriff genommen wurde, während sie bis zu jenem Zeitpunkt genöthigt gewesen war, die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Daß gerade um jene Zeit Wesentliches hierin geleistet worden sei, ist wieder durch ein fast gleichzeitiges Document verbürgt; ich meine die vom K. Ludwig d. Fr. 829 ausgestellte Urkunde über die Schlichtung des Grenzzwistes zwischen Erzbischof Adalram von Salzburg und Bischof Reginher von Passau, laut welcher Adalram zur Begründung seiner Ansprüche vorbrachte, daß sein Vorfahrer Arno im streitigen Landstriche das Evangelium gepredigt habe. Dieß mußte aber in den mittlern Jahren der Regierung Arno's geschehen sein, weil, wenn es in den letzten, kurz vor 821 geschehen wäre, schon einige Jahre darnach die Irrung über die Diöcesangrenzen nicht hätte entstehen können. Ueberdieß wissen wir aus dem Briefwechsel zwischen Arno und seinem vertrauten Freund Alcuin mit voller Sicherheit, daß sich Arno schon ziemlich frühzeitig wegen Kränklichkeit von der persönlichen Missionsthätigkeit zurückgezogen habe. Meiner Aufstellung, daß ungefähr mit dem Beginne des IX. Jahrh. die Massenbekehrung angefangen habe, was zur Voraussetzung hat, daß das Missionswerk in großem Maßstabe betrieben worden sei, steht auch nicht entgegen, daß trotzdem die Mönche von Kremsmünster (beziehentlich jene von Altach) im J. 828 erst eine einzige Kirche im Grunzwitigaue erbaut hatten; denn wenn sie bereits mehrere erbaut gehabt hätten, so wäre dieß in der Urkunde K. Ludwigs d. Fr. gewiß nicht verschwiegen worden. Zur Aufklärung kommt hiezu zu bemerken, daß der klare, hierauf bezügliche Text der Urkunde nur besage, daß sie jene einzige Kirche für (prefato monasterio) oder auf Kosten des Klosters erbaut hätten; andere Kirchen erbauten aber Private. Wirklich finden wir im Libellus de Conversione überhaupt eine größere Anzahl solcher von Privaten erbauter Kirchen[1]), und in der Bestätigungsurkunde von 861 für den Grunzwitigau im Besondern drei[2]), nämlich Ecclesiam Anzonis, Ecclesiam Ellodis und Ecclesiam Minigonis presbyteri (Lanzenkirchen, Edliz und Minigkirchen), von denen die zwei letztgenannten zuverlässig auf Kremsmünster'schem Missionsgebiete standen, Minigkirchen südlich und Edliz nördlich von der ursprünglichen Taufkirche Aspang. In die gleiche Kategorie mit Minigkirchen und Edliz stelle ich auch die Kirche bei (ad) Ternberg. Sie wurde erst 865 durch Erzbischof Adalwin eingeweiht (oder neuerdings, etwa nach einem Neubaue aus Stein, geweiht?); daß sie schon 861 und möglicherweise damals schon längere Zeit stand, ist aus dem Bestätigungsdiplome letztgenannten Jahres ersichtlich.

[1]) Juvav. Anh. p. 47. [2]) Ibid. p. 95.

Es muß auffallen, daß die in der Bestätigungsurkunde vom J. 861 genannten drei Kirchen: Ecclesia Anzonis, Ecclesia Minigonis und Ecclesia Ellodis, sowie das Gut Witanesperc, die auf den Grunzwitigau entfallen, sämmtlich rechts des Schwarzau-Flüßchens liegen. Von Penninwanch scheint mir nur soviel wahrscheinlich zu sein, daß es mit jenem Benninwanch der Kremsmünsterer Urkunde vom J. 828 kaum identisch sei. Daß aber keine links der Schwarzau liegende Besitzung genannt werde, macht es mir erklärlich, daß v. Meiller in seiner öfter citirten Schrift über die Diöcesan-Grenzregulirung vom J. 829 auf den Gedanken kam, statt Spraza sei die Ortsbestimmung Suarza in den darauf bezüglichen Originalurkunden gestanden. Obwohl ich dieser Meinung nicht beizutreten vermag, kann durch mein höchst unmaßgebliches Urtheil die anerkannt geistreiche Durchführung jenes Gedankens natürlich nicht im Geringsten beeinträchtigt werden. Die Wahrnehmung, daß in den Bestätigungsurkunden für den Besitz der Salzburger Kirche keine links der Schwarzau liegende Kirche u. s. w. genannt werde, erkläre ich mir jedoch in einer andern Weise. Obwohl ich der Ueberzeugung bin, daß das linksuferige Gebiet bis zur Piestinggrenze ebenfalls, wie später zur Grafschaft Pütten, so zum frühern Grunzwitigau, aus dem die Grafschaft durch Erblichwerdung hervorgegangen ist, gehört habe, glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß dieser westliche Theil des Gaues einmal wegen seiner Abgelegenheit von der Römerstraße über den Hartberg, dann wegen des Herabreichens des Bergwaldes bis an das Steinfeld, und endlich wegen der Unwirthbarkeit des nicht umsonst so geheißenen Steinfeldes, freilich mit mehrern Ausnahmen, allgemeiner erst später cultivirt worden sei. Der sinnreichen Erklärung v. Meillers steht jedenfalls der spätere Thatbestand, daß auch der Landstrich am linken Schwarzauufer Salzburgisches Diöcesangebiet war, am gewichtigsten entgegen, und dürfte die Motivirung mit dem Ursprunge der Grafschaft Pütten kaum genügend sein. Auch die Einweihung der Kirche zu Fiskere (denn doch Fischau links der Schwarzau) bildet für diese Hypothese eine kaum zu bewältigende Schwierigkeit: man weiß nämlich aus dem Anonymus de Conversione ꝛc.[1]), daß diese Amtshandlung des Erzbischofes Adalwin von Salzburg im J. 865 ausgeübt worden sei, d. h. in der kritischen Zeit zwischen dem Jahre der Grenzregulirung 829 und dem beiläufigen der Erbauung des Grafensitzes Püten 1030. — Ueberhaupt und abgesehen von alldem wäre es aber eine unrichtige Auffassung, wenn man meinte, daß in den Bestätigungen des Besitzes der Salzburger Kirche alle Kirchen hätten genannt werden müssen, die in ihre Diöcese gehörten, weil es sich dabei nur um jene einzelnen handeln konnte, deren Dominical- und Rusticalrente zur mensa episcopalis gehörte. An den Renten der andern Kirchen nahm der Bischof nur mit der ihn treffenden Quarta Theil. Derlei Kirchen — und sie machten die unvergleichbare Mehrheit aus — werden daher in den Bestätigungsurkunden ebensowenig namentlich aufgeführt

[1]) Juvav. Anh. p. 17.

als die den Klöstern incamerirten. Mithin läßt sich auf das Schweigen der Bestätigungsurkunden keine haltbare Beweisführung für die Nichtexistenz oder die Nichtzuständigkeit solcher Kirchen gründen. An der eben genannten Kirche zu Fiskere ist uns ein klarer Beleg dafür in die Hand gegeben; sie war salzburgische Diöcesankirche und ist in der Bestätigungsurkunde dennoch übergangen, während die mit ihr gleichzeitig neugeweihte Kirche bei Ternberg darin enthalten ist. Es können daher einige salzburgische Kirchen auf dem linken Schwarzauufer bestanden haben, ohne daß sie darum in den Bestätigungsurkunden hätten genannt werden müssen.

Beim Uebergange auf den Nachweis des speciellen, muthmaßlichen Christianisirungsganges des Grunzwitigaues muß ich vor Allem auf eine Anomalie aufmerksam machen, durch welche sich dieses Gebiet fast von allen bisher besprochenen auffallend unterscheidet. In den mir zur Verfügung stehenden, leider ziemlich beschränkten topographischen Hilfsmitteln vermochte ich keinen Ort zu finden, der vermöge seines Namens als Zusammensetzung aus Zell oder Münch für die ursprüngliche Wohnung der Missionäre gelten könnte. Ich kann mir dieß nicht anders erklären, als dadurch, daß entweder die Missionäre von Altach, Kremsmünster, St. Peter und Mattsee sogleich beim Antritte ihres verdienstvollen Werkes vorzugsweise als Culturanten aufgetreten seien, d. h. daß sie umgeben von einer ansehnlichern Schaar baioarischer Colonisten gleich vom Anbeginne ausgedehntere Ansiedlungen gründeten, in welchen die Zelle nur durch den Hausnamen als solche ausgeschieden war, oder daß in Folge der Magyaren-Verheerungen die Neusiedlungen der Restaurationsperiode von den frühern Siedlungsverhältnissen namentlich in Bezug auf einödige Ansitze, wie die Mönchszellen es wenigstens in der Regel waren, aus Sicherheitsrücksichten abgewichen seien. Wurden dadurch, wie es scheint, die alten Eigenthumsrechte nicht wesentlich geändert, so dürfte in den Ortsnamen Wieden (Widthum) noch eine Reminiscenz an die einstigen Standpunkte der alten Mönchszellen nachklingen. Solche Ortsnamen kommen aber auch im Grunzwitigaue vor, und ihrer Lage nach lassen sie sich ganz zwanglos in den muthmaßlichen Christianisirungsgang einführen. Ihrem Namen nach wären diese Wieden zunächst freilich die Wohnungen der Säculargeistlichkeit gewesen, auf welche die Seelsorge von den Missionären überging, und wie wahrscheinlich es auch sein mag, daß die weltgeistlichen Seelsorger in der Regel auch die Wohnungen ihrer missionären Vorgänger bezogen haben werden, läßt sich bezüglich der einzelnen Wieden dennoch kein Beweis dafür erbringen, daß sie vorher Zellen gewesen seien. Als älteste Zellen der Altacher Missionäre glaube ich nur Heiligenstatt nordwestlich von Aspang annehmen zu dürfen. Ternberg scheint als Kremsmünsterer Zelle sicher zu sein, wie wir bald sehen werden.

Wie oben bereits angedeutet worden, waren Altacher Mönche die ersten Missionäre des Grunzwitigaues, die Mönche ihrer Filiale Kremsmünster traten 777 in ihre Arbeit ein. Als nach der Besiegung der Awaren sich die alte römische

Zweigstraße aus dem Traisenthale am Gölsenbache aufwärts, und nach Ueberschreitung der Wasserscheide bei Kaumberg an der Triesting abwärts und bei Salenau in das Steinfeld ausmündend, wieder geöffnet hatte, wurde die Slavenbekehrung im Grunzwitigaue umfassender betrieben, und auf dem eben angegebenen Wege Mönche des Kathedralstiftes St. Peter von Salzburg und mit ihnen sicherlich auch Kremsmünsterer in den Grunzwitigau gesendet, welche unter der persönlichen Leitung des Abterzbischofes Arno den von Süden nach Norden vordringenden Altach-Kremsmünsterer Missionären von Nord gegen Süd entgegen zu kommen suchten. Als die Mönche von Kremsmünster um die Mitte des IX. Jahrh. auf weiten Territorien mit der Slaven-Mission beschäftigt, nicht mehr über die nöthigen Arbeitskräfte verfügen konnten, scheinen sie ihre Ordensbrüder von Mattsee für den südöstlichen Winkel des Grunzwitigaues zur Aushilfe erbeten zu haben. Mattsee war, wie bekannt ist, zu gleicher Zeit mit Kremsmünster vom Herzog Tassilo, vorzugsweise aber, ebenso wie Mansee, Otting u. s. w. für die innere Mission gegründet worden, und durch Ursprung und Nachbarschaft vor andern geeignet, die erbetene Aushilfe auch zu gewähren. Demnach haben wir bei der Forschung über den Christianisirungsgang im Grunzwitigaue die Erfolge von vier Missionärgruppen in's Auge zu fassen, die sich aber ihrer Richtung gemäß in zwei verschmelzen, weil Kremsmünster die Arbeit der Altacher nur fortsetzte und Mattsee an ihr theilnahm. Gehen wir, soweit es möglich ist, in chronologischer Ordnung bei dieser Forschung vor.

Wie oben als wahrscheinlich hingestellt worden ist, kamen die Altacher-Missionäre zwischen 772 und 777 von Ostcarantanien (der östlichen obern Steiermark) auf der Römerstraße über den Hartberg in den Grunzwitigau herüber und begannen am Fuße der überstiegenen Bergkette ihr heiliges Tagewerk. Die Errichtung des Baptisteriums zu Unter-Aspang ist wahrscheinlich ihnen zuzuschreiben. Als ihre ursprüngliche Zelle glaubte ich vorhin Heiligenstatt bei St. Corona bezeichnen zu dürfen. Ich muß es dahin gestellt sein lassen, ob sie oder schon die eigentlichen Kremsmünsterer, die anfänglich nicht von den Altachern ausgeschieden waren, auch die correlative Seelsorgkirche vom Häuptling Ellod erbaut erhielten; daß die documentirte »Ecclesia Ellodis«, Edliz, nach der Ausscheidung der Seelsorge vom Baptisterium Aspang erste gesonderte Seelsorgkirche gewesen sei, bezweifle ich nicht, weil die frühzeitige Documentirung, die Lage und das bei den Slaven beliebte St. Veits-Patrocinium dafür sprechen. Ließe sich darthun, daß die spätern Wieden aus Mönchszellen Wohnungen der Weltgeistlichen geworden seien, so würde ich jenes Wieden, das ½ St. südöstlich von Edliz liegt, ohne Anstand für eine zweite bei der Seelsorgkirche errichtete Zelle halten. Edliz wird daher bald nach jenem Zeitpunkte (777) einzureihen sein, in welchem die Missionsarbeit von den Altacher-Mönchen an ihre Secundogenitur Kremsmünster überging, und die Tauf- (und anfängliche Seelsorg-) Kirche Aspang wird, denk' ich, jene Kirche sein, welche, wie uns die Urkunde vom J. 828 berichtet

schon so frühzeitig aus Klostermitteln erbaut worden ist. Beinahe gleichzeitig mit der von einem der Häuptlinge, Namens Ellod, erbauten Kirche Edliz wird auch jene sein, die ein vornehmer Priester Menigo, wahrscheinlich auf seinem Familieneigen zu Ehren der Muttergottes errichtete, und die heute noch von ihm den Namen Minigkirchen trägt.

Wie weit den Missionären von Altach-Kremsmünster die Christianisirung der Umgebung von Aspang in der ersten Periode, bis zum J. 798, gelungen war, läßt sich selbstverständlich nicht mehr ermitteln. Mit jenem Jahre (oder doch bald darnach) trat für das gesammte Ostland eine wohlthätige Sicherheit vor dem Erbfeinde und ihr zu Folge ungehinderte Kraftentwicklung für das Missionswesen ein. Minigkirchen, Aspang und Edliz liegen in derselben Meridianlinie, und diese Linie gab die Directive der Richtung, in welcher das Christianisirungswerk gegen Norden vorschritt, aber zugleich die Operationsbasis zum Wirken nach Westen und Osten. Ternberg fällt weiter nördlich wieder in denselben Meridian, und daß bei Ternberg eine allem Anscheine nach schon viel länger bestehende Seelsorgkirche 865 eingeweiht wurde, habe ich oben erläutert. Die Umgegend von Ternberg scheint der nördlichste Bezirk des Kremsmünsterer-Missionsgebietes gewesen zu sein, sich aber dort nicht mehr auf das linke Trasenufer (Püttenbach) ausgedehnt zu haben. Ich halte dieß für das Wahrscheinlichere, weil die ursprüngliche Dotation vom Könige Ludwig d. D. um 860 an den Sprazen erweitert wurde, und, wie wir bald sehen werden, Anzeichen vorliegen, daß die Missionäre von St. Peter vorzugsweise an beiden Ufern der Schwarzau gegen Süden vorgedrungen seien. Hier habe ich mich über die vorhin ausgesprochene Vermuthung des Nähern zu erklären, daß Ternberg eine Zelle der Kremsmünsterer-Mönche gewesen zu sein scheine. Wohl heißt es im Libellus de Conversione[1]) vom Erzbischof Adalwin ausdrücklich: »Ad Terinperch dedicavit Ecclesiam in honore S. Laurentii«; dieser Ausdruck vergewissert uns aber noch nicht, daß die vom Erzbischof Adalwin geweihte Kirche in loco Ternberg gestanden habe, denn die Präposition ad hat in diesem Documente vielfältig ihre genuine Bedeutung: bei; mehrmals freilich auch: in oder zu. So heißt es (in Kopitar's Ausgabe) von Priwina »baptizatus est in Ecclesia S. Martini loco treisma«, womit klar ausgesagt zu sein scheint, daß Priwina in der St. Martinskirche zu Traismauer getauft worden sei, und doch war nicht die Kirche zu Traismauer damit gemeint, die dem hl. Rupert gewidmet ist, sondern die St. Martinskirche zu Stollhofen bei Traismauer. Einen noch auffallendern Beleg für die eben ausgesprochene Ansicht enthält der dem Berichte über die Kirchweihe zu Ternberg vorhergehende Satz: »Item eodem anno, XIX. Kal. februarii ad Spizhun in honore S. Margarete ubi Ecclesiam dedicavit.« Ich habe aber in der Christianisirungsgeschichte der Wachau zu zeigen, daß die ad Spizhun, bei Spitz, geweihte Margarethenkirche, nicht die

[1]) Juvav. Anh. p. 17.

von Spitz selbst sei, die das Patrocinium des hl. Mauritius hat, sondern die beinahe 1 Meile weit landeinwärts liegende Margarethen-Kirche zu Nieder-Rana, welche eine der Seelsorgkirchen jener Umgegend war. Wie nun aber dort die Mauritiuszelle Spitz der Altacher Mönche als Ortsbestimmung für die entfernte Margarethenkirche gebraucht wird, so wird es sich auch mit Ternberg und der St. Laurentiuskirche verhalten; diese steht aber in dem 1 Meile östlich entlegenen Hochwolkersdorf, und Ternberg wird wie Spitz nur die Marienzelle gewesen sein, in welcher die Kremsmünsterer-Mönche wohnten, welche den Gottesdienst in Hochwolkersdorf versahen. — Hier hätten wir also einen neuen von Aspang-Edliz bereits gesonderten Seelsorgbezirk; wo war aber dessen Baptisterium? Wenn es erlaubt ist, mit einer sicherlich plausiblen Vermuthung hierauf zu antworten, so sage ich unbedenklich: in Scheiblingkirchen. Es liegt am Trasenbach (Püttenbach) und die Kreis- (dial. scheiblige) oder octagone (hie und da auch heragone) Form sind charakteristisch für fast ausnahmslos alle Baptisterien des Alterthums, die nicht zugleich Seelsorgkirchen waren. Ihr St. Magdalena-Patrocinium mag Scheiblingkirchen erhalten haben, als später die zu wenig geräumige Rotunda in eine Hallenkirche umgebaut wurde.

In der Richtung gegen Westen von Aspang darf man ohne Bedenken annehmen, daß die Mission von Kremsmünster auch das Waldgebiet um Kirchberg am Wechsel mit dem Lichte des wahren Glaubens erleuchtet habe. Kirchberg (S. Jacobi Maj.) muß längere Zeit die einzige Kirche jenes Wildbannes gewesen sein, weil es diesen Namen erhielt. Es wird, denk' ich, den Gegensatz zu dem nördlicher gelegenen Kirchau bilden. Die Umgegend von Kirchberg wurde als Waldgebiet spät cultivirt und daher auch später christianisirt, damit stimmt auch sein Patrocinium überein. Noch im VIII. Jahrh. wurden die hl. Apostel mit Ausnahme der Apostelfürsten Petrus und Paulus und Andreas alle gemeinsam verehrt, und die ersten Kirchen, die dem hl. Jakob dem Größern geweiht wurden, finden wir um die Mitte des IX. Jahrh.; wogegen der Separatcultus des hl. Andreas schon im V. und zwar zuerst in Griechenland sichtbar wird. Eben weil Kirchberg die einzige Kirche einer weiten abgelegenen Umgegend war, darf man seine St. Jakobskirche als Seelsorgkirche derselben ansehen. Ich nehme Anstand, jenes Wieden zwischen Feistriz und St. Corona für eine alte Mönchszelle zu halten, glaube vielmehr, daß gerade in diesem Wieden, da es nächst Heiligenstatt liegt, der Gegensatz zwischen Zelle, als Wohnung der Mönche, und Witthum, als Wohnung der Weltgeistlichen, zum Ausdrucke gelange. — Irgend ein Baptisterium in diesem neuen Seelsorgsbezirke ist mir nicht bekannt; möglich, daß es während der Magyaren-Verheerungen abgegangen und nicht wieder aufgerichtet worden sei, möglich aber auch, daß das Hauptbaptisterium zu Aspang auch noch fortan benützt wurde. Wer dieß wegen zu großer Entfernung unwahrscheinlich findet, möge nicht vergessen, daß in jenen Jahrhunderten mit Ausnahme der klinischen Taufe dieses hl. Sacrament nur um Ostern und Pfingsten feierlich ge-

spendet wurde. Die übrigen Kirchen der Umgegend, Feistriz (S. Udalrici) mit einer verfallenen St. Wolfgangskirche, St. Corona, Kranichberg (SS. Apost. Phil. & Jac.), Raach (S. Aegydii) und St. Peter am Neuwald sind neuern Ursprungs. St. Peter ist eines der ältesten Patrocinien; daß es aber hier erst später aufkam, sagt die Apposition am Neuwald, d. h. am neucultivirten Wald.

In mancher Beziehung anders gestaltete sich der Christianisirungsgang im Osten von Aspang. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß auch dort zwischen den Jahren 828 und ca. 850 eine eigene Seelsorgkirche, nämlich jene nahe der Zöberburg (Sabaria civitas) zu Krumbach (S. Stephani) entstanden sei. Wie bereits bemerkt worden, beriefen die Kremsmünsterer-Missionäre ca. 850 wegen Mangels an Arbeitskräften ihre Ordensbrüder von Mattsee, um das bereits begonnene Missionswerk zu vollenden. Die Mattsee'r-Zelle suche ich in Zöbern, dem in der Schenkungsurkunde vom J. 860 genannten Sauarie vadum, weil es in der Mitte des Schenkungsobjectes lag. Wohl erst während der Thätigkeit der Mattsee'r Missionäre erhob sich das neue Baptisterium zu Kirchschlag (S. Joann. Bapt.). Der Name Kirchschlag und mehrere auf schlag ausgehende Ortsnamen der Nachbarschaft, welche die Differenzirung Kirch als gleichzeitig entstandene voraussetzt, weisen klar darauf hin, daß auch hier wie überall Christianisirung und Cultur, letztere durch erstere vermittelt, Hand in Hand und gleichen Schrittes gingen. Die Kirchen zu Schönau (SS. Petri et Pauli), Gschaid (S. M. Magdalenae) und Hochneukirchen (S. Bartholomaei) sind spätern Ursprungs, wie aus ihren Patrocinien und auch aus ihren Ortsnamen zu entnehmen ist.

Ausschließlich Kremsmünster'sches Missionsgebiet war wieder das Dreieck zwischen den Sprazabächen. Die kleine Spraza bei Wiesmahd war Grenzbach gegen Passau, die große wird in der Urkunde vom J. 860 für Mattsee ausdrücklich als Grenze des Mattsee'rgebiets angegeben. Das Dreieck gehörte in seelsorglicher Beziehung allem Anscheine nach zu Edliz und hatte auch kaum ein eigenes Baptisterium. Obwohl wenigstens schon zwischen 828—850 christianisirt, erhielt es eine gesonderte Seelsorgkirche doch wohl erst, nachdem es durch Schenkung K. Ludwig's d. D. 860 Eigenthum des Stiftes Kremsmünster geworden war. Diese gesonderte Seelsorgkirche war die Liebfrauenkirche zu Hollenthon (Hohlenthann); sie steht mitten im Dreieck. Wiesmahd und Lichteneck bestanden im J. 828 noch nicht einmal als Ortschaften, sonst wären sie als Grenzbestimmungen in der Schenkungsurkunde K. Ludwigs d. F. aufgenommen worden, in denen doch die heutiges Tages wenigstens sehr unbedeutende Ortschaft Bengersdorf (Benninwanch) als solche erscheint. — Vorstehender wird der beiläufige Christianisirungsgang im Kremsmünsterer Bezirk des Grunzwitigaues gewesen sein.

Um darüber vergewissert zu sein, daß die Bekehrung des Grunzwitigaues von der Salzburger Kirche ausgegangen sei, haben wir nicht nöthig, uns an die allgemeinen Nachrichten des Anonymus de Convers. Bagoar. et Carant.[1]) zu halten;

[1]) Juvav. Anh. p. 13. 14.

und es ist gut, daß wir nicht auf dieses Document allein angewiesen sind, weil es bezüglich der Grenzen des Territoriums zwischen Rapa und Dravus, das der Salzburgerkirche zugewiesen wird, trotzdem daß es sich auch in dieser Beziehung klar genug ausspricht, allgemein falsch ausgelegt wird. Es ist nämlich förmlich stereotyp geworden, die Raab (Arabo) als Salzburgergrenze gegen Passau aufzustellen, während doch ausdrücklich die dem Neusiedlersee nähere Rabniz (rapa) und das Land zwischen dieser, der Drau und Donau genannt wird. Um in Niederpannonien Diöcesanrechte auszuüben, hätte die Salzburger Kirche weder der Anordnung Pippin's noch der Bestätigung derselben durch dessen Vater König Karl d. Gr. bedurft; diese übte sie schon längst, was zum Ueberfluß auch noch im Documente selbst hervorgehoben ist, indem es ausdrücklich sagt: »Simili modo etiam Arn episcopus successor Virgilii sedis iuuauensis deinceps curam gessit pastoralem undique ordinans presbiteros et mittens in sclauiniam in partes uidelicet quarantanas atque inferiores pannoniae .... sicut prius Virgilius fecit.« Der Landstrich Niederpannoniens, welcher von Slaven bewohnt war, die in unserm Documente als Grenznachbarn der Carantaner erscheinen (quarantani et confines eorum), war mit Carantanien als baioarische Provinz 788 dem fränkischen Reiche durch die gewaltsame Unterdrückung der agilulfingischen Dynastie zugefallen; — ihn hatte Pippin nicht erobert, und hatte darum auch keinen Anlaß, irgend eine Verfügung darüber zu treffen. Worüber er als Sieger verfügte, waren die Länder der Awaren und jener Slaven, die ihnen unterworfen geblieben waren. Die Awaren wohnten aber (oder richtiger, hatten sich dahin zurückgezogen) beiläufig von der Einmündung der Günz (Zöber, Sabaris) in die Raab (Arabo) am rechten Ufer der letztgenannten gegen die Donau, denn nach Einhard's Bericht überschritt schon K. Karl d. Gr. 791 den Arabo an jenem Punkte und verheerte dann 52 Tage lang das Land bis zur Raabmündung. Die den Awaren botmäßig gebliebenen Slaven scheinen dagegen als Mehrheit der Einwohner die Ebenen vom linken Lasnizufer weg und bis zur mittlern Rabniz innegehabt zu haben. Nur so läßt sich die Phrase des Documentes: »populum qui remansit de hunis et sclauis in illis partibus« zwanglos erklären. Daß aber mit »Rapa« die Rabniz, nicht die Raab (Arabo) als Nordgrenze des salzburgischen Missionsterritoriums oder Legationsgebietes von Pippin bestimmt worden sei, wird im letzten Kapitel ausführlicher dargethan werden.

Bei so schwankenden geographischen Bestimmungen, namentlich nach der Auffassung der neuern Zeit, ist es — ich wiederhole es — gut, daß wir bezüglich der Christianisirung des engern Grunzwitigaues nicht auf die Angaben des Anonymus de Conversione allein angewiesen sind, sondern ein anderes Document zur Hand haben, das jeden Zweifel ausschließt. Es ist dieß jenes leider nicht mehr in ursprünglicher Treue auf uns gekommene Diplom, welches K. Ludwig d. Fr. 829 über die Beilegung des Salzburg-Passauer Grenzzwistes ausgestellt hat, in welchem die angestammte Berechtigung der Salzburger Kirche mit den Worten

begründet wird: »Adalramus archiepiscopus dicebat, Arnonem antecessorem suum ipsam parochiam (diöcesanes Landgebiet im Gegensatze zur Bischofsstadt) habuisse et ibi praedicasse.« Arno war aber zur Verkündung des Evangeliums im Grunzwitigau nicht erst durch die Anweisung Pippins ermächtigt worden, denn dieser Gau war die Nordostmark Carantaniens, was auch v. Spruner[1]), obwohl ungenau, zur Anschauung bringt. Die Bekehrung Gesammt-Carantaniens begonnen zu haben ist aber das Verdienst seines Vorfahrers, des hl. Bischofs Virgil, und daß sich die von ihm geleitete Missionsthätigkeit der Altacher und Kremsmünsterer Mönche auch speciell auf den Grunzwitigau ausgedehnt habe, wurde oben bereits des Nähern nachgewiesen.

Wie ebenfalls oben schon angedeutet worden ist, drangen Erzbischof Arno und seine Mitarbeiter ohngefähr von der Operationsbasis an der Fischach bei Neustadt an beiden Schwarzauufern von Norden gegen Süden vor, und mögen in der Gegend des Hasbaches, der ober Scheiblingkirchen in die Trasen (Püttenbach) mündet, auf ihre von Süden her arbeitenden Mitbrüder des Stiftes Kremsmünster gestoßen sein. Rechnet man die erst später (in der Restaurationszeit nach den Magyaren-Einfällen) cultivirte und christianisirte Waldregion ober dem Steinfelde ab, so bildet der Ort Schwarzau bei Pütten den beiläufigen Centralpunkt des salzburgischen Missionsgebietes der Mönche von St. Peter; ich halte Schwarzau mit seiner Baptisterialkirche zum hl. Johannes d. T. auch für den Focus der Salzburger Mission. Wo die Zelle der Missionäre von St. Peter, wenn nicht in Schwarzau selbst, gestanden haben möge, darüber habe ich nicht einmal eine Vermuthung, weil die Topologie jener Umgegend auch nicht den unscheinbarsten Anhaltspunkt dafür bietet. Bezüglich der ursprünglichen zum Baptisterium von Schwarzau correlativen Seelsorgkirche schwankt die Wahl zwischen Sebenstein (S. Andreae) und Neunkirchen (Assumpt. Mariae Virg.). Letzterem steht auch an und für sich sein Ortsname nicht entgegen, weil während der Restaurationsperiode einzelne ältere Kirchen, eben weil sie vom Grund aus wieder neu erbaut werden mußten, solche Namen erhielten. Ich würde im vorliegenden Falle trotzdem auf die dermalige Localie Sebenstein rathen, weil ich das St. Andreas-Patrocinium in allen slavischen Territorien, besonders in den südöstlichen, als bevorzugtes kenne. — Die südliche Grenze des Missionsgebietes der Mönche von St. Peter aufwärts an der Trasen (Püttenbach) suche ich am Hasbache, weil ich dort Kirchau mit dem Patrocinium der hl. Margareth finde. Spricht nämlich der Name Kirchau für ein höheres Alter der damit bezeichneten Oertlichkeit, so deutet das Patrocinium auf den von jenen Mönchen mit entschiedener Vorliebe überall verbreiteten Cultus dieser Drachenbesiegerin.

Andere Seelsorgbezirke, die sich noch vor den Magyaren-Einfällen in Folge des Wachsthums der christlichen Einwohnerschaft und der zu großen Ent-

[1]) Hist. geogr. Handatlas 1846. Bl. 65.

Tages noch der bei weitem wirthbarere: wie mag es also um die Mitte des XII. Jahrh. um die Cultur der westlichen Bergregion ausgesehen haben?

Zum Schlusse muß ich noch einige Bemerkungen über den Weg beifügen, auf welchem am Anfange des IX. Jahrh. die ersten Missionäre des Stiftes St. Peter und die spätern des im Grunzwitigau schon seit 777 segenreich wirkenden Stiftes Kremsmünster durch den Wienerwald herab in den Grunzwitigau kamen. Daß eine Römerstraße über Kaumberg, Pottenstein und Triestingbach herab erhalten geblieben war, die bei Salenau in das Steinfeld einmündete, werde ich bei der Besprechung des Missionsgebietes der Mönche von St. Pölten des Nähern darzuthun haben. Wenn namentlich Erzbischof Arno mit seinen Gehilfen diesen Weg in seiner ganzen Ausdehnung eingeschlagen hat, so ist es wenigstens einigermaßen auffallend, daß er seine Arbeit nicht sogleich östlich von Salenau im heutigen Decanat Weigelsdorf begonnen habe, und dieß um so mehr, weil man als sicher annehmen darf, daß damals die Passauer Missionäre noch nicht so weit vorgedrungen waren. Man wird vielleicht sagen, daß eben der Grunzwitigau als altcarantanische Nordmark auch altsalzburgisches Missionsgebiet gewesen sei; dieß begann aber südlich bei Salenau. So richtig diese Erklärung ist, befriedigt sie mich doch nicht vollständig, weil, wie es scheint, ein geraderer Weg von Pottenstein über Hörnstein, Stahremberg, Muthmannsdorf und Einerberg zum Steinfeld offen stand, den Arno eingehalten haben wird. Die kirchliche Topographie[1]) macht die verstümmelte Inschrift eines bei Muthmannsdorf gefundenen römischen Grabsteines bekannt, und sagt bei diesem Anlasse, daß dort auch Spuren eines Straßenzuges und Fundamente eines römischen Landsitzes gefunden worden sein sollen. Ist diese Nachricht wahr, so wäre die Vermuthung nahe gelegt, daß die einst festen Burgen, Hörnstein, Stahremberg und Emerberg, von denen insbesondere Hörnstein, das falkensteinische Herrantinstein in sehr früher Zeit in den Urkunden vorkommt, sich etwa auf Grundlagen römischer Wartthürme dieses Straßenzuges erhoben haben, was dort einheimische Forscher untersuchen mögen. Im bejahenden Falle könnte man allerdings auch an ziemlich frühzeitige, slavische Ansiedlungen in der Lichtung dieser Römerstraße denken, und folgerecht hiezu, an eine eben so frühzeitige Bekehrung derselben durch die Salzburger Missionäre.

[1]) Bd. 12. S. 140.

VI. Capitel.

Die Bekehrung der czechoslavischen Colonisten der südlichen Ausläufer des Nordwaldes (Mühlviertel).

Culturzustände und Bevölkerungsverhältnisse. Es wäre irrig, wenn man annehmen wollte, daß an der Grenze jener Völker, welche Griechen und Römer bis in die letzten Zeiten ihrer Herrschaft verächtlich Barbaren nannten, auch alle Cultur des Geistes und des Bodens aufgehört habe. Die hervorragenderen germanischen Stämme hatten zum Theil in nur zeitweise unterbrochenem Kampfe mit den Weltbeherrschern, manchmal in längerem, friedlichen Verkehre mit denselben, am meisten aber in der Bundesgenossenschaft oder in massenhaftem Solddienste von den Römern zuerst die Künste des Friedens, dann jene des Krieges und endlich das Siegen gelernt. Einzelne keltische und germanische Stämme waren aber den Römern in Jagd und Fischfang, Viehzucht, Bergbau und Metallbereitung schon von jeher voraus. Das industrielle Leben im weitesten Sinne entfaltete sich aber in allen Zeiten, schon vor den künstlich angelegten Straßen, am regsten an schiffbaren Strömen und langgedehnten See'n. Als die Bollwerke an der Beschützerin des römischen Reiches, der Donau, gebrochen waren, wurde sie zur Pulsader des Verkehres für jene germanischen Völker, die sich bleibend an ihren Ufern niedergelassen hatten. Die ältesten volkswirthschaftlichen Notizen weisen uns an ihr Strombett, an die Rinnsale ihrer größern Zuflüsse und an die Züge der Römerstraßen, die parallel mit ihrem Bette laufen, oder senkrecht auf dasselbe fallen. Da aber in Großgermanien Kunststraßen mangelten und die Donau schon von der Einmündung des Inns an ziemlich nahe an den südlichen Ausläufern des herzinischen (Nord-) Waldes hinläuft, so waren die Siedlungsstätten näher oder hart an ihrem linken Ufer schon von der Natur vorgezeichnet. So erwuchs denn auf ihren nördlichen Ufergeländen schon frühzeitig eine eben so dichte Bevölkerung, wie auf den ober und unter der Bergzone weitgedehnten südlichen Flächen. Aber auch vom linken Ufer weg erstreckten sich Culturzungen mehr oder weniger tief in das Binnenland hinein, je nachdem nämlich die Plastik des Terrains Culturen begünstigte, oder fruchtbarerer Boden einzelner Querthäler dazu anlockte.

Im Allgemeinen beweisen noch viel spätere Documente, wie die heutige Topographie, in unzweideutiger Weise, daß in der Periode, in welche meine dermaligen Untersuchungen fallen, d. h. von der Neige des VIII. Jahrh. bis zum Abschlusse des IX. unser Mühlviertel (von Mihil, dem „größern" Bache so genannt) hie und da schon in geringer nördlicher Entfernung von der Donau zum beiweitem beträchtlicheren Theile Wildniß war. Ich möchte unter „Wildniß" theilweise Urwald und theilweise einödige Cultur verstanden wissen. Das „Urkunden-

buch des Landes ob der Enns[1])" enthält einige Documente, aus denen sich entnehmen läßt, daß der Nordwald bis tief gegen die Donau herab ausgedehnt war, und aus einem Paar Urkunden der Monumenta Boica, die später beleuchtet werden sollen, geht dasselbe hervor: die einen wie die andern sind aber aus einer verhältnißmäßig spätern Zeit (IX.—XII. Jahrh.), wodurch ein wohlberechtigter Schluß auf früher noch weitere Ausdehnung und dichteren Bestand dieses Waldgebietes gestattet ist. Wo im Laufe der Jahrhunderte weitschichtigere Lichtungen entstanden sind, erhielten dem zu Folge die vom Hauptcomplexe abgetrennten Waldparcellen Eigennamen, von denen Pillwein viele namhaft macht. Die Topographie des Mühlviertels weist auch eine auffallende Anzahl von Ortsnamen auf, welche als Gegensatz zu Wald aus „Feld" zusammengesetzt sind. In der Regel tragen weitere Lichtungen solche Namen: dagegen ist die Menge der Ortschaften, welche auf „schlag" ausgehen, wahrhaft Legion. Die Culturnamen aus Feld und Schlag stammen jedoch keineswegs alle aus spätern Jahrhunderten, weil einzelne davon schon in den ältern Urkunden, die wir über das Mühlviertel haben, aufscheinen. Was hier im Allgemeinen vom Nordwald gesagt worden ist, gilt im Besondern auch von einem seiner mächtigern Ausläufer, dem Königswieserwalde, der heute noch einen ungeheuern Umfang hat, und im VIII. und IX. Jahrh. sich mit wohl nur geringen Unterbrechungen zwischen der Narn und Isper über Waldhausen bis an die Donau herab erstreckt haben wird. — Die Massencultur dieses umfangsreichen Wäldergebietes zwischen der Donau und den höhern Kämmen der böhmischen Grenze wurde wahrscheinlich erst nach dem Austoben der Ungarn-Stürme, oder richtiger, seit dem Beginne der Restaurationszeit in der Neige des X. Jahrh. vollbracht. Die hervorragendsten Factoren dieser Massencultur scheinen das passauische Frauenstift Niedernburg (woher der oft vorkommende Name Abteiland) beziehentlich die Passauer Bischöfe selbst bis an die Mihel (Große Mihel), dann östlicher die hochedlen Machland, und im noch östlichern Theile ihres Gebietes — der Riedmark — die babenbergischen Markgrafen der Ostmark gewesen zu sein.

Was die Bevölkerungsverhältnisse des Mühlviertels betrifft, sind je nach den Zeitläufen drei vom VI.—X. Jahrh. wesentlich von einander verschiedene Perioden auseinander zu halten: Erstens die baioarische Einwanderung seit dem Beginne des VI. Jahrh., zweitens das Vordringen der Awaren vom J. 568 an, und drittens die slavische Besitzergreifung unter Samo ohngefähr vom J. 627 an. Mit dieser Abtheilung will keineswegs behauptet werden, daß die Baioarier das ganze heutige Mühlviertel bevölkert, und ebenso wenig, daß die Slaven sich nicht schon vor Samo eines beträchtlichern Landstriches desselben bemächtigt haben. Die Baioarier besetzten allem Anscheine nach nur einen schmalen Streifen des linken Ufergeländes der Donau bis hinab an den Dimbach (Dunin-

[1]) I. S. 164. 480. II. S. 17. 75.

pach). Am rechten Ufer bildete bekanntlich schon die untere Enns die Landesgrenze zwischen ihnen und den ihnen befreundeten Langobarden. Nach dem Abzuge der Langobarden rückten 568 die Awaren einerseits bis an die Enns vor, im Norden der Donau scheinen sie aber die baioarischen Uferbewohner bis über die Gusen zurückgedrängt zu haben. Einige Forscher sind der Meinung, daß sie links der Donau alles Land bis zum Haselgraben herauf in Besitz genommen haben[1]). Die Ansicht läßt sich jedoch kaum begründen, und scheint auf der vagen Aussage einer unechten Urkunde vom J. 823 und auf einer Verwechslung des spätern Besitzes der Slaven mit jenem der Awaren zu beruhen. Uebrigens ist diese Controverse bezüglich der eigentlichen Awaren-Wohnsitze, deren Westgrenze, wie wir sehen werden, wahrscheinlich noch viel östlicher lag, ohnehin eine ziemlich irrelevante, weil sie die ihnen botmäßigen Slaven auch auf dem linken Donauufer vor sich gegen die baioarisch-fränkische Ostgrenze vorgeschoben haben werden, meines Dafürhaltens bis an die Gusen. Später breiteten sich aber die Slaven allerdings streckenweise bis an den Haselgraben aus. Um über die Völkerstellung an dem in Rede stehenden Donau-Segmente das nöthige Licht zu verbreiten, dürfte hier die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß sich die Vorschiebung der Slaven gegen die baioarisch-fränkische Grenze an diesem Stromsegmente auf dessen unmittelbare Ufer beschränkt haben muß, weil das Binnenland, wie rechts der Donau vom ungeheueren Ennswalde, so links derselben von den noch viel umfangsreichern Waldgebieten, z. B. dem Königswieser eingenommen war, welche dem ganzen Viertel ober dem Manhartsberge und dem östlichen Mühlviertel für noch spätere Zeiten den Namen Waldviertel gaben. Die Stellung fraglicher Uferslaven hatte daher die Natur weit vorgeschobener Vedetten.

Durch die Siege Samo's über die Awaren trat auch für die politischen Verhältnisse der Slaven des Mühlviertels ein gänzlicher Umschwung ein. Vor denselben waren die Cultur- und Bevölkerungsgrenzen im Mühlviertel sicherlich coincident: eigentliche Wildniß gegen Norden, urbares Land am linken Donauufer-Streifen. Der culturlose Urwald dürfte sich, nach heutigen Oertlichkeiten bestimmt, vom Ursprunge der großen Mihel über Peilstein, Rohrbach, Hollerberg, St. Veit, Alt-Waxenberg, Eidenberg, Stratreut, Veitsdorf, Wartberg an der Feldaist, Tragwein, Windeck, Windhag, Sachseneck bei St. Thomas, Kreuzen (S. Viti) und Struden herabgezogen haben. Einzelne Landbuchten, auf welche ich bereits oben aufmerksam gemacht habe, verschlagen dem allgemeinen Zuge dieser Culturgrenze nichts. Haben schon einige der eben genannten Ortschaften etymologisch oder ethnologisch Beziehungen zu den nach Samo's Siegen mehr gegen Süden vorgedrungenen slavischen Waldcolonen, so fällt noch mehr auf, daß dieß- oder jenseits der angegebenen Linie dichtere germanische oder czechische topographische Elemente sich gegenüberstehen. Es spiegeln sich darin die Cultur- und Bevölkerungs-Zustände

[1]) Vgl. Lamprecht, Hist.-Topogr. Matr. S. 135.

während der Herrschaft Samo's und nach derselben. Die Menge der slavischen Ortsnamen wächst im geraden Verhältnisse ihrer Entfernung von unserer Linie in nördlicher Richtung. Dieß gilt jedoch nur bis zur Gusen hinab, an und von ihr weg treten auch im Ufergelände nicht nur unverkennbar slavische Ortsnamen in größerer Frequenz auf, sondern macht sich die wendische Nationalität der ältern Einwohnerschaft auch durch Ueberreste slavischer Dorfanlagen bemerkbar.

In den Dorfanlagen des Mühlviertels spiegelt sich in allgemeinen Umrissen ein gutes Stück Volks- und Culturgeschichte zugleich ab. Es hält schwer, sie nach ihrer Lage oder Entstehungszeit in sich gegenseitig ausschließende Kategorien des Raumes oder der Zeit auszusondern, denn auf dem ganzen Areale dieses Territoriums sind slavische und germanische Namen und Anlagetypen alter und jüngerer, größerer und kleinerer Ortschaften so bunt durcheinander gewürfelt, daß man nur mit Mühe übersichtliche Gesichtspunkte gewinnt, unter die sich die Einzelnheiten in gleichartige Summen zusammenfassen lassen. Nur der Umstand kommt dabei zu Hilfe, daß in Folge der vollständig durchgeführten Germanisirung die entschieden slavischen Ortsnamen gegenüber den zweifellos germanischen in verschwindender Minderheit sind; er ist jedoch von dem Uebelstande begleitet, daß solche slavische oder germanische Namen gerade im umgekehrten Verhältnisse germanischen oder slavischen Anlagen beigelegt sind. Aus diesen Widersprüchen muß man schließen, daß manche Ortsnamen durchgehends germanisirt wurden, während die Anlage des Namensträgers die altherkömmlich slavische blieb, oder daß man zäh an der slavischen Benennung festhielt, während nach vorgegangenen Zerstörungen der Neubau, sei es nun aus Bequemlichkeits-Rücksichten oder aus Nachahmungssucht, eine der Nationalität fremdartige Umgestaltung erfuhr. Um wenigstens einige Ordnung in meine Darstellung zu bringen, werde ich von Norden nach Süden vorgehend die Ortschaften slavischer Anlage ohne besondere Rücksichtnahme auf das Idiom ihrer Benennung zusammenstellen, und mir hin und wieder einen Seitenblick auf irgend eine ausgeprägt germanische der Nachbarschaft erlauben.

Im Norden, d. h. tief im eigentlichen Walde fällt auf der ganzen Landstrecke von der Ilz bis zum Königswieserwald und weit über beide Endpunkte hinaus, eine Unzahl von Ortschaften auf, deren Name auf schlag endigt. Das Wort der vorgesetzten Differenzirung ist nur in den wenigern Zusammensetzungen ein ausgemacht slavisches. Dagegen sind diese Ortschaften in ihrer Grundrißanlage auffallend einander ähnlich, immer nämlich zwei an einer Straße stehende geradlinige Häuserreihen. Ihre Lage, ihr gemeinsamer Gattungsname schlag und die Regelmäßigkeit des Grundrisses reihen diese Ortschaften ihrer Entstehungszeit nach wohl selbstverständlich in die spätere schon durchweg germanische Zeit ein, obgleich die Bewohner einer größern Anzahl derselben ohne Zweifel slavischer Abstammung sind.

Entschieden slavischer Anlage (Ringstellung der Häuser um einen meistens eliptischen Gemeindeplatz) sind hoch im Norden: Ober-Rauchenöd, Ober-

Kappel und Vorder-Schiffel, zum Theil auch Sandl; etwas südlicher: Mötlas und Dambach bei Guttau; ebenso Neumarkt, Unter-Weitersdorf, dann Etzdorf, Engerwitzdorf und gegenüber Engerwitzberg. In der Nähe liegt eine Ortschaft Gratz und ein Ober- und Unter-Vieswitz. Schon näher der Donau ist St. Georgen ganz slavischer Anlage, Dorf-Gusen zum größern Theile; so sind auch Holbing, Mitterkirchen und Eizendorf ganz, Hofkirchen theilweise slavischer Anlage, während das nahe Arbing, wie in seinem Namen (von Aribo), so in seinem Grundrisse rein germanisch ist. Aufwärts am Donauufer beschränkten sich die Wenden jedoch nicht auf die Gusengrenze, schoben vielmehr Colonien tiefer in das germanische Gebiet, von denen sich jetzt noch drei auf den ersten Anblick als solche zu erkennen geben, nämlich Abwinden (Aha-winidun) an der Donau, Holzwinden am Ostsaume des Steiereckerwaldes und zwischen beiden Bulgarn. Offenbar erhielten sie ihre ethnischen Namen als Ausnahmen von der allgemein germanischen Bevölkerung der Umgegend. Von den oben genannten Dörfern liegt das eine oder andere am rechten Ufer der Gusen; selbe wie Abwinden und Holzwinden stellen uns sicher, daß sich die Slaven in späterer Zeit streckenweise allerdings bis an den Haselgraben ausgedehnt haben, wie oben schon bemerkt worden ist. Dieser Thatbestand läßt sich auch urkundlich erhärten. Um das J. 827 waren nämlich mit den slavischen Anrainern über die Grenzen der Liegenschaft, womit das Gotteshaus Puchenau dotirt war, Irrungen entstanden. Um sie beizulegen, wurde ein großes Placitum veranstaltet, welchem der Bischof Hitto von Freising und der Gaugraf Wilhelm vorstanden. Dabei waren 32 baiovarische und außer den zunächst betheiligten Techilino und seinen Söhnen noch 21 slavische Zeugen gegenwärtig. Die Streitfrage ist in der hierüber am 21. Aug. 827 ausgestellten Urkunde[1]) klar präcisirt: »recte definiendum et dirimendum terminum illum inter ipsa casa dei ad Pochinauua et inter Sclauanis ibidem prope commanentibus.« Diese Urkunde ist nicht nur bezüglich der vorliegenden Frage, sondern auch in andern Richtungen sehr belehrend. Außerdem, daß in ihr ausdrücklich gesagt wird, „daß Slaven in der Nähe von Puchenau seßhaft waren", geht nämlich dasselbe auch aus der Grenzenbestimmung hervor: »Ut ipsa marca ad casa dei pertinere deberet de illo rivolo qui dicitur Deozinbach ubi ipse fluxit in Danubium (Dießenbach östlich nächst Ottensheim) et deinde circumiens ad ueteranis petris (Alte Felsen?) usque ad Chestinperc. deinde ad orientalem partem ad illo termino quae marchit ad Linza ꝛc. (Haselgraben)". Der Grenzpunkt, zugleich Ausstellungsort der Urkunde Chestinperc wird Eingangs Caestinincperc geheißen; ich halte ihn für den Pöstlingberg und diesen überhaupt für eine alte Malstätte. Ob der alte Name Caestinincperc ein Lesefehler des ältesten Copisten statt Bestinincperc oder der heutige nur eine arge Verwitterung aus einem ursprünglichen Caestinincperc sei, vermag ich nicht zu entscheiden; mache übrigens unter Anleitung des

[1]) Roth's, Cozrohs Renner p. 101.

Hrn. Archivars von Wilhering, P. Bernhard Söllinger, darauf aufmerksam, daß es im Dorfe Puchenau ein Kauzenberger-Bauerngut gebe. Von ethnographischem Interesse ist es, daß von den slavischen Edlen, die als Zeugen namentlich aufgeführt sind, drei, nämlich Egilolf, Uualdrat und Traninh (Traninc) germanische Namen haben, worin ein Fingerzeig liegt, daß der Germanisirungsproceß im ersten Drittel des IX. Jahrh. schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, was auch in den deutschen Ausgängen der slavischen Zeugennamen auf o und in den Diminutiven auf ino und lino seine Bestätigung findet. Ferner ist es von chronologischem Interesse, daß der Gaugraf Wilhelm die ältesten baioarischen und slavischen Männer um den Lauf der Grenze des Kirchengutes befragt (»quesiuit inter uetustissimis uiris Baiouuariis et Sclauaniis ubi rectissimum terminum inuenire potuissent«). Das Alter dieser Auskunftszeugen auf ca. 90 Jahre angesetzt, sehen wir, daß das Vordringen der Slaven an den Haselgraben schon vor 750 angesetzt werden müsse, zugleich aber auch, daß diese Slaven damals schon unter baioarischer Oberherrschaft standen; überdieß sind wir dadurch sichergestellt, daß die Kirche Puchenau schon um die Mitte des VIII. Jahrh. wieder organisirt war. Ihr St. Andreas-Patrocinium wird kaum außer Beziehung zu den zahlreichern slavischen Umwohnern stehen.

Was nun die vorwaltend slavische Topographie des nördlichern Mühlviertels betrifft, ist es gewiß höchst auffallend, daß unweit Freistadt drei Bäche in die Feld-Aist (Agista) münden, deren slavisches Etimon niemand anstreiten kann, nämlich die Jauniz (urk. Jowernize), Feistriz (urk. Vuistriza) und Flaniz (urk. Fladnize). Der Name Aist oder Agista ist aller Wahrscheinlichkeit nach germanischen Ursprungs und nach der plausiblen Vermuthung des trefflichen Zeuß[1]) eine Substantial-Superlativform von Aga (= Aha) wie die Eger und die Agar (Agira), der Ausfluß des Attersee's als Gegensatz zur wasserarmen Dürren Ager Comparativformen sind. Die in altwendischen Gegenden so oft vorkommenden Feistriz und Fladniz decken ganz unsere eben so vielfältigen Lauterbach und Moosbach, denn sie stammen von Bistr (klar) und Blato (Sumpf) und lauten, abgesehen von der Verwitterung Bistriza und Bladniza. Da die Flußnamen überhaupt die ältesten sind, so regen vorgenannte mancherlei Gedanken an. Der Aist haben Germanen den Namen geschöpft und zwar (meines Dafürhaltens) die Quaden, deren letzte Wohnsitze ich im Anhalte an das Zeugniß des Tacitus[2]): »Danubium ultra inter flumina Marum et Cusum locantur« und noch mehr jenes der Tabula Peuting., welche sie mit den Juthungen ebenfalls dahin versetzt, zwischen March und Gusen zu suchen geneigt bin. Zeuß und v. Spruner sind hierin anderer Meinung — Die Jauniz, Feistriz und Flaniz erhielten dagegen ihre Namen von den Czechen. Ich sage absichtlich: „von den Czechen", weil ich im Allgemeinen zwischen ihnen und den Altslovenen oder Wenden unterscheide. Allerdings bildeten auch letztere

[1]) Die Deutsch. und Nachb.-Stämme S. 15. Anm. 3. [2]) Annal. II. 65.

seit Samo's Zeit einen (den südlichen) Bestandtheil der Einwohnerschaft des Mühlviertels, wo sie theils von den Awaren gegen Westen vorgeschoben, theils vielleicht auch von Carantanien her als vorderste Ennsslaven behufs des engern Anschlusses an das Reich Samo's seßhaft geworden waren; wie sie sich denn zu jener Zeit nicht nur am linken Ennsufer, sondern auch für eine Reihe von Jahren sogar an den Bergwerken des Ischllandes (Salzkammergut), selbst bis an den Aber- und Atterse hinauf festsetzten. Schon vor ihrer Ankunft an der Donau scheinen die Czechen, angelockt von den Viehweiden und Erzbergen des nördlichen Mühlviertels, durch die Urwälder vorgedrungen gewesen zu sein, und an den Südabhängen des Nordwaldes vollzog sich also der Anschluß der Carantanerslaven an die Czechischen, der dann, so lange Samo herrschte, eifrig unterhalten wurde.

Gegen meine Aufstellung, daß dieser Anschluß an das Reich Samo's von Seiten der Carantanerslaven erst unter seiner Regierung durch die Vorwanderung an der Enns abwärts und Ueberschreitung der Donau vollzogen worden sei, läßt sich auch aus der Missionsreise des hl. Bischofes Amand von Mastricht nichts Stichhaltiges einwenden, sie mag nun schon in das J. 627 oder in ein späteres (633) fallen. Man urgirt gewöhnlich, daß er diesen Missionsversuch am rechten Donauufer gemacht habe, wobei dann freilich vorausgesetzt werden müßte, daß im J. 627 (in der Annahme Hansiz's und des Frhr. v. Ankershofen) wenigstens die Ennsslaven damals schon bis an die Donau vorgedrungen gewesen sein müßten. Beide Autoren greifen auf das Jahr 627, weil sie sich von der genugsam beglaubigten Thatsache beengt fühlen, daß der Krieg zwischen Samo und König Dagobert im J. 630 ausgebrochen sei, der dann auch den siegreichen Zug der verbündeten Baioarier und Alemannen gegen die bereits unter Samo's Schutz stehenden Carantaner zur Folge gehabt habe. In der Combination der eben genannten, gelehrten Autoren scheint mir aber neben Willkürlichem auch Unrichtiges mit zu unterlaufen. Die Behauptung, daß die Mission des hl. Amand ausschließlich nur Slaven gegolten habe, welche hart an der Donau auf deren rechtem Ufer saßen, ist eine willkürliche. Dieß sagt sein gleichzeitiger Biograph Raudemund nicht. Seine Erzählung lautet[1]): »Audivit denique, quod Slavi nimio errore decepti a diaboli laqueis tenerentur oppressi. Illicque martyrii palmam se assequi posse confidens, transfretato Danubio eadem circumiens loca, libera voce Christi evangelium gentibus praedicabat. Paucis vero ex eis in Christo regeneratis .... ad proprias iterum reversus est oves.« Man sieht hieraus, daß der Biograph überhaupt nur aussage, daß die Gegenden, in welchen der hl. Amand predigte, jenseits der Donau lagen, ohne jedoch deren Lage irgendwie näher zu bestimmen. Daß sie nicht unmittelbar an die Donau stießen, sagt uns aber ein von den Bollandisten abgedruckter, ebenfalls sehr alter Lebensumriß desselben Heiligen[2]): »Deinde trans Danubium ad terras, ubi Christus non nominabatur praedicare perrexit....

[1]) Boll. Febr. T. I. p. 851. et Mab. Acta SSm. Ord. S. Ben. Saec. II. p. 715. [2]) L. c. p. 855.

aliquos ad baptismi gratiam adduxit, sed adhuc peccatis exigentibus alii verbum Dei audire noluerunt.« Angesichts dieser Zeugnisse und andere Umstände berücksichtigend behauptet darum der Bollandist geradezu[1]): »Amandus ... ultra Danubium in Carinthiam vicinasque provincias profectus annum 633 ... in eam expeditionem insumpsit.« Ich würde lieber sagen »ad Carantanos«, sie mochten damals noch im eigentlichen Carantanien (Kärnten und Steiermark) oder zum Theil schon an der obern Krems und an den Vorbergen zu finden gewesen sein. — Ferner ist es unrichtig, das präcise Jahr 627 als jenes anzusetzen, in welchem der hl. Amand seinen Missionsversuch bei den Carantanerslaven unternommen haben soll, weil er damals schon Bischof war (»ad proprias iterum reversus est oves«) und sich gegen das von den Bollandisten festgestellte Weihejahr 628[2]) kaum etwas Triftiges aufbringen läßt.

Hier kann ich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die bisher besprochene Missionsreise des hl. Amand mit der Chronologie der Hansizianer und Traditionellen in gleicher Weise unvereinbar sei. In der Hypothese der Hansizianer bleibt es nämlich geradezu unbegreiflich, daß der hl. Amand seinen apostolischen Eifer nicht an den, nach ihrer Ansicht, damals noch heidnischen Baioariern geübt habe, durch deren Land er von der Donau weg im ganzen Querdurchschnitte reisen mußte, um zu Carantanerslaven zu kommen. Er setzte nämlich zuverlässig über die obere Donau, weil ihm im Gegenfalle seine weitere Reise über die Alpen erspart geblieben wäre, indem er im nahen Böhmen heidnische Slaven, den Gegenstand seines apostolischen Eifers, in Unzahl getroffen hätte. Eben so sicher wird sein, daß der hl. Bischof-Missionär um den Tauern-Uebergang zu gewinnen; oder auch nur um zu den Slaven an der Pyhrnstraße zu gelangen, wenn er nicht durch Salzburg selbst gekommen, wenigstens dessen nach der Annahme der Traditionellen dort eben (einige Jahre nach dem Hingange des hl. Rupert) kräftig aufblühendes Bisthum nicht umgehen konnte. War das eine oder das andere der Fall, warum erzählen uns die Salzburger Documente nichts von einem gewiß höchst ehrenvollen Besuche des hl. Amand bei seinem Amtsgenossen, dem hl. Vital, der ja nach traditioneller Zeitrechnung eben damals (623—646) auf dem Stuhle des hl. Rupert saß; oder warum hat sich in den Salzburger Ueberlieferungen nicht irgend eine, wenigstens dunkle Sage von dieser Reise des hl. Amand erhalten? Nein, wenn der hl. Amand zu einer Zeit, in welcher das Bisthum Salzburg nicht selbst dem kläglichsten Verfalle preisgegeben war, durch dasselbe gekommen wäre, so hätte man ihm gewiß den Liebesdienst nicht versagt, ihn von einer Weiterwanderung zu den Carantanerslaven „diesen grausamen Heiden" abzuhalten und ihn von der voraussichtlichen Fruchtlosigkeit seines Unternehmens zu überzeugen. In der Verlegenheit der Traditionellen, auch nicht das Unscheinbarste von einer Reise-Erinnerung des hl. Amand aufweisen zu können, kämen ihnen freilich die Hansizianer gerne zu Hilfe: eine Selbstverleugnung, die zu groß wäre, um sie noch für ehrlich gemeint hinnehmen zu können; und darum verwahren sich die Traditionellen mit Recht gegen dieses Danaergeschenk. Allerdings — so behaupten die Hansizianer — blieb die dankbare Erinnerung an die Opferwilligkeit des hl. Amandus in der Salzburgerkirche

[1]) L. c. p. 831. [2]) L. c. p. 830.

von der Neige des VIII. Jahrh. bis auf den heutigen Tag lebendig. Die Anerkennung seines leider fruchtlos gebliebenen Apostolates in einer der südostdeutschen Provinzen war es, folgern sie weiter, was den Nachfolger des glücklichern Slavenapostels Virgil, den großen Arno vermochte, die Gebeine des hl. Amand von Elnon in Brabant mit nach Salzburg zu nehmen, um das Gelingen der von ihm fortgesetzten Carantaner-Mission unter dessen Schutz zu stellen. Arno erneuerte die bereits wieder in Verfall gerathene St. Margarethen-Kapelle, welche der hl. Rupert auf der Martyrstätte des hl. Maximus und seiner Leidensgenossen erbaut hatte, und setzte dort die Reliquien des hl. Amandus von Mastricht bei, wo sie Jahrhunderte lang ruhten, bis sie im St. Petersmünster vorerst unter dem Hochaltare und dann auf dessen eigenem Altare Gegenstand der öffentlichen Verehrung wurden und bis auf den heutigen Tag blieben. — Diese sinnreiche Combination halten die Traditionellen, und wohl mit gutem Grunde, für eine Geschichtsverdrehung, indem ihnen aus vielfältig verbürgter und ununterbrochener Ueberlieferung recht gut bekannt ist, daß der hl. Amand, dessen Gebeine nicht erst Bischof Arno, sondern der hl. Rupert nach Salzburg mitbrachte, nicht der bisher besprochene Bischof von Mastricht, sondern zweiter Bischof von Worms gewesen war. Also nicht darum, weil der hl. Amand um die Christianisirung irgend einer südostdeutschen Provinz ein, obgleich nur subjectiv gebliebenes Verdienst hatte, sondern weil ihn der hl. Rupert als zweiten Bischof von Worms, mithin als einen seiner Vorgänger, persönlich hoch verehrte, und weil in jenen Zeiten zum Antreten einer Missionsreise ein reicher Reliquienschatz unentbehrlich war, nahm der hl. Rupert die Gebeine des hl. Amand von Worms nebst andern Reliquien mit auf seine apostolische Reise nach Baioarien. — Dagegen urgiren die Hansizianer die aus den Martyrologien und beziehentlich aus Kirchenkalendern genugsam constatirten Thatsachen, vorerst nämlich, daß mehrere Bisthümer das Fest des hl. Amand von Mastricht, obwohl sein Todestag auf den 6. Febr. fällt, dennoch am 26. Oct. feiern, weil sein hl. Leib am letztern Tage des J. 695 vom Bischofe Eligius aus der St. Peters- und Pauls-Kirche zu Elnon in die damals vollendete prachtvolle St. Stephans-Basilika übertragen worden ist, und dann, daß die Salzburger Kirche ihr Uebertragungsfest des hl. Amand von Worms ebenfalls am 26. Oct. begehe, und schon vor dem J. 1661, in welchem dessen letzte Uebertragung aus dem Sarge unter dem Hochaltare auf den St. Johannesaltar geschah, am nämlichen Tage gefeiert habe, wodurch — schließen sie — die Identität des Mastrichter und Wormser oder Salzburger Amand factisch eingestanden werde. Zum Ueberflusse beziehen sie sich hiebei auch noch auf das unleugbar verquickte Officium des Salzburger Propriums auf diesen Tag (Lect. IV. Noct. II.). — Daß die Propria dioecesana nur in einzelnen Fällen den Werth historischer Quellen haben, ist bekannt; mit ihrer Argumentation aus dem Zusammentreffen gleichnamiger Heiligen auf einen und denselben Festtag stellen sich aber die gelehrten Jünger ihres gelehrtern Meisters Hansiz ein etwas ungünstiges Zeugniß für ihre Kenntniß des Entstehungsganges der spätern Einträge in die Martyrologien aus. Oefter, als uns lieb sein kann, werden bei beginnender besonderer Verehrung einzelner Heiligen ihre Feste (hie und da auch in Folge der am selben Tage absichtlich vorgenommenen Erhebung und Uebertragung) auf die Festtage schon bekannter gleichnamiger verlegt, und diese an und für sich noch harmlose Ungehörigkeit wurde dann bei mehr als Einem der Ausgangspunkt zu einer im Laufe der Zeit sich ausbildenden, so vollständigen Fusion oder Identificirung, daß sogar die Acten des ältern auf den jüngern übertragen wurden. Ich erinnere hier beispielsweise nur an die Verwechslung des hl. Qui-

rinus von Tegernsee mit jenem von Siscia und an die im I. Bde. besprochenen Legenden der hhl. Pelagius von Constanz, Laibach und Città nuova. Derart Bedauerliches widerfährt aber nicht nur den Legendisten, findet sich vielmehr, wenigstens hin und wieder, sogar in Documenten von anerkannt historischer Geltung, so z. B. in zwei der hervorragendsten Salzburger Urkunden, dem Congestum Arnonis und den Breves Notitiae, in welchen Schenkungen, die zweihundert Jahre von einander abstehen, denselben agilulfingischen Theodonen und Theodeberten zugeschrieben werden. Um die Haltlosigkeit der Hansizischen Argumentation für unsern speciellen Fall in das ihr gebührende Licht zu stellen, gebe ich einfach von den Hansizianern angenommene oder bisher nicht bestrittene Daten zu bedenken. Die jüngsten Anhänger dieser Hypothese, die in den Begründungen derselben am besten unterrichtet sein werden, weil sie in der Lage sind, den gelehrten Gesammtapparat ihrer Vorgänger zu benützen, lassen den hl. Rupert nicht wie ihre Vorgänger im J. 696, sondern theilweise schon 693 oder sogar 692 nach Baioarien kommen. Nach den von den Bollandisten zusammengestellten und beleuchteten Aussagen der Martyrologien[1]) geschah aber die Erhebung des Leibes des hl. Amand von Mastricht am 26. Oct. 695, nach Andern erst 699, mithin konnten die Gebeine jenes hl. Amand, welche der hl. Rupert angeblich im J. 693 nach Baioarien brachte, nicht jene des Mastrichters sein. — Dagegen höre ich einwenden: Nicht der hl. Rupert hat den Leib des hl. Amand nach Salzburg gebracht, sondern der neu erwählte Abtbischof Arno und zwar im J. 785. So geben allerdings besonders die jüngern Hansizianer vor, und suchen dieses Vorgeben dadurch wahrscheinlich zu machen, daß ja Arno, als er zum Abtbischof des Kathedralklosters St. Peter zu Salzburg gewählt wurde, Abt zu Elnon in Brabant war, wo der hl. Amand von Mastricht begraben lag. Aber auch diese Combination ist nicht haltbar. In den allegirten Documenten wird hervorgehoben, daß Bischof Eligius den Leib des Heiligen bei seiner ersten Erhebung am 26. Oct. 695 (699) unverwesen gefunden habe: »cujus corpus .... post tantum temporis .... repertum est incorruptum.«[2]) Ja noch mehr; als im J. 809 neuerdings eine Erhebung desselben vorgenommen worden war, fand man ihn noch unversehrt: »cujus corpus .... post 150 a transitu annos integrum inventum est.« Wie konnte man den hl. Leib im J. 809 zu Elnon neuerdings erheben, wenn ihn Abtbischof Arno 25 Jahre vorher nach Salzburg verbracht hatte? Auf die Ausflucht zu antworten, daß Arno nur einige Reliquien des hl. Amand von Mastricht nach Salzburg mitgenommen habe, wäre höchst müßig, weil man sich täglich überzeugen kann, daß der Leib jenes hl. Amand, welcher auf dem gleichnamigen Altar der St. Peterskirche zu Salzburg an allen hohen Festtagen zur öffentlichen Verehrung ausgestellt ist, wirklich ein ganzer hl. Leib sei. Kehren wir nach dieser unerläßlichen Digression wieder zu den Slaven des Mühlviertels zurück.

Specielle Christianisirungsgeschichte der Slaven des Mühlviertels. Dieser Abschnitt schließt sich bezüglich des nördlichen Landstriches an die Bekehrungsgeschichte der Wenden der Oberpfalz und der Czechoslaven des bayerischen Waldes an, bezüglich des südlichen aber an jene der Christianisirung der Slaven des Traungaues (Ennsslaven); den Kern dieser neuern Agglomerate bildet aber das Rupertinische Missionsgebiet, das rechts der Donau an beiden Traunufern, und links derselben bis an die Mihel und gegen das rechte Ufer der untern Gusen herabreicht. In der

[1]) L. c. p. 840. ff. [2]) L. c. p. 841.

baioarischen, d. h. unmittelbar rupertinischen Zeit, sahen wir weit an beiden Donauufern hinauf die Mönche von St. Florian in apostolischer Thätigkeit; in der Slavenzeit aber haben wir jene von St. Emmeram und besonders von Altach (immer Niederaltach damit verstanden) die Christianisirung der Naabwenden und Waldczechen vollbringen gesehen, während die Bekehrung der Krems- oder Traungau-Slaven das ausschließliche Verdienst der Altacher und der aus ihnen hervorgegangenen Genossenschaft von Kremsmünster ist; die Mönche genau derselben Klöster werden wir nun und demnächst in den Territorien wieder antreffen, die zwischen der Traun- und Ipsmündung einerseits gegen die Gebirgskämme des Nordwaldes und andererseits zwischen der Enns und Ips zu den Vorderalpen ansteigen. Jenes Dreieck, welches Enns und Donau zwischen Rubring und Erlakloster bespülen, wurde allem Anscheine nach noch zu Samo's Zeit von slavischen Colonen in Cultur genommen, und als die Slaven nach Samo's Ableben auch hier zuerst in losere, dann in straffere Botmäßigkeit der Baioarier gekommen waren, mit baioarischen Grundeigenthümern und ihren Leibeigenen durchsetzt. Dieses Dreieck war natürliches Missionsgebiet der Florianer-Mönche. Links der Donau erweiterten dieselben Florianer-Mönche ihr *altes* Missionsgebiet, das von der Gusen bis an die kleine Mihel reichte, und in nordwestlicher Richtung vom Urwalde begrenzt war, in diesen hinein bis zur Waldaist und an ihr aufwärts bis an die Quellengebiete der Wald- und Feldaist und Gusen; setzten aber auch bei Wallsee über die Donau, um jenseits derselben das Gebiet zwischen der Narn und dem Königswieserwalde bis zu dessen gegen die Donau abfallenden Ausläufern dem Evangelium zu gewinnen. Ueberblickt man dieses weitgedehnte, von Bergen und Schluchten durchzogene Gebiet, so wird man überzeugt sein, daß zur Christianisirung desselben zahlreiche und rüstige Kräfte erforderlich waren, zugleich aber, daß die Genossenschaft von St. Florian, deren Kloster mehrmal von den Awaren zerstört worden war, in hohem Flor hätte stehen müssen, um derartige Kräfte aufbieten zu können. In der höchst wahrscheinlichen Thatsache, daß St. Florian dieß zu leisten nicht im Stande war, liegt wohl der adäquate Grund, warum ihm St. Emmeram zu Hilfe kam, und sich der Missionsarbeit im Landstriche zwischen der Aist und Narn unterzog. — Gehen wir nun an die *Begründungen* dieser Aufstellungen. Sie sind, wie sie vorliegen, zweierlei Art: *Documentirte Schenkungen* und unvordenklicher *Besitz* von Rechten und Liegenschaften. Genau betrachtet sind beide Arten aber eines und dasselbe, nämlich *Besitz mit bekanntem oder unbekanntem Ankunftstitel*, wovon an und für sich die eine Unterart so große Beweiskraft hat, wie die andere, weil nach *Hefele's* oft allegirtem Canon die Besitzverleihung nur Remuneration für vorgängige, seelsorgliche Thätigkeit ist.

Daß das östlichere Mühlviertel cultur-statistisch in zwei sehr ungleiche Theile zerfalle, eine mächtige, bewaldete Bergregion gegen Norden und einen vorzugsweise flachen Uferstreifen im Süden, ist früher auseinandergesetzt worden. Be-

trachtet man es nach der Abtheilung seiner Missionsbezirke, so findet man es von West nach Ost erst in zwei lange von Süd nach Nord gestreckte Zonen zerlegt, an die sich dann im äußersten Südost eine mehr abgerundete dritte anschließt. Diese und die erste sind Missionsbezirke der St. Florianer-Mönche, die mittlere, zweite aber der Emmeramer. Der Reihe nach sind es die Landstriche zwischen Gusen und Aist, Aist und Narn, Narn und Dimbach, oder bezeichnender Narn und Königswieserwald. Nimmt man an, daß das ganze Territorium in erster Linie für die St. Florianer-Mönche als Missionsgebiet bestimmt gewesen sei, und daß wegen Unzulänglichkeit ihrer Missionskräfte die mittlere Zone (Aist-Narn) den Emmeramern aufgetragen wurde, so wird man diese Abtheilung auf den ersten Blick für etwas bizarr halten können, aber eben nur auf den ersten Blick; denn wenn die Mönche von St. Emmeram nun einmal aufgeboten waren, den Florianern Hilfe zu leisten, so waren sie gerade durch diese Abtheilung in Stand gesetzt, ihnen auch nach rechts und links hilfreiche Hand zu reichen. Daß aber den Mönchen von St. Florian dieses Missionsgebiet, und namentlich vom östlichen Gusenufer weg zugetheilt wurde, hat seinen Grund wohl darin, daß sie bereits in der baioarischen Zeit, mit ihrer Mission von der Donau immer östlicher vordringend, das Kreuz schon am westlichen Gusenufer aufgepflanzt und sich dadurch eine Operationsbasis für den friedlichen Feldzug in das östlichere Slavenland geschaffen hatten. Wollen wir, wie ich dieß nicht bezweifle, den unternehmenden Bischof Virgil und seine Nachfolger auf dem Salzburger Stuhle als Feldherren in diesem unblutigen Kreuzzuge anerkennen, so werden wir uns der Einsicht nicht verschließen können, daß der Plan hiezu, wie er vom hl. Virgil ausgegangen, nicht nur ein großartiger, sondern auch ein einheitlich geordneter gewesen, und daß seine Nachfolger ihn mit aller Consequenz durchführten, nur daß sie hiebei den inzwischen eingetretenen Ereignissen gebührend Rechnung trugen. Wir haben bereits früher gesehen, daß die Altacher und St. Emmeramer-Mönche zum großen Theile schon vor dem Bisthums-Antritte des hl. Virgil die Bekehrung der Naabwenden und Waldslaven erzielt hatten, wozu der erste Impuls von jenem frommen Herzoge Theodo, der 716 seine Wallfahrt nach Rom unternahm, ausgegangen gewesen sein mag. Vollendet wurde dieses Unternehmen erst unter Bischof Virgil durch die von den ihm gleichgesinnten Regensburger Bischöfen Gaubald und Sintbert durchgeführte kirchliche Organisation. Schon gleichzeitig mit der Erhebung auf den Salzburger Stuhl gibt sich Virgil der hehren Idee der Slavenbekehrung — dieser Hauptaufgabe der drei nächsten Halbjahrhunderte — hin, und von Jahr zu Jahr tritt er ausgesprochener als Hauptträger und Verwirklicher derselben hervor. Vor allem liegt ihm die Bekehrung der Carantanerslaven an; kaum daß sie in geregelten Gang gebracht und auch schon auf ihre östlichen Nachbaren ausgedehnt wird, zieht er auch die im Norden der Donau verfügbar gewordenen Missionskräfte an sich, um sie theilweise an der Traun und Enns zu beschäftigen. Als dort im Stift Kremsmünster ein wohl-

bestelltes Seminar für Slavenmissionäre zu Stande kommt, rücken auf Verwendung des ihm eng befreundeten Bischofs Waltrich von Passau die Mönche von St. Emmeram weit an der Donau herab und cultiviren das ziemlich umfangsreiche Waldrevier Askituna (777). Hier machen sie ihre höhere Vorschule durch, um dann, ausgerüstet mit den unentbehrlichen Kenntnissen der Cultur, die Bergregionen zwischen Aist und Narn, zwischen der Donau und dem Oetscher nicht nur zu cultiviren, sondern auch dem Christenthume zu gewinnen.

Gehen wir nun nach der Zurechtlegung des äußern historischen Rahmens an die Untersuchung über die Christianisirung des östlichern slavischen Mühlviertels und beginnen wir selbe bei der Missionsarbeit der St. Florianer-Mönche. In Ermanglung directer, urkundlicher Nachrichten haben wir uns, wie vorhin bemerkt, auch hier wieder an Hefele's oft benützten Canon und hie und da an einzelne Kirchen-Patrocinien zu halten.

Wenn der lichtvolle Canon: daß spätere Schenkungen Remunerationen für vorgängige, seelsorgliche Wohlthaten waren, eines Nachweises bedürftig wäre, läge er schon darin, daß man in ganz analoger Weise bei den Forschungen über die Zusammengehörigkeit früherer und späterer Mitglieder irgend eines Adelsgeschlechtes außer einer nicht überall verlässigen Wiederholung derselben Personennamen, das Kriterium der Einerleiheit des Besitzes als sicherstes annimmt, ohne daß es jemand einfiele, das Logische dieses Gedankenganges anzuzweifeln. Wie man aus Varro's bekanntem Spruche: »Ubi Romanus vicit, habitat« mit Recht folgern kann: „Wo Römer wohnten, hatten sie zuvor gesiegt", wird man auch gegen die allgemeine Giltigkeit des Axioms nichts einwenden können: Wo wir Klöster oder Stifte überhaupt zu weltlichem Besitze gelangen sehen, dürfen wir in der Regel annehmen, daß sie sich ihn durch vorgängige seelsorgliche Arbeit verdient hatten. K. Karl d. Gr. hatte es zur Staatsmaxime erhoben, daß ein Drittel bekehrter Territorien den Bekehrern zu Eigen fallen soll. Einzelne Ausnahmen davon gibt es natürlich auch bei Ankunftstiteln der Klöster, und solche der auffallenderen sind z. B. die Beschenkungen des Klosters Mansee mit Liegenschaften an der Vils, Rott und Isar, denen dortige seelsorgliche Verdienste erweislich nicht vorausgegangen waren. Dieses exceptionelle Verhältniß hatte seinen Grund darin, daß für den Unterhalt der aus Monte Casino berufenen, der Landessprache unkundigen, jungen Mönchs-Colonie initiativ Vorsorge getroffen werden mußte. — Gegen den Schluß aus dem erst später ausgebreiteten Grund- und Patronatsbesitz des Stiftes St. Florian im Mühlviertel auf die Christianisirung dieses Territoriums durch Mönche von St. Florian könnte man den Einwand geltend machen, daß diese Liegenschaften und Rechte nicht den Mönchen von St. Florian, sondern den später eingeführten regulirten Chorherren zugewendet worden seien. Dieß ist allerdings richtig, aber auch eben so richtig, daß die Mönche von St. Florian im Besitze ihrer Seelsorgstationen geblieben waren, bis man wegen ihrer Entartung genöthigt wurde, sie durch Regular-Canoniker zu ersetzen, deren Orden unter Bischof Altmann zu hohem Flor gelangt war. Wie lange der religiöse Zersetzungsproceß gedauert hatte, ist nicht bekannt, jedenfalls war er aber nicht dazu geeignet, fremden Wohlthätigkeitssinn zu wecken, aber auch nicht abschreckend genug, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Klosters St. Florian und der durch selbes christlich gewordenen Bewohner des Mühlviertels zu vertilgen, und es fing sogleich wieder an, sich werkthätig zu äußern, sobald das vertrauenraubende Hinderniß wenig erbau-

lichen Wandels der Klosterbewohner beseitigt war. Bei diesem Anlasse muß ich auch noch auf eine Wahrnehmung aufmerksam machen, die sich mir öfter als mir lieb sein kann, aufgedrungen hat, daß nämlich in Klöstern, deren Ordensleute im Laufe der Zeiten durch Mitglieder eines andern Ordens ersetzt wurden, die Urkunden nur soweit zurück gehen, als die Zeit der letzten Besitzer reicht, während über die Rechtsverhandlungen der primitiven Genossenschaft entweder gar nichts, oder etwa irgend eine legendenhafte, meistens geschichtlich werthlose Compilation vorliegt. Da derartige Bewohnerwechsel in der Regel wegen disciplinärer Ausartung der primitiven Inhaber eintraten, so muß man sich fragen, ob während des Verfalles der klösterlichen Zucht auch die Urkunden zu Grunde gingen oder verschleppt wurden, oder ob die neuen Bewohner so gründlich mit allen Erinnerungen an ihre Besitzvorgänger aufräumten, daß sie auch die ehrwürdigen Documente des Alterthums nicht verschonten? Wo, wie dieß vielfältig der Fall war, mit der Lockerung des regelrechten Lebens schlechte Wirthschaft, Verschwendung und dadurch herbeigeführte Güterveräußerungen Hand in Hand gingen, läßt sich im Hinblicke auf den mittelalterlichen Rechtsgebrauch leicht erklären, daß auch die Urkunden, welche die Ankunftstitel der veräußerten Güter enthielten, an die Käufer extradirt wurden: wo aber die allgemeinen Güter- oder Besitzverzeichnisse hinkamen, bleibt auch unter dieser Voraussetzung noch ein Räthsel. Wo erweislich eine beinahe gänzliche Verschleuderung der Liegenschaften eingetreten war, ist es wohl nur natürlich, daß die darauf bezüglichen Verzeichnisse, weil sie ganz oder doch zum größten Theile gegenstandslos waren, von den neuen Ankömmlingen wenig geachtet wurden, und darum bald in Verstoß geriethen.

Was nun speciell St. Florian betrifft, so ist aus dem Restaurations-Diplome des sel. Altman[1]) und aus einer Schenkungsurkunde K. Heinrich's des Heiligen vom J. 1002[2]) zu entnehmen, daß das Kloster damals gänzlich verarmt war. Was den Benedictiner-Mönchen nach den Magyaren-Verwüstungen noch geblieben, dürfte größtentheils von den in der Mitte des XI. Jahrh. vom Bischof Engelbert dort eingeführten Säcular-Klerikern, welche den in sie gesetzten Erwartungen überhaupt nicht entsprachen, verwirthschaftet worden sein. Daß der Grundbesitz des Klosters vor den Magyaren-Einfällen ein bedeutender gewesen sein werde, dürfte, trotzdem daß nur sehr vereinzelnte Documente vorliegen, welche einige weit auseinanderliegende Stücke desselben constatiren, kaum zu bezweifeln sein. Nebstdem bin ich aber der Ansicht, daß die Mehrzahl jener Schenker, welche mit dem Beginne des XII. Jahrh. wieder zahlreicher auftreten, nicht primitive Schenkungen gemacht, sondern nur wieder erstattet haben, was sich ihre Ahnen, gleichviel ob rechtlich oder widerrechtlich aus dem ausgedehnten Besitzcomplexe des Klosters angeeignet hatten. Insoweit haben auch anscheinend viel spätere Schenkungen viel Beweiskraft dafür, daß die erlangten oder wieder erlangten Liegenschaften St. Florian's im Grunde doch nichts Anderes waren, als Remunerationen für die vor ein paar Jahrhunderten von seinen Mönchen geleisteten geistlichen Wohlthaten.

Die unmittelbaren Ausgänge der St. Florianer-Slavenmission waren zwei verschiedene: im Westen bildete das von ihnen schon im baioarischen Zeitraume zum Christenthume bekehrte Gebiet zwischen der Großen Mihel und dem Rottelbache eine feste Operationsbasis; im Osten, d. h. in dem Landstriche zwischen der Narn und dem Dimbache scheinen die Missionäre von ihrem

[1]) Urk.-Buch d. Landes ob d. Enns II. p. 95. ff. [2]) Kurz, Beitr. III. S 256.

zuerst in Angriff genommenen Bezirke im östlichen Donau-Ennswinkel über erstern Strom gesetzt zu haben, und dann von Arbing und dessen Umgegend aus an ihr ebenso segenreiches als mühevolles Tagewerk gegangen zu sein.

Im westlichen Bezirke mache ich vor Allem auf die Pfarreien aufmerksam, die noch heutigen Tages Florianischen Patronats sind, indem durch sie constatirt wird, daß auch das Missionsgebiet ein Florianisches war. Die in der baiovarischen Epoche schon besprochenen übergehend, berücksichtige ich nur diejenigen, welche im ehmaligen Slavengebiete liegen, d. h. in der nördlichen Waldregion oder im Landstriche zwischen der Gusen und Aist. Es sind folgende: St. Johann am Windberg, Grünbach, Laßberg, St. Oswald und Windhag. Waren aber diese Wenigen alle Kirchen, welche das Kloster St. Florian im VIII. und IX. Jahrh. gegründet und besessen? Hierauf möchte ich, die Frage genauer präcisirend, antworten: um die Kirchen, von denen einige damals noch nicht erbaut waren, oder gar um die Pfarreien, welche in den genannten zwei Jahrhunderten, im dermaligen Sinne des Wortes Pfarrei, überhaupt noch nicht eingeführt waren, kann es sich nicht handeln, sondern nur um das Gebiet, auf welchem die einen wie die andern entstanden, und in dieser Beschränkung zweifle ich keinen Augenblick, daß St. Florian damals einen viel ausgedehntern Grundbesitz erworben habe, als jener ist, den seine heutigen Patronatsrechte noch ausweisen. Es läßt sich nämlich urkundlich darthun, daß das Stift in älterer Zeit, z. B. im XII. Jahrh., Kirchen erhielt, die es heute nicht mehr besitzt. So wissen wir aus der Bestätigungsurkunde Eppo's von Windberg, daß er die damals entstandenen drei Pfarreien St. Peter, Nieder-Waldkirchen und St Johann sammt allen ihnen untergeordneten Kirchen und Kapellen dem Stifte anwies[1]). Nun ist aber die Pfarrei St. Johann am Windberg dermal landesfürstlichen Patronats; ebenso ist die Pfarrei Guttau, welche das Stift 1122 zu Eigen erworben hatte, erst im vorigen Jahrhundert gegen St. Gothard vertauscht worden. Im Allgemeinen ist die Annahme höchst wahrscheinlich, daß die Mönchsgenossenschaft von St. Florian, als ursprüngliche unmittelbare oder mittelbare Urheberin nicht nur jener Kirchen, womit später das Cisterzienserstift Wilhering ausgestattet worden ist, sondern auch jener im Bd. III. und oben genauer angegebenen Missionsbezirke überhaupt, auch Besitzerin derselben gewesen sei.

Was nun den Gang der Florianischen Slavenmission im westlichen Bezirke speciell betrifft, bin ich der Ansicht, daß man den Ausgangspunkt derselben in der »Cella S. Mariae in Waltkirchen« zu suchen habe; ihre etwas später gegründete Centralstation für die mehr östlich gelegenen Gegenden aber in Reichenau. Bezüglich des ersten Theiles dieser Aufstellung bin ich in Anbetracht dessen, was im Bd. III. über Waldkirchen und Umgegend auseinander gesetzt worden ist, einer eingehendern Beweisführung ohnehin überhoben; bezüglich des zweiten

[1]) Vgl. Lamprecht's Matr. S. 151; — Kirchl. Topogr. Bd. 18. S. 287 und ihre Quellencitate.

bin ich aber nicht im Stande, meine Ansicht über einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit hinaus zu begründen, womit man sich in ähnlichen Fällen jedoch in der Regel begnügen muß. Vorerst hat sich in und um Reichenau bis in's XVII. Jahrh. die Sage erhalten[1]), daß einst ein kleines Kloster dort gestanden sei. Die Sage selbst, vereinzelnt genommen, enthält natürlich nur ein geringes Beweismoment, gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit durch den Zusammenhalt mit andern Umständen. Einmal finden wir am Beginne des XII. Jahrh., d. h. genau in jener Zeit, in welcher die ursprünglichen Großpfarreien mittelst sicherer Abgrenzung anfangen Gestalt zu gewinnen, Reichenau nicht ferne von der Nordostgrenze des ungeheuren Sprengels der Altpfarrei Grammastätten. Ober-Neukirchen und sogar Leonfelden, an 4 Meilen davon entfernt, werden noch als dahingehörig aufgeführt, Reichenau aber nicht. An der Neige des XIII. Jahrh. lernen wir im Nordosten von Reichenau die Grenzen eines andern, obwohl nicht mehr gar so umfangsreichen Pfarrsprengels kennen, nämlich jenes von Neumarkt, der sich aber immer noch über Schenkenfelden, Hirschbach, Freistadt (St. Peter), St. Oswald und Laßberg erstreckt, denn sie werden als Filialen davon aufgezählt. Da Reichenau, obwohl schon seit dem Anfange des XII. Jahrh. urkundlich auftretend, wieder nicht genannt wird, so läßt sich nichts Anders denken, als daß es selbstständig gewesen sei. Diese Selbstständigkeit Reichenau's, das im Vergleiche mit Neumarkt oder gar Grammastätten nur einen kleinen Bezirk umfaßte, läßt sich am natürlichsten nur daraus erklären, daß Reichenau von altersher eine bevorzugte Stellung einnahm, die es vor einer Unterwerfung unter eine der entstehenden Großpfarreien sicherte. Dieß spricht offenbar für die Wahrscheinlichkeit der Sage, daß Reichenau vor Alters ein Klösterlein gewesen sei.

Durch vorstehende Combination ist aber wieder nur der aus der Restauration nach den Magyaren-Einfällen stammende kirchliche Bestand ermittelt, der jenem vor den Einfällen in mancher Beziehung unähnlich war. Man wird mir aber gerne zugeben, daß die Magyaren-Verwüstungen, obwohl sie alles Aeußerliche zertrümmerten, dem innern Wesen der Kirche eben so wenig etwas anhaben konnten, als den mit jenem Wesen innigst verbundenen hierarchischen Einrichtungen, ich meine damit unter Anderem die Eintheilung des Landes in Bisthümer, und in den Bisthümern die aus den örtlichen Verhältnissen ohne eigentliche gegenseitige Abgrenzung hervorgegangenen Taufsprengel. Sie waren Agglomerate ohne sichere Gestaltung, aber immerhin die ersten, vagen Umrisse der nach der Bisthümer-Eintheilung ältesten kirchlichen Unterabtheilung. Wie die Taufe als Porta salutis vor den übrigen Sacramenten den Vorzug der Priorität voraus hat, so sehen wir auch die Baptisterien des Alterthums selbst vor den Seelsorgkirchen ausgezeichnet. Wie wir in tiefster Vorzeit noch lange vor der Einführung des Pfarr-Instituts irgend eine »Ecclesia decimata« antreffen, dürfen wir sicher

[1]) Pillwein I. S. 381. Anm.

sein, daß wir eine Taufkirche vor uns haben. Dieser Vorzug wird ihnen nicht nur bezüglich der gewöhnlichen Seelsorgkirchen gewahrt, er geht ihnen nicht einmal gegenüber der bischöflichen Kathedrale, dieser ursprünglichsten aller Seelsorgkirchen, verloren, wie wir dieß bei dem Baptisterium der Salzburger Kathedrale (ecclesia S. Michaelis in porta) sehen; denn sobald sie unter allen Nebenkirchen von Salzburg zum ersten Male urkundlich genannt wird, hat sie den Beisatz: cum decima. Es hängt mit dem in ihrer Bestimmung gegründeten Ansehen der Taufkirchen innigst zusammen, daß ebenso, wie sie mit wenig Ausnahmen sogar ihre St. Johannes- oder auch St. Michaels-Patrocinien durch alle Drangsale der Zeiten unversehrt retteten, auch die um sie herum entstandenen Agglomerate der Taufsprengel wenigstens ihrer Wesenheit nach dieselben blieben. Die Taufsprengel (beziehentlich die Zehentfluren) waren es aber, auf deren Unterlage die ersten Rudimente der ungeheuren Altpfarreien sich aufbauten. Wie aber die eigentlichen Seelsorgkirchen der vorpfarrlichen Zeit nur hie und da, gleichsam zufällig, mit den Baptisterien identisch waren, ebenso wurden diese bei Einführung des Pfarr-Instituts nicht eo ipso auch Pfarrkirchen: diese war vielmehr dort, wo der nunmehr ständige Seelsorgsvorstand Residenz hielt; wohl aber bildete das Taufsprengel-Agglomerat den Kern des nunmehr genau abgegrenzten Pfarrsprengels, bei dessen Umschreibung den neugestalteten Verhältnissen Rechnung getragen worden war. Wir haben vorhin zwei solche enorm ausgedehnte Pfarrsprengel im Zeitraume von 1110—1299 näher in's Auge gefaßt, deren älterer von Grammastätten den jüngern von Neumarkt noch um das Doppelte des Areals übertraf. Dieß wohl nur darum, weil der von Neumarkt nicht der ursprüngliche war, der sich an jenen von Grammastätten gegen Nordost anschloß, sondern nur ein selbstständig gewordener Theil des in zwei dismembrirten ursprünglichen. Diesen ursprünglichen kann ich aber im Anhalte an die alten Taufsprengel nur in Reichenau suchen, obwohl ich nicht im Stande bin, eine urkundliche Begründung dafür beizubringen. Ich finde nämlich in der Slavenzeit zwischen den Baptisterien zu Feldkirchen (S. Michaelis), St. Johann am Windberg, Freistadt (Spitalkirche S. Joann. Bapt.) und Reichenau (S. Joann. Bapt.) kein weiteres. Diese Vertheilung der Baptisterien leitet uns aber wieder auf den Christianisirungsgang zurück. Grammastätten und Waldkirchen bestanden im VIII. Jahrh. aller Wahrscheinlichkeit nach mit mehrern andern Landseelsorgen (mit einem Verwaltungs-Diacon, einem oder mehrern Functions-Priestern und Klerikern besetzt) noch aus der baioarischen Zeit her. Als im letzten Drittel des VIII. Jahrh. die Bekehrung der Waldslaven, wie allenthalben, zugleich mit baioarischer Einwanderung begonnen wurde, entstand von Waldkirchen aus vorerst wohl eine christliche Colonie um das Baptisterium von St. Johann am Windberge, erst später tiefer im Walde eine weitere um das Baptisterium Reichenau, dort aber — insoweit die Sage Wahres berichtet — zugleich eine zahlreicher besetzte Missionsstation, oder größere Zelle, die dann die späte Sage in ein Kloster

umtaufte. Es ist schon früher bemerkt worden, daß das Bekehrungswerk von dem dichter mit christlichen Baioariern besetzten linken Donauufer-Gelände weg seinen Weg in nördlicher Richtung einschlug; darum hatten auch die in St. Johann am Windberg und Reichenau gegründeten Christengemeinden nach Norden hin noch offene Grenzen, d. h. die obern Thäler und Plateaux des Nordwaldes waren anfänglich noch recht eigentlich Legationsbezirke. Wieder später erhielt dann die Gegend um Freistadt, wegen zu großer Abgelegenheit von Reichenau, ihr eigenes Baptisterium und wurde selbstständige Missionsstation. Von ihr aus wurden in einem weitern Umkreise die dort dichter siedelnden Czechoslaven dem Christenthum gewonnen. Daß diese Slaven dort dichter siedelten, geht aus der documentirten Thatsache hervor, daß sie dort eben in Folge ihrer compactern Menge der Germanisirung länger widerstanden, indem man sie noch spät — im J. 1142 und darnach — ein abgesondertes Gebiet bewohnend findet. Im genannten Jahre schenkte nämlich K. Konrad dem Kloster Garsten einen umfangsreichen Wald am Flusse lowerniz (Jaunizbach bei Freistadt) bis zur Aist und bis zu den Grenzen der Slaven am Aistfluss. Der Umfang dieses Waldgebietes wird in einem Diplome Herzog Heinrichs vom J. 1171 genauer angegeben und durch Rauch's Rationarium heller beleuchtet. Daß besagtes Slavengebiet nicht etwa an oder jenseits der nordöstlichen böhmisch-mährischen Grenze zu suchen sei, wie Einige gemeint haben, erhellt, abgesehen von den vorhin verzeichneten Quellen, schon aus dem Umstande, daß südlich von Freistadt drei Bäche, die dort in die Feldaist fallen, rein slavische Namen tragen, nämlich der Jauniz-, Feistriz- und Flaniz-Bach (lowerniza, Bistriza, Blatniza), worauf ich oben schon aufmerksam gemacht habe. — Wie weit gegen Norden die St. Florianer-Mission erfolgreich gewesen sei, wird schwer zu ermitteln sein. Das Hochthal Sandl scheint dem Namen nach eine spätergermanische Colonie zu sein, und Windhag (Winidhage) von der nördlichen Grenze (hage) gegen die Slaven (Winida) seine Benennung erhalten zu haben. Jedenfalls dürfte die ganze Umgegend um Freistadt erst in der letzten Hälfte des IX. Jahrh. christlich geworden sein: ihre höhere Lage läßt auf spätere Cultur, ihre größere Entfernung von den Ausgangspunkten der Mission aber auf spätere Christianisirung schließen.

Was nun die ältesten Kirchen des bisher besprochenen Gebietes betrifft, möchte ich vorerst darauf aufmerksam machen, daß in der Thatsache, daß neubekehrte Slavengegenden schon lange christlichen baioarischen Seelsorgstationen aggregirt worden seien, wie wir dieß bezüglich Oberneukirchens, Zwettels und Leonfelden zu Grammastätten, bezüglich St. Johanns, St. Veits zu Waldkirchen, bezüglich Helfenbergs, St. Oswald, Haslachs zu St. Peter finden, eine Bestätigung meiner frühern Aufstellungen liege: „daß diese Christianisirung der Slaven von den altchristlichen Kirchen der Baioarier aus vollbracht worden sei.“ Ferner bemerke ich, daß, wenn Jemand auf den Grund hin, daß das weitum dominirende Grammastätten nie zum Grundeigenthum des Klosters St. Florian gehört

habe, in Zweifel stellen wollte, daß die Bekehrung wie früher der an der Donau wohnenden germanischen Colonen, so später der Grammastätten aggregirten Slaven von St. Florian ausgegangen sei, ich einfach entgegenhalten würde, daß gemäß dem von K. Karl d. Gr. zu gesetzlicher Norm erhobenen alten Usus eben nur ein Drittel der zum Christenthum bekehrten Territorien den Bekehrern als zeitliche Remuneration für ihre geistliche Arbeit zufiel. Das Seelsorgsrecht, welches selbstverständlich nicht aus weltlicher Anordnung floß, übten die Genossenschaften der ursprünglichen Missionäre aber nichts destoweniger auch in jenen Bezirken, in welchen sie zeitliche Liegenschaften nicht erworben hatten. Daß derartige Seelsorgsrechte, von der Dominical- und Rusticalherrschaft getrennt, im Laufe der Zeit an die Bischöfe und durch diese an Weltpriester übergingen, bedarf kaum einer Erwähnung. Dieß wird bei Grammastätten ebensowohl der Fall gewesen sein, wie bei einer Unzahl von ursprünglichen Seelsorgstationen, bei denen sich die ältesten Seelsorgsrechte der Klöster noch urkundlich nachweisen lassen.

Die Untersuchung über die ältesten Kirchen des westlichen Missionsbezirkes der Mönche von St. Florian im heutigen Mühlviertel kürzt sich dadurch bedeutend ab, daß die ersten Seelsorgstationen desselben schon in der Forschung über den Missionsgang beleuchtet worden sind. Als Baptisterien, die während der Slavenmission errichtet worden sind, werden St. Johann am Windberg (Winido-berge) Reichenau und Freistadt kaum beanstandet werden: ihre Patrocinien sprechen eben so klar dafür, als ihre Lage. Der neugeschaffene Taufsprengel St. Johann hatte aber anfänglich keine ihm entsprechende ebenfalls neue Seelsorgkirche, diese blieb vielmehr Waldkirchen, oder später, wenn man will, St. Peter am Windberg. Reichenau war höchst wahrscheinlich Baptisterium und Seelsorgkirche zugleich, und man wird nach vorstehenden Erläuterungen der früher berührten Sage von einem einst dort bestandenen Kloster (Cella major) kaum absprechen können, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach einen historischen Hintergrund habe. — Das Baptisterium der Umgegend von Freistadt war sicherlich die St. Johanneskirche, an welcher im J. 1350 ein Bürgerspital gegründet wurde. Sie steht hart an einem Weiher, und dieser der im Alterthum gewöhnlichen Immersionstaufe günstige Standpunkt zeugt, wie mir scheint, eben so kräftig für meine Annahme, wie ihr Patrocinium. Das Baptisterium stand aber schon in einer Zeit, in welcher der anstoßende Ort noch nicht Freistadt heißen konnte, weil er diesen Namen erst im XIII. Jahrh. erhielt. Ob an der Behauptung, daß Freistadt mit dem Lösegelde Richard's Löwenherz gebaut worden sei, etwas Wahres sei, muß ich dahin gestellt sein lassen. Ohne Romantik wäre dieser Ursprung nicht. Die der Taufkirche im Thale entsprechende Seelsorgkirche war allem Anscheine nach die alte St. Peterskirche auf einem nahen, mäßigen Berge. — Da genannte Seelsorgkirchen dem einfachen ursprünglichen Bedürfnisse vollkommen genügt haben dürften, so habe ich um so weniger einen Anlaß, die im Verlaufe der Untersuchung namhaft gemachten ältern Filialkirchen in jene

älteste Zeit einzureihen, weil auch ihre Patrocinien fast ausnahmslos einen jüngern Typus haben. Laßberg mit dem bei den Slaven so beliebten St. Vitus-Patrocinium könnte eben so gut wie St. Veit bei Nieder-Waldkirchen als Ausnahme davon gelten. Immerhin mag aber sein, daß die eine oder andere aus ihnen wirklich schon in der Urzeit erbaut worden sei, indem wir auch im Congestum Arnonis, also gegen Ende des VIII. Jahrh. mehr als einmal 3—4 Kirchen auf dem Areale einer Quadratmeile finden; freilich war dort altchristlicher Boden.

Bezüglich des südöstlichen Missionsgebietes der Mönche von St. Florian zwischen Narn und Dimbach des heutigen Mühlviertels wurde schon oben die Vermuthung ausgesprochen, daß besagte Missionäre von ihrem jenseitigen Sprengel im Donau-Ennswinkel über den Strom gegangen zu sein scheinen, um dann von der Donau weg gegen Norden vorzudringen. Auf diesen Gedanken müßte schon die Wahrnehmung leiten, daß das schön gelegene Arbing, möglicher Weise eine vom karolingischen Grenzgrafen Aribo gegründete und benannte Colonie, mit seinem S. Joannis-Patrocinium als alte Taufkirche außer Zweifel steht. Hiezu gesellt sich aber noch der wichtige Umstand, daß sich zunächst Arbings in nördlicher Richtung eine kleine Ortschaft Zell befinde. In dieser Zelle, dem unbestreitbar germanischen Ortsnamen Arbing und dem Patrocinium seiner Pfarrkirche haben wir drei Grundelemente alter Missionssprengel, die kaum einen erheblichen Einwand zu gewärtigen haben. Man wird die Arbing-Zelle als den ursprünglichsten Ausgangspunkt der Missionsthätigkeit anzusehen haben, welche die Florianer-Mönche in diesem Bezirke entfalteten. Den Weg, welchen sie genommen, weisen uns für die östliche Richtung urkundliche Fingerzeige, für die nördliche aber die Topographie. Verfolgen wir zuerst die östliche, so finden wir etwa 1½ Meilen abwärts an der Donau eine sächsische Colonie, deren älteste Benennungen Saxinum, Sahsun, Sahsinchirchen bezüglich der nationalen Abkunft ihrer Gründer keine Wahl lassen; denn wenn man auch geneigt wäre, diesen Ortsnamen von dem Namen eines Eigenthümers, der Sahso geheißen, abzuleiten, käme man auch durch ihn allemal wieder auf seine Nationalität zurück; in diesem Falle hätte jedoch der Ortsname, ebenso wie Arbing von Aribo, Sachsing werden müssen; Sahsun heißt aber buchstäblich: bei den Sachsen. Vom nämlichen Saxinum meldet eine Urkunde des J. 823, von welcher schon früher die Rede gewesen, daß es zwei Kirchen (Basilicas duas) wie Ardagger gehabt habe. Diese Urkunde ist aber gerade bezüglich der darin aufgeführten Ortschaften arg interpolirt. Also wird man folgern, ist sie auch bezüglich Saxinums und seiner zwei Kirchen ohne alle Beweiskraft! — Nicht doch; abgesehen davon, daß sich der Interpolator seiner Absicht gemäß an zu seiner Zeit existirende Thatbestände halten mußte, um damit die Fälschung zu bemänteln, hatte er bei dem unbestritten im passauischen Bisthumssprengel gelegenen Saxinum jenen Anlaß zu einer Fälschung nicht, der ihn bezüglich Ardaggers und anderer jenseits der Donau auf salzburgischem Diöcesangebiet liegenden Ortschaften zur Interpolirung einer vorgelegenen echten Urkunde verleitete. Mit-

hin hat die Urkunde vom J. 823, trotz der an ihr vorgenommenen Fälschung, was Saxen betrifft, ungeschmälerte Beweiskraft. Nur beweist sie für das J. 823 nicht stringent, daß Saxen damals schon zwei Kirchen gehabt habe, jedenfalls aber die damalige Existenz der Sächsischen, d. h. unbezweifelt schon christlichen Colonie. Selbe Sachsen-Colonie scheint eine nicht unbedeutende Ausdehnung gehabt zu haben, wofür die zwei Ortschaften Sachseneck und Sachsendorf in weiterer Umgegend zeugen. — Auf unserm Wege hieher haben wir nun eine baioarische und eine sächsische Colonie angetroffen; weiter gegen Osten vorrückend stoßen wir hart an den Ausläufern des Königswieserwaldes auf eine unbestreitbar slavische, nämlich Sarming (Sabinich). Sarming ist schon vor der Gründung des Chorherrenstiftes Waldhausen im J. 1142 (beziehentlich 1161, in welch letzterm Stift und Baptisterium von Sabinich nach Waldhausen verlegt worden sind,) im Besitze einer allem Anscheine nach aus dem IX. Jahrh. stammenden St. Johannes-Kirche, die für diesen äußersten Sprengel des St. Florianer-Missionsgebietes bestimmt war.

Wenn wir uns von Arbing aus der nördlichen Richtung zuwenden, so dient uns die kirchliche Topographie als Wegweiser. Schon 1 kleine Meile nördlich von Arbing finden wir nämlich den Flecken Münzbach, in den Jahren 1111 und 1113 wie später durchgängig Muniches-pach u. s. w. genannt. Wieder 2 kleine Meilen nördlicher den Flecken Münichdorf. Münzbach wie Münichdorf (Municho-dorf) verdanken Ursprung und Namen alten Zellen, in denen mehrere Mönche gemeinsam wohnten und der Missionsarbeit in weiterer Umgegend oblagen. Die Errichtung beider Zellen reihe ich ohne Bedenken dem IX. Jahrh. ein, und halte dem natürlichen Christianisirungsgange gemäß Münzbach für älter, und Münichdorf für etwas jünger, aber dennoch aus dem genannten Jahrhundert stammend: denn daß die St. Florianer-Mönche nach den Magyaren-Einfällen, als sie sich vielleicht erst später am Grabe des glorreichen Martyrs gesammelt, noch eine ausgedehntere Missionsthätigkeit entwickelt haben sollten, ist mir ziemlich unwahrscheinlich, weil ihre materiellen und geistigen Kräfte theils durch die vorhergegangenen Verwüstungen, theils in Folge der erschlafften Disliplin kaum dazu angethan waren, eine solche zu entfalten; der Austausch der Mönche durch Säcularkleriker schon in der Mitte des XI. Jahrh. läßt auf eine während der Restaurationszeit entweder nicht zur Ausbildung gekommene oder bald wieder gänzlich gelockerte Zucht schließen.

Hier sollen nun die zum Theile schon angedeuteten ältesten Baptisterien und Seelsorgkirchen unsers Missionsbezirkes ihre noch abgängige, nähere Beleuchtung finden. — Daß man Arbing für das älteste Baptisterium und Seelsorgkirche der südwestlichen Gegend zu halten habe, ist bereits oben gesagt und erläutert worden. Ganz dasselbe scheint auch bei der St. Johanneskirche zu Sarming für die südöstliche der Fall gewesen zu sein. Zwischen beiden außer Saxen eine Art Filial-Seelsorgkirche anzunehmen, zwingen weder urkundliche

Zeugnisse noch örtliche Entfernungen, womit jedoch selbstverständlich die Möglichkeit, daß dennoch die eine oder andere bestanden haben könne, nicht bestritten werden will. Die Bezeichnung der Kirchen Sarens mit Basilicae in der öfter besprochenen Urkunde von 823 ist Beweis genug, daß dort von eigentlichen Seelsorgkirchen nicht die Rede sei.*)

Der weitgedehnte Bezirk von Münzbach gegen Norden hat keine dermal noch erkennbare Taufkirche. Die St. Laurentiuskirche zu Münzbach wird als alte Seelsorgkirche nicht zu beanstanden sein; ob mit ihr in ältester Zeit ein gesondertes Baptisterium vereinigt war, das dann, etwa durch die Magyaren zerstört, seither verschollen ist, ließe sich höchstens vermuthen. Der gänzliche Mangel eines noch erkennbaren Baptisteriums im noch nördlichern Landstriche um Pabneukirchen und Münichdorf beirrt mich jedoch nicht sonderlich, indem hier an eine Mitbenützung des St. Emmeramischen Baptisteriums Zell gedacht werden kann, und dies um so mehr, als keineswegs ausgemacht ist, ob die in Rede stehende Bergregion unmittelbar von St. Florianer-Mönchen oder den ihnen zu Hilfe gekommenen St. Emmeramern christianisirt worden sei. Der hart an der Narn liegende Zellhof (eine aus einer ehemaligen Zelle hervorgegangene Meierei) scheint diese Vermuthung zu unterstützen. Daß später St. Emmeram den Landstrich rechts und St. Florian jenen links der Narn als Remuneration für ihre seelsorglichen Mühen erhielten, verschlägt nichts: St. Emmeram hatte hier trotzdem für das an Missionskräften schwächere St. Florian, beide aber hatten für die bischöfliche Kirche Passau gearbeitet. Ob die Seelsorgkirche sich ebenfalls im St. Emmeramischen Zell mit der Taufkirche vereinigt, ob sie in St. Georgen am Wald, oder in der Marienkirche zu Königswiesen sich befunden habe, vermag ich nicht zu entscheiden, nur das scheint sicher zu sein, daß sie nicht in Münichdorf selbst zu suchen sei, weil das dortige Patrocinium (vorausgesetzt, daß es nicht gewechselt habe) ein späteres, nämlich das der hl. Katharina ist. Hauptsächlich die Berücksichtigung der Patrocinien bestimmt mich auch, die übrigen Kirchen dieses Bezirkes, z. B. Pabneukirchen, St. Thomas, Pierbach u. s. w. für später entstandene zu halten. Eben wegen ihres Patrociniums kann aber die St. Veitskirche zu Kreuzen für eine ältere gelten.

*) Der Unterschied zwischen Ecclesia und Basilica (jene als öffentliche oder gemeinsame, diese als zu besonderer mehr privativer Andacht bestimmte christliche Cultusstätte) wird schon von Eugippius consequent festgehalten. Daß Eugippius mit Basilica eine gemauerte, mit Ecclesia eine gezimmerte Kirche bezeichne, wie vorgegeben worden ist, kann ich nur für eine gänzlich haltlose Divination halten. Die alte Sprache hat chirihha, aber auch churihha z. B. Arno's Kirchenverzeichniß (Juvav. Anh. p. 28.): Pez-churdorf, und dieß führt im Zusammenhalte mit dem engl. Church auf Kür, alte Schreibung churi = Auswahl zurück, wonach Kirche nichts anderes ist, als eine buchstäbliche Uebersetzung des lat. Ecclesia. Daher läuft auch das alte Samanunga durchaus mit chirihha parallel. Die allbeliebte Ableitung vom griech. κυρίακη ist nur wegen ihrer rein zufälligen Sinnescongruenz so verlockend, etymologisch und ethnographisch aber unhaltbar.

Eine eigenthümliche Bewandtniß hat es mit der Kirche St. Nicola zwischen Struden und Sarmingstein; sie ist unbezweifelt eine der ältesten und reicht mit ihrem Ursprung möglicherweise in die römische Zeit zurück. Jedem kirchlichen Topographen muß der in einer verhältnißmäßig engern Umgegend um St. Nicola, dieß- und jenseits der Donau, documentirte bevorzugte Cultus des hl. Bischofes Nikolaus auffallen, und es dürfte hier der Ort dazu sein, sich darüber einmal Rechenschaft zu geben. Außer St. Nikola selbst haben links der Donau Rechberg und Weißenbach dasselbe Patrocinium, rechts der Donau die Lokalie Ardagger, Neumarkt an der Ips und Ruprechtshofen. Eine so auffallende Frequenz desselben Patrociniums sich gegenseitig so naher Kirchen nöthigt auf eine dortige besondere Veranlassung zur Verehrung des hl. Nikolaus zu schließen, die dort auch wirklich, und aus ältester Zeit vorlag. Einer unserer scharfsehendsten Forscher, Dr. Kenner, leitet uns auch hier wieder sicherlich auf die rechte Fährte, indem er sagt[1]): „Der Strudel und Wirbel bei Grein, ehmals eine gefürchtete Stromschnelle, zeigte bei den zur Beseitigung der Gefahren vorgenommenen Felsensprengungen die Spuren von Opfern aus allen Zeiten, welche der erzürnte Stromgott in seine Tiefen gezogen. Stein- und Bronce-Waffen, Götterfiguren und Schmuckgegenstände fanden sich in die Felsen eingekeilt; neben einem zierlichen Bronceschwerte lag da ein modernes Bajonnet, neben der broncenen Sichel ein gewaltiger eiserner Schlüssel, etwa aus dem XVII. Jahrh., neben den derben Meißeln der Kelten tauchten die zierlichen Brustbilder römischer Kaiser hervor, wie sie auf den schönen großen Broncemünzen des II. Jahrh. zu sehen sind. Nahe an vierhundert solcher Stücke, meist Großbroncen von Titus bis Gallienus († 268), fand man bei dieser Gelegenheit; die meisten waren von der steten Bewegung des Wassers abgeschliffen, so daß man auf 119 Stücken nichts mehr vom Gepräge wahrnehmen konnte. Sie wurden als Opfergeld (stipes) von den vorüberfahrenden Römern hineingeworfen, um die Gnade des Stromgottes zu gewinnen (Cfr. Plinii epist. ad Romanum VIII. 8.); daher kommt wohl die langausgedehnte Kaiserreihe, die sie darstellen und die bis nahe an jene Zeit herabreicht, wo das beginnende Christenthum den heidnischen Glauben verdrängte." Kenner beleuchtet auch da mit sicherer Hand die höchst interessanten Aufschlüsse, welche uns der Altmeister oberösterreichischer Archäologie, Stiftsdecan J. Gaisberger von St. Florian, über diese Funde gegeben hat[2]).

Das Christenthum vergeistigte auch da, wie allenthalben, den rohsinnlichen heidnischen Opfercultus in seiner gläubig tiefsinnigen Weise. Die Gefahren der übelberüchtigten Stromschnellen waren bei dem Ueberhandnehmen der Lehre des Heiles (man übersehe nicht den durch die jüngsten Kaisermünzen des Gallienus fixirten Zeitpunkt ca. 268, d. h. die Zeit des Apostolates des hl. Bischofes Maximilian von Lorch!) nach wie vor dieselben geblieben, aber in den überirdischen Mitteln, ihren Gefahren zu entgehen, war ein gänzlicher Umschwung eingetreten. Der rohgläubige Heide wähnte die ihm drohende Naturgewalt wie einen zähnefletschenden Hund mit einem vorgeworfenen Bissen besänftigen zu können, der frommgläubige Christ wendete sich mit Gelübde und Gebet an seine besondern Schutzheiligen, um ihre Fürbitte bei der liebenden Vorsehung zu erflehen.

---

[1]) Arch. Funde im Lande ob d. Enns S. VII. des Sonderabdruckes aus den Mittheilungen des k. k. Central-Comiss. Jhrg. XI. Hft. Juli—Aug. [2]) Archäol. Nachlese in XIX Lief. der Beiträge f. Landeskunde. Linz 1864. I. 12.

Seine nach überstandener Gefahr dargebrachten Votive waren nicht heidnische Abfindungsmittel Angesichts derselben, sondern die Bethätigung seines Vertrauens und Dankes. Nun aber wurde der hl. Nikolaus, Bischof von Myra, der noch bei Lebzeiten in ähnlicher Noth wunderbarer Weise zu Hilfe gekommen war, besonders in Gefahren des Schiffbruches angerufen (im Spätmittelalter erscheint er öfter auch als Patron der Goldbergwerke), und damit ist, mein' ich, ein hinlänglicher Nachweis dafür erbracht, daß an der gefährlichsten Stelle der Donaufahrt, sobald das Christenthum bei den Anwohnern die Oberhand gewonnen hatte, mithin möglicher Weise schon gegen Ende des IV. Jahrhunderts eine Verehrungsstätte des hl. Nikolaus entstehen mußte, und diese wird wohl keine andere sein, als St. Nikola unmittelbar unter dem Wirbel. Allgemein wurde der Cultus des hl. Nikolaus allerdings erst mit dem IX. Jahrhundert. Der auf angegebenem Grunde beruhende St Nikolaus-Cultus läßt sich Strom auf- und abwärts mit mehrern ihm gewidmeten Kirchen darthun; ich mache nur auf Mauthausen, Waldkirchen am Wesen, Kloster St. Nikola bei Passau, Emmersdorf unter Melk, gegenüber St. Nikolaus bei Aggsbach, Stein und Langenrohr bei Tulln aufmerksam. Die um besondere Cultusstätten desselben Heiligen, welche unmittelbar am Strom erbaut waren, tiefer im Binnenlande entstandenen, hie und da gedrängt nebeneinander vorfindlichen, wie z. B. die vorhin genannten fünf in die Nachbarschaft von St. Nikola am Wirbel, beziehen sich natürlich nicht direct auf dessen Anrufung in Wassergefahren, sondern beweisen nur, daß dessen Verehrung an der Hauptcultusstätte eine sehr hohe, tief in's Volksleben eingedrungene gewesen sei. Es wird somit kaum mehr einem beachtungswerthen Zweifel unterliegen, daß die ursprünglichste Kirche (Votiv-Kapelle?) zu St. Nikola ihm zu Ehren möglicher Weise schon in der Römerzeit entstanden sein könne.

Das Missionsgebiet der St. Emmeramer-Mönche zwischen Aist und Narn.

Daß das Missionsgebiet als ein ganz isolirtes einer weitentfernten Mönchsgenossenschaft dazustehen scheint und ich durch sofortige Beleuchtung desselben überdieß von der Anfangs versprochenen Aneinanderreihung in chronologischer Ordnung etwas abzuweichen genöthigt bin, muß ich dieser Beleuchtung einige Bemerkungen vorausschicken. Ganz isolirt ist dieses Missionsgebiet der St. Emmeramer von ihren übrigen insoferne nicht, weil sie, bevor sie selbes in Angriff nahmen, wenn auch nicht limotroph, dennoch nicht in allzugroßer Entfernung im Westen und Osten größere Territorien zur Cultur und Christianisirung bereits in Besitz genommen hatten: ich meine den Passauerwald im Westen und den Landstrich an der Erlaf im Südosten. Daß sie cultivirend und predigend vorher an die weiter entlegene Erlaf gegangen waren, entnehme ich daraus, weil sie für ihre apostolischen Mühen an der Erlaf um mehr als zwanzig Jahre früher mit Liegenschaften remunerirt wurden, als zwischen Aist und Narn: dort schon im Jahre 830, hier erst im J. 853. Ueberdieß sehen wir dieselben Mönche aufwärts an der Erlaf im Laufe von mehr als dritthalb hundert Jahren wohl tief gegen Süden vordringen, aber nicht weiter gegen Osten, was mir die Annahme als plausibel erscheinen läßt, daß sie sich an der Erlaf auf die südliche Richtung beschränkt haben, um auf Bitten ihrer Mitbrüder von St. Florian, ohne sich selbst

wehe zu thun, eine erkleckliche Anzahl Missionäre in das Mühlviertel abgeben zu können.

Mittelst der in Gemeinschaft mit den Altacher-Mönchen an der oberpfälzischen Naab und in der Chammark durchgeführten Wenden- und Slavenbekehrung hatten die St. Emmeramer eine für sie sehr lehrreiche Vorschule im Missionswesen und in der Landescultur durchgemacht, in letzterer Richtung war ihnen in Folge der Erwerbung des Passauerwaldes Gelegenheit gegeben, sich auch noch in der Neucolonisirung einzuüben: der Landstrich zwischen Aist und Narn hatte aber damals, etwa in den ersten Decennien des IX. Jahrh., als die St. Emmeramer-Mönche dort ankamen, sicherlich noch viele Aehnlichkeit mit den Wildnissen des Passauerwaldes. Daß aber der Passauerwald im J. 777, als sie der hochedle Machelm damit beschenkte, noch culturlos war, geht mit Sicherheit schon daraus hervor, daß in der darüber ausgestellten Urkunde[1]) außer einem Berg nur Bäche und allem Anscheine nicht eine einzige Ortschaft namhaft gemacht werden, denn mit Ascituna ist kaum die heutige Ortschaft Eschenau, sondern wohl ein vorzugsweise mit Eschen bedecktes, sumpfiges Waldgebiet bezeichnet. In dieser Eschenau hatten die Emmeramer-Mönche Gelegenheit genug, ihre Kenntnisse in der Neucolonisirung zu erweitern, welche wir sie später in der Cultivirung des Landstriches zwischen Aist und Narn und ganz besonders an der Erlaf aufwärts bis in die Hochthäler des Oetschers hinauf so praktisch verwerthen sehen.

Als die Emmeramer-Missionäre den Aist-Narn-Bezirk aushilfeweise für die St. Florianer übernahmen, war ihnen von diesen in den Donau-Ebenen und dem aus diesen ansteigenden Tafellande zwischen Berg, Obersebing und Mitterkirchen wahrscheinlich schon vorgearbeitet. Jene fruchtbaren Ufergelände waren nämlich von den baioarischen Herren des Landes gleich anfänglich mit leicht erklärlicher Vorliebe dichter besetzt worden, wodurch natürlich auch das Christenthum factisch dort eingeführt wurde. In Gemäßheit der feudalen Organisation der Herzogthümer wie des Reiches wurde der höhere wie unmittelbare Adel als treuester Vorkämpfer und Wächter der damaligen staatlichen Principien, wie daheim, so in den unterworfenen Provinzen reichlich mit Lehen ausgestattet, und daß ihm nicht die unfruchtbarern, werthlosen Gegenden zufielen, läßt sich leicht denken. Die nun im Schutt liegenden Burgen zu Berg, Baumgartenberg, Schwertberg, Mitterberg darf man unbedenklich als alte Stammsitze der hier herum vor allen reichbegüterten Machlant annehmen; von dem letztern sagt auch die Topographia Windhagiana noch: »Mitterberg olim sedes comitum de Machlant.« Wie die eingewanderten baioarischen Colonen, so standen auch die im Lande gebliebenen Slaven im Hörigkeitsverhältnisse zu den mächtigen Vasallen des Landesfürsten, und soweit sie ihrer Kirche aufrichtig ergeben waren, trug ihr ziemlich unbeschränkter Einfluß ohne Zweifel vieles zur Verbreitung des christlichen Glaubens unter der slavischen Einwohnerschaft bei.

[1]) Th. Ried, Cod. Ratisb. p. 3.

Als sichere Erstlingsansitze der St. Emmeramer-Missionäre sind Zellhof an der Narn und der heutige Markt Zell, bezüglich der Breite des ganzen Landstriches in der Centralstellung, bezüglich seiner Länge als noch mehr gegen Süden gelegener Ausgangspunkt, unverkennbar. Als solcher ist er auch mittelst seines Kirchenpatrociniums des hl. Johannes d. T. charakterisirt. Wir irren daher kaum, wenn wir den erst später zur Meierei gewordenen Zellhof als erste Ansiedlung der St. Emmeramer-Mönche, und Zell selbst für die von ihnen dann zahlreicher besetzte Hauptmissionsstation halten.

Der Missionsgang in diesem Landstriche von Süden gegen Norden, von der Donau an die eigentliche Czechen- oder böhmisch-mährische Grenze, ist theils von der Natur, theils von den ethnischen Verhältnissen vorgezeichnet. Er war wohl zweifelles ein rascherer im überwiegend baicarischen Donau-Gelände, ein immer langsamerer, jemehr er sich gegen Norden bewegte. Einmal mußte das Christenthum in dieser Richtung vielfältig der Cultur erst Bahn brechen, und die anfänglich wohl ziemlich einödige Cultur war auch bei ihrer Erweiterung zum bei weiten größern Antheile in den Händen slavischer Ansiedler, deren Nationalität sich im geraden Verhältnisse mit der Annäherung an die czechischen Grenzen verdichtete. Es wäre jedoch sicherlich irrig, wenn man annehmen wollte, daß die czechische Bevölkerung im höhern Norden unseres Landstriches die ausschließliche gewesen sei; im Gegentheile war sie auch da mit deutschen Elementen durchsetzt, wenn gleich in einem niederern Mengungsverhältnisse als gegen Süden. Wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre, so hätte man bei jener Waldschenkung an das Kloster Garsten, von der wir oben Act genommen haben, nicht zu bestimmen gebraucht: „bis zur Slavengrenze." Daß es sich hier um ein abgeschlossenes Slavengebiet südöstlich von Freistadt gegen die Aist, also in unmittelbarer Nachbarschaft unseres Landstriches, gehandelt habe, wurde dort ebenfalls evident gestellt. Es scheint hier Aehnliches vor sich gegangen zu sein, wie in Böhmen selbst, wo wir in allen Grenzbezirken eine überwiegend germanische Bevölkerung finden, die wie ein wegen seiner Ausdehnung freilich etwas schwacher Ring die in der Mitte des Landes concentrirten, wenn ich so sagen darf, Vollblut-Czechen umschließt. Diese Concentrirungen im Großen wie im Kleinen finden schon in der nationalen Cohäsionskraft eine hinlängliche Erklärung, und weil jede moralische Kraft durch Uebung wächst, mögen die fast unablässigen Kriege während des IX. Jahrh. zwischen Deutschen und Slaven im Norden der Donau viel dazu beigetragen haben, daß jene Ausscheidungen veranlaßt wurden, indem durch die Kriege die Cohäsionskraft nicht nur geweckt, sondern auch stets in Spannung erhalten wurde. Diese ethnographischen Bevölkerungs-Stellungen zu constatiren, ist für die Christianisirungsgeschichte von hervorragendem Interesse, indem in ihnen allein schon ein unanfechtbarer Beweis liegt, daß vor der Ankunft des hl. Methodius der Legationsbezirk von Regensburg ganz Böhmen, und jener von Passau einen großen Theil von Mähren umfaßt habe, weil die germanisch-christlichen Be-

völkerungs-Contingente des einen wie des andern Landes unter den genannten Bischofsstühlen standen. Wie weit sich ihre Hirtenrechte als canonische Folge zu Stande gebrachter Bekehrungen auch auf die rein slavische Einwohnerschaft erstreckt haben, ist eine nicht hieher gehörige Frage, die eben darum später, soweit es möglich und geboten ist, beantwortet werden wird.

Bezüglich der Christianisirungszeit des Landstriches zwischen Aist und Narn muß ich natürlich auf eine Fixirung von Jahrzahlen von vorneherein verzichten; gegenüber dem allbekannten Urkundenmangel wird man sich, denk' ich, schon mit beiläufigen Zeitangaben begnügen. — Wir werden bald sehen, daß die St. Emmeramer-Mönche schon im ersten Drittel des IX. Jahrh., wahrscheinlich schon unter Erzbischof Arno und spätestens unter dessen Nachfolger Adalram (821—836), zur Mission an der Erlaf berufen wurden. Meine oben ausgesprochene Vermuthung als zutreffend vorausgesetzt, daß sie sich erst von dort aus in das Aist-Narn-Gebiet begeben haben, nachdem an der untern Erlaf ein fester Grund der Bekehrung gelegt war, wird es kaum unwahrscheinlich sein, daß sie in den letzten Jahren Erzbischof Adalram's ihr Apostolat in unserm Landstriche antraten. Im J. 853 muß nämlich der Wesenheit nach auch die Christianisirung dieses Landstriches fest begründet gewesen sein, weil sie im besagten Jahre vom Grafen Wilhelm für ihre geistlichen Arbeiten mit weltlichem Besitze remunerirt wurden. Das Bestätigungs-Diplom K. Ludwigs d. D. vom 18. Jän. 853[1]) enthält folgende Stellen: ».... Willehelmus comes .... ad monasterium S. Emmerami tradiderat omnem proprietatem suam, quam ille habere videbatur inter duo flumina, id est Agastam et Nardinam, a locis videlicet ubi ipsa in Danubium fluunt, usque ad loca ubi de venis in amnes derivantur, et ita usque ad Nortwalt in hanc partem silvae sine termini conclusione (also mit offener Nordgrenze).... firmiter jubemus, ut omnes homines, qui super easdem res commanere noscuntur.... tam Bajoarii quam Sclavi liberi et servi et in antea consistere Domino donante potuerint.« — Im Vorbeigehen muß ich hier auf ein sonderbares Zusammentreffen von zwei Namen aufmerksam machen. Im nämlichen Jahre 853 schenkt ein Mönch von St. Emmeram seinem Kloster einige Realitäten im Sundergaue. Der Mönch heißt Stiftinc; nun liegt aber östlich von Guttau an der Waldaist eine Ortschaft mit dem höchst seltenen Namen Stifting auf St. Emmeramer-Boden. Ob, und eventuell, was der St. Emmeramer-Mönch und die gleichnamige St. Emmeramer-Ortschaft Stifting miteinander gemein haben, darüber dürfte nicht einmal eine Conjectur gestattet sein. — Die Christianisirung unseres Landstriches möchte etwa von den Dreißigerjahren des IX. Jahrh. an in der angegebenen Richtung betrieben worden sein; ob aber in denselben auch vollendet? — Unterbrochen wurde sie dann in den Kriegen mit dem Herzog Suatopluk von Mähren vielleicht mehr als einmal, und mit dem Beginne der Magyaren-Einfälle wahrscheinlich gänzlich abgeschnitten.

[1]) Ried, Cod. Dipl. Ratisb. p. 45. 46.

Bezüglich der ältesten Kirchen unsers Missionsbezirkes wird, mein' ich, feststehen, daß die Kirche St. Johannes d. T. zu Zell Hauptbaptisterium und Seelsorgkirche zugleich gewesen sei. Nebstdem lassen die großen nördlichen Entfernungen allerdings auch eine Seelsorgkirche in jener waldigen Bergregion vermuthen. Man hat dort nur die Wahl zwischen Weitersfelden, Weißenbach und Königswiesen. Weitersfelden wird aber schon wegen seines jüngern St. Ulrichs-Patrociniums außer Ansatz bleiben müssen; Königswiesen ist wohl etwas abgelegen, steht aber unter dem Patrocinium Maria-Himmelfahrt; Weißenbach war am besten situirt, und sein Patrocinium (S. Nicolai) kommt auch in altwendischen Gegenden öfter vor.

Daß der südliche Bezirk oder die Ebenen und das Hügelland an der Donau mit vorwiegend germanischer und viel dichterer Bevölkerung schon frühzeitig mehrere Kirchen hatte, wird kaum einem Zweifel unterliegen, und zwar um so weniger, als die Entfernung von der Hauptkirche zu Zell bis zur Narnmündung drei Meilen beträgt. Aus demselben Grunde war schon in der südlichern Zone um Schwertberg eine Seelsorgkirche ziemlich dringendes Bedürfniß. Wahrscheinlich stand dort auch eine schon in älterer Zeit, wenn auch nicht in Schwertberg selbst, sondern, wie mir scheint, auf florianischem Boden in Zirking. Ich sage: wie mir scheint, indem ich der Anfechtung nicht widerstehen kann, diesen Ortsnamen von dem slav. Cirkev (die Kirche) abzuleiten. Nieder-Zirking (Pf. Ried) hat auch dermal noch eine Marienkirche. Uebrigens ist mir nicht unbekannt, daß Zirking in Urkunden des XII. und XIII. Jahrh.[1]) mit der Benennung Cirtnarn, Cirthnarn u. s. w. vorkomme; was sollte ich aber Schlimmes zu befahren haben, wenn ich einmal dem Volksdialecte, der die ihm vom Urheber der menschlichen Sprache vorgezeichneten Gesetze der Lautverschiebung so consequent beobachtet, einen richtigern Tact zutraue, als den Schreibern und Copisten jener Jahrhunderte, von denen allgemein bekannt ist, daß sie gerne ein wenig latinisiren? — Ob man auch Maria-Lab oder irgend eine andere Kirche der Ufergegend zu den ältesten zählen dürfen, weiß ich nicht. Mitterkirchen kommt meines Wissens mit dem Beginne des XII. Jahrh. das erstemal unter diesem Namen vor. Wenn erweisbar wäre, daß dieser Ort schon vor den Magyaren-Einfällen bestanden habe, hätten wir um drei alte Kirchen mehr, weil ihr Name ein Correlativum zu zwei andern ist.

[1]) Urk.-Buch des Landes ob der Enns II. 162. 943.

VII. Capitel.

Die Bekehrung der Slaven des Ennswaldes.

Zur Culturgeschichte des Ennswaldes. Um in das Dunkel des Ennswaldes und seiner mehrmaligem Wechsel unterworfen gewesenen Culturzustände einiges Licht zu bringen, werden wir vor Allem mehrere Perioden je nach dem Wechsel seiner Oberherren und Bewohner sorgfältig auseinander zu halten haben. Des Ennswaldes, d. h. des Landstriches zwischen Enns und Ips, zwischen der Donau und dem Vorderalpenzuge bemächtigten sich nach dem Aufhören der Römerherrschaft, besonders im Laufe jener dreihundert Jahre vom Anfange des VI. bis zum Schlusse des VIII. Jahrh., auf längere oder kürzere Zeiträume Volksstämme von ganz verschiedener Nationalität. Ungefähr von dem ersten Decennium des VI. Jahrh. an gehörte er den mit den Baioariern beinahe gleichzeitig von den linken auf die rechten Donauufer übergewanderten Langobarden, welche wie von einem großen Theile des nördlichen Pannoniens, so auch vom Ufernoricum unter der Enns Besitz nahmen. Als die Langobarden im J. 568 nach Italien abwanderten, traten sie ihre Wohnsitze vertragsmäßig ihren letzten Bundesgenossen den mongolischen Awaren ab. Diese schoben in schlauer Politik und Strategie die kurz vorher von ihnen geknechteten Slavenstämme an ihre langgedehnte Westgrenze gegen die Baioaren und Franken vor. Um das J. 627 schüttelten die Slaven unter Samo's Führung das unerträglich gewordene Joch der Awaren ab. Bald darauf scheinen die Slaven den von ihnen ohnehin nur sporadisch bewohnten Ennswald gänzlich geräumt zu haben, um sich gegen Norden über die Donau und gegen Westen über die Enns zurückzuziehen, und sich hier wie dort enger an ihre zahlreichern Stammesgenossen anzuschließen. Die schütter siedelnden Slaven des Ennswaldes hatten guten Grund, ihn gänzlich zu räumen, denn obwohl sie unter Samo's mächtigem Schutze standen, waren sie dennoch den oft wiederholten Raubzügen der Awaren zu sehr ausgesetzt. Die Ebenen am rechten Donauufer herauf waren in einem viel verhängnißvolleren Sinne die Awarenstraße als die Ebenen des südwestlichen Deutschlands in unsern Jahrhunderten Franzosenstraße. In Folge dieser Raubzüge finden wir schon einige Zeit vor der Mitte des VII. Jahrh. die beiden untern Ennsufer völlig verheert und insbesondere den Ennswald als vollständige Wildniß „wilden Thieren zur Fortpflanzung und zum Aufenthalte dienend." Diese Worte aus einer schaurigen Schilderung des Ennswaldes legt Aribo, der Biograph des hl. Emmeram, dem damaligen Herzog Theodo von Baioarien in den Mund, um den Heiligen von seiner beabsichtigten Missionsreise zu den Awaren abzuschrecken. Dieß begab sich 649, und bei diesem Anlasse lernen wir mit Sicherheit und zum erstenmale die awarische Westgrenze am rechten Donauufer kennen. Aribo sagt unter Anderem[1]): »Eo tempore (vor 649) inter

[1]) Bolland. T. VI. Sept. p. 475.

... et gentem Bajuvariorum orta est discordia, ita ut a vastan... bus circa amnem Anisum interjacentem depopulatae urbes ... vastae esse viderentur.« Beinahe anderthalb Jahrhunderte später ist die ... Enns noch Grenzfluß zwischen Baioarien und Awarien, wie uns Ein... berichtet[1]): »Prima castra ad Anesum posita sunt. Nam is fluvius ... Baioariorum et Hunorum terminos medius currens certus ... regnorum limes habebatur.« Aus der Stelle Aribo's geht ... daß die Slaven der Süddonauländer und im Besondern die Carantaner ... der Mitte des VII. Jahrh. ihre unmittelbare Fühlung mit dem gewaltigen Reiche ... im Norden der Donau noch nicht vollständig hergestellt hatten; dieß ... aber erst zwischen dem Jahre 649 und 658, dem Todesjahre Samo's, ge... sein. Uebrigens scheint sich diese Fühlung, trotzdem daß der politische An... ein sehr enger war, nur auf einen schmalen Landstrich am linken Ennsufer ... auf dem rechten, etwa auf jenes Dreieck im Donau-Ennswinkel westlich einer ... Waldlaune von Kronsdorf an der Enns nach St. Pantaleon an der Donau ... Linie, beschränkt haben. Es war dies nur eine Art breiter Etappen... straße, welche die nördlichsten Ennsslaven und durch sie den carantanischen Haupt... damm mit dem Reiche Samo's verband. — Die Stelle Einhard's belehrt uns, daß die Enns allerdings die alte Ländergrenze, »certus limes« war, welche Baioarien von Awarien schied, keineswegs aber die Scheidelinie, an welcher sich die Wohnsitze der Baioarier und Awaren gegenüberstanden, sie waren vielmehr durch große überwaldete Strecken an beiden Ufern der Enns, namentlich am rechten von einander getrennt, und insoweit die Völkergrenze dort eine schwankende. Wirklich erzählt uns Einhard etwas später, daß das Heer K. Karl d. Gr., welches rechts der Donau gegen die Awaren anrückte, erst an der Ips auf die Awarische Verhau gestoßen sei. Im Allgemeinen wird man annehmen dürfen, daß das alte östliche Ufernoricum, d. h. der Landstrich zwischen dem Wienerwald (Montes cetii) und der Ips, schon durch den Feldzug Karl's d. Gr. im J. 791 von den awarischen Kriegshorden so ziemlich gesäubert war. Obwohl sie während ihrer wiederholten Unterhandlungen mit dem fränkisch-deutschen Könige einmal treubrüchig bis an die Enns vorgedrungen waren, wurden die spätern Kriege vom J. 796 an, welche Erich, Pipin, Gerold und Gotram mit ihnen führten, dennoch alle in den untern Donauländern ausgefochten. Folgerecht hiezu wird man die ersten, minder zahlreichen, weil mehr versuchsweisen Einwanderungen der von Uebervölkerung gedrängten Slaven in das heutige Land unter der Enns und westlich vom Wienerwald in die ersten Jahre des letzten Decenniums des VIII. Jahrh. einstellen dürfen, massenhaftere aber in die drei letzten Jahre desselben: jene allgemeine Besitzergreifung der Baioarier und Slaven von den Awaren-Territorien, welche der Anonymus De Convers. Bag. et Carant. mit den laconischen Worten meldet[2]): »Ceperunt

[1]) Annal. ad ann. 701 bei Pertz I. p. 177. [2]) Juvav. Anh. p. 15.

populi siue sclaui uel bagoarii inhabitare terram unde illi expulsi sunt huni et multiplicari«, wird in die ersten Jahre des IX. Jahrh. einzureihen sein, und bezieht sich geographisch auf das eigentliche Awarien zwischen dem Neusiedler- und Plattensee, oder auf Pannonien überhaupt.

Aus diesen mehr allgemein gehaltenen geschichtlichen Andeutungen ergibt sich die beiläufige Culturentwicklung des Ennswaldes theilweise von selbst. Sicher ist einmal, daß zuerst die offenen Fluren von den dort eingewanderten Slaven und Baioariern in Besitz genommen wurden. Ich sage wohlüberlegt: Slaven und Baioariern, denn in der eben angegebenen Zeit des Beginnes der Einwanderung standen die Ennsslaven, welche auf dem rechten Ennsufer zu cultiviren anfingen, bereits unter Botmäßigkeit des großen deutschen Königs, beziehentlich im Hörigkeitsverhältnisse seiner baioarischen und zum Theil wohl auch slavischen Vasallen. Von solch letztern sind die zwei Marken »Bagodeos marca et Ruzara marca« des Ennswaldes benannt, von welchen bald mehr die Rede sein wird. In denselben politischen Verhältnissen zu den deutschen Machthabern standen auch die an der Ips herabkommenden Carantanerslaven, die sich im Ennswalde zu ihren Stammesgenossen gesellten. Mich mit einer genauern Ausscheidung der anfänglich schon offenen Fluren und der nachmaligen Waldculturen zu befassen, liegt außer meiner Aufgabe, weßwegen ich mich begnüge, auf jenes öfter erwähnte Dreieck im Donau-Ennswinkel zwischen diesen Flüssen und der oben angegebenen Linie von Rübring nach St. Pantaleon hinzuweisen. Hart östlich von dieser Linie finden wir einen sehr charakteristischen topographischen Fingerzeig auf cultivirten Waldboden, nämlich die Strebiz-Holzhäuser bei St. Valentin. Der slavische Oertlichkeitsname sagt uns dasselbe wie die deutschen Holzhäuser, denn Strebiz von strebiti, stirpare, deckt vollständig unser deutsches Reut. Daß das Donauufer vermöge seiner leichtern Verkehrgelegenheit vor allen andern Gegenden zur Besiedlung angelockt haben werde, ist wohl selbstverständlich. In dieser Beziehung stand ihm der Landstrich an der alten Römerstraße, die noch im IX. Jahrh. als in Benützung stehende: »publica strata« documentirt ist, am nächsten. Im nämlichen Jahrhundert finden wir die Fluren an der Ips: »in campo Ibosae« und die Schafweiden weiter oben am selben Flüßchen als Schaffaro-feld (Feld der Schäfer) erwähnt. Am dichtesten, jedoch auch mit sporadischen Ausnahmen, scheinen die Gegenden an der Url bewaldet gewesen zu sein.

Das Dunkel der Culturgeschichte, welches zwischen den sehr vereinzelnten urkundlichen Aufschlüssen liegt, läßt sich durch die Topographie und die Siedlungsverhältnisse wohl einigermaßen, aber auch nicht genügend lichten. Was vorerst die Topographie betrifft, ist nicht außer Acht zu lassen, daß der offene Landstrich des Ennswaldes den spätern Magyaren-Verheerungen öfter und mehr ausgesetzt war, als irgend ein anderer. Wiederholte Vernichtung der Cultur und Entvölkerung war die unvermeidliche Folge jener Verheerungen. Ueberdieß wirkte der stetige Germanisirungsproceß im Ennswalde um so nachhaltiger, weil die ur-

sprüngliche Einwanderung schon eine aus germanischen und slavischen Volkselementen zusammengesetzte war, und die Nähe reingermanischer Landstriche, namentlich an den Donauufern, jenem Processe nur höchst förderlich sein konnte. Demzufolge tritt uns im Ennswalde eine unbestimmbare Anzahl von Ortsnamen, die ursprünglich dem slavischen Idiom angehörten, dermal in einer Umgestaltung entgegen, unter welcher, bei fast gänzlichem Mangel urkundlicher Behelfe, auch der geschickteste Linguist ihre native Form nicht mehr zu entdecken vermag. Darum muß auch ich mich darauf beschränken, die Nationalitätenmengung der Bevölkerung des Ennswaldes einfach zu constatiren, ohne den Versuch zu wagen, das Mengungsverhältniß richtig zu stellen. Man könnte vielleicht zum Vorwurfe versucht sein, daß ich mich hier mit ausführlicheren Erörterungen befasse, die mit einer Christianisirungsgeschichte nur in einem losen Zusammenhange stehen. Dieser Vorwurf wäre unberechtigt, weil es sich gerade hier um die Mischung von zwei verschiedenen nationalen Volkselementen handelt, deren eines, das germanische, bereits christlich ist, während das andere, das slavische, als erst in der Bekehrung begriffene dadurch Gegenstand der Christianisirungsgeschichte wird. Wie gesagt, ist die Topographie des Ennswaldes an ausgeprägt slavischen Ortsnamen verhältnißmäßig arm. Der nach obigen Beschränkungen noch erübrigende Rest rein slavischer Ortsnamen besteht in folgenden: Glaudnig, Gobliz, Harnis, Klein-Rexniz, Knillhof, Kolmiz, Kolmizberg, Paga, Penz, Pest, Pesendorf, Radt, Rems, Riez, Saffrat, Schudig, Ströbiz, Strebliz, Unterwinden, Weistrach (Bistrize), Wier, Windberg, Zein, Zaubahof. Diese wenigen Ortsnamen enthalten aber im Zusammenhalte mit andern mehrere ethnographisch belehrende Winke. Einmal sind sie auf das ganze nördliche Waldgebiet vertheilt. Wollte man sie darum etwa für isolirte slavische Sporaden ausgeben, so stände dem entgegen, daß vom rechten Ipsufer weg die reinslavischen Ortsnamen in großer Dichtheit auftreten, und doch war dort bis gegen Abschluß des VIII. Jahrh. ungemischt awarisches Land. Bekanntlich nehmen nach der Vertreibung der Awaren slavo-germanische Colonen Besitz von beiden Ipsufern, und wenn sich auf dem rechten das Idiom slavischer Ortsnamen reiner erhielt, so wird dieß einer compactern slavischen Bevölkerungsquote und dem langsamer durchgeführten Germanisirungsprocesse zuzuschreiben sein. Daß die germanisch-slavischen Bevölkerungs-Elemente, trotzdem, daß sie einen und denselben Landstrich miteinander innehatten, und wie dieß bei Neucolonisirungen unvermeidlich ist, ohne Unterlaß auf gegenseitige Hilfe angewiesen waren, anfänglich und vielleicht längere Zeit, soweit es eben möglich war, ziemlich gesondert von einander wirthschafteten, brachte die Verschiedenartigkeit ihrer Gesittung, der religiöse Gegensatz zwischen Christenthum und gänzlichem oder noch nicht gänzlich abgelegten Heidenthum, und eine angestammte nationale Abneigung mit sich. Dasselbe Sonderleben hat sich auch topographisch ausgeprägt. Ich will nichts davon sagen, daß manche Bezirke frequentere Slavenortsnamen nebeneinander, oder gegendenweis ausschließlich nur zweifellos schon ursprünglich germanische aufweisen; was mich am meisten in

meiner Ansicht bestärkt, ist die Wahrnehmung, daß mehrere Ortsnamen vorkommen, welche von der Nationalität hergenommen sind, z. B. im südlicheren Ennswalde Behamberg und Frankaslehen (Frankenslehen), im nördlichen Wienersdorf, Unterwinden und Windberg. Behamberg gibt sich auf den ersten Anblick als Czechencolonie zu erkennen, wie Frankenslehen als fränkische, ebenso Wienersdorf (Winidinares-dorf) und Unterwinden mit Windberg als wendische. Den Ortschaften gaben aber nicht ihre Bewohner, sondern ihre Nachbarn diese Namen, und gaben sie ihnen nach der Nationalität ihrer Bewohner, weil sie selbst in größerer, sonst nicht unterbrochener Menge, der andern Nationalität angehörten. Dieser Wink darf nicht unbeachtet bleiben, wenn es sich um die Ermittlung der ältesten Kirchen handeln wird, indem sie bei den schon christlichen Germanen zu suchen sind, und später erst in Dörfern mit überwiegend slavischer Einwohnerschaft und darum slavischer Benennung, wie z. B. Behamberg, Weistrach, Kolmiz u. s. w. Dem viel höhern Alter des Christenthums der germanischen Einwohnerschäftsquote des Ennswaldes ist es auch zuzuschreiben, daß überhaupt verhältnißmäßig nur wenige, selbst der größern reinslavischen Dörfer Kirchen erhielten, weil zur Zeit, als die Slaven das Christenthum annahmen, eine bedeutende Anzahl germanischer Dörfer schon mit Kirchen versehen war, denen dann die benachbarten slavischen Neuchristen zugewiesen wurden, und dieß umsomehr, weil ja deren Bekehrung in der Regel von jenen Kirchen der Germanen aus bewerkstelligt worden war. Mithin gestattet auch der Thatbestand, in welchem wir die Kirchen des Ennswaldes auf dessen Dörfer vertheilt finden, einen instructiven Einblick in die Oekonomie, mittelst welcher die Bekehrung der Slaven zu Stande gebracht wurde. Aus diesem Grunde erinnere ich wiederholt an den kräftigen Hebel der Durchsetzung noch ganz oder zum großen Theil heidnischer Bevölkerungen mit christlichen Colonien, der bei der Christianisirungsarbeit wohl von jeher und überall mehr oder weniger in Anwendung kam, und sich besonders in der Slavenbekehrung als eines der wirksamsten Mittel bewährte.

Auch die Siedlungsverhältnisse, wie sie dermal noch bestehen, geben uns über die Art und Weise der im Uebergange vom VIII. in's IX. Jahrh. begonnenen Wiedercolonisirung des Ennswaldes einen ziemlich bedeutsamen Wink. Es ist nämlich allerdings richtig, daß sich im heutigen Ennswalde gegendenweise eine auffallendere Anzahl von Einzelngehöften oder zerstreuten Häusern vorfinden, im Allgemeinen hat aber die dortige Topographie vorwiegend den Charakter der Dorfsiedlung. Bezüglich der kleinern Einwohnerschaftsquote des baioarischen Volksstammes wird als culturhistorisch sicher zugegeben werden müssen, daß die Angehörigen desselben, wie es scheint, nach weiter verzweigten Familiensippen zwei voneinander abweichende Normen bei ihren Niederlassungen befolgten: Besitznahme von größern Marken mittelst Dorfschaften oder mittelst Einödhöfen. Wo einödige Bewirthschaftung heute noch überwiegend ist, sind die ohnehin meist kleinern Dörfer als solche spätern Ursprungs, und umgekehrt, wo die Dorfsiedlung die all-

gemeine ist, sind die inzwischen sich findenden Einödhöfe nur Emanationen der Dörfer. Die Einödsiedlungen kommen in der Regel im sichern Binnenlande vor, in den mehr ausgesetzten Grenzbezirken ist die Dorfsiedlung die vorwaltende. Aus diesem Grunde stelle ich auch die Gruppen zerstreuter Häuser in die Kategorie der Emanationen aus Dörfern ein. Zur ursprünglich ausschließlichen Dorfsiedlung des Ennswaldes scheinen zwei Beweggründe, freilich nicht in gleicher Bethätigung, zusammen gewirkt zu haben: allgemeine Opportunität und slavische Volkssitte. Die allgemeine Opportunität war während der Anfänge der Neucolonisirung durch die noch länger fortwährende Bedrohung Seitens räuberischer Awarenschwärme gegeben, deren kleinere wenigstens mittelst vereinter Kräfte einer zahlreichern Dorfbewohnerschaft abgetrieben werden konnten, während der Einödhöfler keinen kräftigen Widerstand zu leisten vermochte. Außerdem war aber vorzugsweise Dorfsiedlung althergebrachte Sitte der Slaven, wie früher schon wiederholt hervorgehoben worden ist. Erst nachdem durch den Germanisirungs-Proceß die nationalen Eigenthümlichkeiten der Slaven nach und nach abgestreift worden waren, ahmten sie auch im Bezug auf ihre Ansiedlungen sowohl in der Dörferanlage, als in der Einödsiedlung dem Beispiele ihrer germanischen Nachbarn nach. In dieser volkswirthschaftlichen Umwandlung liegt aber auch der Grund, aus welchem man bei der Ermittlung der Mengungsverhältnisse deutsch-slavischer Einwohnerschaften, wie jene des Ennswaldes ist, der Wirklichkeit nicht einmal annäherungsweise nahe kommen kann, indem auch der einzige noch übrige Anhaltspunkt, das topische Element, sowie es in der Gegenwart vorliegt, ein höchlich alterirtes ist, weil es denselben Germanisirungsproceß durchgemacht hat. Aus der ursprünglich fast ausschließlichen Dorfsiedlung läßt sich aber eine wichtige kirchlich-topographische Erscheinung des Ennswaldes erklären, nämlich die Thatsache, daß man innerhalb seines ganzen Umfanges nicht eine einzige Ortschaft findet, deren Name aus Zell oder Münch zusammengesetzt ist. Die baioarischen Einwanderer waren alle bereits christliche, und von den mit ihnen über die Enns gekommenen zahlreichern Slaven wenigstens ein Bruchtheil. Die Missionsmönche, welche erstere als Seelsorger begleiteten und bei letztern das Bekehrungswerk fortsetzten, siedelten sich mit ihren Pflegebefohlenen naturgemäß in den Dörfern an und dadurch wurden ihre Wohnungen oder Zellen als einfache Hausnamen latent.

Als Missionäre des eigentlichen innern Ennswaldes erscheinen wieder die Niederaltacher-Mönche, welche sich um die Slavenbekehrung an der Donau hinab unsterbliche Verdienste erworben haben. Wir haben sie als erste Glaubensprediger links der Enns bei den dortigen Slaven gefunden, haben sie Kremsmünster gründen gesehen und können es nicht in Zweifel ziehen, daß sie bei den Ennsslaven sich in einer längern Reihe von Jahren großes Vertrauen erworben hatten. Als dann gegen Ende des VIII. Jahrh. rüstige Schaaren germanischer Colonisten vereinigt mit einer noch größern Anzahl slavischer vom linken Ennsufer in den Ennswald hinüber zogen, waren die eifrigen Altacher-Mönche ihre treuen Begleiter,

um bei den Germanen und jenen Ennsslaven, die bereits bekehrt waren, Seelsorge zu üben und zu gleicher Zeit den noch nicht oder nur zum Theil Bekehrten das Evangelium zu predigen. Für die Thatsächlichkeit dieser Aufstellung steht uns ein Diplom K. Ludwig's d. D. vom J. 863 zu Gebote, das viel Licht über die Zeit der im Ennswalde begonnenen Altacher-Mission, sowie über die Ausdehnung ihres dortigen Missionsgebietes verbreitet. Da es vielfältig unrichtig interpretirt worden ist, kann ich die Einsetzung des Wortlautes nicht umgehen[1]): »Ammonuit etiam Celsitudinem nostram predictus Abba (Otgarius Altach.) qualiter Domnus avus noster Carolus licentiam tribuit suis fidelibus in augmentatione rerum Ecclesiarum Dei in Pannonia (statt Awaria) carperè et possidere hereditatem. quod per licentiam ipsius in multis locis et ad istud monasterium factum esse dinoscitur. Fuerunt namque in uestitura predicti monasterii quedam loca nomine Scalcobah, sicut ipse rivulus fluit in occidentem usque in Bagodeos Marcha et inde in orientalem plagam usque in ruzara Marcha atque in locum quem uocant Cidalaribah in saltu Enise fluuii, qui coniacet inter Danubium et Ibysam atque Hurulam, in meridianam partem usque in uerticem montis, et ad Biugin mansus quinque et quidquid ad predictas uillas pertinet.« Hieraus geht einmal mit Sicherheit hervor, daß die Altacher-Mission im Ennswalde noch zu K. Karl's d. Gr. Zeit, also vor 814 begonnen hatte und folglich auch, daß die Neucultur dieses Waldgebietes mit dem Anbruche des IX. Jahrh. angefangen worden sei. Dann wird durch die Angaben dieses Diploms die Lage des Ennswaldes zwischen Donau, Ips und Url außer allem Zweifel gestellt, zudem aber auch noch die Ausdehnung des Altacher-Missionsgebietes wenigstens doch in allgemeinen Umrissen bestimmt. Bezüglich der angegebenen Grenzpunkte bedarf jedoch das Diplom einiger Erläuterung. Daß der Scalcobah jener Bach sei, welcher östlich von Haag entspringt, an diesem Flecken vorüberfließt, und sich bei Weinzierl in die Erla ergießt, kann keinem Zweifel unterliegen, weil auf keinen andern innerhalb des Bezirkes die genau präcisirte Richtung des Laufes von Ost nach West paßt. Im Ortsnamen Salaberg's, das nur ½ St. südlich von seinem Ufer entfernt liegt, dürfte vielleicht noch ein erkennbarer Rest seines Namens stecken. Um zwei andere im Diplom aufscheinende Grenzpunkte zu ermitteln, hat man bisher meines Wissens nicht einmal einen Versuch der Mühe werth gefunden, und darum widerspreche ich wenigstens keine fremde Ansicht, wenn ich vermuthe, daß Bagodeos Marcha und Ruzara Marcha (wie es scheint Grenzen zweier Slaven-Decanien) in den sehr verwitterten Ortsnamen Paga, ¾ St. von Haag, und Reizberg, 1¼ St. von Zeilern, noch durchschimmern. Allerdings könnte man bei der Ruzara Marcha, veranlaßt von den Ortschaften Ritzenberg und Ritzengrub in der Pfarrei St. Leonhard am Forst und aus dem J. 979 urkundlichen Bergnamen Ruznic[2]) (bei Ferschniz), an eine ausgedehntere Slaven-Supanie denken, welche sich vom Melkbache bis über die Ips gegen Westen er-

[1]) Mon. Boic. XI. p. 120. ff. [2]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 107.

ſtreckt habe. Wie dem ſein möge, die Weſtgrenze der fraglichen Decanie oder Supanie Ruzara Marcha wird ſich dem Wortlaute unſeres Diploms gemäß etwas weſtlich von Zeilern von Süd nach Nord gezogen haben, weil Cidalaribah als öſtlichſter Grenzpunkt des Altacher-Miſſionsgebietes angegeben iſt. Daß Zeilern oder zunächſt der von Zeilern kommende Zeitlbach mit dem Cidalaribah eines und dasſelbe ſei, wird kaum beanſtandet werden. — Bezüglich der Südgrenze dieſes Miſſionsgebiets wird es als das Wahrſcheinlichſte erſcheinen, daß mit der Beſtimmung: »ad verticem montis« die Kette des Vorderzuges Spaden-, Freithof- und Grenzgmain-Berg (letzter bei Opponiz) gemeint ſei, möglicher Weiſe aber auch jene Reihe, die unmittelbar hinter Seitenſtetten aufragt. Was endlich die 5 Höfe bei Biugin betrifft, bin ich in Berückſichtigung der Lage geneigt, Biugin in Perſenbeug jenſeits der Donau oder in Burg an der Enns zu ſuchen; wo es dann dahin geſtellt ſein mag, ob in Biugin ein alter Leſefehler ſtatt Burgin oder eine anorganiſche Verwitterung aus letzterm vorliege.

Für das urſprünglichſte Baptiſterium des ganzen Miſſionsgebietes halte ich die St. Michaelskirche zu Haag, welche alleranfangs auch Seelſorgkirche zugleich geweſen ſein dürfte. Als die Miſſion gegen Süden und Norden größere Erfolge erzielt hatte, wurden in Anbetracht der zu großen Entfernungen auch weitere Baptiſterien und Seelſorgkirchen nothwendig. Für die ſo entſtandenen Baptiſterien gelten mir St. Johann zu Engſtätten für den ſüdlichen Bezirk und Sündelburg (S. Joann. B.) für den nördlichen. Die Seelſorgkirche des neuen Taufbezirkes St. Johann war ohne Zweifel das uralte St. Peter in der Au, wo aber die Seelſorgkirche für das Baptiſterium zu Sündelburg zu ſuchen ſei, ob in Zeilern (S. Jacobi Maj.), in Strengberg (B. M. V.) oder in Sündelburg ſelbſt, weiß ich nicht. Daß Strengberg wie Zeilern ſchon in alter Zeit Kirchen gehabt haben, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Um die Chriſtianiſirungsgeſchichte des Ennswaldes zum Abſchluß zu bringen, müſſen hier noch zwei Miſſionsbezirke in Betracht gezogen werden, die ſich im äußerſten Weſt und Oſt an jenen der Altacher-Mönche anſchließen, in deren erſterem die Mönche von St. Florian, im letztern aber jene von St. Peter in Salzburg der Seelſorge der germaniſchen Neuſiedler oblagen und zugleich den ſlaviſchen die Lehre des Heiles verkündeten. Der Bezirk der Miſſionäre von St. Florian wird im Allgemeinen mit der Bagodeos marcha ſo ziemlich coincident ſein, während der andere, in welchem die Mönche von St. Peter wirkten, der Ruzara marcha entſpricht. Wie eben geſagt: im Allgemeinen, indem es vergebliche Mühe wäre, aus den ſo ſpärlichen urkundlichen Angaben, wie ſie uns vorliegen, die Grenzen der genannten zwei Marken und der ihnen entſprechenden Miſſionsgebiete genauer als annähernd beſtimmen zu wollen. Auch bei dieſer Unterſuchung iſt es wieder der Grundbeſitz, womit beide Stifte für die ſeelſorgliche Arbeit ihrer Mitglieder ſpäter remunerirt wurden, was uns zur beiläufigen Abmarkung der Miſſionsbezirke den ſicherſten Wegweiſer abgibt. Auch hier läßt uns die allmälige,

im Laufe von einem Jahrh. nachweisbare Erweiterung des bezüglichen Grundbesitzes auf die damit gleichen Schrittes gegangene Erweiterung der Seelsorgsprengel zurückschließen; im Uebergange des Lehenbesitzes zum allodialen Eigenthume spiegelt sich aber der parallele Uebergang von der Glaubenspredigt zur Consolidirung des Christenthums mittelst der kirchlichen Organisation. Behufs der Beibringung urkundlicher Belege für den eben angedeuteten Entwicklungsgang sind jedoch die Stifte St. Florian und St. Peter sehr ungleichartig ausgestattet. St. Florian, das älteste aller Klöster Südostdeutschlands, ist in dem Maße auch das ärmste an Documenten aus frühester Zeit, als es in Folge seiner gegen den heidnischen Osten ausgesetzten Lage wiederholten Verwüstungen unterlag, oft auf längere Zeit gänzlich verödet war, und zudem seine religiöse Bewohnerschaft wenigstens dreimal vollständig gewechselt hatte, bis es an die regulirten Chorherren des hl. Augustin überging. Wohl wurde auch in St. Peter die Regel des hl. Benedict erst im ersten Drittel des VIII. Jahrh. eingeführt, sie war aber nur eine Vervollkommung der früher geübten, homogenen Mönchsregel, und überdieß wurde sein Ordensleben trotz des argen Verfalles im Laufe des VII. Jahrh. nie völlig oder auch nur zeitweise unterbrochen. Diese Vorzüge verdankt das Kloster St. Peter zum Theil seiner günstigern Lage, vor Allem aber gewiß seiner wesentlichen Vereinigung mit dem bischöflichen Stuhle.

Es wird, denk' ich, kaum einem Zweifel unterliegen, daß die bei der Ankunft des hl. Rupert zu Lorch aller Wahrscheinlichkeit nach schon bestehende, von ihm aber neubelebte und gemehrte kleine Mönchsgenossenschaft am Grabe des glorreichen Martyrs St. Florian mit primitivem Eifer sich um die Christianisirung der baioarischen Umwohnerschaft in einem möglichst weiten Kreise angenommen habe. Die, wie aus den Andeutungen der Vita primigenia hervorgeht, nicht unbedeutende christliche Gemeinde zu Lorch bildete den Kristallisationskern, an den sich Schichte um Schichte anlegen mußte. Das zeitweilige apostolische Wirken des hl. Rupert in Lorch und dessen Nachbarschaft war der kräftigste Impuls hiezu und an nachhaltiger Hilfeleistung hat es der Apostel der Baioarier gewiß nicht ermangeln lassen. In soweit der von Osten her angrenzende nachmalige Ennswald damals von den mit den Baioaren auf freundschaftlichem Fuße stehenden Langobarden in Cultur genommen und bewohnt war, konnte er vom Eifer der Florianer-Mönche nicht vernachlässigt werden. Ueber die Erfolge dieses Eifers grübeln zu wollen, wäre schon darum müssig, weil die Langobarden schon nach 33 Jahren auswanderten, und die brutalen Awaren in ihre verlassenen Wohnsitze eindrangen, wodurch auch die letzten Reste etwaigen Christenthums östlich der Enns aus dem Gemüthe der ohnehin nur wenigen Zurückgebliebenen vertilgt wurden. Da sich die Awaren schon bei ihrem ersten Vorrücken an die franco-baioarischen Marken durch ihre Zerstörungswuth hervorthaten und weit in das Binnenland hinein Furcht und Schrecken verbreiteten, so mag damals St. Florian zum erstenmale verwüstet oder doch auf einige Zeit entvölkert worden sein. Wirklich liegt von dieser Zeit an ein schauer-

liches Dunkel über den Geschicken des Klosters St. Florian. In Anbetracht der hochgefeierten Grabstätte unseres Landesheiligen ist jedoch nicht anzunehmen, daß sie auf länger verödet geblieben sei. Weiteres über die Wechselfälle dieses hl. Grabes und des damit vereinigten Klosters ist bereits im III. Bde. ausführlicher besprochen worden, und soll hier nicht wiederholt werden.

Daß das Kloster unter Karl d. Gr. wieder aufgelebt habe, ist ebenfalls wenigstens zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben; daß es aber am Beginne des IX. Jahrh. wieder ziemlich erstarkt war, unterliegt wenigstens für mich keinem Zweifel. Wir haben gesehen, daß bei der Gründung von Kremsmünster im J. 777 wenigstens der Grundstock seiner Hausdomäne, sowie sein engeres Seelsorggebiet respectirt worden sei; dasselbe finden wir nun auch 863 rücksichtlich seines Missionsbezirkes jenseits der Enns wieder, indem sonst die Abgrenzung des benachbarten Altacher-Bezirkes mit der Bagodeos marcha, hart unter der Enns, unerklärbar bliebe. — Der Beweis dafür, daß das Kloster St. Florian wenigstens unter Karl d. Gr. wieder als solches aufgelebt habe, wäre auf kürzestem Wege im Hinblicke auf das Diplom König Otto's II. vom 22. Juli 976 erbracht, wenn die dort allegirten urkundlichen Belege, auf die es sich stützt, ebenso echt wären, wie das Diplom selbst. Otto sagt darin[1]): »Vir venerabilis piligrimus s. patauiensis ecclesiae episcopus optulit nobis auctoritates immunitatum p. r. imperatorum karoli atque hludouuici. nec non domni et genitoris nostri ottonis piissimi imperatoris . in quibus continebatur insertum qualiter ipsi praedictam sedem ..... cum pertinentibus monasteriis id est cella s. floriani martiris atque treisma . ad monasterium s. ypoliti . nec non Chremisa quae est in honore s. saluatoris fundata et consecrata cum reliquis cellulis sibi subjectis .... sub immunitatis suae defensione consistere fecerant . et confirmauerant.« Daß König Otto II. bei Ausstellung seines Diplomes in gutem Glauben gehandelt habe, wird wohl niemand bestreiten wollen; ob aber die ihm vom Bischof Piligrim unterbreiteten Urkunden nicht gefälscht oder in dem, was darin das Recht der Passauer Kirche auf die drei genannten Klöster St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster betrifft, mit Ausnahme jener des Kaisers Otto I. nicht interpolirt waren, ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortungen bisher sehr ungünstig für die Passauer Curie, und soweit sich Piligrim durch die ihm vorliegenden Falsificate täuschen ließ, und es nicht verabscheute, ihnen selbst nachzuhelfen, auch sehr nachtheilig für ihn gelautet haben. Ich habe bereits früher Gelegenheit und Anlaß gehabt, meine natürlich höchst unmaßgebliche, individuelle Meinung darüber zu äußern und möchte in diesem Betreff auch hier nicht mehr behauptet haben, als die dort beigebrachten Beweise erhärten. Für das Wiederaufleben des Klosters St. Florian in den ersten Jahren, nachdem Karl d. Gr. ganz Baioarien in seine Gewalt bekommen hatte, liegt der verlässigste Beweis in den Schenkungen der beiden Matronen Liutswint und Prunihilt (788—800[2]), obwohl auch aus diesen Urkunden nicht mit aller

[1]) Mon. Boica. Vol. 28. II. p. 210. [2]) Ibid. p. 47. 48.

Sicherheit zu entnehmen ist, daß die Klostergenossenschaften sich damals schon wieder am Grabe des hl. Martyrs an der Ipf befunden habe. Hält man nun all das zusammen, so wird man nicht bezweifeln können, daß die Mönche von St. Florian am Beginne des IX. Jahrh. zur Slavenmission in ihrer Nachbarschaft wieder zur Genüge befähigt waren.

Die Umgrenzung des Florianer-Missionssprengels in dem Landstriche rechts der Enns bis zur Donau auch nur etwas genauer anzugeben, ist nicht möglich, weil selbst die spätere Remuneration für die Bekehrungsarbeit keinen festen Anhalt dafür bietet. Die Schenkungsurkunde des Grafen Gunther von 899—903 besagt nämlich nur[1]), daß er den Lehenbesitz seines Vasallen Albrich »inter anesum fluvium et erilelaff jacentem« dem hl. Florian und der an seinem Grabe Gott Tag und Nacht dienenden „Genossenschaft von Geistlichen" (congregationi clericorum) gewidmet habe. Woraus dieser Lehenbesitz bestand, dürfte ziemlich sicher ermittelt sein; nach dem wohl richtigen Urtheile des Historiographen von St. Florian, J. Stülz[2]), waren die fraglichen Güter „wahrscheinlich die nämlichen, welche das Stift erst um 1760 an das Erlakloster verkaufte." Daraus folgt aber noch keineswegs, daß der Missionssprengel der Florianer-Mönche mit dem Gütercomplexe, von dem die Rede ist, coincident gewesen sei, indem der Graf Gunther bei der Verleihung des Lehens an Albrich nicht an irgendwelche kirchliche Grenzen gebunden war. Dieselbe Urkunde sagt uns aber auch noch etwas Anderes, was für die Geschichte des Stiftes nicht ohne Wichtigkeit ist, daß nämlich zur Zeit der Widmung Gunther's das Kloster nicht mehr von Mönchen, sondern, wie es scheint, von einer Weltpriester-Congregation bewohnt war.

Die Lage des Florianer-Missionssprengels etwa von Ernsthofen zwischen Enns und Erlabach herab und dann über letztern hinweg oder Hofkirchen gegen die Donau in der Gegend von Achleiten dürfte als die Wahrscheinlichere gelten, und wird beiläufig die heutigen Pfarreien Ernsthofen, St. Valentin und St. Pantaleon umfaßt haben; Pipurg in letztgenannter Pfarrei wird in der Schenkungsurkunde ausdrücklich aufgeführt. Für die Seelsorgkirche des Sprengels kann ich die heutige Hauptpfarrkirche St. Valentin, obwohl sie mitten in demselben steht, nicht halten, denn das Patrocinium derselben weist auf bischöflich passauische Diöcesanrechte, mithin auf die Restaurationsperiode nach den Magyaren-Einfällen; es müßte denn sein, daß jene Kirche in älterer Zeit ein anderes Patrocinium gehabt hätte, zu welcher Annahme, wie ich von dorther erfahre, kaum ein Wahrscheinlichkeitsgrund vorliegt. Dagegen hat Hofkirchen (Filiale von St. Valentin) eines der in Slavenländern bevorzugten Patrocinien, nämlich das des hl. Apostels Andreas. Auf die Thatsache, daß diesem Heiligen in Südostdeutschland viele Kirchen geweiht seien, hat schon v. Koch-Sternfeld aufmerksam gemacht[3]). Wirklich zählt man im Bisthum Lavant 10 St. Andreas-Pfarr- und Filialkirchen, in jenem

[1]) Mon. Boic. l. c. p. 33. [2]) Gesch. d. Stifts St. Florian. S. 5. [3]) Christenth. ꝛc. S. 130.

von Gurk 15; auch der Lungau hat sein St. Andrä (b. Mariapfarr). Ohne Anstand wird man die auffallende Verbreitung des St. Andreascultus, besonders in Slaventerritorien, auch mit einer aus Thracien stammenden Vorliebe derselben für ihn in Verbindung bringen dürfen; auf romanischen Cultus zurückzugreifen, wie v. Koch-Sternfeld thut, halte ich für etwas gewagt. — Die Bewohner des Winkels, welchen Enns und Donau unter ihrer Mischung bilden, werden wohl die uralte St. Laurentiuskirche bei Lorch benützt haben; ich bin auch sehr geneigt, das Baptisterium des ganzen Bezirks dort oder in St. Florian zu suchen.

Wie sich der Florianer-Missionsbezirk des Ennswaldes an jenen von Altach im Westen anschloß, so stieß der Altacher im Osten an ein ziemlich ausgedehntes Missionsgebiet der unmittelbaren Salzburgerkirche, oder richtiger der Mönche von St. Peter, welches den Altacher Bezirk im Ennswalde von jenen St. Emmeram's an der Erlaf, ich darf nicht sagen trennte, sondern mit ihm verband, weil die Salzburgerkirche die Seele all dieser Missionsarbeiten war. Die Behandlung der Emmeramer-Mission an der Erlaf dem nächsten Capitel aufsparend, habe ich zum Abschlusse der Christianisirungsgeschichte der Slaven des Ennswaldes noch das den Mönchen von St. Peter zugefallene Territorium an der Ips zu beleuchten. Mit den Grenzen desselben wird sich niemand zurecht finden, der die erste Grenzbeschreibung nicht sorgfältig mit der spätern vergleicht, oder bei dieser Vergleichung jene des westlichen Altacher- und östlichen Emmeramer-Bezirkes aus den Augen läßt. Dabei ist nun freilich nicht zu übersehen, daß der Salzburger- und noch mehr der Emmeramer-Bezirk im Laufe der Zeit bedeutend an Ausdehnung gewannen, was eher zur Verwirrung als zur Aufklärung beitragen könnte; hält man aber die Zeiten gehörig auseinander, so wird die Beobachtung des Ausbildungsprocesses gerade dadurch belehrend, daß er die gewissenhafte Respectirung der gegenseitigen Grenzen in seinem ganzen Verlaufe wahrnehmen läßt und so die stetigen Contouren schärfer hervorhebt.

Den Umfang des Ennswaldes und damit des Altacher-Missionsbezirkes habe ich oben nach dem Wortlaute des Documentes vom J. 863 gegeben: die Beschreibung des Salzburger-Gebietes enthalten die von Th. v. Kleimayrn abgedruckten Diplome aus den Jahren 837 und 890 mit den Worten[1]): ».... Territorium in Sclavinia in loco nuncupante Ipusa juxta ipusa flumen ex utraque parte ipsius fluminis terminatur ab occidentali parte, quod Theodisca lingua Wagreini dicitur usque in orientalem partem ad unum parvum rivulum, ab aquilonali parte de illa publica strata usque in mediam silvam..... cum ecclesia quam dudum Adalram quondam secundum nostram licentiam ibidem edificavit..... totum et ad integram prefate ecclesie (Juvavensi) concessimus et de nostro jure in dominacionem eius... contulimus«. Ferner[2]): »Firmamus etiam istas curtes in proprium, que antea inibi in beneficium fuerunt.... Ad Scafaro-

[1]) Juvav. Anh. p. 88. [2]) Ib. p. 113.

feld curtem et ecclesiam cum decima . et sicut ille terminus in australi parte incipit qui Wagreini dicitur ultra ipisam et in occidentali usque dum ducitur ubi urala se dimittit in prefatum amnem et quidquid in origentali parte jam dicti fluminis habere videmur, per totum tradimus ad predictum monasterium, exceptis duobus piscatoribus cum eorum ruribus in aquilonari parte.« Die spätern Bestätigungsdiplome aus den Jahren 978, 979, 1051[1]) wiederholen nur wörtlich das im Diplom 890 Enthaltene. Hiezu kommt dann im J. 1049 eine neue Schenkung K. Heinrich's III.[2]) »quosdam regales mansus in Ensewalde in comitatu Adalberti marchionis (des Babenbergers) sitos curti eiusdem Archiepiscopi (Baldwini) Aspach dicte conterminales .... in proprium tradidimus«. — Die Grenzumschreibungen des Emmeramer-Missionsgebietes vom J. 830 und bezüglich der Erweiterungen desselben aus den Jahren 979 und 1100 werde ich im nächsten Capitel im Auszuge beibringen, jedoch, soweit es nöthig ist, auch hier schon benützen, weil die Salzburger Ost- und die Emmeramer West-Grenze coincident sind.

Behufs der Grenzen-Ermittlung des in Rede stehenden Salzburger-Missionsgebietes gewähren uns die urkundlichen Ortsangaben: Ipusa locus et flumen, Wagreini, parvus rivulus, publica strata und media silva ziemlich feste Anhaltspunkte; durch die weitern Oertlichkeiten Scafaro-feld, wieder Wagreini und die Präcisirung seines westlichen Endpunktes: ubi Urala se dimittit in Ipusam, dann durch das im J. 1051 schon alte Gut Aspach werden die Grenzen gegen Süden, Westen und Norden näher bestimmt und die hiebei noch schwankende Ostgrenze mittelst Zusammenhaltes des parvus rivulus mit dem rivus Zucha der Emmeramer Gebiets-Umschreibung vom J. 979 festgestellt.

Ort und Fluß Ipusa unterliegen als heutige Stadt und Fluß Ips ohnehin keinem Zweifel. Mit dem: »ex utraque parte fluminis« scheint in nächster Umgebung der Stadt Ips der heutige Pfarrsprengel Säusenstein gemeint zu sein, denn hier war nur die um 7 Jahre ältere Emmeramergrenze zu respectiren, welche in einer etwa meilenlangen Strecke bis Erd-gastegi, einem dermal verschollenen Berg-Steige in der Nähe von Mitterndorf an der Erlaf hinauflief, wie wir im nächsten Capitel sehen werden. Der schmale Streifen zwischen der Ips und dem Bergrücken, der sich aus der Gegend von Steinakirchen gegen Mitterndorf herabzieht, scheint bei den Vergabungen 830 und 837 unberücksichtigt geblieben zu sein, wenigstens gedieh er nicht an Salzburg, ausdrücklich aber im J. 979 an St. Emmeram. In den dreißiger Jahren des IX. Jahrh. war er wahrscheinlich noch Urwald; das in der Mitte desselben liegende Dorf Ströbliz gibt einen verständlichen Fingerzeig dafür, indem es auf seine richtige Orthographie zurückgeführt, gewiß nichts anderes ist, als das auch anderwärts z. B. in der

[1]) Ibid. pp. 201. 205. 257. [2]) Ibid. p. 284.

Pfarrei St. Valentin vorkommende Strebiz (slov. Strebize) was, wie früher bemerkt worden, ganz dem deutschen Reut entspricht.

Das mißverstandene Wagreini hat auch hier zu Irrungen Anlaß gegeben. Schon durch die Phrasen des Diploms vom J. 890: »sicut ille terminus in australi parte incipit, qui Wagreini dicitur.... et in occidentali usque dum ducitur (nicht dicitur) ubi urala ꝛc.« hätte man darauf aufmerksam werden sollen, daß es sich hier nicht um einen Dorfnamen, sondern um die Benennung einer in die Länge gedehnten Terrainbildung handle, d. h. um eine fortlaufende Grenze, wie denn auch das Diplom vom J. 837 das Wort »terminare« i. e. terminus glattweg mit Wagreini übersetzt, »terminatur — quod theodisca lingua Wagreini dicitur.« Jeglicher Zweifel über den genuinen Sinn des Wortes Wagreini wird aber in der nämlichen Urkunde vom J. 890 durch eine spätere Grenzangabe beseitigt, welche besagt: »ex summitate termini qui Wagreini dicitur, et ita sicut ille Wagraini tendit usque dum Trewina fluit ꝛc.« Wagreini (Wag-Rain), aus dem man sogar einen Wachrain, Wachtthurm ꝛc. gemacht hat, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung ein langgestreckter Hochrain, eine Wasserscheide, eine Halde, dann aber schlechtweg Grenzmarkung (Terminus). Die vielen Orte Wagrain, Wagram ꝛc. sind an oder auf solchen Grenzmarken entstandene, und von ihnen benannte Ansiedlungen. — Der in unsern zwei Urkunden-Auszügen angeführte Wagrein wird sonach wohl der bei Steinakirchen beginnende und von Schnotzendorf weg in mehr nordwestlicher (australi-orientali parte bei umgekehrter Richtung) Linie zwischen Ulmerfeld und Winklern gegen die Urlmündung unter Oeling sich an die Ips absenkende Hügelrücken sein. Das alte Ips-Rinnsal am Westsaume der Forsthaide ist noch leicht erkennbar: daß die Flüsse wegen der Ostabsenkung der Erdoberfläche ihre größere Tiefe immer an den Ostufern haben, gegen die sie sich eingraben, ist ohnehin bekannt. Von Oeling weg lief die Salzburger-Grenze rechts an Zeilern vorüber am rechten Uferabhange des Zeitlbaches (Cidalaribah) gegen Stephanshart und etwas ober Ardagger an die Donau.

Da der Name des »parvus rivulus«, der an der obern Ips die Ostgrenze bildete, nicht genannt wird, wäre man im Bezug auf ihn auf Vermuthungen beschränkt, wenn uns die spätern Emmeramer Diplome nicht zu Hilfe kämen. In ihnen finden wir die ältere Salzburgergrenze gewissenhaft respectirt und auch den Namen des Grenzbaches »parvus rivulus« einmal mit Zucha und dann mit Flesniz genannt; daß dieser einer und derselbe sei, werden wir später sehen. Dieser Bach macht nach ihren Angaben von seiner Einmündung in die Ips bei Truckenstätten bis zu seinem Ursprung ober Ferschnitz (Flesniz) die Grenzscheide zwischen beiden Gebieten, die dann über den Hochkogel (Ruzniz) gegen Süden verlauft. Auch in dieser Richtung wird die Salzburgergrenze treulich berücksichtigt, denn aller Wahrscheinlichkeit nach lagen jene 5 Königshöfe, welche K. Heinrich III. 1049 dem Erzbischof Baldwin von Salzburg schenkte, bei Oeling, Ulmerfeld und

Neuhofen, weil sie an Aschbach anstießen (curti ejusdem Archiepiscopi Aspach dicte conterminales) und wurde durch ihre Erwerbung die sicherlich erwünschte Continuität zwischen Aschbach und dem untern Ipsgebiete hergestellt. Ich wüßte nicht, was sich dagegen einwenden ließe, wenn jemand den Ortsname Neuhofen von diesen neu erworbenen Königshöfen ableiten wollte; Neukirchen und Neuhofen entstanden in jener Zeit unbestreitbar mehrere, und unser Neuhofen hätte wenigstens das in der Salzburgerkirche seit dem hl. Rupert mit Recht beliebte Liebfrauen-Patrocinium als Wahrscheinlichkeitsgrund für sich.

Als Grenzbestimmung für den nördlichen Theil des Salzburger-Missionsgebietes im Ennswalde gibt das Diplom vom J. 837 die öffentliche Straße bis mitten in den Wald an (ab aquilonali parte de illa publica strata usque in mediam silvam). Ich weiß mir dieß nicht anders zu interpretiren, als: der Nordtheil erstreckte sich an beiden Seiten der Römerstraße bis mitten in den Wald, denn dieser breitete sich im Westen von der Ips aus, und diese Bestimmung gibt uns also die östliche Hälfte seines Längendurchschnittes. Hier fragt es sich also: in welcher Richtung zog die Straße? und wo ist die beiläufige Waldesmitte? Daß die alten Römerstraßen, besonders die ungemein solid construirten Consularstraßen bis tief in's Mittelalter herab in Benützung waren, habe ich schon öfter betont. Ueber die Richtung der fraglichen Römer- beziehentlich Consularstraße, im Allgemeinen von Ost nach West, kann ein Zweifel um so weniger Platz greifen, weil die von der Tubula Peuting. angegebenen Stationen Pontes Ises und Lauriacum mit Sicherheit als Ipsbrücken und Enns (Lorch) ermittelt genau 36 römische oder 7 geographische Meilen von einander entfernt sind, wie aus der Tabula zu ersehen ist. Bezüglich der präcisirten Richtung ist vorerst so viel gewiß, daß die Römerstraßen jene der heutigen Reichsstraße nicht eingehalten habe, was die vielen Krümmungen der letztern allein schon zur Genüge erweisen. Außer der grundsätzlichen, möglichst geraden Linie der Römerstraße überhaupt, steht uns aber zur Constatirung des Laufes unseres fraglichen Segments zwischen der Ips und Enns noch ein verlässiger Anhaltspunkt zu Gebote, nämlich das Dorf Straß, abgelegen von jeder heutigen Straße, bei Schweinberg etwa ¾ St. südlich von Sündelburg. An ihm muß die Römerstraße in beinahe gerader Richtung vorübergezogen sein, wodurch nebst den vielen Krümmungen auch die bedeutende südliche Abweichung bei Amstetten vermieden wurde. Trägt man auf dieser geraden Linie die Hälfte der Entfernung, in welcher Ips von Enns absteht, mit 3½ geographischen Meilen ab, so gelangt man mit dem Endpunkte gegen Schweinberg, d. h. an die Grenze der Pfarrei Sündelburg, beziehentlich des alten Altacher-Missionsgebietes, und die Ortsbestimmung »usque in mediam silvam« als Endepunkt des Salzburger-Missionsbezirkes stimmt daher genau mit meinen frühern Aufstellungen überein.

Um uns die Ausfindigmachung der ältesten Kirchen des Salzburger-Missionsbezirkes an der Ips zu erleichtern, gehen urkundliche Angaben und die

Patrocinien Hand in Hand. Vor Allem wissen wir aus dem Diplom K. Ludwig's d. Fr. mit voller Sicherheit, daß in diesem Territorium im J. 837 bereits eine vom Erzbischofe Adalram (Adal-hraban) schon vor geraumer Zeit erbaute Kirche bestand. Das Diplom sagt hierüber: »Hoc itaque totum territorium cum ecclesia quam dudum Adalramus quondam secundum nostram licentiam ibidem edificavit«; woraus mit hoher Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß Adalram fragliche Kirche bald nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl, mithin in den ersten zwanziger Jahren des IX. Jahrh. erbaut habe, denn er war Erzbischof v. J. 821—836. Welche war aber diese von Adalram erbaute Kirche? Man wird vor allen andern an die St. Laurentiuskirche der heutigen Stadt Ips denken; möglich ist dieß allerdings, aber kaum das Wahrscheinlichere. Wir finden nämlich im Bestätigungsdiplome K. Arnulf's schon 890 »ad Scafaro-feld« einen Hof und eine mit dem charakteristischen Merkmale der ältesten Taufkirchen, d. h. mit Zehenten ausgestattete Kirche. Etymologisch wird der Name Scafarofeld wohl das Feld der Schäfer d. h. die Schafweide sein, und kann insoweit eben so gut als Gegend-, wie als Orts-Benennung gelten, und die Präposition ad kann eben sowohl bei oder auf, wie in bedeuten; somit wäre »ad Scafarofeld« ꝛc. möglicherweise zu übersetzen: „Auf der Schafweide einen Hof sammt einer Kirche" u. s. w." Gegen Keiblinger's[1]) Interpretation des Ortsnamens Scafarofeld mit Schaffenfeld, Pf. Amstetten, läßt sich daher nichts einwenden, wenn sie sich nicht ausschließlich auf die Ortschaft Schaffenfeld beschränkt, wo eben kaum je eine Kirche stand, weil sich nicht einmal eine darauf bezügliche Sage dort erhalten hat. Die fragliche Kirche ad Scafarofeld wird daher nicht in der Ortschaft Schaffenfeld selbst, sondern in der Nähe derselben, aber auf der ehmaligen Schafweide zu suchen sein, und kann man nur auf Euratsfeld gelenkt werden, welche in weiter Umgegend die einzige, als solche dem hl. Johannes d. T. gewidmete Taufkirche ist. Außer ihrem bedeutsamen Patrocinium spricht auch ihr Standpunkt mitten im Missionsbezirke sehr zu ihren Gunsten. Es ist sogar nicht unmöglich, daß der heutige Ortsname durch eine ärgere Verwitterung aus einem ursprünglichen Adalhrabanesfeld entstanden sei. Der Personenname Adalhraban (der Edelrabe) ging schon sehr frühzeitig in Adalram und später in Alram über. In letzter Form existirt er noch einzeln als uralter Hausname, z. B. einer bekannten Bräuerei zu Velden in Altbayern. In unserm Falle hätten wir also statt eines ältesten Adalhrabanesfeld oder dem Diplome gemäß Adalramesfeld eine spätere Form Alramesfeld. Wie vielfältig im bayerisch-österreichischen Dialekt die Sylbe al in ac umschlage, ist jedem Kenner desselben bekannt. Auch im Uebergange der Endung rams in raz (ohne Schärfung ras) mit abgeschliffenem m liegt keine Schwierigkeit. Nach Förstemann[2]) wäre die regelmäßige Lautverschiebung aus rammesfeld, rersfeld, was viel härter klingt, als das

[1]) Gesch. v. Melk I. S. 70. [2]) Deutsche Ortsnamen IV. ad voc. »Hraban«.

ihm naheſtehende rasfeld, razfeld. Von einer Unmöglichkeit, daß in der ſtark alterirten Namensform Eurazfeld ein ſehr verkommenes Adalramesfeld ſtecke, wird demnach kaum mehr die Rede ſein können. Wie dem auch ſein möge, eine ſchon im IX. Jahrh. documentirte Taufkirche („ecclesia cum decima“) iſt das dortige Gotteshaus St. Johannes d. T. unbezweifelt.

Alte Seelſorgkirchen mußte es im dortigen weitausgedehnten Miſſionsbezirke mehr als eine geben, ſie entſtanden jedoch erſt unter der Regierung des Erzbiſchofes Liupram. Für eine ſolche halte ich in der Nähe der urſprünglichen Tauf- (und Seelſorgs-) Kirche Euratsfeld die St. Rupertskirche in Winklern, und ich kann Keiblinger nicht beipflichten, wenn er vermuthet[1]), daß ſie „ihre Entſtehung einem ſpätern Jahrhundert und ihr Patrocinium (St. Ruprecht) von einer unbekannten Veranlaſſung erhalten“. Von der Zeit an (773), als der hl. Biſchof Virgil die Verehrung des Apoſtels der Baioarier in ſeiner Diöceſe weit verbreitet und das großartige Unternehmen der Slavenbekehrung gegründet hatte, wurde das Patrocinium des hl. Rupert beſonders vielen vom Grund aus neu entſtehenden Kirchen gegeben, wie ſich dieß von einzelnen urkundlich beweiſen läßt, z. B. der Kirche an der Beugung der Szala (Salapiugin), welche Erzbiſchof Liupram um 853 zu Ehren des hl. Rupert einweihte. Da der genannte gelehrte Geſchichtſchreiber es wiederholt für wahrſcheinlich hält, daß das St. Ruprechtskirchlein zu Wien ebenfalls ein religiöſes Denkmal von K. Karl's Eifer für die Verbreitung des Chriſtenthums ſei, ſo hätte das Alter der Salzburg viel näher und obendrein auf unbeſtreitbar ſalzburgiſchem Miſſionsgebiete ſtehenden St. Rupertskirche zu Winklern um ſo mehr Gnade in ſeinen Augen finden ſollen. Die St. Rupertskirche in Wien halte ich für eine ſpäter, wohl erſt nach K. Karl d. Gr., wieder geweckte Reminiscenz an die Donaureiſe, beziehentlich den Landungsplatz des hl. Rupert. — Ohne Anſtand darf man auch die St. Laurentiuskirche zu Ips für die älteſte Seelſorgkirche jener Gegend halten, mit welcher alleranfangs wohl auch eine Taufanſtalt verbunden war. Daß Ips ſchon in älteſter Zeit eine volkreichere Niederlaſſung geweſen ſei, wird ſich im Hinblicke auf ſeine vortheilhafte Lage an der Einmündung der Ips in die Donau und zugleich an der frequenten von den Römern geerbten Conſularſtraße nicht bezweifeln laſſen. Ueberdieß iſt das Laurentius-Patrocinium eines der älteſten. Da wir aber Biſchof Arno und ſeine wie die Altacher-Mönche ſchon am Beginne des IX. Jahrh. in der Wachau thätig finden, und nicht anzunehmen iſt, daß ſie ſo zu ſagen mit einem Sprunge dahin gelangt ſeien, ſo wird es in hohem Grade wahrſcheinlich bleiben, daß ſie zuerſt die Bewohner der unmittelbaren Donauufer bekehrt haben werden, und dadurch iſt es ſehr nahe gelegt, daß die St. Laurentiuskirche ſchon um 800 gebaut worden ſei. Das Binnenland rechts der Donau wurde, wie wir theilweiſe ſchon geſehen haben, freilich erſt etwas ſpäter chriſtianiſirt.

---

[1]) L. c. S. 52. Anm. 2.

Folgerecht zu dem eben Erläuterten halte ich auch die dermalige Hauptkirche zu Ardagger für eine aus Arno's Zeit stammende Seelsorgkirche. Ihr Patrocinium der hl. Margareth ist eines in der Salzburger Kirche schon vom hl. Rupert an bevorzugtere, und wäre für sich allein schon ein sehr empfehlender Grund für meine Annahme, an welchen sich Ardaggers höchst günstige Lage für den Verkehr auf der Donau anschließt, die auf schon frühzeitig zahlreichere Einwohnerschaft dieses Stapelplatzes zu schließen berechtigt. Für diejenigen, welche die Urkunde K. Ludwigs d. Fr. vom J. 823 als echte Waare hinnehmen, sind die eben angegebenen Motive ganz überflüssig. Gemäß dem, was ich schon früher erörtert habe, kann ich jedoch Ardagger im Sinne jener Urkunde für eine altpassauische kirchliche Colonie nicht halten, bin vielmehr der Ueberzeugung, daß es in der Slavenzeit unmittelbar von Salzburg aus christianisirt worden sei, indem es zum nördlichen Sprengel des Salzburger Missionsgebietes an der Ips gehörte. Durch die meines Dafürhaltens ziemlich genaue Grenzbestimmung dieses Gebietes glaube ich meine Ueberzeugung auch zur Genüge begründet zu haben. Uebrigens bin ich weit entfernt, den materiellen Inhalt der Urkunde vom Jahre 823, insoweit er von dem Meritorischen der Rechtsfrage unabhängig ist, für erfunden zu erklären, indem ich sie, wie seines Orts gesagt, nur für eine in Bezug auf ihre Autorschaft höchst unsichere, und in Betreff einiger darin aufgeführten Ortschaften und der durch sie constatirt sein sollenden passauischen Rechtsansprüche, stark interpolirt halte. Damit ist aber natürlich nicht behauptet, daß auch die in ihr aufscheinenden objectiven Thatbestände im Allgemeinen erdichtet seien, im Gegentheile mußte sich der Fälscher in dieser Hinsicht der größten Wahrhaftigkeit befleißen, wenn er die von ihm für sein ganzes Machwerk beanspruchte Glaubwürdigkeit nicht von vorneherein untergraben wollte. Auf diesen Grund hin bin ich durchaus nicht abgeneigt, wie für Saxinum (Sachsen in der Riedmark) so auch für Artagrum je zwei in verhältnißmäßig alter Zeit schon bestehende »duas basilicas« anzuerkennen. Was aber Ardagger speciell angeht, ist es mir sogar im hohen Grade wahrscheinlich, daß es schon durch Bischof Arno und seine Missionäre aus dem Kloster St. Peter zwei Kirchen erhalten habe, nämlich vorerst ein Baptisterium und dann auch die eigentliche Seelsorgkirche zur hl. Margareth, indem die gleichartigen seelsorglichen Anstalten zu Ips 3 Meilen entlegen waren. An eine Mitbenützung des nur eine Meile entfernten Altacher Baptisteriums zu Sündelburg darf man schon darum nicht denken, weil durchaus nicht darzuthun ist, daß es schon vor der Errichtung des Baptisteriums, das ich in Ardagger vermuthe, aus dem ursprünglichen Hauptbaptisterium St. Michael zu Haag hervorgegangen war. An die bisher aufgezählten Seelsorgkirchen dürfte sich dem Alter nach die St. Martinskirche zu Aschbach zunächst anreihen; ob auch St. Martin bei Ips und St. Georgen am Ipsfelde noch vor den Magyaren-Einfällen entstanden seien, ist aus dem Grunde nicht zu behaupten, weil anfänglich überall nur dem dringendsten Bedürfnisse Rechnung getragen wurde, welches in Anbetracht der ver-

hältnißmäßig nahen Kirchen zu Ips, Ardagger und später zu Euretsfeld nicht vorlag. Die übrigen Kirchen dieses Bezirks sind schon ihren Patrocinien nach wahrscheinlich alle spätern Ursprungs.

Schlußbetrachtung über die Organisation der Slavenmissionen am Beginne des IX. Jahrhunderts. Durch die glorreichen Siege K. Karls d. Gr., seines Sohnes Pippin und seiner Feldherren Gerold und Gotran (791—803) trat das Missionswerk bei den Slaven in eine neue, ich möchte sagen, universelle Phase ein. Bisher war das missionäre Hauptquartier des Slavenkreuzzuges in Salzburg stationär gewesen; zwei apostolische Heersäulen wirkten in weiter Entfernung von einander, auf dem linken Flügel die Mönche von St. Emmeram und Niederaltach, auf dem rechten die von St. Peter, St. Maximilian und Innichen. Erst als die in das Centrum berufenen Missionäre von Altach um 772 an der Krems festen Boden gefaßt, 777 ihre Filiale Kremsmünster gegründet und 20 Jahre später die siegreichen Feldherren K. Karl's die Awaren vollends zu Paaren getrieben hatten, bewegten sich die deutsch-slavischen Culturcolonen auf der ganzen Ostlinie ungehindert vorwärts, aber mit ihnen auch die Mönche, als Seelsorger der bereits christlichen Deutschen und jener Slaven, von denen einige schon bekehrt, andere in der Bekehrung begriffen waren, sowie als Missionäre für die noch heidnischen slavischen Einwanderer und für die im Lande gebliebenen Awaren. Schon in den ersten Jahren des IX. Jahrh. war Erzbischof Arno mit einer Elite von Missionären aus den Klöstern St. Peter und Altach an den unmittelbaren Donauufern bis über die Wachau hinab vorgedrungen; dieß ward zum Signale für allgemeines Vorrücken. Wirklich finden wir auch schon in den ersten Zwanzigerjahren das salzburgische Hauptquartier der Mission mit seinem Nachfolger Adalram an der Spitze, die Altacher sind am Centrum, dem Ennswalde, in voller Thätigkeit, während jetzt die St. Emmeramer, ihre alten Mitarbeiter links der Donau im Vereine mit den wieder erstarkenden Mönchen von St. Florian den linken Flügel bilden, und jene von Kremsmünster durch ihre Stellungen im obern Ennswalde, an der Enns und an der Pyrhnstraße hinein die Verbindung mit dem rechten Flügel in Carantanien und westlichen Pannonien unterhielten. Bald nachher sehen wir aus den Abteien Mansee, Tegernsee, Kremsmünster und sogar Mattsee kräftige Reservecolonnen nachrücken, denn die Erndte war namentlich in jenen Binnenländern eine fast unabsehbare, in welche die Baioarier und noch zahlreicher die Slaven an Stelle der daraus vertriebenen Awaren einzogen. Obwohl die zerstreuten Mönche des Stauferwaldes, und bald darnach die in den Abteien Altach und St. Emmeram unter der neueingeführten Regel des hl. Benedict angesammelten schon vor der Ankunft Bischof Virgil's die Naabwenden der Oberpfalz zum größten Theile dem Christenthume gewonnen hatten, bleibt doch Bischof Virgil der intellectuelle und thatkräftigste Urheber der großartigen Slavenbekehrung; erst er regte auch den Eifer seiner Mitbischöfe zu diesem segenvollen Werke an, er war, so lange er lebte, die belebende Seele, die leitende Intelligenz derselben: er war durch geistige

Ueberlegenheit und feste Willenskraft ihr Erzbischof ohne Pallium. Als der seines Vorgängers würdige Arno den Salzburger Stuhl bestiegen, und auf Verlangen seiner baioarischen Mitbischöfe mit dem Pallium geschmückt worden war, war die Oberleitung der Slavenbekehrung canonisch naturgemäß in seine Hände gelegt und vererbte sich ebenso auf seine Nachfolger Adalram, Liupram und Adalwin.

Zwei herrliche, specifisch katholische Blüthen, an denen das frühere Mittelalter so reich ist, und die zur Förderung des für einen so kurzen Zeitraum beinahe unglaublichen Werkes der gelungenen Slavenbekehrung das Wesentlichste beigetragen haben, müssen hier besonders in's Auge gefaßt werden: sie sind der von den hh. Pirmin und Bonifacius in Deutschland eingepflanzte und mit jugendlicher Frische aufblühende Benedictiner-Orden und die höchst erbauliche Eintracht, mit welcher Bischöfe und Priester regulären und säculären Standes nicht sich oder ihre Sondervortheile, sondern einzig die Ehre Gottes suchten. Wie arg und aus welchen äußern und innern Ursachen das Mönchsleben unserer Länder während des VII. Jahrh. in Verfall gerathen war, ist bereits im Eingange dieses Bandes zur Genüge dargelegt worden; überdieß war der landesbischöfliche Stuhl über hundert Jahre fast soviel als gänzlich verwaist. Eben so wenig als eine eifrige Hierarchie der Weihe ohne gläubige Heerde bleiben kann, eben so wenig ist eine gläubige Heerde ohne Hierarchie denkbar. Auch die entsetzliche Wahrheit des Letztern hat unser Vaterland schon in den ältesten Zeiten zweimal erlebt: nach dem Aussterben und der Auswanderung der vom Lorcher Bischofe Constantius ordinirten Priester, und während des Verfalles der Salzburger Landeskirche im VII. Jahrh. und den ersten Decennien des VIII. Wohl bestanden in ebengenannten zwei Decennien noch einzelne Klostergenossenschaften theils gesammelt, theils zerstreut, aber ohne äußern Zusammenhang unter sich, und ohne inneres Lebensmark: ihr Leben war eine langwierige Agonie. Allem Anscheine war auch die vom hl. Pirminius von Reichenau aus in mehrere Klöster Alemanniens und Baioariens eingeführte Regel nicht jene des hl. Columban, wie Einige meinen, sondern die des hl. Benedict. Soviel steht aber fest, daß die Regel desselben in Baioarien und Franconien erst durch den hl. Bonifacius allgemeine Geltung erhielt. Dieß war eine kirchliche Begebenheit von unberechenbaren Folgen, es war ein Ereigniß. Durch die Regel des hl. Benedict kam vollständige Einheit in die für die Cultur des Bodens und des Geistes einflußreichsten Körperschaften; aus ihnen gingen die Bischöfe jener Zeit beinahe ausnahmslos hervor, der Säculerclerus wurde in ihren Schulen herangebildet. Bringe man noch den ursprünglichen Eifer der nach St. Benedicts Vorschrift verjüngten Klöster in Anschlag, jenen selbstlosen Eifer, der wie die Mutterliebe nur Opfer bringt ohne Gegenopfer zu verlangen, und man wird einen beiläufigen Begriff von jener geistigen Macht haben, unter deren unwiderstehlichem Einflusse die Slavenbekehrung vollbracht wurde.

Es springt in die Augen, daß die nach St. Benedicts Normen vollendete Regeneration der Klöster die eigentliche Grundlage jener bewunderungswürdigen

Eintracht war, mit welcher wir in unsern Territorien die Bischöfe von Salzburg, Regensburg, Passau und Freising, und ebenso die aus verschiedenen Klöstern genannter Diöcesen hervorgehenden Missionäre ihrem segenreichen Berufe obliegen sehen. Die Missionäre waren Brüder durch den gemeinsamen Orden ihres großen Patriarchen, die aus ihm entnommenen Bischöfe noch überdieß Brüder durch den Metropolitanverband der Salzburger Kirchenprovinz; Allen schwebte die große kirchliche Aufgabe, deren Lösung sie sich opferten, zu lebhaft vor, als daß zeitliche Nebenrücksichten auf das Mein und Dein ihr einträchtiges Zusammenwirken zu stören im Stande gewesen wären. Wohl konnten vorübergehende Störungen dieser Eintracht nicht gänzlich ausbleiben, weil Menschen ihre menschlichen Schwächen erst mit ihrem Erdenleibe ablegen. Ich vermuthe, daß sich der Passauer Bischof Urolf (804—806) eine solche Störung habe zu Schulden kommen lassen, indem er sich hierarchische Uebergriffe in den östlichen Marken erlaubte. Nur in dieser Voraussetzung wird mir seine — des Störenfrieds — plötzliche Absetzung durch Erzbischof Arno und seine Suffragane erklärlich, aber auch jener Keim kleinlicher Scheelsucht, der von seiner Zeit an in der Passauer Curie unter der Decke fortvegetirte, als dessen Wassergeschosse ich jene Falsificate betrachte, womit man den inquilinen Prätensionen einen historischen Grund unterzubauen bemüht war, und durch welche getäuscht fast zwei hundert Jahre später Bischof Piligrim canonisch excedirte.

VIII. Capitel.

Das St. Emmeramer Missionsgebiet an der Erlaf.

An das im vorhergehenden Cap. Erläuterte anknüpfend werden wir wohl annehmen dürfen, daß die St. Emmeramer-Mönche schon vom Erzbischof Adalram zur Mission an der Erlaf berufen worden seien, wenn wir nicht gar auf dessen glorreichen Vorgänger Arno zurückgreifen wollen. Jedenfalls mußte die Berufung schon in den ersten Jahren Adalrams erfolgt sein, weil wir die St. Emmeramer Missionäre schon 832 für ihre geistliche Mühewaltung mit einem nicht zu verachtenden Bezirke an der Erlaf belohnt sehen. Dieser kann nach der vom K. Karl d. Gr. aufgestellten Norm nur der dritte Theil des von ihnen dem Christenthum gewonnenen Territoriums sein. Sie hatten also bis 832 schon ein ziemlich ausgedehntes Gebiet an der Erlaf der Kirche einverleibt, und zwar an der Erlaf aufwärts, weil der an der Ips liegende Landstrich schon zu Adalrams Zeit Missionssprengel der Mönche von St. Peter war, und 5 Jahre später (837) der östliche, dessen Basis die Donau etwa unter Ornding bei Pechlarn bis Melk war, von demselben Kaiser mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die St. Emmeramer-Ostgrenze an das Hochstift Salzburg verschenkt wurde. Um die Einwohnerschaft eines größern Gebietes, namentlich eine

der zähern slavischen Nationalität zum Christenthum zu bekehren, reichten 11 Jahre mit knapper Noth aus. Dies liegt auf der Hand; mithin wäre ein Zurückgreifen auf eine Berufung durch Arno nichts weniger als ungerechtfertigt. Wie dem auch sein möge, suchen wir vorerst den Umfang des von K. Ludwig d. Fr. 832 an St. Emmeram vergabten Drittels festzustellen, um an diesem Maßstabe das beiläufige Areal der zwei andern Drittel und dadurch des ganzen Gebietes zu ermessen, welches im besagten Jahre von dem Eifer der St. Emmeramer-Missionäre bereits christianisirt worden war. Das hieher Bezügliche der Schenkungsurkunde lautet[1]: »Concessimus .... ecclesiae .... S. Emmerami .... quasdam res proprietatis nostrae, quae sunt in provincia Awarorum, id est locum, ubi antiquitus castrum fuit, quod dicitur Herilungoburch cum reliquis adjacentiis in circuitu, quarum terminia sunt ab eo loco ubi Erlaffa in Danubium cadit sursum per ripam ejusdem fluminis usque ad locum, qui dicitur Erdgastegi et ab eodem flumine in orientali parte usque in medium montem, qui apud Winades Colomezza vocatur, ubi in duabus arboribus evidentia signa monstrantur, et ab eo loco a parte Aquilonis usque in Danubium et ad meridiem et occidentem per verticem montis sicut evidentia arborum signa demonstrant usque ad supra dictum locum Erdgastegi. Has itaque res cum Sclavis ibidem commanentibus .... praedictae ecclesiae perpetuo ad habendum concessimus ꝛc.« P. Ign. Keiblinger, der vorstehende Grenzbestimmung theilweise commentirt[2]), verwirft mit Recht das weit abseits gegen Westen entlegene Kolmizberg (S. Othiliae) bei Ardagger, das einige Aeltere für das Colomezza der Urkunde halten, und vermuthet Erdgastegi im heutigen Etzerstätten zwischen Steinakirchen und Wieselburg. Ich bilde mir natürlich nicht ein, etwas entschieden Besseres dafür bieten zu können, wenn ich diesen Commentar ergänze und in Einigem (nach meiner Ansicht) berichtige.

Um fragliche Grenzen mit einiger Sicherheit festzustellen, ist vor Allem geboten, die spätern Umschreibungen desselben Gebietes und der salzburgischen Nachbargebiete, wodurch streckenweise eine Controle gegeben ist, nie aus den Augen zu lassen. Erstere sind die neue Grenzbestimmung behufs Erbauung der Wieselburg im Diplome K. Otto's II. vom J. 979[3]), dann die umfassende Umschreibung des von den St. Emmeramern christianisirten und cultivirten Territoriums bei dessen Uebergange an das Stift Mansee im J. 1100[4]); die Grenzangaben der Salzburger Nachbarschaft enthalten aber die Urkunde K. Ludwigs vom J. 837[5]) und das Besitzbestätigungs-Diplom K. Arnulfs vom J. 890[6]). Interpretirt man die Schenkungsurkunde vom J. 832 buchstäblich und im Zusammenhalte mit den drei andern Documenten, so gelangt man meines Dafürhaltens zu folgenden Resultaten:

1. Herilungoburch ist wohl kaum das Schloß Pechlarn, wie man fast allgemein annimmt, sondern Purgstall, mehr als zwei Meilen südlicher

[1]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. p. 28. [2]) Gesch d. Stifts Melk. I. S. 64. ff. [3]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 107. [4]) Urk.-Buch d. Landes ob d. Enns I. S. 90. Lunaelac. No. 159. [5]) Juvav. Anh. p. 88. [6]) Ib. p. 113.

an der großen Erlaf, wofür der Wortlaut unserer Urkunde entschieden zu sprechen scheint. Einmal sagt sie: »Herilungoburch cum reliquis adjacentiis suis in circuitu«, was nicht auf eine Oertlichkeit paßt, die an der äußersten Grenze des Gebietes liegt, wie Pechlarn, sondern inmitten desselben, wie Purgstall; dann fährt sie weiter: »quarum (adjacentiarum) terminia sunt ab eo loco, ubi Erlaffa in Danubium cadit«; dort stand aber nach der allgemeinen Ansicht Pechlarn, d. h. Herilungoburch: warum wurde sie als Ausgangspunkt der Begrenzung nicht genannt, sondern mit einem »ab eo loco« ersetzt? Endlich gibt sie mit den Worten: »locum ubi antiquitus castrum fuit«, so unleugbar eine Umschreibung eines »Urbanus locus« (Vgl. Juv. p. 219.), der mit dem Ortsnamen Purgstall buchstäblich übersetzt erscheint, daß es unstatthaft ist, ohne Noth davon abzugehen. Auch ist Harlungesvelde der Urkunde von 853, wie Keiblinger anzudeuten scheint, mit Harlandswiesen nichts weniger als gedeckt. Die adäquate Bedeutung des frühmittelalterlichen Ausdrucks »Uelde« ist: die Gefilde, wofür mehrere Parallelstellen zu Gebote stehen, z. B. bei Paul Diac. l. 20.: »Egressi quoque Langobardi de Rugiland habitaverunt in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur«; Anonym. Langob.: »Redierunt Langobardi in campis filda.« Die von Keiblinger ganz richtig von Herulern abgeleiteten Harlanden, Harlandswiesen bei Pechlarn, Blindenmarkt, Pyhra sind nur Parcellen der großen Heruler-Gefilde, ungefähr wie Schaffenfeld, Alrazfeld Ueberbleibsel der ausgedehnten Schafweide sind, die man das Schäferfeld (scafaro-feld) hieß.

2. Erdgastegi vermag ich nicht mit Etzerstätten zwischen Steinakirchen und Wieselburg zu identificiren; denn einmal ist die Namensähnlichkeit eine ziemlich geringe, und dann gestattet die Grenzangabe: »ad occidentem per verticem montis ... usque Erdgastegi«, wohl nur die Annahme, daß mit diesem vertex montis der langgestreckte Bergrücken gemeint sei, der sich links der Erlaf bis Mitterndorf herabzieht. Mir scheint darum, Erdgastegi wird an diesem Bergrücken rein westlich bei Petzenkirchen zu suchen sein, wie ich es denn auch nicht für eine Ortschafts- sondern nur für eine Oertlichkeits-Benennung halte, nämlich für einen mit Erd differenzirten Bergsteig = Gastag = Gäh-Steig. Unser allenthalben vorkommendes Gastag mit dem Ortsnamen Gastaldio in Verbindung zu bringen, wie es v. Koch-Sternfeld in seiner Geschichte der Langobarden beliebt hat, wird dermal wohl nicht mehr vorkommen. Was mich in meiner Ansicht, Erdgastegi bei Petzenkirchen suchen zu sollen, bestärkt, ist die Wahrnehmung, daß, als laut Urkunde von 1100 das Gebiet um Steinakirchen vor 979, jedoch ohne Pechlarn, wieder an Regensburg gediehen war, die nördliche Grenze zwischen Kematenbach und Ströbliz über Holzing (Holzarn) (d. h. Holzing ½ Stunde von Petzenkirchen, nicht Holzern, Filiale von Pechlarn) zur Erlaf gerade in der Linie lief, auf welcher ich Erdgastegi vermuthe, worin ein Zurückgreifen auf die älteste Grenzbestimmung zu liegen scheint.

3. Colomezza (Hügel, mäßiger Berg) wird niemand in dem gleichnamigen Kolmizberg bei Ardagger suchen, der die nur um 5 Jahre jüngere Salzburger Urkunde von 837 gebührend berücksichtigt, laut welcher unter Anderem der Ort Ips (heutige Stadt), der doch sammt seinem Gebiete gerade zwischen Pechlarn und Colmizberg liegt, an das Hochstift Salzburg geschenkt wird. Zudem ist die Bestimmung: in orientali parte, klar genug, um im vollen Einverständnisse mit Keiblinger das Colomezza der Urkunde in jenem Höhenzuge zu erkennen, der sich rechts der Erlaf in langer Kette gegen die Donau herabzieht.

4. »In parte aquilonis«, d. h. in nördlicher Richtung, nämlich die Ostgrenze bildend, ab eo loco (Colomezza) bis in die Donau, unterliegt kaum einem Zweifel. Die reine Nordgrenze, in einer sehr kurzen Strecke der Donau bestehend, bleibt als selbstverständlich unberücksichtigt, da mit dem Endpunkte der Ostgrenze »usque in danubium« deutlich genug gesagt ist, daß das geschenkte Gebiet sich nicht über dieselbe ausdehne.

5. Die Südgrenze ist nur mit der ziemlich allgemein gehaltenen Angabe: »ad meridiem et occidentem per verticem montis«, aber für die Betheiligten verständlich genug durch die Plätz-Marken an den Bäumen (evidentia arborum signa bestimmt. Da sich erst südlich von Feichsen der Söllingerwald und der Losnizberg quer zwischen die Rinnsale der großen und kleinen Erlaf stellen, so werden wohl sie die Südgrenze gebildet haben. In dieser Voraussetzung bleibt die älteste und wohl Hauptkirche des Bezirks Steinakirchen (von ihrem Materiale so genannt) eingeschlossen, die auch 979 noch Eigenthum des Hochstiftes Regensburg ist, was eben auch wieder mit der Deutung Erdgastegi's durch Etzerstätten nur schwer vereinbar ist; denn wenn die Linie zwischen Etzerstätten (Erdgastegi) und Colomezza abgeschlossen hätte, wäre auch Steinakirchen ausgeschlossen gewesen.

6. Die Waldung (woher die mitten in ihr liegende Ortschaft Streblitz, d. h. Reut), welche sich zwischen dem Höhenzuge, welcher die ursprüngliche Grenze des Emmeramergebietes war, und der Ips von Truckenstätten gegen Kemelbach herab ausdehnte, war anfänglich entweder salzburgisch (»ex utraque parte fluminis«) oder sie war überhaupt nicht genauer ausgeschieden worden. Thatsache ist aber, daß sie mittelst Diplom von 979 an Regensburg kam, indem bestimmt wird: »Concessimus ... ab eo loco ... ubi praenominati fluvioli (Erlafae) confluunt usque in Ibisam ubi ipsum flumen huic confluvio proximum est.« In demselben Diplome wird jedoch der Grund dieser Gebietserweiterung bis zur Ips mit den Worten angegeben: »propter munitionem«, d. h. wegen des Baues der Veste Wieselburg, um den es sich im ganzen Documente handelt.

7. Aus der sogleich daran geknüpften Phrase: »Et sursum versus (Germanismus für „aufwärts") per litus Ibisae, usque in rivum, qui dicitur Zucha«, ist ersichtlich, daß der in der Salzburger Urkunde von 837 als Grenze aufgeführte »parvus rivulus« kein anderer sei, als eben dieser Zucha-Bach, dessen Grenze hier respectirt wurde. In der Einweisungsurkunde des Stiftes Mansee in den Besitz des Kathedralstiftes St. Emmeram vom J. 1100 wird jedoch nicht mehr der Zucha- sondern der Flesniz-Bach genannt, d. h. jener Bach, in welchen sich der Zucha- (dermal Ochsen-) Bach, nördlich vom Dorfe Ferschniz, zunächst der Ortschaft Ochsenbach ergießt.

Aus dem bisher Erörterten ergibt sich, daß jenes Gebiet, welches 832 dem Kloster St. Emmeram geschenkt wurde, ein Areal von beiläufig 3 Quadratmeilen umfaßte, woraus man in der Voraussetzung, daß es nur ein Drittel des von seinen Missionären christianisirten Gesammtgebietes gewesen sei, folgern kann, daß im genannten Jahre die ganze Berggegend bis Gaming hinein dem wahren Glauben gewonnen worden war: ein Ergebniß, zu dessen Erzielung 11 Jahre zu wenig gewesen sein möchten. Demzufolge dürfte es als das Wahrscheinlichere erscheinen, daß die St. Emmeramer-Missionäre nicht erst vom Erzbischof Adalram, sondern schon von dessen Vorgänger Arno an die Erlaf berufen worden waren.

Die Ermittlung der ältesten Kirchen des bisher besprochenen Missionsbezirkes bietet keine sehr erheblichen Schwierigkeiten, weil einzelne Kirchen mit den ältesten Patrocinien, umgeben von mehrern, die neuern oder jüngsten Datums sind, von selbst in die Augen fallen, überdieß aber so situirt sind, daß man selbst ohne den Anhaltspunkt der Widmung beinahe auf sie rathen müßte. — Da der Missionsbezirk sich dem Laufe der Erlaf nach 9 Wegstunden in die Länge streckte, so mußten auch seine Baptisterien und Seelsorgkirchen im Verhältnisse zu dem Vordringen der Missionsarbeit gegen Norden und Süden vermehrt werden, und dieß um so mehr, weil die Natur unwegsamer Gebirgsgegend es so erheischte. Wirklich finden wir von Norden gegen Süden drei Baptisterien, Seelsorgkirchen aber noch um ein paar mehr. Das ursprünglichste Baptisterium ist ohne Zweifel die St. Michaelskirche des genau in der Mitte des Längendurchschnittes des ältesten Missionssprengels liegenden Ortes Steinakirchen. Dort mag die erste Zelle der Missionäre errichtet worden und später Hauptzelle geblieben sein, von welcher das Missionswerk ausging. Ihr erster (Zellen-?) Name wurde aber, wie es scheint, schon frühzeitig von dem Dorfnamen absorbirt, und letzterer wurde dem Dorfe von seinem aus Steinen aufgeführten Gotteshause gegeben. Steinakirchen liegt aber mehr als zwei Meilen von den Süd- und Nordgrenzen des ursprünglichen Missionssprengels entfernt, und wird daher wohl nur in den ersten Zeiten das einzige Baptisterium des Gesammtbezirkes geblieben sein. Nun finden wir gegen Süden in einer beiläufigen Entfernung von 1½ Meilen allerdings wieder ein sicheres Baptisterium in der dem hl. Johannes d. T. gewidmeten Kirche zu Reinsberg, im untern Nordtheile des Sprengels aber nur ein muthmaßliches. Und doch trat das Bedürfniß eines eigenen Baptisteriums hier viel früher ein, als in der südlichen Bergregion, denn die fruchtbaren Ufergelände mußten sich naturgemäß in viel früherer Zeit ohne Vergleich dichter bevölkern, als die unwirthbarere Alpenlandschaft. Freilich wurde die Einwohnerschaft des offenen Donaulandes öfter arg decimirt, während jene der abgelegenern südlichern Thäler mehr verschont blieb. Von einzelnen Raubzügen, welche Awarenschwärme im IX. Jahrh. noch an der Donau herauf unternommen haben, liegen chronistische Andeutungen vor; daß dieselbe Gegend später die verderblichsten Stöße der oft wiederholten Magyaren-Einfälle erlitten habe, ist ohnehin bekannt. Aber trotzdem wird sich zu Folge des dankbaren Bodens und des leichten Verkehrs zu Wasser und zu Land am Donauufer Aehnliches ereignet haben, wie man an den untersten Abhängen des Vesuv wahrnimmt, welche viele abwechselnd aufeinander liegende Lava- und Culturschichten aufweisen. Auffallend bleibt es aber dennoch, daß Pechlarn erst spät, meines Wissens erst in der Mitte des XII. Jahrh. geschichtlich auftritt, indem dessen Identificirung mit der Herulerburg des IX. Jahrh. kaum statthaft ist, wie ich oben dargethan zu haben glaube. Das spätere urkundliche Erscheinen Pechlarns läßt aber keinen sichern Schluß auf seine frühere Nichtexistenz zu. Inbegriffen im Stillleben des Klosters St. Emmeram fand es keinen Anlaß, sich in den öffentlichen Documenten bemerkbar zu

machen. Es dürfte darum einleuchten, daß die untere Erlafgegend wegen rasch zunehmender Bevölkerung schon frühzeitig in die Lage kam, das Bedürfniß einer eigenen Seelsorgkirche sowohl als eines eigenen Baptisteriums tief zu empfinden. Die Auffindung der ersten Seelsorgkirche jener Gegend wird wenig Schwierigkeit auf sich haben; wo war aber ihr gesondertes Baptisterium? — Bei meinen gerade für diese Gegend sehr beschränkten statistischen Hilfsmitteln, und meinem einstmaligen nur kurzen Aufenthalt dortselbst, kenne ich leider keine Kapelle oder Nebenkirche der Stadt Pechlarn selbst, die ich mir für das älteste Baptisterium zu halten getraute. Möglich, daß eine St. Johanneskirche während der Magyarenzeit dort zerstört und nicht wieder aufgebaut worden sei. Uebrigens bin ich, davon abgesehen, nicht abgeneigt, das alte Baptisterium in der Localie Erlaf zu vermuthen, deren neues Patrocinium S. Joannis Nepom. ein älteres S. Joannis Bapt. verdrängt haben könnte. Wenigstens wäre die St. Johanneskirche der Localie Erlaf durch ihre Lage am Flusse und mitten in der volkreichern Gegend höchst geeignet zu einem Baptisterium gewesen. Ungefähr 1½ Meilen von Steinakirchen in südlicher Richtung entlegen, begegnen wir, wie schon oben bemerkt, der Kirche St. Johannes d. T. zu Reinsberg. In ihr erkennen wir das Baptisterium des südlichen Bezirkes, und seiner Lage in einer dünner bevölkerten Gegend nach wird es wohl das von allen dreien zuletzt entstandene sein.

Als die älteste Seelsorgkirche des ganzen Missionsgebietes habe ich schon oben die St. Michaelskirche zu Steinakirchen (zugleich ältestes Baptisterium) bezeichnet. Aus ihr scheint aber schon in den ersten Jahren der Mission eine weitere Seelsorgkirche, nämlich St. Peter zu Purgstall emanirt zu sein. In dieser St. Peterskirche und dem Hauptbaptisterium St. Michael zu Steinakirchen kehrt ein Zusammentreffen wieder, das an die Mutterkirche St. Peter zu Salzburg und an das dortige erste Baptisterium in der St. Michaelskirche erinnert. Als älteste Seelsorgkirche des nördlichen Bezirkes erkenne ich die Liebfrauenkirche zu Groß-Pechlarn an; im südlichen scheint die Seelsorge mit dem Baptisterium Reinsberg vereinigt worden zu sein. Ob bei der Entfernung Groß-Pechlarns von Steinakirchen, die beinahe 3 Meilen beträgt, sich eine weitere Seelsorgkirche inmitten befunden habe, ist nicht sicher, jedoch wahrscheinlich. Der heutige Flecken Wieselburg steht nahe aber nicht auf dem Areale der nach 979 gegen die Magyaren im Zwiesel der beiden Erlaf erbauten Veste; seine Kirche hat das für den Zweck der Veste bedeutsame St. Ulrichs-Patrocinium, und darum bleibt es ziemlich wahrscheinlich, daß schon lange vor dem Festungsbaue eine Kirche mit einem ältern Patrocinium dort gestanden habe. Uebrigens kann man behufs Ausfindigmachung einer seelsorglichen Mittelstation auch an Petzenkirchen denken; sein St. Stephans-Patrocinium könnte aber auch aus der nachmagyarischen Passauer-Zeit stammen. Die übrigen Kirchen des bisher besprochenen Missionsgebietes haben sämmtlich neuere Patrocinien, und eignen sich, abgesehen von einem etwaigen uns unbekannten Wechsel derselben, mithin nicht, für ältere Seelsorgkirchen gehalten zu werden.

Daß vielleicht hie und da ein solcher Wechsel eingetreten sei, ließe sich auch mit der auffallenden Erscheinung etwas bekräftigen, daß in diesem großen, vorzugsweise von Slaven bewohnten Gebiete nicht eine einzige St. Veitskirche anzutreffen sei.

Christenthum und Cultur. Was hier als Anhang zur Christianisirungsgeschichte der Erlaf-Slaven folgt, gehört streng genommen, weil aus späterer Zeit, nicht unbedingt dazu, wirft aber mehr als einen ziemlich hellen Reflex darauf zurück, und ist schon darum berechtigt, hier eingefügt zu werden. In unserer Zeit, die in einer stark materiellen Strömung dahin treibt, ist es aber geradezu unerläßlich, auf die wahren, historisch erwiesenen Grundlagen der öffentlichen Wohlfahrt aufmerksam zu machen, um die heillose Illusion, die nach allen Richtungen mit der Geschichte bricht, um eine ephemere Gegenwart zu verhimmeln, nach Verdienst zu stören und in ihrer Erbärmlichkeit darzustellen. Man muß dem dünkelhaften Kinde die führende Hand manchmal fühlen lassen, damit es sich nicht einbilde, aus eigener Kraft aufrecht gehen zu lernen. Ohne Mutterpflege des Christenthums würde auch unsere hochgepriesene Civilisation und Cultur entweder gar nicht existiren, oder noch auf allen Vieren gehen, und eben darum ist die Geschichte der Einführung des Christenthums auch zugleich Geschichte der Culturentwicklung. Hefele sagt treffend gleich Eingangs seiner Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland: „Es hängen Religions- und Culturgeschichte einer Nation so innig zusammen, daß es wahrhaft der letztern das Grab bauen hieße, wollte man erstere unberücksichtigt verkümmern oder unbearbeitet und unenthüllt lassen.... War nicht bei allen Naturvölkern... der erste Schritt zum Christenthum zugleich der erste Schritt zur Gesittung, und der erste Strahl des christlichen Lichtes der erste Erzieher zur Cultur und geregeltem Leben?" — Diese Wahrheit läßt sich am Christianisirungsgange ganzer Länder und einzelner Gegenden Schritt für Schritt nachweisen, wo derselbe in nicht zu weit auseinander liegenden Phasen z. B. von Jahrhundert zu Jahrhundert durch topographische Auskünfte beurkundet ist. Aber nur für die wenigsten Gegenden sind wir so glücklich, derlei periodische Zeugnisse zu besitzen, bei den meisten werden uns erst die Resultate eines vorhergegangenen gewaltigen Umschwunges bekannt gegeben. Der Landstrich an der Erlaf gehört zu jenen wenigen, über deren Ausbildungsproceß uns periodische, urkundliche Berichte vorliegen. Die drei Berichte, welche hier beleuchtet werden sollen, tragen die Jahrzahlen 832, 979 und 1100 an ihrer Stirne, und stellen unter sich verglichen eine auf kirchlichem Grunde zuerst in sehr allgemeinen Umrissen angelegte Crayonzeichnung vor, die uns nach 147 Jahren neuerdings und später nach 121 Jahren zum letzten Male überarbeitet und vervollkommnet die culturhistorischen Zustände der Gegend je nach den genannten Zeitabschnitten schildert. Eine übersichtliche Andeutung der Völker, die sich auf diesem Landstriche ablösten, der Mittel, durch welche die jedesmalige Neucolonisirung zu Stande kam, der Volkselemente, die sich daran betheiligten, und der Siedlungsverhältnisse der verschiedenartigen Einwohnergruppen sind höchst schätzenswerthe Eigenschaften jener Berichte, ihr größter Vorzug besteht aber darin, daß sie uns die Wachsthumsstufen vor Augen führen, denen die vom kirchlichen Leben getragene Cultur in mehr als hundertjährigen Zeitabsätzen sich entwickelte, während sie ihr anfänglich etwa drei Quadratmeilen tragendes Areal in 268 Jahren, trotz der verderblichsten Rückschläge versiebenfachte.

Die Urkunde vom Jahre 832 habe ich oben im Auszuge gegeben, die zwei

andern werden bald nachfolgen. Erstere erinnert uns mit den Flußnamen Danubius und Erlaffa an die Zeiten der Römer, ihren oftgenannten, das Reich schirmenden Danubius und an die Station der Consularstraße Arelape der Itinerarien der Kaiser Antoninus und Theodosius, (die unter dem Namen Tabula Peutingeriana bekanntere Copie des letztern hat fehlerhaft Arelate). Da aber die Römer beide Flüsse nur mehr oder weniger latinisirten, so ist durch sie auch das noch ältere Keltenvolk repräsentirt, welches beiden Gewässern ihre Namen geschöpft hatte. Die Topographie der Urkunde weist demnach tief in die vorchristliche Zeit zurück und umfaßt auch jene der Römer (15 v. Chr. bis 480 n. Chr.) Mit der Herilungoburch wird uns die erste germanische Bevölkerung dieser Gegend vorgeführt. Daß mehrere Ortschaften „Harlanden" in näherer oder entfernterer Nachbarschaft noch ihren Namen zu bewahren scheinen, wurde oben bemerkt. Ob die hier einst seßhaften Heruler-Nachkommen eines sitzengebliebenen Schwarmes dieses gefürchteten Volkes aus seinen frühern Raubzügen, ob ein versprengter, nach der Niederlage unter Herzog Sintwalt im J. 565, der sich dann zu den Langobarden flüchtete, und bei deren nach drei Jahren erfolgter Abwanderung es vorzog, im Lande zu bleiben, ob ein erst mit den Awaren, neben denen sie schon in Pannonien gesiedelt hatten, eingewanderter und ihnen botmäßiger gewesen sei[1]), kann hier füglich ununtersucht bleiben: daß sie einst da waren, steht fest. Nach (oder mit) den Herulern werden uns mit der Phrase: »quae sunt in provincia Awarorum« diese selbst, welche von 568—791, also über zweihundert Jahre Herren des Landes waren, vorgestellt. Seit sie aber zwischen 791—803 von K. Karl d. Gr. und seinen Feldherren nach mehrern blutigen Schlachten, von denen eine der ersten auf unserm Territorium an der Ips vorgefallen war (»in campo Ibosae« [al. Iborae][2]), über die Theiß hinab verjagt und endlich fränkischer Oberherrlichkeit unterworfen worden waren, wird der Landstrich an der Erlaf, der nach der Flucht der Awaren wohl fast gänzlich entvölkert war, neuerdings in Cultur genommen, und zu diesem Behufe werden von auswärts her Colonisten in denselben geführt. Die Neucolonisten sind zweischlächtiger Nationalität, Deutsche und Slaven, jedoch allem Anscheine nach auch zweifacher socialer Geltung: Bevorzugte und Hörige. Diese Zweitheilung lag im Uebergange des VIII. in das IX. Jahrh. ohnehin schon im politischen Verhältnisse der Slaven zu den Baioariern; die Besetzung des Landes in nicht sehr großer Entfernung von den tückischen und treulosen Awaren mit verläßigen germanischen Kriegern, also Adeligen oder doch Barschalken, war von politisch-strategischen Rücksichten geboten, und die untergeordnete Stellung der Slaven scheint auch in der Urkunde angedeutet zu sein, indem sie sagt: »Has itaque res cum sclavis ibidem commanentibus«; mit »commanentes, manentes bezeichnen aber die Documente jener Zeit wenn nicht geradezu Leibeigene, so doch dinglich Unfreie, oder Hörige. Im Vorbeigehen soll hier auch bemerkt sein, daß die Urkunde von 832 auch die Unterscheidung zwischen Wenden und Slaven zum Ausdrucke bringe; in der eben citirten Phrase sagt sie: »cum sclavis ibidem commanentibus«, nachdem sie vorher erklärt hatte: »montem, qui apud Winades Colmezza vocatur.« Unterscheidet sie zwischen Slaven ältern Stammes (Winidi = Wenden) und jüngern (Czechoslaven)? Fast möchte man es glauben; denn im Diplom K. Otto's II. wird von einem andern Berge gesagt: »montem, qui dicitur Slavonic Ruznic«, und es ist bekannt, daß die Wenden, wohl mit Recht, sich für den älte-

[1]) Vgl. Zeuß, d. Deutsch. ꝛc. S. 483. 484. [2]) Regino und Anonym. Angeliam. bei Duchesne Script. rer. Franc. II. p. 68.

Slavenstamm halten, und daß die slovenische Sprache die altslavische sei. Der anscheinenden Unterscheidung unserer Urkunde zwischen Alt- und Jungslaven steht freilich entgegen, daß unter »Sclavos ibidem commanentes« eben alle Slaven, die an der Erlaf wohnten, verstanden sein müssen; jedenfalls wird man aber eine damit ausgesprochene Unterscheidung zwischen Gattung (Sclavos) und Art (Winades) annehmen dürfen.

Vorläufig werden wir, denk' ich, darin einig sein, daß im gegebenen Falle nach der Awarenflucht die Einführung von Colonisten das einzige Mittel der Neucolonisation gewesen sei; ebensowenig kann es aber controvers sein, daß die Neucolonen zweischlächtiger Nationalität waren, Deutsche und Slaven; denn die Oertlichkeitsnamen Herilungoburch und Erdgastegi sind unbestreitbar germanischen Idioms, die Slaven werden aber unter der Doppelbenennung Winades und Sclavi ausdrücklich genannt. Die Besetzung der von den Awaren geräumten Territorien mit germanischen und slavischen Colonen scheint principiell gewesen zu sein, berichtet uns ja auch der Anonym. Salisb. über die Colonisirung Pannoniens, nachdem die Awaren daraus vertrieben waren[1]): »Hunis rejectis ... ceperunt populi sive Sclaui siue Bagoarii habitare terram unde illi expulsi sunt huni et multiplicari.« Die Mischungsmengen beider Nationalitäten lassen sich selbstverständlich nicht mit Verhältnißzahlen ausdrücken; in den hierauf bezüglichen Urkunden scheinen jedoch dunkle Andeutungen enthalten zu sein, daß in der Restaurationszeit nach den Awarenkriegen die Slaven, in jener nach der Besiegung der Magyaren die Deutschen die Mehrzahl gebildet haben. In der Urkunde von 832 heißt es nämlich: »Has itaque res cum Sclavis ibidem commanentibus, cum domibus, aedificiis ... totum et integrum praedictae Ecclesiae perpetuo ad habendum concessimus« ꝛc., und die deutschen Colonen werden dabei gar nicht erwähnt: ob nun darum, weil sie wirklich in bedeutender Minderzahl waren (denominatio fit a potiori!), möglicher Weise aber auch darum, weil ihre Vasallen- oder Hörigkeits-Verhältnisse, wie sie dem Könige gegenüber bestanden, von der Verschenkung an ohne Aenderung der Kirche gegenüber fortbestanden, was mit den Worten der Urkunde angedeutet zu sein scheint: »et de nostro jure in jus et dominationem ejus (ecclesiae S. Emmerami) contulimus«. Anders verhielt sich dieß bezüglich der Slaven (daß sie mit dem Ausdrucke: »de praedictis rebus et mancipiis gemeint seien, scheint sicher zu sein), sie traten aus strenger Leibeigenschaft in mildere Hörigkeit über, indem, wie bekannt ist, das Uebergehen in kirchlichen Unterthansverband eine Unterart der Manumission war. Dieser sociale Vortheil war eines der erfolgreichsten Förderungsmittel der Einwanderung in kirchliche Gebiete. — Waren die Slaven bei der Colonisirung nach der Vertreibung der Awaren wirklich in der Mehrzahl, so war dasselbe mit den Deutschen bei der Neucolonisirung nach den Magyaren-Einfällen der Fall, wie dieß klar aus den Worten der Urkunde von 979 hervorgeht: »Locum .... qui Steinachiricha (buchstäblich „steinerne Kirche") nominatur, quem per multa annorum curricula desertum ipse (Episcopus Wolfgangus) de Bavaria missis colonis incoli fecit.« Immerhin mögen sich jedoch unter jenen „Colonen aus Bayern" auch manche befunden haben, die ihrer Abkunft nach Wenden waren. Aermere Gegenden sind der reichste Quell der Auswanderer; St. Emmeram hatte deren im Ueberflusse in der Oberpfalz und im Nordwald, sie waren aber schon über zweihundert Jahre zum Christenthum bekehrt und beinahe durchgängig germanisirt.

[1]) De Convers. Bag. et Carant. Juvav. Anh. p. 15.

Schon bei der ersten Neucolonisirung wohnten demnach Slaven und Deutsche gemeinsam im Landstriche an der Erlaf, aber sie wohnten nicht gemischt in denselben Dörfern bei einander, wenigstens anfänglich nicht. Verschiedenheit der Religion, insoweit wahrscheinlich noch der größere Theil der Slaven Heiden waren, Verschiedenartigkeit der Gesittung und wohl auch ihre je nach Nationalität mit Vorliebe betriebenen Beschäftigungen zur Erwerbung des Lebensunterhaltes, brachten eine solche Trennung mit sich. Beim Beginne der Colonisirung stand die Landescultur auf der niedersten Stufe; in der Urkunde von 832 sind alle Grenzen der Colonie mit Ausnahme ihres Centralpunktes Herilungoburch nicht nach Ortschaften, sondern nach Bergrücken und angeplätzten Bäumen bestimmt und sogar der Centralpunkt ist eine Ruine, und trägt seither den bedeutsamen Namen „Purgstall". Bei der Wiedercolonisirung nach fast anderthalbhundert Jahren ist dieß schon ganz anders: außer einigen hölzernen Kirchen steht bereits eine steinerne, die damalige Hauptkirche der ganzen Colonie; der Bau einer gewaltigen Veste, fähig den Magyaren Widerstand zu leisten, ist in Angriff genommen; das Ackerland ist bereits nach dem Hoffuße eingetheilt, denn es wird ausdrücklich bestimmt: »Et si minus quam sex regales mansi arabilis terrae nostri juris infra terminos praescriptos inveniantur .... ex utraque ripa Erlaffae suppleatur«. Zur Beleuchtung der ursprünglichen Siedlungsverhältnisse gibt uns die urkundliche wie die noch heute bestehende Topographie einige ganz verlässige Anhaltspunkte an die Hand. In Bezug auf die urkundliche werden wir sogleich sehen, daß in der Grenzbeschreibung von 1100, trotz der schon weit vorgeschrittenen Germanisirung von 18 Markpunkten noch 7 slavischen Idioms sind; die heutige weist außer entschieden slavischen, zum Theil beurkundeten Ortsnamen, wie z. B. Ewiren, 2 Feichsen, Ferschniz, Gresten, Jesniz, Leitz, Loysing, Neida, Plack, Plaika, Robizboden, Rogazboden, Safen (Seawa), Scheibbs (Schiwa), Stibar, 2 Strebliz u. s. w. ein Windhag, Windischendorf und Razendorf auf. Steinakirchen hat an einem jedoch an der Ips gelegenen Kematen (Kamnata) einen slavischen Doppelgänger, und dieß an Kemmelbach (urk. Chemnatabach = Kamnata-bach = Steinbach) ein Analogon.

Eine ohne Vergleich größere Menge ursprünglich oder in Folge vollständiger Germanisirung, germanisch aussehende Ortsnamen steht den angeführten slavischen gegenüber. Die ursprünglich germanischen treten vorzugsweise im offenen Lande, die reinslavischen fast ausnahmslos zwischen den Bergen und in den Hochthälern auf; was auf die Vermuthung führt, daß die baioarischen Einwanderer mit Vorliebe Ackerbau, die slavischen aber Viehzucht und Bergbau betrieben haben dürften. Eine, wie mir scheint, wichtige ethnographische Erscheinung ist die im Erlafgebiete, aber gegendenweise auch im Viertel ober dem Wienerwald überhaupt, dort mit „Aemtern", im Ennswalde mit Dörfern abwechselnde Gemeinde-Eintheilung in „Rotten." Dieselbe Rotteneintheilung findet man wieder im ehmaligen Fürstenthum Berchtesgaden, aber auch in den bayerischen Vorbergen der obern Ammer und des Lechs. Daß Berchtesgaden von dort, nämlich von Rothenbuch aus colonisirt wurde, ist bekannt, und wenn ein Schluß aus dem Wiedervorkommen derselben Gemeinde-Eintheilung im Erlafgebiete auf die Heimat eines großen Theiles seiner Colonisten erlaubt ist, so werden wir annehmen dürfen, daß der eine Theil von ihnen von den bayerischen Voralpen, der andere etwa aus der Emmeramischen Cham-Mark des Nordwaldes eingewandert sei, während die noch nicht germanisirten Slaven theils aus dem obern Carantanien (Ober-Steiermark), theils aus den Hochthälern an der innern Steyer und dem Steyerling

gekommen sein mögen. — Was aber wieder die in der Urkunde vom J. 979 ausdrücklich als aus Bayern hieher geschickten Colonen betrifft, glaube ich, daß sie sich vorzugsweise durch Ackerbau ernährt haben, wie vorhin bemerkt worden; dieß kann aber mit jenen nicht der Fall gewesen sein, die sich in den innern Thälern ansiedelten, und ganz gewiß sind auch sie mit der Nachricht der Urkunde gemeint. Diese stelle ich mir als große, in Rotten unterabgetheilte Holzmeisterschaften vor, wie man sie am ganzen bayerischen Gebirge hinauf antrifft. Der eigentliche Holzhandel mag damals noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe gestanden sein, aber dennoch auf einer höhern, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, besonders bezüglich des sogenannten „G'schnaittes". Pannonien war von jeher ein holzarmes Land, und die Bretter-Zufuhr dahin auf der Donau viel leichter als auf dem Landwege vom Bakonierwalde herauf. Die hölzernen Wohnungen waren aber in den Stürmen des X. Jahrh. wohl weit herauf an der Donau in Asche gelegt worden. Heutzutage steht die Floßfahrt auf der Erlaf, mithin der Holzhandel in erfreulicher Blüthe. Die Holzverwerthung der alten St. Emmeramer Holzmeisterschaften geschah daher wohl zu nicht unbeträchtlichem Theile, wie heute noch im Baubolzhandel, zum größern aber wahrscheinlich in der Kohlenerzeugung für die hauptsächlich von den Slaven betriebenen Hüttenwerke und Eisenhämmer. Auch die Ausfuhr des Schmiedeisens und der fertigen Eisenwaaren fielen sicherlich den baioarischen Flößern zu. Damit bestand zwischen den beiden Nationalitäten der Einwohnerschaft ein volkswirthschaftlicher Wechselverkehr, der sie einander immer näher bringen mußte. Die Germanen waren mit dem Absatze ihrer Cerealien, Kohlen und Floßfrachten an die Brüder Slaven angewiesen, diese hinwiederum mit ihrem Zugvieh, ihren Käsen, Rinderhäuten und den Producten des Bergsegens an ihre Nachbarn Germanen. Es war dieß beinahe dasselbe auf gegenseitiges Bedürfniß oder den Ausgleich von Mangel und Ueberfluß basirende Verhältniß, welches spätere Jahrhunderte hindurch das salzburgische Gebirgs- und Flachland so innig mit einander verband, wodurch das schöne Krummstabländchen eines der glücklichsten war.

Um diese Reflexionen über die Gründung und Hebung der Cultur dem Abschlusse zuzuführen, muß auch das räumliche Wachsthum der durch das Christenthum vermittelten Cultur in Betracht gezogen werden. Hiezu bieten uns eine sehr verlässige Grundlage die drei schon belobten Urkunden, welche uns in drei ziemlich weit von einander abstehenden Zeiträumen die Grenzen des Missionsgebietes bei dessen Erwerbung durch das Stift St. Emmeram nach der Awaren-Vertreibung, dessen Neucolonisirung und Erweiterung nach der Besiegung der Magyaren, und seinem Besitzstand bei dessen Uebergang an das Stift Mansee angeben. Die Erwerbungsurkunde habe ich oben bereits auszüglich gebracht, und verweise hier auf sie, um Wiederholungen zu vermeiden; die zwei andern sollen hier ihrem relevanten Inhalte nach ebenfalls wörtlich folgen.

Das Diplom K. Otto's II. vom 14. Okt. 979, womit er den Bischof Wolfgang von Regensburg und Abt von St. Emmeram die nöthigen Liegenschaften einräumt, um gegen die immer noch Verderben drohenden Magyaren auf dem Dreieck (Zwiesel), welches die beiden Erlaf durch ihren Zusammenfluß bilden, eine Schutz gewährende Veste zu bauen, enthält als hieher Bezügliches[1]): »Otto Imperator ... vir venerabilis Wolfcangus Reganespurgensis Ecclesiae Episcopus innotuit auctoritati nostrae, in terra quondam Awarorum, juxta fluviolum qui Erlaffa dicitur locum quemdam esse, qui Steinachiriha nominatur, quem per multa

[1]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 106 ff.

annorum curricula desertum ipse de Bavaria missis colonis incoli fecit, qui ut tutiores ibi ab investatione Ungrorum manere possent, petiit ... locum quemdam inter majorem et minorem Erlaffam situm ubi ipsi conveniunt, castellum ad construendum, qui vocatur Zuuisila; cujus deprecationi ... libenter annuimus et ipsum locum perpetuo possidendum eidem concessimus Ecclesiae ab eo loco videlicet, ubi praenominati fluvioli confluunt usque in Ibisam, ubi ipsum flumen huic confluvio Erlaffarum proximum est et sursum versus per litus Ibisae usque in rivum, qui dicitur Zucha et per hunc usque in montem, qui dicitur Slavonice Ruznic; ab orientali autem parte litus majoris Erlaffae usque in montana propter munitionem locarum huic donationi terminum statuimus et quidquid nostri juris est ad donandum infra hos terminos ad S. Petrum S. que Emmeramum perpetuo jure contradimus, et si minus quam sex regales mansi arabilis terrae nostri juris infra terminos praescriptos inveniatur .... ex utraque ripa Erlaffae suppleatur. Has itaque res et quidquid in posterum silvarum exstirpatione omnique alia cultura amplificetur ... ad ipsius Ecclesiae utilitatem firmiter tradimus ...« Hiezu bemerke ich nur, daß durch die Grenzbestimmungen „bis zum Berge der slovenisch (wendisch) Ruznic geheißen wird" meine Aufstellung, daß die ganze Berggegend bis Gaming hinein im J. 832 schon christianisirt war, in treffendster Weise bestätigt wird, indem der Berg Ruznic, dessen germanischen Namen Hochchogele uns die Urkunde vom J. 1100 bekannt gibt, gegen Südwest die Pfarrei Randegg abschließt, wie denn auch die an seinen Ostabhängen gelegene, 1½ St. von Randegg entfernte „Hochkogelrotte" von ihm den Namen hat. Ebenso bestätigt die Angabe: „das Ufer der großen Erlaff bis in die Berge" wieder auf's unwidersprechlichste den schon von Keiblinger als Colomezza richtig bezeichneten Höhenzug, der fast parallel mit dem rechten Ufer der Erlaf gegen die Donau hinab verläuft.

Als das ganze Erlafgebiet in Folge eines Uebereinkommens vom Stift St. Emmeram, beziehentlich vom Hochstifte Regensburg 1100 an das Kloster Mansee überging, wurde der Uebergabsurkunde eine genaue Grenzumschreibung eingeschaltet, welche so lautet[1]): »Termini qui pertinent ad Ecclesiam Steininchirchen uadunt cheminatenbach et Streblici usque ad holzarn et a Holzarn ad fluenta Erlafa et sursum Erlafa usque in scauuam et inde tendens usque in sichwa (Schiwa) et sursum usque in locum qui dicitur strit et ab illo loco usque ad flumen, qui vocatur fursse in arborem qui dicitur nuzboum et inde transcendens usque in flumen uistre et inde sursum tendens usque in paca et inde descendens ad Erlafa. Iterum sursum tendens ad montem Othzan et inde usque in terminum chernten et ab illo loco usque in Ipsici inde usque ad stemmtischi (Steinintischi) et inde transcurrens per medium montis hochchogell inde in flumen flesnici et sic in Ipsam, inde in predictum locum cheminatenbach.« Diese Grenzpunkte glaube ich mit wenig Ausnahmen richtig ermittelt zu haben, und die nach heutiger Topographie klargestellte Grenzumschreibung dürfte demnach so lauten: Von der Ips zwischen Kemelbach und Ströbliz über Holzing (Pf. Petzenkirchen) an die Erlaf und an ihr aufwärts über Safen bis Scheibbs. Von da weg nach Streit (b. St. Anton) dann zum Ursprunge des Seebachs (Seerotte), dann über das Gebirg zum Weißenbach (dem mittlern zwischen Schwarzenbach und Traisen, die bei Türniz zusammenfließen), dann wieder über die Berge nach Bach (paca = bacha plur. von bach, Ober-, Mitter- und Unterbach), von da an der Erlaf aufwärts etwa bis Stierwaschen, dann aufwärts auf den Oetscher (Odzan, Oedzahn,

[1]) Urk.-Buch d. Land. ob. d. Enns I. S. 90.

wie die Walliſiſchen »Dent de midi, Dent de morcles« ꝛc.). Vom Oetſcher an die Grenze von Kärnten (Nord-Steiermark) und nach Ipſiz, von da zum „Steinernen-Tiſch“ (Bergname, etwa „Steinkeller“), dann über die Höhe des Hochkogels (zwiſchen Neuhofen und Randegg) an den Ferſchniz-Bach, der ſich unterhalb des Fleckens Ferſchniz mit dem Ochſenbächlein (Zucha) vereinigt, dann in die Ips und wieder nach Kemmelbach.

Wie früher ſchon dargethan worden, war das 832 an St. Emmeram geſchenkte Gebiet ungefähr drei Quadratmeilen haltend, daher das ganze von ſeinen Miſſionären damals chriſtianiſirte beiläufig 9 Quadratmeilen groß ſein mußte, weil das urſprünglich geſchenkte das legale Drittel davon war. Es ſtimmt aber auch dieß vollkommen mit den Grenzangaben der ſpätern Urkunde von 979 überein, in welcher der Ruzniz (Hochkogel der Urkunde von 1100) als Südgrenzpunkt erſcheint. In welch ausgedehnter Weiſe aber die Mönche von St. Emmeram die ihnen in der Urkunde des J. 979 ertheilte Begünſtigung: »quidquid in posterum silvarum exstirpatione omnique alia cultura amplificetur«, benützten, zeigt die Urkunde von 1100, in welcher ſie ein Territorium von 7 Meilen Länge und 3 Meilen mittlerer Breite, alſo ca. 21 Quadratmeilen dem Stift Manſee übergaben, womit das urſprünglich St. Emmeramiſche Eigen verſiebenfacht und ihr damals chriſtianiſirtes Gebiet mehr als verdoppelt erſcheint. Wenn man gebührend in Anſchlag bringt, daß das in Rede ſtehende Territorium zu mehr als zwei Drittheilen wildes Bergland ſei, daß die Cultur desſelben nach vorhergegangenen gänzlichen Verwüſtungen zweimal neu begonnen werden mußte, daß über ein halbes Jahrhundert dauernde Einfälle mongoliſcher Horden nicht nur die letzten Spuren der Cultur zertreten, ſondern das Land auch völlig entvölkert hatten, ſo wird man den Fortſchritten in Cultur und Civiliſation, die einzig das Werk des Chriſtenthums waren, aufrichtige Bewunderung nicht verſagen können. Was hier im Kleinen nachgewieſen worden iſt, vollbringt das Chriſtenthum auf der ganzen Welt. Wahre Civiliſation kann nur auf den breiten Grundlagen der chriſtlichen Liebe aufgebaut werden: jede Arbeit *neben* denſelben führt zur Barbarei.

IX. Capitel.

Das Miſſionsgebiet in der Wachau und im Donauuferlande ober und unter ihr.

Der Begriff, welcher mit dem Namen *Wachau**) verbunden wird, iſt im Laufe von mehr als 1000 Jahren nicht derſelbe geblieben: er iſt wie manch an-

---

*) Der Name *Wachau* iſt unbezweifelt deutſchen Idioms, und wird ungefähr ſo viel heißen, als eine als Wachpoſten benützte Stromſtrecke oder Stromgegend. Das war die Wachau ſchon zur Zeit der Römer, nur in entgegengeſetzter Richtung. Dürnſtein und Aggſtein erhoben ſich im Mittelalter eben ſo ſicher auf römiſchem Unterbau, wie Melk (Namare?). In dieſem Sinne, daß von dem wichtigen Dienſte, den die Wachau als Vertheidigungslinie gegen die Awaren leiſtete, ſie ihren Namen erhielt, ſagt auch *Khautz* (Geſch. d. Markgrafth. Oeſterr. II. S. 113.): „Wir

derer eingeschrumpft. Im heutigen Sprachgebrauche versteht man darunter das linke Donauufer von Emmersdorf bis Dürnstein, hie und da sogar die starhemberg'sche Herrschaft Wachau mit dem Hauptorte Weißkirchen. In ältester Zeit bis über Khantz[1]) herab nahm man sie für das ganze Donauthal, links von Emmersdorf bis Dürnstein und rechts von der Bielachmündung bis Roßatz[2]). In diesem Sinne nehme auch ich sie.

Mit der Untersuchung über die Christianisirung der Wachau verbinde ich als am gelegensten jene über die Bekehrung der Donau-Anwohner einmal von der St. Emmeramer Erlafgebiets-Grenze bis herab an die Wachau, und dann von Roßatz abwärts bis an die altpannonische Grenze am nördlichsten Ausläufer des Kahlenbergs bei Greifenstein und jenseits von Dürnstein bis in die Gegend unter Stockerau; die Binnenlande der Viertel ober dem Wienerwald und ober dem Manhartsberg [illegible] eigener Behandlung auf. Erst an sie wird sich dann die [illegible] des Viertels unter dem Manhartsberge, beziehentlich der transdanubianischen Slavenländer anschließen.

Auf dem [illegible] Territorium, das den Rahmen gegenwärtiger Untersuchung bildet, werden wir die Mönche von St. Peter, von Altach, von Kremsmünster und von St. Florian als Missionäre beschäftigt finden, und uns wieder [illegible] daß die Wiedercolonisirung der Donauufer nach der Vertreibung der Awaren, [illegible] die Bekehrung der Slaven, die ein nicht unbeträchtliches Contingent [illegible] stellten, auch hier von Salzburger Erzbischöfen ausgegangen [illegible] und geleitet wurde. Dagegen kann auch die Thatsache keinen Einwand [illegible], daß der östliche Theil des bezeichneten Territoriums, nämlich beide [illegible] von Tulln und Trübensee abwärts unbestreitbar bischöflich passauisches [illegible] waren; denn als die Bischöfe von Passau jene Mission in Angriff [illegible] waren sie schon längst salzburgische Suffragane.

Die [illegible] Urheber der Missionen von der Erlafmündung bis zum [illegible] des Kahlenberges ist Erzbischof Arno von Salzburg. Der Be-

[illegible] Landwehre an der Wachau ..., indem die Stadt (?) und Berg Melk gleich[illegible] [illegible] das Thal Wachau den Laufgraben vorstellt." Richtiger würde man [illegible] ein Segment jener langen Landwehre, welche bei Dürnstein anfängt und [illegible] Dürnstein, Aggstein, Melk, Schalaburg, Soos, Kirnberg, Wei[illegible] waren sozusagen ihre flankirenden Thürme. Eine Reservelinie lief von [illegible] Pöchlarn, [illegible] (befestigt unter dem hl. Wolfgang) Purgstall und [illegible] Frankenstein war schon am Anfange des XIV. Jahrh. öde Ruine. [illegible] scheinen die Ufer des Kampflusses und der Höhenzug des Man[illegible] gewesen zu sein. Diese lange Kette von Bollwerken schützte zunächst [illegible] der Awaren und später der Magyaren, war aber zugleich eine Schutz[illegible] und der Civilisation, welche Jahrhunderte hindurch von Osten her vom [illegible] und der Barbarei bedroht waren.

[illegible] des Markgrafenth. Oesterr. II. Th. S. 113. 114. [2]) Keiblinger, Gesch. v. Melk,

;inn dieſer großartigen Unternehmung und ſeine Ernennung zum Metropoliten ›er baioariſchen Kirchenprovinz werden der Zeit nach beiläufig coincident ſein. Als Träger der großen Idee ſeines Vorfahrers Virgil, des Slavenapoſtels, verwirk-ichte er ſie in einem breiten Gürtel der geſammten Oſtgrenze des deutſchen Reiches. Vor mehr als dritthalb hundert Jahren war der Apoſtel der Baioarier die Donau hinabgeſchifft, und hatte auf der ganzen Reiſe nach öftern Landungen „Samen des Lebens ausgeſtreuet", wie uns ſeine Vita primigenia berichtet. Die Hauptab-ſicht ſeiner Donaureiſe war, nach Cilli zu gelangen, dort die Reliquien des hl. Maximilian, erſten Biſchofes von Lorch zu erwerben, an das noriſche Apoſtolat des hl. Maximilian ſein eigenes, baioariſches zu knüpfen, und es unter deſſen Schutz zu ſtellen. Nun zieht ſein neunter Nachfolger, von einer Elite von Miſ-ſionären umgeben, desſelben Weges und ſucht an der Donau hinab die Spuren ſeines heiligen Vorgängers auf; er will das ſlaviſche Apoſtolat an das baioariſche des hl. Rupert knüpfen und es unter ſeinen Schutz ſtellen, darum weiht er ihm zu Ehren in ſeiner Muſtercolonie in der Wachau die erſte Seelſorgkirche. Da-gegen iſt die dankbare Mit- und Nachwelt nicht damit zufrieden, den Gründer der Muſtercolonie mit dem Namen derſelben zu verewigen, ſie beehrt damit viel-mehr vier Ortſchaften, weil wahrſcheinlich an jeder derſelben das Andenken an irgend einen ſchönen Zug des glorreichen Gründers Arno haftete. So entſtanden Hof-Arnsdorf, Mitter-Arnsdorf, Bach-Arnsdorf und Ober-Arns-dorf, von denen Hofarnsdorf die dem hl. Rupert geweihte Kirche umgibt, Mitterarnsdorf aber ſeine und ſeiner Mönche ſtille Zelle geweſen zu ſein ſcheint. — Beginnen wir mit unſerer Special-Unterſuchung im Weſten des an-gekündeten Territoriums, um möglichſte Ordnung in ihren Gang zu bringen.

Gebiet von Melk. Aus der Beſtätigungsurkunde K. Ludwig's d. D., er-theilt dem Erzbiſchof Adalwin im J. 861[1]), erfahren wir vorerſt, daß nun der alte Lehenbeſitz der Salzburger Kirche im Oſtlande in Eigenthum übergeht. Worin die betreffenden Liegenſchaften beſtehen, ſagt uns die Urkunde nur im All-gemeinen, indem ſie keine Grenzen, ſondern nur eine Reihe von Ortsnamen an-gibt, die man bezüglich unſeres Unterſuchungsganges mit heutzutage üblichen Ort-ſchaftstafeln vergleichen kann, um uns daran zu orientiren. Ein um beinahe 30 Jahre jüngeres Document, das Beſtätigungsdiplom K. Arnulf's von 890[2]) erleich-tert uns aber die Orientirung ſchon um ein Bedeutendes, weil es nicht nur mehrere Ortſchaften, ſondern auch einzelne Gebietsgrenzen namhaft macht, ſo z. B. das Melkergebiet: »Ad Magilicham terciam partem civitatis . et sicut ille terminus (hier im Sinne: Gebiet) se disjungit de illis rebus in occidentali parte, quas quondam ad S. Emmerammum antecessores nostri tradiderunt . totum in termino origentalis ad praefatum monasterium (Salzburg) tradimus . exceptis hobis tribus.« Mit der Namensableitung von Magilicha (Melk) mögen ſich wie

[1]) Juvav. Anh. p. 95. [2]) Ibid. p. 112. ff.

bisher die dort einheimischen Forscher beschäftigen, ich werde sie hiebei nicht im geringsten behelligen, selbst da nicht, wo sie sich mit der Spielerei Mea dilecta befassen; mir genügt, daß Magilicha höchst wahrscheinlich slavischen Idioms sei. Auch bezüglich der Appositition Civitas beschränke ich mich darauf, zu constatiren, daß Civitas wie die im selben Sinne noch öfter vorkommende Urbs, eben weiter nichts sei, als: Burg. Was mich zunächst und mehr interessirt, ist die Thatsache, daß der dritte Theil der Burg den Salzburger Erzbischöfen eingeräumt wird. Bei „Gau-Herrschaften" (Gemeinsamen-Herrschaften[1]) tritt gewöhnlich eine gleichheitliche Zweitheilung ein: warum fällt hier dem salzburgischen Condominat nur ein Drittel zu? Mir scheint, das Drittel des Burgantheiles stehe im directen Verhältnisse zum Gebietsantheile überhaupt, und dieser war nach der vom K. Karl d. Gr. ausgesprochenen Norm das Drittel des von dem damit Beschenkten christianisirten Gebietes. Das ganze, alle drei Drittheile umfassende Melker-Gebiet, welches von den Missionären des Salzburger Münsters St. Peter christianisirt worden war, erstreckte sich nach meiner Ansicht im Westen an den schon früher besprochenen Colomezza-Höhenzug, der als Grenzscheide zwischen dem St. Emmeramer und Salzburger Missionsterritorium sich von Scheibbs der Erlaf parallel bis in die Donauebene bei Ornding herabzog. Auch seine Süd- oder beziehentlich Südostgrenze war eine ebenso natürliche, nämlich der Bergzug, welcher von Scheibbs in östlicher Richtung hart südlich an Plankenstein und St. Gotthart vorüber im Schwarzenberg seinen höchsten Kulm erreicht, und von dort mit Bielach und Sirning, deren Wasserscheide er bildet, sich gegen Grafendorf absenkt. Von Ramersdorf, an dieser Absenkung gelegen, scheint der Sirningbach Grenzscheide gewesen zu sein, und nach dessen Einmündung in die Bielach letzteres Flüßchen. Der Sirningbach scheint ein bedeutendes Segment der Ostgrenze, die Bielach aber ebenso der nördlichen gewesen zu sein. Als westliche Fortsetzung davon die kleine Donaustrecke zwischen der Bielachmündung und etwa Wörth ober Melk anzunehmen, bin ich nicht geneigt, glaube vielmehr, daß sie links der Donau beiläufig 1 Meile nördlicher vielleicht an den Ufern des Böbringerbaches zu suchen sei. Bezüglich der Westgrenze gegen das St. Emmeramer Gebiet wird Angesichts der urkundlichen Aussage: »Sicut ille terminus se disjungit de illis rebus in occidentali parte, quas quondam ad S. Emmerammum antecessores nostri tradiderunt« ohnehin ein Zweifel nicht bestehen; unentschieden bleibt aber, wie weit hinauf am Colomezza-Bergrücken die salzburgische Grenze neben der St. Emmeramischen lief; der natürliche südliche Abschluß durch den bezeichneten Bergrücken von Scheibbs über den Schwarzenberg wird jedoch immerhin das Wahrscheinlichste sein. Weniger sicher gestaltet sich der südöstliche Verlauf der Grenze in der Fortsetzung desselben Bergrückens vom Schwarzenberge bis Ramersdorf am Sirningbache. Es ist weniger Bischofstätten (Gegensatz zu Grafendorf an

[1]) Vgl. Schmeller II. S. 50. ad voc. Gan-Erb.

...elach) als St. Margarethen am Sirningbache, was mich in meiner ...uthung bestärkt. Im treuen Festhalten an dem Beispiele des hl. Rupert, ...ugten auch die spätern Salzburger Missionäre das St. Margarethen-Patro... so sehr, daß man es fast für ein Characteristicum ihrer Missions... halten darf. Zudem läuft auch die Decanatsgrenze (Melk-St. Pölten) ...t zwischen dem Sirningbach und der Bielach. Auch die von mir angegebene ...grenze macht auf keinen höhern Werth als den einer ziemlich wahrscheinlichen ...uthung Anspruch. Dieß waren also die beiläufigen Grenzen des salzburgischen ...er Missionsgebietes.

Damit sind aber die Grenzen des salzburgischen Eigenthums in diesem Mis... ...sgebiete nicht zu verwechseln, sie werden eben nur ein Drittel davon umfaßt ...n, wie in der Burg Melk selbst. In diesem Drittel wird aber die ursprüng... ...e Missionsstation der Mönche von St. Peter, sowie ihre Hauptkirche gestanden ... Ich habe einige Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, daß das ursprüngliche Mis... ...sgebiet des Münsters St. Peter, das dann ihr Eigenthumsdrittel wurde, sich ...Westen an das St. Emmeramer-Eigenthum angeschlossen, bis gegen Obern... ...f hinaufgereicht und dann am Mankbache herab über Loosdorf an die Bie... ...gegangen sei. Einmal liegt dieses beiläufige Drittel in der Mitte des ganzen ...ssionssprengels, ist in Verbindung mit der schützenden Burg Melk und hat ...ch den Colomezza-Rücken, sowie durch jene zwei, deren erster, der Schweins... ...g, sich von Oberndorf gegen Kirnberg herabzieht, und den andern (Heinrichs... ...g?), der vom Schwarzenberg bis Hürm die Wasserscheide des Sirning- und ...ankbaches bildet, natürliche Grenzen. Dazu kommt noch, daß im Süden (um ...t. Gotthart) die Altacher-Missionäre gewirkt zu haben scheinen, wie am Sirning... ...che die St. Emmeramer; die einen wie die andern, um die, wie es scheint, nicht ...ausreichenden Kräfte der Salzburger Missionäre zu ergänzen. Das St. Gotthards... ...patrocinium in der gleichnamigen Kirche zeugt für sich selbst schon für altachische ...Missionsthätigkeit in jener Gegend und auch die kirchliche Sage hat das Andenken ...n die Evangeliumspredigt bayerischer Mönche dort bis heute bewahrt, und macht ...geradezu den hl. Gotthart selbst namhaft, der bekanntlich erst in der Restaurations... ...zeit von ca. 997—1022 Abt von Altach war. Das Stift Altach kam also auch nach den Magyaren-Einfällen wieder in Besitz seines alten Missionssprengels und widmete höchst wahrscheinlich bei einem spätern Neubaue die Kirche seinem hoch... verehrten hl. Abte, der 1038 als Bischof von Hildesheim gestorben und 1131 canonisirt worden war. Keiblinger beleuchtet diese Sage ausführlicher[1]). Daß auch St. Emmeramer-Missionäre in nächster Nachbarschaft, nämlich am Sirning... bache gewirkt haben, bestätigt ein Diplom K. Ludwig von 853[2]), in welchem eine Liegenschaft »ad Scirnicha« als Remuneration für ihre Missionsthätigkeit aus... drücklich aufgeführt wird. Daß St. Emmeram weder am Sirningbache bei Stadt

[1]) Gesch. v. Melk I. S. 62. Anm. 2. [2]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 46.

Steyer, noch an dem gleichnamigen, der zwischen Glogniz und Neukirche
Schwarzau fällt, je ein Besitzthum gehabt habe, ist bekannt. Das Missions
welchem die Missionäre von St. Peter ausschließlich gearbeitet hatten, u
ihr Münster später eben darum zu Eigen erhielt, war demnach im Süd
Osten von Sprengeln umgeben, in welchen sich die Mönche von Altach u
Emmeram mit ihnen in die Arbeit theilten. Letzteres mag selbst an de
bezüglich einzelner Sporaden der Fall gewesen sein, denn z. B. Zelking
unbezweifelt St. Emmeramische Patrocinium des hl. Erhard.

Die ältesten Kirchen des Melker-Missionsgebietes werden sich
auf die Specialsprengel der Salzburger, Altacher und St. Emmeramer
vertheilen. Die auf den ersten Anblick auffallende Erscheinung, daß sich im
Missionsgebiete keine noch jetzt durch ihr Patrocinium St. Johannes d. T.
kennbare Taufkirche befinde, wird die nöthige Erklärung darin finden, daß
in dieser Gegend während der Restauration nach den Magyaren-Verheerungen
und mit ihr fast gleichzeitigen Uebergang des Territoriums an das Bisthum
mehrfache Patrociniumswechsel nicht zu den Seltenheiten gehört haben
Ich vermuthe, daß einst ein gemeinsames Baptisterium für das Gesammt-Mi
gebiet bestanden habe. Aus Gründen der Opportunität und andern
möchte ich es in der Umgegend von Mank suchen. Ob ein muthmaßliches
cinium St. Johannes d. T. durch irgend ein später beliebtes verdrängt
oder die Baptisterialkirche in Folge der Magyaren-Verheerungen gänzlich
gangen sei, weiß ich nicht; zudem ist mir das Patrocinium der Kirchberg
Filiale unbekannt. In dem Kroisbach jener Pfarrei ein slavisches Kresc
d. h. ein deutsches Teufenbach anzunehmen, halte ich für eben so gewagt
gang und gäbe Etymologie aller Kroisbach, Kroisenbach u. s. w. von Kre
Den Opportunitätsgrund für ein muthmaßliches Baptisterium zu oder bei
gewährt ein Blick auf die Karte. — Auch die Topographie scheint jene
als Ausgangspunkt der Missionsthätigkeit anzudeuten, denn ganz in der
liegt eine Ortschaft Kleinzell, eine andere Namens Münichhofen und ein
St. Haus (arge Verwitterung aus St. Johanns, oder was sonst?).

Als älteste Seelsorgkirche des speciellen Salzburger oder
lichen Missionssprengels erkenne ich Ruprechtshofen. Keiblinger
dortige St. Nikolaus-Patrocinium dagegen geltend[1]); das Alter der Kirche
die zu ihrem Bau verwendeten Römersteine constatirt auch er. Daß St. Nik
kirchen an Gewässern oft sehr alten Ursprunges sein, habe ich früher
daß manche, besonders im Binnenlande, in den Kreuzzügen entstanden
sich sogar urkundlich nachweisen. Darum kann ich auf den Umstand, daß
hofen ein St. Nikolaus-Patrocinium habe, um so weniger ein Gewicht
es unleugbare Thatsache ist, daß in der Restaurationszeit (Ende des X

[1]) Gesch. v. Melk S. 52. Anm. 2.

…rh.), in welcher das Bisthum Passau erst zur Bedeutung gelangte, gegen die …ifisch salzburgischen St. Ruperts-Patrocinien in der ganzen Diöcese, aus be…nten Gründen, eine Art canonische Razzia ausgeführt wurde, was denn auch …es Andenken an den größten Wohlthäter des gesammten Baioariens in jenem …chofsprengel gänzlich vertilgte. Hiezu im Gegensatze ist bekannt, daß gerade …rend der Slavenbekehrung in Südostdeutschland eine große Anzahl von St. …pertskirchen erbaut worden war (außer Ungarn über 70); der hl. Virgil, der …avenapostel, hatte ja eben auch die öffentliche Verehrung des Apostels der Baioa… in hohen Flor gebracht. Wir haben bereits gesehen, daß das Salzburger Mis…nsgebiet an der Ips eine Rupertskirche erhalten habe; dasselbe werden wir in Wachau und zu Traismauer finden, wo neben der St. Martins-Taufkirche …tollhofen) sich ebenfalls eine St. Ruperts-Seelsorgkirche erhob, die heute noch …arrkirche ist.

In der südlicheren Bergregion, wo vorzugsweise die Missionäre von Altach, …e Ordensbrüder von St. Peter unterstützend, Last und Hitze des Tages trugen, …rd die später dem hl. Gotthart gewidmete Kirche als Seelsorgkirche kaum …nstandet werden, obwohl ihr ältestes Patrocinium verschollen ist. Aus ihr ging …nn etwa erst im Uebergange vom X. in's XI. Jahrh. die Seelsorgkirche des west…hen Bezirkes St. Georgen in der Leiß hervor.

Im Osten unseres Missionsgebietes, wo den Missionären von St. Peter …e von St. Emmeram zur Seite standen, wird wohl St. Margarethen die …teste Seelsorgkirche gewesen sein. Külb erscheint schon sehr frühzeitig als »pa…chia Chulleub« [1]) in den Urkunden; sein seltenes Patrocinium SS. Sim. et Judae …utet auf das IX. Jahrhundert. Wichtiger dürfte sein, daß in diesem Pfarrsprengel eine …eitere alte Missionsstation aufscheine, nämlich Münichhofen, 1 St. von Külb …ittlegen. Ob Bischofstätten (S. Agathae) zu den ältesten Kirchen gehöre, ver…ag ich nicht zu entscheiden; Hürm (Huriwin) weist mit seinem in Passau be…orzugten Patrocinium S. Stephani eher auf jene Zeit, in welcher auch dieser …issions- oder Seelsorgbezirk an jenen Stuhl übergegangen war, d. h. auf die …eriode nach der Mitte des X. Jahrhundert. Für eine Seelsorgkirche zu Hürm während …er Slavenzeit lag aber auch kaum ein dringendes Bedürfniß vor, weil durch die …St. Laurentiuskirche zu Loosdorf für die Seelsorge der Umwohner gesorgt war. …ndlich wird auch die St. Erhardskirche zu Zelking, die schon oben berührt …orden ist, als Seelsorgkirche eines Bezirkes zu erwähnen sein, dessen geistliche …flege vorzugsweise den St. Emmeramer-Missionären oblag. Im Namen Zelking …cheint aber auch noch ein anderes, sehr beachtenswerthes, etymologisches Element …u liegen, nämlich die Hinweisung, daß die Missionäre dort eine ihrer Zellen ge…abt haben. Zelking wird nämlich kaum etwas Anderes sein, als ein ursprüngliches …elicha, wie ein gleichnamiges in der Stiftungsurkunde von Admont vorkommt [2]);

[1]) Salbuch v. Göttweig. Font. Rer. Austr. VIII. S. 2. [2]) Juvav. Anh. p. 261.

Selicha ist aber nichts weiter als ein Diminutivum vom slovenischen Selje d. h. Zell, mithin gleichbedeutend mit unserm so oft vorkommenden Kleinzell. — Von den übrigen Kirchen des bisher besprochenen Missionsgebietes wüßte ich keine, die Anspruch darauf haben könnte, unter die ältesten gezählt zu werden. Melk selbst mag eine Burgkapelle (Oratorium) gehabt haben, welche hier natürlich nicht in Berücksichtigung kommen kann. — Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich bei meinem vergeblichen Aufsuchen einer sichern Taufkirche des Missionsgebietes gegen meine bisher eingehaltene Maxime die St. Michaelskirche zu Haunoldstein absichtlich übergangen habe, so würde ich mich damit rechtfertigen, daß ich diese St. Michaelskirche für jene 1147 neu errichtete Localie zu Werde halte, welche auf Fürsprache der Grafen Heinrich und Sighart von Schala (Schalaburg) aus der Pfarrei Mauer ausgebrochen und von ihrem Ministerialen Reinmar und seiner Gemalin Diemut dotirt wurde[1]). Werd scheint seinen ältern Namen nach Erbauung der Burg Haunoldstein (auch Heinrichstein) verloren zu haben. Wenn sich erweisen ließe, daß die St. Michaelskirche zu Werd schon früher gestanden sei, dann würde ich sie freilich ohne Bedenken für die älteste Taufkirche des Gebiets halten.

Wachau; rechtes Donau-Ufer. Die Wachau des rechten Donauufers beginnt an der Bielach nahe ihrer Einmündung in die Donau, etwa von dem Punkte an, wo der Sirningbach in sie fällt, und erstreckt sich bis Roßatz. Dieser schmale Landstreifen scheint ausschließlich salzburgisches Missionsgebiet gewesen zu sein; und die Strecke unter Aggstein bis gegen St. Lorenz in der Pfarrei Roßatz wurde schon sehr frühzeitig auch salzburgisches Eigenthum. Vergleicht man die Area des Eigenthums mit dem Flächeninhalte des gesammten Missionsgebietes, so sieht man auch hier wieder die vom K. Karl d. Gr. ausgesprochene Norm in Anwendung gebracht, daß dem Mutterstifte der Missionäre irgend eines Territoriums das Drittel dessen zufiel, was sie christianisirt hatten. Man wird es, denk' ich, mit mir ganz natürlich finden, daß in der Regel der Ausgangspunkt der Missionsthätigkeit und dessen nähere Umgebung Eigenthum wurde; und umgekehrt, wird man die ursprüngliche Missionsstation immer innerhalb des Umkreises des spätern Eigens suchen, und diesen Umkreis als den zuerst christianisirten ansehen müssen. Bei dem in Rede stehenden Missionsbezirke leitet uns, außer dem bis in unsere Tage dauernden, obgleich sehr zusammengeschrumpften Eigenthumsrechte des Stiftes St. Peter auf Liegenschaften um Arnsdorf, auch dieser Ortsname auf die ursprüngliche Missionsstation, weil er uns den Gründer der salzburgischen Mission nennt, wie das Patrocinium der Hauptkirche den Gründer der Salzburger Kirche selbst. Die vier Ortschaftsnamen Hof-, Ober-, Mitter- und Bach-Arnsdorf werden sicherlich als vollgiltiger Beweis dafür angenommen werden, daß Erzbischof Arno von Salzburg die Mission in der Wachau persönlich geleitet habe. Daß

[1]) Mon. Boic. Vol. 29. II. p. 215.

er dieß in Carantanien gethan habe, ist durch die Aussagen des Anonymus de Convers. unanfechtbar bezeugt; dieselbe Wohlthat auch den Donauslaven zu erweisen, hatte er einen und denselben Grund, und daß es geschehen sei, bestätigen die soeben genannten Ortsnamen. Arno's hervorragenden Antheil an der Vollendung des Missionswerkes in den Slaventerritorien schildert der Anonymus de Convers.[1]) in seiner gewohnten schlichten Weise mit folgenden Worten: »Interim contigit anno videlicet nativitatis Domini dcc xcviii. arnonem iam archiepiscopum a Leone papa accepto pallio remeando de roma uenisse ultra padum eique obuiasse missum Karoli cum epistola sua mandans illi ipso itinere in partes sclauanorum ire et exquirere uoluntatem populi illius et predicare ibi uerbum dei. sed quia hoc facere nequiuit antequam responsum referret sue legationis. festine perexit ad imperatorem. et retulit ei quidquid per eum domnus Leo papa mandauit. Post expletam legationem ipse imperator precepit arnoni archiepiscopo pergere in partes sclauaorum et prouidere omnem illam regionem ecclesiasticum officium more episcopali colere. populosque precepit in fide et christianitate predicando confortare. sicut ille fecit illuc ueniendo! consecrauit ecclesias. ordinauit presbyteros. populumque predicando docuit et inde rediens annunciauit imperatori quod magna utilitas ibi potuisset effici. si quis inde habuisset certamen« (wenn jemand die Mühe auf sich nähme). Ich habe diese etwas längere Stelle absichtlich in ihrem Wortlaute ausgehoben, weil sie nicht nur dem ganzen Inhalte nach höchst belehrend ist, sondern uns insbesondere auch einen Fingerzeig gibt, um welche Zeit die Mission in der Wachau und an der Donau hinab überhaupt begonnen habe. Alles weist uns auf die letzten Jahre des VIII. Jahrh. und auf die ersten des IX. Dieß steht aber im harmonischen Einklange mit der urkundlichen Bestimmung der Zeit, in welcher die Altacher-Missionäre in der jenseitigen Wachau gewirkt haben. Denn bereits im J. 811 beschenkt K. Karl d. Gr. das Kloster Altach mit einer Liegenschaft von 40 Höfen Areal in der Wachau. Also hatten die Missionäre dort schon mehrere Jahre gearbeitet, denn — vergessen wir es nicht — die Beschenkung mit zeitlichem Gute war Remuneration für geleistete geistliche Wohlthaten. Somit verweisen uns auch diese Angaben wieder spätestens auf die ersten Jahre des IX. Jahrhunderts. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ebenso wie das Stift Altach, auch das Kathedralkloster St. Peter zu Salzburg zur nämlichen Zeit mit einem Theile des rechten Donauufers in der Wachau beschenkt worden sei, und ein Diplom darüber vom K. Karl d. Gr. erhalten habe. Es ist dies verloren gegangen, und wir haben nur noch ein Diplom K. Ludwig's d. D. von 861[2]), kraft dessen der damals schon ungeheuere Grundbesitz der Salzburger Kirche vollständig allodificirt wird, und einige Bestätigungsurkunden aus spätern Jahren, in denen das Eigenthum der Salzburger Kirche in der Wachau genauer detailirt ist. Das erste derselben ist jenes K. Arnulf's vom

[1]) Juvav. Anh. p. 13. 14. [2]) Ib. p. 95.

J. 890[1]). Es besagt: »Ad Arnesdorf id est ad Wachawam, quidquid ibi habuimus cum vineis et saginacione in monte querceato pratisque inter ipsum querceatum montem sitis . et inter silvam paltam . vel quidquid in ipsis silvis habuimus totum in usum praedicti monasterii concedimus.« Behufs Orientirung in dieser Gegend bemerkt Keiblinger sehr richtig[2]), daß man den „Paltwald" nicht bei Palt unter Göttweig suchen dürfe, sondern nahe dem Weiler Paltmühl in der Pfarrei Langegg, woraus dann von selbst folgt, daß der mit „Eichen bestandete Berg" mehr nördlich zu vermuthen sei.

Die ältesten Kirchen des Salzburger Eigenthums sowohl als des ganzen Missionsgebietes rechts der Donau, sind, wie es scheint, schon im Anhalte an die Patrocinien ziemlich leicht zu ermitteln. Die salzburgische Herrschaft hatte ihr Baptisterium unbezweifelt in der ½ Meile von Hof-Arnsdorf südlich entfernten Kirche St. Johannes d. T., noch jetzt mit dem Ortsnamen St. Johann. An die Fruchtbarkeit dieses Baptisteriums knüpft sich eine höchst romantische Volkssage. Am linken Steilufer der Donau durchschneidet bei Spitz eine senkrecht aufragende Felsenschichte die Uferböschung in ihrer ganzen Breite bis in die Tiefe herab. Schon weither sichtbar, ist das verwitterte Gestein einer jener pelasgischen Mauern ähnlich, die in Ferentino, Arpino u. s. w. in den Volsker Gebirgen seit Jahrtausenden den Stürmen trotzen und sehr bezeichnend „cyklopische" genannt werden. Jene Felsenmauer bei Spitz, so berichtet die Sage, habe der Satan aufgebaut und an das rechte Ufer fortsetzen wollen, um durch sie die Donau zurückzustauen und die ihm verhaßte Taufkirche St. Johann im Strome zu ersäufen. Das Gebet eines heiligen Bischofes habe jedoch seine Arbeit gehemmt, und nur das jenseitige Mauerstück sei zum Wahrzeichen stehen geblieben. Wie viel Volkspoesie, die aber ihren historischen Hintergrund hat, liegt nicht in dieser lieblichen Sage! — Es kann wieder keinem Zweifel unterliegen, daß Hofarnsdorf die ursprünglichste Seelsorgkirche unsers Missionsgebietes gewesen sei. Erzbischof Arno hat sie erbaut und sie dem Gründer seines Stuhles, dem hl. Rupert geweiht. In Mitter-Arnsdorf, einen Feldweg von der St. Rupertskirche entlegen, wohnt heute noch die Seelsorgsgeistlichkeit, und ihr Wohnhaus nimmt vielleicht dieselbe Stelle ein, auf welcher einst die Zelle Arno's und seiner Mönche gestanden.

Daß bei Zunahme der Neubekehrten die Abgelegenheit Arnsdorf's und seines Baptisteriums für die südlichen Bewohner im Verhältnisse ihrer Mehrung immer lästiger werden mußte, ist wohl selbstverständlich. Ueberdieß residirte der fromme Grenzgraf Gerold II. für gewöhnlich wohl in jenem südlichern Landstriche; auf seine kräftige Verwendung hatte K. Karl d. Gr. den Altacher-Missionären die gegenüberliegenden Güter an der Donau in der eigentlichen Wachau geschenkt. Diese Verwendung sieht aus wie ein nachbarlicher Liebesdienst; seine gewöhnliche Wohnung wird aber auch kaum irgend anderswo zu suchen sein, als in Gerol-

[1]) Juvav. Anh. p. 113. [2]) Gesch. v. Melk I. S. 71.

ding bei Schönbühel, das ja seinen Namen trägt. Hier entstand wohl noch zu seinen Lebzeiten ein zweites Baptisterium, die dermalige Kirche St. Johannes d. T. in ihren Anfängen. Ob sie zugleich auch Seelsorgkirche des südlichen Landstriches gewesen, oder ob hiezu die Marienkirche zu Mauer bestimmt worden sei, dürfte schwer zu entscheiden sein. Daß Mauer schon 1147, also bald nach der Einführung des Pfarr-Instituts, als schon länger bestehende Pfarrkirche urkundlich sichtbar wird, haben wir früher gesehen. Ueberhaupt ist Mauer sehr alt; das dermalige Pfarrdorf steht auf römischen Grundmauern und hat daher seinen Namen. Auch ein schöner Römerstein wurde dort gefunden, den Keiblinger in seiner Abbildung (Fig. X.) wiedergibt und bespricht[1]). Ueberhaupt stehen wir hier auf klassischem, aber zugleich auf geheiligtem Boden. Geschichte und kirchliche Sage sind im Vereine bemüht, diese ohnehin so freundliche Gegend noch mehr zu schmücken. Das altrömische Asturis schaut als Osterburg in die fruchtbaren Fluren herab; die schauerliche Katastrophe, in welcher ihre letzten römischen Bewohner, mit Ausnahme eines einzigen, den Tod fanden, erzählt uns Eugippius am Eingange seiner Biographie des hl. Abtes Severinus. Das nahe Hafnerbach bewahrt eine hübsche kirchliche Legende über den hl. Bischof Zeno im treuen Andenken. Arnsdorf und die Wachau gehören mit zu den schönsten Blättern der Geschichte unserer Mutterkirche Salzburg; Melk zu jenen der Babenberger.

Wachau; linkes Donau-Ufer. Die Mönche des Klosters Niederaltach, das von seiner Gründung an vier Jahrhunderte salzburgisch blieb, gehören zu den thätigsten Missionären der Mutterkirche. Auch in der Wachau finden wir sie wieder brüderlich in die Arbeit getheilt neben den Mönchen von St. Peter. Erzbischof Arno hatte ihnen das linke Donauufer angewiesen. Wie liebende Kinder sich in die Nähe des Vaters drängen, so siedelten sich auch die Altacher-Mönche unmittelbar Arnsdorf gegenüber an. Sie schlugen ihre Zelle in Spitz auf; bei ihr entstand wohl gleich Anfangs ein ihrem Klosterpatron St. Mauritius gewidmetes, kleines Oratorium, das erst in viel späterer Zeit zur Hauptkirche erwuchs. Von Norden angefangen, war ihr Missionsgebiet genau mit dem salzburgischen parallel, blieb es auch ober der Wachau noch, wenn man das salzburgische von Melk in Anschlag bringt, zog sich aber dort höchst wahrscheinlich auch dem St. Emmeramischen von Pechlarn gegenüber im Norden der Donau bis über Persenbeug (Biugin?) hinauf, wo es dann an seinem Abschlusse das salzburgische an der Ips gegenüber hatte. Auch im Altacher Missionssprengel war dieser nicht coincident mit dem als Remuneration für geistliche Arbeit erlangten, weltlichen Besitzthume, dieß vielmehr ebenfalls wieder nur ein beiläufiges Drittel des Gesammt-Missionsgebietes, wie man sich mit einem Blick auf die Landkarte überzeugen kann. Wie das jenseitige Missionsgebiet der Mönche von St. Peter ein im Vergleiche zu seiner Länge ziemlich schmales war, so auch das altachische am linken Donauufer anfänglich nur

[1]) Gesch. v. Melk I. S. 7. Anm.

eine Meile breit, wie wir aus einer urkundlichen Angabe wiſſen. Die Miſſionsthätigkeit der Altacher-Mönche ging von ihrer Zelle in Spitz aus, und Spitz wurde auch der Mittelpunkt des ſpäter erworbenen Eigenthums; dort befand ſich bis zur Kloſteraufhebung der Amtshof des Stiftes Altach.

Bezüglich der urſprünglichen Beſitzerwerbung und der damit verbundenen Conſolidirung des Miſſionswerkes beſchränke ich mich auf die in zwei Documenten enthaltenen Nachrichten: die erſte Schenkung K. Karl's d. Gr. vom J. 811 und die ausführlichere Beſtätigungsurkunde K. Ludwig's d. D. vom J. 830. Ihr hieher bezüglicher Wortlaut iſt folgender[1]): »Carolus ... Imperator ... Notum sit ... quoniam nos in Eleemosyna nostra ad deprecationem Geroldi comitis fidelis nostri cedimus atque confirmamus ad monasterium S. Mauritii ... in loco Altaha, ubi Orulphus rector preesse videtur locum quemdam in Auaria, ubi Bielaha fluuius Danubium ingreditur. Est autem estimatio illius loci quasi XL. mansorum.« Auf den erſten Anblick dieſer Formulirung könnte man verſucht ſein, die geſchenkte Liegenſchaft rechts der Donau, bei der „Einmündung der Bielach" in dieſelbe, etwa um Gerolding zu ſuchen; ſie iſt aber jenſeits, der Bielachmündung gegenüber, und faſt ſcheint es, als hätte der Verfaſſer des Diploms mehr das Geſammtmiſſionsgebiet im Auge gehabt, als das daraus geſonderte Eigenthum des Stiftes Altach, denn der Bielachmündung gegenüber fällt der Mittelpunkt des Geſammt-Miſſionsgebietes. Ueber die Lage des Altacher Eigenthums läßt uns jedoch die Beſtätigungsurkunde K. Ludwig's von Baiovarien keinen Augenblick im Zweifel: ſie ſagt[2]): »Vir venerabilis Cozbaldus sacri palatii nostri summus capellanus et Abba Monasterii quod dicitur Altaha ... innotuit clementiae nostrae, qualiter postquam terra Avarorum ex parte ab auo nostro Domno Carolo imperatore capta fuisset ipsius permissu atque consensu quedam res in ipsa Marcha ad jus regium pertinentes eidem monasterio collate fuissent, quas etiam usque nunc predictum possedit monasterium. Sed quia auctoritas traditionis ex inde minime apparebat, deprecatus est idem Gotsbaldus Abba .... ut confirmacionem eidem daremus monasterio .... et ipsas res perpetuo possidendas solemni datione eidem concessimus monasterio, id est locum, qui nuncupatur uuachouua, qui terminatur a fonte riuuli qui uocatur mystrica usque in eum locum ubi ipsa Danubium influit, ac deinde tendit sursum in ripam Danubii usque Bohbach, et ultra Bohbach sursum usque in verticem montis qui nuncupatur Ahornic, nec non et alium locum nuncupatum Accussabach juxta ripam Danubii, cujus mensura est in longitudine milliarum unum et in latitudine similiter, nec non et campum unum qui continet mansum, unum, quem interjacet causa Frisingensis Ecclesiae.«

Die hier angegebenen Grenzpunkte ſind nach jetziger Topographie mit Sicherheit feſtgeſtellt: Von der Quelle des Bächleins Mystrica (Möſinggraben zwiſchen Spitz und St. Michael) bis zu deſſen Einmündung in die Donau; dann am

[1]) Mon. Boic. Vol. XI. p. 101. [2]) Ibid. p. 104. 105.

Donauufer aufwärts bis zum Bohbach (heute Filslingbach bei Spitz) und jenseits des Buchbach's bis zum Gipfel des Ahornic (Jauerling) hinauf. Ferner den Ort Accussabach (Aggsbach) am Ufer der Donau, 1 Meile in der Länge und Breite; endlich ein Feld mit einem mansus im Gebiete der Freisinger Kirche. Dem spätern, sowohl hier als in Oesterreich überhaupt weit ausgedehnten Grundbesitze des Stiftes Altach hat Chmel eine höchst interessante Monographie[1]) gewidmet, die sich aber leider mit dem ältesten Besitzthume Altachs nicht befaßt. Durch die Angabe der Mystrica-Quelle und des Jauerlings als Grenzpunkte der Breite, und der Mystrica-Mündung und der Flur des Ortes Aggsbach als Grenzpunkte der Länge, wird es uns möglich, das Areal des ursprünglichen Altachischen Eigens doch annäherungsweise zu bestimmen. Die Breite betrug demgemäß keine volle geogr. Meile, denn soweit ist der Ursprung des Mösingbaches von seiner Einmündung in die Donau entfernt; die Länge wird auf ohngefähr 1½ geogr. Meilen anzunehmen sein. Die Flur von Aggsbach betrug nach Aussage der Urkunde eine damalige fränkische Meile, d. h. beiläufig ¼ geogr. in Länge und Breite. Vergleicht man auch hier wieder das Areal des Altacher Eigenthums mit dem Flächeninhalte des Gesammt-Missionsbezirkes, so stellt sich wieder das beiläufige Verhältniß 1:3 heraus. Im obern Theile des Altacher Missionsgebietes finden wir laut der Urkunde die Freisinger-Kirche (etwa mit einem Weinberge) als Besitznachbarin, um Wösendorf und Weißenkirchen im untern Theile erscheint nach der Restauration St. Florian als Adjacent, wie denn auch erst später die Altachische Hauptkirche zur hl. Margareth an letzteres Stift gedieh. Ich werde später geeignetern Anlaß haben, hierüber eine Muthmaßung auszusprechen.

Ueber die Einweihung einer der ältesten Kirchen des Altacher Missionsbezirkes in der Wachau haben wir eine urkundliche Notiz, welche geeignet ist, viel Licht über den Gang der dortigen Mission zu verbreiten. Der Anonymus de Convers. ꝛc. erzählt uns nämlich[2]): »Item eodem anno (865) XIX. Kalendas februar . ad Spizhun in honore S. Margarete ubi ecclesiam dedicavit«. Die irrige Jahrzahl DCCC.LXXV. in v. Kleimayrn's Abdrucke ist schon früher berichtiget worden. Die genuine Uebersetzung dieser Stelle muß lauten: „Am 14. Jänner desselben Jahres (865 war Erzbischof Adalwin) in Spitz, wo er die Kirche zu Ehren der hl. Margareth weihte." R. v. Koch-Sternfeld deutet in seiner Matrikel: »ad Spizhun« (correcter: Spizun d. h. „bei den Spitzern") mit Spitz in der Wachau, täuscht sich aber darin, daß er die St. Margarethen-Kirche in Spitz selbst sucht; denn sie ist denn doch wohl unbezweifelt die St. Margarethen-Kirche in Niederrana, fast eine Meile westlich von Spitz, indem Spitz selbst das Mauritius-Patrocinium des Klosters Altach hat. Spitz war die Zelle der Missionäre, St. Margarethen aber eine ihrer etwas spätern Seelsorgkirchen. »Ad Spizun«, „bei den Spitzern" d. h. bei den Altacher Mönchen, hielt sich Erzbischof Adalwin Mitte Jänners 865 auf, bei denen (nicht in Spitz selbst) er am 14. Jänner eine St. Margarethen-Kirche weihte.

Eine große Schwierigkeit liegt nach dieser Erklärung nicht im Orte, sondern in der Zeit. Die Altacher Mönche hatten ihr Eigenthum in der Wachau

[1]) Sitz.-Ber. der phil.-hist. Klasse d. k. k. Akad. Bd. XI. S. 871. ff. [2]) Juvav. Anh. p. 17.

schon 811 erhalten; da es Remuneration für vorgängige apostolische Arbeiten war, so konnten sie nicht erst 865 eine eigene Seelsorgkirche in jener von St. Margareth für ihren Missionsbezirk erhalten haben, diese mußte um ein halbes Jahrh. älter sein. Wo hätten sie sonst die Seelsorge ausgeübt? Zudem hatten sie in ihrem Bezirke keine eigene Taufkirche; denn St. Johann bei Heinrichsschlag ist sicherlich noch jünger, indem ja selbst der Hauptort Kottes erst in der Neige des XI. Jahrh. (nach 1096) durch den Göttweiger Abt Nanzo eine Kirche erhielt[1]). Diese Schwierigkeit, so groß sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, ist leicht zu beseitigen, wenn man die Organisation der Wachau-Mission nicht aus den Augen läßt. An meinen bisher befolgten, und wie ich glaube, erprobten Grundsätzen festhaltend wird sich nicht ableugnen lassen, daß die Altacher Missionäre des linken Donauufers auf die Länge — und es handelt sich hier eventuell um beiläufig 60 Jahre — weder Baptisterium noch Seelsorgkirche hätten entbehren können, und da sie die vom Erzbischof Adalwin geweihte Seelsorgkirche zu St. Margareth erst 865 erhielten, so wird vorauszusetzen sein, daß sie schon lange zuvor eine andere Seelsorgkirche sammt einem Baptisterium gehabt haben werden. Anfangs benützten sie sicherlich die Seelsorgkirche St. Rupert zu Hofarnsdorf und das Baptisterium St. Johann gemeinsam mit den Missionären des rechten Donauufers. Die vom Erzbischof Arno persönlich eröffnete Wachau-Mission, wozu er Mönche von St. Peter und Altach zu unmittelbaren Gehilfen hatte, war unter ihm wenigstens in erster Zeit eine einheitliche, nur daß die Missionäre von St. Peter vorzugsweise auf dem rechten, und ebenso jene von Altach auf dem linken Donauufer beschäftigt waren. Dagegen kann auch weder zu große Entfernung noch das Verkehrshinderniß des dazwischen wogenden Stromes geltend gemacht werden; denn Baptisterium und Seelsorgkirche stehen hart am rechten Ufer, und die beiderseitigen Missionsbezirke zogen sich nur als schmale Streifen am linken und rechten Ufer hin. Der Strom hinderte aber auch in spätern Jahrhunderten nicht, daß die nun abgebrochene St. Nikolauskirche am rechten Donauufer, ebendort die Karthause Aggsbach der Marienkirche im Markte Aggsbach links des Stromes, und die berühmte Burg Aggstein ebenfalls rechts nach Spitz eingepfarrt waren. Keiblinger führt mehrere ähnliche Zustände aus Kurz an[2]). Dasselbe Verhältniß scheint auch bezüglich des Baptisteriums zu Gerolding für die beiderseitigen Uferbewohner der südlichen Wachau bestanden zu haben, nur mit dem Unterschiede, daß wegen der schon bedeutendern Entlegenheit der St. Rupertskirche zu Hofarnsdorf Aggsbach schon frühzeitig eine Seelsorgkirche der sel. Jungfrau erhalten haben dürfte. Vorhin angegebene Simultanate scheinen jedoch nur bis zum J. 811 gedauert zu haben, was in Anbetracht der sich rasch mehrenden Christengemeinden erklärlich wird. Ich nenne das Jahr 811, weil durch die Separatschenkung

---

[1]) Vgl. Salb. v. Göttweig Trad. CCXVI. in Font. Rer. Austr. VIII. p. 52. mit P. Wilhelm Karlius. Erläut. hiezu. [2]) Gesch. v. Melk. I. S. 62. u. Anm. 1.

an das Kloster Altach des oben genauer umgrenzten zeitlichen Gutes in der Wachau eine Art Selbstständigkeit seines Missionsgebietes constatirt ist. In jenem Jahre mögen die Altacher-Missionäre die St. Michaelskirche etwas unter Spitz erbaut haben, und sie wird wohl Tauf- und Seelsorgkirche miteinander gewesen sein; für ihre Baptisterial-Eigenschaft zeugt ihr Patrocinium.

Bezüglich des linken Donauufers von Emmersdorf bis Persenbeug hinauf liegen die Verhältnisse weder so einfach noch so klar, wie in der Wachau. Was ich darüber zu sagen weiß, macht keinen höhern Anspruch auf Glaubwürdigkeit, als den einer wahrscheinlichern Vermuthung. Das Hochstift Freising wird seinen an das Altacher Eigenthum ober Aggsbach anstoßenden Besitz (causa Frisingensis ecclesiae) wohl auf demselben Wege erworben haben, wie Altach, nämlich durch Betheiligung an der Mission, und, wie aus der Urkunde von 830 zu ersehen ist, sicherlich schon zur Zeit Erzbischof Arno's. Als Freisinger Missionäre vermuthe ich Mönche des Klosters Tegernsee, weil wir sie am Beginne des IX. Jahrh. auch im Binnenlande des Viertels ober dem Wienerwalde (St. Pölten) in ausgedehnterer Thätigkeit finden. Bei Pechlarn scheinen die jenseitigen St. Emmeramer-Mönche auch auf das linke Ufer herüber gegriffen zu haben, wie bei Melk die Salzburger. Die Patrocinien St. Blasius und St. Othmar zu Ebersdorf und Kleinpechlarn sind im Benediktiner-Orden einheimische; letzteres ist sogar ein noch mehr specifisch St. Emmeramisches. Die St. Martinskirche zu Marbach wird man unbedenklich als aus der Karolinger-Zeit stammend annehmen dürfen. Isper (S. Laurentii) und Weiten (S. Stephani) können aber auch passauische aus der Restaurationszeit sein. Persenbeug hat das Doppel-Patrocinium SS. Floriani et Maximiliani: letzteres ist als verdrängtes das ältere, und ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn es jemand für ein aus der Zeit des hl. Rupert (Donaureise) stammendes ausgeben wollte. Von einer Unmittelbarkeit könnte wegen der inzwischen liegenden, mehr als zweihundertjährigen Awaren-Herrschaft natürlich keine Rede sein; daß aber die salzburgischen Altacher-Mönche an irgend eine, wenn auch noch so dunkle Reminiscenz anknüpfend, wieder auf dasselbe zurückgekommen seien, ist, obgleich nicht erweisbar, so doch nicht geradezu eine Unmöglichkeit. Für die glaublich erst spätere Ausdehnung des wachauischen Altacher-Missionsgebietes gegen die westliche Waldregion scheint die Kirche zu Rarendorf mit dem bei den Altachern einheimischen St. Gotthart-Patrocinium zu zeugen.

Das Donauuferland unter der Wachau. Das Missionsgebiet, welches hier beleuchtet werden soll, schließt sich an beiden Ufern der Donau an jenes der Wachau an. Die Missionskräfte, welche auf diesem Gebiete thätig waren, sind aber nur im Allgemeinen dieselben mit denen der Wachau; den Kern der Mission bildeten nämlich, wie dieß in der Natur der Sache lag, die Mönche von St. Peter, die mit ihrem Abterzbischofe das Gremium der Salzburger Metropole ausmachten. An der Stelle der ebenfalls salzburgischen Mönche von Altach sehen wir aber jene der Altachischen Tochter Kremsmünster treten, während jene von St. Emmeram

auf dem Tullnerfeld und wie es ſcheint auch unter Tulln noch wirken. Im Oſten des Tullnbaches und links der Donau vom Schmidabache an beginnt nämlich das biſchöflich paſſauiſche Miſſionsterritorium, und die Biſchöfe jenes Hochſtifts ſcheinen ſich wenigſtens hier der Hilfe der St. Emmeramer Mönche bedient zu haben, die ja auch, wie wir früher geſehen haben, zwiſchen Aiſt und Narn und im Waldgebiet Askituna im paſſauiſchen Sprengel thätig waren.

Für die eben angegebene Vertheilung der Miſſionskräfte zeugen die einſchlägigen Documente des IX. Jahrh., die hier ihrem relevanten Theile nach auszüglich gegeben und commentirt werden ſollen. — Der Text der Beſtätigungsurkunde K. Arnulf's von 890 fährt nach dem, was Melk und Arnsdorf betrifft, unmittelbar fort.[1]) »Ad Grunzita quidquid superfuit hobis quinque, quas fideli nostro dedimus Dietrico, hoc sunt hobas L. Ad Liubinam . ad Holunburch tertiam partem civitatis cum vineis XXX. et hobis XV. sine curtili terra. Ad Treisimam civitatem et ecclesiam S. Martini cum decima et sursum in australi et origentali parte fluminis treisima usque ad Potilinesprunnin. et sicut Dietrichespach fluit contra duos acervos . qui in origentali parte campi positi sunt . et exinde usque Danubium in illum locum qui tripoliza (bripoliza?) dicitur . et ita sursum prope Danubium cum agris, pratis, cultis et incultis auuis, locis piscationum, que diutisce arichsteti vocantur . et ita sursum ad illam marcham, que inter Treisimam et Holunpurch utrasque res discernendo dividit.« Hieran ſchließt ſich dem Inhalte nach eine ältere dem Stift Kremsmünſter gemachte Schenkung K. Ludwigs d. D. an, für welche jedoch erſt ſein Sohn Karlmann 876 das Diplom ausfertigte[2]): »Aliud vero territorium tradimus ad ipsum praefatum monasterium (Chremisa) sub simili confirmatione in loco, qui dicitur Smidaha, cujus terminus a Danubio ubi unus fons emanat ex una parte incipit et sic vadit ad eum locum qui dicitur Wachrein .... sicut hoc Wilhelmus comes quondam ad id monasterium circuivit atque signavit.« Hiezu kamen dann durch Schenkung K. Arnulf's im J. 893 auf beiden Ufern der Donau ausgedehnte Liegenſchaften um Mautern (damals noch Eporesburch genannt), am Kamp und Perſchling, im Allgemeinen der weitläufige Grundbeſitz in Baioarien und Awarien, den einſt die tapfern Grenzgrafen, die Brüder Wilhelm und Engilſchalk innegehabt, und welchen ihre Nachkommen durch Felonie ſpäter verwirkt hatten[3]): »Id est quidquid Wilhelmus et Engilschalcus germani fratres, comites videlicet quondam strenui terminales vel cohaeredes, filii ac posteri eorum in terris, agris, vineis, Ecclesiis, decimis ... seu omnibus rebus, quae dici vel nominari possunt, tam ad Eporespurch, ad Cambe, sive ad Persiniacham, quamque in aliis Waioariae scilicet atque Sclaviniae locis vel terminis habuerunt . ad sanctum Dei martyrem Agapitum tradidimus,

[1]) Juvav. Anh. p. 113. [2]) Urk.-Buch v. Kremsmünſt. S. 12. [3]) Rettenbacher, Annal. Cremif. p. 43.

seu quidquid per ullius personae traditionem divina augente pietate ad eundem sanctum concessum vel additum esse constat, omnia et in omnibus ad monaterium sancti Salvatoris quod Chremisa nuncupatur, ubi idem electus Dei martyr corporaliter requiescit.....donamus et tradimus.«

Die Kremsmünsterischen Besitzungen zu Mautern, an der Schmida, am Kampflusse und Perschlingbache haben nicht nur für die Christianisirungsgeschichte jener Gegenden ein hohes Interesse, sondern auch für die Geschichte der Ausbildung des Passauer Bisthums. Einmal ist nämlich aus dem Diplome K. Arnulf's von 893 klar ersichtlich, daß der weitgedehnte Grundbesitz der Nachkommen der Grafen Wilhelm und Engilschalk unmittelbar nicht an das St. Salvatorsstift an der Krems, sondern zur St. Agapituskirche bei Mautern geschenkt wurde, und dieß läßt die Vermuthung als sehr nahe gelegt erscheinen, daß Abt Snelpero damals mit dem Gedanken umging, bei der St. Agapituskirche nächst Mautern ein Filialkloster von Kremsmünster zu errichten, wie dieß eine Tochter von Altach war. Insoweit kann man Kremsmünster als intellectuelle Gründerin der erst nach mehr als hundert Jahren in der Nachbarschaft zu Stande gekommenen und von St. Blasien im Schwarzwald aus bevölkerten Benedictiner-Abtei Göttweig ansehen. Ob der Gedanke, eine Filialabtei bei der St. Agapituskirche nächst Mautern zu gründen, vom Abte Snelpero selbst ausgegangen sei, glaube ich bezweifeln zu sollen: im Hinblick auf die damaligen kirchlichen Verhältnisse scheint mir dieser Gedanke ältern und tiefern Ursprungs zu sein. Ich gehe kaum irre, wenn ich vermuthe, daß die ursprüngliche Idee hiezu dem Erzbischof Adalwin von Salzburg zuzuschreiben sei. Er war der natürliche Erbe des vom hl. Virgil begonnenen Slaven-Apostolates, er sah sich durch Method's Auftreten in diesem Apostolate beeinträchtigt, ihm war die von seinem Vorfahrer Liupram zur Bekehrung und Seelsorge der pannonischen Slaven gegründete St. Hadriansabtei zu Moosburg entzogen worden: er mag in einer zukünftigen St. Agapitsabtei fast an der Grenze der mährischen Slaven ein schwerwiegendes Gegengewicht gegen die vermeintlichen Ausschreitungen Erzbischof Method's gesehen haben. Sein Nachfolger Dietmar ging sicherlich tiefer in diesen Plan ein, und er mag den Kaiser Arnulf veranlaßt haben, die reichliche Dotirung der St. Agapitsabtei zu beschaffen, als ihm in Folge der Felonie der Nachkommen der Grenzgrafen Wilhelm und Engilschalk ihre weitläufigen Besitzungen gerade in jener Gegend heimgefallen waren. Ich habe vorhin gesagt, daß die Vermuthung sehr nahegelegt sei, man habe die Gründung einer Filialabtei von Kremsmünster bei Mautern beabsichtigt: denn daß man eine einfache Kirche, St. Agapit nämlich, mit dem reichen Allode zweier Grenzgrafen ausgestattet habe, ist, wenn nicht nahezu absurd, so doch gewiß höchst unwahrscheinlich. Wollte man etwa dagegen einwenden, daß das Stift Kremsmünster mit jenem Allod beschenkt worden sei, so wäre dieß gegen den Wortlaut des Diploms und in gewissem Sinne auch gegen die Geschichte, indem Kremsmünster mit Ausnahme einiger Parcellen in der Nähe des Stiftes, nie in den Besitz des fraglichen Allods selbst

gelangte. Die Gründung der St. Agapitsabtei kam nämlich nicht zu Stande, indem schon ein Jahr zuvor (892) der Krieg zwischen König Arnulf und Suatopluck heftiger als je entbrannt war, der auch erst mit des letztern Tode 894 nur auf kurze Zeit ruhte. Als nämlich unter den Söhnen desselben ein verderblicher Bruderkrieg um die mährische Krone ausbrach, nahm K. Arnulf Partei für Suatopluk den Jüngern, rief die an der Grenze stehenden Magyaren gegen Moimar, den andern Prätendenten, zu Hilfe, die dann an ihren Einfall in Mähren, der dieses Reich vernichtete, ihre mehr als ein halbes Jahrhundert dauernden Verheerungen Deutschlands knüpften. Im nämlichen Jahre 955, in welchem die Magyaren auf dem Lechfeld auf's Haupt geschlagen wurden, waren, wie früher schon St. Florian, die mehr oder weniger exemten Abteigebiete Kremsmünster und St. Pölten wegen der Untreue Erzbischof Herold's von Salzburg, dessen Stuhl sie jurisdictionell von jeher unterworfen waren, von Salzburg durch K. Otto I. abgetrennt und dem Bischof Adalbert von Passau zugewiesen, und der höchst begabte — oder soll ich sagen, schlaue? — Bischof Piligrim von Passau wußte sich auch in den legalen Besitz derselben zu setzen und eignete sich und seinen Nachfolgern den größten Theil der Güter des Klosters Kremsmünster als Mensalgut an. Es ist als eine Art Restitution zu betrachten, daß der hl. Bischof Altmann von Passau mit dem beträchtlichern Theile der Dotation St. Agapits das Chorherrenstift Göttweig und zum Theil auch jenes von St. Nikola bei Passau gründete; Kremsmünster ging jedoch leer aus, was kaum geschehen wäre, wenn die Dotation St. Agapits bei Mautern, wegen Hinwegfalles ihres Zweckes, nicht als herrenloses Gut angesehen worden wäre.

Da ich in die Ausbildungsgeschichte des bischöflichen Sprengels von Passau hier nicht des Nähern eingehen kann, so sei nur bemerkt, daß, wie ich soeben angedeutet habe, dessen Antheil auf dem rechten Donauufer zwischen der Einmündung der Traun und der großen Tulln zum größten Theile aus den Besitzungen der Klöster St. Florian, Kremsmünster und St. Pölten hervorgegangen sei. Auf welchem Wege dieß bewerkstelligt worden sei, ist theilweise bereits angedeutet worden, und wird auch später noch Gegenstand unserer Untersuchungen sein.

Endlich beziehen sich auf das eben in Rede stehende Missionsgebiet auch noch vier Urkunden des Stiftes St. Emmeram, deren erste uns durch ihre Datirung wieder einen erwünschten Fingerzeig behufs Ermittlung der Zeit gibt, in welcher die Mission begonnen wurde.

I. Aus der Schenkungsurkunde der Brüder Wirnto, Gisilmar und Wentilmar vom 14. Oct. 808[1]): »Tradimus et firmiter firmamus ad S. Emmeramum pro remedio animarum nostrarum et patris nostri Elis conmarchiam nostram in loco qui dicitur Eolvespah usque ad Wisaha indeque usque ad Wintarpah et inde tendens usque ad duos tumulos et usque ad supradicta

[1]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 10.

loca Avarorum... Firmamus autem nos hanc in traditionem ego Wirnt (unrichtig Wirut) et Gisilmar et Wentilmar in Ecclesia S. Emmerami in praesentia Adalwini Episc. offerimusque servum nostrum cum omnibus utensilibus suis nomine Gereloh.«

II. Aus der Schenkungsurkunde des Grafen Wilhelm vom J. 834[1]): »Wilhelmus Comes.... tradidit ad S. Emmeramum res proprietatis suae in loco nominato Bersnicha id est Ecclesiam et casam cum curte....«

III. Aus der Schenkungsurkunde des Grenzgrafen Ratpoto vom J. 837[2]): »Radpodus Comes ad S. tradidit Emmeramum, sicut in karta traditionis scriptum invenitur, quidquid proprietatis ad Tulinam habere videbatur.... ita scilicet ut si haeres sibi non nasceretur post obitum suum statim ista traditionis causa firmiter ad locum sanctum Dei constaret.«

IV. Aus der Schenkungsurkunde K. Ludwig's d. D. vom 1. Mai 859[3]): »Nos cuidam ex primatibus nostris nomine Rapoto medietatem unius fisci qui vocatur Tullina, situs in regione Pannonia cum omnibus appendicis ejus.... in proprium contulimus ea ratione, si fidem suam erga nos inviolatam servasset. Sed quia ipse a nobis totis viribus se alienavit, et fidem atque jusjurandum omni infidelitate fraudavit placuit serenitati nostrae eandem medietatem memorati fisci ad nostram dominationem recipere atque.... ad S. Emmeramum contradere....«

Sämmtliche bisher auszüglich gegebene Urkunden bedürfen bezüglich ihrer topographischen Angaben einiger Erläuterung. Beginnen wir der Ordnung nach mit der salzburgischen K. Arnulfs vom J. 893. In Betreff der 50 Huben zu Grunzita schließe ich mich Keiblinger's Ansicht an[4]), daß mit diesem Grunzita nur Grünz bei Obritzberg gemeint sein könne; R. v. Koch-Sternfeld's mißlungene Deutung und Identificirung mit dem Grunzwitigaue, den er wie Andere kaum am rechten Orte sucht, ist bereits früher berichtigt worden. Die gewöhnliche Deutung Loiben zwischen Dürnstein und Stein statt Liubina wird keinem Anstande unterliegen, und ebenso wenig Holunburg mit Hohlenburg unter Mautern. Auch hier erhält Salzburg »terciam partem civitatis« wie in Melk, d. h. den „dritten Theil der Burg", nicht der Stadt. Dieselbe Bewandtniß wird es mit der »Civitas Treisima« damals Burg Traismauer haben. Das Gebiet der Burg Traismauer wurde bisher nur zum Theil und kaum überall richtig erklärt: daß es an beiden Traisenufern bis Pottenbrunn (Potilinesprunnin) hinaufreichte, steht vielleicht allein fest. Der unbekannte Dietrichespach wird kaum ein anderer sein, als jener, der von hl. Kreuz und Eggendorf herabkommt, an Reidling vorüberfließt und im Tullnerfelde versiegt; wo er sich südlich von Langenbierbaum gegen Osten wendet, dürften die beiden Hügel (große Grabhügel?) »duos acervos« zu suchen sein. Tripoliza hält R. v. Koch-Sternfeld, wie es scheint, richtig für einen Lesefehler statt bripoliza, und es dürfte wohl Breiwitz (Pf. Ponsen) an der Donau sein, indem es ganz in die Richtung und in die angegebene Lage paßt. Die „beiden Hügel" kommen schon 808 als Grenzmarke des St. Emmeramergebietes vor, wie wir

[1]) Ried, Cod. dipl. Ratisb. I. p. 32. [2]) Ibid. p. 33. [3]) Ibid. p. 48. [4]) Gesch. v. Melk S. 71. Anm.

oben gesehen, und später genauer erklären werden. Es ist vergebliche Mühe, Ortschaften Namens Arichsteti, etwa Archstätten, zu suchen; im bayerischen Dialekte sind „Archstätten" nichts weiter als gedämmte Flußufer (gearchte G'stätten), denn Arch ist mit Damm gleichbedeutend[1]), und in Bayern am obern Inn noch heute allgemein im Munde des Volkes. »Illa marcha, que inter Treisimam et Holunpurch utrasque res discernendo dividit«, d. h. Grenzscheide der beiden Burggebiete hat sich bis heute im Ortsnamen Wagram erhalten, das primär immer „Grenzscheide" war, und erst secundär Benennung für Ortschaften wurde, die an solchen Grenzscheiden entstanden; sie hießen ursprünglich „am Wagrain", was dann später in das elyptische Wagrain, Wagram überging. Dieses Wagram zwischen Traismauer und Hohlenburg gibt uns einen sehr verständlichen Wink behufs Auffindung der Westgrenze des Burggebietes von Traismauer. Es liegt am nördlichen Ausläufer eines Höhenzuges (Wagrain), der von Viehhofen, rein westlich von Pottenbrunn, zwischen der Traisen und der Hauptstraße St. Pölten-Mautern als mittlere Parallele herabläuft; mithin wird der schmale Landstrich zwischen ihm und der Traisen salzburgisches oder St. Peter'sches Missionsgebiet sein, das sich aber schon bei Statzendorf über Grünz gegen Westen an jenes von Arnsdorf anschließt; und da auch Hohlenburg und dessen Burggebiet zum nämlichen Missionsgebiete gehören, so war das ursprüngliche Missionsgebiet von Kremsmünster rechts der Donau auf Mautern (Eporespurch) und seine nächste Umgebung beschränkt. — Zur beiläufigen Ausfindigmachung des salzburgischen Missionsgebietes ist uns der freilich nicht mit aller Sicherheit ermittelte Dietrichsbach behilflich. Setzt man nämlich die von ihm eingehaltene Richtung von seiner Quelle gegen Pottenbrunn hinauf fort, so wird man beiläufig bei Kapellen an den Perschlingbach gelangen, und ober Zeutendorf an den südlichen Abschluß dieses dem jenseitigen ähnlichen Landstreifens kommen. Perschling fällt aus und ist urkundlich wirklich St. Emmeramisch.

Die Grenzbestimmung für das Object der Schenkung K. Ludwig's, deren Diplom erst dessen Sohn Karlmann im J. 876 ausfertigte, unterliegt keiner erheblichen Schwierigkeit; denn obgleich nur zwei Grenzpunkte angegeben sind, fallen doch alle Zweifel weg, weil das Gebiet natürliche Grenzen hat. Der Schmidabach (Smidaha), welcher dermal erst bei Stockerau die Donau erreicht, fiel in älterer Zeit allem Anscheine nach schon bei Trübensee in dieselbe. (Daß die Einmündungen der Bäche, welche in Ebenen in große Ströme fallen, im Laufe der Zeit abwärts gedrängt werden, ist eine allgemeine Wahrnehmung.) Eine solche Ebene bildet aber, wie rechts der Donau das Tullnerfeld, so links derselben ihm gegenüber der heutzutage sog. Wagram. Diese der Ebene nicht gebührende Benennung ging von dem ursprünglichen „Wagrain", dem Altufer der Donau beim Eintritte der großen Kamp in die Ebene bis Stockerau, der ganzen Länge nach auf die Ebene selbst über, und wirklich liegt auch die Ortschaft Wagram (Wachrain der Urk.), welche jenen Benennungswechsel topisch documentirt, nicht in der Ebene, sondern auf der ersten Böschung des Altufers der Donau. In der Ausstattungs-Urkunde der St. Agapituskirche bei Mautern (wohl im oben erklärten Sinne) wird das Gebiet zwischen Wagram und Schmidamündung mit dem Ausdrucke »ad Cambe« bezeichnet, weil wenigstens damals (im J. 893) auch der rechts des Kampflusses sich gegen Krems und beziehentlich Loiben erstreckende Landstrich dazugeschlagen worden sein wird. Dasselbe Schicksal hatten vom genannten Jahre an

[1]) Vgl. Schmeller, Wörterb. I. S. 103.

wahrscheinlich auch zerstreute Besitzungen am Perschlingbache (ad Persiniacham). Demnach wird es sicherlich genügen, wenn ich auf den großen Irrthum Bernard's des Norikers[1]) nur einfach aufmerksam mache, welcher vielleicht irregeleitet von einem Schmidbach in der Pfarrei Mank, das Schmida-Territorium an der Traisen, ohngefähr von Wilhelmsburg bis Mautern herab, und es 5 Meilen lang und 3 breit sein läßt. Rettenbacher, der ihm mit andern Aelteren beipflichtet, bringt dessen irrige Topographie im Auszuge[2]).

In ähnlicher Weise wie Bernard d. Nor. ging es dem gründlichen Diplomatiker Thomas Ried bezüglich der oben im Auszuge gegebenen St. Emmeramer Urkunde (I.) vom J. 808. Er hält den darin als Grenzmarke angeführten Bach Uuisaha, der denn doch nur mit „Weißache" in unser Neudeutsch übersetzt werden kann, für gleichbedeutend mit Fischaha[3]), wodurch man weit irregeführt werden kann, zumal die topographische Erörterung jener Urkunde auch noch andere Schwierigkeiten hat. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß das in der St. Emmeramer-Urkunde (No. I.) ausgewiesene Gebiet keineswegs an der Fischa im Viertel unter dem Wienerwalde, wo St. Emmeram nie begütert war, sondern nur im Viertel ober demselben, und zwar um Tulln herum, gesucht werden müsse, wozu es auch nicht an festen Anhaltspunkten mangelt. Einmal kommen darin die uns schon aus der Salzburger-Urkunde vom J. 890 bekannten »duo tumuli« als Grenzmarke vor, die, wie in letzterer ausdrücklich bemerkt ist, im Gefilde östlich von Traismauer lagen. Ferner wird der Eolvespah als Elsbach bei Sighartskirchen sprachlich kaum anzuzweifeln sein. Zwischen Elsbach und den „zwei Hügeln" hat man die Weißache und den Winterbach zu suchen, jene näher bei Elsbach, diesen aber bei den „zwei Hügeln". Bei meinen beschränkten Hilfsmitteln vermag ich ihre Rinnsale nicht genauer zu bestimmen, es wird dieß Sache dort Einheimischer sein. Dagegen glaube ich einige patronymische Vermuthungen aufstellen zu dürfen, die, wenn sie richtig sind, zur Annahme berechtigen, daß das von den drei Brüdern Wirnto, Gisilmar und Wentilmar nach St. Emmeram geschenkte Gebiet sich in einem südlich convexen Bogen um das Burggebiet von Tulln herum zog. Mir scheint, die Dörfer Zwerndorf (Ze-Wirintindorf), Gemmersdorf bei Böhmkirchen und Wimmersdorf bei Johannesberg haben ihre Namen von den drei Schenkern; daß Gerersdorf bei Elsbach noch den Namen des in der Urkunde genannten ersten Besitzers Gereloh (corr. Gerehoh) als Gerehohesdorf trage, wird kaum widersprochen werden. Eolvespah (Ort und Bach) hat seinen Namen sicherlich von einem correctern Eiolf, welcher Name auch im Verbrüderungsbuche von St. Peter vorkommt (59, 5.) und Elis, der Name des Vaters der drei Brüder, ist gewiß nichts als die vertrauliche Form für Eiolfes, nämlich der Genitiv wie Elis selbst. Von großer Wichtigkeit ist die Zeitbestimmung der Schenkungsurkunde der drei Brüder Wirnto, Gisilmar und Wentilmar, nämlich das Jahr 808. Die Altacher-Mönche hatten, hiemit in harmonischem Einklange, ihre Remuneration für seelsorgliche Mühen in der Wachau im J. 811 erhalten; für persönliches Wirken Erzbischof Arno's dortselbst zeugen die vier Ortschaften, welche seinen Namen tragen. Meine Aufstellung, daß diese Mission am Anfange des IX. Jahrh. begonnen habe, erfreut sich daher eines hohen Grades von Wahrscheinlichkeit.

Ob das eben erörterte Gebiet in der St. Emmeramer-Urkunde (No. II.) d. h. in der Schenkungsurkunde des Grafen Wilhelm vom J. 834 im Allge-

[1]) Narrat. de Eccl. Chremsmunst. P. II. c. 2. [2]) Annal. Chremif. p. 114. [3]) Cod. dipl. Ratisb. T. II. Index II. ad voc. Fischa et Wisa.

meinen unter der Bezeichnung »in loco Bersnicha« (Perschling) begriffen, oder am Perschlingbache erweitert worden sei, wird schwer zu entscheiden sein; jedenfalls enthält aber dieselbe die interessante Nachricht, daß damals (834) auch schon eine Kirche in Perschling bestand (Bersnicham id est Ecclesiam et casam cum curte). Diese Fassung scheint auf eine Erweiterung der Schenkung zu deuten.

Die zwei letzten St. Emmeramer-Urkunden (No III. & IV.) enthalten keine topographische Schwierigkeit; die Hälfte der königlichen Domaine Tulln (medietatem unius fisci qui vocatur Tullina) geht durch Schenkung Ludwig's d. D. 859 so an St. Emmeram über, wie es einst der später treulose Graf Rapoto für den Fall seines kinderlosen Ablebens versprochen hatte. Dadurch war das Eigenthum des Stiftes St. Emmeram auf seinem ausgedehnten Missionsgebiete am rechten Donauufer zwischen der Traisen und Tulln vollständig arrondirt. Selbes Missionsgebiet scheint sich aber weiter gegen Osten bis an die altufernorische Grenze am Kahlenberge und selbst über die Donau hinüber erstreckt zu haben; wie bereits oben bemerkt worden, arbeiteten dort allem Anscheine nach die St. Emmeramer-Missionäre auch für die Bischöfe von Passau, wie zwischen Aist und Narn im heutigen Mühlviertel.

Der bisher eingehaltenen Norm gemäß sollen nun die ältesten Missionsstationen der vorhin topographisch festgestellten Gebiete in Untersuchung gezogen werden; halten wir uns hiebei an die Ordnung, in welcher sie aufgezählt worden sind. Man wird als ausgemacht annehmen, daß Christenthum und Cultur oder Colonisirung nach Zeit und Raum gleichen Schrittes gingen, und im Allgemeinen wird man die ersten Culturen auch in und um die ersten Ansiedlungen der Mönche zu suchen haben, und dieß auch darum, weil die primitive Colonisirung vor der Christianisirung in der Priorität war, und die Mönche, in richtiger Erkenntniß ihrer Aufgabe, sich an die dichtere Bevölkerung zu halten hatten, welche sie vorfanden. Andererseits wird nicht angestritten werden können, daß die ältesten Ansitze der Mönche sich vor allen andern Liegenschaften dazu eigneten, in erster Linie weltliche Remuneration für ihre geistliche Mühe zu werden. Damit will ich sagen, daß es beinahe sicher zu sein scheine, daß wo kleine und unansehnlicher gebliebene Ortschaften schon frühzeitig in den Urkunden aufscheinen, welche nicht einmal eigene Kirchen hatten, oder wenigstens keine solchen, die sich später als Haupt-Seelsorgkirchen erweisen, daß, sage ich, man ohne Gefahr zu irren die ursprünglichen Mönchszellen in jenen kleinern Ortschaften suchen dürfe. Wir haben hiefür einige Analogie schon früher in Ternberg und Hohenwolkersdorf und vorhin in Spitz und Niederranna gesehen; während die St. Laurentiuskirche zu Hohenwolkersdorf und die St. Margarethenkirche zu Niederranna als vom Erzbischof Adalwin geweihte Seelsorgkirchen namhaft gemacht werden, werden doch nicht sie, sondern die Salzburgerzelle Ternberg und die Altacherzelle Spitz in den einschlägigen urkundlichen Notizen als Orte, bei denen sie standen, genannt. Ganz in demselben Falle werden wir uns gegenüber Grünz (Grunzita) und Leuben oder Loiben (Liubina) befinden: beide von größern Ortschaften umgeben, waren allem Anscheine nach die einfachen Zellen der Missionäre. Grunzita erhielt nicht einmal später eine eigene Kirche, obwohl dessen Zelle mit 50 Höfen dotirt wurde, und Loiben hat dermal ein erst später einge-

führtes Patrocinium, nämlich jenes des hl. Quirinus. Beim Beginne der Restauration ging mit vielen andern Besitzungen auch Loiben für die Salzburger-Kirche verloren, und kam an Tegernsee. Diese Abtei war durch Herzog Arnulf den Bösen arg geschädigt worden, unter Anderem durch Entziehung ihres Filialklosters St. Pölten; und es sieht beinahe wie eine Entschädigung dafür aus, daß Kaiser Heinrich II., der Wiederhersteller jener Abtei, ihr vom J. 1011—1020 im Ennswalde 60, zwischen Piesting und Triesting 5, und zu Loiben 2 Königshöfe zuwendet[1]). Daß die Königshöfe zu Loiben wie die andern wohl auch einen beträchtlichen Umfang hatten (diese Königshöfe sind überhaupt nicht Gebäude mit Liegenschaft, sondern Arealmaße des Hoffußes), und daß sie bei Loiben unter der Wachau nicht ober derselben zu Leiben bei Ebersdorf zu suchen seien, ist gegenüber der Grenzbestimmung[2]): »Liupana inter duos lapides Waldstein et Holenstein« (Waldstein ober Dürnstein und Hohenstein anstoßend an Krems) unbezweifelt. Auch die Gegend um Loiben scheint verheert gewesen zu sein, somit wohl auch die von den Salzburger-Missionären erbaute Kirche zu Unterloiben (Oratorium der Zelle) unbekannten Patrociniums. Als Thatsache wird anzunehmen sein, daß die Tegernseer-Mönche sie wieder aufbauten und ihr das in ihrem Stifte einheimische St. Quirinus-Patrocinium gaben, das sie noch hat.

Da die Missionäre von Westen gegen Osten fortschritten, so wird man auch annehmen dürfen, daß neueröffnete Seelsorgbezirke gleich anfänglich, wenigstens bezüglich des Baptisteriums, nicht selbstständig wurden, selbst dann noch nicht, wenn sie sich bereits einer eigenen Seelsorgkirche erfreuten. Dieß ist der Grund aus welchem ich es für das Wahrscheinlichere halte, daß der von der Zelle zu Grünz aus erworbene, neue Seelsorgsprengel anfänglich, und wohl längere Zeit hindurch, das Baptisterium der St. Johanneskirche bei Arnsdorf benützt habe. Man darf sich weder hier, noch anderwärts an der großen Entfernung des Baptisteriums stoßen; denn einmal war die Taufkirche kein tägliches oder auch nur sonn- und festtägliches Bedürfniß, indem die feierliche Taufe nur zweimal im Jahre, um Ostern und Pfingsten gespendet wurde, und für die in der Regel wohl im Hause selbst vorgenommene klinische, nicht feierliche Taufe, ein Baptisterium nicht erforderlich war. Ueberdieß wissen wir, daß bei der Einführung des eigentlichen Pfarrinstituts, das so oft mit den Seelsorgscollegien der Urzeit verwechselt wird, die Pfarreien in der Regel von ungeheuerem Umfange waren. Einer der Factoren dieser ungeheuern Umfänge war gewiß die Thatsache, daß nur die Taufkirchen, aus deren offenen Sprengeln die Pfarreien zumeist hervorgingen, mit Zehenten dotirt waren, während die Dotationen anderer Kirchen fast ausnahmslos nur in einigen Höfen (mansus) bestanden. Ueber diese kirchlichen Zustände lassen außer andern verlässigen Anhaltspunkten die interessanten vom Bischof Piligrim vorgenommenen Recherchen über die Zehentrechte der Kirchen keinen vernünftigen

[1]) Mon. Boic. VI. p. 158—160. [2]) Ibid. p. 159.

Zweifel aufkommen. Darum halte ich dafür, daß das erste für die Umgegend von Grünz selbst errichtete Baptisterium jenes von Götzersdorf (S. Michaelis) sei. Sie diente aber vorzugsweise dem Missionssprengel von Traismauer als Taufkirche. Die St. Martinskirche zu Stollhofen, in welcher der Fürst Priwina getauft wurde, ist jünger, und wurde nach vollzogener kirchlicher Organisation für die „Gemeinde" Traismauer als Baptisterium bestimmt. Daß die Taufkirche zu Nußdorf (S. Joann. Bapt.) noch spätern Ursprungs sei, unterliegt kaum einem Zweifel. — Als älteste Seelsorgkirche des Grünzersprengels kann ich nur die Laurentiuskirche zu Obritzberg (Albrechtesberg) ansehen. Sie ist auch die Mutterkirche der St. Hippolytuskirche, die mit ihrem tegernseeischen Filialkloster der heutigen Bischofsstadt St. Pölten den Namen gab. Eine andere längst verschollene Kirche muß ich hier noch erwähnen, die ebenfalls im Laufe des IX. Jahrh. entstanden und durch die Magyaren-Verheerungen des X. wieder zu Grunde gegangen zu sein scheint. Sie stand in dem von Obritzberg sich gegen Südwest ausdehnenden Kirchbergerwalde, wovon noch dermal eine Oertlichkeit der „Kirchbühel", „Kirchkogel" heißt[1]). In welchem Verhältnisse sie zur St. Laurentiuskirche zu Obritzberg gestanden sei, weiß ich nicht.

Wie oben bemerkt worden, halte ich auch Loiben für eine ursprüngliche Zelle der Missionäre von St. Peter, die ihr erstes eigenes Baptisterium, nachdem sie anfänglich wohl auch längere Zeit an jenes der St. Johanneskirche bei Arnsdorf angewiesen war, in der längst in Abgang gekommenen St. Michaelskirche zu Stein erhielt. Wo sich die Seelsorgkirche der dem Christenthum gewonnenen Umwohner, wie es scheint vorzugsweise slavischer Nationalität, befunden habe, ob anfänglich in der Marienkirche zu Weißenkirchen, ob in der St. Veitskirche zu Krems, vermag ich nicht zu entscheiden.

Hohlenburg und Traismauer bildeten schon wegen der geringen Entfernung von einander sicherlich einen Missionssprengel. Bezüglich des ältesten Baptisteriums Götzersdorf ist vorhin das Nöthige gesagt worden, und bezüglich des etwas jüngern in der St. Martinskirche zu Stollhofen (nächst Traismauer) ist man der Mühe des Suchens überhoben, was um so erwünschter sein muß, weil sein St. Martins-Patrocinium nicht als Directive hiezu hätte dienen können. Die Bestätigungsurkunde vom J. 890 sagt aber ausdrücklich: »Ad Treisimam civitatem et ecclesiam S. Martini cum decima«, und schon daraus würde man mit Sicherheit schließen können, daß diese St. Martinskirche eine alte Taufkirche sei. Sie war aber wirklich schon am Ablaufe des ersten Drittels des IX. Jahrh. Taufkirche für die damals schon kirchlich organisirte Gemeinde Traismauer, denn der Anonymus de Convers. Bag. et Carant.[2]) erzählt uns, daß Herzog Priwina in ihr die hl. Taufe empfing. »In cuius spacio temporis (ca. 830)

[1]) Font. Rer. Austr. Vol. VIII. P. Wilh. Karlin's Erläut. S. 117. [2]) Bei Pertz, Mon. Germ. hist. XIII. (Im Abdruck der Juvavia ist auch diese Stelle ausgelassen.)

quidam priuuina exulatus a moimaro duce marauorum supra danubium uenit ad ratpodum. qui statim illum presentauit domno nostro Hludouico. Et suo iussu fide instructus baptizatus est in ecclesia S. Martini loco treisma nuncupato, curte uidelicet pertinenti ad sedem iuuauensem.« Nun ist aber bekannte Thatsache, daß Traismauer von jeher nur eine St. Ruperts kirche habe, und an eine Einführung dieses Patrociniums in der Restaurationszeit, in welcher diese Gegenden schon zum Passauer Bisthum gehörten, ist nicht zu denken, weil dieselbe St. Martinskirche auch noch in der Bestätigungsurkunde K. Otto's II. vom J. 979[1]) genannt wird. Der Grund der Verwirrung liegt lediglich in dem Umstande, daß man diese St. Martinskirche immer in Traismauer selbst sucht, obwohl der Anonymus de Convers. aussagt, daß sie bei Traismauer stand (und noch steht) und auch unsere Bestätigungsurkunde nicht undeutlich auf dasselbe hinweist. Hätte sie in Traismauer selbst gestanden, so wäre es überflüssig gewesen, nach »Treisimam civitatem« wieder eigens beizusetzen: »et ecclesiam S. Martini cum decima«, denn dieß hätte sich in obiger Voraussetzung von selbst verstanden. Der Anonymus de Convers. hebt aber mit seiner beigefügten Erläuterung »curte videlicet ꝛc.« jeden Zweifel, denn curtis kann doch kein Synonymum von civitas (Burg) Treisima sein. Die fragliche St. Martinskirche steht nach mehrmaligem Umbau heute noch; freilich nicht in Traismauer, wo sie nie gestanden, sondern hart daran zu Stollhofen: dort, an einem Arm der Traisen, stand dieses Baptisterium. Als älteste Seelsorgkirche wird allerdings die St. Ruperts kirche in Traismauer selbst anzusehen sein, und sie dürfte ihren Ursprung eben so gut wie die St. Ruperts-kirche zu Hofarnsdorf dem Erzbischofe Arno verdanken. Ich bezweifle jedoch nicht, daß nach vollzogener kirchlicher Organisation auch Hohlenburg in seinem Mariengotteshause eine eigene Seelsorgkirche erhalten habe. Gleichzeitig mit der Liebfrauenkirche zu Hohlenburg mag im obern Sprengel von Traismauer die St. Andreaskirche (St. Andrä) entstanden sein. In ihrem Patrocinium finde ich eine zarte Berücksichtigung der dort herum dichter siedelnden slavischen Bevölkerung; St. Andrä selbst hat eine größere Ortschaft Unter-Winden; Ober-Winden liegt in der gegen Süden anstoßenden Pfarrei Herzogenburg. — Man könnte versucht sein, in Berücksichtigung ihres St. Peters-Patrociniums, auch die heutige Pfarrkirche von Inzersdorf, St. Andrä gegenüber, den ältesten Kirchen beizuzählen. Allein P. Wilhelm Karlin weist nach[2]), daß sie erst um 1140 erbaut und in diesem Jahre vom Bischof Reginmar von Passau eingeweiht worden sei; wobei höchstens noch fraglich bliebe, ob die Brüder „Meginher und Heidenreich von Imicinesdorf" selbe nicht etwa in einer Reminiscenz an eine möglichen Falles vor den Magyaren-Verheerungen dort gestandene ältere St. Peterskirche erbaut haben. Doch diese Frage ist ziemlich müßig, und mag daher auf sich beruhen. Die übrigen Kirchen der Umgegend scheinen sämmtlich spätern Ursprungs zu sein.

---

[1]) Juvav. Anh. p. 204. [2]) Font. Rer. Austr. VIII. S. 188.

Der Missionsbezirk der Mönche von Kremsmünster zerfällt durch die inzwischenströmende Donau in zwei ungleiche Hälften; die größere jenseitige zwischen Schmida und Kamp und die kleinere dießseitige um Mautern. Der jenseitige Missionsbezirk, gewöhnlich der „Wagram" geheißen, kam später an Nieder-Altach[1]), und zwar durch den hl. Gotthart, den Reformator mehrerer Abteien und die Gunst des hl. Kaisers Heinrich II. Die hierauf bezügliche Schenkungsurkunde gibt uns einige Anhaltspunkte zur Ermittlung der ältesten kirchlichen Institute des Missionsbezirkes; sie ist vom J. 1011 und besagt[2]): »Eidem Ecclesiae (Altach) ... in marha et Comitatu Henrici Marchionis decem regales mansos inter hos terminos sitos: idem in orientali plaga de illo vallo et duabus arboribus vulgo feleuun (Felber) dictis subtus villam Abbadorf dictam usque in fluvium Danubii et inde sursum in latitudine usque in occidentalem plagam, ad terminum Sigimaris Weride, in longitudine vero de Danubio usque ad Wagreim ad aquilonem terminantur ... concedimus atque largimur cum omnibus appendiciis ..« Da hier Abtsdorf schon beim Uebergange des Gebiets an Altach genannt wird, so wird man dort die zum Dorf angewachsene Zelle der Kremsmünsterer-Missionäre suchen dürfen. In nächster Nähe davon findet sich die Kirche St. Johannes d. T. zu Königsbrunn, die ich für das ursprüngliche Baptisterium halte. Als neuere Pfarrei ist Königsbrunn Ausbruch von Kirchberg, und dieses mit seiner St. Stephanskirche gilt mir als älteste Seelsorgkirche. Man wolle nicht übersehen, daß wir uns hier auf ursprünglich bischöflich-passauischen Diöcesanterritorium befinden. Was das Baptisterium Königsbrunn betrifft, ist allerdings richtig, daß auch die Localie Höbersdorf, sowie Großstätteldorf dasselbe Patrocinium haben, aber beide fallen wegen ihrer Lage von selbst außer Berücksichtigung, und für die Ursprünglichkeit des Baptisteriums zu Königsbrunn scheint auch dessen Name zu sprechen, wodurch es auch vor andern Ortschaften „Brunn" in der Nachbarschaft, z. B. Brunn im Feld, Engelbrunn, Feuersbrunn, Engelmannsbrunn ausgezeichnet zu werden scheint. Daß einige Ortschaften „Brunn", einfach oder in Zusammensetzungen davon, ihren Namen dem Taufbrunnen, den sie hatten, verdanken, ließe sich leicht beweisen, führt aber im vorliegenden Falle zu keinem Ziele, weil die Mehrheit derartiger Ortschaften unbezweifelt von gewöhnlichen Brunnen zubenannt erscheint; nur dürfte es gestattet sein, an das gleichnamige, allem Anscheine nach uralte Baptisterium Königsbrunn am Donaumoose zu erinnern, das Bd. III. besprochen worden ist. — Bezüglich der übrigen Kirchen des linksufrigen Missionsbezirkes scheint es zweifelhaft zu sein, daß irgendwelche davon aus ältester Zeit herrühren; nur Altenwerd mit seinem bei den Slaven so beliebten St. Andreas-Patrocinium dürfte eine Ausnahme davon machen, möglicherweise auch Fels mit jenem der hl. Margareth. Auf das jüngere Grafen-

[1]) Vgl. Chmel, Sitz.-Ber. der k. k. Akad. hist.-phil. Klasse XI. Bd. S. 887. ff. [2]) Mon. Boic. XI. p. 140. f.

werd ging das St. Andreas-Patrocinium wohl von dem ältern über. Auf die Colonisirungselemente weisen Sachsendorf nächst Altenwerd und im nördlichen Hügellande ein Baierdorf hin; slavische Ortsnamen fallen besonders im Hügellande durch ihre größere Anzahl auf, wobei man nicht vergessen darf, daß die mährische Grenze einst bis an den Wagram herabreichte.

Der rechtsufrige Missionsbezirk der Mönche von Kremsmünster darf aus mehr als einem Grunde ein höheres Interesse beanspruchen, obwohl er anfänglich ohne Zweifel von kleinem Umfange war. Im Allgemeinen mag das filiale Verhältniß, in welchem Kremsmünster zu Altach stand, der Anlaß gewesen sein, aus welchem man dessen Missionäre, wie anderwärts, so auch hier den höchst verdienstvollen Altachern beigesellte. Daß Mautern früher Eporespurch geheißen habe, scheint nicht außer aller Beziehung zu dem Eber zu stehen, der dann in die Gründungssage von Kremsmünster mit so entschiedener Romantik eingeflochten wurde. Ueberdieß glaube ich es (Bd. I. Cap. St. Severin) zu einem höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben, daß die Missionäre von Kremsmünster ihre Agapituszelle innerhalb der Rudera des Recinctes errichteten, welcher einst das Hauptkloster des hl. Severin bei Faviana umgab. Endlich habe ich bereits oben auf einen großartigen Plan hingewiesen, den man im letzten Decennium des IX. Jahrh. gehegt zu haben scheint, bei der St. Agapituskirche aus der einfachen Zelle eine reich dotirte Abtei, ein Emporium für die Christianisirung der Marchslaven von größtem Maßstabe zu bilden. Ja, es ist vielleicht die Muthmaßung nicht zu gewagt, daß dunkle Reminiscenzen an das severinische Hauptkloster, die damals noch in der Volkssage leben konnten, bei der Auswahl des Standpunktes des zu errichtenden Klosters den Ausschlag gegeben haben. Sollte man sich an der Fortdauer der Volkssage wegen der inzwischen liegenden Awaren-Herrschaft stoßen, so würde ich an die freilich um etwa hundert Jahre kürzere Fortdauer einer ähnlichen Sage erinnern, die sich an das St. Blasienkloster bei St. Lamprecht in Steiermark knüpft, und die sich trotz der 200jährigen Slaven-Herrschaft dort erhielt, wie bereits erwähnt wurde. — Die ursprüngliche Missionsstation, die St. Agapituszelle, dürfte auch, abgesehen von allem Sagenhaften, meines Dafürhaltens als mit Sicherheit ermittelt angesehen werden; und daß die kleine, einzeln stehende St. Johanneskirche nächst Mautern, in der noch wochentlich celebrirt wird, die Erinnerung an das ursprüngliche Baptisterium des Missionssprengels bewahre, scheint ebenfalls sicher zu sein. In ähnlicher Weise wird auch die St. Margarethen-Kapelle zu Mautern als älteste Seelsorgkirche kaum einen erheblichen Widerspruch finden.

P. Wilh. Karlin gibt uns in seinen ebenso reichhaltigen als anziehenden Erläuterungen zum Salbuche seines Stiftes einen erwünschten Aufschluß über die spätern Schicksale der genannten Kapelle, indem er sagt[1]): „Die Margarethen-

[1]) Font. Rer. Austr. VIII. S. 118.

Kapelle steht noch am Rande des Stadtgrabens von Mautern gegen Osten, ist aber schon längst entweiht und Eigenthum der Stadtgemeinde geworden, welche darin jetzt die Feuerlösch-Requisiten aufbewahrt." Darin bin ich aber nicht mit ihm einverstanden, daß die vom Bischof Engilbert von Passau eingeweihte St. Stephanskirche zu Mautern als geräumigere Seelsorgkirche (parochialis) die zu beengte St. Agapituskirche verdrängt oder ersetzt habe, denn letztere wird auch in der Nachricht über Bischof Piligrim's Synodalversammlung behufs Evidentstellung der Zehentrechte um 985 charakteristisch nur Basilica, nicht Ecclesia geheißen: die Unterscheidung zwischen Ecclesia (Seelsorgkirche) und Basilica (Nebenkirche) wird aber in den Documenten von Eugippius bis tief in's Mittelalter herab ziemlich ausschließlich festgehalten. Die St. Stephanskirche wurde statt der St. Margarethenkapelle Seelsorgkirche des umfangsreichen Sprengels, der auch zu Mautern, wie anderwärts, den Uebergang zur Errichtung einer eigentlichen Pfarrei bildete.

Welch eine wichtige historische Erinnerung allem Anscheine nach in der lakonischen Phrase des Stiftungsbriefes von Göttweig[1]): »Murale infra quod capella S. Agapiti habetur« liege, wurde im Bd. I. bei Gelegenheit der Untersuchung über den einstmaligen Standpunkt des severinischen Hauptklosters Faviana erörtert, und schon darum wäre es von hohem Interesse, die Lage jenes gemauerten Recinctes (Murale), innerhalb welchem die St. Agapituskapelle gestanden, genau zu kennen. Leider sind wir bei dieser topischen Forschung bezüglich der letzten Präcisirung nur auf Vermuthungen angewiesen. Wenn irgend jemand wären sicherlich der scharfsinnige Archivar von Göttweig P. Friedrich Blumberger und dessen ebenbürtiger Amtsnachfolger P. Wilhelm Karlin am ersten in der Lage gewesen, den Standpunkt der verschollenen St. Agapituskapelle zu ermitteln, und Ersterem wäre ein tieferes Eingehen auf diese Frage um so näher gelegen, weil er die Absicht hatte, die alte Controverse über die Lage des severinischen Hauptklosters bei Faviana, soweit es eben möglich gewesen, einer endgiltigen Lösung näher zu bringen[2]). Sagt er doch selbst, daß er sich in der Geschichte des hl. Severin damit zu befassen gedenke. P. Wilhelm Karlin begnügt sich damit uns zu sagen: „Ueber die Kapelle des hl. Agapit ist nichts mehr bekannt", und es in Zweifel zu stellen, daß die spätere Agapituskapelle im Amtshofe des Klosters St. Nikola ihrem Standpunkte nach mit der alten Kremsmünster'schen identisch gewesen: sei es nun, daß er die Oertlichkeitsfrage überhaupt nicht vom Blumberger'schen Gesichtspunkte aus aufgefaßt, oder daß er in seiner Bescheidenheit sich nicht zutraute, zu einem ersprießlichen Resultate gelangen zu können. Daß der Standpunkt der spätern Amtshofskapelle des Klosters St. Nikola und der alten Kremsmünster'schen Agapituskapelle nicht identisch sein können, scheint mir außer allem Zweifel zu stehen. Das Kloster St. Nikola bei Passau hatte nämlich sein Eigenthum in und um Mautern schon 1074 erhalten, und daß es seinen Amtshof auf seinem Eigenthum erbaut habe, liegt wohl auf der Hand; mithin mußte der ummauerte Recinct, in welchem die St. Agapituskapelle gestanden, *außer* dem Nikolaer-Eigenthume gelegen haben, weil ihn sonst der sel. Bischof Altmann, der Gründer von St. Nikola und Göttweigs, 9 Jahre später d. h. im J. 1083 nicht dem Stift Göttweig hatte schenken können. Wir wissen daher mit Sicherheit, daß die einst von den Mönchen von Kremsmünster erbaute St. Agapituskapelle nicht dort stand, wo die Chorherren von St. Nikola die ihrige errichteten; damit sind wir aber der Feststellung des Standpunktes der erstern nur um ein Unbedeutendes näher gerückt. An das an

[1]) Font. Rer. Austr. VIII. p. 250. [2]) Vgl. Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Qu. III. S. 366

knüpfend, was ich Bd. I. über die Lage des severinischen Hauptklosters bei Faviana muthmaßend ausgesprochen habe, glaube ich hier wiederholen zu dürfen, daß es viele Wahrscheinlichkeit für sich habe, daß die St. Agapituskapelle mit ihrem gemauertem Recincte außer der nordöstlichen Stadtmauer Mauterns (Faviana) in der Nähe des dermaligen Ziegelofens gestanden habe, und daß sie vielleicht schon bald nach dem J. 1083 durch einen Einbruch der Donau bis auf die unscheinbarste Spur weggerissen worden sei. Daß in alter Zeit Einbrüche der Donau in der Richtung Mauterns stattgefunden haben, ist Angesichts des Terrains unbestreitbar; vielleicht daß auch bisher unbeachtete Aufzeichnungen im Archive des dabei betheiligten Stiftes Göttweig sie constatiren. Aber auch abgesehen davon, ist die Eigenthümlichkeit des Terrains zwischen Mautern, der Donau und der Paltmündung in die letztere dafür Beweises genug. Der ebene Au- und Sumpfboden, das schon außer den Städtmauern anstehende mächtige Thonlager, zu dessen Ausbeutung man die Ziegelei errichtete und die sogenannten „großen Lachen" Krems gegenüber, lassen keinen Zweifel über jene Katastrophen aufkommen; aus der Richtung des Paltbaches läßt sich aber sogar die südliche Grenze der Ueberschwemmung entnehmen. Der Paltbach macht nämlich unter Palt eine grelle Schwenkung gegen Osten. Daß er in ältester Zeit seine gerade Richtung von Furt gegen die Westspitze der Fasanau eingehalten habe, dürfte anerkannt sein. Als der Einbruch geschehen war, erreichte er den Strom schon dort, wo jetzt seine Ostschwenkung beginnt, und als später die Donau in ihr nördlicheres Bett zurücktrat, und das verlassene des südlichern Einbruches mit Anschütten auffüllte, war der Paltbach genöthigt, sich sein Rinnsal zwischen ihnen und den Hügelhalden von Brunnkirchen zum Strom hinab zu suchen. Das hohe Interesse an dem severinischen Hauptkloster bei Faviana und das letzte Aufflackern der dankbaren Erinnerung an dasselbe in der St. Agapituskapelle der Kremsmünsterer Missionäre mögen die Ausführlichkeit dieser Erörterung entschuldigen.

Die Resultate meiner Forschungen über die ältesten Kirchen des St. Emmeramer-Missionsgebietes am Perschlingbache und linken Tullnufer können nur bescheidene Anforderungen befriedigen. Einerseits war jenes Gebiet in Folge seiner ausgesetzten Lage noch späten Raubzügen der Awaren und vom Ende des IX. Jahrh. an den Einfällen der Magyaren und dadurch nöthig gewordenen Neucolonisirungen unterworfen, wodurch die ältern kirchlichen Zustände, wenn nicht ganz verwischt, wenigstens sehr verdunkelt wurden; und dann gelang es mir nicht, in den Besitz der bei derartigen Forschungen unentbehrlichen historisch-statistischen Hilfsmittel in Betreff jener Gegenden zu kommen. — Das in Rede stehende St. Emmeramer-Missionsgebiet schloß sich im Osten von Pottenbrunn bis an die Traisenmündung unmittelbar an das Salzburgische der beiden Traisenufer an. Auch die Eigenthums-Erwerbungen des Stiftes St. Emmeram fallen in drei Zeitabschnitte, welche sich in ein halbes Jahrhundert theilen: 808, 834, 859; jener von 837, in welchem dem Stifte die Tullnermark für den Fall kinderlosen Ablebens vom Grenzgrafen Rapoto zugesichert wird, bleibt hier als gegenstandlos außer Berücksichtigung. Wie oben bemerkt worden, erhielt St. Emmeram durch die Schenkung der drei Söhne Eliof's 808 und dann des Grafen Wilhelm im J. 834 einen Besitz, der sich wie ein Kreissegment von den Quellen des Elsbaches

in südlicher Convexität über die mittlere Tulln und den Perschlingbach am (muthmaßlichen) Dietrichsbache an die Donau bei Pachen herabbog und die Tullnermark in angegebener Richtung umgürtete. Erst als vor 859 der Grenzgraf Rapoto seinen Besitz durch Felonie verwirkt hatte, und selber dem zu Folge an K. Ludwig d. D. heimgefallen war, erhielt St. Emmeram auch die Hälfte der Tullner-Krondomäne. Aus dieser stückweisen Eigenthums-Erwerbung darf man aber keineswegs schließen, daß das später Erworbene von der frühern Missionsarbeit ausgeschlossen gewesen sei, sondern nur, daß der Gang der Eigenthumserwerbung auch den Gang des Missionswerkes verzeichne. Ich weiß nicht, ob und wie weit ich vom Richtigen abweiche, wenn ich Abtstätten bei Sighartskirchen als ursprüngliche Missionsstation der St. Emmeramer-Mönche annehme, d. h. es für ihre Erstlingszelle dieses Bezirkes halte. Ohne Grund hat es seinen Namen als Gegensatz zu Murstätten (Muristettin) und Königsstätten (Chonhohistettun) gewiß nicht erhalten. Es wird dann auch kaum einem Anstand unterliegen, in Berücksichtigung ihrer Lage und Patrocinien Johannisberg (S. Joann. Bapt.) und Sighartskirchen (S. Margarethae) für das ursprüngliche Baptisterium und die erste Seelsorgkirche anzusehen. Rapoltenkirchen mit seinem ritterlichen St. George-Patrocinium wird als eine dem Grenzgrafen Rapoto, der sich dort wenigstens zeitweise aufgehalten zu haben scheint, gemachte Concession gelten dürfen; aber eigentliche Seelsorgkirche war es nicht, sondern einfach Burgkapelle. Bei der großen Entlegenheit des westlichen Sprengels darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß er schon frühzeitig ein eigenes Baptisterium, sowie eine eigene Seelsorgkirche erlangt habe: die Seelsorgkirche war die schon frühzeitig documentirte Kirche zu Perschling, das correlative Baptisterium vermochte ich nicht zu ermitteln. Die gemauerte Kirche zu Weißenkirchen (woher ihr Name) entstand wohl erst später, und Murstätten mit seinem Patrocinium SS. Salvatoris halte ich für eine Schöpfung Kremsmünsters, beziehentlich der St. Agapituszelle bei Mautern, und reihe sie darum der Neige des IX. Jahrh. ein, in welcher, wie wir gesehen, jene Zelle auch mit Liegenschaften am Perschling ausgestattet wurde. Es hat viele Wahrscheinlichkeit für sich, daß Rust, mit dem Patrocinium des hl. Martin und nahe an der alten Consularstraße gelegen, aus der nächsten Zeit nach dem Feldzuge K. Karls d. Gr. gegen die Awaren stamme. Es wäre kaum ein zu gewagtes Unternehmen, wenn man es versuchte, in der Richtung der St. Martinskirchen Awariens für jenen Feldzug des großen Königs eine Art Itinerarium herzustellen. In den bisher behandelten Missionsgebieten unter der Enns würde man dabei St. Martin bei Ips, zu Markersdorf, zu Stollhofen und Rust, vielleicht auch zu Abtstätten, zu berücksichtigen haben. Damit will nun freilich nicht behauptet werden, daß Kaiser Karl d. Gr. genannte St. Martinskirchen alle selbst habe erbauen lassen, sondern nur, daß die dem Befreier von den unerträglichen Awaren-Drangsalen dankbare Mit- und Nachwelt jene Stätten oder Haltstationen, auf welchen der Kaiser seiner Andacht gepflogen, als geheiligte betrachtet, und darum dort

Kirchen erbaut habe. Die Hofkapläne des Königs, bischöflichen und priesterlichen Ranges, führten gemäß damaliger Sitte immer einen Reliquien-Schatz mit sich, dessen Hauptbestandtheil ohne Zweifel jene des hl. Bischofes Martinus von Tours ausmachten; über ihnen wurde unter einem Zelt der bewegliche Altar errichtet und das hh. Opfer dargebracht. Daß K. Karl an der Geburtsstätte des hl. Martinus (Mons Pannoniae) höchster Wahrscheinlichkeit nach diesem Beschützer des Frankenreiches seinen frommen Dank für die unermeßlich wichtigen Erfolge seines Awaren-Feldzuges dargebracht habe, wie er ihn mit dreitägigen Andachts-Uebungen am Grabe des hl. Florian begonnen hatte, ist ausführlicher im I. Bd. dargethan worden.

Die kaiserliche Krondomäne (Fiscus) Tulln war ohne Zweifel schon seit dem Beginne der Mission mit einer Seelsorgkirche versehen. Die dortige Pfarrkirche hat das Patrocinium des hl. Erzmartyrs Stephanus, das aus der passauischen Zeit stammen, aber auch das ursprüngliche sein kann.

Ich stelle diese Alternative, weil einerseits ausgemacht ist, daß die Salzburger Erzbischöfe auf ihren Slavenmissionen mehr als eine St. Stephanskirche einweihten. Außer dem hl. Virgil, dessen Einweihung der St. Stephanskirche bei der Abtei Otting urkundlich bekannt ist, weihte Erzbischof Adalwin am St. Stephansfeste 865 in der Herrschaft Wittimars eine Kirche zu Ehren des hl. Erzmartyrs [1]) und später wieder eine zu Stradach (jetzt Maria-Straden nördlich von Mureck. Stephanskirchen bei Ampfing (S. Stephani ecclesia des Indiculus Arn.) war allem Anscheine nach vom hl. Rupert selbst consecrirt worden. Andrerseits ist aber eben so sicher, daß durch die Vorliebe der Passauer Bischöfe mehrere ältere Patrocinien von jenem ihres Diöcesanpatrones Stephanus verdrängt wurden. Wo daher auf erst später passauisch gewordenem Gebiete das Patrocinium des hl. Stephanus vorkommt, ist bezüglich der Anerkennung desselben als ursprünglichen immer Vorsicht geboten.

Da sich das Burggebiet von Tulln, wie wohl kaum zu bezweifeln, an beiden Ufern des Tulln-Flüßchens gegen Süden hinauf erstreckte, so dürfte die Annahme als gerechtfertigt erscheinen, daß die Kirche St. Johannes d. T. zu Freundorf (Vriundorf) das ursprüngliche zur Seelsorgkirche in Tulln gehörige Baptisterium gewesen sei.

Passauisches Missionsgebiet unter Tulln. Auf dem südlichen Ufer der untern Donau ist uns in den bisherigen Untersuchungen kein Missionsgebiet vorgekommen, das man mit Sicherheit dem Legationsgebiete der Passauer-Kirche zuschreiben könnte; erst an der äußersten Grenze des alten Ufer-Noricums sehen wir auch diese Kathedrale im Bekehrungswerke thätig, während doch gewiß ist, daß der ungeheuere Legationsbezirk von Passau am linken Donauufer und im nördlichen Pannonien sich eben so weit erstreckte, wie der salzburgische im südlichen Pannonien, im alten Binnen-Noricum und auf dem rechten (und theilweise auf dem linken) Ufer der Donau, soweit sie ufernorisches Land bespühlte. Man sieht auch hieraus wieder,

[1]) Anonym. de Conv. bei Pertz Mon. Germ. hist. XIII. (Im Abdr. der Juv. fehlt auch diese Stelle). [2]) Juvav. p. 18.

[illegible]

[illegible] Bd. IV. Cod. Trad. Claustroneoburg. S. 209. f. [2]) Gesch. v. Melk I.
[3]) Juvav. Anh. p. 13.

als Parcelle des Missionsgebietes auf dem nördlichen Donauufer ansehen will, so fehlt es auch hiezu nicht an einem verlässigen, obgleich nur allgemeinen Anhalte, indem es trotz der mancherlei dagegen erhobenen Einwände nicht bezweifelt werden kann, daß die Territorien links der Donau wenigstens am Göllers- und Zaya-Bache, dann an der March, ja Mähren selbst zum passauischen Legationsgebiete gehörten. — Wer es mit der Glaubwürdigkeit der Urkunden minder genau nehmen wollte, würde in einer derselben, welche Buchinger abdruckt[1]) und sie mit vielen Andern unbedenklich für echt hält, auch einen speciellen Beweis dafür finden, daß die Kirche Passau schon 823 in seinem nicht mehr anfechtbaren Legationsgebiete im Norden der Donau auch bereits beträchtlichen Grundbesitz unter Trübensee, Mochinlea (wahrscheinlich Großmugel) und um Ezymburg (unbekannt) gehabt habe. Daß Passau in Folge seiner Missionsthätigkeit in jener Region links der Donau schon ziemlich bald auch mehrere Liegenschaften erhalten habe, ist mir wenigstens zweifellos; nur muß man den Beweis dafür nicht auf Grund dieser Urkunde erbringen wollen, denn sie ist, wenn auch nicht geradezu unterschoben, doch arg interpolirt.

Für den altufernorischen Ostwinkel steht uns eine echte Urkunde zu Gebot, aus welcher klar hervorgeht, daß er passauischer Missionsbezirk war, und diese führt uns denn auch wieder auf denselben zurück. Sie ist vom K. Ludwig d. D. am 16. Febr. 836 zu Osterhofen ausgestellt, und ihr hieher bezüglicher Inhalt lautet[2]): »Concessimus ecclesie patauiensi .... cui presenti tempore uenerabilis uir reginarius episcopus preesse uidetur, quasdam res proprietatis nostre, que sunt in prouincia auarorum. In loco qui dicitur Kirichbach. Id est ecclesiam unam constructam cum territorio ad mansos centum faciendum et plus. Quorum terminia sunt ab ipso loco pergens per unam semitam usque ad locum qui dicitur tumulus et inde per circuitum usque ad predictum Kirichbach et inde usque ad marcam theotherii. Et inde sursum usque cumenberg. Has itaque res cum predicta ecclesia cum uineis, terris .... totum et integrum quemadmodum ratpodus comes annoni corepiscopo ipsas res consignauit ita predicte ecclesie (patauiensi) presentialiter concessimus.«

Auch diese Urkunde bedarf einiger Erläuterung. Vorerst ist daraus ersichtlich, daß auch dort die Cultur vom Christenthum ausging: die Missionäre hatten bereits eine Kirche erbaut, während die ganze Umgegend noch nicht wieder urbar gemacht war (cum territorio ad mansos centum faciendum et plus). Die bereits erbaute und an das Hochstift zu Eigen geschenkte Kirche suche ich nicht in Ober- oder Unter-Kirchbach selbst, so verlockend dieß in Berücksichtigung des Ortsnamens auch sein mag, sondern in St. Andrä im Hagenthale. Mir scheint nämlich, St. Andrä, dessen Patrocinium Ortsname geworden ist, habe in älterer Zeit ebenso wie jene am Nordabhange des Kahlenberges autonomastisch „die Kirche" geheißen; aus letzterer entstand durch Anhängung des patronymischen inga Kirchling (Kierling) — präcis hieß sie das Kirchlein (Chirichila), woraus dann Chirichi-

[1]) Gesch. des Fürstenth. Passau. S. 483. f. [2]) Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 29.

linga entstand; sonst hätte durch Verwitterung nicht Kirchling oder Kierling, sondern Girching oder Kirching aus diesem Namen werden müssen, wie wir eins bei Künzing (Castra Quintana) an der obern Donau gefunden haben. Die Kirche im Hagenthale wurde, als bereits mehrere andere in der Umgegend entstanden waren, Kirche St. Andrä oder einfach St. Andrä zum Unterschiede von ihnen geheißen. Die beiden Ortschaften Kirchbach, die meines Wissens keine Kirche haben oder gehabt haben, scheinen daher ihren Namen vom Bache erhalten zu haben, der sie durchfließt, dieser aber von der Kirche d. h. von St. Andrä, an der er weiter unten vorüber rinnt. Die Urkunde sagt uns eben, daß die Kirche das einzige Gebäude der weiten, mehr als für 100 Mansen Land fassenden Umgegend war. Die in der Urkunde angegebenen Grenzen vermag ich in Ermanglung hinreichender statistischer Hilfsmittel nur muthmaßend und annäherungsweise zu bestimmen. Mit der Bezeichnung »Tumulus« dürfte etwa die nordwestliche Grenze gemeint sein, wie mit der »Marca Theotherii (Diotrici)« die reinwestliche, während mit dem Ausdrucke: »inde sursum usque Cumenberg« die südliche und östliche wenigstens im Allgemeinen präcisirt erscheint. »Tumulus« wird wohl kaum etwas anderes sein als irgend ein ansehnlicherer Grabhügel, wie sie für Leichen Vornehmerer bei vielen Völkern des Alterthums gebräuchlich gewesen; und ich getraue mir hiebei auf den wohl erst nachher entstandenen Ortsnamen Muckendorf westlich von Zeiselmauer zu rathen. Hiezu verleitet mich der oben angeführte Ortsname »Mochinleo«, der wie es scheint im heutigen Pfarrdorfe Großmugel erhalten blieb. Dieses Mochinleo scheint ähnlich dem Namen Buda-Pest eine pleonastische Doppelbenennung aus »Moga« mit deutscher Genitivbeugung in und Lêo zu sein. Lê heißt aber Grab (z. B. Gunzinlêo, der oft mißdeutete Gunzenlech, Gunzo's Grab, Martaro-lêo und Verro-lêo bei St. Moriz im Walliserlande Martyrergrab und Kriegergrab u. s. w.) und dasselbe heißt das slovenische Moga, üblicher Mogila. Sich bezüglich der Namensschöpfung an das slovenische oder wendische Idiom zu halten, ist man aber, auch abgesehen von dem Orte Croaten-Aigen in der Pfarrei St. Andrä, sicherlich im Hinblicke auf den Ortsnamen Windischhütten in derselben Pfarrei und vielleicht auch Zwentendorf (ze-winidindorf?) bei Ponsee berechtigt, ja in der »provincia awarorum« sogar bemüssigt.

Die Marca Diotrici (theotherii) suche ich in der weitern Umgegend Dietersdorf's (vielleicht schlägt auch der früher besprochene Diotrichesbach hier ein) bei Abtstätten, und nehme sie darum als wahrscheinliche Westgrenze des Missionsbezirkes am Kirchbache an. Ob die Mark ihren Namen von dem gleichnamigen Grenzgrafen erhalten habe, den K. Karl d. Gr. eingesetzt, oder von einem Blutsverwandten jener drei Söhne Eliolf's, welche St. Emmeram in jener Region beschenkten, mag dahingestellt sein; daß er damals nicht Grenzgraf von Tulln war ist ausgemacht, denn als solcher wird uns in unserer und in den früher allegirten St. Emmeramer-Urkunden genau für jene Zeit Rapoto genannt. Die Grenze gegen Süden und Osten ist mit der Phrase: »sursum usque Cumenberg« wenigstens im Allgemeinen bestimmt, wie oben schon bemerkt worden, und Cumenberg scheint hier vorzugsweise dem Kahlenberge zu gelten. Wie weit sie sich gegen Süden erstreckt habe, scheint die heute noch übliche Benennung des Waldes zwischen Ollern und Mauerbach, welcher „Passauer-Sonnenwald" heißt, anzudeuten.

Wenn wir nun das passauische Missionswerk selbst in nähere Untersuchung ziehen, so fragt es sich vor Allem, welchem Kloster die dort verwendeten Missionäre angehört haben mögen. Diese Frage glaube ich mit einiger Zuversicht dahin be-

antworten zu dürfen, daß sie aus dem Kloster Nieder-Altach gekommen seien. Altach war, wie schon öfter erinnert worden, salzburgischen Patronats, lag jedoch auf bischöflich passauischem Diöcesangebiete. Außerdem wüßte ich nicht, welche Missionskräfte den Bischöfen von Passau in damaliger Zeit zur Verfügung gestanden wären. Allerdings scheint sich das St. Severinskloster in der Innstadt erhalten zu haben; es ist aber, wenigstens im IX. Jahrh., kein Zeichen frischer Lebenskraft von ihm mehr bekannt. Osterhofen scheint am Ende des VIII. Jahrh. geblüht zu haben, als Benedictinerstift aber schon im darauffolgenden eingegangen, am Beginne des X. von den Magyaren gänzlich zerstört und erst am Anfange des XI. als Augustiner-Regularcanonikat wieder restaurirt worden zu sein. Ferner ist nicht das mindeste bekannt, daß St. Severin oder Osterhofen in den Gegenden, von denen die Rede ist, je begütert gewesen seien, was sicherlich nicht unterblieben wäre, wenn Missionäre aus ihnen dort thätig gewesen sein sollten. Diesen mehr negativen Gründen stehen ein paar positive zur Seite, welche ziemlich laut zu Gunsten Altach's sprechen. Einmal finden wir das Stift Altach, jedoch erst nach der Restaurationszeit besonders im Norden der Donau reich mit Liegenschaften ausgestattet, bezüglich deren Umfang ich auf die früher belobte gründliche Abhandlung Chmels verweise[1]). Dann hat die im fraglichen Missionsbezirke gelegene Kirche Tulbing das im Allgemeinen ziemlich seltene Patrocinium des Klosters Altach, nämlich S. Mauritii. Man wird mich daher kaum einer zu phantasiereichen Combination zeihen, wenn ich in Tulbing die ursprüngliche Zelle der Altacher Missionäre vermuthe, aus deren Oratorium des hl Mauritius später die demselben hl. Martyr gewidmete Kirche hervorging. Wir befinden uns mit Tulbing genau in demselben Falle, wie mit der, wie ich glaube, zur Genüge nachgewiesenen St. Mauritiuszelle zu Spitz in der Wachau.

Bezüglich des ursprünglichen Baptisteriums unseres Missionsbezirkes bin ich geneigt, dasselbe in der Kirche St. Johannes d. T. zu Ried zu vermuthen, oder offener ausgesprochen: ich weiß nicht, wo ich es sonst suchen soll. Dagegen glaube ich im Anschlusse an das oben Erläuterte St. Andrä vor'm Hagenthal mit Zuversicht für die älteste Seelsorgkirche des Bezirkes halten zu dürfen. Sie ist 836 als bereits erbaut documentirt, während die weite Umgegend noch öde liegt; ihr Patrocinium S. Andreae ist ein bei den Wenden sehr beliebtes, und daher in wendischen Territorien sehr frequentes; und endlich steht sie in der beiläufigen Mitte des Missionsbezirkes. Als dieser schon wegen seiner günstigen Lage und seines verhältnißmäßig fruchtbaren Bodens nach genanntem Jahre wohl ziemlich rasch colonisirt worden sein mag, entstanden wohl auch noch weitere Seelsorgkirchen; am wahrscheinlichsten zu Königstätten, zu Kierling und möglicherweise auch zu Höflein, denn das St. Margarethen-Patrocinium, das die Kirche zu Höflein hat, ist unbestreitbar eines der im tiefen Alterthum am öftesten vorkommenden.

[1]) Sitz.-Ber. d. k. k. Akad. hist.-phil. Kl. Bd. XI. S. 871 ff.

X. Capitel.

Binnenland im Nordwesten der Wachau.

Nachdem das Uferland links der Donau zwischen den Einmündungen der Isper und Schmidahe beleuchtet worden ist, kommt nun das im Norden und Westen an diesen schmalen Landstrich stoßende ungeheuere Waldgebiet zu besprechen. Selbes scharf abzugrenzen bin ich nicht im Stande, indem schon die nordwestliche Contour der Wachau links der Donau und des Landstriches ober und unter ihr eine schwankende ist, noch mehr aber die böhmische Nordgrenze, welche im Laufe der Jahrhunderte mehr als einmal bedeutend gewechselt zu haben scheint. Nur im Westen ist durch den Königswieserwald, seinen dermal freilich stark gelichteten Anschluß an den Böhmerwald, (durch den Liebmauerwald) und seine Ausläufer gegen die Donau hinab eine etwas festere Grenzmarke gegeben. Auch die Ethnographie gibt hier keinen verlässigen Anhalt, weil wir Deutsche und Slaven auf diesem Territorium vollständig gemengt durch- und nebeneinander siedelnd antreffen, nur daß gegen die Donau zu die Deutschen, gegen den Nordwald aber die Slaven in stetig steigender Mehrheit aufscheinen, je nachdem ihre Sitze sich der einen oder andern der ebengenannten Endlinien nähern. Es hat jedoch selbst dieses in der Natur der Sache begründete Verhältniß seine Ausnahmen, denn hoch im Norden, in der Nordwestspitze des Viertels ober dem Manhartsberge, werden anerkannt germanische Ortsnamen, wie Heinreichs, Bertholds, Reinprechts u. s. w. in größerer Anzahl sichtbar, während noch am großen Kamp herab, wo er seine reinsüdliche Richtung genommen, nicht wenige zweifellos slavische Ortsnamen dichter nebeneinander vorkommen. Wir werden später in dem vorzugsweise strategischen Zwecke der Bevölkerungsvertheilung eine wenigstens theilweise Erklärung dieser Siedlungsverhältnisse beizubringen in der Lage sein.

Was die vorhin berührte, wie es scheint, öfter als einmal eingetretene Verrückung der böhmischen Marken betrifft, liegt schon in der eben angezogenen größern Anzahl entschieden deutscher Siedlungen im Nordwestwinkel des Viertels ober dem Manhartsberge ein topographischer Beweis dafür vor, und zudem mangelt es auch nicht an urkundlichen. Im Jahrzehnt 1114—1125 gelangte das Waldgebiet Grie (desertum Grie) auf Fürbitte Gerbirges', Gemahlin Herzog Borcwoys von Böhmen und Schwester des Markgrafen Leopold III. durch die Mildthätigkeit des Letztern in Besitz des Stiftes Göttweig. Im lebendigen Bewußtsein der kirchlichen und civilisatorischen Aufgabe seiner Genossenschaft ging Nanzo sogleich daran, für die Bewohner des neuerworbenen Waldgebietes zu Kottes eine Pfarrei zu errichten. Die dortige Marienpfarrkirche wurde erbaut, vom Bischofe Reginmar von Passau (1121—1138) eingeweiht, und die Grenzen ihres Sprengels genau umschrieben. Diese reichten im Norden bis an die große

Krems, und es ist auffallend, daß in der hierauf bezüglichen Urkunde[1]) der Bestimmung »ad maiorem chremisam« beigefügt ist »versus boemiam.« Damit ist nun allerdings nicht gesagt, daß damals die böhmische Grenze an der großen Krems begonnen habe; sicherlich aber, daß sie in nördlicher Richtung nicht mehr weit entfernt gewesen, weitestens nämlich noch ein paar Meilen. Noch deutlicher weist auf dasselbe Grenzverhältniß eine Kremsmünsterer-Urkunde vom J. 1140 hin[2]). Beiläufig fünf Jahre früher hatte die hochadelige Matrone Adelheid von Wildberg, Witwe Ernsts von Hohenburg, dem Stifte Kremsmünster ein Waldgebiet um Pehstall unter der Bedingung geschenkt, daß im selben zur Pflege des Seelenheiles der Waldbewohner eine Kirche gebaut und eine Pfarrei errichtet werde: Bischof Reginbert von Passau weihte die Kirche und steckte ihr die Pfarrgrenzen ab. In der Grenzbestimmung kommt nun vor: «A Chuislach usque ad terminos episcopatus nostri et terminos terre Bohemie.« Diese Doppelgrenze des Bisthums sowohl als der Markgrafschaft wird man weitestens am großen Kamp zu suchen haben.

In eine genauere Erörterung der Grenzverhältnisse einzugehen, halte ich für überflüssig, weil die Erzielung eines sichern Resultates kaum zu hoffen wäre, und jedenfalls außer meinem Bereiche liegt. Ueberhaupt ist gegenwärtige Untersuchung mehr negativer als positiver Natur. Wir werden uns nämlich im Verfolge derselben hoffentlich überzeugen, daß von einer Christianisirung des in allgemeinen Umrissen angegebenen Binnenlandes im bisherigen Sinne nicht die Rede sein könne. Allem Anscheine nach war unser Binnenland, selbst damals, als es im Besitze der Awaren war, nur dünn von ihnen bevölkert, nach ihrer Vertreibung bis über die Theiß nur nomadisch von Wald- und Viehwirthschaft treibenden Slaven mehr durchzogen als besetzt und höchster Wahrscheinlichkeit gemäß erst nach den Magyaren-Einfällen, also von der zweiten Hälfte des X. Jahrh. an allseitig in Cultur genommen. Als während der Römerzeit die Rugen im Besitze dieses Territoriums waren, mag es freilich etwas anders gewesen sein. Daß sie außer dem Lande unter dem großen Kamp, dem heutigen Viertel unter dem Manhartsberge, auch die der Donau näher gelegenen Waldregionen bis gegen Passau hinauf im Besitze gehabt haben, wird, denk' ich, aus Eugippius[3]) zu entnehmen sein, indem er erzählt, daß die Bürger jener Stadt den hl. Severin angingen, sich zum Rugenkönig Fava zu begeben und ihnen bei ihm die Erlaubniß freien Handels zu erwirken. Die Rugen waren im 5. Jahrh. diesseits der March und an der Thaya in die von den Quaden verlassenen Sitze eingerückt, und mögen weit gegen Westen vorgedrungen sein, wie aus Eugippius erhellt. Es ist mir nicht unbekannt, daß man vor ungefähr zwei Decennien es versucht hat, die Baioarier mit den Suevo-Quaden des Vannius zu identificiren und sie zwischen den Flüssen

[1]) Salbuch von Göttweig in Font. Rer. Austr. Bd. VIII. p. 52. 53. Erläuterungen von P. Wilhelm Karlin ibid. S. 175 ff. [2]) A. Theodorich Hagn, Urk.-Buch S. 38. und 377. [3]) Vita S. Severini, edit. Kerschb. c. 22.

Marus (March) und Cusus (vorgeblich Gusen) einzuquartieren. Abgesehen davon, daß das Vannische Reich sich von der March gegen die Karpathen hinab ausdehnte, wird diese Hypothese ungefähr denselben Werth haben, wie jene fast gleichzeitig aufgetauchte, welche die Baioarier von den alten Bojern abstammen läßt, und ihnen vor ihrem Uebergange über die Donau die enge und höchst unfruchtbare obere Pfalz als Heimat anweist. — Gewiß ist soviel, daß nach der Besiegung und der Vernichtung des Rugenreiches durch Odoaker (487) die Langobarden Rugiland besetzten; als sie jedoch schon bald nachher über die Donau zogen, scheinen schon frühzeitig die Awaren in das von ihnen verlassene Land links der Donau eingerückt zu sein, welche dann auch ihre Sitze rechts der Donau bis an die Enns herauf vertragsmäßig erhielten, als die Langobarden 568 nach Italien abwanderten. Man wird dem Raubvolke der Awaren nicht zumuthen, daß sie die Waldregionen an der Thaya in Cultur genommen haben, aber Besitz ergriffen sie davon, und ihre wiederholten Kriegszüge gegen die Ostfranken in der zweiten Hälfte des VII. Jahrh. machten sie durch jene Waldgebiete.

Diese ethnographischen Verhältnisse wollte ich etwas umständlicher erörtern, um den Satz aussprechen zu dürfen: Unser Binnenland, von dem es sich hier handelt, war aus unvordenklichen Zeiten her noch fast gänzlich unverkümmerter Urwald und blieb es zum größten Theile, bis es an die Babenberger Markgrafen überging. P. Wilhelm Karlin[1]) sagt unter Berufung auf Kurz und Andere, wie mir scheint, sehr richtig: „Silva Nortwalt, so hieß damals (um 1096) die ausgedehnte waldige Gebirgsgegend, welche sich zwischen Oesterreich, Bayern und Böhmen hin erstreckte, ohne gerade die Grenze zwischen diesen Ländern zu bilden. Das Viertel ober dem Manhartsberge wird noch jetzt davon das ‚Waldviertel' genannt", wie das Mühlviertel auch. Der erste Theil der soeben aufgestellten These wird kaum einem erheblichen Widerspruche begegnen; der zweite bedarf aber sicherlich noch einer ausführlichern Erläuterung. Man könnte den Beweis für die spätere erst von den Babenberger Markgrafen bewerkstelligte Cultur unsers Binnenlandes durch die Thatsache erbracht erachten, daß vor ihrer Zeit, von 976 an, auch nicht eine einzige Urkunde aufgebracht werden könne, durch welche irgend ein Culturzustand, auch nur einiger Ortschaften, nachzuweisen wäre. So stringent dieser Beweis auch sein mag, will ich auf ihn, als einen negativen, doch nicht das Hauptgewicht legen. Was mir mehr Beweiskraft zu haben scheint, ist die weitere Thatsache, daß die älteste bekannten Cultur-Anfänge und -Zustände ethnographisch und topographisch mit Merkmalen auftreten, welche mit dem Familienleben und der öffentlichen Stellung der Babenberger innigst verwachsen sind. Ich erkläre mich des Nähern, aber unvermeidlich auch des Umständlichern. Wer einst eine Culturgeschichte des Landes unter der Enns bearbeitet, wird meines Erachtens in der elementarsten Landes-

[1]) Salb. v. Göttweig S. 141.

eintheilung im Zusammenhalte mit der Topographie die sicherste Grundlage und die leitenden Principien für seine Arbeit finden. Die Topographie wird ihn vorerst darüber vergewissern, daß er trotz aller im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gekommenen Nivellirung, oder richtiger trotz eines bis in's kleinste Detail durchgeführten Germanisirungsprocesses, es dennoch mit Colonen zu thun habe, die zwei ursprünglich sehr verschiedenen Nationalitäten, der germanischen und slavischen nämlich, angehören. Innerhalb der einen wie der andern Nationalität wird er durch die Verschiedenheit der elementaren Landes-Eintheilung, vielleicht auch durch Eigenthümlichkeitsreste in der Gesittung auf den Gedanken gebracht werden, daß die Bewohner verschiedener Gegenden auch von verschiedenen Stämmen derselben Nationalität abstammen. Ist unser sehr erwünschter Autor mit feinem Tact für Auffassung des Volkslebens begabt, so wird er, auch abgesehen von Ortsnamen wie Sachsendorf, Frankenfels, Baierbach, Böhmkirchen, Windischendorf, Raizendorf u. s. w. leicht herausfinden, daß in der germanischen Nationalität der baioarische wie in der slavischen der czechische Stamm in überwiegender Mehrheit sei. Aber auch innerhalb der vorwaltenden Stämme wird er z. B. bei den baioarischen Colonen den Alpensohn vom Flachländer und beide vom Oberpfälzer und wieder vom Wäldler unterscheiden können, und hiezu wird ihm die elementare Landeseintheilung meines Dafürhaltens den verlässig richtigsten Maßstab in die Hand geben. Ohne mich hier in Ermanglung genauer statistischer Hilfsmittel in das Detail einlassen zu können oder zu wollen, mache ich einfach auf die sehr heteronome, elementarste Gliederung des Volkes im Bisthume St. Pölten aufmerksam. Die am ausgebreitetsten vorkommende Benennung ist allerdings das Modernere „Gemeinde", aber in den Voralpen kommt „Rotte" am öftesten vor, im westlichen Theile mehrmal mit „Dorf" (nicht im Sinne: größere Ortschaft, sondern Gemeinde), thälerweise mit „Amt" oder „Gegend" wechselnd. Im Viertel ober dem Manhartsberg ist die Eintheilung in „Aemter" die vorherrschende.

Hiezu kommt insbesondere im Binnenlande zwischen den Donauufergeländen, Ysper und Thaja ein so auffallendes, ich möchte sagen, augenfälliges topographisches Element, daß ich mein Erstaunen nicht verhehlen kann, daß ihm einheimische, anerkannt gründlich unterrichtete Autoren bisher absichtlich aus dem Wege gegangen zu sein scheinen. Es ist dies eine Unzahl genitivischer Personennamen fast durchgängig germanischen Idioms, die elyptisch zu Ortsnamen erwachsen sind. Daß diese elyptische Ortsnamenbildung schon frühzeitig sich zu entwickeln begann, erhellt aus Urkunden; so z. B. haben Göttweiger-Documente aus der Mitte des XII. Jahrhunderts[1]): Predium Vogitisawa, Dancholfis... predium Ottonis et Bertholdi (ministerialium Liupoldi marchionis), aber daneben auch: »in loco qui dicitur Chutans«. Daß genannte Orte Voitsau, Dankholz, Ottenschlag, Bertholz und Kottes seien, wird wenigstens

[1]) Salbuch von Göttweig im VIII. Bd. Font. Rer. Austr. p. 52. 53.

Um die soeben gemachte Aufstellung zu erweisen, bin ich in der glücklichen Lage, mich auf eine anerkannte Autorität berufen zu können, deren Aussprüche mich der Mühe weitläufiger Untersuchungen bezüglich des Nexus, der unser Binnenland mit Ostfranken, dem altbaioarischen Donaugau und dem Schweinachgau, oder dem Landstriche aufwärts an der Ilz bis zu ihrem und der beiden Regen Quellengebiete verknüpft, förmlich überheben; diese Autorität ist A. v. Meiller in seinen trefflichen Babenberger-Regesten. Aus den ihnen beigegebenen lichtvollen Anmerkungen[1]) wissen wir nun mit voller Sicherheit, daß der im Uebergange von 975 auf 976 als Markgraf aufgestellte Leopold, Graf von Babenberg, Gaugraf an der Donau und im Schweinachgaue war, und ebenso, wie sogar seine Söhne noch, blieb, als er und sie schon lange mit der Würde der östlichen Markgrafschaft bekleidet waren. Seine und seiner Nachkommen Verhandlungen bezüglich des Klosters Metten, unter welchen auch eine Zurückerstattung des Ortes Wischiliburch (Wischelburg, Pf. Stephansposching am rechten Donauufer) vorkommt, lassen vermuthen, daß fragliche Grafschaft überhaupt im Süden der Donau gelegen habe. Die Bewohner derselben waren jedenfalls echte Altbaioarier. Im Heimatlande der Babenberger von Bamberg bis an das Fichtelgebirg hauste eine wohl zu gleichen Theilen mit Wenden gemengte ostfränkische (thüringische) Bevölkerung, wie im Schweinachgaue eine zum größern Theile aus Baioariern und zum kleinern aus Czechoslaven bestehende. Als der Schweinachgau schon unter Liutbald's Ahnen in babenbergische Verwaltung gekommen war, mögen nicht unbeträchtliche Uebersiedlungen aus dem Bambergischen Gebiete dorthin vorgenommen worden sein, und dadurch erkläre ich mir die dialectischen Gemeinsamkeiten zwischen beiden. Dieß wäre allein schon hinreichend, um die Mischung von ostfränkischen und baioarischen Bevölkerungs-Elementen in unserm Binnenlande zwischen Donau, Isper und Thaya im reinsten Einklange mit den geschichtlichen Thatsachen zu erklären. Wir brauchen jedoch selbst dabei noch nicht stehen zu bleiben. Wir finden nämlich schon in der Neige des X. Jahrh. das Hochstift Passau besonders im westlichen Landstriche des Binnenlandes an der Isper aufwärts begütert, und da dieses Hochstift schon früher über ausgedehnte Liegenschaften mit baioarischen Colonen gebot, welche es zur Zeit seiner Bischöfe Gerhard und Adalbert (zusammen 939—971), oder richtiger, zur Zeit des Salzburger Erzbischofs Herold (939—958) auf dem rechten Donauufer zu verdoppeln verstand, so wird unbezweifelt aus diesen Besitzungen wieder ein beträchtliches Contingent baioarischer Colonen unserm Binnenlande zugeströmt sein, indem ihnen im östlichen Binnenlande Lebensverhältnisse in Aussicht standen, welche denen in ihrer bisherigen Heimat weit vorzuziehen waren. Ueber die Begünstigungen, welche den Colonen des Hochstiftes Passau im Falle ihrer Einwanderung in die durch erneuerte Magyaren-Einfälle verheerte und ent-

[1]) Regesten z. Gesch. der Markgr. und Herzoge Oesterr. a. d. Hause der Babenberger, besonders S. 187. ff.

völkerte Oſtmark gewährt wurden, haben wir zwei Documente: ein Diplom K. Otto's III. vom J. 983 und einen das Bisthum Paſſau betreffenden Auszug unbekannten Datums aus einem öffentlichen Placitum, das vom Herzoge Heinrich in der Oſtmark abgehalten worden war, und von welchem ſich weder Ort noch Zeit der Abhaltung mit Sicherheit angeben läßt. Nach dem Wortlaute der präciſen v. Meiller'ſchen Regeſte[1]) „bezeugt K. Otto III., es habe Biſchof Piligrim von Paſſau bei ihm klagend vorgebracht: »episcopatus sui pertinentiam in orientali plaga barbarorum limiti adjacentem creberrima eorum deuastatione infestari... a quibus etiam barbaris moderno nostri quoque regni tempore.... tam irrecuperabili se damno lesum (esse) in interfectione et direptione ecclesiae suae familiae praeter innumerabilia depraedationum et incendiorum dispendia ut absque habitatore terra episcopii solitudine siluescat...« Um dieſem Mangel an Menſchen abzuhelfen, welcher ſo groß geworden »quod ingenui... ex inopia seruorum in locis ecclesiastici patrimonii constituantur coloni«, bewilligt der König »... ut liberi, cujuscumque conditionis sint, qui destinantur coloni in locis pertinentibus ad s. patauiensis ecclesiae praesulatum sitis in marca hactenus liutbaldi comitis a nostrorum ministerialium deinceps sint districtione absoluti, et quidquid noster publicus fiscus ab illis exigere uel percipere poterit hoc totum in cunctis aduocato praefatae ecclesiae potestatiue exigendum et percipiendum ad jam dicti pontificis piligrimi successorumque suorum utilitatem perpetim condonamus. Nec pro ulla alia occasione aut uadium solvere aut ad comitatum ire a marchione uel aliqua judiciariae potestatis persona cogantur« ꝛc. Hieraus iſt erſichtlich, daß die Paſſauer Beſitzungen in der Oſtmark ſogar während der Regierungsperiode K. Otto's III. von den benachbarten Magyaren neuerdings entvölkert und verwüſtet worden waren, und daß man in Ermangelung leibeigener Colonen Gemeinfreie zur Wiedercoloniſirung gewinnen mußte, was auch dadurch gelang, daß man ihre Vorrechte beträchtlich erweiterte. — In dem die paſſauiſchen Berechtigungen betreffenden Auszuge aus den Verhandlungen des vom Herzoge Heinrich von Baioarien abgehaltenen öffentlichen Placitums erſcheint unter Anderem eidlich erhärtet[2]): »familiam S. Stephani ab omni iugo uel districtione marchionis, hoc est collectis, donatiuis operibus mansionaticis et ceteris seruitiis liberam et absolutam esse.« Wohl betreffen dieſe Verhandlungen vorzugsweiſe die paſſauiſchen Beſitzungen in der Wachau, um Mautern, St. Pölten, um und unter Tuln dieß- und jenſeits der Donau, waren jedoch auch natürlich ſchon wegen der Rechtsparität für den Beſitz an der Isper giltig.

Durch dieſe vom Kaiſer ſelbſt verliehenen oder auch im öffentlichen Placitum Herzog Heinrichs conſtatirten Vorrechte der biſchöflich paſſauiſchen Holden, wären die Markgrafen moraliſch gezwungen geweſen, auch ihren unmittelbaren

[1]) Babenb.-Regeſt. S. 1. Vgl. deſſen Erläuterungen hiezu S. 189. [2]) Ibid. S. 2. u. Anmerk. S. 190.

Unterthanen besondere Begünstigungen zuzugestehen, wenn dieß nicht schon in der ganzen Organisation ihres Grenzschutzes gelegen gewesen wäre. Besagte Organisation war aber in richtiger Würdigung der örtlichen Verhältnisse eine ganz eigenthümliche, die nur in der viel später errichteten Militärgrenze eine Art Nachahmung fand, ohne daß sie jedoch bezüglich ihrer freiheitlichen Einrichtungen davon erreicht worden wäre. Die Babenbergischen Markgrafen zogen natürlich mit ihrem gesammten Heerbanne in die neuerworbene Ostmark; was in ihrer Heimat bei Bamberg, in ihrem Donau- und Schweinachgaue kriegsdienstfähig und entbehrlich war, schloß sich ihnen an. Um aber den gefährlichen Magyaren nachhaltig Widerstand leisten zu können, war ihr obgleich noch so zahlreicher Heerbann keineswegs ausreichend. Um den Effectivstand desselben zu vermehren, hatten die Markgrafen bedeutende Kräfte durch Verleihung lehenbaren Grund und Bodens angelockt: gar mancher arme Junker des Heimatlandes wurde im Ostlande Großgrundbesitzer. Aller Wahrscheinlichkeit nach befreiten sie auch eine große Anzahl bislang Leibeigener durch Lehenverleihung, und so brachten sie eine Heeresmacht auf, die darnach angethan war, den Magyaren Respect einzuflößen. Auch die innere Landesorganisation scheint eine durch und durch militärische gewesen zu sein. Darüber sagen uns zwar die Documente nichts Ausdrückliches, wohl aber die Topographie. Außer den zahlreichen Burgen des in Frage stehenden Binnenlandes, von denen ein Theil nun verfallen, ja gänzlich verschollen ist, während ein anderer in modernere Schlösser umgebaut wurde, scheinen noch drei Ortschaften mit ihren Namen Wachtberg meiner Vermuthung Zeugniß zu geben: sie liegen in den Pfarreien Neukirchen, Großschönau und Schönbach. Ich beziehe mich hier auch wieder auf das, was ich im Abschnitte Wachau unter Berufung auf Khautz von den Landwehren gesagt habe, die in mehrern Linien das Flachland von der Donau bis zu den Alpendefileen durchsetzten. Wie anderwärts so wurden auch dort die altrömischen Wehren in frühgermanische und mittelalterliche umgestaltet; diesseits der Donau aber, oder in unserm Binnenlande vernachlässigte man gewiß die festen Verschanzungen nicht, welche bei zweihundert Jahre früher errichtet worden waren, um die wilden Awaren abzuwehren, da sie dieselben Dienste gegen die nicht minder gefährlichen Magyaren leisten konnten. Ich habe mich in frühern Jahren bei zufällig oder auch absichtlich angestellten Nachgrabungen in alten Burgställen von der Wahrheit der hier ausgesprochenen allgemeinen Ansicht überzeugt, indem ich zwischen römischen Buckelquadern des Unterbaues Scherben samnitischer Geschirre, Kaisermünzen neben germanischen Armaturresten, in höhern Schichten aber außer einzelnen charakteristischen Münzen früh- und spätkarolingische Waffenanticaglien fand, an welche sich dann spätmittelalterliche Funde anschlossen. Auf muthmaßliche ähnliche Wahrnehmungen in den alten Befestigungen der Ostmark muß ich freilich nur aus der Analogie schließen, da ich nie in der Lage war, dort ähnliche Untersuchungen anzustellen.

Um zum Abschlusse dieser vorzugsweise cultur-historischen Reflexionen zu ge-

langen, muß auch das im Binnenlande zwischen Donau, Isper und Thaya vorfindliche slavische Bevölkerungs-Element schon darum einer genauern Forschung unterzogen werden, weil es numerisch ein sehr beträchtliches ist. Ueberdieß bleibt es auch vorerst noch fraglich, ob nicht aus Anlaß dieser Forschung die Geschichte der Cultur in eine Geschichte der Christianisirung jener slavischen Einwohnerschaft umzuschlagen sich genöthigt finde, und ich dadurch wieder auf dem natürlichsten Wege auf das mir zuständige Territorium zurückgelenkt werden könne. Insoweit wird diese Untersuchung mit der Christianisirungsgeschichte der Slaven überhaupt im engsten Zusammenhange stehen. Vor Allem dringt sich die Doppelfrage auf: Wann und woher wanderte die slavische Bevölkerung in das Binnenland zwischen Donau, Isper und Thaya ein? Nach meiner freilich ganz unmaßgeblichen Vermuthung waren es Slaven, welche nach der Vertreibung der Awaren im entvölkerten Binnenlande vorerst Wald- und Viehwirthschaft treibend, nomadisch herumzogen, zum Theile aber auch sehr sporadisch sich niederließen. Demnach wären sie nach dem Abzuge der Awaren als Ureinwohner jener Waldreviere zu betrachten. In angestammter Fruchtbarkeit mögen sie sich allerdings ziemlich vermehrt haben, bis die Kriege mit Suatopluk ausbrachen, denen die Magyaren-Einfälle auf dem Fuße nachfolgten. Ob sie nun unmittelbar oder mittelbar an erstern betheiligt gewesen sein mögen, in keinem Falle waren selbe für ihre Vermehrung an Volk, oder Erweiterung ihrer Culturen förderlich; ganz unbetheiligt konnten sie nicht bleiben, weil sie dem Kriegsschauplatze zu nahe waren. Durch die Magyaren-Einfälle erlitten sie aber unbestritten ohne Vergleich herbere Einbußen an Seelenzahl sowohl als am Eigenthume. Einige Geschichtschreiber sind der Meinnng, daß die östlichen Länder theils durch Niedermetzelung, theils durch Abführung in Gefangenschaft damals gänzlich entvölkert worden seien. An eine völlige Entvölkerung glaube auch ich, jedoch nicht in Folge magyarischer Gewaltthätigkeit allein. Namentlich im Binnenlande, von welchem die Rede ist, mögen sich manche Slaven durch die Flucht in die nördlichern, für Reiterhorden undurchdringlichen Urwälder gerettet, und mehr als einmal gerettet haben. Die Slavennomaden waren durch jene Wälder aus ihrer nördlichern Heimat herabgekommen, die labyrintischen Steige des Urwaldes mußten ihnen also doch im Allgemeinen bekannt sein. Ich glaube guten Grund für die Annahme solcher Flüchtungen zu haben, weil vereinzelnte Momente der heutigen slavischen Topographie, wie sie aus der Babenberger Periode auf uns kam, nicht undeutlich darauf hinzuweisen scheinen, worüber mich klarer auszusprechen ich bald Anlaß haben werde.

Als die Babenberger-Markgrafen unser Binnenland neu zu cultiviren begannen, führten sie aus ihren heimatlichen Grafschaften um Bamberg, an der obern Donau und der Ilz zahlreiche Einwanderer in dasselbe. Diese Einwanderung war ein Mengsel baioarischer und thüringischer Germanen, unbezweifelt aber auch wendischer und czechischer Slaven. Rückten nun diese Ankömmlinge vom Westen in eine gänzlich menschenleere Waldöde? Wohl kaum, im Gegen-

theile fanden die Czechoslaven aus dem bayerischen Walde höchst wahrscheinlich, wenn auch sehr sporadisch siedelnde Landsleute vor, die von Norden kommend, sich schon lange vor ihnen Wohnsitze in unserm Binnenlande gesucht hatten. Daß es an zahlreichen Nachwanderungen von Böhmen her nicht fehlte, ist leicht zu begreifen, wenn man die anlockenden Vorrechte nicht aus den Augen läßt, welche Seiten der Obereigenthümer angeboten wurden, um arbeitsame Hände zu gewinnen.

Nach all diesen größtentheils cultur-historischen Erörterungen komme ich endlich dazu, an die für meinen Zweck noch wichtigere Lösung der Schlußfrage zu gehen: Wie stand es mit dem christlichen Glauben der Eingewanderten, der jüngern sowohl als der ältern? Darauf glaube ich antworten zu dürfen, daß die immense Mehrzahl derselben bereits christlich war, als sie ankam, und daß auch den schon vor den Magyaren-Einfällen eingewanderten, geflüchteten und wieder zurückgewanderten Wenigern das Christenthum, insoweit sie ihm nicht in vollständiger Allgemeinheit anhingen, wenigstens nicht mehr fremd war. Um die zuletzt präcisirte Fraction ganz in dasselbe einzuführen, bedurfte es keiner eigenen Missionäre mehr, indem dieß Aufgabe der Seelsorgsgeistlichkeit war, die mit ihren bereits christlichen Landsleuten angekommen sein mußte, und natürlich in demselben Verhältnisse vermehrt wurde, in welchem die Bevölkerung zunahm. Was die Einwanderer aus Ostfranken, den Donaugegenden und dem Schweinachgaue betrifft, bedarf meine Aufstellung keines Beweises mehr. Dasselbe ist bezüglich der in der Babenberger-Periode aus Böhmen nachgewanderten Deutschen und Czechen der Fall, denn, wie bekannt, wurde ja unter dem hl. Regensburger Bischofe Wolfgang, mithin genau um dieselbe Zeit, das Bisthum Prag errichtet, weil sich das Christenthum in Böhmen bereits consolidirt hatte. Es fragt sich daher lediglich, welcher Religion jene Czechen huldigten, die vor den Magyaren-Einfällen in unserm Binnenlande seßhaft waren, und nach dem Austoben derselben aller Wahrscheinlichkeit nach wieder in ihre neue, liebgewonnene Heimath zurückkamen, wenn es ihnen geglückt war, sich durch die Flucht zu retten. Wir werden hier noch einmal zu unterscheiden haben: anders stand es nämlich sicherlich um den Glauben jener Czechen, die kurz vor den Magyaren-Ueberfällen aus dem benachbarten, südöstlichen Böhmen gekommen waren, und anders mit dem jener Wenigen, die schon bald nach der Vertreibung der Awaren sich zwischen Donau, Isper und Thaya Wohnsitze gesucht hatten. Jene Erstern waren ohne Zweifel gute, vom hl. Erzbischofe Methodius und seinen Jüngern bekehrte Christen; die nach der Awaren-Vertreibung angekommenen aber wenigstens anfänglich Heiden, von denen eine Anzahl schon in der ersten Hälfte des IX. Jahrh. bekehrt worden sein mag, während das Christenthum den übrigen wenigstens nicht ganz fremd blieb. Ich habe weiter oben auf vereinzelnte topographische Momente hingedeutet, aus denen hervorzugehen scheint, daß schon bald nach Vertreibung der Awaren sporadisch czechische Ansiedlungen in unserm Binnenlande stattgefunden haben, es sind dieß slavische Ortsnamen, welche kirchliche Anstalten voraussetzen, die sich später

nicht mehr einreihen lassen, eben weil sie in slavischen Ortsnamen fixirt sind, deren Umgebung überwiegend germanische Topographie nachweist: ich meine hiemit zwei Zellen = Ortsnamen, Selbiz in der Pfarrei Kirchbach, Dec. Gerungs, und Söllitz in der Pfarrei Döllersheim, Dec. Pölla, denen auch noch ein Dritter, nämlich Mürselndorf, Pf. Neukirchen, Dec. Oswald beizugesellen sein dürfte. Die phonetisch geschriebene Wurzel sele (celje) = Zelle ist hierin kaum zu verkennen, sie wurde auch bei den Wenden in der Oberpfalz, wie bei den Carantanischen und Pannonischen Slaven in einer großen Anzahl gleich- oder ähnlichlautender Ortsnamen schon früher zur Genüge constatirt. Wie kamen nun besagte Ortschaften zu ihren Zellen-Namen, oder richtiger, wie hätte es spätern Mönch-seelsorgern vorzugsweise germanischer Umgebungen beifallen können, ihre Zellen in inzwischen liegenden slavischen Dörfern zu errichten? Eine solche Voraussetzung läßt sich mit den seit der Babenberger Periode entstandenen ethnischen Verhältnissen unseres Binnenlandes schlechterdings nicht in Einklang bringen, und es wird darum das Wahrscheinlichste bleiben, daß schon im Laufe des IX. Jahrh., obgleich ziemlich sporadisch, Slaven zwischen Donau, Isper und Thaja gesiedelt haben, bei denen eifrige Mönche Zellen erbauten, um sie zum Christenthume zu bekehren. Aus welchem Kloster jene Mönche gekommen waren, wird sich kaum mehr feststellen lassen; immerhin hat aber das wahrhaft apostolische Altach am meisten Chancen für sich, da dessen Missionäre, wie bereits dargethan, das in Rede stehende Binnenland mit einem Halbringe eines schmalen Missionsgebietes von Persenbeug bis über Spitz in der Wachau auf dem linken Donauufer umgürteten, weßwegen es am nächsten liegt zu vermuthen, daß auch das von jenem Halbringe im Norden oder Westen gelegene Binnenland Gegenstand ihres Seeleneifers geworden sei.

XI. Capitel.

Das Benedictiner-Stift St. Pölten und sein Missionsbezirk.

Ueber den Wechsel der Einwohnerschaft Pannoniens und des östlichen Ufernoricums berichtet uns der Anonymus de Convers. Bag. et Carant.[1]) Nachdem er nacheinander die Römer, Gothen und Gepiden aufgeführt, und dann die Einwanderung der Hunen, beziehentlich der Awaren berichtet, fährt er weiter: »Tunc vero sclavi post hunos inde expulsos ceperunt istis (meridianis) partibus danubii diversas regiones habitare.« Später erzählt er: »Postquam ergo Karolus imperator hunis rejectis episcopatus dignitatem iuuauensis ecclesiae com-

[1]) Juvav. Anh. p. 13 15.

mendavit arnoni uidelicet archiepiscopo et suis successoribus tenendi perpetualiter atque regendi perdonauit, ceperunt populi siue sclaui uel bagoarii inhabitare terram unde illi expulsi sunt huni et multiplicari.« Obwohl nun aus dem der ersten Stelle des Anonymus Vorhergehenden ersichtlich ist, daß er dort vorzugsweise Niederpannonien und die angrenzenden Landstriche im Auge habe, verallgemeinert er in der zweiten Stelle seine frühere Behauptung dahin, daß gleichzeitig mit den ersten Christianisirungsversuchen des Erzbischofes Arno von Salzburg auch die Einwanderung der Slaven und Baicarier und deren Vermehrung durch unausgesetzte Nachwanderungen im gesammten ehemaligen Awarenlande begonnen habe. Daß der Anonymus Hunen und Awaren für ein und dasselbe Volk halte, ist ohnehin bekannt.

Um uns nun auf das weitere Gebiet um St. Pölten zu beschränken, sind wir im Hinblicke auf die soeben wörtlich angeführten Stellen des Anonymus vorerst sicher, daß nach der vollständigen Besiegung der Awaren im letzten Decennium des VIII. Jahrh. die Einwohnerschaft jenes Gebietes beinahe ausschließlich aus den zwei verschiedenen Volkselementen der Slaven und Baioarier erwachsen sei. Die Baioarier kamen vom Westen der Enns herab, die Slaven aber allem Anscheine nach in größerer Anzahl aus dem nördlichen Carantanien, zum Theile wohl auch mit den Baicariern vom linken Ennsufer, wo sie, wie wir gesehen haben, seit lange zu beiden Seiten der Krems siedelten. Später wanderten auch aus Böhmen vereinzelnte Colonien Czechoslaven wie in den Ennswald so an die Traisen ein: Behamberg östlich von Steyer und Böhmkirchen östlich von St. Pölten zeugen heute noch dafür, sowie für ihren Stammesunterschied von den übrigen slavischen Bewohnern jener Gegenden.

In welchen Mengenverhältnissen die baioarisch-slavische Einwohnerschaft sich ursprünglich ansiedelte und dann zunahm, wird sich wohl kaum mehr auch nur annähernd ermitteln lassen; natürliche Fruchtbarkeit des Slavenvolkes und die Uebervölkerung ihrer Länder, besonders wo es sich nicht über deren Grenzen ausbreiten konnte, wie in unserm Falle in früherer Zeit wegen der awarischen Nachbarschaft, lassen mit einiger Sicherheit auf eine überwiegend slavische Majorität schließen, obwohl diesem Schlusse die vorzugsweise germanische Topographie des St. Pöltener Gebietes entgegen zu stehen scheint. Die ohne Vergleich größere Ueberzahl germanischer Ortsnamen ist nämlich nur eine scheinbare; denn abgesehen davon, daß eine nicht zu verachtende Anzahl von Ortsnamen besonders gegen Süden unverkennbar ein nur germanisch übertünchtes slavisches Gepräge zeigt, während mehrere sich dasselbe unversehrt zu bewahren wußten, ist der slavische Typus der Tradigistgegend eben so auffallend, wie deren Benennung. Zudem mehrt sich die Anzahl der reinslavischen Orts- und Oertlichkeitsnamen schon um ein sehr Beträchtliches, wenn man sich dieselben in ihrer um einige Jahrhunderte ältern urkundlichen Gestalt beschaut. Das in der vortrefflichen Bearbeitung des P. Wil-

helm Karlin, Archivars von Göttweig, vorliegende Urkundenbuch dieses Stiftes[1]) liefert einen lichtvollen Beweis hiefür. Wie nun die vielfältig völlig germanisch aussehende Gestalt heutiger Ortsnamen, welche in den Göttweiger-Urkunden uns noch in rein slavischen Formen entgegentreten, das Resultat eines seit Jahrhunderten unabläßig thätigen Germanisirungsprocesses ist, so würden wir die Anzahl rein slavischer Ortsnamen wieder um ein Beträchtliches vermehrt finden, wenn uns die ursprünglichste Topographie ebenfalls urkundlich documentirt vor Augen stände, denn als die Göttweiger-Urkunden begannen (1083), war der natürliche Germanisirungsproceß schon beinahe zwei Jahrhunderte in voller Thätigkeit.

Angesichts der Thatsache, daß im St. Pöltner Gebiete immer noch eine größere Anzahl rein germanischer Ortsnamen sich finde, deren etymologische Bildung unverkennbar auf ihren Ursprung in der ältesten Ansiedlungszeit zurückweist, habe ich hier noch auf das sociale Verhältniß, in welchem von Anfang an Baioarier und Slaven zu einander standen, aufmerksam zu machen. Die Baioarier waren das herrschende Volk, die Slaven das unterthane. Mit diesem Axiome ist selbstverständlich nicht behauptet, daß es selbst in ältester Zeit in baioarischen Landen keine freien Slaven gegeben habe; es gab deren allerdings, jedoch in ausnahmsweiser Minderheit, wie dieß in einer Kremsmünsterer Urkunde vom Jahre 828 für den Grunzwitigau documentirt ist, indem es dort[2]) ausdrücklich heißt: »Saluis tamen proprietatibus liberorum Sclauorum.« Da nun die Stellung der Slaven zu den Baioariern im Allgemeinen jene der Hörigkeit war, so ergibt sich hieraus von selbst, daß bei der Neucolonisirung des Gebietes von St. Pölten durch einwandernde Baioarier und Slaven in der Regel den Colonien der germanische Name ihrer baioarischen Herren beigelegt wurde, mithin die Mehrzahl der ursprünglichen Ortsnamen germanischen Idioms war, und dieß trotzdem, daß die slavische Bevölkerung die baioarische an Kopfzahl vielleicht sogar weit überbot. Hieraus könnte man zu folgern geneigt sein, daß, wie die Ortsnamen in ihrer Mehrzahl germanischen Idioms sein mußten, ebenso die Hausnamen der einzelnen Colonien von ihren slavischen Inwohnern der Mehrheit nach slavische hätten sein müssen. Dem steht jedoch entgegen, daß die germanischen Herren (wie umgekehrt) ihren slavischen Untergebenen vielfältig geläufigere, deutsche Namen gaben, was sich aus mannigfaltigen Analogien beweisen ließe, und dann, daß die Hausnamen erst mit der Neige des XV. Jahrh. ständig zu werden beginnen. Während ich dieß schreibe, liegen mir zufällig Urbarien und Heberollen des Stiftes St. Peter aus dem XIII. Jahrh. vor Augen, auf deren Rändern die spätern Verwalter die Besitznamen mehrere Generationen hindurch und obendrein vielfältig mit den Jahreszahlen der einzelnen Besitzesantritte nachgetragen haben. Hier finde ich nun für mehrere Bauerngüter, die mir ganz genau bekannt sind, auch deren heutige Hausnamen, die bei manchen erst an der Neige des XVI. Jahrh.

[1]) Font. Rer. Austr. Bd. VIII. [2]) Urk.-Buch von Kremsmünster S. 10.

gleichlautend bleiben. Da nun am Abschlusse des XV. Jahrh., von woher die ständigen Hausnamen datiren, der Germanisirungsproceß des Gebietes von St. Pölten man darf sagen ein nahezu vollendeter war, so ist es leicht erklärlich, daß sich auch in den Hausnamen desselben nur mehr sehr vereinzelnte rein slavische Assonanzen entdecken lassen.

An vorhergehende, meines Dafürhaltens nichts weniger als überflüssige Aufklärungen, reiht sich nun die jedenfalls interessantere Frage an, welchem religiösen Bekenntnisse die in das Gebiet von St. Pölten nach der Vertreibung der Awaren eingewanderten baioarischen und slavischen Neucolonen zugethan waren? Was vorerst die Baioaren betrifft, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie ausnahmslos römisch-katholisch waren. Bezüglich der Slaven läßt sich dasselbe wohl nicht behaupten, mag man nun ihr von den Kremsufern oder der obern Steiermark (Carantanien) her eingewandertes Contingent in's Auge fassen. Allerdings hatten, wie seines Orts erörtert worden ist, die Altacher-Mönche allem Anscheine nach schon um 760 ihr Missionswerk bei den Kremsslaven begonnen, und war dasselbe seit der Gründung des Stiftes Kremsmünster im J. 777 eifrig und in ausgedehnterem Maßstabe fortgesetzt worden: daß aber die Christianisirung der Kremsslaven im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. auch nur halbwegs vollendet gewesen sei, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich. Die trotz aller äußerlichen Schmiegsamkeit dem slavischen Nationalcharakter eigenthümliche Zähigkeit läßt die Vermuthung nicht aufkommen, daß sie ihrem alten Götterglauben leichten Kaufes entsagt haben sollten; überdieß liegt uns aber ein freilich nicht vollgiltiges Document vor, aus welchem hervorzugehen scheint, daß sogar gegen Ende des IX. Jahrh. die Bekehrung neuerlich vom Gebirge heraus in den Landstrich zwischen Krems und Alm nachgewanderter slavischer Colonen noch nicht vollständig durchgeführt war. Fragliches Document ist die mindestens interpolirte, vorgebliche Bestätigungsurkunde K. Karls d. Gr. vom März 802[1]), deren diplomatischer Werth schon früher besprochen worden ist. Die hieher bezügliche Stelle desselben lautet: »Si uero isti Sclaui (de Eporestal) rectum censum et laudabile seruitium facere uoluerint, terram illam possideant, sin autem, liberi discedant.« Da diese Stelle für den Zweck des passauisch gesinnten Interpolators oder beziehentlich Fälschers völlig irrelevant war, so kann sie ohne Anstand als eine im ursprünglichen Diplome stehende gelten, von wem das Diplom auch herrühren möge. Die Herausgeber desselben in den Monumentis Boicis halten es für ein rescribirtes und in die Regierungszeit K. Karls d. D. (884—888) einzureihendes. Ob sie hiebei recht gesehen haben, weiß ich nicht; im bejahenden Falle bewiese es aber, daß die Bekehrung der Kremsslaven selbst am Ende des IX. Jahrh. noch nicht gänzlich durchgeführt war, denn der schon früher erläuterte Sinn obiger Stelle wird in natürlichster Weise wohl dahin zu deuten sein, daß den Slaven um Eberstall Tribut-

[1]) Urk.-Buch v. Kremsmünster S. 7. ff.

pflicht gegen das Stift Kremsmünster und vollständige kirchliche Unterwerfung zur Bedingung ihres Verbleibens auf stiftischem Grunde zur Bedingung gestellt war. Mithin müßten sie bezüglich ihrer christlichen Gesinnung damals wenigstens noch schwankend gewesen sein.

In Betreff der aus dem nördlichen Carantanien in das Gebiet von St. Pölten herabgewanderten Slaven glaube ich geradezu behaupten zu dürfen, daß sie zur Zeit ihrer Einwanderung in überwiegender Mehrheit noch Heiden gewesen seien. In dieser Ansicht beirrt mich auch die anerkannte Thatsache nicht, daß die Christianisirung der Carantanerslaven schon bald nach dem Amtsantritte des hl. Bischofes Virgil begonnen und, freilich mit wechselnden Erfolgen, während seiner langen Regierungszeit (745—784) mit allem Eifer fortgesetzt wurde. Erst vom J. 772 an darf man annehmen, daß die Bekehrung jener Slaven an Ausdehnung und Nachhaltigkeit gewonnen habe, nämlich vom Jahre an, in welchem Herzog Tassilo, dessen Geduld endlich durch die wegen der Einführung des Christenthums wiederholt ausgebrochenen Aufstände, deren letzter sogar die Vertreibung aller Priester aus Carantanien zur Folge gehabt, dessen Geduld, sage ich, endlich erschöpft war, und der darum die Halsstärrigen mit Krieg überzog und sie Baiovarien förmlich unterwarf. In den letzten zwölf Jahren des hl. Virgil geschah nun freilich Vieles für die Bekehrung der Carantaner, ja dem Erfolge nach sicherlich mehr, als in seinen ersten 25 Jahren. Wir haben bereits gesehen, daß eine erkleckliche Anzahl von Geistlichen der Salzburgerkirche unter zwei Erzpriestern in Carantanien thätig war: die Kirche war dort consolidirt. Noch mehr geschah unter dem Bischofe Arno, Virgil's Nachfolger; aber trotz alldem glaube ich, daß jenes Slavencontingent, welches Carantanien zur ursprünglichen Colonisirung des Gebietes von St. Pölten stellte, seiner Mehrzahl nach heidnisch gewesen sei. Es liegt nämlich auf der Hand, daß die Carantaner-Colonisten zunächst aus den Thälern des Hochgebirges, das in ältester Zeit die Grenzscheide zwischen Ufernoricum und Binnennoricum bildete, wie heute noch zwischen den Herzogthümern Oesterreich und Steiermark, herabgekommen seien. Diese Hochgebirgsthäler waren aber von ihrem Christianisirungs-Focus (in unserm Falle Undrima d. h. St. Margarethen unter Knittelfeld) zu weit entlegen, als daß sich annehmen ließe, daß das Christenthum schon am Abschlusse des VIII. Jahrh. unter ihren Bewohnern allgemeiner verbreitet gewesen sei. Für die frühere oder spätere Verkündung der Heilslehre von einem und demselben Focus aus kann als Canon gelten, daß Christianisirungszeiten und Entfernungen der betreffenden Gegenden im geraden Verhältnisse zu einander stehen. Daß weit entlegene, dünner bevölkerte Gebirgsgegenden in der Regel erst zuletzt christianisirt worden sein können, dürfte selbstverständlich sein. Darum unterliegt es wenigstens für mich keinem Zweifel, daß die aus den Hochthälern des Hauptalpenstockes in das Hügelland und die Ebenen des St. Pöltner Gebietes herabgewanderten Slaven Carantaniens anfänglich mindestens in ihrer Mehrheit noch heidnisch waren. Für diese Annahme scheint auch ein topographisches Moment

und noch obendrein in ziemlich unzweideutiger Weise zu sprechen: es ist die vom Tradigistbache durchschnittene Tradigistgegend in der Pfarrei Kirchberg an der Pielach. Sie hat dermal noch mehr als ein Paar Quadratmeilen Flächeninhalt und scheint der kleine Ueberrest einer einst weit ausgedehnten unvermischten Slavensiedlung des Alterthums zu sein. Tradigist kommt das erstemal im Traditionscodex des Stiftes Göttweig unter dem richtigern Namen: »possessio Rategasth« vor[1]) und der treffliche Herausgeber desselben sagt von dieser Besitzung, daß sie von bedeutender Ausdehnung war, was er l. c. durch urkundliche Grenzenangabe nachweist. Unter Berufung auf P. Ign. Keiblinger[2]) fügt er dann bei, daß der alte Name Rategast an den slavischen Sonnengott Radhost (den Mars der Wenden) erinnere u. s. w. Indem ich, wie vorhin bemerkt, die Tradigistgegend, die sich noch bei ihrem ersten urkundlichen Auftreten als bedeutend ausgedehnt erweist, nur für den letzten Ueberrest einer sehr umfangsreichen Slavensiedlung des Alterthums halte, glaube ich aus ihrem Umfange und Namen vorerst folgern zu dürfen, daß eine sehr beträchtliche Anzahl slavischer Krieger sich dort ursprünglich niedergelassen habe, und daß dieselben beinahe ausschließlich noch Heiden gewesen seien, indem sie ihre Colonie nach ihrem Kriegsgott benannten. Ueber die Veranlassung zur Gründung einer derartigen Kriegercolonie möge mir erstattet sein eine Vermuthung (für etwas weiteres will ich sie nicht gehalten wissen) auszusprechen. In den Berichten der gleichzeitigen Chronisten über den Awaren-Feldzug K. Karl's d. Gr. im J. 791 ist mir wiederholt aufgefallen, daß die Awaren nach ihrer partiellen Niederlage auf den Ipsgefilden (Campi Ibosae, al. Iborae) den Kampf bei Königstätten südöstlich von Tulln auf einem für sie höchst ungünstigen Terrain wieder aufgenommen haben. Während nämlich ihre Heersäule auf dem nördlichen Donauufer am linken Ufer des Großen Kamp, die weite Ebene an der Donau hinab hinter sich, sich aufstellte, erscheint die südseitige Heersäule bei Königstätten förmlich in eine Sackgasse verrannt, indem ihr die nördlichen Ausläufer der Comagenischen Berge und der Strom es unmöglich machen, ihre taktische Hauptkraft, die Reiterei zur Geltung zu bringen, und sie durch die grelle Donaubeugung von Höflein an noch obendrein der Gefahr ausgesetzt sind, abgeschnitten und vernichtet zu werden. Mag man immerhin annehmen, daß die Awaren auf ihrem Rückzuge von den Ipsgefilden her sich an die alte Consularstraße über Traismauer und Cetium gehalten haben, so wird man vom strategischen Standpunkte aus dennoch voraussetzen müssen, daß eine Wallstatt an der Traisen besonders auf dem Steinfelde südlich von St. Pölten und à cheval auf der altrömischen Verbindungsstraße St. Pölten-Neulengbach-Wien für sie viel günstigere Chancen geboten hätte, als das Defilee Kahlenberg-Donau. Ihre unglückliche Wahl des letztern kann ich mir nur daraus erklären, daß sie keine freie gewesen sein müsse, sondern daß sie durch einen Flankenangriff vom Traisenthale herab an das rechte Donauufer gedrängt worden

[1]) Font. rer. austr. Bd. VIII. S. 26. No. C. u. S. 148. 149. [2]) Gesch. v. Melk I. S. 85. Anm.

waren, wodurch auch die Aufstellung auf dem obern Tullnerfelde als von dorther höchst gefährdet wegfiel. Ohne irgend einen documentalen Anhaltspunkt zu haben, vermuthe ich dennoch weiter, daß dieser muthmaßliche Flankenangriff von einem aus Obercarantanien auf der römischen Verbindungsstraße über die heutigen Mariazell, Lilienfeld, Wilhelmsburg ꝛc. herübergekommenen slavischen Hilfscorps ausgegangen sein möge. Daß die Carantaner seit Tassilo's Sturz unter fränkischer Botmäßigkeit bei ihrem gründlichen und die durch Jahrhunderte hindurch erlittene Bedrückungen seitens der Awaren wohlbegründeten Nationalhaß gegen dieselben in einem Kriege gegen die Erbfeinde müßige Zuschauer geblieben wären, ist überhaupt unglaublich. Darauf gründe ich meine, wie gesagt, rein persönliche Vermuthung, daß schon 791 ein slavisches Hilfscorps über die Berge gekommen sein möge, welchem dann die von ihnen benannte Tradigistgegend zu ständigem Aufenthalte angewiesen wurde, um dort in unmittelbarer Verbindung mit ihrem Stammlande eine Vorhut gegen die Awaren und zugleich eine Reserve in den v. J. 791 nur zeitweise unterbrochenen Feldzügen gegen sie abzugeben. Diese Vermuthung scheint mir wenigstens das für sich zu haben, daß sie mit den Zeitverhältnissen und historischen Thatsachen in ungezwungenem Einklange steht, und in ganz einfacher Weise den kriegerisch klingenden Namen der Tradigist-Slavencolonie erklärt.

Mit vorhergehenden, allgemeinen Bemerkungen glaube ich die unentbehrliche ethnographische Skizze eines der interessantern Territorien meiner Forschungen gezeichnet zu haben, welche ich nun in der Richtung der Wieder-Christianisirung desselben weiter auszuführen gedenke. Ich sage Wiederchristianisirung und nehme diesen Ausdruck in seiner erschöpfendsten Bedeutung, indem alles Christenthum, das dort, wie in wenig andern Territorien, noch in den Zeiten des sinkenden Römerreiches die herrlichsten Blüthen entfaltet hatte, bis auf die letzten Spuren wieder vernichtet worden ist. Daß die freundliche Landschaft um St. Pölten nach ihrer Besitznahme durch die Römer allem Anscheine nach schon sehr frühzeitig zu hoher Cultur gelangte, ließe sich voraussetzen, wenn auch nicht zahlreichere Funde von Denksteinen, Münzen und Anticaglien dafür zeugten (bezüglich welcher ich das Nähere auf Dr. Kerschbaumer's gediegene periodische Schrift „Hippolytus" verweise) und Eugippius es unterlassen hätte, uns für jene Gegend die Oppida Comagenae, Asturae und Favianae zu nennen. Warum ich das Hauptkloster des hl. Severin an der Nordseite der Stadtmauern Mauterns, im frühern Mittelalter Eporaspurch, zur Römerzeit Favianae suche, habe ich früher erörtert. Im Hinblicke namentlich auf das Wirken des hl. Abtes Severin wird man überzeugt sein, daß zur Zeit der Römerherrschaft die Landesbevölkerung durchgängig christlich geworden war. War aber das nahe Hauptkloster des Schutzengels der katholischen Christen Ufernoricums und Ostvindeliciens in den drangvollsten Zeiten das conservirende Ferment des wahren Glaubens gewesen, so war es später — an der Neige des V. Jahrh., freilich nur indirect, die erste und wirksamste Ursache, daß der katholische Glaube in weiterer Umgegend gänzlich erlosch. Als nämlich 488 die frommen

Mönche des hl. Severin, auf Odowakers Befehl, geschaart um den hl. Leichnam ihres Meisters, nach Italien abwanderten, schlossen sich ihnen nach Eugipps Zeugniß fast ausnahmslos alle katholischen Romanen des untern Ufernoricums sammt den zugewanderten Einwohner-Resten der obern Donaustädte an, während Tausende von gläubigen Landbewohnern des obern Ufernoricums in ihrer Heimat blieben, deren dem Schwerte und den Ketten der Barbaren entgangene immer noch zahlreiche Bevölkerungsreste dann gegen die Mitte des VI. Jahrh. als Romani, Tributales, Valha, Provinciales sich wieder um den Apostel der Baioarier, den hl. Bischof Rupertus sammelten. Das untere Ufernoricum, und damit das in Rede stehende Territorium, wurde unmittelbar nach dem Abzuge der rechtgläubigen Christen der Schauplatz blutiger Kriege, auf welchem sich heidnische oder heidnisch-arianische Völkerstämme drängten oder hinwürgten: so die schon etwas länger landsäßigen Rugen, dann Heruler, Turcilinger u. s. w. bis endlich die über die Donau gekommenen Langobarden das Land bis an die Enns hinauf in Besitz nahmen, die es dann auch wieder 568 vertragsmäßig den wilden Awaren abtraten. Diese hatten es bis 791, also volle 223 Jahre inne, in welch langem Zeitraume auch die letzten Keime christlichen Glaubens ersticken mußten.

Als K. Karl d. Gr. und seine tapfern Feldherren im letzten Jahrzehent des VIII. Jahrh. nach wiederholten Siegen die Awaren über die Theiß hinab getrieben hatten, mögen wohl auch einige unansehnliche Reste jenes Mongolenvolkes im Lande zurückgeblieben sein: seine Hauptbevölkerung erwuchs aber aus christlichen Baioariern und noch größtentheils heidnischen Slaven, wie oben erläutert worden ist. Bei solcher Sachlage war die Aufgabe der Missionäre dieses Gebietes eine doppelte: die Baioarier im Christenthume zu bestärken und die heidnischen Slaven ihm zu gewinnen.

Es fragt sich nun, welcher Mönchsgenossenschaft diese Aufgabe zugefallen sei? Hierauf antworte ich mit einiger Zuversicht: den Mönchen von Tegernsee! mit denen somit ein neues apostolisches Element auf unserm Christianisirungs-Schauplatze auftritt. Daß die Leitung des Bekehrungswerkes der Slaven nach allen Richtungen von der Salzburger Kirche gehandhabt wurde, brauche ich im Zurückblicke auf das früher Erläuterte nicht neuerdings nachzuweisen. Es könnte bei diesem Anlasse die weitere Frage erhoben werden: ob die Bischöfe von Salzburg die Missionsgebiete nach Willkühr oder im Anhalte an feste Grundsätze an die verschiedenen Mönchsgenossenschaften, die sich ihnen zur Verfügung gestellt hatten, vertheilt haben? Ohne auf eine Erforschung der, ich möchte sagen zufälligen, keinesfalls mehr eruirbaren Erwägungen besonderer Tauglichkeit, örtlicher Opportunität u. s. w., welche bei der Repartirung maßgebend wurden, eingehen zu wollen oder zu können, glaube ich dennoch bezüglich jener Territorien, die durch Einwanderung von Colonen gemischter Nationalität neu bevölkert wurden, in der engern Abstammung der baioarischen Neucolonen ein Moment entdeckt zu haben, das bei jener Repartirung in den weitaus meisten Fällen den Ausschlag gegeben haben

dürfte. Die Einwanderer kamen aus weniger fruchtbaren und darum leicht übervölkerten Gegenden und nicht etwa vereinzelnt oder auch truppweise, wie wir dieß vielfältig bei unsern Auswanderern über das Weltmeer wahrnehmen, sondern gruppenweise aus weitern Nachbarschaften, geführt von den Nachgeborenen ihrer heimatlichen Grundherren, und letztere ebenso wieder in Gesellschaft ihrer in der alten Heimat benachbarten adeligen Waffengenossen. Es würde zu weit von meinem Ziele abführen, wenn ich aus dem Wiederauftauchen gleicher patronymischer Ortsnamen in weiter Entfernung von jenen Gegenden, wo sie uranfänglich einheimisch sind, eine Abstammungsstatistik herzustellen versuchen wollte, im Allgemeinen würde dieß auch vergebliche Mühe sein, weil die Gründer neuer Geschlechter sich meistens auch darin gefielen, ihre nach neuen Ansitzen geschöpften Namen auf die Nachwelt zu bringen. Das wird aber sicher sein, daß, wo der entbehrliche Nachwuchs weiterer Umgegenden caravanenhaft einer fernen Neuheimat zuwanderte, denselben auch Seelsorger der Klöster begleiteten, denen die alte Heimat untergeben war. Das alte, engere Heimatsland war auch ohne Zweifel die reichhaltigste Quelle späterer Nachwanderungen. Um nun meine Erörterung auf das Gebiet von St. Pölten zu beschränken, sehe ich mich mit ziemlicher Sicherheit zur Annahme berechtigt, daß die baioarische Bevölkerung desselben zum beträchtlichsten Theile aus den baierischen Vorbergen zwischen dem Inn und der obern Isar, dem sog. Holzlande, gekommen sei, was auch mit der beurkundeten Ueberlieferung in reinem Einklange steht, daß dieselben hochedlen Adalbert und Otakar, welche, einer Nebenlinie der Agilulfinger entsprossen, aus ihrem reichen Besitze zwischen dem Inn und der obern Isar das später mit 11.000 Höfen dotirte Kloster Tegernsee gründeten, und das noch unter Adalbert's äbtlicher Leitung 150 Mönche zählte, auch die Gründer der Benedictinerabtei St. Pölten gewesen seien. — Wenn nun, wie es wirklich den Anschein hat, das Gebiet von St. Pölten seinem baioarischen Einwohner-Contingente nach, von der weitern Umgegend Tegernsee's aus bevölkert wurde, so gingen die Bischöfe von Salzburg ganz naturgemäß vor, wenn sie die Seelsorge jenes Contingents und die Bekehrung des slavischen den Mönchen von Tegernsee übertrugen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß die Gründung des Stiftes St. Pölten von Tegernsee aus, und insbesondere als Benedictiner-Abtei, von mehr als einer Seite her in die Klasse frommer Klosterlegenden, an denen das Mittelalter allerdings keinen Mangel gelitten, eingereiht werden will. Dem gegenüber glaube ich in Folge vieljähriger Forschungen berechtigt zu sein, meine eigene Meinung zu haben und auszusprechen. Ich bin dessen sicher, daß St. Pölten von der Neige des VIII. bis zum Schlusse des IX. Jahrh. ein Kloster, und zwar ein Benedictinerkloster gewesen sei, das von Tegernsee aus gegründet worden war. Prüfen wir nun die Gründe für jedes einzelne Glied unserer dreitheiligen These.

Daß St. Pölten schon vor der Gründung des dortigen Chorherrenstiftes

durch den seligen Bischof Altmann von Passau (1080) ein Kloster gewesen sei, ist allgemein Tradition, nicht nur in St. Pölten selbst, sondern auch in dessen weitesten Umkreisen. Seit sich das protestantische Princip ausschließlicher Schriftgläubigkeit auch in der Geschichtsforschung breit macht, gibt man um Beweise aus der Ueberlieferung nicht mehr viel, weil man nicht bedenkt, daß dadurch die Beweiskraft des Schriftlichdocumentirten völlig gebrochen werde, indem zuletzt alle historischen wie religiösen Wahrheiten in der Regel zuerst mündlich überliefert worden waren, bis sie niedergeschrieben wurden. Wie hartnäckig aber auch die negative Kritik an ihrem Principe festhalten mag, gegen die Glaubwürdigkeit der beurkundeten Ueberlieferung vermag sie sich nicht zu erwehren. In diesem Falle befinden wir uns aber gegenüber der Tradition, die sich auf den Bestand eines Klosters zu St. Pölten lange vor der Neige des XI. Jahrh. bezieht. Hier. Pez gibt in seinem unschätzbaren Werke[1]) einen Auszug der Passio S. Quirini aus einem Tegernseer Codex des XIII. Jahrh., in welchem unter Andern vorkommt: »Redeunt Roma Bawariam principes (Adalbertus et Otkarius)... referentes patronos a Papa, quibus in suis mox fundis monasteria statuerunt. Norica provincia tria fert horum, quae prius in honore trium Apostolorum fundaverunt: e quibus duo Canonicorum coenobia duobus sanctis Arsacio et Ypolito confessori et martyri renovant, sicut hodie cernuntur, aliud in Frisingensi Barrochiae; aliud id est S. Ypoliti in orientali Bawaria, quae Noricum ripense vocatur ꝛc.« Gegen dieses Zeugniß wird man gar Mancherlei einzuwenden haben; einmal, daß es für meine eigene Behauptung, daß St. Pölten ursprünglich eine Benedictiner-Abtei gewesen sei, in seinem Ausdrucke »Canonicorum coenobia... aliud S. Ypoliti« höchst ungünstig laute, dann aber im Allgemeinen, daß die ganze Passio S. Quirini soviel anerkannt Fabelhaftes und geschichtlich Irrthümliches enthalte, daß sie demzufolge als ein ohnehin viel zu junges und sagenreiches Document keine historische Glaubwürdigkeit verdiene. Ich gebe gerne zu, daß die Aufstellung der Passio, Adalbert sei vorzüglichster Graf Baioariens und Otakar Herzog der Burgunder, der hl. Quirin ein Sohn des ersten christlichen Kaisers Philippus gewesen, völlig werthlose Fabeln seien, sowie, daß ihr Verfasser die vom sel. Bischof Altmann vollbrachte Gründung des regulirten Canonicatstiftes St. Pölten mit der ersten Klostergründung alldort verwechsle; was aber die älteste Klosterstiftung zu St. Pölten im Allgemeinen betrifft, schenke ich der Aussage der Passio vollen Glauben, weil sie nur, freilich mit Unrichtigem vermengt, das wiederholt, was aus älterer Zeit aus glaubwürdiger Ueberlieferung bekannt war. Das Bestehen jener Ueberlieferung ist vorerst durch eine Aufzeichnung des Klosters Tegernsee constatirt, welche die Herausgeber der Monumenta Boica[2]) um das J. 1060 setzen. Dort werden die dem Kloster Tegernsee entfremdeten Besitzungen aufgezählt und unter diesen: »Episcopus Pazenhovensis (sic!) abbatiam habet ad S. Yppolitum.« Hier. Pez hatte in Tegernsee ein in der Wesenheit gleichlautendes Verzeichniß aber von einer beiläufig 40 Jahre ältern Hand benützt, dessen hieher bezüglichen Wortlaut er so gibt[3]): »Episcopus Benno Pataviensis a nobis habet Abbatiam ad S. Yppolytum«. Bischof Benno oder Berengar saß aber auf dem Passauer Stuhle 1013—1046[4]). Damit stimmen zwei andere Angaben des Verzeichnisses genau überein; denn während der Abdruck der Mon. Boic. sagt: »Ernust Marchio habet Ilminumunstura« hat das Pez'sche: »Adalpertus Marchio (habet) Ilminamunistiuri«. Markgraf Adal-

[1]) Script. Rer. Austr. T. I. p. 740. [2]) Vol. VI. p. 163. [3]) L. c. p. 741. [4]) Dümmler, Pilgr. S. 147.

bert ist aber vom J. 1019—1055 documentirt, und dessen Sohn, Markgraf Ernest vom J. 1055—1075[1]). Da wir nun die alte Ueberlieferung bezüglich des Eigenthumsrechtes Tegernsee's auf die Abtei St. Pölten durch das Pez'sche Verzeichniß mindestens noch in der ersten Hälfte des XI. Jahrh. documentirt sehen, indem Bischof Benno noch vor dem Schlusse dieser Hälfte (1046) gestorben war, so ist jene Ueberlieferung auch Kraft des Mabillon'schen Canons, daß schriftliche Beglaubigungen 150 Jahre zurück Giltigkeit haben, unanfechtbar, indem das Kloster St. Pölten erst um 900 von den Ungarn zerstört worden sein konnte. — Der ehmalige Bestand eines Klosters zu St. Pölten ist aber nicht nur durch die vollständig beglaubigte Tegernseer Ueberlieferung erwiesen, sondern auch durch ein unanfechtbares Document der Passauerkirche, in deren Besitz die Domäne des eingegangenen Klosters übergegangen ist. Kaiser Otto II. ertheilte dieser Kirche am 22. Juli 976 ausgedehnte Immunitätsrechte in ihren Besitzungen, unter denen auch »Treisma . ad monasterium s. ypoliti« namentlich aufgezählt wird. Mithin kann über den ehmaligen Bestand eines Klosters zu St. Pölten, lange vor der Gründung des dortigen regulirten Chorherrenstiftes durch den sel. Bischof Altmann 1080 irgend ein erheblicher Zweifel nicht mehr bestehen.

Mehr Schwierigkeit scheint die Ermittlung darzubieten, welch eine religiöse Genossenschaft das alte Kloster zu St. Pölten innegehabt habe, weil die Ansichten älterer Geschichtschreiber hierin ziemlich weit auseinander gehen, indem z. B. Papeproche[2]) es über allen Zweifel erhaben hält, daß St. Pölten ein Benedictinerstift gewesen sei, während dagegen Hier. Pez mit aller Entschiedenheit für ein Stift von Säcular-Chorherren einsteht. Ich kann nicht den geringsten Anstand nehmen, mich für die Meinung Papeproche's auszusprechen, und wenn ich demzufolge die ganze Argumentation des gelehrten Hier. Pez einfach als eine formell und materiell mißlungene zu bezeichnen genöthigt bin, so wird mir darum kaum jemand die Verrücktheit zumuthen, als wollte ich die unsterblichen Verdienste desselben um die Geschichtsforschung irgendwie auch nur im Entferntesten schmälern. Hier. Pez argumentirt l. c. aber wie folgt: In Melk, Garsten, Kloster-Neuburg und St. Florian wurden bei ihrer Gründung Säcular-Chorherren eingeführt, also auch in St. Pölten. Dasselbe sagt der Biograph des hl. Quirinus auch ausdrücklich mit den (oben angeführten) Worten: »(Adalbertus et Otkarius) duo Canonicorum coenobia sanctis Arsatio et Ypolito confessori et martyri renovant ... aliud in Frisingensi Barrochia, aliud id est S. Ypoliti in Orientali Bawaria.« Damit stimmt auch die Erzählung des Biographen des sel. Bischofes Altmann überein, wo es in ihr heißt: »In alio coenobio scilicet S. Hippolyti erant Clerici ... quos Episcopus Altmanus canonica censura expulit de loco et religiosos viros pro eis restituit.« Papeproche's Begründung seiner Ansicht, daß das Kloster St. Pölten Abbatia geheißen werde, sucht Hier. Pez mit der Entgegnung zu entkräften, daß in alter Zeit die Häuser der Canoniker ebensowohl Abteien geheißen wurden, wie jene der Mönche. Was nun das Formelle dieser Argumentation betrifft, so hätte Pez, wenn er auf die Ausdrucksweise von Documenten des XIII. Jahrh. einen so hohen Werth legt, daß er an dem buchstäblichen Laute derselben festhält, nicht übersehen sollen, daß das zweite ausdrücklich sage: »Altmannus (clericos) expulit de loco et religiosos viros pro eis restituit.« In seiner Voraussetzung hätte es sagen müssen: religiosos viros pro eis instituit; es sagt aber restituit, weil durch den sel. Altmann eine reguläre Genossenschaft wieder

[1]) A. v. Meiller, Babenb. Regest. p. 4. ff. [2]) Bolland. Acta T. III. Junii ad diem 19. p. 850

eingesetzt wurde. Noch schwächer als die formelle Seite seiner Argumentation ist ihre materielle. Vorerst beruft sich Hier. Pez auf den Wortlaut des Verfassers der Passio S. Quirini, der ein frommer Mann gewesen sein wird, aber in seiner ganzen Arbeit eine große Unwissenheit bezüglich ihrer historischen Elemente an den Tag legt. Von der fabelhaften Verbindung des hl. Quirinus, dessen Reliquien Tegernsee besitzt, zum vorgeblich ersten christlichen Kaiser Philippus Arabs ganz abgesehen, wußte der Verfasser der Passio nicht einmal, daß das St. Arsatius-kloster zu Ilmmünster ursprünglich ebenfalls als Benedictinerstift gegründet worden war[1]), sondern weil es zu seiner Zeit schon regulirtes Chorherrenstift geworden war, läßt er es auch ursprünglich als solches gründen; und weil St. Pölten zu seiner Zeit ebenfalls regulirtes Chorherrenstift war, geht er mit diesem gerade so vor, wie mit dem gleichzeitig gestifteten St. Arsatiuskloster zu Ilmmünster. Seine historische Autorität ist darum eine gänzlich werthlose. Hier. Pez's weitere Folgerung aus der Analogie der Stifte Melk, Garsten, Klosterneuburg und St. Florian scheint mir nicht minder hinfällig zu sein. Bezüglich der drei ersteren gestatten der große Zeitabstand und die inzwischen gänzlich anders gewordenen äußern kirchlichen Verhältnisse keinen giltigen Schluß von Zuständen des XI. Jahrh. auf Zustände des VIII. zurück. St. Pölten war bei seiner Gründung im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. in vorderster Linie Missionsanstalt: irgend ein aus Weltpriestern bestehendes Missionscollegium vor dem X. Jahrh. historisch zu erweisen, wird aber überhaupt kaum jemand im Stande sein, indem in den frühern Jahrhunderten in unsern Ländern sogar die Kathedral-Presbyterien beinahe ausnahmslos monastische Körperschaften waren. Was St. Florian betrifft, so glaube ich es seines Orts auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben, daß in ursprünglichster Zeit Mönche des hl. Severinus des dortigen Heiligthums walteten, und daß St. Florian gerade in der kritischen Zeit von der Neige des VIII. Jahrh. an unbestreitbar wieder seine Mönchscolonie hatte. Wenn wir vorher wie später wieder zeitenweise geringzählige Weltpriester-Contubernien dort finden, so ist dieß eine Erscheinung, die uns in manch andern Klöstern, deren Mönchsgenossenschaften sich aufgelöst hatten, ebenfalls entgegentritt: zur unentbehrlichsten Pflege der Seelsorge besetzten nämlich die Bischöfe derlei in Verfall gerathene Ordenshäuser mit einigen Weltpriestern, die ihren Unterhalt aus dem Klostergute, soweit dieß eben nicht verschleudert war, bezogen. Eigentliche Weltpriester-Collegiate gab es allerdings in ältester Zeit und später wieder in der Restaurationszeit nach den Magyaren-Kriegen, aber als Seelsorge-, keineswegs als Missions-Anstalten. — Endlich ist auch Papeproche's Berufung auf die Benennung Abbatia, welche St. Pölten beigelegt wird, damit noch nicht entkräftet, daß dieselbe Benennung — wohlgemerkt, in spätern Jahrhunderten — auch auf Klöster regulirter Chorherren angewendet wird: denn einmal hat dieß für ältere Jahrhunderte, in denen das regulirte Chorherren-Institut noch nicht in Aufnahme gekommen war, keine Geltung, und dann ist die Bezeichnung monasterium, abbatia für eigentliche Mönchsklöster die Regel, für klerikale Collegien aber die Ausnahme: präsumirt wird aber die Regel, während die Ausnahme bewiesen werden muß.

Hält man diese, zum Theil mehr negative Momente zusammen, so wird die monastische Eigenschaft des alten Stiftes St. Pölten gesichert sein, um so mehr, als auch noch ein rein positives dazu kommt, das bisher, meines Wissens, völlig

[1]) Meichelbeck, Hist. Frising p. 41.

unbeachtet blieb. Zunächst um das Stift St. Pölten weist nämlich die Topographie heute noch einige Zellen nach, deren Ursprung sich nicht in die spätere Zeit einreihen läßt, und die eben darum als Emanationen des Münsters St. Pölten anzusehen sind, d. h. als Missionsstationen der St. Pöltner Mönche, welche während ihrer Christianisirung der Slaven von ihnen errichtet wurden. Hieher rechne ich zwei Zell in der heutigen Pfarrei Wald, Zellberg in der Pfarrei Michelbach, Kleinzell am Hallbach. Vielleicht ist auch jenes Hademarescella[1]), dessen heutiger Name mit Sicherheit nicht ermittelt ist, über welches vom Bischof Chunrad von Passau zwischen 1157—1163 in St. Pölten verhandelt wurde, unter den genannten nicht begriffen, und darum gesondert hieher gehörig. Da ich bei den Erörterungen des Christianisirungsganges auf genannte Missionsstationen ohnehin noch zurückkommen muß, so spare ich mir es für dorthin, die Gründe anzugeben, warum ich den Zellenbach und das Klosterthal westlich von Guttenstein nicht auch hieher beziehe. Ich schließe diese Reflexionen mit dem kaum zu beanstandenden Satze: Zellen und eigentliche Mönchsklöster sind correlative Begriffe; wenn also Zellen als Dependenzen alter Stifte erscheinen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß das Stift selbst ein monastisches gewesen sei.

Durch Vorhergehendes haben wir uns, denk' ich, davon überzeugt, daß St. Pölten in alter Zeit, beiläufig vom Ende des VIII. bis zu jenem des IX. Jahrh. als Kloster und zwar als Kloster von Benedictiner Mönchen bestanden habe; nun ist weiter zu forschen, wer es gegründet habe, und dann in welche Zeit seine Gründung einzureihen sei. Die Beweise, welche ich früher für die Gründung eines Klosters überhaupt beigebracht habe, involviren auch den Beweis für dessen Gründung von Tegernsee aus.

Ob Tegernsee selbst in den Vierziger- oder Fünfziger-Jahren des VIII. Jahrh. gegründet worden sei, mag, als hier irrelevant, dahingestellt bleiben, nur mit der vor nicht lange aufgestellten Vermuthung, daß dessen Gründung in das J. 804 zu setzen sei, kann ich mich keineswegs einverstanden erklären. Alle übrigen, nichts weniger als unwichtigen Momente bei Seite lassend, welche für ein höheres Alter Tegernsee's sprechen, beschränke ich mich auf ein documentales Beweismoment vom J. 804 selbst, nämlich auf das über einen umfassenden zwischen Abt Meginhard von Tegernsee und Bischof Hatto von Freising eingegangenen Vergleich verfaßte Protokoll[2]). In dieser in einem zahlreich besuchten Placitum entworfenen Urkunde wird auf ein früheres Placitum hingewiesen, bei dessen Abhaltung Arn von Salzburg noch nicht Erzbischof war, da er doch dem zweiten als solcher bereits präsidirt und überdieß auf zwischen Freising und Tegernsee im Laufe der Zeit streitig gewordene Besitzrechte zurückdeutet, die unbestreitbar einen schon längern Bestand des Klosters Tegernsee voraussetzen. Dieselbe Tradition, welche laut oben Erläutertem als vollgiltiger Beweis für den ehmaligen Bestand eines Klosters zu St. Pölten überhaupt angesehen werden muß, hat für die Gründung desselben von Tegernsee aus völlig gleiche Beweiskraft, denn beinahe so weit zurück, als sie sich verfolgen läßt, meldet sie uns völlig unzertrennlich Klostergründung überhaupt und Klostergründung von Tegernsee aus. In dem ältesten Documente, das uns über die Gründung des Klosters St. Pölten vorliegt, nämlich in der Schenkungsurkunde K. Otto's II. vom J. 976 ist die Mutterschaft Tegernsee's freilich nicht mehr hervorgehoben, dafür aber schließt sich das von Hier. Pez im Auszuge gegebene Verzeichniß, das kaum

[1]) Mon. Boica, Vol. 28. II. p. 112. und Font. Rer. Austr. Vol. VIII. S. 208. [2]) Mon. Boic. VI. p. 152. ff.

um 50 Jahre jünger ist als die Schenkungsurkunde, harmonisch aufklärend an selbe an, indem es uns im Zusammenhalte mit der Schenkungsurkunde darüber belehrt, wie und wann Tegernsee außer den Besitz St. Pöltens gesetzt worden sei.

In der, wie mir scheint zur Genüge begründeten Annahme, daß St. Pölten von Tegernsee aus gegründet und mit Mönchen besetzt worden sei, werden uns dann auch einige andere Besitzverhältnisse im Ostlande klar, was einen bestätigenden Reflex auf jene Annahme selbst zurückwirft. — Obwohl von einer Missionsthätigkeit des Freisinger-Hochstiftes im Ostlande nichts bekannt ist — wohl aus dem einfachen Grunde, weil selbes vor der Zeit der Magyarenstürme dort keine ausgeübt hat, — finden wir genanntes Hochstift dennoch schon 811 in der Wachau begütert. Wo nämlich König Ludwig von Baioarien die von seinem Großvater K. Karl d. Gr. im besagtem Jahre an das Kloster Altach gemachte Schenkung in der Wachau mit genauer Angabe der Grenzen im J. 830 bestätigt, spricht er unter Anderem aus[1]): »Nec non et campum unum, qui continet mansum unum, quem interjacet causa Frisingensis ecclesie.« Da Tegernsee ein Freisingisches Stift war und, als es sein Filialstift St. Pölten im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. gründete, ohne Zweifel weitläufige Besitzungen nicht nur in der Nähe St. Pöltens, sondern in weitern Umkreisen davon als Dotation für selbes erhielt, mag es seinem Mutterhochstifte gleichsam als Homagium Weinberge in der Wachau zugewendet haben. Meines Dafürhaltens ist dieß der natürlichst erklärte Ankunftstitel Freising's auf seine Besitzung in der Wachau.

Was nun aber das Kloster Tegernsee des Besondern betrifft, sehen wir selbes nach dem Austoben der Magyarenstürme, und bald nachdem sein eingegangenes Filialstift St. Pölten in bischöflich passauischen Besitz übergegangen war, durch kaiserliche Schenkungen Liegenschaften in der weitern Umgegend St. Pöltens und am Wege dahin im Ostlande erwerben: Erwerbungen, die ich am natürlichsten für Entschädigungen wegen des Entganges des Filialklosters halten zu dürfen glaube. So hatte Tegernsee, allem Anscheine nach schon in den letzten Jahren des X. Jahrh., Kroisbach bei Sindelburg im Ennswalde erhalten, denn am Beginne des XI. d. h. 1011 gab K. Heinrich II. dem Kloster für von ihm eingezogene Besitzungen eines Tegernsee'schen Vasallen, die in Francien und Thüringen entlegen waren, an einem dem Stifte viel gelegenern Orte ein entsprechendes Aequivalent, worüber sich das hierauf bezügliche Diplom so ausspricht[2]): »Econtra vero ultra fluvium Anizim in comitatu Heinrici Marchionis in opportuno loco iuxta predium eiusdem Ecclesiae Crebezbah dictum in meridiana plaga interiacentis stratae publicae quae Hohstraza vulgo nuncupatur partem silvae Eniswalt dictae, hobas regales LX.« Nördlich der Hochstraße (Römerstraße Lorch-Arelape) scheint daher das Stift schon aus früherer Zeit einen bedeutendern Besitz gehabt zu haben, der auch im Bestätigungsdiplome K. Friedrichs I. vom J. 1163 etwas detailirter wieder aufscheint, nämlich die »Ecclesiae... Streneperc (Strengberg), Basilicas in Ahelite (Achleiten)... et hec praedia: in Lioben (Leuben) in Wachowe, in Creuespah.....« Die Besitzung Leuben hatte Tegernsee vom Kaiser Heinrich II. im J. 1002, also ebenfalls bald nach dem Verluste St. Pöltens erhalten: »Duas hobas in oriente in loco Luipna nuncupato iuxta Danobium in comitatu Heinrici«.[3]) Eine weitere Entschädigung für St. Pölten erhielt Tegernsee einige Jahre später im großen Waldgebiete südlich von St. Pölten ebenfalls vom K. Heinrich II. im J. 1020, die aus fünf Königshöfen zwischen der

[1]) Mon. Boic. Vol. XI. p. 105. [2]) Mon. Boic. Vol. VI. p. 158. [3]) Ibid. p. 157.

Piesting und Triesting bestand: »Quinque regales mansos inter duos fluvios Pistnicha et Tristnicha in Marchia Adalberti marchionis cum omnibus appendiciis« ꝛc. In letzterer, wie es scheint, sehr ausgedehnter Schenkung liegt ein unzweideutiger Fingerzeig für das Fortschreiten der Cultur und der Slavenchristianisirung zugleich, der seines Orts bald näher beleuchtet werden soll. Der besondere Nexus zwischen St. Pölten und des nach dem Uebergange seiner unmittelbaren Hausdomäne südlich und nördlich davon neu beschenkten Mutterklosters Tegernsee erhält auch dadurch noch ein eigenthümliches Relief, daß unmittelbar um St. Pölten kein Eigenthum irgend eines andern Stiftes nachweisbar ist. Wohl steht St. Peter oder beziehentlich das Hochstift Salzburg mittelst seiner alten Besitzung Grunzita (Grünz zwischen Obritzberg und Wölbling) in einem höchst interessanten Verhältnisse zur Gründung des Klosters St. Pölten wie wir bald sehen werden, und hat mit seinen ihm nahe verbundenen Abteien Kremsmünster und Altach beinahe rund um die Domäne des Klosters St. Pölten herum Besitz, aber dennoch keineswegs innerhalb der Domäne selbst. Nur Altach scheint davon eine Ausnahme zu machen, indem die St. Mauritiuskirche zu Kasten auf Altach'schen Ursprung hindeutet. Diese Ausnahme ist jedoch auch nur scheinbar, weil Kasten unter den ältern Besitzungen Altach's nirgends vorkommt

Bezüglich der Zeit in welcher die Benedictiner-Abtei St. Pölten gegründet wurde, gehen die Ansichten auseinander; mich auf eine genauere Erörteruug derselben und der für die eine oder andere vorgebrachten Gründe einzulassen, halte ich für unnöthig, da es außer meiner Aufgabe liegt, eine Specialgeschichte von St. Pölten zu schreiben. Die streng historischen Anhaltspunkte behufs Ermittlung der Gründungszeit sind zu allgemeiner Natur, als daß sich aus ihrer Zusammenstellung ein bis auf die Jahreszahl präcises Resultat erwarten ließe. Die Forschung hierüber ist darum auf negative Nachweise beschränkt, wann jene Gründung nicht geschehen sein könne, und positiv auf die Abmarkung eines beiläufigen Zeitraums, innerhalb welchen die Gründung am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat. Andrerseits verdiente Autoren, wie z. B. Müller v. Prankenhaim, Heyrenbach u. s. w. bringen die Stiftung des Mutterklosters Tegernsee und dessen Filiale St. Pölten mittelst einer hochromantischen Sage in zu enge Verbindung mit Pipin, dem Vater K. Karl's d. Gr. und setzen in die Wahrhaftigkeit der spätern den geschichtlichen Kern üppig umrankenden Legende zu viel Vertrauen, als daß ihre Behauptungen und die zu ihrer Stützung angewendete Beweisführung auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch machen könnten; immerhin mag aber die Sage, indem sie an einen Pipin anknüpft, etwas Wahres berichten, nur muß man sich bescheiden, daß hiebei an Pipin, K. Karl's Vater, schlechterdings nicht zu denken sei, möglicher Weise aber an dessen gleichnamigen Sohn. Zur Zeit Pipin's des Kurzen war das Land östlich der Enns durchweg awarisch, und Heyrenbach's Beweisführung, daß damals Awarien nur bis an den Hochzug des Comagenergebirges (Wienerwald) heraufgereicht habe, ist offenbar unhaltbar. Pipin, der gegen die Awaren siegreiche Feldherr und Sohn K. Karls d. Gr., berief schon 796 den Bischof Arno von Salzburg zum Hirtenamte und Neucolonisirung der Territorien, die er im östlichen Ufernoricum und Pannonien den Awaren abgerungen hatte; sein Vater bestätigte aber diese weise Anordnung 798 in ihrem ganzen Umfange. Daß Bischof Arno sogleich nach dem an ihn ergangenen Rufe seine große Aufgabe in Angriff genommen habe, ist zweifellos. Hoher Wahrscheinlichkeit gemäß fallen auch die Gründungsanfänge St. Pöltens in die Zeit unmittelbar nach der Berufung Arno's. Dieser Aufstellung stehen einige, ich sage nicht directe Beweise,

sondern thatsächliche Umstände zur Seite, welche volle Berücksichtigung verdienen. In Folge des ihm von Pipin gewordenen Auftrages lag die Organisirung des umfangsreichen Missionswerkes des Ostlandes ausschließlich in Bischof Arno's Händen. Der großherzige Kirchenfürst eröffnete sofort einen friedlichen Feldzug des Kreuzes im Ostlande, dessen Erfolge zu den strahlendsten Ereignissen der Weltgeschichte zählen. Er stellte sich persönlich an die Spitze desselben. Die vier Arnsdorf in der Wachau sind die Denkmale, welche ihm die dankbare Mit- und Nachwelt errichtet hat. Ihm stand es zu, aus den damals bestehenden Klöstern tüchtige Missionskräfte zu berufen. Unter seiner unmittelbaren Leitung traten die Mönche von Altach am linken Donauufer der Wachau, am Perschling- und obern Tullnbache in Thätigkeit, jene von St. Emmeram im Tullnfelde und um Pechlarn, die des noch jungen Kremsmünsters um Mautern und jenseits zwischen der Krems und Schmida; die Mönche von St. Peter, deren Gremium der eifrige Führer selbst angehörte, arbeiteten an der untern Ips mit den Altachern vereinigt im Melkergebiete, an der Traisen bis Pottenbrunn hinauf und in dem Landstriche zwischen der untern Traisen und der rechtsufrigen Wachau. Letztere war wohl längere Zeit das missionäre Hauptquartier.

Bei dieser Organisation schienen also die gesegneten Gefilde und Thäler um St. Pölten leer ausgegangen zu sein? Keineswegs! Es ist bereits oben auf die auffallende Thatsache aufmerksam gemacht worden, daß weder das Hochstift Salzburg, dessen Liegenschaften gegen Süden und Westen angrenzten, noch das Kloster Altach, ebenfalls Nachbar gegen Südost, noch irgend ein anderes Stift im unmittelbaren Gebiete von St. Pölten vor den Magyaren-Einfällen begütert war. Dieser Thatbestand erklärt sich nur daraus, daß irgend ein anderes, unter den genannten nicht begriffenes Kloster, schon sehr frühzeitig das Gebiet um St. Pölten in Besitz genommen hatte, — und dieses kann kein anderes sein, als das Kloster Tegernsee. Für dieses spricht in unzweideutigster Weise eine, wie wir bereits gesehen haben, vollständig beglaubigte Tradition, und obendrein auch noch eine Topographie, in welcher sich beachtenswerthe historische Momente abgelagert haben. Ich habe in dieser Schrift mehrmal darauf aufmerksam gemacht, daß laut sich öfter wiederholender Analogie, wo sich irgend eine alte St. Hippolytuskirche findet, in deren nächster Nachbarschaft immer eine noch ältere St. Laurentiuskirche vorhanden sei, und daß durch dieses Zusammentreffen das väterlich-söhnliche Verhältniß versinnbildet werde, in welchem die Heiligen Laurentius und Hippolytus in ihrem Leben zu einander standen. Dieß ist offenbar auch mit St. Pölten und der St. Laurentiuskirche zu Obritzberg der Fall. Dort aber nicht nur dieß allein. Obritzberg ist nämlich nicht der ursprüngliche Name des um die St. Laurentiuskirche entstandenen Dorfes, sondern nur eine mundartliche Bildung aus Albrechtesberge, unter welchem Namen es im XII. bis über das XV. Jahrh. wiederholt urkundlich vorkommt [1]). Unmittelbar an Obritzberg schieden sich die Missionsgebiete der Klöster St. Peter in Salzburg und St. Pölten, denn am Nordabhange des Berges, auf dem es steht, liegt Grünz, die alte Zelle der Mönche von St. Peter. Sie kommt in den Bestätigungs-Diplomen der Juvavia dreimal, und auch im ältesten Sonder-Salbuche des Stiftes unter den ältesten Besitzungen desselben vor [2]). Die älteste dieser Missionsstation entsprechende Seelsorgkirche war eben die Laurentiuskirche, von welcher die Rede ist, und erst als dieselbe, freilich schon nach einem Paar Jahren an das neuerrichtete

[1]) Vgl. Mon. Boic. Vol. 28. II. pp. 422. 482. 489. 495. Vol. 29. II. p. 479. [2]) Juvav. p. 289.

Stift St. Pölten abgetreten worden war, wurde wie es scheint Unterwölbling (S. Viti) die salzburgische Seelsorgkirche hauptsächlich für die dortherum seßhaften Slaven. Ich halte es für mehr als eine sinnige Combination, daß Abt Albert von Tegernsee, als er und seine sehr zahlreiche Mönchsgenossenschaft vom Bischofe Arno von Salzburg zum Christianisirungswerke des St. Pöltnergebiets berufen worden war, gleichsam als Gast in der salzburgischen Grunzitazelle sich niedergelassen habe, und daß er an der St. Laurentiuskirche auf dem nahen Berge seine erste selbstständige Zelle für sich und seine Begleiter errichtet habe, weßwegen dann die Siedlung von ihm den Namen Albrechtsberg erhielt. Da sich aber das ihm vom Bischofe Arno angewiesene Missionsgebiet von da weg an der Traisen aufwärts bis ins Gebirg erstreckte, mußte er bald zur Einsicht gelangen, daß sein Wohnort hart an der Nordgrenze desselben für die Berufsthätigkeit seiner Missionäre wenig geeignet wäre, und dieß mag der nächste Anlaß gewesen sein, daß Adalbert selbst oder sein Nachfolger das eigentliche Kloster beiläufig anderthalb Meilen südlicher an der Römerstraßen-Kreuzung errichtete, wo einst das alte Traisma gestanden war. In diesem Uebergange von der St. Laurentiuskirche, die fortan Eigenthum seines Stiftes blieb, hinweg nach Traisma suche ich den Grund, wegen welchem er seine neue, eigentliche Stiftskirche unter das Patrocinium des Jüngers des hl. Erzdiakons stellte, nicht in der Uebertragung des hl. Leibes des Martyrs Hippolytus, von dem es sehr zweifelhaft ist, ob er sich je ganz in St. Pölten befunden habe, indem eine viel sicherere Kunde (Annal. Saxon.) dessen Verbringung nach Quedlinburg i. J. 962 durch K. Otto I. meldet. Daß irgend eine größere Reliquie des hl. Schutzpatrones von Tegernsee, oder anderswoher, vielleicht erst später für die Stiftskirche erworben worden sei, ist natürlich nicht anzuzweifeln. — Die ehemalige (gemeinsame) Zelle Gruncita blieb als Missionsstation bei dem Salzburger Gebiete; das Dorf Grünz wurde erst 1784 von Ober-Wölbling abgetrennt und zur Pfarrei Obritzberg geschlagen; Obritzberg war auch eine im Mittelalter noch mit besonderen Vorrechten ausgestattete Pertinenz von St. Pölten. Laut Nachrichten, welche der Capitular des Stifts Zwettl Joh. Fraß[1]) in einem anziehenden Artikel der kirchlichen Topographie veröffentlicht hat, waren die Pfarrei Obritzberg und ihre jeweiligen Besitzer schon vom Herzoge Heinrich 1148 mit jenen besonderen Vorrechten ausgezeichnet worden, worüber bei Fraß der Auszug eines sehr interessanten Weisthums nachgesehen werden kann. Man könnte jene Vorrechte kurz mit förmlichen Grafschaftsrechten bezeichnen. Diese auffallende Bevorzugung erinnert mich lebhaft an die Munifizenz, mit welcher die Erzbischöfe von Salzburg, und unter diesen in hervorragender Weise die beiden Maximiliane, der erste dieses Namens und der so segenreich dermal regierende Maximilian II., die St. Peterskirche zu Seekirchen, die Wiege ihrer Metropole, zu begünstigen sich angelegen sein ließen. In ähnlicher Weise mag im XII. Jahrh. die Erinnerung an die Anfänge des als Canonicatsstift durch Bischof Altmann wieder erweckten Klosters St. Pölten noch lebendig gewesen sein, und den Herzog Heinrich, sicherlich hiezu angeregt von dem frommen Propste Reginbert von Hagenau, bewogen haben, die ehrwürdige Wiege des Stiftes mit solcher Auszeichnung zu ehren.

Meine soeben ausgesprochenen Vermuthungen (vielleicht dürfte ich sagen Nachweisungen) werden an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn sie sich ganz ungezwungen in die geschichtlich bekannten chronologischen Daten des Endes des VIII. Jahrh.

[1]) Kirchl. Topogr. Bd. 7. S. 302. ff.

einfügen lassen, was vollständig der Fall ist. — Da Bischof Arno von Salzburg von Pipin dem Sohne K. Karls d. Gr. schon im Jahre 796 zur Uebernahme der Hirtenpflicht im Ostlande berufen worden war, so mußte die Inangriffnahme der ostländischen Mission noch in die zwei Jahre fallen, in denen Arno noch nicht Erzbischof war; und daß dieß wirklich so gewesen sei, ließe sich bei dem keine Zögerung kennenden Seeleneifer des thatkräftigen Arno ohnehin voraussetzen, wenn uns auch kein historischer Beleg dafür zu Gebot stände. Einen derartigen Beleg finde ich in der schon für das Jahr 811 documentirten Beschenkung des Klosters Altach mit dem linken Donauufer in der Wachau; ich argumentire nämlich so: Die Missionäre von Altach mußten schon mehrere Jahre in der Wachau thätig gewesen sein, um sich die Remuneration des J. 811 zu verdienen, also mindestens seit dem Anfange des IX. Jahrh. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Bischof Arno mit seinen Mönchen von St. Peter, schon bis er die Altacher berief, dort auf dem rechten Donauufer gewirkt haben mußte, was durch den Umstand vollkommen bestätigt wird, daß die Altacher-Missionäre anfänglich das Baptisterium der St. Johanneskirche auf dem rechten Ufer, sowie die St. Rupertsseelsorg-Kirche zu Hofarnsdorf, welche bei ihrer Ankunft schon bestanden, mitbenützten, bis sie St. Michael und 865 die vom Erzbischof Adalwin eingeweihte Margarethenkirche zu Niederana als gesonderte Seelsorgkirchen des linken Ufers erhielten. Wirkten nun die Altacher-Mönche mindestens seit dem Beginne des IX. Jahrh. als Missionäre auf dem linken Ufer, so kann die Eröffnung der Mission auf dem rechten und in weiterer Ausdehnung gegen Osten durch Arno und seine einheimischen Mönche des St. Peter-Kathedralstifts nicht der geringsten Beanstandung unterliegen, ist vielmehr Angesichts der Zeit, in welcher die jenseitigen Altacher ihr frommes Werk begonnen hatten, geradezu historisches Postulat. Auf dieses Postulat lege ich darum ein besonderes Gewicht, weil es uns den Schlüssel für die Zeitbestimmung des Beginnes der Tegernsee'r Mission von Obritzberg aus durch Abt Adalbert und seine Mönche in die Hand gibt. Dieser Beginn muß nämlich noch in die letzten Jahre des VIII. Jahrh. fallen, weil, wenn nicht alle Anzeichen trügen, Abt Adalbert den Anfang des IX. wohl nicht mehr erlebt hat.

Es ist mir nicht unbekannt, daß man ziemlich allgemein annehme, Abt Adalbert von Tegernsee habe noch 804 gelebt, was besonders in der weitern Annahme Derjenigen etwas auffallend ist, welche ihn schon im J. 746 die äbtliche Würde übernehmen lassen, wie z. B. der Herausgeber der Tegernsee'r Monumente[1], welcher Annahme gemäß er ein Alter von beiläufig 100 Jahren erreicht haben müßte, was wohl nicht unmöglich, aber ohne besondere Gründe auch nicht anzunehmen ist. Daß Adalbert sehr alt geworden sei, bezweifle auch ich nicht, obwohl ich der soeben erwähnten Annahme, daß er 804 noch am Leben gewesen sei, nicht beipflichten kann. Sie beruht nämlich auf dem Mißverständnisse eines Documents, in welchem nach meiner Auffassung geradezu ausgesprochen ist, daß er im Jahre 804 nicht mehr unter den Lebenden war. Fragliches Document ist eine im J. 804 über die Begleichung eines Besitzstreites zwischen dem Hochstift Freising und dem Kloster Tegernsee verfaßte Urkunde.[2]) Das Kloster Tegernsee hatte sich, wie es scheint, unbefugter Weise einige Landkirchen zugeeignet, die Freising'sches Eigenthum waren. Darüber belangte Bischof Otto von Freising den Abt Adalbert von Tegernsee und dessen Stellvertreter Zacho. Zur Beilegung dieses Zwistes wurden zwei kirchliche Placita gehalten; das erste, wie ausdrücklich bemerkt ist, in der Kirche

[1]) Mon. Boic. Vol. VI. Praefat. p. 6. [2]) Mon. Boic. Vol. VI. p. 151. f.

St. Emmeram zu Regensburg unter dem Vorsitze (imprimis Altheus episcopus) Bischof Adalwins (latinis. Altheus); das zweite zu Tegernsee 804 unter Vorsitz des Erzbischofes Arno von Salzburg. In welchem Jahre das St. Emmeramer-Placitum gehalten worden sei, läßt sich nur auf beiläufig 6 Jahre präcisiren, da Adalwin im letzten Viertel des J. 791 den bischöflichen Stuhl von Regensburg bestieg, Arno aber in den ersten Monaten des J. 798 Erzbischof von Salzburg wurde, während er als Theilnehmer am St. Emmeramer-Placitum, dritten Orts, noch als einfacher Bischof vorgetragen erscheint (Arn episcopus, Itheri abbas etc.) Bei dem St. Emmeramer-Placitum war Abt Adalbert mit seinem Unterabte Zacho persönlich zugegen (»spoponderunt praedicti Abbates Adalperht et Zacco omnia se reddituros«); im Tegernsee'r-Placitum geschieht von Adalbert keine Meldung mehr, vielmehr ist schon sein zweiter Nachfolger Meginhard Abt von Tegernsee, mit welchem verhandelt wird (»Meginhard Abbas ipsius domui vivente Zaccone regimen accepit«), und Zacco ist als abgetretener Abt gegenwärtig (»Zacchoni monacho, qui quondam abbas«). Ueber den Zeitraum der zwischen dem ersten und zweiten Placitum verstrichen war, enthält das Document nur die Nachricht, daß er kein langer gewesen sei (»Cum non post multam (sic!) temporis contigit enim, ut Meginhard Abbas ipsius domui vivente Zaccone regimen accepit, deinde venerandus vir Atto episcopus et Meginhardus Abbas pro hoc condixerunt publicum placitum fieri«). Dieser Nachricht gemäß kann Meginhart frühestens 803 Abt geworden sein, und wenn man dem abgetretenen Abte Zacho nur einige Jahre Amtszeit anweist, wird es immerhin sehr wahrscheinlich bleiben, daß sein Vorgänger Adalbert das Jahr 800 nicht mehr erlebt habe, während sicher ist, daß er zwischen 791 und 798 noch thätig war. Berücksichtigt man den Ausdruck des Documentes, daß Meginhart schon bald nach Abhaltung des ersten Placitums Abt geworden, so kann es an und für sich keinem Anstande unterliegen, daß Abt Adalbert in den letzten Jahren des VIII. Jahrh. das Missionswerk an der Traisen mit der Gründung der ursprünglichen Station bei der St. Laurentiuskirche begonnen haben könne. Wollte man etwa dagegen einwenden, daß jene letzten Jahre des VIII. Jahrh. eben auch die letzten seines Lebens gewesen seien, und daß in denselben sein Nachfolger Zacho als Stellvertreter des allem Anscheine nach altersschwachen Abtes documentirt sei, so wäre dieß eine willkürliche Voraussetzung, indem bei einer Mönchsgenossenschaft von 150 Köpfen ein Unterabt auch für einen rüstigen Abt nichts Ueberflüssiges, und in meiner Vermuthung sogar unentbehrlich war, weil Abt Adalbert Behufs Organisirung des Missionswerkes im Ostlande sehr weit und oft auf lange Zeit abwesend gewesen sein dürfte. Man wird mir nach diesen Erläuterungen sicherlich zugeben wollen, daß die Gründung von St. Pölten, mindestens in seinen Anfängen an der St. Laurentiuskirche, wie ich sie im Anhalte an die sparsamen historischen Nachrichten darüber dargelegt habe, nicht den geringsten Widerspruch mit andern aus jener Zeit noch vorhandenen geschichtlichen Daten enthalte, und daß es somit jenen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, den man unter sogestalteten Umständen billigerweise verlangen kann, für sich habe, daß die Gründung von St. Pölten in seinen ersten Anfängen wirklich vom Abte Adalbert von Tegernsee in den letzten Jahren des VIII. Jahrh. vollbracht worden sei.

Ob der Tegernsee'sche Abt Adalbert, als Gründer des Benedictinerstiftes St. Pölten auch die äbtliche Würde desselben übernommen, oder einen eigenen Abt eingesetzt habe, wird dahin zu beantworten sein, daß die Vorstände des Klosters St. Pölten während des ohngefähr hundertjährigen Bestandes desselben wohl nie etwas anderes gewesen seien, als höchstens Tegernseeische Unteräbte; denn wenn St.

Pölten selbstständig und als unabhängige Abtei bestanden hätte, wären die noch im Laufe des XI. Jahrh. in den Tegernsee'r Vormerkungen evident gehaltenen Ansprüche auf das Eigenthumsrecht der Dotation von St. Pölten minder berechtigte gewesen. Wir werden überdieß bald Gelegenheit haben uns davon zu überzeugen, daß Tegernsee auch thatsächlich und nicht ohne allen Erfolg sich als Rechtsnachfolger St. Pöltens betrachtet habe. Da das Archiv des Klosters St. Pölten wahrscheinlich schon bei dem ersten Magyaren-Ueberfalle gänzlich zu Grunde gegangen sein mag, kann es nicht auffallen, daß auch die Namen der St. Pöltner Unteräbte, sowie jene anderer verdienter Mönche dieses Stiftes in Vergessenheit kamen. Ein Nekrolog des später entstandenen Säcular-Chorherren-Stiftes nennt uns zwar nur einige Namen alter Pröpste, worunter durch leicht mögliche Verwechslung wohl ein oder der andere Abt stecken könnte. In ähnlicher Weise bringt das von Hier. Pez abgedruckte[1]) alte Nekrologium des Schottenklosters in Wien zum 4. Februar einen Albert, Herzog in Bayern, Canoniker und Priester zu St. Pölten: (»Prid. non. Febr. Alberti Ducis Bavariae, Canonici et presbyteri ad S. Hippolytum«) in welchem ich trotz dieser Metamorphose den Abt Adalbert von Tegernsee, den Gründer des Klosters vermuthe. In derselben Rathlosigkeit, wie mit dem Abtkataloge des Klosters St. Pölten, befinden wir uns bezüglich seiner Dotation. Daß sie jedoch eine bedeutende gewesen sein müsse, folgere ich aus drei Erwägungen. Einmal werden wir uns bald davon überzeugen, daß das Missionsgebiet von St. Pölten ein besonders in südlicher Richtung ziemlich ausgedehntes gewesen sei. Nach dem von K. Karl d. Gr. statuirten Canon, daß ein Drittel des bekehrten Landes der Missionsanstalt zu Eigen zufallen soll, wird auch der Umfang der auf diese Weise dem Kloster erworbenen Liegenschaften ein ziemlich beträchtlicher gewesen sein. Angesichts dieser Erwägung fällt die von älteren Autoren ventilirte Frage, wie die beiden Brüder Adalbert und Otakar, deren freilich sehr große Besitzungen zwischen der Isar und dem Innstrom an den bayerischen Vorbergen lagen, auch im weitentfernten Ostlande begütert gewesen seien, als eine müßige von selbst weg. — Ferner dürfen wir als sicher annehmen, daß die vom seligen Bischofe Altmann dem von ihm errichteten regulären Chorherrenstift St. Pölten zugewendeten Liegenschaften und Rechte der Dotation des dortigen alten Benedictinerstifts wenigstens ihrem größeren Theile nach entnommen gewesen sein werden, denn über die unter seinem Vorfahrer Piligrim der bischöflich passauischen Mensa zugefallenen Güter des Klosters St. Pölten hatte er das unbeschränkteste Verfügungsrecht. Nun finden wir aber noch einen ansehnlichen Bruchtheil solcher Realien und Dominicalien in dem Verzeichnisse aus dem XV. Jahrh.: »Redditus censusque annui Patauiensis ecclesiae«[2]) vorgetragen, welche schon durch ihre Aufschrift: »Iste sunt proprietates Ecclesie Patauiensis que dicuntur vulgariter Inwertaigen (d. h. Inwärtseigen, beinahe gleichbedeutend mit Allod) circa Hofmarchiam S. Ypoliti«. Man darf wieder als sicher annehmen, daß die damalig passauische Hofmark St. Pölten in der Wesenheit mit der alten unmittelbaren Hausdomäne des Benedictinerstiftes, von dem sie stammte, coincident gewesen sei. Einige den Pröpsten von St. Pölten gebliebene Patronatsrechte (von denen ein Theil freilich erst später erworben worden war) findet man in einem weitern Verzeichnisse[3]) »Ecclesie et beneficiate«. Man mag die einen und anderen dort des Näheren einsehen. — Endlich begegnen uns in den Urkunden des Stiftes Göttweig öfter auf dessen Stifter, den sel. Altmann, bezügliche Ausdrücke: »in alodio suo, quod erat sui juris« u. s. w. Daß man damit

[1]) Script. Rerum Austr. I. col. 699. [2]) Mon. Boica, Vol. 28. II. p. 455. 474. [3]) L. c. p. 487. 494.

nicht allgemeines Diöcesan-, sondern bischöfliches Mensalgut bezeichne, bedarf keiner besonderen Begründung. Man hat hie und da freilich gemeint, es werde Familien-Eigenthum des allerdings aus einem hochadeligen Geschlechte stammenden seligen Bischofes Altmann verstanden. Diese Meinung ist aber zweifellos eine irrige; denn wie hätte das Edelgeschlecht desselben, dessen Güter in Westfalen lagen, in so weit entlegenem Ostlande begütert sein sollen? Daß der sel. Altmann ein geborner Sachse war, sagt uns sein fast gleichzeitiger Biograph bei Hier. Pez [1]) mit ausdrücklichen Worten. Nachdem er nämlich ein ethnographisches Bild Sachsens überhaupt gezeichnet, fährt er fort: »In hac igitur Westfalia Altmannus claris parentibus editus«. Man würde jedoch allzuweit gehen, wenn man annehmen wollte, daß alle jene Güter, über welche der sel. Bischof Altmann freischaltend zu Gunsten seines bevorzugten Stiftes Göttweig verfügte, Ausbrüche aus der einstmaligen Dotation des Benedictinerklosters St. Pölten gewesen seien. Sie stammten nur zum kleinsten Theile daher, zum viel größeren aber aus ehemaligem Eigenthume des Hochstiftes Salzburg und des Stiftes Kremsmünster, beziehentlich aus dem Ende des IX. Jahrh. zu gründen beabsichtigten St. Agapitskloster nächst Mautern.

Nach dieser allgemeinen Skizzirung des Ursprunges, der Natur und der Dotation des Tegernseeischen Missionsfocus St. Pölten wenden wir unsere Blicke nun auf den eigentlichen Christianisirungsgang seines Missionsgebietes. Dieses ist wenigstens seinen beiläufigen Umrissen nach um so leichter zu bestimmen, weil uns aus dem früher Erörterten die Grenzen der benachbarten Missionsgebiete schon ziemlich genau bekannt sind. Wir wissen nämlich bereits, daß im Norden, vom Wienerwald ausgehend, Altach'sches Missionsgebiet von der Gegend um Johannesberg sich westlich gegen Pottenbrunn hinzog, und daß bei Pottenbrunn Salzburgisches (St. Peter) jene westliche Linie über Obritzberg fortsetzte, um sich südlich von Ganzbach an die rechtsuferige Wachau anzuschließen und dann in südlicher Richtung die Ostgrenze des Melkergebietes einhaltend etwa über Osterburg, St. Margarethen und Bischofsstetten den Höhenzug zu erreichen, der sich aus der Gegend von Grafendorf in einem Bogen westlich von der Pielach gegen St. Gotthart hinauf zuzieht. — Die Ostgrenze des St. Pöltner Missionsgebietes bildete östlich von Alt- und Neulengbach an nicht so fast die Passauer Bisthumsgrenze, als der im IX. Jahrh. mit Ausnahme von einem Paar Straßenlichtungen dichte und unbewohnte Wald. Man ersieht hieraus, daß das fragliche Missionsgebiet sich wohl über die Umgebung St. Pöltens überhaupt, vorzugsweise aber in südlicher Richtung an der Traisen hinauf ausdehnte, und insoweit kam die Missionsthätigkeit der St. Pöltner-Mönche überwiegend der von Carantanien herkommenden, slavischen Bevölkerung zu Gute. Dieß zum allgemeinen Ueberblick!

Die speziellen Directiven der Missionsthätigkeit haben wir natürlich in der da oder dort dichtern Bevölkerung zu suchen, diese selbst werden wir aber naturgemäß immer zuerst in den offenen Fluren und Thälern und dann erst viel später in den Wäldern und auf dem Gebirge finden; in den Wäldern und Bergen aber auch wieder zuerst an den alten Straßenzügen, weil sie durch Lichtungen liefen.

[1]) Script. Rerum Austr. I. col. 116. 117.

Es ist zu bedauern, daß wir in Betreff der Aufsuchung der alten Römerstraßenzüge, besonders der Verbindungsstraßen, welche für Räderfuhrwerk und nachhin für Saumthiere bis tief ins Mittelalter herab in Benützung blieben, namentlich im Vergleiche mit den würtembergischen Forschern noch ziemlich weit zurück sind. Eine gründliche Cultur- und Handelsgeschichte wird sich, abgesehen von den schiffbaren Flüssen, immer erst auf einem genau erforschten Römerstraßennetze aufbauen lassen. Um ein theilweises Substrat für die mit der Culturgeschichte coincidente, oder richtiger selbe bedingende Christianisirungsgeschichte zu gewinnen, sei mir verstattet, auch hier meine freilich noch sehr lückenhaften Ansichten über die Römerstraßen des in Rede stehenden Gebietes auszusprechen. Daß die Consularstraße zwischen Lauriacum und Vindobona unser Gebiet durchschnitt, ist bekannt; daß sie etwa im IV. Jahrh. von Melk ab statt über St. Pölten ohngefähr in der Richtung der Elisabethbahn eine gerade Richtung annahm, ist höchst wahrscheinlich; wenigstens schon im genannten Jahrhundert wurde sie von einer aus Binnennoricum von der Traisen herab kommenden Commercial- und wohl zugleich Militärstraße bei St. Pölten (Traisma) rechtwinklig durchkreuzt. Diese beiden wichtigern Hauptstraßen bildeten die Grundzüge für die von ihnen abzweigenden Nebenstraßen (Viae vicinales). Mir steht es außer Zweifel, daß von der Einmündung des Gölsenbaches in die Traisen weg eine Verbindung zwischen den beiden parallel laufenden Straßenzügen, dem östlichsten norischen an der Traisen und dem westlichsten pannonischen links der untern Schwarzach, bestanden habe. Sie wird bei der Gölsenmündung abgezweigt, bei Kaumberg den Höhenzug der cetischen Berge überstiegen, dann der Lauf des Piestingbaches verfolgt und in der Ebene bei Leobersdorf in die pannonische Straße eingemündet haben. — Bei der Gölsenmündung scheinen aber noch zwei weitere Verbindungsstraßen unter dem Schutze der Altenburg in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung abgezweigt zu haben, deren erstere in der Richtung eines heute noch benutzten, auffallend geraden Fahrtweges über die beiden Hochstraß östlich von Michelbach und östlich von Altlengbach bei Preßbaum in die spätere Consularstraße St. Pölten-Preßbaum-Wien, die letztere aber, für deren Richtung mir unterwegs kein topographischer Anhalt bekannt ist, etwa über Hofstätten und Hürm nach Melk.

Bei der muthmaßlichen Tracirung vorerwähnter Straßenzüge leiten mich vorzugsweise strategische Rücksichten. Ich habe anderswo, gestützt auf die anerkannte Autorität des Generalmajors Krieg v. Hochfelden[1]), dargethan, daß schon vor der Mitte des III. Jahrh. die Kriegführung der Römer am germanischen Reichslimes eine durchgreifende Umgestaltung erlitten hatte, nämlich beim Uebergang von der activen in die passive Defensive. Die Verwendung der bis zum Jahre 335 am Donaulimes stationären Legionen in weitentfernten Ländern, und der immer ungestümer werdende Andrang der germanischen Völker führten jene Umgestaltung herbei. Die Anlegung einer Kette von Einzelbefestigungen am Limes und auf strategisch wichtigen Linien des Binnenlandes war die erste Folge hievon, und die Anlegung eines Netzes von Verbindungsstraßen zwischen jenen Befestigungen die Grundbedingung ihrer Kraft. Hieraus ist es leicht erklärbar, daß jener Trakt der Consularstraße, welcher durch die schutzlosen Ebenen ober und unter Tulln lief, rückwärts verlegt werden mußte, wozu auch die Abkürzung des Weges zwischen Melk und Wien einlud. Auf dem nämlichen strategischen Grunde der Ermöglichung schneller gegenseitiger Hilfeleistung beruht auch die Herstellung der Verbindung

[1]) Gesch. der Milit. Architect. des Mittelalt. S. 7.

zwischen der westpannonischen und ostnorischen Straße über Kaumberg und Pottenstein. Durch die weitern Linien Altenburg-Hochstraß-Preßbaum, und etwa Altenburg-Hürm-Melk wurde der bei Herstellung der letztgenannten Verbindung beabsichtigte Zweck erst vollständig gesichert.

Weit entfernt, eine Geschichte römischer Kriegführung während des sinkenden Reiches schreiben zu wollen, wozu mir Beruf, und, was die Hauptsache bleibt, die nöthigen Kenntnisse mangeln, mußte ich mich dennoch im Interesse meiner Aufgabe länger bei der Erörterung obiger Straßenzüge aufhalten, weil in den Römerstraßen die Linien der Völkerbewegungen vorgezeichnet sind, zugleich aber auch die Zuglinien der spätern Kultur. Die Römerstraßen waren noch mehrere Jahrhunderte neben den Wasserwegen die ethnischen Verkehrsadern, und an ihren Rändern erhoben sich die ältern Colonien, weil sie die ersten Lichtungen der Urwälder mit sich brachten. Für erstere Eigenschaft sprechen die in mittelalterlichen Urkunden oft wiederkehrenden Ausdrücke: Via publica, Hohstrazza u. s. w., für die zweite die dichtere Ortschaften-Gruppirung der ältesten Specialkarten.

Untersuchen wir nun den eigentlichen Christianisirungsgang im vorwürfigen Gebiete. Es liegt in der Natur der soeben beleuchteten Zustände, daß (die nöthige Wirthbarkeit des Bodens vorausgesetzt) an den Straßenkreuzungen die einwandernde Bevölkerung sich dichter ansiedelte, und dann bei anwachsender Volkszahl auf den verschiedenen Straßenarmen die Cultur endlich sogar in die sie umgebenden Urwälder trug. Von dieser allgemeinen Norm macht nur die besonders den Slaven eigenthümliche Vorliebe für Viehzucht und Bergbau, und demzufolge deren Anhänglichkeit an Alpenthäler und Hochweiden eine theilweise Ausnahme. Zur Wahl der Berggegenden für ihre Niederlassungen mag einerseits wohl auch die Contiguität mit dem Stammlande beigetragen, andrerseits aber die Thatsache genöthigt haben, daß die obgleich an Kopfzahl sicherlich geringere baioarische Einwanderung dem herrschenden Volke angehörte, welche gewiß nicht so thöricht war, auf die Wahl der gesegneten Fluren zu verzichten.

Bei der Specialisirung des Christianisirungsganges gehe ich natürlich wieder vom hinlänglich bewährten Principe des Zellen-Institutes aus, das mich bisher ziemlich sichern Schrittes mitunter durch manches Labyrinth geleitet hat. Die Göttweiger-Urkunden, aufgehellt durch die trefflichen Commentare des Archivars P. Wilhelm Karlin, würden mir dadurch zu einem verläßigen Wegweiser auf dem dermal zu untersuchenden Gebiete werden, daß sie die Nachweise über spätere Kirchen- und Pfarreien-Gründungen erbringen, und eben dadurch deutlich genug auf die schon früher bestandenen Kirchen aufmerksam machen; der dadurch vorgezeichnete Weg ist aber darum nicht der sicherste, weil jene Urkunden über die Restaurationszeit nach den Magyaren-Stürmen nicht zurückgehen, und die kirchlichen Zustände, welche sich in ihnen abspiegeln, aus völlig umgeänderten Verhältnissen hervorgegangen sind. Immerhin enthalten sie aber viele anerkennungswürdige, richtige Winke. Zu diesen gehört unstreitig die Thatsache, daß die eine oder andere in ihnen aufscheinende Zelle schon nicht mehr als ihrem ursprünglichen Zwecke dienende auftritt, sondern als in Verhandlung kommende Liegenschaft, woraus zu

erschließen ist, daß sie nicht erst von den Göttweiger-Mönchen gegründet worden sei, sondern ihren Namen aus älterer Zeit bewahrt habe. Andere vermuthliche Zellen hatten dagegen in der Entstehungszeit der ältern Göttweiger-Urkunden ihren ursprünglichen Namen bereits verloren.

Daß bei den Gründungsanfängen St. Pöltens den Abt Adalbert von Tegernsee wahrscheinlich die Zelle Gruncita der Salzburger-Mönche gastlich beherbergt habe, ist oben ausgesprochen worden. Seine oder seines nächsten Nachfolgers Wohnung am Heiligthume des Jüngers des Erzdiacons Laurentius, St. Hippolytus, erwuchs bald zur Centralzelle oder zum wirklichem Kloster, das dann für das ganze IX. Jahrh. Missionsfocus des Gebietes bleibt. Erst als die Uebersiedlung vom Albrechtsberge (Obritzberg) nach St. Pölten vollzogen und die eigentliche Missionsarbeit in einem größeren Maßstabe in Angriff genommen war, wurde für das neue Missionsgebiet ein eigenes Baptisterium errichtet. Es wird kaum einem Zweifel unterzogen werden, daß es in Gerersdorf (S. Joann. Bapt.) zu suchen sei. Gerersdorf (Geroldisdorf) hatte, so scheint es, eben so gut wie Gerolding bei Schönbühel dem Markgrafen Gerold, Schwager K. Karl d. Gr. Ursprung und Namen zu verdanken, und es ist, meine ich, mehr als ein zufälliges Zusammentreffen, daß die Kirchen beider Dörfer außer dem Gleichlaute des Namens auch dasselbe Patrocinium Johannes des Täufers haben, d. h. alte Baptisterien sind, was eben vielleicht einer besondern Unterstützung der Missionsarbeit von Seiten des Markgrafen zuzuschreiben sein dürfte. Wie aber St. Laurentius zu Obritzberg allem Anscheine nach noch längere Zeit hindurch Seelsorgkirche der weitern Umgegend blieb, ebenso war auch sicherlich Gerersdorf so lange Hauptbaptisterium des ganzen Missionsgebietes, bis das Christenthum auch in entfernteren Gegenden Eingang fand, und man zur Errichtung eigener Baptisterien in denselben veranlaßt war. Ohne Zweifel wurde später auch die Abhaltung der gemeinsamen Gottesdienste an Fest- und dann an Sonntagen nach St. Pölten selbst verlegt, oder richtiger, bei anwachsender Zahl der Gläubigen neben Obritzberg auch dort eingeführt; ich bezweifle es jedoch, daß dadurch die Klosterkirche selbst Seelsorgkirche wurde, bin im Hinblicke auf mehrfache Analogie vielmehr geneigt, eine Gemeinsamkeit der Baptisterial- und Seelsorgkirche in Gerersdorf anzunehmen. Hier sei im Vorbeigehen auch noch bemerkt, daß in St. Pölten selbst nichts davon bekannt sei, daß die spätere Stifts- oder dermalige Kathedralkirche jemals ein anderes Patrocinium gehabt habe, als das heutige der seligsten Jungfrau; es ist jedoch höchst unwahrscheinlich, daß der hl. Hippolytus, dem ja selbst die Stadt den Namen verdankt, in ältester Zeit nicht auch Kirchenpatron gewesen sein sollte, weßwegen ich der Ansicht bin, daß das heutige Patrocinium erst aus der Restauration nach den Ungarneinfällen datire.

Gegen Osten schließt sich an den unmittelbaren Bezirk von St. Pölten (beiläufig das gleichnamige Decanat) der Bezirk des Decanats Ollersbach (mit Weglassung seines nördlichen Grenzstriches) an. Er ist ziemlich bewaldet und steigt

gegen Osten bis zum Höhenzug des Wienerwaldes an, der auch seine östliche Grenze bildet. Mehrere Ortsnamen mit undeutschem Gepräge wie z. B. Blostorf, Glocknitz, Knea, 2 Leitzberg, Muzletzberg, Schrabatz, Theißel, Trainst, Untergoin, Weisching, — Böhmkirchen und Winden sprechen für sich — lassen vermuthen, daß diese waldige Berggegend einst eine vorwiegend slavische Einwohnerschaft gehabt habe. Man darf jedoch noch weiter gehen und jene Einwohnerschaft, die nach Vertreibung der Awaren dort eingewandert war, specifisch dem carantanischen oder wendischen Stamme zuschreiben, weil die czechische Colonie, die sich am Perschlingbache ansiedelte, erst nach der Beendigung der Magyaren-Kriege eindrang, wie dies in den Passauer-Documenten angemerkt ist, indem es in dem Passau betreffenden Protokolls-Auszuge des an einem unbekannten Orte in der Markgrafschaft Liutbald's zur Zeit Bischof Piligrims (983—991) abgehaltenen Placitums ausdrücklich heißt:[1] »Persnicha sicut Willihellmus in proprium possidebat, quod tempore praesenti boemani insidendo arabant«. Daß damit die Umgegend des heutigen Böhmkirchen gemeint sei, wird niemand bestreiten.

Die älteste Zelle oder Missionsstation des Territoriums um Ollersbach glaube ich in Theißel, 1/4 Stunde südlich von Ollersbach, vermuthen zu dürfen, dessen zweite Sylbe ich von dem slovenischen cele (spr. sele) abzuleiten geneigt bin, während ich die erste für die Differenzirung halte. Ich werde damit kaum dem Vorwurfe einer zu kühnen Etymologie entgehen; mag dieß aber auch sein, einen besseren Grund als die Lautähnlichkeit allein habe ich dennoch dafür. Derselbe Ortsnamen ist mir nämlich schon im oberpfälzischen Wendenlande begegnet; denn eine Ortschaft der Pfarrei Püchersreut, Dec. Sulzbach, also bei den Naabwenden, heißt Theisseil, dessen letzte Sylbe offenbar nur eine den Oberpfälzern eigenthümliche, mundartliche Entstellung ist, indem sie sogar Beis statt Bier, Veih statt Vieh sprechen; und wie ich mir dort die Vermuthung auszusprechen erlaubt habe, daß in dem Theisseil ein slovenisches oder wendisches cele stecken dürfte (nämlich ein Tajsele, d. h. einsame Zelle), glaubte ich auch hier nicht damit zurückhalten zu müssen.

Als Baptisterium werden die Missionäre anfänglich wohl noch jenes zu Gerersdorf benützt haben, und erst bei regerem Andrange zum Christenthum mag ein gesondertes zu Kirchstetten oder Seebach eingerichtet worden sein. Für die älteste ebenfalls gesonderte Seelsorgkirche halte ich die heutige Decanatskirche Ollersbach. Sie hat das Patrocinium der seligsten Jungfrau für sich und obendrein die ziemlich sichere Thatsache, daß es zur Zeit des sel. Bischofs Altmann als eine der umfangsreichen Urpfarreien dastehe. Als nämlich Altmann die Pfarrei Pyhra errichtete, wies er die von ihren Seelsorgkirchen zu weit entlegenen Ortschaften zur nähern neuerrichteten.[2] »Altmannus in allodis apud piricha ....

[1] Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 87. Vgl. Font. Rer. Austr. Bd. VIII. Göttweig. Urk. Nr. IX. p. 9. und S. 118. den lichtvollen Comment. P. Wilhelm Karlins

abscissis partibus adjacentibus parrochiarum a suis ecclesiis longius remotis . . . parrochiam construxit». Da gegen Osten der kleine Perschlingbach als neue Pfarrgrenze angegeben wird, so wird die östlich benachbarte Urpfarrei wohl keine andere gewesen sein, als Ollersbach, außer man wollte an Altlengbach denken, wogegen ich im Allgemeinen nichts einzuwenden hätte, als daß Altlengbach das jüngere Patrocinium SS. Apost. Simonis et Judae habe, und ferner, daß dadurch eine gleichzeitige Dismembration der Pfarrei Ollersbach noch nicht ausgeschlossen wäre. Uebrigens bin ich der unmaßgeblichen Meinung, daß Altlengbach und Brand vor ihrer Erhebung zu Pfarreien selbst zur weitschichtigen Urpfarrei Ollersbach gehört haben. Bei Gelegenheit der Errichtung der Pfarrei erfahren wir auch, daß jenes Waldgebiet zur ursprünglichen Dotation des Benedictinerklosters St. Pölten gehört habe; denn der Ausdruck »in allodio« sowie jener der Urkunde Nr. II. »quidquid sui iuris erat« läßt sich nur aus der bischöflich passauisches Mensalgut gewordenen alten Dotation St. Pöltens, die schon Bischof Adalbert 955 erworben hatte, erklären, indem von einem Erbeigenthum (Familien-Eigen) des Sachsen Altmanns in dieser Gegend wohl nicht die Rede sein kann, wie ich oben dargethan habe. Wie weit sich aber die Dotation des alten Klosters St. Pölten in dieser Richtung ausgedehnt habe, sagt uns die eben allegirte Urkunde Nr. II. (p. 4): »Idem episcopus ad Honberg (Heuberg) quidquid sui iuris erat inter duas persnichas cultum et incultum versus Karinthiam tradidit super altare S. Marie nihil excipiens omnino preter censum publicum et publicam uiam». Endlich liegt in den letzten Worten eine klare Bestätigung meiner oben ausgesprochenen Behauptung, daß die Consularstraße (publica uia) in der spätrömischen Zeit von dem rechten Donauufer in das Gebirg zurück verlegt worden war.

In südlicher Richtung von St. Pölten und Ollersbach läßt sich der Christianisirungsgang im Waldgebiete an den dort befindlichen Zellen wieder ziemlich genau verfolgen. Eine Stunde östlich von Wald liegen nämlich die Dörflein Ober- und Unter-Zell, und ¾ St. von Michelbach entfernt ein weiteres, Namens Zellberg. Für die Baptisterien des langsam christianisirten slavischen Waldgebiets halte ich bezüglich des westlichen Landstriches die schon weiter in's Slavenland vorgeschobenen Kirchen zu Michelbach (S. Michaelis), bezüglich des östlichen jene zu Brand (S. Joann. Baptistae) für die wohl in der zweiten Hälfte des IX. Jahrh. errichteten Baptisterien, und kann mich, was Michelbach angeht, von der beurkundeten Thatsache nicht beirren lassen, daß die Pfarrkirche zu Michelbach erst um 1124 vom Bischofe Reginmar von Passau erbaut wurde:[1]) »Ob cuius (parrochiae Piricha) latitudinem necessitate ductus ego Reginmarus D. g. patauiensis episcopus ecclesiam in loco qui dicitur Michilpach construere feci et a me ipso dedicatam cum termino eidem tunc ecclesie inibi prefinito etc.«,

[1]) Urk.-Buch von Göttweig in Font. Rer. Aust. Vol. VIII. p. 263, 266.

denn einmal geht aus der unmittelbar vorhergehenden Urkunde klar hervor, daß Michelbach auch schon zur Zeit, als es noch Bestandtheil der Pfarrei Pyhra war, schon seine Kirche hatte: »Parrochia pirchahi cum ecclesia michilpach«. Ja die Kirche zu Michelbach scheint sogar, als sie Pfarrkirche wurde, schon sehr lange vorher bestanden zu haben, weil der vorbeifließende Bach von ihrem Patrocinium St. Michael den Namen trug, indem an einen Michil- d. h. großen-Bach schon aus dem Grunde nicht zu denken ist, weil dieses Bächlein kleiner ist als der kleine Perschlingbach, der es bei Dürrenhag aufnimmt. Im Allgemeinen waren die alten Baptisterien, wenn sie nicht zugleich Seelsorgkirchen waren, in der Regel nur Kapellen oder unansehnliche Kirchlein, in welcher Gestalt sie ihrem specifischen Zwecke vollkommen genügten. Der vom Bischofe Reginmar vorgenommene Kirchenbau zu Michelbach wird daher wohl nichts anderes gewesen sein, als der Umbau der alten Taufkapelle in eine Seelsorgkirche mit den benöthigten größeren Dimensionen. — Wo sich aber, als Michelbach und Brand als Baptisterien entstanden, die entsprechenden Seelsorgkirchen befanden, ob zu Wald (B. M. V.) und beziehentlich zu Altlengbach (SS. Simonis et Judae) — oder zu Stößing (S. Aegydii)? vermag ich nicht zu entscheiden; Altlengbach und Stößing scheinen ihrer Lage nach noch am meisten für sich zu haben. Jedenfalls scheinen die Kirchen zu Pyhra und Ollersbach wenigstens noch einige Zeit Seelsorgkirchen geblieben zu sein, als die beiden eben besprochenen Baptisterien schon errichtet waren. Um dem sehr leicht möglichen Vorwurfe zu begegnen, daß die Anzahl der von mir angenommenen Seelsorgkirchen und Baptisterien aus dem IX. Jahrh. sich mit dem kirchlichen Bestande des XI. Jahrh. nicht vereinbaren lasse, indem während des letztern die Urpfarreien von ungeheurem Umfange zu Tage treten, die ihrer Natur nach wohl nur eine Seelsorgkirche und ein Baptisterium hatten, wie z. B. Hürm, das auch den ganzen Pfarrsprengel von Külb in sich faßte, der dann erst um 1080 eigene Pfarrei wurde; dann Pyhra, das um dieselbe Zeit aus den angrenzenden Urpfarreien neu constituirt wurde, aus der dann 1124 die ebenfalls noch ungeheure Pfarrei Michelbach hervorging. Hierauf ist zu erwidern, daß der Schluß von den kirchlichen Zuständen nach den Ungarneinfällen auf solche vor denselben aus mehr als einem Grunde höchst unstatthaft sei. Ich habe mich hierüber schon früher ausgesprochen und wiederhole hier nur das zur Aufklärung Allernöthigste. Erstens waren die Bevölkerungsverhältnisse vor und nach den Ungarneinfällen sehr verschiedene, weil die Einwohnerschaft namentlich des Ostlandes zu wiederholten Malen durch Tödtung und Abführung in die Gefangenschaft arg decimirt worden war. Wie überall in den Christianisirungsanfängen, war auch die Seelsorge vor der Ungarnzeit eine in ihren äußern Attributen von jener nach der Ungarnzeit sehr verschiedene: in den Anfängen ist sie ausschließlich in den Händen der Mönche, die von ihren ärmlichen Zellen aus, von Handarbeit und Almosen lebend, das Seelenheil ihrer Pflegbefohlenen besorgen; später geht die Seelsorge in der Regel auf Weltpriester, oder auf exponirte Regularpriester über, und sobald das heute geltende Pfarrinstitut

in seinen ersten Keimen in jenen sogenannten Urpfarreien sichtbar wird, leben die Priester, allerdings standesgemäß, nicht mehr von der Handarbeit und Almosen, sondern von Real- und Dominicalrenten, durch deren ständige Repartition dann erst die eigentlichen Pfarreien entstehen. Die Renten sind theils Zinsen von hörigen Gütern, theils Fruchtzehente. Der Pfarrer ist nicht allein angestellt, sondern mit einem Collegium von höhern und niederen Geistlichen oder Klerikern vom Diakon abwärts. Bedenkt man, daß in demselben Verhältnisse, in welchem die Bevölkerung in einem enormen Percentsatze verdünnert worden, auch die Landescultur zurückgegangen war, so wird man leicht ermessen können, daß weitschichtige Gegenden in sogenannte Urpfarreien zusammengefaßt werden mußten, um die sog. Pfarrcollegien standesgemäß durch Reichung der Zehenten und niedrige Zinse zu erhalten. Bei freilich viel einfacherer Seelsorge als dermal, waren wegen der großen Entfernungen immer auch mehrere Pferde bei den Seelsorgstationen nöthig, auch diese mußten durch Reichnisse erhalten werden. Daß man in der Restaurationszeit nach den Ungarnkriegen nur einzelne Kirchen in oft sehr umfangsreichen Territorien antrifft, ist wieder leicht erklärbar. Die ohnehin fast ausnahmslos hölzernen Kirchen aus früherer Zeit waren von den Magyaren sämmtlich geplündert, niedergebrannt oder zerstört worden. Es war dieß, wie jegliche andere Barbarei, schon von Anfang an die garstige Unsitte jener wilden mongolischen Horden, die in einem in weiten Kreisen bekannten Documente, dem ungeziemend heftigen Sendschreiben der Bischöfe der Salzburger Kirchenprovinz an Papst Johann IX. v. J. 900 geschildert wird[1]: »... alios captivos duxerunt, alios ceciderunt, alios ferina carcerum fame et siti perdiderunt, innumeros vero exilio deputaverunt et nobiles viros et honestas mulieres in servitium redegerunt, Ecclesias Dei incenderunt, et omnia aedificia deleverunt, ita ut in tota Pannonia nostra, maxima provincia, tantum una non appareat Ecclesia.« Bei der Restauration mußte man sich vorerst darauf beschränken, die unumgänglich nöthigsten Cultusgebäude herzustellen, und selbst diese gingen durch noch öfter wiederholte Einfälle der Magyaren in das Ostland großen Theils neuerdings zu Grunde. Ein solcher Einfall ereignete sich noch in den ersten Regierungsjahren K. Otto II. um 983, wie wir früher gesehen haben. — Dieß wird sicherlich hinlänglich genügen, um den angedeuteten Einwurf von vorneherein gänzlich zu entkräften.

Noch haben wir den Christianisirungsgang der noch mehr südlichen Bergregion im heutigen Decanate Wilhelmsburg zu untersuchen. Dieser Untersuchung entzieht sich nur der südwestlichste Winkel an der obern Türnitz gegen den Oetscher hin, weil er wenigstens später St. Emmeramerisches Missionsgebiet war, wie wir bereits gesehen haben. Die Lage unsers Gebiets an der carantanischen Grenze und die vorzugsweise zur Viehzucht und zum Bergbau sich eignende Terrainplastik würden von selbst auf den Gedanken lenken, daß diese ganze Bergregion

[1]) Juvav. p. 285.

vorzugsweise im Besitze slavischer Colonen gewesen sein müsse, und durch die Topographie finden wir diese Voraussetzung vollständig bestätigt, indem sich in dieser ihrer Natur nach nur dünn bevölkerten Bergregion eine verhältnißmäßig größere Anzahl Ortsnamen ihren slavischen Typus unverkümmerter bewahrt hat. Wir werden im Laufe der Untersuchung Anlaß haben, mehrere davon namentlich anzuführen. Trotz der Nähe Carantaniens war, wie vorhin bemerkt, diese Bergregion in älterer Zeit nur dünn bevölkert; bei der Rauhheit des Hochgebirges und der durch sie bedingten Unwirthbarkeit des Bodens ist dies jedoch leicht begreiflich. Die in späterer Zeit auch in diese Wildnisse vorgedrungene Industrie, anfänglich auf Eisenbergbau und die sich daran knüpfenden Hüttenwerke und die Erzeugung der hiezu nöthigen Kohlen angewiesen, hat sich nach und nach durch Regelung der Gebirgsbäche und Anlegung von Klausen auf die Verwerthung des unerschöpflichen Holzreichthums ausgedehnt, und die in Folge dessen entstandenen Siedlungen in den Thälern haben so vorwiegend deutsche Namen, daß sich der Typus der slavischen Topologie mehr und mehr verwischt, und der Germanisirungsproceß hier als vollendeter gelten kann.

Da die innern Thäler erst in spätern Jahrhunderten in Cultur genommen wurden, so werden in Betreff ihrer Christianisirung nur einige Streiflichter auf sie zu fallen haben und die Thäler der Vorberge Hauptgegenstand unserer Untersuchung sein. Da sich aber auch die nördlichern Thäler fast ausnahmslos durch Berge von ansehnlicher Höhe winden, welche selbst heutzutage noch größtentheils dicht bewaldet sind, so würden auch sie das Loos der spätern Cultur mit ihren südlichen Nachbarn getheilt haben, wenn nicht aus ältester Zeit her die oben skizzirten Römerstraßen sie durchzogen hätten.

Wenn wir in der Verfolgung des Christianisirungsganges uns an diesen selbst halten, und darum in südlicher Richtung, wie er selbst, vorgehen, treffen wir in der weiten Thalmulde der Traisen vorerst noch einen kleinen mehr baioarischen Bezirk, tiefer gegen das Gebirge aber links und rechts der Traisen sogleich mehr oder fast ausschließlich slavische Landschaft. Gemeldeter vorzugsweise germanischer Bezirk ist Wilhelmsburg mit seiner nächsten Umgebung. Schon der Lage nach stellt sich Wilhelmsburg dem Auge als Standpunkt einer jener altrömischen Befestigungen dar, deren wir noch viele an Straßenzügen, regelmäßig aber an den Vorbergen unserer Alpen finden, wo eine jener Straßen in sie einmündet. Auch die Befestigung auf der Wilhelmsburg hatte den doppelten Zweck, die Straße an der Traisen abwärts und das rückwärtige Defilé an ihr aufwärts zu überwachen und zu schützen. Ihre hohe Lage war einladend genug für irgend einen frühmittelalterlichen Dynasten Namens Wilhelm, sich auf ihr zu setzen: einem solchen verdankt sie nun ihren Namen. In nächster Umgebung Wilhelmsburg ist mir kein Ort bekannt, dessen heutiger Name irgend eine Beziehung auf eine alte Mönchszelle enthielte. Ob die St. Stephanskirche zu Wilhelmsburg Seelsorgkirche wurde, als diese Gegend nach der Sonderung von St. Pölten und Gerers-

dorf eigenen Gottesdienst und eigenes Baptisterium erhielt, oder ob St. Georg am Steinfelde oder in der Grünau, vermag ich nicht zu entscheiden; das Baptisterium wurde damals aber jedenfalls zu Weinburg (S. Joann. Bapt.) errichtet.

Ein gesteigertes Interesse nimmt die echt slavische Landschaft Tradigist in Anspruch, welche südlich von Wilhelmsburg beginnt, dermal aber auf eine engere Gegend am linken Traisenufer beschränkt ist. Ueber ihre Benennung und ihren Umfang ist früher schon das Nöthigste vorausgeschickt worden, das hier theilweise ergänzt werden soll. Bei vollständigem Mangel an ältern urkundlichen Aufschlüssen wird der ursprüngliche Umfang des Tradigists wohl kaum mehr genauer zu ermitteln sein, es bleibt aber immerhin wahrscheinlich, daß er sich anfänglich bei mehr sporadischer Siedlung seiner Slaven einerseits bis an die westlichen Abhänge des Wienerwaldes erstreckt habe, und wie gegenwärtig noch an die Osthalden des Höhenzuges, der sich von St. Georgen bei Plankenstein, St. Gotthard und Külb links lassend, gegen Grafendorf hinabzieht. Sein ursprüngliches Areal zwischen dem Plambachberge und dem Traisenberge, den Gölsenquellen und Loich mag daher einst immer gegen 4 Quadratmeilen betragen haben. In der Zeit, in welcher der Tradigist urkundlich genannt auftritt, ist er auf einen immerhin noch beträchtlichen Umfang links der Traisen beschränkt, wie es scheint, weil seine slavischen Einwohner beim Vordringen des germanischen Elements über die Gölsen und am Halbache aufwärts, sich dort enger zusammenzogen. Wie wenig sicher auch der Umfang des ursprünglichen Tradigists sein mag, muß er doch in seiner ersten Gestaltung in's Auge gefaßt werden, weil sie jene ist, mit welcher seine Christianisirungsanfänge der Zeit nach coincident sind. Irgend eine Mönchszelle kenne ich auch hier nicht, denn Kleinzell am Halbache wird wohl erst eine secundäre einer ältern verschollenen sein, da sie zu weit abseits liegt. Uebrigens bleibt immerhin denkbar, daß das viel spätere Stift Lilienfeld auf dem Boden oder in nächster Nachbarschaft einer ältern nicht mehr bekannten Zelle sich erhoben habe, indem eine oftgemachte Wahrnehmung darauf hinweist, daß bei mittelalterlichen Klostergründungen alte Ueberlieferungen, wenn auch nicht überall und geradezu maßgebend, so doch vielfältig von großem Einflusse waren. Daß die St. Johanneskirche bei Traisen das ursprüngliche Baptisterium der noch weitern Umgegend gewesen sei, wird man kaum unwahrscheinlich finden. Für die ursprüngliche Seelsorgkirche jener noch weitern Umgegend halte ich St. Veit an der Gölsen, in dessen Patrocinium schon eine nähere Beziehung zur slavischen Umwohnerschaft liegt, und dessen Lage nicht weit vom ersten Baptisterium sie zu allgemeinen religiösen Uebungen besonders geeignet machte, weil auch an der Verzweigung der noch in Benützung stehenden Römerstraßen die Bevölkerung dichter siedelte, wozu die Erweiterung der drei auseinanderlaufenden Thalarme Raum genug darbot.

Die in Folge der Ausbreitung des deutschen Elementes erfolgte engere Zusammenziehung des slavischen in den Tradigistbezirk, der heute noch durch die gleichlautenden Ortsnamen in den Pfarreien Kirchberg, Rabenstein und

Eschenau topographisch constatirt ist, wird meines Dafürhaltens schon in der ersten Hälfte des IX. Jahrh. vor sich gegangen sein, und von da an bildeten sich natürlich auch neue kirchliche Verhältnisse. Das unter das Patrocinium des aus Pannonien stammenden hochverehrten Bischofes von Tours, St. Martin, gestellte Gotteshaus zu Kirchberg an der Pielach wurde nun fortan Seelsorgkirche für die ehemaligen Verehrer des wendischen Kriegsgottes Rathost oder Radegast. Ich zweifle, daß diese Seelsorgkirche ein wesentlich abgesondertes Baptisterium gehabt habe, bin vielmehr der Ansicht, daß eine mit der St. Martinskirche verbundene Taufkapelle, die darum keinen neuen Ortsnamen begründete, am Einflusse des Tradigistbaches in die Pielach gestanden habe. Daß Kirchberg tief in's slavische Alterthum zurückreiche, steht auch urkundlich beglaubigt außer Zweifel. Sein in weiterer Umgebung noch alleiniges Gotteshaus hieß autonomastisch „die Kirche", und gab dem von ihr weg gegen Rabenstein am Pielachufer sich hinabziehenden Rücken den Namen „Kirchberg", und dem an letztern hinfließenden Bache den Namen „Kirchbach". Dieß freilich nicht im deutschen Idiome, wie denn auch der heutige Ortsname des Pfarrdorfes Kirchberg nur eine Uebersetzung aus dem slavischen Idiome ist, und in ältester Zeit Zirkew, d. h. „die Kirche" lautete. Der um die Richtigstellung der Topographie des Traisenlandes und weit darüber hinaus hochverdiente Herausgeber und Erläuterer der Göttweiger-Urkunden, Archivar P. Wilhelm Karlin bringt einen sehr interessanten Beleg dafür bei[1]). Er hebt aus Cod. Trad. B. eine Grenzbeschreibung der »possessio Rategasth« aus, welche Abt Nanzo (1114—1125) von einem Edlen von Hofstätten im Tauschwege erhalten hatte. Die Umschreibung jener Besitzung lautet: »Ascendit terminus isto de plespizpach sursum per montem qui dicitur mettinbrant et per medium Zwinperch in riminbach et descendit per maiorem rategast in minorem, et de minori rategast ascendit sursum per medium montem Zekkirniz ad altum lapidem et de lapide in Zekkirnizbach et sic in piela descendit.« Er beschließt dann seinen scharfsinnigen Commentar dazu mit den Worten: „Auch Zekkirniz (wie Radost = Mars der Wenden) ist slavisch und kann mit „Kirchenbach" übersetzt werden, von zirkew = die Kirche."

Am Türnizbache aufwärts bis zur Wasserscheide bei Annaberg war das von der alten Römerstraße, welche hier Ufer- und Binnennoricum verband, durchzogene enge Thal wegen der Rauhheit der schon hochansteigenden Gebirge wohl nur sehr sparsam bewohnt, und darum dürfte höchstens die St. Martinskirche zu Türnitz auf ein höheres Alter Anspruch haben. Dasselbe getraue ich mir von der St. Jakobskirche zu Hohenberg im mehr östlich eingeschnittenen Thale der Unrecht-Traisen nicht zu behaupten. Daß St. Aegid, noch tiefer im genannten Thale, noch viel jünger als St. Jakob zu Hohenberg sei, wird in Anbetracht seiner Lage schon außer Zweifel stehen; darum heißt es auch St Aegidi „im Neuwald", nicht

[1]) Font. Rer. Austr. Bd. VIII. S. 148. 149

als wenn der Wald, in dem es liegt, erst angeflogen und darum noch neu wäre, sondern weil die Culturanfänge desselben aus sehr später Zeit datiren.

Die Wasserscheide zwischen der Traisen und dem Halbache bildet ein Bergrücken, der östlich bei Hohenberg vom Höhenzuge des Wienerwaldes (Comagenus gegen Norden abzweigt und seine letzten Ausläufer nahe bei Heinfeld in das Gölsenthal absenkt. Wo er eine größere Breite annimmt und die Sporade Ebenwald auf seinem Rücken trägt, liegt hart an seinem östlichen Abhange am Halbache die aus im ganzen Thale zerstreuten Häusern bestehende Pfarrei Klein-Zell, dessen Pfarrkirche das Patrocinium Maria-Himmelfahrt hat. Ich halte diese Klein-Zelle für die in dieser Richtung am weitesten vorgeschobene Emanation jener verschollenen Zelle der St. Pöltner-Mönche, als deren entsprechendes Baptisterium ich St. Johann bei Traisen, wie die dazu gehörige Seelsorgkirche St. Veit nahe am Ausflusse der Gölsen bezeichnet habe. Man könnte mir einwenden, daß Kleinzell viel wahrscheinlicher eine Emanation des spätern Stiftes Göttweig sei, dem es heute noch einverleibt ist. Dagegen habe ich nur zu bemerken, daß diese Marienkirche und die sie umgebende Ortschaft schon den Namen Kleinzell trug, als das Stift Göttweig sie erwarb, mithin nicht von letzterem gegründet werden sein konnte. Die der kleinen Zelle am Halbache correlative Seelsorgkirche scheint Hainfeld gewesen zu sein, dem Patrocinium des hl. Apostels Andreas gewidmet d. h. einem, wie schon öfter erwähnt, von den Wenden Carantaniens und Pannoniens bevorzugten Patrocinium.

In mehr als einer Beziehung scheint mir das letzte Missionsgebiet, das hier noch zu beleuchten kommt, besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, nämlich der verhältnißmäßig schmale Streifen an der Verbindungsstraße der westlichst pannonischen und östlichst ufernorischen römischen Handels- und wohl auch Heerstraße, welche von letzterer an der Einmündung der Gölsen in die Traisen abzweigte und beim Austritte der Triesting aus der Bergregion in die Ebene des Steinfeldes erstern erreichte. Die Beziehungen, denen ich so viel Werth beilege, sind vorerst die Ergänzung des salzburgischen Christianisirungs-Territoriums im Ostlande überhaupt, dann aber des Missionsgebietes der St. Pöltner-Mönche im Besondern, ferner der im Laufe der Untersuchung zu erbringende Nachweis, daß auch in der Christianisirungsgeschichte dieses Streifens die Zusammengehörigkeit Tegernsee's und St. Pöltens wieder an den Tag trete, und endlich die Constatirung einer unmittelbaren Verbindung der salzburgischen Missionsgebiete ober und unter dem Wienerwalde, beziehentlich Noricums und Pannoniens, und die sich hieraus ergebenden Folgerungen für die Grenzberichtigung der alten Diöcesen von Salzburg und Passau.

In das Quellengebiet des Triestingbaches drang das Christenthum, die Siedlungen an der alten Römerstraße aufsuchend, allem Anscheine nach über die hohe Wasserscheide des Kaumberges, hier autonomastisch Comagenus mons genannt. Obwohl die von P. Ignaz Keiblinger mit dem ihm eigenen Fleiße gesammelten und commentirten Urkunden des später (im J. 1136) gestifteten Klosters Klein-

Maria-Zell keine ausdrückliche Erwähnung davon machen, daß Markgraf Leopold IV. die erste Kirche zu Maria-Zell auf dem Areale einer viel ältern Mönchszelle erbaut habe, um die von den beiden Brüdern Heinrich und Rapoto (von Schwarzenburg?) beabsichtigte Klosterstiftung dorthin zu lenken, ist die Voraussetzung des frühern Bestandes einer einfachen Mönchszelle nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern durch den Uebergang ihres Namens „Zell" auf das neuerrichtete Kloster vielmehr bestätigt. Was hätte auch sonst für die Ortswahl für die neue Stiftung den Ausschlag geben sollen? Nebstdem deuten auch die romantischen Sagen, welche sich an den Ursprung der Kirche zu Nestach, richtiger Netzta (S. Martini), die Schwarzenburg und die Kirchenruine St. Pankratiusberg knüpfen, auf eine frühere Zeit als das XII. Jahrh. zurück. — Im Zusammenhalte alldieses wird man mit geziemender Wahrscheinlichkeit vermuthen dürfen, daß die Missionsthätigkeit der St. Pöltner-Mönche dem Triestingbache von seinen Quellen entlang von der Zelle an der kleinen Triesting ausgegangen sei. Den Missionsgang stelle ich mir aber in folgender Weise vor. Zuerst wurde wohl die Baptisteriumskirche zu Kaumberg (S. Michaelis) gegründet. Von dort aus scheint das Christenthum unter den umwohnenden Slaven in weitern Kreisen Wurzel gefaßt zu haben; die vorhin erwähnten Sagen wären damit in Verbindung zu bringen. Wer sich einer fruchtbarern Phantasie erfreut, als ich, könnte sich den Ortsnamen Heidenerls nordwestlich nächst Kaumberg mit der Erklärung zurechtlegen, daß er von den sich absondernden, heidnisch gebliebenen Slaven herrühren möge. Mich zieht dagegen die Thatsache mehr an, daß eine kleine Meile östlicher in dem Flecken Altenmarkt, südlich unter der spätern Marienzelle, eine Baptisterialkirche Johannes d. T. sich befindet. Wenn jene des hl. Michaels zu Kaumberg auch eine solche war, wird man vielleicht sagen, wäre die zu Altenmarkt entweder überflüssig, oder sie ist spätern Ursprunges. Mir scheint dieser Schluß nicht zwingend genug zu sein. Ich habe nämlich während meiner mehrere Jahre fortgesetzten Forschungen die Wahrnehmung gemacht, daß die Baptisterien fast in der Regel, eben so gut wie die Zellen, als in die zu christianisirenden Gebiete weit vorgeschobene erscheinen, während die Seelsorgkirchen im Hinterlande sich erheben, und finde dieß dem Christianisirungsgange ganz gemäß. Zellen der Missionäre und Baptisterien hatten vorzugsweise die noch heidnische Bevölkerung im Auge, während die Seelsorgkirchen für die bereits christliche errichtet wurden. Die durchgreifende kirchliche Organisation oder Consolidirung des Christenthums brauchte eben so wohl längere Zeit zu ihrer Entfaltung, als der in größern Dimensionen angelegte Bau kirchlicher Versammlungsstätten. Im Hinblicke darauf bin ich der Meinung, daß die St. Michaelskirche zu Kaumberg aus primitiver Taufkirche zugleich Seelsorgkirche geworden sei, als das junge Christenthum an den Triestingufern abwärts weitere Fortschritte machte. — Wo ich an der untern Triesting die nächste Seelsorgkirche zu suchen habe, ob zu Pottenstein, ob zu St. Veit vermag ich nicht zu entscheiden. Taufkirche ist mir aber im untern

Trieſtingthale abſolut keine bekannt: ſei es nun, daß irgend eine ältere Taufkapelle bei den Magyaren-Einfällen mit andern Kirchen zerſtört und nicht wieder aufgebaut worden ſei, weil beim Beginne der Reſtauration die Immerſions-Taufe mehr und mehr jener der Infuſion zu weichen anfing, oder daß bei der Reſtauration auch hier wie vielfältig anderwärts Patrociniumswechſel eintraten, weil ja die Kirchen nach ihrem nun ſchon öfter in Stein geführten Neubaue auch neu geweiht werden mußten. Allerdings iſt auch denkbar, daß für die ohnehin kaum zahlreichen Neubekehrten des ausmündenden Trieſtingthales irgend ein ſchon beſtehendes Baptiſterium z. B. jenes der alten Kirche zu Gainfahrn benützt worden ſein möge. Wenn meine Arbeit einen ihrer Hauptzwecke, die Anregung zu eingehenderen localen Forſchungen in derſelben Richtung zu erreichen ſo glücklich iſt, wird neben andern Mängeln derſelben vielleicht auch dem vorliegenden Abhilfe geſchaffen werden.

Unter den Urkunden aus dem Anfange des XI. Jahrh. fiel mir eine K. Heinrichs II. auf, deren Inhalt ziemlich unzweideutig auf die früher erläuterte Zuſammengehörigkeit Tegernſee's und St. Pölten's hinzuweiſen ſcheint. Auf Fürbitte des hochverdienten Abtes Gotehard von Altach ſchenkt nämlich genannter Kaiſer im J. 1020 fünf Königshöfe zwiſchen den Pieſting- und Trieſtingflüßchen zum St. Quirinskloſter zu Tegernſee[1]): »Ecclesiae in honorem S. Quirini M. ..... constructae quinque regales mansos inter duos fluvios, id est Pistnicha et Tristnicha... cum omnibus appendiciis etc.... in proprium donamus atque concedimus.« Es iſt ſchon früher als höchſt wahrſcheinlich dargeſtellt worden, daß die ungeheuern Waldgebiete im Oſten des Comageniſchen Höhenzuges vor der Reſtaurationszeit nach den Magyaren-Einfällen mit Ausnahme der bereits angegebenen Römerſtraßen-Lichtungen, nicht chriſtianiſirt worden ſeien, einfach aus dem Grunde, weil ſie vor jener Zeit noch nur hin und wieder von Jägern und nomadiſchen Hirten durchſtreifte Wildniſſe, mithin nicht cultivirt, und demzufolge unbewohnt waren. Als das Kloſter Tegernſee im J. 979 vom K. Otto II. nach langer Verödung und darauf gefolgter Zerſtörung der Gebäude durch Brand ſeinem urſprünglichen Zwecke zurückgegeben worden war, wurden dem Abte Hartwig auch alle Rechte beſtätigt, in deren Beſitze das Kloſter damals ſich befand. Obwohl nun, wie wir früher geſehen haben, bereits Biſchof Adalbert von Paſſau allem Anſcheine nach im J. 955 in den Beſitz des Burgfleckens (civitatis) Traisma (St. Pölten) gelangt war, (Deinde Treisimam civitatem S. ypoliti martyris ea integritate ut quondam b. m. Adalbertus episcopus sub Purchardo marchione in sua tenuit uestitura.« (Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 208. f.) das Kloſter (monasterium S. Hippolyti) und, was die Hauptſache war, deſſen Domänen hatte erſt Biſchof Piligrim zu erwerben gewußt. Das in Form einer Beſtätigungsurkunde abgefaßte Schenkungs-Diplom K. Otto II. vom J. 976 ſagt bezüglich St. Pöltens, Kremsmünſters und St. Flo-

[1]) Mon. Boic. Vol. VI. p. 160.

rians, deren zweites ebenfalls auf krummem Wege an die bischöflich-passauische Mensa gediehen war: »Piligrimus etc..... optulit nobis auctoritates immunitatum etc.... in quibus continebatur insertum qualiter (antecessores) praedictam sedem (pataviensem)... cum monasteriis id est cella S. Floriani martiris atque treisma ad monasterium S. ypoliti nec non Crhemisa... sub immunitatis suae defensione consistere fecerunt...« Wir haben gesehen, daß das Stift Tegernsee noch im Laufe des XI. Jahrh. die passauische Innehabung des Klosters St. Pölten als Usurpation ansah, und sie mit andern ähnlichen Beeinträchtigungen alter Eigenthumsrechte in seinen Verzeichnissen evident hielt. Darum läßt sich auch mit vollster Zuversicht voraussetzen, daß die Aebte von Tegernsee gegen die an ihrem Stifte verübten Spoliationen rechtzeitig Verwahrung eingelegt haben werden. Dieß konnte aber im J. 976, als St. Pölten an die bischöfliche Mensa Piligrims überging, nicht geschehen, weil das Stift Tegernsee damals noch verödet war, und sicherlich auch noch unter Abt Hartwig nicht, vielleicht weniger aus dem Grunde, weil er durch zarte Rücksichten gegen den Restaurator K. Otto II. gebunden war, als vielmehr darum, weil damals die Liquidirung des Stiftseigenthums noch nicht vollendet sein konnte. Wenn man bedenkt, daß die Abtei schon von ihren Stiftern Adalbert und Ottakar für 150 Mönche dotirt worden war, wie uns das Restitutions-Diplom des Kaiser Otto's II. vom J. 979 sagt, und daß die Anzahl der einzelnen Höfe, aus denen der Dotationsstock bestand, mehrere Tausende betrug, so wird man überzeugt sein, daß die Liquidirung des greulich dilapidirten Eigenthums eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen mußte. Erst nachdem der rechtliche Besitzstand für jene Zeit, welche der kirchenräuberischen Gewaltthätigkeit Herzog Arnulfs von Bayern vorherging, ermittelt war, konnte an eine Protest-Einlegung gedacht werden, und das Verzeichniß der entrissenen Latifundien, das in den Tegernsee'r Urkunden unter der Jahrzahl 1060 abgedruckt ist[1]), von dem uns aber, wie wir oben gesehen haben, Hier. Pez einen Auszug aus einer Originalhandschrift gibt, welche in das Jahr 1020 gehört, ist allem Anscheine nach, Copie einer Beilage, mit welcher der Protest belegt worden war. Der oder etwa richtiger die Proteste scheinen nicht ganz fruchtlos gewesen zu sein, denn es muß auffallen, daß vom J. 1002 an 7 Urkunden nacheinander folgen[2]), die sich in ihrer Mehrheit auf neue Schenkungen im Ostlande beziehen, und mehr einer Restitution als primitiven Schenkungen ähnlich sehen. Darunter ist nun auch jene der 6 Könighöfe zwischen den Triesting- und Piesting-Flüßchen, und da platterdings nicht abzusehen ist, wie Kaiser Heinrich II. auf diese Gedanken hätte kommen können, ohne irgendwelche ältere Berechtigung Tegernsee's auf Liegenschaften im weit entfernten Ostlande, und obendrein in einem höchst abgelegenen Winkel desselben, welcher damals erst in Cultur überzugehen anfing, so wird man wohl nur dem Gebote einer zwingenden Logik nachkommen, wenn man sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß

[1]) Mon. Boic. Vol. VI. p. 162 f [2]) Ibid. p. 156.—163. incl.

dort eine Wiedererstattung an Tegernsee für das ihm entrissene Kloster St. Pölten geübt wurde, und daß sie darum geübt wurde, weil die Tegernsee'r Mönche im Waldgebiete zwischen Triesting und Piesting die nunmehr freilich auf die Seelsorge bereits christlicher Culturanten beschränkte Mission ihrer Mitbrüder von St. Pölten fortsetzten.

Obwohl mir Urbarien der Abtei Tegernsee nicht zur Hand sind, getraue ich mir dennoch die beiläufige Lage jener 6 Königshöfe zwischen Triesting und Piesting mit einiger Sicherheit auf topographische Winke hin anzugeben. Bei Gutenstein constituirt sich aus drei Bächen der Steinapiesting, Langepiesting und dem mittlern Hauptbache die Piesting schlechtweg. Der Hauptbach durchrieselt ein langes in südlicher Richtung eingeschnittenes Thal, welches den Namen Klosterthal trägt. Wenn man etwa geneigt wäre, diese Benennung von dem auf dem Maria-Hilf-Berge nächst Gutenstein stehenden Servitenkloster abzuleiten, welches vom Grafen Johann Baltasar von Hoyos 1668 erbaut worden ist, so würde ich, wie dieß schon vor mir geschehen ist[1]), einfach darauf antworten: „daß schon vor der Erbauung des Klosters und vor Alters her, dieses Thal... unter diesem Namen bekannt war", und noch beifügen, daß, wenn man auch mit der Etymologie des Klosterthales sich begnügen wollte, dasselbe mit dem Namen der Ortschaft Zellenbach etwa eine Stunde westlich vom Maria-Hilf-Kloster durchaus nicht anginge, indem Zelle und Serviten-Orden ganz disparate Begriffe sind. Zelle setzt in ihrem ursprünglichen Begriffe immer den Mönch als Bewohner voraus. Wir werden den Ursprung der Ortsnamen Klosterthal und Zellenbach daher anderswo suchen müssen. Merian dürfte uns mit einer Nachricht in seiner „Geschichte der österreichischen Clerisei" hiebei als Wegweiser dienen, indem er erzählt, daß man beim Grundgraben für die Pilgerherberge zu Gutenstein Bruchstücke eines Gebäudes gefunden habe, das man für ein altes Klostergebäude hielt. Bei der Beantwortung der wichtigern Frage, wer denn jenes alte Kloster erbaut haben möge? läßt uns aber Merian wieder allein. Ich glaube jedoch der Wahrheit näher zu sein, als der Verfasser des Artikels „Gutenstein" in der kirchl. Topographie, wenn er vermuthet, daß jenes alte Kloster mit jenem zu Neuburg in der Steyermark in Verbindung gebracht werden könnte, indem ich es für ziemlich wahrscheinlich halte, daß besagtes alte Kloster von den Tegernsee'r Mönchen erbaut gewesen sei. Im Ortsnamen Zellenbach liegt ein weiterer Wink, wie jene Mönche dabei vorgegangen sein mögen. An jenem Bache hatten sie ihre ersten Zellen aufgeschlagen; als aber bei der Zunahme der Bevölkerung in Folge fortschreitender Cultur auch ihre Anzahl vermehrt werden mußte, bauten sie sich ein Klösterlein zu Gutenstein selbst, d. h. in nächster Nähe der St. Johanneskirche, deren Patrocinium die heutige Pfarrkirche als älteste Taufkirche dieser Umgegend kennzeichnet. — Da die Schenkungsurkunde des K. Heinrich die Lage

[1]) Kirchl. Topogr. Bd. V. S. 223.

der 6 Königshöfe mittelst der Flüßchen Triesting und Piesting bestimmt, so werden sie wohl in nördlicher Richtung von Gutenstein gelegen haben; wohl möglich, daß im Laufe der Zeit außer Gutenstein die Dörfer Rohr, Pernitz, Muckendorf u. s. w. daraus entstanden. Primitiv waren die 6 Königshöfe wohl nur ein Agralmaß. Später trat das Kloster Neuburg theilweise in den Besitz der Tegernsee'r Güter, wie denn z. B. bekannt ist, daß im XIV. Jahrh. Pernitz dorthin gehört habe.

Als die Tegernseer Mönche im Landstriche zwischen den Quellen der Triesting und Piesting Träger der Cultur und kirchlichen Lebens wurden, war der Landstrich selbst schon bischöflich passauisches Diöcesangebiet, während der gegen Osten unmittelbar anstoßende, nämlich das ehemalige große Decanat St. Lorenzen, dermal in die Decanate Neustadt und Neunkirchen zerlegt, sowie das wieder östlichere große Decanat Kirchschlag, jetzt in die Decanate Kirchberg am Wechsel und Kirchschlag abgetheilt, als steiermärkische Grafschaft Pütten ihrer ursprünglichen Diöcese Salzburg bis zum J. 1782 bewahrt worden waren. Ich sage: „bewahrt worden waren", denn zweihundert Jahre vorher, das heißt im Laufe des IX. Jahrh., als die Mönche von St. Pölten durch die Römerstraßenlichtung an der Triesting hinab das Evangelium predigten, lag die Grenze, welche hier die Diöcesen Passau und Salzburg schied, mehr nördlich; sie lief, wenn ich nicht sehr irre, auf jenem östlichen Ausläufer des comageniſchen Höhenzuges, der im rechten Winkel bei St. Corona von ihm abzweigt und nördlich von Kl. Mariazell vorüber über Schwarzensee die gerade Richtung einhaltend, rein westlich bei Soos sich in die Ebene des Steinfeldes absenkt. Mithin gehört im IX. Jahrh. auch das heutige Decanat Pottenstein noch zur Salzburger Diöcese, und folgerecht hiezu auch das große Waldgebiet um Gutenstein, in welchem wir im XI. Jahrh. die Tegernseer Mönche cultivirend und Seelsorge übend antreffen. Besagtes Waldgebiet war im IX. Jahrh. eben so wenig als dessen östliche Fortsetzung bis nahe an das Steinfeld bewohnt, und in soweit ein kirchlich adiaphores Territorium, virtuell jedoch innerhalb des salzburgischen Sprengels. Der von den St. Pöltner-Mönchen christianisirte schmale Landstrich an der Triesting hinab war für das Salzburger Bisthum von großer Wichtigkeit, weil durch ihn die unmittelbare Verbindung mit dem kurz vorher, wenigstens zum größten Theile, von den Altacher- und Kremsmünsterer-Mönchen christianisirten, von Slaven bewohnten, südlichen Grunzwitigaue hergestellt wurde. Ein Blick auf die Karte genügt, um sich von der dadurch bewirkten Arrondirung des Salzburger Bisthums, Norischen und Pannonischen Antheils, zu überzeugen.

So blieb es bis in die Mitte des X. Jahrhunderts; ich hoffe im Schluß-Capitel dieses Bandes den Beweis dafür erbringen zu können, daß erst im J. 955 die ungeheuere Landstrecke von der Westgrenze des Attergau's am Ziwanken- (Cirvaneus) Höhenzuge*), der von Straßwalchen am Westgestade des Zellersee's

*) Anm. Dermal hat nur noch der Bergzug, der südlich von Lichtenthann in gerader Richtung von Ost nach West streicht, den Namen Ziwanken.

gegen Mansee hinläuft, bis zur Westgrenze der nicht ganz hundert Jahre später urkundlich auftretenden Grafschaft Pütten von Salzburg abgetrennt und Passau unterstellt wurde. Neben den deutschen Kaisern gebührt sicherlich den Passauer Bischöfen das Verdienst mittelst der Mönche von Tegernsee in das Waldgebiet von den Quellen der Piesting bis zu jenen der Schwarzau Cultur und Christenthum gebracht zu haben, während die Colonisirung des westlichen Theiles der Grafschaft Pütten den Steyerischen Markgrafen und Salzburger Erzbischöfen zu Gute geschrieben werden muß. Im zuletzt genannten Waldgebiete wurde selbe wohl erst durch die Benedictiner von Vormbach und dann durch die Regular-Canoniker von Reichersberg zu völliger Entfaltung gebracht. Die im Laufe der Zeit östlich vom comageniſchen Höhenzuge vorgekommenen Abänderungen der Grenzen zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau werde ich, soweit es hier nicht schon geschehen ist, wie vorhin angekündet, im Schlußcapitel eingehender zu erörtern suchen, und kann vorläufig nur mit dem Geständnisse schließen, daß ich, bei vollster Anerkennung der mir bekannt gewordenen Vorarbeiten hiezu, ihren Resultaten mich nicht überall anzuschließen vermag.

XII. Capitel.

Die Eroberung des engern, pannonischen Awariens, und die Bekehrung seiner nachmaligen Einwohnerschaft.

A. Das Ergebniß der awarischen Feldzüge K. Karl's d. Gr. im Jahre 791 und seiner Feldherren vom Jahre 796 an.

In den Notizen, welche bei gegebenem Anlasse über den awarischen Feldzug König Karl's eingestreut worden, sind wir demselben bis an die Ostgrenze des alten Ufernoricums oder bis in jene Gegend gefolgt, wo die Kette der Comagener Berge (montes Cetii) bei Greifenstein gegen die Donau abfällt. Auch von da weg setzten die drei Heersäulen, die Friesen, Sachsen, Thüringer und Ripuarier unter Theoderich und Meginfried auf dem linken Donauufer, das unter K. Karl's persönlicher Leitung stehende Heer auf dem rechten, und die Flotille der Baioarier im Strome ihren Zug gegen Osten fort. Ueber den Weg, den das Heer auf dem rechten Ufer unter des Königs persönlicher Führung, etwa von dem heutigen Wien aus, genommen, sind weder die Geschichtschreiber unserer Zeit, noch die alten Annalisten und Chronisten unter sich einig: jene wohl darum nicht, weil sie diese von einander abweichen sehen. Die mehr oder weniger von Einhard abhängigen Annalen Petav. Enhardi Fuldensis und Laurissens. sprechen ziemlich unzweideutig aus, daß K. Karl nur bis zur Raab (Rasa, Raba) vorgedrungen sei; der hierin wohl verlässigste Einhard sagt in seinen Annalen jedoch ausdrücklich, daß er den Raabfluß (Arabo) übersetzt habe (transmisso eodem flumine). Er erzählt dann

weiter, daß er am rechten Ufer des Raabflusses bis zu dessen Mündung in die Donau hinab gezogen sei (transmisso eodem flumine per ripam ejus »usque ad locum in quo is Danubio miscetur accessit«[1]). Was auf diesem Zuge auf dem rechten Raabufer geschehen sei, berichtet das Chronic. Moissiac. mit den Worten[2]): »Cum autem vidisset rex Karolus, quod nullus ei de parte Auarorum resistere ausus esset aut suis, tunc circuivit terram illam per dies quinquaginta duos incendendo et vastando terram illam.« Dieser Verheerungszug des Königs war ein mit jenem seines Sohnes Pipin, Königs von Italien, combinirter, denn unmittelbar vor dieser Stelle hatte das Chronicon Moissiacense gesagt: »Sed et ille alius exercitus quem Pipinus filius de Italia transmisit, introivit in Illyricum et fecerunt ibi similiter vastantes et incendentes terram illam, sicut rex fecit cum exercitu suo ubi ipse erat.« König Pipin verheerte also das südliche Niederpannonien in eben der Weise, wie sein Vater das nördliche. Daraus wird mit ziemlicher Sicherheit zu entnehmen sein, daß K. Karl die Raab ziemlich weit oben überschritten habe, ich vermuthe beim heutigen Sarwar, wohin ihn von Sabaria sicca (Stein am Anger) die alte römische Heerstraße in der Richtung nach Acincum (Ofen) in das Herz von Niederpannonien führte. K. Karl scheint sich daher das Flachland zwischen dem Bakonierwalde, der Raab und Donau als Verheerungsobject ausersehen zu haben, während er seinem Sohne Könige Pipin von Italien das Hügelland südlich vom Bakonierwalde, dem Plattensee, der Drau und Donau zur Verwüstung anwies. Nun fragt es sich natürlich, wie K. Karl nach Sicca Sabaria, beziehentlich nach Sarwar gekommen war, und es bleibt da die Wahl zwischen der Römerstraße, die von Vindobona (Wien) über Wiener-Neustadt dorthin lief, und jener andern, welche von Carnuntum (Petronell) westlich vom lacus Pelissa superior (Neusiedlersee) über Scarabantia (Oedenburg) nach Sicca Sabaria zog.

Diese in ihrer Wesenheit auf den klaren Wortlaut der Annalen Einhard's, in ihren Details freilich nur auf Vermuthungen gegründete Erörterung ist wichtiger, als es auf den ersten Anblick erscheinen mag: sie gibt uns nämlich den verlässigsten Fingerzeig, oder topographischen Aufschluß, wo jenes Sabaria zu suchen sei, über welches K. Karl seinen Heimweg antrat, und überdieß einen für meine specielle Aufgabe noch wichtigern festen Anhaltspunkt zur Feststellung des Geburtsortes des hl. Bischofes Martinus von Tours. In Betreff jenes Sabaria, über welches K. Karl seinen Heimzug antrat, lautet der Bericht Einhard's wie folgt[3]): »Cumque rex cum eo, quem ducebat exercitu usque ad Arrabonis fluenta venisset, transmisso eodem fluvio, per ripam eius usque ad locum in quo is Danubio miscetur accessit ibique per aliquot dies stativis habitis per Sabariam reverti statuit.« Die Commentatoren Einhard's gehen in der Interpretation dieses Sabaria auseinander; die ältern, und unter ihnen v. Koch-Sternfeld, nehmen keinen Anstand, es mit Stein am Anger zu übersetzen, die jüngern halten es nach dem Vorgange von Pertz für Sarwar, östlich von Stein am Anger, wofür eben eine große Namensähnlichkeit zu sprechen scheint. Ich halte das eine wie das andere für irrig. Einmal ist nämlich platterdings nicht abzusehen, warum König Karl mit seinem Kriegsheere, in welchem überdieß eine Roßseuche grassirte, „daß er kaum den zehnten Theil von den vielen Tausenden von Pferden mit heimbrachte", wie Einhard loc. cit. berichtet, einen Umweg von 20 bis 25 geogr. Meilen gemacht haben sollte; die Stadt Raab an der Mündung des gleichnamigen Flusses liegt in gerader Linie 10 geogr. Meilen von Sarwar

[1]) Bei Pertz, Mon. Germ. hist. I. p. 177. [2]) Ibid. p. 299. [3]) Annal. b. Pertz p. 177.

und 12 von Stein am Anger entfernt. Noch mehr; der König hatte das ganze Flachland zwischen der mittlern Raab und ihrer Mündung 52 Tage lang mit Feuer und Schwert verheert, und er sollte durch diese verwüstete Gegend, ohne Lebensmittel, ohne Unterstand seinen Heimweg angetreten haben? Dieß ist denn doch geradezu unglaublich. So sicher es übrigens ist, daß Stein am Anger in der Römerzeit Sabaria Sicca geheißen habe, welcher Name ihr urkundlich noch bis tief in's Mittelalter hinein geblieben ist, ebenso verdächtig ist die vermeintliche Namensähnlichkeit Sarwar's mit Sabaria, die wie mir scheint sehr weit hergeholt wäre. Die zweite, oder Hauptstammsylbe war ist nämlich nichts weiter als das ungarische Appellativum var, d. h. Stadt, wie in Ung-var, Szala-var u. s. w., und Sar eine Differenzirung, wodurch eine wirkliche Namensähnlichkeit mit Sabaria von selbst wegfällt. Wir werden uns daher um ein anderes Sabaria umzusehen haben, über welches K. Karl seinen Heimzug antrat, dieses ist aber in der Nähe der Raabmündung längst ermittelt.

In Bezug auf dieses, wie ich behaupte, längst ermittelte, von Sicca Sabaria (Stein am Anger) verschiedene Sabaria, nämlich jenes bei St. Martinsberg, zwei Meilen von der Stadt Raab, könnte ich mir die Arbeit leicht machen, wenn ich mich einfach auf die durch und durch gediegene Abhandlung Dr. J. Danko's[1]) über den Geburtsort des hl. Martin, Bischofs von Tours beriefe. Dieß thue ich nun allerdings bezüglich seiner höchst gelungenen Ehrenrettung des vielgeschmähten »Anonymus Belae regis notarius«, auf welche ich Kürze halber nicht des Nähern eingehen kann, was übrigens Angesichts der gründlichen Widerlegung, welche Dr. Danko den zum Theil animosen Ausfällen auf den Anonymus von Seiten Schlözer's, Dümmler's, Wattenbach's, Rößler's, Büdinger's u. s. w. entgegengesetzt hat, auch völlig überflüssig wäre. Dem gegenüber glaube ich mich auf den Nachweis beschränken zu sollen, daß der Anonymus Belae regis Notarius von Sabaria bei Raab nur etwas berichtete, was von der Lage dieses Sabaria vor ihm und zu seiner Zeit ohnehin allgemein bekannt war. — Nach D. Cornides[2]) lebte der Anonymus zur Zeit König Bela's III. (1173—1196) und seine oftbesprochene Stelle lautet[3]): »Dux autem Arpad et sui milites sic eundo juxta montem sancti Martini castra metati sunt, et de fonte Sabariae tam ipsi, quam eorum animalia biberunt, et montem ascendentes, et visa pulchritudine terrae Pannoniae, nimis laeti facti sunt, et inde egressi usque ad Rabam (Raab) et Rabeucam (Rábcza, Rabniz) venerunt, Sclavorum et Pannoniorum gentes et regna vastaverunt et eorum regiones occupaverunt.« Hier entsteht nun vor Allem die Frage, ob vor der Zeit, in welcher der Anonymus geschrieben hat, irgend ein Sabaria in Pannonien außer der Colonia Julia Claudia Sabaria, nämlich Stein am Anger, bekannt gewesen sei, und ich antworte hierauf ohne das geringste Bedenken: nicht nur eines nämlich Sabaria am Fuße des St. Martinsberges, sondern auch noch eine Sabaria civitas (Zöber-Burg) im Grunzwitigau. Daß die auf den Grundlagen der Colonia Julia Claudia entstandene Stadt Stein am Anger besonders in spätmittelalterlichen Documenten wiederholt als Sicca Sabaria vorkomme, setze ich als bekannt voraus. Diesem Sicca Sabaria steht aber in der Urkunde Ludwig's d. D. vom J. 861[4]) in der Grafschaft Udalrich's (Grunzwitigau) in engster Verbindung mit peinihha (»Sabariam

[1]) „Die Erzabtei Martinsberg (Sabaria) der Geburtsort des hl. Martinus Turonensis" in der österr. Viertel-Jhrsschr. für kath. Theol. von Dr. Th. Wiedemann VII. Jahrg. 1868 S. 1. ff.
[2]) Vindiciae Anonymi Belae regis notar. Edit. J. C. Engel p. 122. [3]) Endlicher, Rer. Hung. monum. Arpad. Viennae 1827. p. 183. [4]) Juvav. Anh. p. 95.

civitatem et peinihhaa sicut Odolricus comes noster et missus de ipsis rebus circuivit«) gegenüber und zwar in der Formulirung: »ad rapam . ad siccam sabariam . Item ad peinicabu.« Hierin ist einige Verworrenheit nicht zu verkennen, welche im Verein mit der sichtlichen Nachlässigkeit des Abdrucks, die in Lesefehlern und Lagunen zu Tage tritt, die Einsicht der Originalurkunde als wünschenswerth erscheinen ließe. Ohne Vergleich klarer ist die hiezu parallele Bestätigungsurkunde K. Arnulf's vom J. 890 formulirt, obwohl auch sie nicht völlig durchsichtig ist. In ihr kommt vor: »... Ad rapam . ad sabariam . civitatem et ecclesiam cum decima et theloneis, vineis . agris . pratis . pascuis . forestibus . montibus . cunctisque ad eandem civitatem juste et legitime pertinentibus. Ad Siccam Sabariam . Ad Peininchaha . ad Moseburch abbaciam ...« Hiezu, besonders zur Urkunde vom J. 861, scheint auch die Mattsee'r-Urkunde[1]) vom J. 860 parallel zu sein: »... quasdam res proprietatis nostrae consistentes in comitatu Odolrici ... et tradimus ad praefatum monasterium res ... consistentes in comitatu Odolrici i. e. mansos XX. in loco qui dicitur Sauarie Vadum et inde inter Sprazam et Sauariam in sumitatem montis.« Ich unterlasse es absichtlich, hier auch noch die zwei mit der Urkunde vom J. 890 ganz gleichlautenden, weil aus ihr herübergenommenen, Stellen aus den Bestätigungsurkunden K. Otto's II. vom 1. Oct. 978 und 7. Oct. 979[2]) auszuheben. Aus dem bisher Erörterten wird vorläufig soviel feststehen, daß man vor der Zeit, in welcher der Anonymus regis Belae notarius schrieb, ein Sicca Sabaria (Stein am Anger) und ein davon verschiedenes Sabaria, das nicht weit von Raab lag, weil es mit ihm genannt wird, überdieß aber auch noch eine Sabaria Civitas (Zöber-Burg, oder wie früher erklärt worden, Burg Krumbach) in der Grafschaft Udalrich's, d. h. im Grunzwitigaue gekannt habe. Die beiden erstern, nämlich Sicca Sabaria und Sabaria bei Raab waren aber auch noch zur Zeit, als der Anonymus schrieb, unter diesen Namen bekannt, namentlich aber das uns hier allein interessirende Sabaria bei Raab. Wie oben bemerkt, schrieb der Anonymus zur Zeit des Königs Bela III. (1173—1196). Nun haben wir aber eine Bestätigungsurkunde K. Philipp's vom J. 1199 (29. Sept.), womit er dem Erzbischof Adalbert III. den Besitzstand seines Hochstiftes gewährleistet. Diese Urkunde gibt A. v. Meiller im Auszuge[3]) und mit Andern Hansiz ihrem ganzen Wortlaute nach[4]). In diesem kommt vor: »Praeterea Rapam Sabariam civitatem et ecclesiam cum decima et teloneis, vineis, agris, pratis, pascuis, forestis, montibus cunctis ad eandem civitatem legaliter pertinentibus. Insuper siccam Sabariam et Pennichaha et Mosaburch Abbatiam ꝛc.« Diese Formulirung ist mit jener der Urkunde K. Arnulf's vom J. 890 beinahe gleichlautend, darin aber prägnanter, daß sie Raab-Sabaria der Sicca Sabaria noch entschiedener gegenüberstellt, und durch die Construction Rapam Sabariam die Lage dieses Sabaria bei Raab völlig evident darthut. Wie sich diese Urkunde eng an die Bestätigungsurkunde vom J. 861 und 890 anschließt und selbe erklärt, ebenso reiht sich an sie wieder ein um mehr als 70 Jahre älteres und ein um mehr als 30 Jahre jüngeres Document an. Ersteres ist die Bulle des Papstes Paschalis II. vom J. 1103, in welcher jene Kirchen aufgezählt werden, die der Jurisdiction des Erzabtes unterworfen sind, und von diesen steht an der Spitze: »In episcopatu Jaurinensi (Raab) Ecclesia S. Martini in Sabaria.« Dasselbe wiederholen nach Czinars Aussage[5]) die spätern Bullen der Päpste Alexander III. (1175), Urban III. (1187), Innocentius III.

[1]) Sitz.-Ber. der k. k. Akad. Bd. 39. I. S. 158. f. [2]) Juvav. Anh. p. 202 u. 205. [3]) Reg. Archiep. Salisburg. p. 168. f. [4]) Germ. sacr. II. p. 308. ff. [5]) Monast. I. S. 26.

(1216), und Gregor IX. (1232), deren Originale im Stiftsarchive von Martinsberg liegen. Das zweite (jüngere) Document ist eine Besitzthums- und Grenz-Beschreibung, welche König Bela IV. (1235—1242) auf Bitten des Stiftes von Albeus Archidiaconus Nitriensis aufnehmen ließ. Ihre uns zunächst interessirende Stelle lautet, nach Aufzählung mehrerer Ortschaften, die sich sämmtlich heute noch um den Pannonberg nachweisen lassen, also: »Dein protenditur terminus ejus usque Sabariam ubi dicitur natus S. Martinus et ibi in valle media est fons qui vocatur caput Pannoniae, qui cum aliis fontibus facit rivulum sub Ecclesia S. Willibaldi, et vocatur Pannosa...«; gleich darauf wird beigefügt: »Notandum vero est quod omnes praedictae villae sunt sitae prope ad pedes sacri Montis Pannoniae« (Czinar). Damit ist, scheint mir, unanfechtbar dargethan, daß es am Pannonberge, auf welchem das Heiligthum des hl. Bischofs Martinus von Tours steht, an dessen Fuße einst seine Wiege stand, eine Ortschaft gegeben habe, welche Sabaria hieß, wie dieß die Documente vom J. 861 bis in die Mitte des XIII. Jahrh. bezeugen. Das oben angeführte etwas verworrene Document vom Jahre 861 ist aber selbst unter den mittelalterlichen kaum das älteste, in welchem der Geburtsort des hl. Martinus, Sabaria bei Raab zuerst aufscheint (um hier von der Stelle der Vita S. Martini Episcopi et Confessoris, autore Sulpitio Severo († 406) c. II. »Igitur Martinus Sabaria Pannoniorum oppido«, ganz abzusehen). Allem Anscheine nach ist Sabaria bei Raab von den Annalisten schon zum J. 805, also noch bei Lebzeiten K. Karl's d. Gr., wie im J. 791 bei Anlass seiner Heimkehr vom Awaren-Feldzuge genannt. Einhard erzählt in seinen Annalen zum J. 805[1]): »Non multo post Capcanus princeps Hunorum propter necessitatem populi sui imperatorem adiit postulans, sibi locum dari ad habitandum inter Sabariam et Carnuntum, quia propter infestationem Sclavorum in pristinis sedibus esse non poterat. Quem imperator benigne suscepit — erat enim Capcanus christianus nomine Theodorus — et precibus eius annuens muneribus donatum redire permisit... Eodem anno misit exercitum suum cum filio suo Karlo in terram Slavorum, qui vocantur Beheimi.« Dieselbe Uebersiedlung des Chakans auf das rechte Donauufer, im Zusammenhang mit dem darauf erfolgten Böhmischen Feldzuge, erzählt auch der Mönch Enhard von Fulda in seinen Annalen[2]). Pertz erklärte in Anm. 54 dieses Sabaria wieder mit Sarwar, und Dümmler stimmt ihm insoweit bei, daß er die erbetenen Wohnsitze „zwischen Haimburg und Stein am Anger" sucht[3]); ich vermag weder dem Einen noch dem Andern beizutreten: Pertz nicht, weil Sarwar, wie oben gezeigt worden, überhaupt kaum etwas mit Sabaria gemein hat; und ihm und Dümmler nicht, weil ich nicht einsehe, warum man Theodor und seinen Awaren einen langen Landstrich des Binnenlandes, der mit seiner West-, Süd- und Ostgrenze wieder an slavisches Gebiet stieß, hätte anweisen sollen. Der Zweck seiner Bitte, von den Bedrängungen durch die czechisch-mahranischen Slaven befreit zu werden, war mit einer Uebersiedlung auf das rechte Donauufer zwischen Sabaria bei Raab und Petronell vollständig erreicht, und die Formulirung der cit. Annalen scheint ebenfalls auf diesen Sinn hinzuweisen. Theodor am linken Donauufer von den obern Theißgegenden heraufgekommen, scheint am nämlichen Ufer ober und unter Komorn seßhaft geworden zu sein, und hatte da zuvörderst die czecho-mahranischen Slovaken zu nördlichen Nachbarn, deren Anfeindungen er entgehen wollte; und so war es ganz

[1]) Bei Pertz, Mon. Germ. hist. I. p. 192. [2]) L. c. p. 353. [3]) Die südl. Mark. des fränk. Reiches S. 8.

natürlich, daß die beiden Annalisten einhellig das ihm nähere Sabaria bei Raab zuerst nennen und dann erst das entferntere Carnunt. Dem getraue ich mir noch beizufügen, daß der, wie wir sehen werden, in diesem Sabaria von K. Karl begonnene Missionsfocus nicht ohne Einfluß auf die Bitte des bereits christlichen Theodor in dieser Richtung gewesen zu sein scheine.

Kehren wir nach dieser unvermeidlich etwas längern topographischen Erörterung wieder zum Wege zurück, auf welchem K. Karl mit seinem rechtsufrigen Heere seinen Heimzug antrat. Daß der König seinen Heimweg nicht über Stein am Anger oder meinetwegen über Sarwar an der Günzeinmündung in die Raab angetreten haben könne, glaube ich genügend dargethan zu haben, und da die Sabaria civitas, d. h. die Zöberburg oder Burg Krumbach an der Südostgrenze des Grunzwitigaues von selbst außer Ansatz bleibt, so erübrigt uns nur noch Sabaria bei Raab, der Geburtsort des hl. Martin, Bischofs von Tours, als jener Punkt, von welchem Einhard sagt: »per aliquot dies stativis habitis, per Sabariam reverti statuit«. Der Grund zu diesem Ausgangspunkte des Heimzuges des Königs und seines Heeres scheint mir klar am Tage zu liegen. Der gläubige König hatte seinen awarischen Feldzug am Grabe des hl. Martyrs Florian mit dreitägiger Uebung der Andacht und Bußwerke begonnen, unmittelbar am Geburtsorte des im Frankenreiche vor allen andern hl. Bekennern hochverehrten Bischofes von Tours brachte er seinen siegreichen Feldzug glücklich zum Abschlusse. Hier hielt er mehrere Tage Rast; und wer möchte es bezweifeln, daß er nach Beendigung des Feldzuges dem Herrn der Heerschaaren seinen gläubigen Dank nicht in eben der Weise dargebracht habe, wie er ihn mit frommen Bitten um den Sieg an der Enns begonnen hatte. Die Worte der Annal. Laurissenses[1]): »Et exinde (a fluvio Raba) uterque exercitus de ambabus ripis ad propria reversi sunt magnificantes Deum de tanta victoria« werden in vorderster Linie wohl auf die Dankfeier am Martinsberge (mons Pannonius), nur zwei Meilen von Raab entfernt, zu beziehen sein.

In der gründlichen Abhandlung Dr. Danko's, welche hier mehrfach benützt zu haben ich gerne und dankbar bekenne, vermisse ich unlieb ein näheres Eingehen auf die in und um Martinsberg heute noch lebende Volkssage, daß das erste Heiligthum auf dem Mons Pannonius von K. Karl erbaut worden sei. Der mehr negative Wink[2]): „Karl der Große, der seine Heersäulen bis zur Raab vorschob, mag auch gewiß diese Stätte betreten haben; ob er aber hier einen Mariendom, wie M. Inchofer S. J. Annales ecclesiastici Regni Hungariae, Poson. 1797 l. 3, 294 ad ann. 999. ohne alle Zeugnisse erzählt, am hl. Pannonberg erbaute, möchten wir doch billig bezweifeln", kann mir nicht genügen. Danko citirt dann Einhard, die Gesta Caroli des St. Gallener Mönchs, den Annalista Saxo, das Chronicon Mellicenze, den noch spätern Salzburger Chronisten und schließt dann mit den Worten: „Zu vergleichen ist hier die tüchtige Untersuchung des trefflichen Geschichtsforschers G. Pray S. J. † 1801. 23. Sept. Annales Veterum Hunnorum, Avarum et Hungarorum. Vindobon. 1761. II. 3. p. 266. 5., wo über den angeblichen Dom ebenfalls nichts erwähnt wird." Mit einem argumentum a silentio ist die alte Frage natürlich nicht abgethan, wenn anderwärtige Inductions-Beweise für die hohe Wahrscheinlichkeit der weitverbreiteten Volkssage sprechen: dieß scheint mir aber der Fall zu sein, wenn man Inchofer's Specialisirung eines Marien-Doms auf ein von K. Karl

[1]) Bei Pertz, l c. II. p. 176. [2]) L. c. S. 18.

erbautes und dotirtes Heiligthum überhaupt reducirt. Es möge gestattet sein, meine individuelle Ansicht hierüber auszusprechen. Von einer Berufung auf directe Documente wird man von vorneherein absehen müssen, denn obwohl, wie ich bald zu zeigen hoffe, auf oder an dem St. Martinsberge schon bald nach dem Beginne des IX. Jahrh. ein kräftigerer Missionsfocus, d. h. wenigstens eine reichlicher bevölkerte Mönchszelle entstand, mit Ausnahme einzelner urkundlicher Andeutungen gingen die directen, auf selbe Zelle bezüglichen Documente verloren. Daß, wenn für das nördliche Niederpannonien ein Missionsfocus errichtet wurde, dieser sicherlich am Geburtsorte des hochgefeierten hl. Bischofes Martin von Tours entstehen mußte, bedarf kaum eines besondern Nachweises. Ich wage aber noch mehr zu behaupten: Allem Anscheine nach erhob sich an dem von K. Karl gegründeten Heiligthume des hl. Martin im Laufe des IX. Jahrh. eine nicht unbeträchtliche Filial-Abtei des Kathedralklosters St. Peter in Salzburg. Und trotzdem kein einziges Document darüber? wird man einwenden. Nein, kein einziges! Die alten Documente des Missionsfocus Martinsberg gingen insgesammt spurlos verloren. St. Martinsberg hatte seiner Lage nach einen der ersten Stürme der barbarischen Magyaren auszuhalten; diesem erlag das Heiligthum schon in den letzten Jahren des IX. Jahrhunderts. Seit damals verschwindet St. Martinsberg aus der Geschichte, aber als Sabaria, Mons Pannoniae, mons sacer bleibt es selbst während des X. Jahrh., nach welchem die Magyaren erst das Christenthum annahmen, also während der heidnischen Aera des herrschenden Volkes, lebendig in der Erinnerung. Sehr natürlich; die baioarisch-slavische Bevölkerung war nicht ausgerottet, sondern unterjocht worden und ging im herrschenden Volke auf. Sie verlor ihre Selbstständigkeit völlig, leider auch ihre Gesittung und Bildung und, was sicherlich am meisten zu bedauern ist, ihr ohnehin großentheils noch junges Christenthum, die Grundlage der erworbenen Gesittung und Bildung. Daß die ungarischen Geschichtsschreiber fast ohne Ausnahme, das germanisch-slavische Element in den Anfängen ihrer Landesgeschichte gänzlich ignoriren, ist eine nicht zu entschuldigende Einseitigkeit. Die klösterliche Körperherrschaft des hl. Benedict konnte an der Geburtsstätte des großen Bischofs von Tours unter der Herrschaft der heidnischen Magyaren freilich nicht fortbestehen, ja kaum das von K. Karl errichtete Heiligthum, aber dem Berge, auf dem es entstanden war, blieb der Name, wie dieß auch mit dem eigentlichen Geburtsorte des Heiligen, Sabaria, am Fuße des Berges bis zur Verwüstung durch die Tartaren im J. 1242 der Fall war. Ich wiederhole hier in deutscher Uebersetzung die früher in der lateinischen Ursprache gegebene Stelle des anonymen Geheimschreiber des Königs Bela III., wo er den Zug Arpad's im J. 897 erzählt: „Herzog Arpad und seine Krieger zogen so dahin und schlugen am Berge des hl. Martin Lager und tranken aus dem Brunnen Sabaria's sowohl sie selbst als ihre Thiere ... dann zogen sie von da weiter, kamen zur Raab und zur Rabniz, verwüsteten die Länder der pannonischen und slavischen Bevölkerung und nahmen sie in Besitz." Das ebenfalls schon gebrachte Document des Neutraer Erzdiacons Albeus schließt sich hieran theilweise erklärend an: „Der heilige Berg Pannoniens, auf welchem das Kloster St. Martin steht, hat diese Ländereien in seiner Umgebung ... Dann läuft die Grenze nach Sabaria, wo, wie erzählt wird, der hl. Martin geboren ist, und wo mitten im Thale der »heilige Brunnen« entspringt, den man das »Haupt Pannoniens« heißt u. s. w." Wohl niemand wird behaupten, daß diese mystischen Namen: „Berg des hl. Martin", „heiliger Pannonberg", „heiliger Brunnen", „Haupt Pannoniens (caput Pannoniae)" erst von den heidnischen Magyaren geschöpft worden seien, im Gegentheile wird

man annehmen müssen, daß dieses heidnische Volk selbst nicht im Stande war, sich der von den baioarisch-slavischen Abkömmlingen der Geburtsstätte und dem Heiligthume in treu bewahrter Ueberlieferung noch immer gezollten Verehrung zu erwehren, und daß auf Grundlage dieser Verehrung das Heiligthum auch in ihrer Anschauung zum förmlichen Caput gentis erwachsen sei. Wollte jemand die erste Urheberschaft K. Karl's bezüglich der Errichtung des Heiligthums auf dem St. Martinsberge dennoch in Zweifel ziehen, so möge er bedenken, daß die Wallfahrt des Königs nach der Eroberung Pannoniens zur Geburtsstätte des hl. Martinus in Sabaria unleugbar wie die Wallfahrt zur Lösung eines Gelübdes aussehe, und daß es nicht Gewohnheit des großen Königs war, sich mit seinen religiösen Gefühlen mit irgend einer mittelmäßigen Gabe abzufinden. Eine hochchevalereske Noblesse bildet bei seinen nicht ableugbaren menschlichen Schwächen einen seiner hervortretendsten Characterzüge. Ich erinnere hier, im Vorbeigehen, an die seiner würdigen Geschenke, die er der Abtei St. Moriz im Wallis machte: den goldenen Tisch zur Ausstellung der hl. Reliquien, 66 Mark schwer und reich mit Edelsteinen geschmückt, ein Henkelgefäß von arabischer Arbeit und eine antike Agatvase mit erhaben geschnittenen Figuren griechischer Kunst[1]), für welch letztere vor einigen Jahren ein Pariser Jude hundert Tausende von Franken angeboten hat. Ebenso glaube ich es zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben, daß das Wiederaufblühen der in Folge der wiederholten Awaren-Einfälle gänzlich herabgekommenen Abtei St. Florian bei Lorch dem Könige Karl zu verdanken sei, und gehe sicherlich nicht fehl, wenn ich den nächsten Anlaß dieser Munificenz mit seinen dreitägigen Andachtsübungen, die er dort vor dem Beginne des awarischen Feldzuges selbst hielt und für sein Heer veranstaltete, in Verbindung bringe. Es hieße den großen König gänzlich verkennen, wenn man annehmen wollte, daß er nach der wider Erwarten glücklichen Beendigung seines Feldzuges an der Geburtsstätte seines hochgeehrten Landesheiligen Martinus bei Gelegenheit der dort veranstalteten Dankesfeier gekargt habe, und somit wird es immer das weitaus Wahrscheinlichste bleiben, daß ihm ein reichlich dotirtes Heiligthum auf dem St. Martinsberge sein Entstehen verdanke. Wie dieses Heiligthum sich zu einem hellen Missionsfocus zur Bekehrung der Einwohnerschaft Awariens erweitert habe, werden wir später sehen.

B. Die Gestaltung der Bevölkerungs-Verhältnisse Awariens nach vollendeter Eroberung desselben.

Die ganz oder beinahe gleichzeitigen Annalisten und Chronisten behaupten fast einhellig, daß die Eroberung Awariens in acht Jahren vollendet worden, und daß gar alle Awaren aus ihrem Lande vertrieben worden seien. Mir scheint jedoch, es sei weder die erste noch die zweite Behauptung ganz buchstäblich zu nehmen. In Betreff der Kriegsdauer sagt unter Andern Einhard, der Biograph des großen Kaisers[2]): »Octavo tandem anno completum est« (bellum Awaricum), und auf den Hauptkrieg oder die Wesenheit desselben allein bezogen, wird es auch wahr sein, aber kaum im Sinne, daß mit dem Jahre 799 ein vollständiger Friede mit den Awaren eingetreten sei. Ich eigne mir bezüglich der noch spätern Nachzuckungen gerne den Ausspruch Dümmler's an[3]): „Noch eine sehr einsylbige Nachricht über fernere Kämpfe ist uns in den Jahrbüchern von St. Emmeram erhalten (»Cadaloc et Goterhammus seu ceteri multi interfecti fuerunt ad Ca-

[1]) M. Boccard, Hist. du Vallais. p. 31. [2]) Vita Karoli M. b. Pertz, l. c. II. p. 449. [3]) Südöstliche Marken ꝛc. S. 8.

stellum Guntionis« [1]), daß nämlich Gotram, der Nachfolger Gerold's, Kadalok und viele andere 802 bei Güns in Pannonien erschlagen worden, ohne Zweifel von den Awaren ..... Nicht mit Unrecht wird daher die Beendigung des Krieges von einigen Quellen in's Jahr 803 gesetzt, in welchem awarische Gesandte im Herbst zu Regensburg eintrafen, und dem Kaiser Karl Treue gelobten [2]). — Bezüglich der zweiten Behauptung ist der Ausdruck »Huni expulsi sunt« ein in den Quellen mehrmals wiederkehrender; es ist jedoch selbstverständlich, daß man ihn so, wie er lautet, weder im Allgemeinen, noch von der bewaffneten Mannschaft der Awaren verstehen könne. Diesen Sinn scheint aber Einhard und noch präciser der Monachus Sangallensis in seinen Gesta Caroli auszuschließen; jener sagt nämlich [3]): »Quot proelia in eo gesta, quantum sanguinis in eo effusum testatur vacua omni habitatore Pannonia«, und dieser [4]): »Quos tamen invictissimus Carolus ita in annis octo perdomuit, ut eis ne minimas quidem reliquias remanere permiserit.« So apodictisch diese Nachrichten aber auch gefaßt sind, an eine gänzliche Auskehr des Awarenvolkes ist dabei dennoch nicht zu denken, wie sich dieß urkundlich begründen läßt. So berichtet z. B. der Anonym. Salisb. De Convers. Bag. beinahe in einem Athem [5]) »Tunc vero Sclavi post hunos inde expulsos venientes ceperunt istis partibus danubii diuersas regiones habitare« und sogleich darauf, wo er die vom Könige Pipin vorgenommene Uebertragung der christlichen Mission an Bischof Arno erzählt, fährt er fort: »prenominauit cum doctrina et ecclesiastico officio populum qui remansit de hunis et sclauis in illis partibus.« Im Allgemeinen wird man der Wahrheit ziemlich nahe stehen, wenn man annimmt, daß Awarien ober dem Wienerwalde schon durch den Feldzug K. Karl's d. Gr. gänzlich von Awaren gesäubert worden war. Jener Theil der nicht wehrfähigen awarischen Bevölkerung, welcher nicht Zeit fand, sich der bewaffneten Mannschaft anzuschließen, die schon nach dem ersten Anpralle der fränkischen Heere am »Campus Ibosae« die Flucht ergriff, und nach der Erstürmung der Befestigungen am Kamp und bei Königstätten auseinanderstob, — jener zurückgebliebene wehrlose Theil wurde selbstverständlich gefangen genommen. Die Annales Laureshan. [6]) berichten unter Anderem: »captivos viros et mulieres et parvulos innumerabilem numerum exinde ducebant«, was sich natürlich nicht auf das engere Awarien in Pannonien allein bezieht. Was sich von der wehrhaften Bevölkerung während der Verheerung Niederpannoniens durch K. Karl und seinen Sohn Pipin 791 zu retten vermochte, setzte auf das linke Donauufer über und fand dort in den berühmten Ringbefestigungen des eigentlichen Centralawariens eine sichere Zuflucht. Nachdem aber die Heere K. Karl's und K. Pipin's aus Pannonien abgezogen waren, setzten sich die Awaren auch wieder in diesem Lande fest, und treulos und eidbrüchig, wie sie waren, begannen sie sofort wieder ihre Feindseligkeiten, sobald sie glaubten, zum Widerstande kräftig genug zu sein. So kam es zum Kriege vom J. 796; dießmal wurden ihre Ringbefestigungen der Erde gleichgemacht, die dort aufgehäuften Schätze erbeutet und sie selbst über die Theiß gedrängt. Nach sieben Jahren (803) war die Macht der Awaren für immer gebrochen, nun aber drohte dem fränkischen Reiche in den von den Awaren unabhängig gewordenen Slaven ein neuer Erbfeind zu erwachsen. Daß unter Samo's kräftiger Slavenherrschaft nicht alle Slaven vom Awaren-Joche befreit worden waren, sagt auch der ausgezeichnete Ethnograph K. Zeuß. Mit Sicherheit wissen wir, daß es diesem

[1]) Bei Pertz, l. c. I. p. 95. [2]) Ib. Ann. Loibiens. II. p. 195 und Ann. Lauriss. min. ib. p. 35. [3]) Vita Caroli l. c. II. 449. [4]) Gesta Carol. Ib. p. 748. [5]) Juvav. Anh. p. 13. [6]) Bei Pertz, l. c. II. p. 34.

begabten Slavenführer gelungen sei, die Slaven im Norden der Donau und die mit ihm verbündeten Carantaner und ihre westpannonischen Nachbarn aus der Knechtschaft ihrer brutalen-Dränger zu erretten; dagegen scheinen die ostpannonischen Slaven und ebenso die westpannonischen, welche von der Lafnizmündung zwischen der Raab und der carantanischen Nordmark, dem Grunzwitigaue, siedelten, auch fortan unter awarischer Botmäßigkeit geblieben zu sein. Froh, dieser unerträglichen Botmäßigkeit erledigt zu werden, legten die Letztern dem K. Karl auf seinem Zuge am linken Raabufer aufwärts kein Hinderniß in den Weg, und mögen ihm wohl gänzliche Unterwerfung geheuchelt haben. Ihre Unterwerfung, vorausgesetzt, daß ihnen anfänglich damit Ernst gewesen sein sollte, dauerte jedoch nicht lange. Unter Berufung auf die Annal. Alamann. und Guelferbyt. zum Jahre 797 sagt Dümmler sehr treffend[1]): „Im J. 797 mußten abermals zwei Feldzüge unternommen werden, über deren Verlauf wir sehr wenig unterrichtet sind. Pipin, heißt es, verwüstete mit den Bayern und Langobarden das Land der Slaven, und Erich erfocht einen Sieg über die Vandalen und eroberte ihr Gebiet. Unter den letztern sind unzweifelhaft die Awaren verstanden, die vorher unter der Botmäßigkeit des Chakan standen, und nun durch die fränkischen Siege zur Selbstständigkeit gelangt waren. Denn sobald einmal der alte Zauber des awarischen Namens vernichtet war, zeigte sich, auf wie unsicherer Grundlage ihre Herrschaft geruht hatte; allenthalben traten ihre früheren Unterthanen an ihre Stelle." — Diese Vorgänge mußte ich etwas eingehender darstellen, um einen Ueberblick über die Völkerstellung zu gewinnen, wie sie im Uebergange vom VIII. in das IX. Jahrh. das pannonische Awarien umgab, denn nur dadurch wird es möglich, die Volkselemente gehörig zu sichten, welche nach Beendigung der Awaren-Kriege im J. 803 von dem engern oder pannonischen Awarien Besitz ergriffen.

Wir haben oben aus dem Anonymus De Convers. ersehen, daß hauptsächlich Slaven in das pannonische Awarien eingewandert seien, daß aber auch Awaren dort zurückgeblieben seien. An einer andern Stelle sagt derselbe Anonymus[2]): »Postquam ergo Karolus imperator hunis rejectis episcopatus dignitatem iuvavensis ecclesie rectori commendauit arnoni uidelicet archiepiscopo .... ceperunt populi siue sclaui uel bagoarii inhabitare terram unde ille expulsi sunt huni et multiplicari.« Obwohl sich diese Notiz im Allgemeinen auf die Awaren-Länder im weitern Sinne, von der Enns bis zur Donau, wo sie von Gran ab ihren rein südlichen Lauf einschlägt, bezieht, gilt sie dennoch auch vom engern, pannonischen Awarien. Seine Einwohnerschaft bestand daher von 803 an aus drei Nationalitäten: den dort zurückgebliebenen Awaren, den wohl zahlreichsten Slaven, und den minder zahlreichen Baioariern. Die socialen und religiösen Verhältnisse dieser drei Nationalitäten waren aber keineswegs gleichartige. Daß die Awaren im strengsten Sinne des Wortes Leibeigene (mancipia) geblieben seien, wird, denk ich, keinem Zweifel unterliegen; und dasselbe oder doch ein ziemlich ähnliches Loos mögen auch jene Slaven getheilt haben, welche früher unter awarischer Botmäßigkeit gestanden und eine mildere Behandlung überdieß durch ihre Auflehnung im J. 797 verwirkt hatten. Dagegen scheinen die aus Carantanien und dessen westpannonischen Nachbarschaft eingewanderten Slaven im Vollgenuße ihrer nationalen Institutionen und Eigenthümlichkeiten gestanden zu sein, wie dieß aus der eben cit. Stelle des Anonym. hervorgeht. Er berichtet nämlich weiter: »Tunc primus

[1]) Südöstl. Marken S. 6. 7. [2]) Juvav. Anh. p. 15.

ab imperatore constitutus est Confinii comes Goteramus, secundus Werinharius, Illus. Albricus, Illus. Gotefridus, Vus. Geroldus. Interim vero dum predicti comites orientalem procurabant plagam .aliqui duces habitauerunt in illis partibus .... qui comitibus prefatis subditi fuerunt ad seruitium imperatoris, quorum nomina sunt privvizlauga . cemicas . zcoimir . etgar. Diese waren allem Anscheine nach carantanisch-westpannonische Suppane. Sie scheinen aber das mäßige Maß der ihnen eingeräumten Macht auf die Länge nicht pflichtgemäß ausgeübt zu haben, denn gleich darauf fährt der Anonymus in seinem Berichte fort: »Post illos vero duces bagoarii ceperunt predictam terram dato regum habere in comitatum . N. Helmuuinus . albgarius et pabo.« Hierauf erzählt der Anonymus, daß der vom Mahranen-Herzoge Moimir vertriebene Fürst Priwina zu Ratbod, der in jenem Territorium, aus welchem später die Ostmark constituirt wurde, Grenzgraf gewesen zu sein scheint, über die Donau gekommen sei, und nachdem er dessen Taufe in der St. Martinskirche zu Treisma (St. Martinskirche zu Stollhofen bei Traismauer), dessen Zerwürfniß mit Radbot, Flucht nach Bulgarien zu Herzog Ratimar, die Bekriegung Ratimar's durch Ratbod und Priwina's Aussöhnung mit Letzterem berichtet hat, schließt er mit der Nachricht, wie ihn König Ludwig mit einem Territorium im südlichen Niederpannonien belehnt habe. Hiemit ist in großen Umrissen die politische Verwaltungsgeschichte Pannoniens beiläufig bis 840 gegeben. Schon aus der Aufstellung der fünf Markgrafen Gotram u. s. w., noch deutlicher aber aus der Errichtung der baioarischen Markgrafschaften statt der slavischen Supanien geht zur Genüge hervor, daß die theils vom Könige entsendeten Machthaber, theils ihr wohl zahlreiches Gefolge, theils die dort mit Lehen bedachten Großen und ihre Angehörigen baioarischer Nationalität die Aristokratie des Landes gebildet haben, und wer weiß, ob nicht in den heutigen Bojaren der benachbarten Walachei noch ein Nachklang jener politischen Einrichtung liege. In Ungarn ist freilich auch die letzte Spur derselben verschwunden, seit die magyarischen Magnaten dort an ihre Stelle getreten sind, wenn man nicht etwa die Landes-Eintheilung in Comitate oder Gespannschaften für eine Reminiscenz an die älteren germanischen Grafschafts-Verwaltungen halten will.

Was für meine Aufgabe von noch näherm Belange ist, sind ohne Zweifel die religiösen Zustände der im Lande zurückgebliebenen Awaren und der zu ihnen massenhaft oder minder zahlreich eingewanderten Slaven und Baioarier. Die Awaren waren, wenn ich den trivialen Ausdruck gebrauchen darf, noch Stockheiden. Dasselbe war mit jenen Slaven der Fall, die noch kurz vorher unter awarischer Botmäßigkeit gestanden waren. Dagegen waren die aus Carantanien und dessen westpannonischem Nachbarlande kommenden Slaven in ihrer Mehrheit schon Christen und der Minderheit nach bereits in der Bekehrung begriffen. Die Baioarier waren im katholischen Christenthume längst befestigt, und obwohl ihre Kopfzahl vielleicht jene der zurückgebliebenen Awaren nicht um beträchtlich vieles überstieg, übten sie auf die Bekehrung ihrer Miteinwohner Awariens doch sicherlich einen kräftigern Einfluß, als die an Zahl ihnen weit überlegenen, bereits christlichen Carantaner und deren westpannonischen Nachbarn, weil sie die herrschende Klasse waren. Die gleiche Nationalität der Machthaber im Lande kam den aus dem Kathedralkloster St. Peter zu Salzburg und in noch größerer Anzahl aus dem salzburgischen Kloster Niederaltach nach Pannonien gesendeten Missionären gewiß sehr förderlich zugute. Die Wiederbevölkerung Awariens brachte für das dortige baioarische Contingent aber auch noch einen andern nicht unwesentlichen Vortheil: das baioarische Volkselement in Pannonien

wurde mit seinem Stammlande in engern Contact gebracht. Ich habe früher schon bemerkt, daß wohl die Mehrzahl der von Carantanien nach Pannonien abgewanderten Slaven allem Anscheine nach aus dem nördlichen, wegen seiner Gebirge unwirthbarern Steiermark, oder aus Nordcarantanien ausgezogen war. Wer Süd- und Nordcarantanien oder Kärnten und das nördliche Steiermark aus eigener Anschauung kennt, wird mit mir darin einig sein, daß im gebirgigen Steiermark der germanische Typus eben so ausgeprägt zu Tage trete, wie bei den eigentlichen Kärntnern der slavische. Der Steiermärker kann seine baioarische Abkunft vermöge seines Charakters, seiner Sprache und Gesittung eben so wenig verleugnen, als der Kärntner seine wendische Nationalität. Sogar im längst wieder germanischen Lungau ist die wendische Volkseigenthümlichkeit heute noch die vorwaltende. In der spätern Volksgeschichte Steiermarks wird man vergeblich um einen Aufschluß über das dort (ich spreche immer vom nördlichen Theile) tief in alle ethnischen Verhältnisse eingedrungenen Germanenthum suchen, wodurch meine Auffassung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnt. Endlich wird man mir, denk' ich, gerne zugeben wollen, daß durch die bei der Einwanderung in Pannonien vor sich gegangene Mengung der heidnischen Awaren und Slaven mit den einflußreichen, obgleich wenigern, christlichen Baioariern und den zahlreichen ebenfalls bereits christlichen oder in der Bekehrung zum Christenthume begriffenen Carantanern und westpannonischen Nachbarn der Boden zur allgemeinen Aufnahme des göttlichen Samenkornes schon im ersten Drittel des IX. Jahrh. wohlbestellt und gelockert war. Konnte doch Erzbischof Arno, als er sich im ersten Jahre seiner Metropolitanwürde in jenem Lande sorgfältig umgesehen hatte, seinem um die Verbreitung des Christenthums eifrig bemühten Könige Karl berichten[1]): „Daß sich dort große Frucht erzielen ließe, wenn jemand die Mühe auf sich nehmen wollte." (»Inde rediens nuntiavit imperatori, quod magna utilitas ibi potuisset effici, si quis inde habuisset certamen.«) Von jener Zeit an gestalteten sich aber die Verhältnisse in raschem Fortgange von Jahr zu Jahr günstiger, weil die vom Christenthum getragene politische Verwaltung sich consolidirte, und die christliche Einwanderung immer zunahm.

C. Der Christianisirungsgang in Pannonien und die Consolidirung der Kirche.

Unmittelbar an den soeben erwähnten Bericht des Erzbischofes Arno anknüpfend, fährt der Anonymus de Convers. ꝛc. fort: „Dann fragte ihn der Kaiser, ob er einen geistlichen Mann hätte, der Gottes Ehre dort zu fördern im Stande wäre, und er antwortete, daß er allerdings einen solchen habe, der jenem Volke ein Gott wohlgefälliger Hirt werden könnte. Hierauf wurde auf Befehl des Kaisers Theoderich vom Salzburger Erzbischofe Arno zum Bischof geweiht. Arno selbst und Graf Gerold führten ihn nach Slavinien und übergaben ihn den Fürsten. Sie wiesen diesem Bischof das Land der Carantaner und der Nachbarländer auf der Nordseite des Draufusses an, bis wo die Drau in den Donaustrom einmündet." Bei der Wichtigkeit dieser Stelle halte ich es für geboten, sie auch in ihrer prägnanten Ursprache hier einzusetzen[2]): »Tunc interrogavit illum imperator., si aliquem habuisset ecclesiasticum uirum, qui ibi lucrum potuisset

[1]) Juvav. Anh. p. 14. [2]) Ib. p. 14.

agere deo et ille dixit se habere talem, qui deo placuisset et illi populo pastor fieri potuisset. Tunc iussu imperatoris ordinatus est Theodericus episcopus ab arnone archiepiscopo iuuauensium. Quem ipse Arno et Geroldus comes perducentes in Sclauiniam. dederunt in manus principum. commendantes illi episcopo regionem carantanorum et confines eorum occidentali parte draui flumini usque dum drauus fluit in amnem danubii.« Da das Miſſionsgebiet des Gaubiſchofes Theoderich auf das nördliche Drauufer beſchränkt wird, iſt ſicher, daß ſeine Einweiſung erſt nach dem 14. Juni 810 geſchehen ſein müſſe, an welchem Tage das Diplom K. Karls d. Gr. ausgefertigt iſt, womit der Draufluß als Grenze zwiſchen den Metropolitanſprengeln Salzburg und Aquileja beſtimmt wird. Das urſprüngliche ſalzburgiſche Miſſions- und darum Diöceſangebiet reichte über die Drau, ja auf einer Strecke beim heutigen Raſſenfueß über die Save in's heutige Krain hinein. Man darf ſich dadurch nicht beirren laſſen, daß der Anonym. de Conv. ꝛc. die erſte Berichterſtattung Arno's über die günſtigen Ausſichten auf die Bekehrung Pannoniens, „wenn ſich jemand die Mühe nähme“, die Frage des Kaiſers um einen hiezu geeigneten Mann, die Weihe des Gaubiſchofes Theoderich und die Einweiſung desſelben in ſein Miſſionsgebiet, ſo erzählt, als wäre dieß Alles das Werk von einigen Tagen geweſen. Iſt doch auch ſein Bericht, daß Arno ſchon auf ſeiner Kundſchaftsreiſe nach Slavinien dort nicht nur gepredigt, ſondern auch Kirchen und Prieſter geweiht habe, mit ſichtlicher Verwirrung abgefaßt. Das Predigtamt Arno's in Slavinien, und was der Anonymus weiter von ſeinem dortigen Wirken erzählt, gehört zweifellos in die Zeit nach der Kundſchaftsreiſe und nach der Berichterſtattung darüber bei dem Kaiſer, die Abordnung des Gaubiſchofes Theoderich aber wieder in eine etwas ſpätere Zeit, wie wir oben geſehen nach dem 14. Juni 810.

In der Unterſuchung über den Chriſtianiſirungsgang ſelbſt kann ich leider mein bisher beobachtetes Vorgehen nicht einhalten. Durch die Magyaren wurden in den letzten Jahren des IX. Jahrh. und während der ganzen erſten Hälfte des X. nicht nur alle Kirchen Pannoniens, ſondern auch alle kirchlichen Attribute, Miſſionsſtationen, Klöſter, Zellen u. ſ. w. von Grund aus zerſtört. Ich erinnere hier nur an jene ſchaurige Stelle aus der ungebührlich heftigen Beſchwerdeſchrift des Erzbiſchofes Dietmar I. von Salzburg und ſeiner Suffragane an Papſt Johann IX. vom J. 900[1]): »Ecclesias Dei incenderunt et omnia aedificia deleverunt, ita ut in tota Pannonia nostra, maxima provincia, tantum una non appareat ecclesia.« Als die Magyaren durch den apoſtoliſchen König Stephan I. in die katholiſche Kirche eingeführt wurden, entſtanden ganz neue, von den ehemaligen völlig verſchiedene, äußere kirchliche Verhältniſſe, aus welchen kein Schluß auf die vor der Magyaren-Verheerung beſtandenen geſtattet iſt. Bei Einweihung neuer Kirchen in Orten, wo früher ſolche beſtanden hatten, griff man nur höchſt

[1]) Juvav. Anh. p. 285.

selten auf das ältere Patrocinium zurück, und darum entbehren wir hier sogar des nothbehelflichen Wegweisers der charakteristischen Patrocinien bei Aufsuchung der Spuren des Christianisirungsganges. Im Allgemeinen bilden in den dermaligen Kirchen Ungarns die späteren Patrocinien die Mehrzahl. — Im altpannonischen oder rechtsuferigen Donau-Antheile Ungarns scheint hie und da ein aus Zell zusammengesetzter oder entstandener Ortsname auf; es wäre aber sehr gewagt, die Ursprungszeit in die Periode vor der Magyaren-Besitznahme einreihen zu wollen. Ebenso verhält es sich mit den auf guten Specialkarten verzeichneten, nicht seltenen Klosterruinen, denn diese Ruinen datiren vielleicht ausschließlich aus der Zeit der Tartaren-Verheerungen gegen die Mitte des XIII. Jahrh. und wohl nur ein kleiner Bruchtheil derselben aus den spätern Türkenkriegen. Nur zwei Klöster, die im IX. Jahrh. gegründet worden waren, erhoben sich als Phönix aus wenigstens zweimaliger Asche: die St. Adrians-Abtei zu Szalavár (Moseburg) und Martinsberg bei Raab; jene war eine Filialabtei von Niederaltach, diese wird man eine Filialabtei von St. Peter in Salzburg nennen dürfen. Bezüglich der erstern habe ich kaum einen Widerspruch zu erfahren, desto größern aber bezüglich der zweiten. Um diesen Widerspruch zu begründen, beruft man sich auf den gänzlichen Mangel aller und jeglicher Documente, woraus sich meine Annahme (beziehentlich die alte Tradition) erweisen ließe. Wenn man diese mangelnde Documentirung auf ausdrückliche Nennung der fraglichen alten Abtei präcisirt, habe ich nichts dagegen einzuwenden; wenn aber Elemente, die nur in der Voraussetzung Sinn haben, daß ein Kloster, ob nun Filialabtei oder zahlreich bevölkerte Zelle, zu Martinsberg bestanden habe, urkundlich vorliegen, wird man der Volkssage und meiner Conjectur, oder wie man es nennen will, den geziemenden Grad von Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können. Dieß scheint nun aber wirklich der Fall zu sein. Der hieher bezügliche Text der Bestätigungsurkunde K. Arnulfs vom 20. Nov. 890, den ich oben schon gegeben habe und hier wiederhole, besagt[1]): »Ad rapam, ad Sabariam. civitatem et aecclesiam cum decima. et theloneis. vineis. agris. pratis. pascuis. forestibus. montibus. cunctisque ad eandem civitatem juste et legitime pertinentibus« Die Einheit des Gütercomplexes »ad rapam ad Sabariam« bringt die Formulirung, in welcher dasselbe Besitzobject in der Bestätigungsurkunde des Kaisers wiederkehrt, noch klarer zum Ausdrucke; sie sagt nämlich mit Auslassung des zweiten ad geradezu[2]): »Praeterea ad Rapam Sabariam civitatem et ecclesiam ꝛc.« Im nächsten Satze heißt es dann: »Insuper siccam sabariam ꝛc.«, woraus mit Sicherheit hervorgeht, daß Rapam und siccam nur die Differenzirungen der beiden von einander verschiedenen Sabaria seien, so daß wir im Deutschen sagen müßten: „zu Raab-Sabaria" und „zu Dürren-Sabaria." Mit »civitas« ist daher nicht die viel später auf den Grundlagen des römischen Jaurinum entstandene Stadt Raab

[1]) Juvav. Anh. p. 113. [2]) Hansiz, Germ. Sacra. II. p. 310.

gemeint, sondern der befestigte Ort Sabaria bei Raab, welchen Sinn im Mittelalter die Ausdrücke »civitas«, »urbs« fast durchgängig haben. Daß der dazu geschenkte Gütercomplex ein sehr ausgedehnter gewesen sein müsse, geht aus der Detailirung seiner Bestandtheile, besonders aus forestibus und montibus hervor, denn in weiter Umgegend von Martinsberg ist der frühe Mons pannonius auf viele Meilen im Umkreise der einzige, wie jeder weiß, dem es gegönnt war, die unvergleichliche Aussicht von jenem Stifte aus zu genießen. Wozu nun aber die Schenkung von vielen Quadratmeilen, wenn nicht zur Dotation einer zahlreich bevölkerten Zelle; die man schon darum eine Filialabtei von St. Peter wird heißen können. Dagegen läßt sich nur einwenden, daß in den citirten Diplomen gleich darauf St. Adrian zu Szalavár ausdrücklich als Abtei genannt werde: »ad Mosaburch abbaciam, ubi sanctus Adrianus martir Christi requiescit«, was eben mit Sabaria auch hätte geschehen müssen, wenn es Filialabtei von St. Peter gewesen wäre, wie St. Adrian es von Niederaltach war. Hierauf ließe sich erwidern, daß St. Adrian von Niederaltach aus ebenso wie das ältere Kremsmünster bevölkert, damals schon längst selbstständige und großartige Abtei war, während Sabaria eine reicher bevölkerte Zelle, die von St. Peter abhängig war, geblieben sein kann. Endlich wird man sagen, daß meine Behauptung, Sabaria sei eine ob nun mehr oder minder bevölkerte Zelle gewesen, eine unbegründete und daher willkürliche Voraussetzung sei. Dieß ist offenbar unrichtig. Bei nur einiger Vertrautheit mit der Art und Weise, wie die frühmittelalterlichen Klöster ihre größern Liegenschaften verwalteten, könnte man wissen, daß ausnahmslos Zellen auf denselben errichtet wurden; dafür liegen genau so viele Belege vor, als uns umfangreichere, arrondirte Kloster-Domänen bekannt sind. — Bei den monastischen Genossenschaften des Frühmittelalters stand die »Vita communis« grundsätzlich in vorderster Reihe und wurde in wohldisciplinirten Klöstern mit unverbrüchlicher Strenge eingehalten. Sie erstreckte sich nicht nur auf gemeinsame Wohnung, Arbeit und Psalmodie, sondern sogar auf die Gemeinsamkeit des Schlafsales. Zur Verwaltung größerer Gütercomplexe wurden nicht, wie man heutzutage in Folge der Schmälerung der Dotation und folgerecht hiezu der Verfügbarkeit der Arbeitskräfte unlieb gezwungen ist, einzelne Mönche als Verwalter exponirt, sondern kleinere oder größere Mönchscollegien, die dann im Stande waren, trotz der Ausübung der Seelsorge, in ihren Zellen die klösterliche Ordnung wie in ihrem Mutterhause einzuhalten. Ich habe schon früher einen Synodalbeschluß von Aachen beigebracht, vermöge dessen es den Aebten erlaubt war, Zellen zu errichten, aber unter der Bedingung, daß sie selbe mit mindestens fünf Mönchen besetzen. Angesichts dieser Erläuterung wird man mir, denk' ich, gerne zugeben, daß das Kathedralstift St. Peter auf seiner so umfangsreichen Domäne Raab-Sabaria ebenfalls eine derartige Seelsorge- und Verwaltungszelle errichtet haben werde. Damit kann ich mich aber aus dem Grunde nicht zufrieden geben, weil der Vorgang dieser Zellen-Errichtung dadurch auf den Kopf gestellt wäre. Unter Berufung auf den oft be-

nützten Canon v. Hefele's, daß die Schenkungen an zeitlichem Gute nicht initiativ, sondern Remuneration für vorgängige geistliche Wohlthaten waren, wird dieser Vorgang dahin richtig zu stellen sein, daß die Missionäre des Kathedralklosters, möglicherweise vom K. Karl d. Gr. ausdrücklich dazu berufen, am Heiligthume des hl. Bischofes Martinus anfänglich eine ihrer Seelsorgszellen, einen Missionsfocus für eine weite Umgegend errichtet haben, welche Zelle dann, um den seelsorglichen Anforderungen genügen zu können, nach und nach eine immer mehr anwachsende Zahl von Missionären zu beherbergen hatte, für deren Unterhalt allem Anscheine nach schon ziemlich frühzeitig durch jene entsprechende reichliche Dotation gesorgt wurde. Es wäre ein Mißgriff, diese Dotation erst in das Jahr 861 einreihen zu wollen, weil sie mit demselben im Diplome K. Ludwigs d. D. das erstemal urkundlich aufscheint. Dieses Diplom ist eine Bestätigungsurkunde für den Besitzstand der Salzburger Kirche, aus welchem einzelne Liegenschaften bis an den Beginn des IX. Jahrh. zurückreichen, wie z. B. die Wachau, und man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß auch der Besitz der Raab-Sabaria schon aus den ersten Decennien desselben Jahrhunderts herdatire, obwohl eine specielle Schenkungsurkunde dafür nicht existirt. Endlich constatire ich auch noch die besonders im III. Bande mehrfach hervorgehobene Analogie auch bezüglich der Raab-Sabaria, daß die ältesten Münster als ursprüngliche Ausgangspunkte der Missionsthätigkeit, so lange sie noch Zellen waren, und dann als Seminarien zur Heranbildung des missionären Nachwuchses nach einem ziemlich festen Plane auf die einzelnen Territorien der Gesammtlegationsgebiete vertheilt waren. Wie nun für das südliche Niederpannonien die etwas später entstandene St. Adriansabtei zu Moosburg als urkundlich gesichert dasteht, so wird irgend ein ähnlicher Missionsfocus für das nördliche Niederpannonien als unabweisbares Postulat anzusehen sein, und da das Heiligthum des hl. Martinus zu Raab-Sabaria, nach dem Erörterten als von K. Karl d. Gr. zu neuer Bedeutung erhoben, kaum mehr angezweifelt werden kann, so werden wir wohl nicht lange im Zweifel sein können, wohin jener postulirte Missionsfocus für das nördliche Niederpannonien zu verlegen sei, weil die später zum Vorschein kommende großartige Dotation unsere Blicke ebenfalls dorthin lenkt, und eine, obgleich nur ziemlich vage Tradition wenigstens zur Bestätigung der richtig getroffenen Wahl dienen wird.

Aus oben des Nähern erläuterten Gründen bin ich nicht im Stande, im Anhalte an die charakteristischen Patrocinien, Baptisterien und Seelsorgkirchen des Missionsgebietes des Christianisirungsfocus Raab-Sabaria auch nur annähernd zu bestimmen; nur zwei Baptisterien machen hievon eine erwünschte Ausnahme, indem ich für daß eine die nächste Umgegend und für das andere seinen örtlichen Standpunkt selbst anzugeben vermag. In der Detailirung der Dotation von Raab-Sabaria kömmt zuvörderst die »ecclesia cum decima« vor; von ihr behaupte ich mit aller Zuversicht, daß sie die Taufkirche jener Umgegend war, weil kirchlich-archäologisch feststeht, daß im Alterthum nur die Tauf-

kirchen zehentberechtigt waren. Wo aber diese Taufkirche des Missionsfocus Raab-Sabaria gestanden sei, weiß ich nicht; vielleicht auf jener Area, welche jetzt die St. Willibaldskirche am Pannosabache einnimmt. Ueber den präcisen Standpunkt eines zweiten Baptisteriums belehrt uns nach E. v. Sacken's Vorgang Dr. K. Lind in seiner höchst anziehenden Abhandlung: „Ueber Rundbauten u. s. w.“[1]). Es ist die außer Patronell stehende Rundkapelle. Allerdings stammt auch selbe in ihrer heutigen Structur erst aus dem XI. oder XII. Jahrh., mithin aus einer viel zu späten Zeit, um sofort als Baptisterium des IX. Jahrh. gelten zu können. Aber einmal steht sie nicht in Ungarn, sondern auf altgermanischem Boden, und obgleich sie mit allen andern Kirchen Pannoniens von den Magyaren sicherlich auch zerstört worden ist, war die Kenntniß des alten Baptisteriums doch nie lange verdunkelt, so daß man mit Recht voraussetzen darf, daß man dort bei dem Neubaue des Baptisteriums, etwa in der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. den Standpunkt des alten beibehalten habe. Im ältesten Baptisterium bei Petronell mag eine große Anzahl jener Awaren getauft worden sein, welche der bereits christliche Capcan derselben Theodor mit Gutheißung K. Karls d. Gr. auf das rechte Donauufer herüberführte, wie uns die Annalisten zum Jahre 805 erzählen.

Wo der ursprüngliche Missionsfocus für das südliche Niederpannonien gewesen sei, wird schwer auszumitteln sein. Daß der spätere großartige Missionsfocus, die St. Adriansabtei zu Moosburg nicht der ursprüngliche gewesen sein könne, ist unbestreitbar, weil die Moosburg erst vom Fürsten Priwina mitten im Sumpf und Wald, am Einflusse der Sala in den Plattensee (woher der heutige Name Szalavár) erbaut worden ist, welcher Fürst erst um 840 mit dem Territorium um den Plattensee belehnt worden war. Man hat die Residenz Priwina's und seines Sohnes und Nachfolgers Chozel mehrfach anderswo gesucht, als auf der Area der heutigen Stadt Szalavár. Ginzel meint, es sei Moosburg am Werdsee[2]) oder Klagenfurt, und hat hierin sehr achtbare Meinungsgenossen. Dem steht aber entschieden entgegen, daß das Lehen und spätere Eigenfürstenthum Priwina's ausdrücklich als in Niederpannonien, nicht in Carantanien liegend, bezeichnet ist. Noch weit öfter glaubte man die Moosburg in die Gegend Cilli's verlegen zu müssen, so besonders R. v. Koch-Sternfeld[3]), der hierin Th. v. Kleimayrn[4]) zum Vorgänger hatte und mit ihm viele Andere. R. v. Koch-Sternfeld sah sich jedoch genöthigt, Szalavár (nach seiner Meinung das Salapiugin des Anonymus) als obere Moosburg und Residenz Priwina's anzunehmen. Der Irrthum, die Mosaburch des Anonymus bei Cilli zu suchen, ist eben so leicht verzeihlich, als erklärlich: man ließ sich durch die uncorrecte Lesart des v. Kleimayrn'schen Abdruckes des Libell. de Conversione ꝛc. irreführen. Bei Hansiz und v. Kleimayrn[5]) heißt es nämlich: »Circa fluvium qui dicitur Sana (statt Sala)« und »nemore et palu (sic!) Sellede fluminis« (statt palude Sale fluminis). Wattenbach hatte Gelegenheit, vor seiner Ausgabe des Libell. de Convers. bei Pertz mehrere Handschriften desselben zu vergleichen, und veranstaltete sie nach den anerkannt ältesten und correctesten zugleich, fügte aber die Varianten der andern

[1]) Mitth. der k. k. Comiss. Jhrg. 4867. S. 148. u. Anm. 14. [2]) Gesch. der Slaven-Apost. Cyrill u. Method S. 78. 79. Anm. 11. [3]) Anh. zur Topogr. Matr. S. 164. [4]) Juvav. Text S. 154. [5]) Juvav. Anh. p. 16.

Handschriften bei. Hienach stehen obige, in den Klammern gegebene Lesarten, als die richtigen fest. Was aber, auch abgesehen von der Textkritik, die Lesart »Sana« statt »Sala« peremtorisch als unhaltbar verurtheilt, ist die Thatsache, daß sie mit den historisch-constatirten Verhältnissen jener Zeiten geradezu unvereinbar ist. Seit dem 14. Juni 810, d. h. seit der Entscheidung K. Karls d. Gr. über Sprengelgrenzen der Metropolen Salzburg und Aquileja, wodurch der Draufluß als gegenseitige Scheidungslinie bestimmt wurde, war jede Missionsthätigkeit Salzburgs vom Lande jenseits dieses Flusses ausgeschlossen, mithin ist eine so großartige Entfaltung derselben, wie sie uns in und um Moosburg aus dem Berichte des Anonymus entgegentritt, an der San, d. h. im Landstriche des rechten Donauufers, nicht denkbar. Die Vermuthungen v. Koch-Sternfeld's[1]: Sellede = Sadel = Koth = Kodingwasser, Anderburg = Adrianburg u. s. w. fallen darum von selbst weg. Endlich möchte ich auch noch darauf aufmerksam machen, daß Priwina immer nur in Berührung mit dem Markgrafen Ratbod, der als Nachfolger Gerolds dem Territorium der spätern Ostmark im weitesten Sinne vorstand, und nie in irgend einer Beziehung zum jenseitigen friaulischen Markgrafen auftritt, sowie auf die klare etymologische Deduction der Szala, des Plattensee's (Blato = Sumpf, daher auch die ältere Schreibweise: Blatonsee) Kopitar's[2]), wo er diese Stelle des Anonymus eingehender bespricht.

Nachdem der Standpunkt der alten Mosaburch, wie mir scheint, unanfechtbar festgestellt ist, gehe ich auf ein anderes historisches Moment über, das auf den Christianisirungsgang in Pannonien ein helles Schlaglicht wirft: es ist die in der Moosburg Priwina's gegründete Benedictiner-Abtei St. Adrian. Der Anonymus spricht nur dunkel davon, wo er den ansehnlichen (honorabilem) Bau der Stiftskirche (und Abtei) mit den Worten erzählt[3]): „Nachher sendete Erzbischof Liupram auf Bitten Priwina's Maurer-, Maler-, Schmied- und Zimmer-Meister, die innerhalb der Residenzstadt Priwina's eine ansehnliche Kirche bauten, deren Bau Liupram selbst begann und zur Abhaltung des kirchlichen Officiums (»officium ecclesiasticum ibidem colere«) vollendete; in welcher Kirche Adrian der Martyr beigesetzt ist." Klar spricht sich hierüber das Besitzbestätigungsdiplom aus, welches K. Arnulf zu Mattighofen dem Erzbischofe Dietmar am 20. November 890 ausstellte[4]): „Die Abtei Moosburg, wo der Martyr Christi Adrian rastet, die unsere Vorfahren zu besagtem Münster (Salzburg) gegeben haben, bestätigen auch wir und mehren sie unsers Theils, indem wir den Neunten von all unsern dortigen Höfen mit dem Stadtzoll und der Fischweide dazufügen." Das St. Adriansstift war von der Abtei Nieder-Altach aus bevölkert worden. — Die Vorfahren, auf welche sich K. Arnulf bei seiner Bestätigung und Aufbesserung bezieht, sind Priwina und K. Ludwig. Die ursprüngliche Dotation Priwina's bestand: „Aus seinem Eigenthum, das er bei Salapiugin (d. h. an der Szala-Beugung[5]), wo die St. Rupertskirche erbaut wurde) innerhalb dieser Grenzen besaß; östlich über das Szalaflüßchen bis Slongenzin, Marchan, Stresmaren, dann

[1]) L. c. S. 164. 165. [2]) Glagol. p. 70. [3]) L. c. p. 16. [4]) Juvav. Anh. p. 113. [5]) B Kopitar l. c.

an der Szala aufwärts bis Waltungesbab, und dann bis Hrabeskeit und nach Chiristetin.« (Mit Ausnahme von Slongenzin und Stresmaren lauter, theilweise verunstaltete, germanische Namen.) K. Ludwig bestätigte 860 der Abtei Nieder-Altach diese weitentlegene Besitzung[1]).

Begünstigt und gehoben von der Munificenz des frommen Fürsten Priwina, und, nachdem er im Kriege gegen die Mahranen gefallen, seines Sohnes und Nachfolgers Chocel, war der aufopfernde Seeleneifer der Salzburger Erzbischöfe Liupram, Adalwin und Dietmars und der von ihnen verwendeten Mönche von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Ihre apostolischen Mühen kamen besonders den zahlreichen Slaven, die sich im Fürstenthume Priwina's angesammelt hatten, zu Gute. Man darf versichert sein, daß nicht nur eine beträchtliche Anzahl aus dem heutigen Slavonien, sondern auch aus der transdanubianischen Slowakei, dem Fürstenthume, aus welchem er vom Mahranen-Herzoge Moimir vertrieben worden war, ihm zugewandert sei. So werden die Worte des Anonymus zu verstehen sein, wo er sagt[2]): „Er (Priwina) ließ sich dort nieder, baute eine Veste im Sumpfwalde des Salaflusses, wo sich sein slavisches Volk zahlreich um ihn sammelte.“ Als Erzbischof Liupram 850 die erste von Priwina in seiner Residenz Moosburg erbaute Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau einweihte, schloß Priwina einen förmlichen Vertrag mit ihm ab, womit er sich verpflichtete, die zur vollständigen Christianisirung des Volkes und zur Organisation des Kirchenwesens nöthigen, zeitlichen Hilfsmittel zu gewähren. Bei der kirchlichen Feierlichkeit und dem Vertrage waren außer dem Sohne Priwina's, Chozel, 14 slavische Magnaten (Supane) und 17 baioarische Grafen (Centgrafen) gegenwärtig und werden namentlich als Zeugen aufgeführt[3]): „Diese sahen und hörten den Vertrag, der an jenem Tage, d. h. am 24. Jänner, an welchem die Kirche eingeweiht ward, zwischen Liupram und Priwina abgeschlossen wurde.“ Mit gewohntem Scharfblicke erkennt Dudik[4]), daß „besonders der Anschluß Priwina's an das Christenthum für alle pannonischen und durch diese selbst für ihre Mitbrüder, die Marchslaven, von unberechenbaren Folgen wurde“; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich die Opferwilligkeit und echt christliche Gesinnung Priwina's mit dem Seeleneifer und der evangelischen Weisheit der Salzburger Metropoliten in das Verdienst der Christianisirung des pannonischen Awariens theilen.

Welche hochherzige Opfer der Fürst Priwina brachte, haben wir nach dem Berichte des Anonymus de Convers. angedeutet; werfen wir nun auch noch einen Blick auf die Mittel, deren sich die Erzbischöfe von Salzburg bedienten, um die Christianisirung der in Awarien eingewanderten Slaven ihrer Wesenheit nach in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zu vollbringen. Vorerst sehen wir die Erz-

---

[1]) Mon. Boic. T. XI. p. 119. [2]) Libell. de Convers. edit. Wattenbach bei Pertz T. XIII. (Script. XI.) p. 12. [3]) Juvav. Anh. p. 16. [4]) Mähr. allg. Gesch. S. 125.

Bischöfe selbst keine Mühe, keine Beschwerlichkeit scheuen, keine Kosten, keine Zeit sparen, um ihrem apostolischen Amte nachzukommen. Wiederholt sind sie auf Monate von ihrem Stuhle abwesend, das unsägliche Mühsal oft wochenlanger Gebirgsreisen hemmt ihren Eifer nicht, sie trotzen den Unbillen der Witterung selbst in der rauhen Winterszeit (die Liebfrauenkirche zu Moosburg weihte Liupram am 24. Jänner ein, Adalwin feierte im Jahre 865 das Weihnachtfest bei Herzog Chocel und nahm im darauffolgenden Monate mehrere Kirchweihen vor). Schon Erzbischof Arno hatte beiläufig 10 Jahre hindurch im weiten Osten seines ungeheuern Diöcesansprengels das Evangelium persönlich gepredigt, bis ihn zunehmende Kränklichkeit zwang, auf das unmittelbare Apostolat zu verzichten, wie dieß klar aus einem Briefe seines Freundes Alcuin hervorgeht. Von seiner apostolischen Thätigkeit finden wir Nachrichten im Anonymus de Convers., wie wir oben gesehen haben, und in der Urkunde K. Ludwigs d. Fr. vom J. 829, durch welche sein Predigtamt im Grunzwitigaue constatirt erscheint. Sowie ihn aber seine Gebrechlichkeit nöthigt, der persönlichen Mission zu entsagen, sorgt er für einen Stellvertreter zur Fortsetzung derselben in der Person des von ihm zu diesem Behufe geweihten Gaubischofes Theoderich, welchen er selbst nach Slavinien führt, um ihn dort an Ort und Stelle im apostolischen Amte zu unterrichten. Ebenso bestellt nach Theoderichs Hingange der Erzbischof Adalram den Gaubischof Otto und nach diesem der Erzbischof Liupram den Gaubischof Osbald. Osbald entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht, und Liuprams Nachfolger Erzbischof Adalwin sah sich wegen der Unabhängigkeitsbestrebungen Osbalds genöthigt, diesem keinen Nachfolger im gaubischöflichen Amte mehr zu geben, sondern die seelsorgliche Verwaltung Slaviniens wieder in eigene Hand zu nehmen. Aber auch während der gaubischöflichen Verwaltung blieben die Salzburger Erzbischöfe nicht müßige Zuschauer, denn nach den Berichten des Anonymus de Convers. finden wir die Erzbischöfe Liupram und Adalwin mehrmal in Slavinien, was von Adalwin auch für die Zeit gilt, in welcher Gaubischof Osbald dort noch im Amte war. Inzwischen hatten die Erzbischöfe von Salzburg für das specielle Fürstenthum Priwina's und Chocel's auch noch eine besondere kirchliche Einrichtung getroffen. Um sich für Priwina's rückhaltslose Opferwilligkeit erkenntlich zu zeigen, hatte schon Erzbischof Liupram Dominikus den Hofcaplan Priwina's zum Erzpriester ernannt, und ihn mit ausgedehnten Vollmachten ausgestattet, wozu auch eine Art von Pontificalien gehört zu haben scheint, denn anders ist die Stelle des Anonymus: »Liupramus illi presbytero licentiam concessit in sua dioecesi missam canendi, commendans illi ecclesiam illam et populum procurandum sicut ordo presbyteratus exposcit«; im Besondern wird sich die »licentia canendi missam« nur mit einer Art Pontificalien deuten lassen, denn die Berechtigung des gewöhnlichen „Messesingens", oder „Amthaltens", wie wir sagen würden, hatte er ja als Priester ohnehin. Nach dem Tode des Dominicus wurde Swarnagel, als »preclarus doctor«

charakterisirt, nach Slavinien, oder präciser nach Moosburg entsendet, und mit ihm Diakone und andere Kleriker. Auf ihn folgte noch unter Liupram der Priester Alfrid «magister cuiusque artis», was sich auf seine technischen Kenntnisse zu beziehen scheint, die er bei dem Baue der St. Adrianskirche und Abtei zu verwerthen hatte; Liuprams Nachfolger, Erzbischof Adalwin, ernannte ihn zum Erzpriester und übertrug ihm die kirchliche Verwaltung des ganzen Volkes: «archipresbyterum ibi constituit, commendans illi claves ecclesie curamque ... totius populi gerendam.» In ähnlicher Weise wurde nach ihm Richbald zum Erzpriester ernannt, und der Anonymus berichtet über ihn: «Qui multo tempore ibi commoratus est, exercens suum potestatiue officium, sicut illi iniunxit archiepiscopus suus.» Hierin liegt offenbar eine Anspielung auf Richbalds Berufung an die Stelle des ungehorsamen Gaubischofs Osbald. Nachdem der Anonymus dann berichtet, daß durch das in jene Zeit fallende Auftreten des Griechen Methodius und in Folge seiner Neuerungen große Störungen in der kirchlichen Verwaltung eingetreten seien, sagt er von Richbald noch: „daß er dieß nicht ertragen konnte, und darum (mit den Seinigen) zum Bischofsstuhle in Salzburg heimkehrte."

Wer aber bei der Missionsarbeit die eigentliche Mühe und Hitze des Tages trug, das waren die Mönche: vermöge ihrer Gelübde der Armuth und des Gehorsams die geborenen Missionäre. Die Erzbischöfe von Salzburg waren selbst zugleich Aebte des Kathedralklosters St. Peter, dem das germanische und slavische Südostdeutschland sein Christenthum verdankt. Wo die nach allen Richtungen hin in Anspruch genommenen Kräfte des Kathedralklosters nicht ausreichten, wurden die seit dem VIII. Jahrhundert unter der Regel des hl. Benedict verbrüderten Nachbarklöster zur Mitarbeit herangezogen. Die Besitzungen mehrerer derselben, z. B. Niederaltach, St. Emmeram, Mansee, Kremsmünster im tiefsten Südosten sind keineswegs zufällige Schenkungen irgend eines dahin übersiedelten Klosterfreundes, sie sind Remunerationen für früher von diesen Klöstern aus gespendete geistliche Wohlthaten. Lägen nicht die vandalischen Zeiten der Magyaren-Einfälle zwischen den unsrigen und der Christianisirung des pannonischen Awariens, so wüßten wir vielleicht um manches dort für ein kurzes Dasein gegründete Filialkloster der ebengenannten Abteien: möglich, daß das eine oder andere später wieder auf derselben Stätte, aber unter einer inzwischen eingeführten Reform, oder unter einem andern Orden wieder erstand. In Folge der eben angedeuteten über ein halbes Jahrhundert andauernden Magyaren-Calamität sind topographisch auch die Mönchszellen Slaviniens verschollen. Dieß hindert jedoch nicht, die Standpunkte der einen oder andern derselben auf dem Wege der Induction ziemlich sicher zu stellen. Es ist oben, wo von Raab-Sabaria (St. Martinsberg) die Rede war, dargethan worden, daß die Abteien, wo sie große Complexe von Liegenschaften erwarben, schon ihrer Verwaltung wegen genöthigt waren, Zellen auf denselben zu errichten, von denen aus neben der Seelsorge der Hörigen auch die Verwaltung

der Domäne besorgt wurde. Es ist dort aber auch gesagt worden, daß jene vermeintlichen Verwaltungszellen nicht auf diesem Wege entstanden seien, sondern die Domänen erst geschenkt worden seien, weil von einer auf dem Areal derselben bereits bestehenden Zelle geistliche Wohlthaten gespendet worden waren, welche dann später durch Zuwendung zeitlichen Gutes remunerirt wurden, um dadurch den fernern Bestand der Zelle zu sichern und Erweiterungen derselben sowie Verstärkung des Seelsorgspersonales zu ermöglichen. Solche umfangsreiche Domänen lassen sich einzelne urkundlich nachweisen; so z. B. für Niederaltach am linken oder östlichen Szalaufer von Salapiugin (der grellen Beugung jenes Flusses bei Szalavár) abwärts zwischen den oben bereits genannten Slongenzin marcha und Stresmaren, Waltungesbah, Hrabeskeñ und Kirchstetin, ebenso für Salzburg oder das Kathedralkloster in jenem Winkel, den die Szala südlich von ihrer Beugung bildet, eine Herrschaft (curtis) mit 300 Mansus und 300 Weinbergen; ferner Fünfkirchen (ad V. ecclesias), deren Name allein schon für die größe Bevölkerung des Ortes spricht, mit Zöllen, Weinbergen, Förſten u. s. w.; wiederum Pettau, mit der zehentberechtigten Kirche, der ganzen Burg, dem Burggebiete, Zollstätten und der Brücke; ebenso Dörnau (Durnavva) mit dem Berge Perewenz (Parauuoz), Weinbergen, Wiesen, Aeckern, Wäldern; endlich ein ziemlich großes Gebiet an der Drau (Treuuina), von welchem in der Bestätigungsurkunde K. Arnulfs vom J. 890 die Grenzen angegeben sind [1]). Diese größern Domänen würden allem Anscheine nach wegen der Missionsverdienste der Mönche den innerhalb dieser Domänen entstandenen Zellen, der Kirche oder beziehentlich den Mutterklöstern jener Zellen zugewendet, und in Fünfkirchen und Pettau wird man, ohne große Gefahr zu irren, förmliche Filialklöster annehmen dürfen.

Baptisterien lassen sich im pannonischen Awarien mit Sicherheit nur drei nachweisen; nämlich die Kirche St. Johannes d. T. zu Moosburg selbst, von welcher der Anonymus sagt: »Item in eadem ciuitate ecclesia sancti Joannis baptistae constat dedicata« [2]); für Pettau ist in der »ecclesia cum decima« die Taufkirche nicht zu verkennen; die dritte ist die St. Michaelskirche zu Ortahu (sic!), deren Einweihung in dem v. Kleimayrn'schen Abdrucke des Libell. de Convers.[3]) nicht zu finden ist, weil er sich auch hier wieder eine Auslassung zu Schulden kommen läßt. Der von Kopitar und Wattenbach correct gestellte Text hat: »Sequenti die (26. Dec. oder St. Stephansfest 864) in proprietate Witimaris dedicauit ecclesiam in honore (sancti Stephani protomartyris. Die vero' Kal. Januarii ad Ortahu in honore) sancti Michaelis Archangeli in proprietate Hezilonis« (die Auslassung im Abdrucke der Juvavia steht zwischen den Klammern). Obwohl die Lage Ortahu's nicht ermittelt ist, geht doch aus dem Beisatze »in proprietate Hezilonis« zur Genüge hervor, daß selbes um den Plattensee zu suchen sei. Aus der Formulirung[4]): »Item in eadem

[1]) Vgl. Mon. Boic. T. XI. p. 119. und Juvav. Anh. p. 113. 114. [2]) Juvav. Anh. p. 16. [3]) Ibid. p. 17. [4]) Juvav. Anh. p. 17.

ciuitate ecclesia sancti Joannis baptiste constat dedicata et foris ciuitatem in dubleipin etc.... temporibus Liuprammi ecclesie dedicate sunt...« zu ſchließen, daß auch die außer Moosburg von Priwina erbauten und von Liupram geweihten 12 Kirchen dem hl. Johannes d. T. dedicirt worden, mithin Taufkirchen geweſen ſeien, halte ich für zu gewagt. Daß unter dieſen, wie unter den vom Erzbiſchofe Adalram, dem Nachfolger Liuprams, geweihten Kirchen einige Taufkirchen geweſen ſein werden, wird außer Zweifel ſein, und daß unter den »V. basilicae« oder ecclesiae, von denen Fünfkirchen den Ortsnamen erhalten hat, auch eine Taufkirche geweſen ſei, iſt wohl ſicher. Die Mehrzahl der Kirchen des pannoniſchen Awariens und im Beſondern des Fürſtenthums Priwina's und Chocels im Süden desſelben, ſind ſicherlich Seelſorgkirchen, was ſchon in der Natur der Sache, d. h. in der großen Ausdehnung der urſprünglichen Taufſprengel liegt. Aus dem Zuſammenhalte der Urkunden ſind uns nachſtehende Kirchen im Fürſtenthume Priwina's und Chocels bekannt, von denen jedoch nur die wenigern bezüglich ihres Standpunktes nach heutiger Topographie ermittelt ſind: die Seelſorgkirche U. L. Frau zu Moosburg, die Kirche des Prieſters Sandrat, die Kirche des Prieſters Erimpert, die St. Rupertskirche zu Salapiugin (Salaber), dann die Kirchen zu Dubleipin (Dudleipin), Busiviza (Bösniz?), Betobia (Pettau), Stepiliperch, Lindolueschirchen, Beatuseschirchen, Keisi (cett. Kensi, Gensi=Günz, wohlgemerkt, links der Raab und dennoch ſalzburgiſch), Weiterschirchen, D'Isingrimeschirchen, V. Basilicas (Fünfkirchen) und Palmundeschirchen, alle vom Erzbiſchofe Liupram geweiht. Ferner die vom Erzbiſchofe Adalwin geweihten, St. Paul in Werd, St. Peter in Werd, St. Stephan in Witimaris, Quartinaha, St. Rupert zu Durnauua (Dörnau), Sabniza und das altachiſche Chirchsteti. Außer Chirchsteti, deſſen Lage links der untern Szala oben ſchon angegeben worden iſt, ſind von den zuletztgenannten Kirchen noch drei ihrer beiläufigen Lage nach beſtimmbar, nämlich die beiden Kirchen St. Paul und St. Peter »in Werde« und Quartinaha. Ueber Werde (in) äußert ſich v. Koch=Sternfeld mit Ausnahme der Kirchen Wittimaris, Hezilonis und S. Michaelis, die wohl kaum dorthin gehören, in ſeiner topogr. Matrikel, wie mir ſcheint, ganz richtig: „Der zunächſt in Ungarn in der Szalader Geſpannſchaft zwiſchen der Mur, Drau und Bröſika liegende Strich Landes, die Inſel (ſieh' die Viſcheriſche Karte von Steiermark) in der ungariſchen Kanzleiſprache aber Processus Insulanus genannt, mit 6 Marktflecken und 104 Dörfern, meiſtens croatiſcher Bevölkerung.“ — Quartinaha, wo Erzbiſchof Adalwin die Kirche zu Ehren des hl. Johannes d. E. weihte, iſt nicht, wie v. Koch=Sternfeld angibt, Ober= und Unter=Schwarza im Grätzer=Kreiſe Steiermarks, ſondern lag am Plattenſee (»juxta Bilisaseo«), wie aus einer Urkunde bei Bern. Pez[1]) zu erſehen iſt.

[1]) Thesaur. anecdot. I. 3. 217. 257.

Im Vorbeigehen muß ich hier noch auf eine oft mißverstandene Notiz des Anonymus de Convers. aufmerksam machen. Er sagt nämlich, nachdem er die Einweihung der St. Laurentiuskirche bei Ternberg und jener zu Fiskere (Fischau), beide im Grunzwitigaue, berichtet hat[1]): »et singulis proprium presbiterum ecclesiis (deputauit).« Mit der Kirchendisciplin jener Zeiten nicht vertraute Forscher sehen in diesen an einzelnen Kirchen aufgestellten Priestern ohne weiters „Pfarrer" im heutigen Sinne des Wortes. Dieß ist unrichtig; es sind auf Ruf und Widerruf angestellte Localpriester in Gemeinschaft mit Klerikern lebend. Die collegiale Psalmodie in der Kirche gehörte damals zu den wesentlichen Functionen der Geistlichkeit. Die Diakone hatten außer dem liturgischen Dienste, ich möchte sagen, ausschließlich die Verwaltung des Kirchengutes in Händen. Wie bei den Gaubischöfen und Erzpriestern in Kärnten, sehen wir ebenso Diakone und andere Kleriker in der Begleitung der Erzpriester des pannonischen Awariens, z. B. des Priesters Schwarnagel (»illuc missus est cum diaconis et clericis«). Es würde dieß bei allen andern vom Anonymus auch angemerkt sein, wenn es damals, als er seine Denkschrift verfaßte (871), nicht etwas Selbstverständliches gewesen wäre. Uebrigens liegt in dieser Notiz des Anonymus eine andere Belehrung für uns. Wir ersehen nämlich daraus, daß das Institut der weltpriesterlichen Seelsorge damals nicht nur in längst christlichen Gegenden, sondern auch in neubekehrten schon allgemein in Aufnahme war. Nicht nur, daß adelige Priester wie Sandrat und Erimbert (beide germanischen Stammes) auf ihren Familien-Domänen Kirchen erbauen, erhalten auch vereinzelnt stehende Seelsorgkirchen weltpriesterliche Collegien und in diesen außer dem die Dotation verwaltenden Diakon einen eigenen Funktionspriester. Man sieht hierin den geräuschlosen Uebergangsproceß einmal der Seelsorge aus den Händen der Missionäre, welche durchgängig Mönche waren, in jene der Weltpriester, oder die Ausbildung der dauernden Seelsorge; und dann den weitern vom Institute der unständigen Localien in jenes der Pfarreien mit fester Abgrenzung nach Außen und Seßhaftigkeit (inamovibilitas) der damit bepfründeten Priester. Wie mehrmal gesagt, trat das Pfarrinstitut im heutigen Sinne des Wortes erst in's Leben, als am Ende des XI. Jahrh. statt der bis dorthin aufrecht erhaltenen Theilung der Rente, die Fonds selbst repartirt wurden. Daß auf größern Domänen, welche als Remuneration für missionäre Arbeit an Klöster geschenkt worden waren, Mönche als Nachfolger der Missionäre von ihren Zellen aus die Seelsorge pflegten, bringe ich hier nur wieder in Erinnerung.

D. Die aus dem Auftreten des Slavenapostels Methodius zuerst in Südostslavinien und dann in Mähren entstandenen Wirren.

Die Störung, welche das erstmalige Auftreten des Slavenapostels Methodius im pannonischen Awarien für das dortige salzburgische Kirchenwesen zur Folge

[1]) Juvav. Anh. p. 17.

land gegen die Deutschen berufen worden war, im Geheimen überlegt h
lich die Gottesdienste in der Muttersprache seiner Diöcese zu halten ...
Volkssprache aus Privatinteressen vom Markte an den Altar, un
sem den Slaven gemachten Zugeständnisse die gegnerischen
zu bekämpfen." Was bis dorthin Parteimanöver gewesen war, erhielt
durch die Sanction des apostolischen Stuhles freilich canonische Geltung
den weitsichtigen Plänen des großen Papstes Nikolaus I. ist es aber
auch denkbar, daß er von dem segenreichen Wirken der beiden Brüder i
niß gesetzt, selbe aus eigenem Antriebe zu sich nach Rom berufen habe, ei
sich von ihrer Orthodoxie vollständige Gewißheit zu verschaffen, und dann
weiteres Vorgehen den canonischen Vorschriften gemäß zu regeln. Wu
Brüder, wie wohl möglich, wirklich vom Papste nach Rom berufen, so kon
dieß nur höchst erwünscht kommen, weil sie in Folge dieser ehrenvollen E
um so sicherer sein konnten, ihre persönlichen Absichten wenigstens dem w
Theile nach zu erreichen. Sie scheinen ihre, in der einen oder andern We
Entschlusse gereifte Romfahrt im Spätherbst 867 vom Hoflager Chocels in
burg aus angetreten zu haben. Als sie aber in der Hauptstadt der Chri
ankamen, war inzwischen der große Papst Nikolaus I. am 13. Nov. aus d
ben geschieden und hatte Hadrian II., der sie in Rom empfing, seit dem 1
den Stuhl Petri inne. Mithin kamen sie am Ende des J. 867 in Rom

Man wird nicht daran zweifeln, daß die Brüder, namentlich vom E
Rastiz, dem apostolischen Stuhle wärmstens empfohlen waren (Rastiz's räuf
Hand wird nämlich schon sehr bald in den Maaßnahmen des Papstes Hadri
sichtbar), ihre beste Empfehlung waren aber nebst ihrem verbürgten apostol
Eifer die Reliquien des hl. Papstes und Martyrs Clemens. Selbe wurden
großer Feierlichkeit in die diesem Heiligen bereits dedicirte Kirche in der
des Colosseums übertragen und dort beigesetzt. Wir wissen dieß, abgesehen
den namentlich in ihren Motivirungen der Feierlichkeit von einander abweichen
Legenden, mit Sicherheit aus Anastasius, dem Bibliothekar. Schon wegen
Heimbringung der Reliquien des heil. Clemens war der apostolische Stuhl
Brüdern Constantin und Methodius zu großem Danke verpflichtet, ihr Seelenr
verdiente hohe Anerkennung, ihre wissenschaftliche Bildung war ohnehin schon
weiten Kreisen bekannt, und durch die Bibelübersetzung ins Altslavische neuerdi
glänzend bethätigt; was aber besondere Berücksichtigung erwarb, war die Thatsa
daß sich in der Bibelübersetzung ihre lautere Orthodoxie abspiegelte. So war
denn nur natürlich, daß die warmen Empfehlungsschreiben Chozels und noch me
Rastiz's, in welchen für die Brüder die bischöfliche Würde erbeten wurde, geneigte
Entgegenkommen fanden. Um in der Hauptsache — Errichtung eines pannonische
bisthums — auf die schlauen Pläne Rastiz's und Chozels einzugehen, lag für
apostolischen Stuhl auch noch ein anderer und zwar sehr wichtiger Grund

Im J. 859 war Bogoris, König der Bulgaren, zum Christenthum über

treten und hatte einen deßwegen erregten Aufstand seiner Großen mit Waffengewalt unterdrückt. Darnach drängten sich die Bulgaren zur Taufe, und das Christenthum schlug feste Wurzeln. Bogoris, dem der ärgerliche Streit, den der Verräter Photius angefacht hatte, bekannt und widerlich zugleich war, wendete sich an den Papst Nikolaus um Arbeiter in den neuen Weinberg des Herrn, um den Ränken der Armenier, Griechen und Juden kräftig entgegenzutreten. Aber schon unter Hadrian II., dem Nachfolger des Papstes Nikolaus I., konnte er sich mit dem Papste über die Person eines aufzustellenden Metropoliten nicht einigen, und schon in der ersten Hälfte des J. 868 muß das Zerwürfniß zwischen ihm und dem hl. Stuhle ein so weitklaffendes geworden sein, daß der Papst dessen Abfall von der römischen Kirche als nahe bevorstehend klar voraussah. Zwei Jahre später bewährte sich Hadrians II. Voraussicht als richtig, indem Bogoris auf dem Concilium von Constantinopel im J. 870 Bulgarien mit der morgenländischen Kirche vereinigte. So wurde dann Bulgarien, wie Dudik treffend bemerkt, das zu einem Vorwerke gegen Constantinopel hätte dienen sollen, ein drohendes Rüstzeug gegen Rom, sei es nun, daß Hadrian II. damals (868) noch hoffte, durch Reorganisation der Hierarchie in Pannonien (im weiterm Sinne — nach Vorgang der Briefe des Papstes Johann VIII. auch Mähren dazugerechnet) einen heilsamen Druck auf das schwankende Bulgarien zu üben, jedenfalls aber mit der pannonischen Hierarchie ein schweres Gegengewicht gegen die Bestrebungen Constantinopels und eventuell auch Bulgariens zu schaffen; es wurde allen Ernstes an die Realisirung der kirchlichen Pläne Rastizs und Chozels gegangen. Nachdem der Processus informatorius beendigt war, wurden Constantin und Method am 6. Jänner 869 zu Bischöfen und ihre Jünger zu Diakonen und Priestern geweiht. Constantin kränkelte aber bereits und zog sich in ein römisches Kloster zurück, wo er den Namen Cyrillus erhielt und schon 40 Tage nach seiner Bischofsweihe im Herrn entschlief.

Methodius pannonischer Erzbischof pro fide. Wäre Method in Rom einfach zum Bischof geweiht und mit seinen Jüngern, den gleichzeitig mit ihm ordinirten Priestern oder Diakonen, ausgerüstet mit den für Missionäre unentbehrlichen, erweiterten Vollmachten in seine Provinz zurückgesendet worden, so würde damit der herkömmliche Geschäftsgang eingehalten gewesen sein. Für ein Abgehen davon kann man sich auch nicht auf den um 140 Jahre früheren Präcedenzfall mit Bonifacius, dem Apostel Germaniens, berufen, denn er wurde nicht ursprünglich als Erzbischof nach Deutschland entsendet, sondern erst zu dieser Würde erhoben, als man dessen Ausstattung mit einer besondern Autorität als Grundbedingung einer ersprießlichen Wirksamkeit gegenüber dem Episcopatus spurius, der sich namentlich in Baioarien eingenistet hatte, erkannte. Die Regeneration einer entarteten Kirchenprovinz war eben nur durch einen Erzbischof und päpstlichen Legaten möglich. Bei Methodius walteten diese Beweggründe zur Schaffung eine Art Ausnahmsstellung keineswegs ob. Südostdeutschland, wovon die slavisch

Provinzen einen Bestandtheil ausmachten, hatte seit dem Beginne des IX. Jahrh. an Adalwin, Erzbischof von Salzburg, bereits seinen vierten Metropoliten, und daß letztgenannter wie seine Vorgänger Liupram, Adalram und Arno ausgezeichnete Kirchenfürsten waren, wird niemand bestreiten wollen. Der apostolische Stuhl mußte also andere, und zwar sehr triftige Gründe haben, welche ihn bewegten, von dem, wie man deutscherseits meinte, zu Rechtskraft erwachsenem Herkommen abzuweichen. Diese Gründe waren aber nach meinem Dafürhalten theils persönliche, theils allgemein kirchliche Rücksichten, und letztere höchst importanter Natur. Als persönliche Rücksichten erscheint mir das den ausgesprochenen Wünschen Rastizs und Chozels äußerst wohlwollende Entgegenkommen von Seiten des apostolischen Stuhles. Chozel hatte sich, wie schon vor ihm sein Vater Priwina, hohe Verdienste um die Christianisirung Niederpannoniens erworben; Rastiz, anfänglich im Begriffe durch seine Hinneigung zu Kaiser Michael einen gefährlichen Abweg einzuschlagen, versprach jetzt das beträchtliche Slavenvolk im Norden der Donau für immer in den Schooß der römischen Kirche zu bringen, und dieß unter der anscheinend ganz harmlosen Bedingung, daß er für sein eigenes Land und für jene seiner stammverwandten Nachbarn ein eigenes Erzbisthum erhalte, „das Ziel des Strebens bei allen neubekehrten Völkern", wie Wattenbach bemerkt. Ob Papst Hadrian II. die Endziele der Pläne Rastislaws durchschaute, bezweifle ich höchlich, sonst hätte er sicherlich einen andern Ausweg gesucht und auch gefunden, um den wesentlichen, rein kirchlichen Wünschen Rastislaws gerecht zu werden, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die Empfindlichkeit des deutschen Königs durch sein Vorgehen zu reizen. Rastiz erreichte also vollständig, was er wollte: er erhielt für sein Land und für die Länder der mit ihm einverstandenen Slavenfürsten Chozel und Suatopluk einen eigenen Erzbischof; ein einfacher Bischof hätte für seine Pläne nicht genügt. Die Errichtung eines bischöflichen Stuhles für Mähren wäre in seinen Augen nur eine halbe Maßregel gewesen, weil die Abhängigkeit vom Metropolitanstuhle Salzburg geblieben wäre. Nur ein unmittelbar unter Rom stehender Metropolit entsprach seinen Absichten: die vollständige Emancipation seiner Landeskirche von deutscher Hierarchie sollte ein mächtiger Hebel zur angestrebten Emancipation vom deutschen Königthume werden. In dieser Richtung hatte er also erreicht, was er beabsichtigte, aber, wie sich dieß so oft in menschlichen Geschicken ereignet, ohne das mühsam Errungene genießen zu können; denn schon bald darnach verlor er durch Verrath seines nächsten Verwandten Suatopluk Krone, Freiheit und Augenlicht: er starb geblendet in einem deutschen Kloster. —

Die soeben beleuchteten persönlichen Rücksichten des Papstes Hadrian II. für Method, Rastiz und Chozel, so innig sie auch gewesen sein mögen, reichen aber bei weitem nicht aus, um die energischen Schritte des apostolischen Stuhles in der Angelegenheit des neuen pannonischen Erzbisthums als hinlänglich motivirt erscheinen zu lassen, wie denn selbst die vernünftigern Feinde des Stuhles Petri

ihm nicht nachsagen, daß er eine kirchliche Gefühlspolitik getrieben habe. Es müssen schwer in die Wagschale fallende Gründe gewesen sein, welche die Päpste Hadrian II. und Johann VIII. vermochten, den deutschen Episcopat und namentlich die Metropoliten von Salzburg aus ihrem mehr als ein halbes Jahrhundert alten Besitze zu drängen, und sie so tief zu kränken, wie es durch die Errichtung eines pannonischen Erzbisthums geschah. Es sind aber auch, wie schon früher, so besonders in der Neige des vorigen Jahrhunderts wiederholt schrille Stimmen laut geworden, welche das Ereigniß mit Erzbischof Method scharf betonten, und den hl. Stuhl in einer an offenbares Schisma grenzenden, höchst unehrerbietigen Weise eines den Grundlagen der Kirche zuwiderlaufenden, geradezu unerträglichen Despotismus beschuldigten. Es war die verletzte nationale Eitelkeit, der kurzsichtige Partikularismus, das absichtliche Ignoriren der unleugbaren Thatsache, daß die Erhebung des einen oder andern bischöflichen Stuhles zur Metropolitan- oder Primatialwürde ein Geschenk der apostolischen Huld sei, es war mit einem Worte der berüchtigte Febronianismus, der jenen Stimmen den Athem verlieh. — Um den maßgebenden Ursachen, denen das pannonische Erzbisthum Methods seinen Ursprung verdankte, auf den Grund zu sehen, werden wir uns vor Allem die allgemeine kirchliche Lage damaliger Zeit zu vergegenwärtigen haben. Die römisch-katholische Kirche war vom Morgenlande her mit dem griechischen Schisma, im Abendlande mit der Verweltlichung unter der Herrschaft der zwieträchtigen und eifersüchtigen Karolinger bedroht. Wohl war in Constantinopel durch Absetzung des häretischen Photius und die Rehabilitirung des rechtgläubigen Patriarchen Ignatius ein zeitweiliger Umschlag zum Bessern eingetreten; dem Schisma waren in Photius und seinem Anhange die üppigsten Blüthen abgebrochen: sein vergifteter Lebenssaft wurde aber in die Wurzeln zurückgedrängt. Bulgarien stand unter dem herrschsüchtigen Bogoris im Begriffe, wieder von der römischen Kirche abzufallen und sich der morgenländischen anzuschließen. Es war dringend geboten, den Uebergriffen Constantinopels einen kräftigen Damm zu setzen; als solchen erkannte der apostolische Stuhl das pannonische Erzbisthum Methods. Lichtvoll sagt Dudik hierüber[1]): „Es sollte das mährisch-pannonische Volk an Rom gezogen, in ihm der Wunsch den Bulgaren zu folgen erstickt, diese durch die stammverwandten Brüder an der Donau und March auf ihr Unrecht aufmerksam gemacht, und die Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft zwischen den Griechen und Römern, zu welcher sich nach dem Sturze des Photius und des verfolgten Patriarchen Ignatius Restituirung durch Basilius I. (Kaiser seit 24. April 867) die besten Aussichten zeigten, angebahnt werden." Früher hatte er gesagt[2]): „In diesem Zustande befand sich also die römische Kirche, als die beiden Slavenapostel mit den Reliquien des hl. Clemens in Rom anlangten ..... daher die große Sorge, für Pannonien eine Kircheneinrichtung zu treffen, die günstig dem römischen Stuhle, nöthigenfalls

[1]) L. c. S. 190. [2]) Ibid. S. 180.

Provinzen einen Bestandtheil ausmachten, hatte seit dem Beginne des IX. Jahrh. an Adalwin, Erzbischof von Salzburg, bereits seinen vierten Metropoliten, und daß letztgenannter wie seine Vorgänger Liupram, Abalram und Arno ausgezeichnete Kirchenfürsten waren, wird niemand bestreiten wollen. Der apostolische Stuhl mußte also andere, und zwar sehr triftige Gründe haben, welche ihn bewegten, von dem, wie man deutscherseits meinte, zu Rechtskraft erwachsenem Herkommen abzuweichen. Diese Gründe waren aber nach meinem Dafürhalten theils persönliche, theils allgemein kirchliche Rücksichten, und letztere höchst importanter Natur. Als persönliche Rücksichten erscheint mir das den ausgesprochenen Wünschen Rastizs und Chozels äußerst wohlwollende Entgegenkommen von Seiten des apostolischen Stuhles. Chozel hatte sich, wie schon vor ihm sein Vater Priwina, hohe Verdienste um die Christianisirung Niederpannoniens erworben; Rastiz, anfänglich im Begriffe durch seine Hinneigung zu Kaiser Michael einen gefährlichen Abweg einzuschlagen, versprach jetzt das beträchtliche Slavenvolk im Norden der Donau für immer in den Schooß der römischen Kirche zu bringen, und dieß unter der anscheinend ganz harmlosen Bedingung, daß er für sein eigenes Land und für jene seiner stammverwandten Nachbarn ein eigenes Erzbisthum erhalte, „das Ziel des Strebens bei allen neubekehrten Völkern", wie Wattenbach bemerkt. Ob Papst Hadrian II. die Endziele der Pläne Rastislaws durchschaute, bezweifle ich höchlich, sonst hätte er sicherlich einen andern Ausweg gesucht und auch gefunden, um den wesentlichen, rein kirchlichen Wünschen Rastislaws gerecht zu werden, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die Empfindlichkeit des deutschen Königs durch sein Vorgehen zu reizen. Rastiz erreichte also vollständig, was er wollte: er erhielt für sein Land und für die Länder der mit ihm einverstandenen Slavenfürsten Chozel und Suatopluk einen eigenen Erzbischof; ein einfacher Bischof hätte für seine Pläne nicht genügt. Die Errichtung eines bischöflichen Stuhles für Mähren wäre in seinen Augen nur eine halbe Maßregel gewesen, weil die Abhängigkeit vom Metropolitanstuhle Salzburg geblieben wäre. Nur ein unmittelbar unter Rom stehender Metropolit entsprach seinen Absichten: die vollständige Emancipation seiner Landeskirche von deutscher Hierarchie sollte ein mächtiger Hebel zur angestrebten Emancipation vom deutschen Königthume werden. In dieser Richtung hatte er also erreicht, was er beabsichtigte, aber, wie sich dieß so oft in menschlichen Geschicken ereignet, ohne das mühsam Errungene genießen zu können; denn schon bald darnach verlor er durch Verrath seines nächsten Verwandten Suatopluk Krone, Freiheit und Augenlicht: er starb geblendet in einem deutschen Kloster. —

Die soeben beleuchteten persönlichen Rücksichten des Papstes Hadrian II. für Method, Rastiz und Chozel, so innig sie auch gewesen sein mögen, reichen aber bei weitem nicht aus, um die energischen Schritte des apostolischen Stuhles in der Angelegenheit des neuen pannonischen Erzbisthums als hinlänglich motivirt erscheinen zu lassen, wie denn selbst die vernünftigern Feinde des Stuhles Petri

ihm nicht nachsagen, daß er eine kirchliche Gefühlspolitik getrieben habe. Es müssen schwer in die Wagschale fallende Gründe gewesen sein, welche die Päpste Hadrian II. und Johann VIII. vermochten, den deutschen Episcopat und namentlich die Metropoliten von Salzburg aus ihrem mehr als ein halbes Jahrhundert alten Besitze zu drängen, und sie so tief zu kränken, wie es durch die Errichtung eines pannonischen Erzbisthums geschah. Es sind aber auch, wie schon früher, so besonders in der Neige des vorigen Jahrhunderts wiederholt schrille Stimmen laut geworden, welche das Ereigniß mit Erzbischof Method scharf betonten, und den hl. Stuhl in einer an offenbares Schisma grenzenden, höchst unehrerbietigen Weise eines den Grundlagen der Kirche zuwiderlaufenden, geradezu unerträglichen Despotismus beschuldigten. Es war die verletzte nationale Eitelkeit, der kurzsichtige Partikularismus, das absichtliche Ignoriren der unleugbaren Thatsache, daß die Erhebung des einen oder andern bischöflichen Stuhles zur Metropolitan- oder Primatialwürde ein Geschenk der apostolischen Huld sei, es war mit einem Worte der berüchtigte Febronianismus, der jenen Stimmen den Athem verlieh. — Um den maßgebenden Ursachen, denen das pannonische Erzbisthum Methods seinen Ursprung verdankte, auf den Grund zu sehen, werden wir uns vor Allem die allgemeine kirchliche Lage damaliger Zeit zu vergegenwärtigen haben. Die römisch-katholische Kirche war vom Morgenlande her mit dem griechischen Schisma, im Abendlande mit der Verweltlichung unter der Herrschaft der zwieträchtigen und eifersüchtigen Karolinger bedroht. Wohl war in Constantinopel durch Absetzung des häretischen Photius und die Rehabilitirung des rechtgläubigen Patriarchen Ignatius ein zeitweiliger Umschlag zum Bessern eingetreten; dem Schisma waren in Photius und seinem Anhange die üppigsten Blüthen abgebrochen: sein vergifteter Lebenssaft wurde aber in die Wurzeln zurückgedrängt. Bulgarien stand unter dem herrschsüchtigen Bogoris im Begriffe, wieder von der römischen Kirche abzufallen und sich der morgenländischen anzuschließen. Es war dringend geboten, den Uebergriffen Constantinopels einen kräftigen Damm zu setzen; als solchen erkannte der apostolische Stuhl das pannonische Erzbisthum Methods. Lichtvoll sagt Dudik hierüber[1]): „Es sollte das mährisch-pannonische Volk an Rom gezogen, in ihm der Wunsch den Bulgaren zu folgen erstickt, diese durch die stammverwandten Brüder an der Donau und March auf ihr Unrecht aufmerksam gemacht, und die Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft zwischen den Griechen und Römern, zu welcher sich nach dem Sturze des Photius und des verfolgten Patriarchen Ignatius Restituirung durch Basilius I. (Kaiser seit 24. April 867) die besten Aussichten zeigten, angebahnt werden." Früher hatte er gesagt[2]): „In diesem Zustande befand sich also die römische Kirche, als die beiden Slavenapostel mit den Reliquien des hl. Clemens in Rom anlangten ..... daher die große Sorge, für Pannonien eine Kircheneinrichtung zu treffen, die günstig dem römischen Stuhle, nöthigenfalls

[1]) L. c. S. 190. [2]) Ibid. S. 180.

wider die Macht der deutschen Metropoliten benützt werden, Bulgarien überwachen, und Constantinopel wo möglich anziehen sollte. Dazu waren aber Concessionen nothwendig, welche die Kirche unter andern Umständen kaum je bewilligt haben würde." — Wohl haben selbst ganz kirchlich gesinnte Autoren ihren Unwillen darüber nicht unterdrücken können, daß der apostolische Stuhl bei Errichtung des pannonischen Erzbisthums Methods so rücksichtslos, namentlich den um die Christianisirung Carantaniens und Pannoniens hochverdienten Salzburger-Metropoliten gegenüber, vorgegangen sei. Man hätte doch, meinen sie, vorerst mit ihnen unterhandeln sollen. Der apostolische Stuhl hielt dieß unter den obwaltenden Umständen und im klaren Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit und canonischen Berechtigung für hinderlich. Papst Hadrian II. scheint seine deutschen Bischöfe gekannt und vorausgesehen zu haben, daß auf dem Wege der Unterhandlungen mit ihnen nicht zu dem beabsichtigten Ziele zu gelangen sei. Er wußte ohne Zweifel, daß namentlich Salzburg dem alten Canon gemäß, kraft dessen neubekehrtes Land dem Bischof, der dort zuerst den Glauben gepredigt, zufiel, seit 75 Jahren, wie später auch der Anonymus de Conversione in seiner Denkschrift nachgewiesen hat, im rechtlichen Besitze eines Theils jener Länder war, die jetzt das Erzbisthum Methods bilden sollten. Er wußte aber ebensogut, daß, abgesehen von dem ebenerwähnten Canon, der Ankunftstitel des Metropoliten von Salzburg bezüglich Pannoniens kein rein kirchlicher, und die unverjährbaren Anrechte des apostolischen Stuhles auf die von Alters her dem abendländischen Patriarchate unmittelbar untergebene Illyrische Kirchenprovinz älter waren als die salzburgischen Ansprüche. Die Metropoliten von Salzburg hatten eben so wie die Passauer Bischöfe ihre Diöcesanrechte über Niederpannonien und beziehentlich über das nördliche Oberpannonien und Mähren aus weltlicher Hand erhalten: Salzburg in den Jahren 796 provisorisch von Pipin und 803 definitiv von K. Karl d. Gr., und Passau theilweise ebenfalls in letzterem Jahre von demselben und, genauer begrenzt, von dessen Sohne K. Ludwig im J. 829. Weder Salzburg noch Passau hatte es der Mühe werth gefunden, sich den pannonischen Zuwachs ihrer Diöcesen vom hl. Stuhle canonisch bestätigen zu lassen. Auch Wattenbach hebt diese Unterlassung hervor, indem er sagt[1]): „Hadrian II. erneuerte die pannonische Diöcese und entzog dadurch Salzburg und Passau den ihnen von Pipin, Karl d. Gr. und Ludwig dem Deutschen (?) zugetheilten Sprengel. Vom Papste war ihnen derselbe nie bestätigt worden." Vergalt also, wird man fragen, der apostolische Stuhl eine Rücksichtslosigkeit mit einer andern? Diese Frage beruht auf einer irrigen Voraussetzung. Die vier ersten Erzbischöfe von Salzburg handelten in der Unterlassung des fraglichen Bestätigungsgesuches allem Anscheine nach bona fide. Der durch Karl d. Gr. zufolge der fast vollständigen Identificirung der kirchlichen und königlichen Interessen eingeführte Usus, alle wichtigern Angelegen-

[1]) L. c. S. 15.

heiten, gleichviel ob vorzugsweise kirchlicher oder weltlicher Natur, in Placiten, die aus weltlichen und kirchlichen Machthabern zusammengesetzt waren, zu erledigen, war in Mark und Blut der öffentlichen Verwaltung übergegangen. Mag man meinetwegen für diese Eintracht des Sacerdotiums und Imperiums schwärmen, mir bleibt sie eine Mischwirthschaft, die dem Grundsatze des göttlichen Stifters der Kirche: „Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist" widerspricht, und wovon die Consequenzen, die man bei gegebener Gelegenheit daraus zu ziehen nie versäumte, allemal zum Nachtheil der Kirche ausgefallen sind. Als Kinder ihrer Zeit an der allgemeinen Befangenheit karolingischer Rechtsbegriffe leidend, mögen es die sonst so tüchtigen ersten vier salzburgischen Erzbischöfe für überflüssig gehalten haben, sich den Umfang ihrer Diöcese vom hl. Stuhle in Rom bestätigen zu lassen und brachten sich dadurch um den nachhaltigsten Besitztitel. In soweit ermangelte der von Adalwins Nachfolger, Erzbischof Dietmar, und seinen Suffraganen im J. 900 nach Rom gerichteten, ungebührlich heftigen Beschwerdeschrift von vorne herein die canonische Grundlage. Vom Erzbischof Dietmar I., Zacharias von Säben und Utto von Freising wissen wir, daß sie tapfere Krieger waren, was durch ihren Heldentod am 7. Juli 907, wahrscheinlich auf der Welserheide, bis zur Evidenz bewiesen ist: daß sie canonisch geschulte, apostolische Bischöfe gewesen seien, wäre kaum so leicht zu beweisen. Uebrigens scheint die Slaven- und Awaren-Bekehrung in Niederpannonien sogar unter Erzbischof Adalwins Verwaltung nur langsam vor sich gegangen zu sein, sonst wäre dort für Methods Eifer kein so umfangsreicher Wirkungskreis eröffnet gewesen; daß er nach Gaubischofs Osbalds tadelnswerther Eigenmächtigkeit dort keinen weitern Gaubischof mehr aufstellte, sondern die Verwaltung seiner ungeheuern Diöcese in eigene Hände nahm, habe ich früher als Mißgriff bezeichnet, und dieß wird selbst in dem Falle noch wahr bleiben, wenn man auch das ihm von den Chronisten beigelegte Prädicat »Pastor vigilantissimus« im schönsten Sinne des Wortes deutet. Das Unmögliche wird auch für übermenschliche Kraftanstrengung nicht zur Möglichkeit. Ohne Vergleich mißlicher als im salzburgischen Niederpannonien muß es um die Slavenbekehrung im passauischen Mähren gestanden sein, denn wenn die dortige Mission irgend einen nennenswerthen Erfolg gehabt hätte, wäre sicherlich eine wie immer gestaltete Nachricht davon auf uns gekommen: so wissen wir aber nur von ziemlich verdächtigen Missionsarbeiten jenes Bischofes Urolf, der um das J. 806 von Arno und seinen Suffraganen entsetzt wurde, und von einer Kircheneinweihung zu Neutra in der Slovakei durch Erzbischof Adalram von Salzburg im J. 836. Erst von der Mitte des IX. Jahrh. an scheint das passauische Missionswesen in Mähren etwas eifriger betrieben worden zu sein, denn im J. 874, in welchem Method nach Mähren kam, wurden alle deutschen Priester mit Gewalt aus dem Lande vertrieben, und Method ist von der Betheiligung an dieser harten Maßregel kaum freizusprechen. Das wichtige Moment der verhältnißmäßig geringen Erfolge in der Slavenbekehrung, besonders in Mähren, ist meines Wissens von keinem

jener Autoren, die über Methods Erhebung zum pannonischen Erzbischof pro fide geschrieben haben, nach Verdienst hervorgehoben worden.

Methods Erhebung zum pannonischen Erzbischof pro fide, und seine Stellung zum baioarischen Episcopat. Willkürakte schon darum in Schutz zu nehmen, weil sie von hochverehrten weltlichen oder geistlichen Vorgesetzten vollbracht wurden, ist mir fremd. Im Princip muß das Recht des Taglöhners auf sein Eigenthum eben so heilig sein, als jenes des Königs auf sein Reich. Hätte Papst Hadrian II. das pannonische Erzbisthum nur aus Connivenz für die neubekehrten Slavenfürsten oder aus persönlicher Zuneigung für den tüchtigen Method errichtet, so würde ich dieß, trotz meiner Anhänglichkeit an den Stuhl Petri, entschieden tadeln. Da ich aber dargethan zu haben glaube, daß Hadrian II. bei Errichtung des pannonischen Erzbisthums getreu dem obersten Grundsatze aller geistlichen Amtsthätigkeit: »Summa lex salus animarum« vorgegangen, so kann ich den vom baioarischen Episcopate erhobenen Reclamationen dagegen um so weniger beipflichten, als sie nur auf das Anrecht aus der Bekehrung einer großen Anzahl der Einwohner und auf die Besitzverjährung basirt, canonisch nicht tief genug begründet sind. — Als Method zum pannonischen Erzbischof ernannt war und dem zu Folge das ihm übertragene hohe Amt antrat, widersetzten sich die Bischöfe der Salzburger-Kirchenprovinz mit Erzbischof Adalwin an der Spitze zur Wahrung ihrer hergebrachten Rechte auf Pannonien. Hieraus entspann sich eine lebhafte Controverse zwischen ihnen und dem apostolischen Stuhle, die weder bezüglich der chronologischen Daten, noch bezüglich der Aufeinanderfolge der Actenstücke ganz entwirrt ist. Sogar die scharfsinnige Zusammenstellung Dudik's scheint mir nicht alle Widersprüche auszuschließen. Was mir als das Wahrscheinlichere erschienen ist, besteht im Folgenden. Mit Dudik[1]) darin einverstanden, daß Method sein Wirken im Gebiete Chozels im J. 870 begonnen habe, glaube ich voraussetzen zu dürfen, daß Method eben in Berücksichtigung der lebhaften Opposition gegen ihn anfänglich sehr behutsam aufgetreten sei. Daß die Bischöfe der Salzburger-Kirchenprovinz und namentlich Erzbischof Adalwin gegen das, wie sie meinten, unbefugte Eindringen Methods in den niederpannonischen Theil der Salzburger Diöcese ohne weiteres in Rom reclamirten, wird man natürlich finden. Ob sie von dorther irgend eine ablehnende oder beschwichtigende Antwort erhielten, ist zweifelhaft, weil sie in der etwas spätern Promemoria an König Ludwig und Karlmann, die als Libellus de Convers. Bag. et Carant. bekannt ist, keine Erwähnung davon machen. Method mag sich bald davon überzeugt haben, daß sein Sieg über Salzburg, dem die Einwohner des Fürstenthums Chozels zu innigem Danke verpflichtet waren, sehr fraglich sei, und um sich ihn zu vergewissern, mag er zu dem ohne Zweifel sehr wirksamen Mittel

[1]) L. c. S. 214.

gegriffen haben, die Gottesdienste bei den vorwiegend slavischen Gemeinden in altslavischer Sprache zu halten. Dieß war eine Neuerung, die sich mit den auffallenden Christianisirungs-Erfolgen nicht entschuldigen läßt, denn hiezu war er nicht befugt. Ich halte die Ansicht, daß man ihm in Rom schon die Erlaubniß hiezu gegeben habe, für irrig; denn einige Jahre später nennt Papst Johann VIII. den slavischen Gottesdienst noch einen dem Method schon 874 streng untersagten, indem er in seinem Briefe an Method vom 14. Juni 879 ausdrücklich sagt: „Auch hören wir, daß du die Messen in barbarischer, d. h. in slavischer Sprache singest; wir haben dir deßhalb schon durch Briefe, welche Bischof Paulus von Ancona überbracht hat, untersagt, das Hochamt in dieser Sprache zu feiern; nur in lateinischer und griechischer Sprache darf es geschehen, wie es die über den ganzen Erdkreis verbreitete und in allen Völkern wurzelnde Kirche Gottes singt. Predigen oder eine Rede vor dem Volke halten, darfst du, da der Psalmist alle Völker ermahnt, Gott zu loben, und der Apostel sagt: jede Zunge bekenne, daß Jesus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters." — Hieraus geht klar hervor, daß Method, als er in Rom zum Erzbischof Pannoniens erhoben wurde, unter den meinetwegen noch so ausgedehnten Vollmachten, jene, sich bei der Messe der slavischen Sprache zu bedienen, vom Papste Hadrian II. nicht erhalten habe, denn hätte er sie erhalten gehabt, so würde er auf das ihm vom Papste Johann VIII. durch den Legaten, Bischof Paulus von Ancona im J. 874 zugegangene Verbot der slavischen Liturgie, sich bei letzterem Papste ohne Zweifel unter Berufung auf die Erlaubniß des erstern gerechtfertigt haben. Mithin trifft ihn mit Recht der Vorwurf einer unkirchlichen Neuerung und des hartnäckigen Beharrens auf ihr trotz des ausdrücklichen Verbotes, oder, was dasselbe ist, der Vorwurf sträflichen Ungehorsams. Erzbischof Adalwin von Salzburg hatte demnach an der von Method eingeführten slavischen Liturgie einen vollständig begründeten Anlaß, sich beim hl. Stuhle über Method zu beschweren. Er erwirkte aber bei dem Papste Hadrian II., wie es scheint, nur wenig, weil dieser, wenn er auch die unkirchliche Handlungsweise Methods nicht gutheißen konnte, dennoch nicht gewillt war, das aus höchst wichtigen Gründen errichtete pannonische Erzbisthum wieder aufzulassen. Thatsache ist, daß keine weitere Verfügung des Papstes Hadrian II. in diesem Betreff bekannt sei, womit freilich noch nicht erwiesen ist, daß er wirklich keine getroffen habe. Wie dem sein möge, die deutschen Bischöfe beruhigten sich nicht bei Roms gänzlichem Schweigen, oder der Connivenz für Method in der Hauptsache. Adalwin von Salzburg ließ 871, — kaum, wie allgemeiner angenommen wird, erst 873 die Promemoria an König Ludwig und Karlmann ausarbeiten, die als eines der wichtigsten Documente jener Zeit berühmt ist, nämlich den Libellus de Conversione Bagoariorum et Carantanorum; etwas verkürzt und mit einigen störenden Lesefehlern abgedruckt bei v. Kleimayrn[1]), und in neuerer Zeit kritisch behandelt heraus-

[1]) Juvav. Anh. p. 7. ff.

gegeben von Wattenbach[1]). Daß die Promemoria schon im Jahre 871 und nicht erst im J. 873 bei K. Ludwig eingereicht wurde, erschließt Wattenbach[2]) daraus, daß die Verhaftung Methods, von welcher die pannonische Legende berichtet, daß sie vorgenommen worden sei, nachdem die deutschen Bischöfe ihn vor dem Könige verklagt hatten, am füglichsten in das J. 871 eingereiht werden könne, da in demselben auch sein Protector Suatopluk wegen Treubruches von Karlmann gefangen gesetzt wurde, wie der Annalist von Fulda zu diesem Jahre erzählt. Die Aussage der pannonischen Legende als richtig angenommen, paßt deren weitere Nachricht, daß die Haft Methods 2½ Jahre gedauert habe, genau in die gleichzeitigen geschichtlichen Begebenheiten; denn 874 war er bereits wieder auf freiem Fuße. Daß er aber damals noch frei war, als der Salzburger Anonymus die Promemoria schrieb, geht ziemlich klar aus seiner Stylisirung hervor, denn 873 hätte er ganz anders sprechen müssen, weil einer der Hauptzwecke der deutschen Bischöfe schon erreicht war. Dasselbe erhellt aus der Behauptung des Anonymus, daß Method die lateinische Kirchensprache in den Augen des Volkes dadurch verdächtigte, daß er die Liturgie theilweise (ex parte) slavisch halte. Dieß that er aus Klugheit nur Anfangs, denn später, nach seiner Befreiung, kennt er in Mähren keine Rücksicht mehr, obwohl ihm der Papst Johann VIII., wie es scheint bei Anlaß seiner Entlassung aus der Haft, die slavische Sprache in der Liturgie durch seinen Legaten und in einem eigenen Briefe ernstlich untersagt hatte. Dieselbe pannonische Legende sagt auch nichts davon, daß sich Method widersetzt habe, als Suatopluk 874 alle deutschen Priester mit Gewalt aus Mähren vertrieb. König Ludwig scheint sich zu Folge der ihm in der Promemoria überreichten Beschwerden kräftig zu Gunsten seiner Bischöfe in Rom verwendet zu haben. Denn als mittlerweile — im J. 872 — Johann VIII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, schrieb dieser gleich Anfangs seiner Regierung über die Angelegenheit der pannonischen Erzdiöcese an König Ludwig und bezieht sich in diesem Schreiben ausdrücklich auf den Hauptgrund — die Verjährung — welchen die Bischöfe in der Promemoria besonders geltend gemacht hatten. — Nachdem wir, was unerläßlich schien, die Aktenstücke der schwebenden Controverse logisch und chronologisch zu ordnen versucht haben, leitet uns dieser Brief des Papstes Johann VIII. wieder in das Eingangs betretene Geleise zurück, indem der Papst darin Veranlassung nimmt, seine Befugniß zur Errichtung des pannonischen Erzbisthums canonisch zu begründen. Die Promemoria de Conversione etc. war historisch vorgegangen, und hatte nachgewiesen, daß die Bischöfe von Salzburg seit der provisorischen Zuweisung, wodurch Pipin im Jahre 796 Pannonien ihrem Stuhle unterstellt hatte, 75 Jahre im unangefochtenen Besitze dieser Provinz geblieben sei. Rom ging, wenn ich so sagen darf, noch historischer vor, indem es darlegte, daß sein Recht auf die pannonische Kirchenprovinz aus der apostolischen Zeit datire, und daß die Verjährung,

[1]) Bei Pertz Mon. Germ. hist. T. XIII. (Script. XI.) [2]) Ibid. Einleit.

welche Salzburg gegen das Patriarchalrecht geltend machen wollte, weder kraft des Ankunftstitels noch kraft der selbst von der weltlichen Gesetzgebung festgesetzten Dauer wirksam sein könne. Es war nicht ein als Nothbehelf ersonnenes Zurückgreifen auf die alte Metropole Sirmium, wie die meisten Autoren vorgeben, es war eine, freilich unter ganz andern Umständen und darum in veränderter Gestalt, vorgenommene Wiederbelebung der Sirmier-Metropole: »Ut illum (Methodium) ordinaret episcopum in Pannonia in Sedem S. Andronici apostoli«, wie die pannonische Legende sich ausdrückt. Dudik[1]) kennt Andronicus aus epist. ad Rom. XVI. 7. und der spätern Ueberlieferung, läßt sich aber von Glück[2]) zu der Meinung verleiten, daß die Gerichtsbarkeit des Metropoliten von Sirmium sich höchstens auf einen Theil von Pannonien erstreckt habe, wodurch er seine Argumentation bedeutend abschwächt. Wie gänzlich irrig diese Meinung sei, glaube ich in meiner Ecclesia Petena (S. 57. ff.) unanfechtbar nachgewiesen zu haben. — Darum schrieb Papst Johann VIII. (wie es scheint, im ersten Regierungsjahre, also 872): „Es steht fest, daß die pannonische Diöcese von alten Zeiten her zum Sondereigenthum (privilegiis) des apostolischen Stuhles gerechnet worden sei.... Dieß zeigen die Conciliar-Verhandlungen, und beweist die geschriebene Geschichte. Aber weil wegen der zufolge der Kriegsläufe eingetretenen hinderlichen Störungen lange kein Bischof von Rom aus hingeschickt wurde, kam dies bei den weniger Unterrichteten in Zweifel.“ In der dem Bischof Paulus von Ancona ertheilten Legaten-Instruction sagt derselbe Papst[3]): „Nicht nur innerhalb Italiens und der übrigen Provinzen des Abendlandes, sondern auch innerhalb der Grenzen ganz Illyricums nahm vor Alters der apostolische Stuhl die Consecrationen, Weihen und kirchlichen Anordnungen vor.“ Man sieht hieraus, mit welcher Klugheit es der Papst vermeidet, gegenüber dem Enkel die vom K. Karl d. Gr. und beziehentlich schon von dessen Sohne Pipin gemachten Einrichtungen direct zu tadeln, ohne dabei zu unterlassen, die Salzburger Erzbischöfe darauf aufmerksam zu machen, daß sie das Recht auf Pannonien von dem apostolischen Stuhle hätten erhalten haben müssen, um den zur Begründung einer rechtskräftigen Präscription unerläßlichen legalen Ankunftstitel nachweisen zu können. Er bewies aber auch, daß den Salzburger Erzbischöfen nicht nur nach canonischem, sondern auch nach römischem Rechte die zu einer wirksamen Verjährung erforderliche Zeitdauer des Besitzes ermangle. Er sagt in der vorhin angeführten Instruction für seinen Legaten: „Wenn jemand über die Zahl der verflossenen Jahre Klage erhebt, so wisse er, daß unter Christen für solche Fälle ein bestimmter Zeitraum festgesetzt ist. Wo aber die Wuth der Heiden und Ungläubigen dazwischen getreten ist, mögen noch so viele Jahre vergehen: das kann den Rechten der Kirchen nicht schaden, welche dem Gebrauche der irdischen Waffen fremd, geduldig auf den Herrn warten, wann es ihm gefallen werde, sich über sie zu erbarmen. Hat doch der Erlöser selbst

[1]) L. c. S. 188. [2]) Bisth. Noric. S. 125. [3]) Mansi XVII. col. 264.

nach so vielen tausend Jahren das Menschengeschlecht von der Gewalt der Hölle befreit." An König Ludwig hatte er aber unter Anderem geschrieben: „Von der Zahl der Jahre möge niemand einen Anlaß zum Widerstreben nehmen (damit ist offenbar Erzbischof Adalwin gemeint); denn die Rechte der hl. römischen Kirche, welcher wir nach Gottes Willen dienen, empfängt sie auf dem Felsengrund (petra) der Festigkeit, auf dem unerschütterlichen Felsen; sie werden durch keine Länge der Zeit geschmälert, keine Theilungen der Reiche können ihnen Eintrag thun. Aber auch das ehrwürdige römische Recht läßt die Präscription erst nach 100 Jahren zu"[1]). Der Papst bezieht sich, wie Dudik bemerkt, auf Justiniani Novell. IX. »Centum tantummodo annorum lapsu temporalem exceptionem eis (ecclesiis) opponi sancimus.« Hält man diese Begründungen mit den oben beleuchteten, höchst wichtigen allgemein kirchlichen Motiven zusammen, welche den Papst Hadrian II. bewogen, ein gesondertes, pannonisches Erzbisthum zu errichten, und erwägt man, daß es den weitentfernten Salzburger Erzbischöfen, selbst in der Voraussetzung, daß sie alle von Adalwins Eifer beseelt gewesen wären, der allein in Pannonien über 30 Kirchen einweihte, auf die Länge nicht möglich gewesen wäre, den täglich sich mehrenden seelsorglichen Anforderungen an ihr ohnehin schon weitschichtiges Hirtenamt ersprießlich zu entsprechen, so wird man im Vorgehen des hl. Stuhles mit Method kaum mehr eine Härte gegen Salzburg finden.

Allem Anscheine nach begab sich Method nach seiner Entlassung aus der Haft wieder zum Fürsten Chozel, denn die Kriege zwischen Suatopluk und Rastiz (der 870 geblendet in ein deutsches Kloster gesteckt wurde), und zwischen Suatopluk und König Ludwig und Karlmann dauerten seit 869 bis ins Jahr 874 hinein. Im mißverstandenen Bewußtsein seiner Berechtigung, als vom Papste selbst aufgestellter pannonischer Erzbischof, mag er aber seiner Neuerung des Gebrauches der slavischen Liturgie eine noch größere Ausdehnung gegeben haben, als vor seiner Verhaftung. Zu seinem Unglücke soll aber im nämlichen Jahre schon sein Beschützer Chozel, und zwar ohne männliche Nachkommenschaft, nach Dudik's Berechnung[2]) im J. 874, gestorben sein. Dudik's Annahme des Jahres 874 als Chozel's Todesjahr, die auch Dümmler theilt, ist die allgemeinere, und doch sicherlich unrichtig. Denn 877 hielt Papst Johann VIII. eine größere Synode zu Ravenna, von welcher aus er an Chozel ein Schreiben über die Unauflösbarkeit der Ehe richtete (».... Cozili comiti de his, qui uxores suas dimiserint vel ad alias iis viventibus migraverint«[3]). Mithin lebte Chozel noch im J. 877. Damit fällt Dudik's Combination, daß sein durch Tod erledigtes Erblehen 874 an Arnulf, und durch den Sualafelder-Vertrag 876 an Karlmann gefallen sei, von selbst weg. Was den Sualafelder-Vertrag betrifft, so kann dessen hierauf bezügliche Stelle nur auf eine Anwartschaft gedeutet werden, denn der 876 noch lebende Chozel war alt und ohne männliche Nachkommenschaft. In das Jahr 874 drängten sich über-

[1]) Uebersetz. Wattenbach's Beitr. S. 15. 16. [2]) L. c. S. 231. [3]) Mansi XVII. col. 335. ff.

haupt mehrere Vorfälle zusammen, die für die Gestaltung der südostdeutschen Kirchenverhältnisse maßgebend wurden: so der Forchheimer-Friede nach Suatopluks Siegen, die Legation Bischof Pauls von Ancona, Method's Entlassung aus der Haft, das Hinscheiden Bischof Ermenrichs von Passau am 2. Jänner (Erzbischof Adalwin von Salzburg war schon 873 am 14. Mai gestorben). Gehalten von der kräftigen Hand des Papstes Johann VIII. wußte Method die frühern Ereignisse trefflich zu benützen. Damals — aber auch nur damals hatte seine Diöcese die ungeheuere Ausdehnung, wie sie Dudik[1]) und Ginzel[2]) angeben. Einiger Grenzberichtigung wären jedoch beide Angaben, besonders jene Ginzel's bedürftig. Im nämlichen Jahre erhielt Methods Diöcese einen neuen, bedeutenden Zuwachs an Serbien, und stellte sich somit so recht eigentlich als wieder zum Leben erweckte Altdiöcese Sirmium dar, nur Ufernoricum mangelte hiezu. Johann VIII. schrieb im nämlichen Jahre an Muntimir, den Fürsten der Serben: „Folge der Gewohnheit deiner Vorfahren, und suche, soweit es dir möglich ist, zur pannonischen Diöcese zurückzukehren; und weil jetzt, Gott sei Dank dafür, vom Stuhle Petri ein Bischof dorthin ordinirt ist, wende dich wieder an seine väterliche Fürsorge." Wattenbach[3]), dessen Uebersetzung ich hier gegeben habe, hält ihn für einen Fürsten von Croatien, weil es in der Aufschrift heißt: Duci Sclavoniae; allein gemäß der damaligen Stellung der Slavenstämme nennt ihn Dudik[4]), wie mir scheint richtiger, den Serbenfürsten. An Karlmann schrieb der Papst zur selben Zeit: „Da uns das pannonische Bisthum zurückgegeben und wieder hergestellt ist, so möge es unserm Bruder Methodius freistehen, nach dem alten Herkommen ungehindert den Pflichten eines Bischofes obzuliegen." So fest, so weitreichend hatte sich Methods Stellung neuerdings gestaltet; aber trotzdem, daß der Papst ihm seine Neuerung mit der slavischen Liturgie durch den Legaten und brieflich ernstlich untersagt hatte, scheint er, wie oben bemerkt, nur noch rücksichtsloser hierin vorgegangen zu sein: vielleicht noch bedeutendere Erfolge erzielt, aber in ebendemselben Maße auch seine Gegner noch mehr erbittert zu haben. „Es gab aber in Niederpannonien so viele Gegner der neuen Ordnung als deutsche Priester und lateinische Kirchen", wie Dudik treffend bemerkt[5]). Endlich kam der alte Groll zum Ausbruche, und es geschah, was das Excerptum de Karantanis[6]) lakonisch erzählt: »Tandem fugatus a Karantanis partibus intravit Maraviam ibique quiescit.« Woher die Aufregung der Karantaner (im weitern Sinne) gegen ihn kam, ist leicht zu errathen; und da Karlmann sie gebilligt zu haben scheint, konnte oder wollte der gealterte Chozel ihn nicht schützen, weil er mit Karlmann nicht brechen durfte. — Erzbischof Dietmar von Salzburg versäumte auch die Gelegenheit nicht, von Pannonien, in der Begrenzung von 829, sogleich Besitz zu ergreifen: noch im nämlichen Jahre 874 weihte er eine Kirche in Pettau[7]). Man wird

---

[1]) L. c. S. 279. [2]) L. c. S. 52. [3]) Beitr. S. 20. [4]) L. c. S. 222 [5]) L. c. S. 231
[6]) Bei Pertz, Mon. Germ. hist. l. c. p. 15. [7]) Ibid. Introduct. Wattenbach p. 2.

vielleicht die Phrase: „in der Begrenzung von 829" anstößig finden; kaum mit Grund. — Wattenbach hatte früher[1]) den Worten Johann's VIII. an Karlmann „da uns das pannonische Bisthum zurückgegeben u. s. w." den Schlußsatz angefügt: „Salzburg war gänzlich aus dem Felde geschlagen" und dort nur einen Rückfall des westlichen Theils der Diöcese für spätere Zeiten zugegeben. In der ebencitirten Einleitung zum Libellus de Conversione etc. nimmt er aber eine sofortige förmliche Zurückgabe (nicht Rückfall) Kärntens an Salzburg an, und motivirt seine neuere Ansicht mit der Kirchenweihung zu Pettau im J. 874. Er übersah aber hiebei, daß Pettau nie zu Kärnten, sondern immer zu Niederpannonien gehörte. Die Grafschaft Dudleipa entstand erst um 896, wo sie Brazlaw, dem Fürsten des Landes zwischen Drau und Sau verliehen wurde. Diese spätere Grafschaft umfaßte allerdings jenen Theil von Pannonien, in welchem Pettau lag, und erstreckte sich bis an den Plattensee, und wurde dann mit Kärnten vereinigt[2]). — Mit dieser Revindication Erzbischof Dietmar's war Rom, wie es scheint, nicht sogleich einverstanden. Ich erschließe dieß daraus, weil er, obwohl schon 874 zum Erzbischofe erwählt, das Pallium vom Papste Johann VIII. dennoch erst im November 877 und auch damals erst nur auf Fürbitte König Karlmann's erhielt („vestra petitione inclinati")[3]). Noch im Monat November 879 war die wegen der Revindication des pannonischen Bisthums-Antheils zwischen Erzbischof Dietmar und Papst Johann VIII. schwebende Differenz nicht beglichen, und darum drang der Papst darauf, daß Dietmar nicht länger zaudere, seine Wallfahrt ad limina apostolorum, die er dem Papste durch K. Karlmann hatte ankündigen lassen, endlich zu verrichten, „um, wie der Papst in dem an ihn erlassenen Briefe vom 19. Nov. 879 sich ausdrückt, mit Uns dasjenige, was der heiligen Kirche Gottes ersprießlich ist, ebenfalls in Ordnung zu bringen[4])." Dietmar unternahm seine Romfahrt im darauffolgenden Jahre, und bei dieser Gelegenheit wird auch die Vereinbarung bezüglich der pannonischen Diöcese stattgefunden haben, weil Dietmar 881 schon einen Tausch pannonischer Güter mit König Ludwig, Sohn Kaiser Ludwig's d. D., vornimmt[5]). Dieser Tausch betraf die sehr ansehnlichen Dominien Muotillstat (etwa Muttendorf im Grazerkreise) und Graz selbst. Daß aber Erzbischof Dietmar vom alten pannonischen Bisthums-Antheil nach der Begrenzung vom J. 829 Besitz ergriffen habe, beweisen im Allgemeinen schon die ebenerwähnte Vertauschung von Besitzungen im Nordwest und die Kircheneinweihung zu Pettau im Süden, im Besondern aber und ausführlich die Besitzbestätigung durch K. Arnulf vom 20. Nov. 890[6]). Wenn man sie mit jener K. Ludwig's des Deutschen vom 20. Nov. 861 zusammenhält, so wird man sich überzeugen, daß der von K. Ludwig in allgemeinern Umrissen

[1]) Beitr. S. 19. [2]) Ann. Fuld. ad ann. 896, und Dümmler, pannon. Leg. im Arch. für Kunde österr. Gesch.-Qu. Bd. XIII. S. 192. [3]) Juvav. Anb. p. 102. [4]) Ibid. p. 103. [5]) Ibid. p. 104. [6]) Juvav Anh. p. 112. ff.

angegebene Complex salzburgischer Besitzungen derselbe sei, wie der von Arnulf neuerdings bestätigte; daß bezüglich der einzelnen Iteme im Grunzwitigaue beiden die Begrenzung vom J. 829 zu Grunde liege; ferner daß jener Complex durch die Fürsten, die zwischen den Jahren 861 und 890 in Pannonien herrschten, vermehrt worden sei, und endlich daß durch Arnulf's Mildthätigkeit weitere Vermehrungen dazukamen.

Erzbischof Methods Auftreten in Mähren. Um dem Vorwurfe vorzubeugen, daß Methods Thätigkeit in Mähren nicht in die Christianisirungsgeschichte Südostdeutschlands gehöre, bemerke ich einfach, daß es ohne Berücksichtigung dieser Thätigkeit nicht möglich sei, Methods Stellung zum baioarischen Episcopate und zum apostolischen Stuhle in Rom klar zu stellen. — Als Methodius aus Carantanien (im weitesten Sinne) vertrieben wurde, stand ihm keine sichere Zufluchtsstätte offen, als das Reich des damals zu hoher Macht gelangten Herzogs Suatopluk. Der unumschränkte Beherrscher Mährens und der Slovakei war nach seinen wiederholten Siegen nur mehr nominell vom deutschen Kaiserreiche abhängig: die gänzliche Unabhängigkeit von demselben war das Ziel seiner Politik, das er während seiner 24 Jahre dauernden Regierung nie aus den Augen verlor. Um dieses Ziel zu erreichen, und wenn es erreicht war, zu behaupten, mußte er ein mächtiges Slavenreich herstellen; darum suchte er alle irgendwie slavischen Elemente miteinander zu verketten. Daß Religion und Gottesdienstübung eines der einflußreichsten derartigen Elemente sein würde, wenn es ihm gelang, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, konnte seinem scharfsichtigen Geiste nicht entgehen. Der flüchtige pannonische Erzbischof Methodius mit seiner slavischen Liturgie war ihm daher sicherlich ein höchst willkommener Gast. Aber auch der Erzbischof fand in Suatopluks Reiche ein unabsehbares Feld für seinen heiligen Eifer; in seinem Schutze war er, wie nirgends anderswo sicher vor den Verfolgungen seiner erbitterten deutsch-lateinischen Gegner. Es war somit dem Einen wie dem Andern vollständig geholfen. Es wird wohl seinem Einflusse oder wenigstens seiner Connivenz zuzuschreiben sein, daß das Jahr seiner Vertreibung aus dem südlichen Slavenlande auch für alle deutschen Priester zum Vertreibungsjahre aus Mähren wurde. Die pannonische Legende berichtet hierüber: „Zur selben Zeit geschah es, daß die Mährer, nachdem sie zur Einsicht gelangt waren, daß die unter ihnen lebenden deutschen Priester ihnen nicht günstig gesinnt seien, sondern emsig wühlen, selbe alle aus dem Lande jagten." So war das Terrain von fremden Elementen gesäubert, und Suatopluk überwies ihm noch im nämlichen Jahre 874 förmlich und feierlich alle Kirchen des Landes sammt allen zurückgebliebenen einheimischen Klerikern, wie ebenfalls die pannonische Legende erzählt. Man sieht hieraus, daß Suatopluk an Methodius seinen Mann gefunden zu haben glaubte, wie er ihn zur Förderung einer Pläne brauchte; aber auch daß der Erzbischof sich willig dazu hergab, und

selbst vor Härten nicht zurückschreckte, wozu die gewaltsame Ausweisung aller deutschen Priester, welche sich doch um die Christianisirung Mährens kaum unbedeutende Verdienste erworben hatten, gerechnet werden muß. Welch' herbe Früchte die Nationalisirung der Kirche ihrem Urheber Methodius bald nachher eintrug, werden wir im Verlaufe sehen. Daß aber das Wirken Methods für die Bekehrung der Mährer ein höchst segenreiches war, wird man nicht leugnen können, mag man sich in der Deutung des Berichtes der pannonischen Legende: „Von jener Zeit an (nach Vertreibung der deutschen Priester), begann die göttliche Lehre kräftig zu wachsen, die Geschorenen vermehrten sich in allen Gemeinden und die Heiden verließen ihre Thorheiten und fingen an, an den wahren Gott zu glauben" — mag man sich, sage ich, in der Deutung dieses Berichtes an Dudiks Ansicht [1]) halten, oder jene Ginzels [2]) als die wahrscheinlichere vorziehen. Dudik versteht nämlich unter den „Geschorenen (tonsi)" die Geistlichen, was in Anbetracht der seit der Urzeit üblichen Tonsur gewiß viel für sich hat; Ginzel geht aber auf diese Deutung nicht ein, findet vielmehr in den von der Legende erwähnten „Geschorenen" eine Hinweisung auf die bei den Mährern einheimische Sitte, die zum Christenthume Uebertretenden ganz kahl zu scheren, und da er hiefür einen fast gleichzeitigen Beleg aus der maßlosen Beschwerdeschrift der baioarischen Bischöfe an Papst Johann IX. vom J. 900 beibringt, so wird man seiner Deutung nicht viel anhaben können. Dieser Beleg lautet aber: „Sie (die mährischen Slaven) nahmen eine nicht kleine Menge von Ungarn zu sich, und schoren ihrer Sitte gemäß die Häupter dieser ihrer Pseudo-Christen gänzlich kahl" [3]), (»Ipsi Ungarorum non modicam multitudinem ad se sumpserunt et more eorum capita suorum pseudo-christianorum penitus detonderunt.«). Da hier von einem Gebrauche die Rede ist, der von dem Meritorischen jener, in Folge ihrer Maßlosigkeit nicht verlässigen Beschwerdeschrift ganz unabhängig ist, so wird Ginzels Deutung vorzuziehen sein. — Wie dem auch sein möge, Erzbischof Method hatte bei seinem Auftreten in Mähren schon eine so bedeutende Anzahl von Geistlichen zur Verfügung, daß er nicht nur die durch die Ausweisung der deutschen Priester entstandenen Lücken für den ersten Augenblick ausfüllen, sondern auch sein Missionswerk nach eigenem Systeme im ganzen Lande in Angriff nehmen konnte. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß, als er selbst aus den südslavischen Ländern vertrieben wurde, auch seine 870 von Rom mitgebrachten, neugeweihten Priester und Diakone — mithin lauter junge, rüstige Kräfte, — mit ihm auszuwandern gleichfalls genöthigt waren. Ueberdieß hatten die Passauer Bischöfe nicht nur eine erkleckliche Anzahl deutscher Missionäre nach Mähren entsendet, sondern auch einige Eingeborne bereits zum geistlichen Stande herangebildet, was im Verlaufe von etwa etlichen 20 Jahren ihrer Verwaltung wohl möglich war. Bedenkt man, daß bei dem Leichenbegängnisse Methods im J. 885 eine große Menge Geistlicher aller Grade

[1]) L. c. S. 232. [2]) L. c. S. 97. [3]) Juvav. Anh. p. 285.

zugegen war, und daß er nach der Behauptung seines Biographen [1]) deren 200 in seiner Diöceſe hinterließ, ſo wird man es leicht glaublich finden, daß er mit einer ſo großen Schaar gleichgeſinnter Mitarbeiter Erſtaunliches in Mähren bewirkt habe. Directe Aufſchlüſſe über ſeine Miſſionserfolge bringen uns aber die ihren Zwecken gemäß mehr oder weniger redſeligen Legenden nicht; nur von einigen Kircheneinweihungen wiſſen ſie, und auch von den Notizen hierüber iſt die eine oder andere erſt aus ſpäterer Zeit. Was Methods ſegenreiches Wirken am meiſten förderte, war gewiß der Umſtand, daß ſein Landesherr Suatopluk beinahe die ganzen 11 Jahre hindurch, die er in Mähren zubrachte, mit den fränkiſchen Oberherren im Frieden lebte. In der karolingiſchen Herrſcherfamilie walteten damals arge Zwiſtigkeiten. Die einzelnen Familienglieder waren dadurch ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie Suatopluk gewähren ließen, weil er lange Zeit hindurch das deutſche Gebiet nicht beunruhigte. Daraus darf man aber keineswegs ſchließen, daß Methods letzte 11 Lebensjahre ſo ganz ohne Störung abgelaufen ſeien: im Gegentheile ruhten ſeine erbittertſten Feinde, die deutſchen Biſchöfe nicht, ſo zwar, daß ſchon 879 eine der heftigſten Verfolgungen gegen ihn von dieſer Seite ausbrach; auch Suatopluk, der ihn ohnehin nur als verläſſiges Werkzeug ſeiner launenhaften Politik zu betrachten gewohnt war, bereitete ihm, wohl weil der tiefreligiöſe Kirchenfürſt ihm dann und wann unbequem wurde, arge Verlegenheiten, und der ihm von Rom beigegebene Suffragan, der Alemanne Wiching von Neutra, machte ihm ſeine letzten Lebensjahre ſo ſauer als möglich.

Erzbiſchof Methods Stellung zum hl. Stuhle in Rom. Wie es ſcheint, ſchon 878, erhoben Methods Gegner, die deutſchen Biſchöfe, oder richtiger, der eine oder andere derſelben neuerdings, und mit Recht die alte Beſchwerde wegen Gebrauches der ſlaviſchen Liturgie gegen den mähriſchen Erzbiſchof. Ich ſage: mit Recht; denn er war zu dieſer enormen Abweichung vom allgemeinen Ritus nicht befugt, und um ſo weniger befugt, weil ihm dieſelbe, wie wir bereits oben geſehen haben, vom apoſtoliſchen Stuhle ſelbſt wiederholt und ernſtlich unterſagt worden war. Daß aber ſeine Gegner, um ihre Abſicht deſto ſicherer zu erreichen, auch noch zu dem ſchlechten Mittel griffen, ihn in Bezug auf ſeine Rechtgläubigkeit bei dem Papſte zu verleumden, war, wie jede Verleumdung überhaupt, eine Niederträchtigkeit. Papſt Johann VIII. nahm die bei ihm über Method eingelaufenen Klagen von der ernſthafteſten Seite. Er ſchreibt am 14. Juni 879 an Method und wirft ihm vor: „Während du durch die Lehre deiner Predigt das Volk des Herrn, das dir als einem geiſtlichen Hirten anvertraut iſt, unterrichten und zum Heile führen ſollteſt, haben wir vernommen, daß du nicht das lehreſt, was die heilige Römiſche Kirche von dem Apoſtel-Fürſten

[1]) Bei Dudik, l. c. S. 265.

selbst überkommen hat und täglich lehrt, sondern das Volk in Irrthum verleitest.“ (Nun befiehlt er ihm, unverzüglich sich in Rom zur Rechtfertigung zu stellen und fährt dann fort): „Auch hören wir, daß du die Messen in barbarischer d. h. slavischer Sprache singest. Wir haben dir deßhalb schon durch Briefe, welche Bischof Paulus von Ancona überbracht hat, untersagt, das Hochamt in dieser Sprache zu feiern u. s. w.“ wie oben bereits angeführt worden ist; der ganze Brief mag bei Boczek S. 39 eingesehen werden. An Suatopluk schrieb der Papst am nämlichen Tage und ermahnte ihn, fest an der römischen Lehre zu halten; daß Methodius davon abweiche, wundere ihn, er habe ihn deßhalb aufgefordert, sich unverzüglich in Rom zu stellen. [1]) Dieser Berufung kam Methodius wahrscheinlich um so lieber nach, weil er überzeugt sein mußte, daß er nur durch kräftiges Einschreiten des apostolischen Stuhles vor den unablässigen Anfeindungen seiner Gegner gesichert werden könne. Begleitet von Suatopluk's Vasallen Semisis begab sich Method nach Rom. Wattenbach sagt sehr treffend von dieser Reise: [2]) „Höchst überraschend ist der Erfolg von Methods Reise. Falscher Lehre beschuldigt, wegen der slavischen Liturgie hart getadelt, zog er hin, um zur Rechenschaft gezogen zu werden, und er kam zurück triumphirend über seine Feinde, fester als je in seiner Stellung, und begünstigt durch eine Concession, wie sie noch keinem römischen Missionär zu Theil geworden war.“ Ueber die leitenden Grundsätze, die bei den Verhandlungen mit Method für den Papst Johann VIII. maßgebend gewesen sein mögen, bringt Wattenbach [3]) einige Vermuthungen, von denen nur das Wenigere annehmbar ist. Wenn er dem unbezweifelt hochverdienten Papste das sehr zweideutige Lob spendet, daß er „sich mehr durch eine gewandte und rastlos verfolgte Politik, als durch eifriges Festhalten dogmatischer Sätze auszeichnete,“ so ist er hierin, wie mit anderen Ansichten, die er dort einflicht, im Irrthume. Es tritt auch da wieder zu Tage, was leider so oft vorkommt, daß Autoren nicht katholischen Bekenntnisses, trotz ihrer anerkannten Gelehrsamkeit, sich nicht erwehren können, ihre protestantischen Anschauungen auf die katholische Kirche überzutragen. Darunter gehört auch Wattenbachs Behauptung, daß Papst Johann VIII. seiner gewandten Politik Dogmen zum Opfer gebracht habe. Der Papst kam bei den Verhandlungen mit Method gar nicht einmal in die Lage, zu einem solchen Opfer versucht zu werden. Denn es ist eben nur eine irrige Meinung Wattenbachs, die in seiner Schrift zu wiederholten Malen in ganz bestimmten Umrissen hervortritt, daß Method ein Anhänger der damals schon schismatischen Lehre der Griechen gewesen sei, daß der hl. Geist vom Vater allein ausgehe. Dadurch gelangt Wattenbach zur „griechischen Priesterschaft Methods“ zur „Gefahr . . . . der unbedingten Verwerfung der griechischen Lehre,“ und bald nachher zum unlogischen Schluße: „Also ohne Zusatz »Filioque«, der durch kein Concil bestätigt war, denn die Prämisse, aus welcher er diesen Schluß zieht.

[1]) Vgl. Wattenbach l. c. S. 21. [2]) l. c. S. 22. [3]) l. c. S. 22.

spricht nicht von der Erkenntnißquelle der ökumenischen Conciliarbeschlüsse allein, sondern von derselben cumulativ mit jenen der Lehre der römischen Kirche, der hl. Väter, der hl. Schrift und der Ueberlieferung. Das Epitheton »graecus«, welches Method so oft beigelegt wird, bezieht sich nicht auf sein Bekenntniß, sondern auf seine Abstammung; wo seine Feinde es auf dessen Bekenntnisse anwenden, ist es eine Verdrehung. Auch Ginzel [1]) sah sich schon veranlaßt, Methods Rechtgläubigkeit gegen diese falsche Zumuthung in Schutz zu nehmen und bemerkt später noch ausdrücklich, daß Methods Jünger „um den theuern Preis des aufgegebenen »Filioque« Aufnahme in der Bulgarei fanden[2]). Da die gegen Method in Rom eingeleitete Untersuchung seine Rechtgläubigkeit außer allen Zweifel stellte, so konnte es sich bei der Ertheilung der allerdings unerhörten Concession der slavischen Liturgie doch wohl selbstverständlich nicht darum handeln, ob der Papst seiner gewandten Politik Glaubenssätze zum Opfer bringen wollte oder nicht, sondern lediglich um eine freilich höchst wichtige Disciplinarsache. Dieß findet auch seine volle Bestätigung in dem Briefe des Papstes Johann VIII. an Suatopluk, [3]) den Method selbst von Rom zurückbrachte, und dessen einschlägige Stelle ich nach Wattenbachs eigener Uebersetzung hier anführe: [4]) „Wir haben euren ehrwürdigen Erzbischof Methodius gefragt vor den Bischöfen, Unsern Brüdern, ob er das Bekenntniß des orthodoxen Glaubens so halte, und bei der Feier der Messe so absinge, wie es die heilige römische Kirche hält, und in den hl. allgemeinen Concilien, von den hh. Vätern nach der evangelischen Lehre Christi unsers Gottes verkündigt und überliefert ist. Er hat aber erklärt, daß er nach der evangelischen und apostolischen Lehre, wie die heilige römische Kirche lehrt, und es von den Vätern überliefert ist, halte und singe. Wir also, da Wir ihn in allen kirchlichen Lehren und dem, was erforderlich ist (utilitatibus), rechtgläubig und förderlich (proficuum) befunden haben, senden ihn euch als Erzbischof zurück .... Von wahrem Glauben und rechter Lehre ist nichts, das verbindere, die Messe in derselben slavischen Sprache zu singen, oder das Evangelium und die Lectionen des alten und neuen Bundes in guter Uebersetzung zu lesen und die übrigen Tagzeiten zu singen, weil der, welcher die drei Hauptsprachen, die hebräische, die griechische und lateinische gemacht, selbst auch alle übrigen zu seiner Ehre und zu seinem Lobe geschaffen hat.“ Wenn nun Wattenbach bei Comentirung dieser Stelle wieder in seine confessionelle Auffassung zurückfällt, indem er sagt: „Was aber hier als wesentliche Kirchenlehre angenommen, was der Ansicht des Einzelnen anheimgestellt sei, erfahren wir nicht,“ so muß ich darauf aufmerksam machen, daß eine Auseinandersetzung der katholischen Lehre im Briefe an Suatopluk rein überflüssig gewesen wäre, denn damit, daß ihm der Papst schrieb, daß Methodius „nach der evangelischen und apostolischen Lehre, wie sie die heilige römische Kirche

[1]) L. c. S. 70 ff. [2]) L. c. S. 92. [3]) Bei Boczek p. 42. [4]) L. c. S. 23.

lehrt, und es von den Vätern überliefert ist" lehre, wußte der Katholik genau, woran er sei, indem die wesentliche Lehre damals in der römischen Kirche so genau präcisirt war, wie heut zu Tage. Die weitere irrige Behauptung Wattenbachs: „aus den spätern Begebenheiten scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß Methodius die römische Lehre, daß der hl. Geist vom Vater und Sohne ausgehe, niemals angenommen hat," beweist nur, daß Wattenbach — gegen seine sonstige Gewohnheit — den in mehr als einer Beziehung verdächtigen Legenden, sage Legenden, mehr Glauben beimißt als anerkannt authentischen Documenten, was die Briefe des Papstes Johann VIII. doch wohl zweifellos sind. Darin sagt dieser aber mit dürren Worten: „daß Method lehre wie die römische Kirche lehrt." — In demselben Briefe an Suatopluk sagt Papst Johann VIII. ferners: „Kraft unserer apostolischen Machtvollkommenheit bestätigen wir ihm die Würde des Erzbisthums, und erklären, daß es mit Gottes Hilfe immer bestehend bleiben soll." Damit war der für Mähren geschaffene kirchliche Zustand aufrecht erhalten, und ohne Aussicht auf eine Aenderung für alle Zukunft, soweit menschliche Voraussicht in selbe hineinreicht, gesichert.

Ueber die Stellung Methods zu seinem Landesfürsten Rastiz, Chocel und Suatopluk habe ich in Rücksicht auf das bereits Erläuterte nur noch Weniges nachzutragen. Daß Method, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, mehr oder weniger sich zum Werkzeug ihrer ränkevollen Politik gebrauchen lassen mußte, wird nicht abzuleugnen sein. Wenn er, wie man vorauszusetzen kaum umhin können wird, die planmäßige Treulosigkeit derselben auch nur halbwegs durchschaute, so fällt auf seine eigene Gesinnung unvermeidlich ein dunkler Schlagschatten zurück: seinen dießfälligen Antheil an dem verabscheuungswürdigen Undanke Chocels gegen die karolingische Dynastie und die Salzburger Kirche vermag ich nicht zu entschuldigen. Sein enges Anschließen an Suatopluk trug, wenn er hierin zu weit gegangen sein soll, mehr als die gebührende Strafe in der dornenvollen Lage in sich, die er sich diesem charakterlosen Fürsten gegenüber bereitete. Suatopluk benutzte Method und seinen gewaltigen Einfluß auf das Volk als starken Hebel gegen das Germanenthum; sowie ihm aber der tiefreligiöse Apostel seines Volkes irgendwie unbequem wurde, machte er Miene, sich selbst an das Germanenthum anzuschließen, und sobald er einen politischen Vortheil aus einem solchen, freilich nur scheinbaren Anschluße ersah, gab er nicht nur den ehrwürdigen Erzbischof preis, sondern vernichtete später sogar wie mit einem Schlage dessen so herrlich aufgeblühtes Kirchenwesen. Wenn Suatopluk ein Fürst von echt religiöser Gesinnung und reellem Charakter gewesen wäre, so hätte er Method damals, als 879 der heftigste Sturm seiner Gegner über ihn hereinbrach, kräftig in Schutz nehmen müssen; in jenem Augenblicke scheint dieß aber nicht in die zeitweiligen Pläne seiner Politik gepaßt zu haben. Wattenbach sagt: [1]) „Sua-

[1]) Beitrag S. 20.

topluk selbst verfiel in Zweifel, mögen es nun wirkliche Glaubenszweifel oder politische Bedenken gewesen sein; er sandte den Priester Johann (vermuthlich denselben Johannes von Venedig, der schon 874 sein Gesandter an König Ludwig gewesen war) nach Rom." Suatopluk Glaubenszweifel zuzumuthen, bin ich nicht geneigt: seiner wetterwendischen Politik traue ich dagegen jede, auch noch so unerwartete Schwenkung zu. Für den wahrscheinlichern Beweggrund dieses neuen Schachzuges halte ich, daß ihm der fromme und muthige Erzbischof damals wieder irgendwie besonders unbequem geworden sein möge. Die schismatische, mährische Legende (Vita S. Clementis) sagt einmal von den Gegnern Methods, welche sie, nebenher bemerkt, geradezu verketzert, sie hätten durch Nachgiebigkeit gegen alle Lüste des wilden und rohen Fürsten sich bei ihm eingeschmeichelt. — Das Meritorische dieser Behauptung bei Seite lassend, halte ich mich an deren Charakteristik Suatopluks. Indirect ist damit auch ausgesagt, daß Method den ungezähmten Leidenschaften Suatopluks nicht geschmeichelt habe, ihnen vielmehr mit apostolischem Freimuthe entgegengetreten sei. Einem Fürsten, dem sogar die Religion nur Mittel zur Erreichung seiner selbstsüchtigen, politischen Absichten war, konnte die Verdächtigung des unerbittlichen Sittenpredigers, den er ohnehin nur als Werkzeug ausnützte, keine ernstlichen Scrupel verursachen. Suatopluk scheint selbst vor einer noch größern Ruchlosigkeit nicht zurückgeschreckt zu sein, denn allem Anscheine nach kam es, ehe noch zwei Jahre seit Methods Heimkehr von Rom verflossen waren, sogar zu rohen, thätlichen Mißhandlungen des heiligen Mannes; ich kann wenigstens die Worte, welche Papst Johann VIII. in sein Trostschreiben an Erzbischof Method vom J. 881 einfließen ließ, nicht anders deuten. Der Papst gebraucht den Ausdruck: »Quidquid inhormiter (enormiter) adversum te est commissum.« Im Hinblicke auf alle diese beurkundeten Thatsachen kann ich dem an und für sich günstigen Zeugnisse, welches Palacky Suatopluk ausstellt [1]), nur in Einigem beipflichten, weil ich Verrath, Treubruch und Charakterlosigkeit nicht „List und Klugheit" heißen kann: erstere hat Suatopluk an seinem Oheim Rastiz und den deutschen Königen, letztere aber an dem großen Apostel seines Landes unbestreitbar und in vollem Maße geübt.

Rückblick auf die untergegangene Schöpfung des Erzbischofes Method. Nachdem Method 879 glänzend gerechtfertigt bezüglich seiner Rechtgläubigkeit, canonisch ermächtigt zum Gebrauche der altslavischen Sprache in der Liturgie, vom Papste seinem Landesherrn Suatopluck in einem eigenhändigen Schreiben wärmstens empfohlen von Rom nach Mähren zurückgekehrt war, hätte man erwarten sollen, daß sein mit unsäglichen Mühen und Opfern in Mähren eingepflanztes Kirchenwesen sofort die herrlichsten Blüthen entfaltet habe. Nicht nur, daß dieß nicht der Fall war, ging seine großartige Schöpfung von jener Zeit an sichtlich ihrer gänzlichen Auflösung entgegen. Suatopluk war in Folge einer

[1]) Gesch. Böhm. I. S. 145 ff.

jener diametralen Schwenkungen, wie sie in seiner ränkevollen Politik mehrmals vorkommen, mit König Arnulf und dem deutschen Episcopate förmlich in's Einverständniß getreten und hatte in Rom einen Günstling Arnulfs, den Alemannen Wiching zur bischöflichen Weihe empfohlen. Nichts Arges ahnend, hatte ihn Papst Johann VIII. für den bischöflichen Stuhl Neutra geweiht. Der Papst berichtet darüber in seinem Briefe vom Juni 880 an Suatopluk: Ipsum quoque presbyterum Vichinum, quem direxisti nobis, electum episcopum consecravimus.« Wiching war von den Gegnern Methods zum Werkzeug ausersehen, ihren Plan der Wiedervereinigung Mährens mit dem Passauer Stuhle durchzusetzen. Die ebengenannten Fürsten und Bischöfe schienen, von der Leidenschaft verblendet, ihrer Sache gewiß zu sein; sie meinten, Erzbischof Method müsse in Folge der von ihnen in Rom vorgebrachten Klagen fallen; unmittelbar nach seinem Sturze sollte Wiching einfacher Bischof von Mähren werden, und dieses Land durch ihn wieder unter passauische Obedienz zurückkehren. Aber wie wir gesehen haben, es kam anders; es kam das Gegentheil dessen, was sie beabsichtigt hatten. Method ging siegreich aus der über ihn verhängten Untersuchung hervor; mehr als je im Vertrauen des apostolischen Stuhles befestigt, kehrte er nach Mähren zurück; die Organisation der neuen mährischen Kirchenprovinz und ihre vollständige Trennung von der salzburgischen stand jetzt fest. Es war dieß auch das einzige Mittel zur endlichen Herstellung des Friedens. Bischof Wiching wurde nicht unter die Obedienz Salzburg's oder Passau's, sondern unter jene des Erzbischofes Method gestellt: Quem suo archiepiscopo in omnibus obedientem, sicut sancti canones docent, esse jussimus« sagt Papst Johann VIII. in seinem Briefe an Suatopluk. Unmittelbar an diese Worte anknüpfend, schreibt der Papst weiter an Suatopluk: [1]) „Wir wollen auch, daß du Uns zu gelegener Zeit mit Zustimmung und Auswahl des Erzbischofes noch einen andern Priester oder Diakon sendest, auf daß wir ihn ebenso für eine andere Kirche, für welche du bischöfliche Verwaltung für nöthig erachtest, zum Bischofe weihen. Mit diesen beiden von uns consecrirten Bischöfen mag dann euer Erzbischof, der apostolischen Vorschrift gemäß, für andere Orte, in denen Bischöfe mit Ehren bestehen können und sollen, ihre Weihe vornehmen.“ Damit war die Unabhängigkeit der mährischen Kirchenprovinz constituirt und für die bischöfliche Succession in derselben die geeignete Vorsorge getroffen. Leider unterwarfen sich die Bischöfe der Salzburger Kirchenprovinz dieser Anordnung des apostolischen Stuhles nicht, setzten vielmehr ihre Verfolgung des Erzbischofes Method mit noch größerer Erbitterung fort, und Wiching, der Suffragan Methods, blieb hiezu ihr gefügiges Werkzeug. Wiching verabscheute selbst die schlechtesten Mittel nicht, um Method entgegen zu wirken und seine kirchliche Organisation zu hintertreiben. Schon vor dem J. 881 unterschob er ein päpstliches Schreiben an Suatopluk, dessen Inhalt höchst nachtheilig

[1]) Bei Ginzel, Anh. B. S. 61.

für Method lautete, ja er vermaß sich sogar zur Behauptung, daß Method auf die Reliquien der Apostelfürsten geschworen habe, von der slavischen Liturgie abzustehen, und daß er selbst vom Papste beauftragt und eidlich verpflichtet sei, Method nach Kräften zu widerstehen. Der charakterlose Suatopluk wirkte im vollen Einverständnisse mit Wiching, hauptsächlich aber doch wohl nur, weil er von Wiching bezüglich der Stellung des hl. Stuhles zu Method schändlich hintergangen war. Wiching ist der verächtlichste Charakter seiner Zeit. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß Method vor seinem Hinscheiden nur höchst unzureichend für die Organisation und Aufrechthaltung seines mit so unsäglicher Mühe zu Stande gebrachten Kirchenwesens sorgte. Er mochte zu seinem großen Schmerz innigst überzeugt sein, daß sich unter dem Drucke der obwaltenden Umstände nicht mehr thun ließ, als er wirklich gethan. Seine Jurisdictionsgewalt ging den allgemein giltigen canonischen Normen gemäß mit dem Ableben des Bischofs ohnehin auf sein Presbyterium über, und so bezeichnete er denn ein bevorzugtes Mitglied des Presbyteriums, Namens Gorazd als seinen Nachfolger in der bischöflichen Würde. Nach der pannonischen Legende geschah dieß mit den Worten: »Hic est vestrae patriae vir ingenuus, atque in Latinis libris apprime eruditus et orthodoxus, hoc sit Deo gratum et vobis sicuti et mihi.« Er stellte es der göttlichen Vorsehung anheim, die einstige bischöfliche Weihe seines Nachfolgers zu ermöglichen: seinerseits war geschehen, was unter den gegebenen mißlichen Verhältnissen geschehen konnte, denn gerade Gorazd war die Persönlichkeit, die, wenn irgend eine, am meisten Aussicht hatte, dem Herrscher und Volke eine persona grata zu sein und einen Ausgleich mit den deutschen Gegnern herbeizuführen, oder eventuell ihren Machinationen einen kräftigen Widerstand zu leisten. Dem Erzbischofe Method war vielfältig zum Vorwurfe gemacht worden, daß er ein Grieche, ein Fremdling sei: Gorazd war nicht nur eingeborner Marchslave er war überdieß Freigeborener (ingenuus), also edler Abkunft. Seine Orthodoxie war anerkannt, seine wissenschaftliche Bildung auch in der theologisch-lateinischen Literatur eine vorzügliche. Aber all' diese herrlichen Eigenschaften fanden keine Gnade in den Augen der erbitterten Feinde Methods und seines Kirchenwesens: verblendet von der Leidenschaft der maßlosen Herrschsucht, hatte für sie der oberste Grundsatz der kirchlichen Verwaltung: Summa lex salus animarum — die Geltung verloren. Geraume Zeit vor seinem Hingange belegte der aufs tiefste gekränkte Erzbischof im klaren Bewußtsein seines Rechtes, ja seiner Pflicht hiezu, Herzog Suatopluk und Bischof Wiching mit dem Banne. Endlich starb er gebrochenen Herzens aber voll himmlischer Zuversicht am 6. April des J. 885. Tag und Jahr seines Hinscheidens sind mit genügender Zuverlässigkeit sicher gestellt. [1]) Er wurde in der »Ecclesia Synodalis« zur Erde bestattet; wo jedoch diese »Ecclesia Synodalis« zu suchen sei, ist keineswegs so sicher, wie man

[1]) Vgl. Ginzel, l. c. S. 82. ff. u. Dudik, l. c. S. 265.

noch in jüngster Zeit vorzugeben pflegt. In dem oft genannten Welehrad (Welegrad), Levo-Gradec ubi christianitas incepta est, scheint nach Dudiks scharfsinniger Bemerkung eine verdunkelte Erinnerung an die Glaubensanfänge in Mosaburch (Welegrad) d. h. Szalavár, am Einflusse der Szala in den Plattensee, zu liegen.

Sogleich nach Methods Ableben begab sich Wiching im Auftrage Suatopluks und wohl noch mehr im eigenen selbstsüchtigen Interesse nach Rom. Er erwirkte vom Papste Stephan V. die Lösung vom Kirchenbanne für sich wie für Suatopluk; die wohl sehnlichst erwünschte Metropolitanwürde Mährens vermochte er nicht zu erlangen, sicherlich aus dem Hauptgrunde, weil der Papst seine Nichtswürdigkeit durchschaute. Dafür brachte er aber einen unterschobenen Brief des Papstes an Suatopluk mit heim, der sich in der gehässigsten Weise über Method und sein Kirchenwesen, dagegen aber voll hohen Lobes über Wiching ausspricht. Wie Wattenbach [1]) diesen Brief, von dem er eine Abschrift im Stift hl. Kreuz kennen lernte, für echt halten konnte, vermag ich mir nicht zu erklären. Dieser Brief enthält auch jene Stelle, welche für die Jünger Methods schon im nächsten Jahre 886 so verhängnißvoll wurde: »Contumaces autem et inobedientes... quasi zizaniorum seminatores ab ecclesiae gremio abjici sancimus.... et a vestris finibus procul excludi precipimus.« Also Excommunication und Landesverweisung in weite Ferne (procul) zugleich. Wie viel grundlose Schlechtigkeit in einer einzigen Handlung! — Dieser Auftrag, der reines Eigenthum Wichings ist, wurde von Suatopluk mit grausamer Pünktlichkeit erfüllt; Gorazd, Clemens, Nahum, Angelar und Sabbs, die uns die bulgarische Legende namhaft macht, wurden mit wohl dem größten Theile der slavischen Geistlichen Methods, deren Namen wir nicht kennen, mit Gewalt über die untere Donau gebracht, und der katholische Bischof Wiching übte das ehrlose Schergenamt bei dieser empörenden Schubfuhr. Die Verbannten wendeten sich nach der Bulgarei, „wo sie, wie Ginzel eben so schön als wahr sagt, — wo sie auch — freilich um den theuern Preis der Dahingabe des orthodoxen von ihrem Vater und Lehrer Method ihnen eingepflanzten Glaubens an den Ausgang des heiligen Geistes vom Vater und Sohn — Aufnahme fanden.“ Durch die Ausweisung der Jünger Methods war der kirchliche Organismus desselben, dem er mit freudiger Hingebung Mühe und Schweiß geopfert hatte, in seinem Lebensmarke gelähmt. Als Suatopluk 894 gestorben war, entstand unter dessen Söhnen Moymir und Suatopluk dem Jüngern, welchen K. Arnulf unterstützte, ein unseliger Bruderkrieg, der für das mährische Christenthum und das Land selbst von den verderblichsten Folgen war. Allerdings stellte Papst Johann IX. auf Moymirs Bitten im J. 899 das mährische Kirchenwesen nochmals im Sinne Methods her, indem er drei Cardinallegaten dahin absendete, welche dort vier Bischöfe und damit eine unabhängige Mährische

[1]) Wattenbachs Beiträge, bes. S. 47.

Kirchenprovinz einsetzten. Aber die Bischöfe der Salzburger Kirchenprovinz veranlaßten einen Kriegszug gegen Mähren, der für Herzog Moymir so unglücklich endigte, daß er 901 Frieden schließen mußte, in welchen auch die abermalige, völlige Vernichtung des Kirchenwesens Methods stipulirt wurde. Daß die kirchliche Frage im Vordergrunde stand, wäre schon daraus zu entnehmen, daß der Feldzug ihrerwegen angestiftet worden war; der sprechendste Beleg dafür ist aber, wie Ginzel richtig bemerkt, daß an der Spitze der Gesandtschaft, die nach Mähren abging, um vom Fürsten und Volke die Bedingungen beschwören zu lassen, der Bischof Richar von Passau stand. Die Freude des Bischofes von Passau und seiner Gesinnungsgenossen über die von Blutströmen benetzte Errungenschaft der mährischen Kirchenprovinz war aber von kurzer Dauer. Eine verkehrte Politik hatte mit der Schwächung Mährens die starke Vormauer gegen die Magyaren untergraben: sie stürzte bei dem ersten Anpralle derselben ein und begrub Reich und Kirche unter ihrem Schutte.

Seit dem Friedensschlusse vom J. 901 ist die Schöpfung Methods dem Urtheile der Geschichte verfallen. Die Geschichte darf Vorzüge und Mängel entgegenhalten, ihre Liebe besteht in der Wahrheit, die parteilos das Gute anerkennt und das Mangelhafte tadelt, beides, um zu belehren. Die unbestreitbaren Vorzüge des von Method gegründeten Kirchenwesens sind im Verlaufe dieses Abschnittes in das verdiente Licht gestellt worden; für den letzten Rückblick auf seine untergegangene Schöpfung erübrigt daher nur — etwa der zu späte Tadel des in ihr Mangelhaften? — nein, die Forschung über die innern Ursachen ihres Unterganges. Nur ein von nationaler Parteileidenschaft umwölkter Blick kann Method und seiner Schöpfung die verdiente Anerkennung versagen, die sie in den Augen der slavischen Bevölkerung genießen. Die Persönlichkeit des Erzbischofes Methodius bedarf keines Panegyricus! Die Kirche hat ihn auf den Altar gestellt, keiner seiner Gegner steht ihm dort zur Seite; sein Andenken ist gesegnet, ist gesichert für alle Zukunft. Die Verehrung, die man Method zollt, verhindert jedoch nicht, die Elemente, welche in seiner Schöpfung zu Tage treten, sorgfältig zu sichten, und unparteiisches Urtheil über ihren höhern oder mindern Werth abzugeben. Dabei soll aber jenen Elementen der Schöpfung Methods eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden, welche den äußern Factoren der Katastrophe zum Vorwande dienten, oder von Natur aus schon Keime der Verwesung in sich trugen. Diese Elemente glaube ich in zwei Gruppen zusammenstellen zu dürfen, welche im Causalnexus zu einander stehen: das zu innige Anschmiegen an die nationale Politik, und die hiedurch bedingte rituell-disciplinäre Sonderstellung.

Es liegt mir ferne, den großen Slaven-Apostel als absichtlichen Förderer jener Unabhängigkeits-Bestrebungen darstellen zu wollen, welche das nie aus den Augen gelassene Endziel der Fürsten Rastiz und Suatopluk gewesen, denen auch der undankbare Chocel leider nicht fremd war. Nein, Methodius weihte sich mit

rückhaltsloser Hingebung dem Seelenheile; aber während er dieses mit auffallendem Erfolge förderte, diente er unbewußt, oder wenigstens nicht klar genug bewußt, der verwerflichen Politik seiner Fürsten, und diente ihr als kräftiges Werkzeug. Die geistige Bildung der Slavenstämme, ihre moralische Hebung, ihre christliche Unterthanentreue, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die im Familienglücke wurzelnde Vaterlandsliebe, waren die Früchte seines Schweißes, welche die Fürsten zu ihren selbstsüchtigen Zwecken ausbeuteten. Sie beugten sich vor der Hoheit seiner Tugend, weil sie ihn nicht entbehren konnten: hätten sie die vortrefflichen Eigenschaften, die er den Unterthanen einpflanzte, ohne ihn bewahren können, sie hätten den strengen Sittenprediger längst über die Grenze getrieben, wie Suatopluk seine Jünger. Weil sie in ihm den kräftigen Träger kirchlicher Unabhängigkeit von der royalistischen deutschen Hierarchie erkannten, ließen sie ihn unbehelligt gewähren, so lange er nicht ihren persönlichen Leidenschaften wehrend entgegen trat. Konnte er dieß, wie namentlich bei Suatopluk, seiner hohen Priesterpflicht gemäß nicht unterlassen, so näherte sich der verletzte Fürst der deutschen Gegenpartei, oder stellte sich sogar förmlich in ihre Reihen. Dadurch mußte sich der eifrige Erzbischof auf das tiefste gekränkt fühlen, denn von jener Partei her drohte bei jeder Gelegenheit seiner mit so unsäglicher Mühe zu Stande gebrachten Schöpfung gänzliche Vernichtung. Ich suche den Beweggrund zur ohne Zweifel zu weit gegangenen Nachgiebigkeit Methods bezüglich der slavischen Sprache, die er ohne kirchliche Ermächtigung, ja im canonischen Ungehorsame gegen das ausdrückliche, wiederholte Verbot des Papstes Johann VIII. zur liturgischen erhob, in dem nicht lobenswerthen Bestreben, seine Stellung zu befestigen — man könnte sagen, sich unentbehrlich zu machen, welche Absicht er freilich vollständig erreichte, aber eben dadurch auch um so abhängiger von Volk und Fürsten wurde. Als er sich diesen unbefugten Uebergriff erlaubte, war auch sicherlich eine andere Absicht, wenn nicht maßgebend, so doch fördernd: er schloß dadurch sein Kirchenwesen gleichsam hermetisch gegen die deutschen Einflüsse ab, sei es, daß der benachbarte deutsche Klerus nicht auf jener sittlichen Höhe stand, zu welcher er seinen eigenen herangebildet hatte, oder sei es, daß er in diesem Abschließen überhaupt nur eines der kräftigsten Mittel erblickte, um sein Kirchenwesen noch populärer zu gestalten, jedenfalls arbeitete er damit den selbstsüchtigen, politischen Zwecken seiner Slavenfürsten direkt in die Hände. Nebstdem legte er aber einen Keim in sein Kirchenwesen, dessen reifende Früchte für dasselbe verderblich werden mußten. Die kirchlichen und staatlichen Interessen wuchsen bis zur völligen Identificirung ineinander; ohne daß er es geradezu gewollt haben mag, drückte er seiner Kirche ein Gepräge auf, das die Kirchengeschichte als Brandmal bezeichnet: sein Kirchenwesen wurde förmliche Nationalkirche. Freilich war es das nicht in jenem wirklich schismatischen oder anrüchigen Sinne wie die russische Kirche und die faulen Zeitpilze der französischen des Abbé Chatel oder der sogenannt deutsch-katholischen Ronge's einerseits und anderseits die gallicanische von 1682 oder die von den bethörten Emser-Punktatoren an-

gestrebte, deren entwickeltes oder unentwickeltes Princip immer der Abfall vom apostolischen Stuhle war. Abgesehen von seinem Ungehorsam bezüglich der slavischen Liturgie, hing Method treu an der Autorität des Papstes, stand aber auch nur mittelst dieser Autorität mit dem gesammten deutschen Episcopate in Kirchengemeinschaft, denn daß ihn und seinen Anhang die deutsche Hierarchie der Häresie beschuldigte, ist aus dem früher Erörterten sicher, und daß seine minder erleuchteten Anhänger die deutsche Kirche förmlich verketzerten, ist in den ohne Ausnahme zu Gunsten Method's lautenden Legenden sattsam constatirt. Was dieß- oder jenseits sich als Frucht gegenseitiger Erbitterung in den einschlägigen Documenten abgelagert hat, muß bei einer unbefangenen Forschung selbstverständlich unberücksichtigt bleiben; aber so entschieden man das ganze Vorgehen der deutschen Hierarchie gegen Methodius als ein unkirchliches verurtheilen muß, ebenso wenig wird man Methodius selbst gänzlich davon freisprechen können, daß er nicht gegründeten Anlaß zur Anfeindung sich habe zu Schulden kommen lassen. Daß er zur Einführung der slavischen Liturgie bis zur förmlichen Bewilligung derselben durch Papst Johann VIII. im J. 880 nicht berechtigt war, war dem deutschen Episcopate wohlbekannt, und nicht minder, daß ihm 874 der Gebrauch derselben durch den Legaten-Bischof Paul von Ancona und durch ein eigenes Schreiben des Papstes ausdrücklich untersagt worden war. Da sie ihn trotzdem auf seiner kirchlichen Neuerung hartnäckig verharren sahen, mußte er bei ihnen in den Verdacht des Schisma's kommen, obwohl sie selbst bezüglich des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl sich Vieles vorzuwerfen hatten.

Durch den in seinem Missionssprengel zur Norm gewordenen und eben darum ausschließlichen Gebrauch der slavischen Liturgie (die vom Papste dem Fürsten Suatopluk reservirte Ausnahme gehört nicht hieher) trat Erzbischof Method in eine Sonderstellung zu den benachbarten Kirchen, die ihm die Gemüther der ihm ohnehin abgeneigten deutschen Bischöfe völlig entfremden mußte, und zudem scheint die slavische Liturgie, wenn auch der wichtigste, so doch nicht der einzige Grund der eingenommenen Sonderstellung gewesen zu sein. In dem von Wiching unterschobenen Briefe des Papstes Stephan V. an König (sic) Suatopluk flicht nämlich der Fälscher eine längere Belehrung über die Fasten-Uebung ein. Auch in der Voraussetzung, daß diese Belehrung gänzlich Fabricat Wichings sei, ist man zur Annahme berechtigt, das Meritorische derselben insofern als echt anzunehmen, als Wiching sich auf wirklich bestehende Zustände beziehen mußte, um nicht die Glaubwürdigkeit seines Falsificates von vorneherein zu untergraben. Darum kann man mit Recht daraus erschließen, daß die von Method eingeführten Fasten-Normen in Vielem von dem diesseits der Berge herkömmlichen Usus abgewichen seien. Daß es seine, des selbstständigen Erzbischofes, Sache war, die Fastendisciplin je nach den Bedürfnissen seiner Heerde nach Gutdünken zu normiren, wenn er hiebei die allgemein giltigen kirchlichen Vorschriften nicht überschritt, wird, denk ich, niemand bestreiten wollen; aber es geht auch daraus mit Sicher-

heit hervor, daß er keine nachbarliche Rücksicht beobachtete, vielmehr seine Sonderstellung bis an die äußerste Grenze behauptete. Diese Sonderstellung war aber nur eine beinahe unvermeidliche Folge seines exclusiven Nationalismus, oder vielleicht richtiger, der zu intimen Identificirung kirchlicher und staatlicher Interessen. Mir bleibt es unbegreiflich, wie der erleuchtete Slavenapostel nicht zur Einsicht gelangt sei, daß durch das von ihm selbst herbeigeführte Ineinanderwachsen des Kirchen- und Staatswesens ersteres allen dem letzteren von Natur aus anklebenden Wechselfällen preisgegeben werde, und ist mir um so unbegreiflicher, da die Katastrophe Rastislaws so zu sagen unter seinen Augen vollzogen wurde. Wie konnte es seinem Seherblicke verborgen bleiben, daß auch dem auf Verrath und Treulosigkeit gegründeten Reiche Suatopluks über kurz oder lang ein ähnliches Loos bevorstehe? Der gewaltige Slavenstaat Suatopluks stürzte auch wirklich, wenn auch nicht bei Lebzeiten dieses mit schwerer Schuld beladenen Fürsten, dennoch bald nach dessen Hingange. Allerdings kam der Stoß, dem dieses Staatswesen nicht widerstehen konnte, von Außen, aber nicht ohne innere Veranlassung, und das Kirchenwesen Methods war in den Sturz verwickelt, weil es sich zu fest an das Staatswesen angeklammert hatte. Daß es im Ungarnsturme sammt dem mährischen Reiche beinahe spurlos unterging, darf also nicht Wunder nehmen. Daß aber Suatopluk selbst, der Method den größern Theil seiner Erfolge verdankte, alle äußern Attribute der Schöpfung Methods schonungslos zertrümmerte und durch Vertreibung der gesammten Jüngerschaft des hochverdienten Slavenapostels ihr Lebensmark zerstörte, bleibt das abschreckende Beispiel der Nationalkirchen: sie sind Werkzeug und Spielball despotischer Launen.

III. Abtheilung.

Nochmals kirchliche Zustände.

Abhandlung

über

die Salzburg-passauischen Bisthumsgrenzen und deren Verrückung.

Wie Lauriacum bei seiner Gründung gegen das Ende des III. Jahrh. das Landesbisthum Gesammtnoricums, nach dessen Abtheilung aber in Ufer- und Binnen-Noricum das Bisthum des erstern gewesen, so war Salzburg anfänglich das baioarische Landesbisthum. Wie wir früher gesehen haben, war aber besonders im Laufe des VII. Jahrh. das Kathedralkloster St. Peter und mit ihm das Landesbisthum selbst, und in Folge davon die katholische Kirche Baioariens in kläglichen Verfall gerathen. Nach den fruchtlosen Bemühungen des Herzogs Theodo und des Papstes Gregor II. gelang es endlich dem hl. Bonifacius, die baioarische Kirche zu reorganisiren, und bei diesem Anlasse wurde 739 das alte salzburgische Landesbisthum in fünf kleinere zerlegt, nämlich Salzburg, Freising, Regensburg, Passau und Staffelsee-Neuburg. Letzteres wurde schon 799 mit dem mainzischen Bisthum Augsburg vereinigt, und wird darum, als nicht mehr zur baioarischen Kirchenprovinz gehörig, in den Documenten, die sich ausschließlich auf diese Provinz beziehen, nicht mehr berücksichtigt. Die Grenzverhältnisse der Bisthümer Freising und Regensburg unter sich, zu Passau und Salzburg, sind soweit es nöthig war, bei gegebenen Anlässen wenigstens im Allgemeinen dargethan worden: jene zwischen Salzburg und Passau müssen nun aber etwas ausführlicher beleuchtet werden, weil sie viel streitiger und folgenreicher sind.

Die Grenzmarken, welche der hl. Bonifacius zwischen den vier eigentlichen baioarischen Bisthümern feststellte, würden uns genauer bekannt sein, wenn nicht jener unschätzbare Libellus zu Grunde gegangen wäre, dessen Verlust ich schon wiederholt beklagt habe. Er enthielt eine wenigstens genügend genaue Umschreibung

der vier baioarischen Bisthümer und hatte den Titel: »De sancto Bonifacio libellus, quomodo Bawariam diviserit in quatuor episcopatus.« Da der Libellus Neuburg-Staffelsee schon nicht mehr berücksichtigt, so mag dessen Verfasser frühestens im XI. Jahrh. gelebt haben. Eine Hand des XIII. Jahrh. benützte das letzte leere Blatt des Cod. IX. 3. des Stiftes St. Peter in Salzburg: »Abb. Ruperti Tuitiensis de victoria Dei«, um die im Stifte St. Peter befindlichen Bücher darauf zu verzeichnen, unter denen auch obiger »Libellus de S. Bonifacio« vorkommt.

Um nun trotz dieses nie verschmerzbaren Verlustes die Demarcation der Bisthümer Salzburg und Passau, wie sie der hl. Bonifacius 739 festgestellt hatte, soweit dieß eben noch möglich ist, zu eruiren, glaube ich in den Schenkungen zu dem einen oder dem andern der beiden Hochstifte, welche uns aus der Zeit vom J. 739 bis 796 bekannt sind, den verläßigsten Nothbehelf zu erblicken. Ich hebe diese Periode von 57 Jahren absichtlich hervor, weil nach dem letztern Jahre in Folge der glorreichen Siege über die Awaren sich gegen Osten für beide Bisthümer ungeheuere Legationsgebiete eröffneten, wie sich für Salzburg schon vor der Halbscheide des VIII. Jahrh. einer gegen Süden aufgeschlossen hatte, welche Legationsgebiete allerdings die althergebrachten Grenzen zwischen beiden Bisthümern von der Enns und Gusen gegen Westen nicht alterirten, andrerseits aber neue Grenzbestimmungen gegen Osten nöthig machten, und den nächsten Anlaß dazu gaben, daß frühmittelalterliche Chronisten und spätere Parteiumtriebe die geschichtliche Entwickelung der Grenzfrage in die greulichste Verwirrung bringen konnten. Eine weitgreifende Verrückung der ursprünglichen Demarcation zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau trat nämlich erst im Frühjahre 955 ein. Man übertrug aber die dadurch neugeschaffenen Verhältnisse in ältere, ja in älteste Zeiten, und parteiische Chronisten und zelotische Curialisten überboten sich gegenseitig in anachronistischen Bestrebungen pro domo sua: daher die heillose Verwirrung. Wäre selbige Verwirrung auf die Chronikschreiber und Hofpublicisten in älterer Zeit beschränkt geblieben, so könnte man die nutzlose Vergeudung mitunter edler und tüchtiger Kräfte auf die Verwirklichung haltloser Phantome einfach bedauern: so hat sich aber gar mancher jener alten Irrthümer bis in unsere Tage herab vererbt, und selbst Männer, deren gesunde Kritik niemand in Abrede stellt, sind nichts weniger als gänzlich frei davon. Wenn ich nun an eine Berichtigung solcher Irrungen und Irrthümer gehe, so kann das Mißliche dieses Unternehmens niemand lebhafter empfinden, als ich selbst. Jeder Polemik überhaupt abhold, kann ich nämlich trotzdem dabei nicht unterlassen, mich in directen Widerspruch mit Gelehrten zu stellen, die ich persönlich verehre, und vor deren ohne Vergleich gründlicherem oder umfassenderem Wissen ich mich beuge: aber die Wahrheit, soweit ich sie zu erfassen vermag, steht mir höher, als diese zum Theil wirklich zarten Rücksichten.

Um für meine dermalige Untersuchung eine feste Grundlage zu gewinnen

muß ich vor Allem darum ersuchen, die zu beleuchtenden Zeitperioden, die ich vorhin angedeutet habe, gehörig auseinander zu halten, in jede nur das einzureihen, was geschichtlich in sie gehört, die spätern immer als eine weitere Entwickelung der vorhergehenden anzusehen, und endlich das kirchengeschichtliche Moment des Zeitalters, in welchem Kirchliches und Politisches Hand in Hand miteinander gingen, nicht als etwas Apartes herauszugreifen, sondern immer nur als specielle Offenbarung des Gesammtlebens zu betrachten. Was nun die Ausscheidung der Zeitperioden betrifft, so ist unleugbar, daß die allgemeinen Zustände von 739 bis 791 oder 796 andere waren, als jene zwischen der Unterjochung der Awaren und dem Beginne der Magyaren-Einfälle, sowie daß die mehrmal wiederholten Magyareneinfälle einen allgemeinen Umschwung in den kirchlichen und politischen Verhältnissen unseres Vaterlandes herbeiführten, und daß es darum schon eine a priori falsche Voraussetzung wäre, wenn man die dadurch neugeschaffenen Zustände für identisch mit den abgekommenen halten wollte. An den eben ausgesprochenen Grundsätzen festhaltend, werde ich daher die Gestaltung der Grenzverhältnisse zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau nach drei Perioden darzustellen suchen: Aelteste Zeit von 739 bis 796; — Nachawarische von 796—955; — Nachmagyarische von 955 an. Zum Schlusse will ich dann noch einen allgemeinen Ueberblick über die Aenderungen der fraglichen Grenzverhältnisse bis in unsere Zeiten beifügen.

A. **Aelteste Zeit von 739—796.** Wie oben bereits angedeutet worden, existirt behufs Ermittlung der ältesten Grenzmarken von Salzburg und Passau nur noch der Nothbehelf der zur einen oder andern Hochkirche gemachten Schenkungen, soweit selbe urkundlich auf uns gelangt sind. Vorerst bedarf es kaum einer ausdrücklichen Erwähnung, daß einzelne dieß- oder jenseits der gegenseitigen Demarcation selbst keinen Ausschlag geben können, daß man sich bei der Feststellung derselben vielmehr lediglich nur an größere Conglomerate derartiger Items zu halten habe. Ferner liegt auf der Hand, daß sich aus solchen auffallenderen Conglomeraten keine mit scharfen Contouren gezeichneten Demarcationslinien reconstruiren lassen; zu einer annähernd richtigen Bestimmung kommt uns aber die Wahrnehmung zu Hilfe, daß man im Alterthum die Grenzlinie mit Vorliebe an größern Flüßen und höhern Gebirgszügen, im flacheren Binnenlande aber an Wasserscheiden (Wagrainen) zog. Einen ähnlichen Dienst leistet uns bei gegenwärtiger Untersuchung die 788 eingeführte karolingische (politische) Gaueintheilung, weil sie vielfältig schon bestehende kirchliche Grenzen als Grundlage annahm. Hiebei jedoch die kirchlichen Marken als allein maßgebend vorauszusetzen, wie N. v. Lang gethan, ist schon aus dem Grunde unzulässig, weil kirchliche und politische Interessen, von denen bei der Gaueintheilung die letztern im Vordergrunde standen, in vielen Fällen weit auseinander gingen.

Die salzburgisch-passauischen Diöcesangrenzen lassen sich nun vorerst in westliche und östliche zerlegen, zwischen denen der Innstrom die Scheidungslinie bildet. Daß bei den westlichen die später auch als Demarcation des Isen- und Rott-Gaues beibehaltene Wasserscheide zwischen Rott und Inn vom Ursprunge des Gernbaches bis Köstlarn Diöcesangrenze war, bestätigen auch die urkundlichen Schenkungen; jedoch scheint gegenüber der Salzachmündung

schon ziemlich frühzeitig, am wahrscheinlichsten während der nächsten Periode, die Aenderung eingetreten zu sein, daß jenes Territorium, das nach dem Verfalle der Gauverfassung die Grafschaft Julbach ausmachte, zur Diöcese Passau geschlagen wurde. Für den frühern Bestand zeugen die beträchtlichen Schenkungen Herzog Otilo's um Stamham zur Maximilianszelle[1]) und die weitere Schenkung der Zelle Ering und benachbarter Liegenschaften an das auf bischöflich passauischem Diöcesangebiete liegende, aber salzburgische Kloster Nieder-Altach[2]).

Die östlichern Diöcesangrenzen vom rechten Innufer weg und an ihm und an der Salzach aufwärts, könnte man bezüglich der an den Inn und an die Salzach selbst stoßenden mit dem Ausspruch abthun, daß der Mattiggau zu Passau kam, der Salzachgau hingegen bei Salzburg verblieb, wenn die Chorographen Bessel, v. Pallhausen, v. Lang und Sprunner, bezüglich der betreffenden Gaugrenzen verläßig wären; sie sind es aber nicht, weil sie den Salzachgau an der untern Salzach auf eine Strecke ihres linken Ufers beschränken, dagegen den Mattiggau bis an ihr rechtes ausdehnen. Beides ist unrichtig; denn der Salzachgau erstreckte sich auch auf dem rechten Ufer der Salzach bis an ihre Einmündung in den Inn. Die Pfarreien Ostermieting, Franking, Haigermoos, Tarsdorf, Radigund, Ach, St. Pantaleon und Perwang wurden erst durch Decret der Consistorial-Congregation vom 26. März 1787 an die größtentheils aus der alten Passauer-Diöcese constituirte Diöcese Linz abgetreten. Bis dorthin hatten sie zum Salzburger Bisthum, wie in ältester Zeit deren Bezirke zum Salzburggaue gehört, dessen Abgrenzung vom Mattiggaue vom Ausflusse der Mattig aus dem Grabensee sich östlich von Perwang und Michaelbeuern, dann über das Ibner-Moos an den Ostsaum des Weilharts und zuletzt durch dessen nördlichen Ausläufer an die Salzachmündung hinabzog. Um Ostermieting (Ostarmuntingun) wurden vom Herzog Otilo mehrere Besitzungen, die sogar in den Mattiggau hinüberreichten, zur Maximilianszelle geschenkt[3]), wogegen, abgesehen von den zahlreichen Schenkungen von Astätt das lange Mattigthal hinunter, eine nicht kleinere Anzahl Liegenschaften am Enknachbache unmittelbar nach der Errichtung des Passauer Stuhles dahin gegeben wurde[4]). Enknach[5]), d. h. Neukirchen am Enknachbache wurde schon frühzeitig bischöflich-passauische Domäne, und Bischof Wulfilo (Viuolo) selbst weihte noch als Regionarbischof im Jahre vor seiner Inthronisirung auf den erst vom hl. Bonifacius 739 errichteten Passauer Stuhl die Marienkirche zu Neukirchen. Das Unicum dieser Kircheneinweihungs-Urkunde aus jener frühen Zeit kam mittelst des ältesten Passauer Traditionscodex auf uns, wird jedoch allgemein, sogar noch von den sonst so scharfen Kritikern Rudhart und Glück irrigerweise auf die Einweihung der Stiftskirche Niedernburg zu Passau bezogen, was unrichtig ist. Sich zu dieser Ansicht verleiten zu lassen, war durch die Worte der Einweihungs- und Dotations-Urkunde[6]) nahegelegt: »... Cotafrid et uxor sua Kepahilt fecerunt cum servis suis domum hanc et tribuerunt pro remedium animarum eorum tantum quantum potuerunt de pecunia de terris de servis de ancillis... et offerebant filiam suam velatam sub nigro velamine quod illa deo serviret et sanctae mariae cotalind.« Letzte Worte glaubte man nur von einem Eintritte der Tochter Cotalind in ein förm-

[1]) Juvav. Anh. p. 37. [2]) Mon. Boic. XI. p. 15. 17. [3]) Juvav. Anh. p. 37. [4]) Vgl. Cod. Trad. Patav. antiqu. Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 45. ff. [5]) Im J. 868 wurde dort in Gegenwart Bischof Ermenrich's die Schenkungsurkunde im Betreff Auerbach's ausgestellt. (Actum in villa quod dicitur ad henchinaha.... coram ermenrico episcopo.) L. c. p. 69. [6]) Ibid. p. 33. f. (Die Jahrzahl 758 ist Druckfehler statt 738.)

liches Benedictinerinen-Kloster verstehen zu können, weil man übersah, daß in jener Zeit noch gar manche Gott geweihte Jungfrauen außer allem klösterlichen Verband nach der Regel des hl. Benedict lebten. Dieß war auch mit Cotalind der Fall; denn etwa im letzten Drittel des VIII. Jahrh. machen Cotafrid's und Kepahilt's Kinder Popili und Cotalind zu Ankinaha neuerdings Schenkungen zur fraglichen Marienkirche[1]), und etwas später Popili allein eine Schenkung seines Gesammteigens zu Enchinaha, aber nicht an die Marienkirche, sondern nach St. Stephan »in castro pazaugense«, in welcher Schenkung die Marienkirche zu Enchinaha (hier offenbar Neukirchen) mitinbegriffen ist; die Urkunde besagt nämlich[2]): »Ego populi dono ad ecclesiam qui est constructa in honore protomartyris Stephani in castro pazaugense ... donatumque in perpetuum uolo quod mihi pater meus moriens dereliquit locellum qui adjacet secus fluenta qui uocatur enchinaha cum ecclesia qui est constructa in honore semper uirginis mariae seu domibus, aedificiis, accolabus ...« Daß diese Marienkirche in Enknach selbst stand, ist, mein' ich, zweifellos, und somit wird auch die Identität mit der von Popili's Eltern Cotafrid und Kepahilt erbauten, und vom Regionarbischof Wulfilo eingeweihten Marienkirche hergestellt sein. Wäre hingegen die allgemein verbreitete Ansicht richtig, daß in der Einweihungsurkunde von der Stiftskirche der Nonnen zu Niedernburg die Rede sei, so bliebe es immerhin noch unbegreiflich, daß der älteste Traditionscodex von Passau jene Urkunde in die Traditionen des Mattiggau's einreihe, in welchem Enknach liegt, indem dessen Compilator ebensogut wie wir wissen mußte, daß Niedernburg mit Passau im Rottgaue lag. — Um nun wieder zum eigentlichen Gegenstande unserer Untersuchung zurückzukehren, bedarf es kaum mehr eines weitläufigern Nachweises, daß von 739 an der Mattiggau zum Bisthum Passau gehörte, wie der Salzburggau auch am rechten Ufer der Salzach bis zu ihrer Einmündung in den Inn zur Diöcese Salzburg. In Berücksichtigung einer Salzburger-Besitzung im Mattiggau, nämlich Jetzing (Ittinga) bei Gundershausen, die schon in den Breves Notitiae aufscheint, könnte man allerdings auf den Gedanken kommen, daß die gemeinsame Grenze des Salzburg- und Mattiggaues östlicher gelaufen sei, als ich angegeben habe; dieser Ort ist aber als im Mattiggaue liegend bezeichnet, und daß er bei seinem ersten Aufscheinen zu Salzburg gehört, kommt einfach daher, daß er schon vor 739 nach Salzburg geschenkt worden war: Jetzing ist in der That eine Schenkung Herzog Hugiberts[3]).

Größeren Schwierigkeiten als bisher unterliegt die Feststellung der gemeinsamen Diöcesangrenze vom Ausflusse der Mattig aus dem Grabensee in ihrer weitern östlichen Richtung. Da die erst im Ablaufe unserer Periode eingeführte carolingische Gaueintheilung selbstverständlich keinen ganz verlässigen Anhalt gewähren kann, wird man doch von der Voraussetzung ausgehen dürfen, daß die auf den ältern Taufsprengeln aufgebauten spätern Pfarrgrenzen auf ursprüngliche kirchliche Grenzverhältnisse hinweisen, und dieß selbst dann noch, wenn Pfarr- und Gaugrenzen miteinander nicht coincident sind. Auf einen solchen Fall stoßen wir sogleich am Beginne des Verfolges der gegen Osten laufenden Diöcesangrenze; denn die auf dem nördlichen Höhenzuge der altsalzburgischen Pfarrei Kessendorf (Dorf des Kezzo, nicht der Kastanien) liegende Filiale Dötleinsdorf (Tetilinesdorf) gehörte laut einer Tausch-Verhandlung von ca. 933[4]) noch zum Mattiggaue. Mich an die nördlichen Pfarrgrenzen von Kessendorf und Straßwalchen haltend,

[1]) Ibid. p. 55. [2]) Ib. p. 68. [3]) Juvav. Anh. p. 22. 35. [4]) Ibid. p. 172. cap. 90.

befinde ich mich sicherlich auch auf der Grenze der beiden Bisthümer, auch ohne die Stelle der Brev. Notitiae[1]): »In villa quae dicitur in Pindorf mansus VIIII. cum coloniis suis tributales et sylvam bonam super fluvium qui dicitur fisehaha« — für meine Ansicht verwerthen zu müssen. R. v. Koch-Sternfeld deutet nämlich in seiner Matrikel »in Pindorf«, anscheinend ganz plausibel, mit Pöndorf bei Frankenmarkt, und aus einem Schenkungscomplexe von 9 Romanisker-Höfen (tributales) könnte man mit Recht folgern, daß auch die dortige sehr alte St. Maximilianskirche noch zum Salzburger Bisthum gehört habe, an welches die heutige Pfarrei noch anstößt. »In Pindorf« ist jedoch einer der vielen Lesefehler des v. Kleimayrn'schen Abdruckes der Breves Notitiae, denn der zu diesem Behufe benützte Cod. H. des Stiftes St. Peter und das vor kurzem vom Assistenten der k. b. Hof- und Staatsbibliothek, Friedrich Keinz dort entdeckte zweite handschriftliche Exemplar der Brev. Notitiae[2]) haben deutlich: »villa quae dicitur iupindorf«, was eben nichts anderes ist, als die ecclesia iubindorf des Congestums, d. h. Eugendorf südlich von Seekirchen, wozu auch der zugleich geschenkte Wald an der nahen Fischach trefflich paßt.

Vom Dörfchen Uezweihe nördlich von Straßwalchen am Krennwald steigt in nordöstl. Richtung ein Höhenzug an, der schon am Kalteis die ansehnliche Niveaucôte von 2453' erreicht, und sich dann am Ursprunge der Waldzeller-Ache an den rein östlich streichenden Hochkamm des Hausrucks anschließt, wo sich dieser selbstständig aus dem Kobernauserwalde erhebt. Jener Höhenzug bildete schon beinahe von Uezweihe an die alte Gaugrenze zwischen Mattig- und Attergau, welche Eigenschaft auch der Hausruckkamm bis gegen Wolfsegg beibehielt. Der Attergau war aber in unserer Periode schon aus alter Zeit salzburgisches Diöcesangebiet, worüber die seit dem hl. Rupert bis in die Regierungszeit des hl. Virgil und Arno's in den Breves Notitiae registrirten Schenkungen keinen Zweifel gestatten. Der Uebersichtlichkeit halber stelle ich sie hier in der nach dem Cod. H. des Stiftes St. Peter und dem Münchner Cod. lat. richtig gestellten Lesart zusammen: »In pago dicto atargav dedit (Theodo dux) romanos tributales super fechilaha manentes V, casam et curtem cum territorio suo aliisque rebus ibidem pertinentibus«[3]). — »Tradidit (Theodebertus dux).... piscationis tertiam partem Mannsee et similiter in parnse tertiam partem piscationis«[4]). — »Nam et in atergov dedit (Theodeb. D.) tributales IV. cum coloniis suis«[5]). — »Dedit (Otilo dux) Lacus duos Aparnse.... et piscationem«[6]). — »Ad Ponninwanch (Powang im Attergau) dedit (Otilo dux ad S. Maximilianum) duos fratres hiis nominibus Ditnant et Wolfker cum omni possessione eorum«[7]), — und vorher nach: »Ad Ostarmunting« — »In atergov (servum) unum«[8]). — »Adalhol et Pato fratres viri nobiles tradiderunt pro fratre eorum Rudberto mansus II. in atergov cum omni possesione eorum. Anno quidam dedit ibi res suas. Iterum Pato et uxor eius Rosmut tradiderunt totum quod habuerunt in atergov, casam et curtim et territorio et mansus V cum omni appendicio..... Jacob et Alexandra mater eius potestativi homines tradiderunt omnia quae habuerunt propria in atergov et Jacob tradidit semetipsum. Gerwalch vir nobilis tradidit quidquid habuit de territorio in atergov. Dietrich et Puldrut tradiderunt casam et curtem et vineam unam cum pomerio et alio parvo territorio super lacum aterse[9]). Diesen 15 Schenkungen im Attergau an Salzburg kann man aus jener Zeit

[1]) Ibid. p. 34. [2]) Cod. lat. Mon. Nr. 1276 vom Jahre 1442. [3]) Vgl. Juvav. Anh. p. 32.
[4]) Ibid. p. 33. [5]) Ib. p. 34. (Lesefehler Matergou statt in atergov). [6]) Ib. p. 35. [7]) Ib. p. 37
[8]) Fehlt im Abdrucke der Juvavia. [9]) Ib. p. 42.

nicht eine einzige an Passau entgegenstellen! und der Attergau sollte im VIII. Jahrh. unter dem Bisthum Passau gestanden sein? — Demnach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Linie, welche den Mattiggau vom Attergaue schied, zugleich die gemeinsame Grenze der Diöcesen Salzburg und Passau war. Verfolgen wir nun diese Grenze in ihrer noch östlicheren Richtung.

Bei Wolfsegg stießen der Mattig- und der Attergau an den Traungau, oder wenn man will, beziehentlich an den Uffgau. Letztern halte ich für einen mittlern Untergau des großen Traungaues, wie den Traunseegau für einen südlichern desselben. Die Grenzlinie des Traungaues gegen den Mattiggau bildete jener mächtige Arm des Hausrucks, der an den Quellen der Drattnach vom Hauptstocke in rein nördlicher Richtung abzweigt und gegen Geiersberg hinzieht. Er ist heute noch Grenzsegment des Inn- und Hausruck-Viertels. Den Attergau schied vom Traungaue der Petenfirst, d. h. jener Bergrücken, der am soeben angegebenen Knotenpunkte des Hausrucks sich gegen Süden absenkt und heute noch als Seeberg (Uebersetzung des sprachlichen Zwitters Bidin-first) bei Niederstraß, Puchheim gegenüber, die Thalsohle der Ager oder das Trockenbecken des alten Suanseo erreicht. Am rechten Agerufer lief die Traun-Attergau-Grenze am Aurachflüßchen aufwärts und westlich von Pinsdorf in die Vorberge. Diese Grenzscheiden, deren ich ziemlich sicher bin, eingehender zu begründen, halte ich für überflüssig, weil uns von da weg die Gaugrenzen (etwa mit Ausnahme der Nordgrenze des Uffgaues) keine Directive bei Aufsuchung der Diöcesangrenze mehr gewähren, wohl einfach aus dem Grunde, weil es der carolingischen Abmarkungs-Commission nicht beliebt hat, sich bei der Gaueintheilung auch hier an die viel ältern kirchlichen Grenzen zu halten. Der dadurch unserer Forschung entfallende Behelf ist jedoch leicht zu verschmerzen, weil unmittelbar östlich von diesem Punkte an größere Gruppen von Schenkungen, nördlich an die Passauer- und südlich an die Salzburgerkirche, mit einer Ausschließlichkeit beurkundet sind, daß über die zwischen jenen Gruppen laufende Grenze der Bisthümer kein Zweifel übrig bleiben kann. Indem ich, wie dieß in der Natur der Sache liegt, vorzugsweise die an der Grenze liegenden Schenkungsobjecte, mithin für Passau die südlichsten, wie für Salzburg die nördlichsten, berücksichtige, constatire ich auf dem Passauer-Diöcesangebiete, von Westen nach Osten vorgehend, vor Allem das Drattnachthal. Dieses Flüßchen entspringt aber, wie eben bemerkt worden, an dem Knotenpunkte, von welchem aus die Grenzen des Mattig-, Atter- und Traungaues auseinander gehen. In diesem Betreff enthält der älteste Traditions-Codex von Passau, noch dazu mit Angabe des 38. Regierungsjahres Herzog Tassilo's[1]): »Ego lantperht trado atque confirmo ea quae habui in loco nuncupante Dratinaha, uuiuuari (Weibern) et in alio loco ubi dicitur inone (Inbach) servos et ancillas seu tributales rures . pratas . campos . silvas . . . omnia ex integro . . . ad illam ecclesiam sancti Johannis (Hofkirchen, dessen Baptisterium später nach Taufkirchen kam) et cum ipsa ecclesia S. Johannis ad basilicam S. Stephani et S. Valentini . . .« Die unmittelbar darauf folgende Schenkungsurkunde besagt aber[2]): Ego Engilger presbyter . . . trado atque confirmo propriam heredidatem meam in loco qui dicitur ad Waldi (Wallern) juxta aquam quae vocatur Dratinaha ecclesiam cum domibus aedificiis curtiferis ꝛc. . . . quidquid in ipso loco mea fuit possesio vel dominatio . tam de alode . quam de comparato trado et transfundo ad altare S. Stephani et S. Va-

[1]) Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 41. [2]) Ibid. p. 41. 42.

deutet worden, daß der Verfasser der Breves Notitiae bei der Zusammenstellung der einzelnen Oertlichkeiten unter allgemeinen Aufschriften, wie es scheint, durch die Gleichnamigkeit verleitet, den Grünbach bei Offenhausen mit jenem bei Gunskirchen, und was mehr Verwirrung erzeugt, sogar mit dem »Fluvius Gruninbach« rechts der Traun, d. h. mit dem aus dem Almsee kommenden, die Grünau durchrieselnden Almflüßchen oder größern Grünauerbache (fluvius) identificirt habe. Da aber einzelne, besonders kleinere Iteme ausdrücklich als im Uskov oder bei Bachmanning gelegen präcisirt werden, so bleibt es im Hinblick auf die älteste rupertinische Schenkung immerhin zweifellos, daß die Liegenschaften in und um Bachmanning beträchtlich gewesen sein müssen. Der Besitz Salzburg's in Grünbach bei Gunskirchen stieß aber unmittelbar an das Burggebiet von Wels, welcher Ort dann 888 testamentarisch an das salzburgische Kloster Kremsmünster überging, wie Gunskirchen selbst (Kundeschirchin prope suanaseo[1]) 798 an das damals unbestreitbar noch salzburgische Stift Mansee gekommen war. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Kremsmünster ein salzburgisches Kloster war, wie ich hier einfach behaupte, und später beweisen werde. Bezüglich der östlichen Spitze des Salzburger-Bisthums am linken Traunufer könnte ein Zweifel angeregt werden, ob Hörsching (Heregisinga) theilweise zu Passau und theilweise zu Salzburg gehört habe, denn in der oben angeführten Schenkungsurkunde des Priesters Sigirich erneuert er unter Gaubischof Erchanfried die schon früher zur Kathedrale Passau gemachte Schenkung von 7 Leibeigenen und in den Breves Notitiae kommt ebenfalls vor[2]): »Gerhalmus vir nobilis dedit ibidem (i. e. ad S. Maximilianum) de proprietate sua Deo et S. Maximiliano in loco herigisinga mansus II. et vineam I.« Ersteres Herigisinga ist unbezweifelt Hörsching bei Wels, das salzburgische Herigisinga scheint jedoch allem Anscheine nach Hörgeßing bei Taching zu sein. Anders verhält es sich mit Ansfelden (Albinesvelt) am rechten Traunufer, wo Salzburg, zu dessen Diöcese es sammt dem ganzen rechtuferigen Traungau gehörte, durch Schenkung des Grafen Graman Eigenthum erworben hatte[3]), während beinahe zu gleicher Zeit der Priester Reginolf seinen Besitz im nämlichen Alpunesfeld der St. Stephans-Kathedrale zu Passau vermacht[4]).

Wie man den Traungau, vom rechten Traunufer weg bis in die Alpen, schon für die älteste Zeit dem Bisthum Passau zutheilen konnte, ohne einen andern Grund für diese willkürliche Voraussetzung zu haben, als den Thatbestand am Ende des X. Jahrh., begreife ich nicht. Mit Ausnahme der soeben erwähnten Besitzung in Ansfelden läßt sich für das Bisthum Passau nicht eine einzige andere im rechtsuferigen Traungaue urkundlich nachweisen, was im Zusammenhalte mit der Thatsache, daß in den Documenten des Alterthums bis in die Mitte des X. Jahrh. auch kein jurisdictioneller Act, oder auch nur irgend eine besondere Gnadenerweisung der Bischöfe von Passau, die sich auf jenes Territorium bezogen hätten, auffcheine, für die beinahe allgemeine Ansicht, daß das Land zwischen der Traun, der Enns und den Alpen schon vor der Mitte des X. Jahrh. unter bischöflich-passauischer Jurisdiction gestanden sei, höchst ungünstig, um nicht zu sagen, verhängnißvoll ist. Dagegen war die Kirche von Salzburg und ihre Attribute im innern Traungaue ebenso wie im äußern schon seit der Zeit des hl. Rupert allenthalben begütert, wo baioarische Bevölkerung siedelte, d. h. bis an das Almflüßchen (Gruninbach fluvius) und besonders am Traunsee. Aus dem Landstriche

[1]) Chron. Lunaelac. p. 51. [2]) Juvav. Anh. p. 37. [3]) Juvav. Anh. p. 44. [4]) Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 35.

zwischen der Enns und Alm scheinen die Baioarier durch die zu Samo's Zeit dort eingewanderten Slaven schon frühzeitig über die Alm herüber verdrängt worden zu sein. Wie Herzog Theodo dem hl. Rupert mehrere Liegenschaften im äußern Traungaue in und um Bachmanning geschenkt hatte, ebenso schenkte dessen Sohn Herzog Theodebert zum Nonnenkloster Nonnberg 15 tributpflichtige Romanisker sammt ihren Hörigen (»In pago quoque Trunse dedit tributales XV. cum colonis suis«[1]). In den Breves Notitiae wird der Traungau mit Trungowe und pagus Trunse bezeichnet, mit letzterer Bezeichnung wird wohl auch das adjectivisch aussehende »drunense« eines und dasselbe sein. Ueberhaupt ist aber jene Doppelbezeichnung sicherlich mehr als eine Laune des Verfassers der Breves Notitiae. Er arbeitete nach ihm vorliegenden Originalurkunden und Aufschreibungen, deren geographische Bezeichnungen weit von einander abweichen mußten, indem der Begriff, welchen man zur Zeit des hl. Rupert mit dem Ausdrucke Pagus (Gau, „Gäu") verband, ein sehr verschiedener von jenem war, den dieses Wort in Folge der carolingischen Gaueintheilung zur Zeit des hl. Virgil erhielt: die Zeiten des hl. Rupert und des hl. Virgil lagen ja nach meiner Berechnung 200 Jahre auseinander. Während also der Trungowe Virgil's und Arno's ein scharf abgegrenztes Territorium zu bedeuten hatte, das unter der Amtsverwaltung eines Grafen stand, bezeichnete man zur Zeit des hl. Rupert mit »Pagus Trunseo« kein politisches Gebiet, sondern zunächst die nähere und schwankend dann auch die weitere Umgegend des Traunsee's; wo demnach keine genaueren Ortsbestimmungen, z. B. »ad Pachmanna« nöthigen, auf den äußern Traungau zu greifen, wird die Annahme, daß Orte, die nur im Allgemeinen als »in pago Trunseo« gelegen bezeichnet werden, in der nähern Umgebung des Traunsee's zu suchen, eine wohlberechtigte Präsumtion für sich haben. Im letztern Falle werden wir uns bezüglich der vom Herzog Theodebert zum Frauenkloster Nonnberg geschenkten 15 tributpflichtigen Höfe befinden, von denen ich darum schon im III. Bande die Vermuthung ausgesprochen habe, daß sie zur Dotation des Klosters Altmünster verwendet worden sein mögen, weil in dem ältesten, mir vorliegenden Urbarium des Klosters Nonnberg schon keine Meldung mehr von ihnen geschieht.

In Betreff anderer Liegenschaften des Hochstiftes Salzburg im innern Traungaue muß ich darauf verzichten, jenes »hohus« der Breves Notitiae[2]) für meine Aufstellung zu verwerthen, welches v. Koch-Sternfeld in seiner Matrikel mit „Hochhaus bei Vorchdorf im Traungau" deutet. Er wurde hiebei (wie öfter) von dem incorrecten Abdruck in der Juvavia irregeführt, indem die Cod. H. und Monac. ein nicht zu verkennendes »holzhus« nachweisen, Holzhausen aber ebenso irgend eines im Traungaue, als eines der vielen anderwärts vorkommenden sein kann. — Hoffentlich wird das, weil ich schon früher über die Fusion, welche der Verfasser der Brev. Not. mit dem »Gruninpach fluvius« (Alm oder großer Grünauerbach) und dem Grünbächlein bei Offenhausen und Gunskirchen vorgenommen hat, dann über den hier zu beengten Raum für die Morgengabe einer fürstlichen Person (»Heilrat illustris foemina dedit totum quod ei in dotem pervenerat Episcopo (Virgilio) ad Gruninpach«[3]) und endlich über den von den Breves Notitiae selbst hervorgehobenen Gegensatz zwischen Uskov und Trungowe, deren ersten der kleine Grünbach durchrieselte, während der fluvius Gruninpach (Alm) den eigentlichen innern Traungau durchschneidet — hoffentlich, sage ich, wird das, was ich hierüber schon früher erörtert habe, genügen, um jedem

[1]) Juvav. Anh. p. 34. [2]) Juvav. Anh. p. 43. [3]) Ibid. p. 43.

Zweifel vorzubeugen, ob das Hochstift Salzburg auch mitten im innern Traungau reich begütert gewesen sei. Die salzburgischen Besitzungen werden sich wohl an beiden Ufern des Almflüßchens ausgedehnt haben, am rechten, wahrscheinlich streckenweise, etwa bis an den Aiterbach weiter gegen Osten, in frühern Zeiten, aber kaum. Der noch östlichern Ausdehnung standen zwei Hindernisse im Wege: einmal unwirthbare Waldungen, noch mehr aber die slavische Bevölkerung des Waldgebietes zwischen Aiterbach und Enns. Obgleich nun jene slavische, dem Christenthum wie der deutschen oder baioarischen Nationalität gleich feindselige Bevölkerung allem Anscheine nach erst gegen Ende des dritten Decenniums des VII. Jahrh., nämlich zur Zeit Samo's, einwanderte, und sich durch natürliche Fruchtbarkeit und volkreiche Nachzüge rasch vermehrte, so ist dennoch an eine Besitzergreifung seitens baioarischer Colonisten vor der Slaveneinwanderung kaum zu denken, weil das erst im Erblühen begriffene baioarische Volk in dem ungeheuern Lande vom Nordgaue bis an die Etsch und vom Ammersee bis an die Alm, damals noch nicht zahlreich genug war, um die aus der Römerzeit her noch offenliegenden, fruchtbaren Fluren auch nur nothdürftig mit Colonen zu besetzen. Dadurch fiel die Versuchung, Wälder zu roden, wohl von selbst weg. Colonisten, die sich im angebornen Freiheitsdrange einödige Siedlungen im Waldgebiete, von welchem die Rede ist, aufgesucht hatten, konnten sich später gegen die massenhaft eindringenden Slaven natürlich nicht mehr halten, und wurden wieder zu ihren Landsleuten an und über die Alm zurückgedrängt. Hieraus wird es erklärlich, daß die zur Christianisirung der Baioarier berufene Kirche des hl. Rupert jenseits des Aiterbaches, das nächste rechte Traunufer ausgenommen, keine Besitzungen als Remuneration für dort eben nicht mögliche apostolische Arbeiten erwerben konnte.

Nach all diesen Erörterungen bin ich sicherlich zur Aufstellung der Behauptung berechtigt, daß der innere Traungau, soweit er baioarische Bewohner hatte, in der Periode von 739—796 unter keiner andern bischöflichen Kirche stehen konnte, als unter jener von Salzburg, unter welcher er schon seit dem Apostolate des hl. Rupert, also seit ca. 540 stand. Ich behaupte aber noch mehr: Der innere Traungau stand **rechtlich** bis 955 unter bischöflich-salzburgischer Jurisdiction.

Gegen beide Behauptungen wird man mir entgegenhalten, daß die Klöster St. Florian und Kremsmünster sammt ihren im innern Traungaue weit ausgedehnten Gebieten uraltes Eigenthum der Passauer-Kirche seien, deren Eigenthumsrecht hierauf aus der Zeit K. Karls d. Gr. stamme. Dieser speciose Einwand, der obendrein für sich hat, daß er beinahe allgemein geglaubt wird, erheischt eine eingehendere Untersuchung bei der ich mich vorläufig auf die Periode 739 bis 796 beschränke, die nachawarische von 796—955, sowie die nachmagyarische von 955 an, dem ihrer Beleuchtung gebührenden Orte aufsparend. Vorerst erlaube ich mir, hervorzuheben, daß es sich in der anzutretenden Untersuchung lediglich um den Standpunkt des Rechtes handle, welche Betonung bezüglich des Klosters St. Florian nicht ohne alle Bedeutung ist, während sie bezüglich Kremsmünsters kaum irgendwelchen Werth hätte. — Um das Kloster St. Florian in der Periode 739—796 der bischöflichen Jurisdictionsgewalt der Passauerkirche zu vindiciren, beruft man sich gewöhnlich auf ein Diplom K. Ludwig's d. Fr. vom J. 823, in welchem bezeugt wird, daß K. Karl d. Gr. dem Bischof Waltrich von Passau im eroberten Awarien sehr viele Orte, unter andern Traisma, Wachowa, Pelagum, Aspach, Erlawa, Artagrum ꝛc. übergeben habe, denen dann dessen Sohn Ludwig

d. Fr. »cellullam S. Floriani cum Linzea« hinzugefügt habe. Von diesem Diplome existiren zwei Exemplare, ein kürzeres, das J. Stülz herausgegeben[1]), und ein weitläufigeres bei Hansiz[2]), von denen der Abdruck der Mon. Boica[3]) wieder in Einigem abweicht. Obige Nachricht von der »cellula S. Floriani« enthält nur der Stülz'sche Abdruck. Wie höchst anrüchig jenes Diplom K. Ludwig d. Fr. vom 28. Juni 823 in der einen, wie in der andern Fassung sei, konnte auch gegnerischer Seits nicht entgehen, und darum legt man auch dort, im kritischen Theile des Litisconsortiums, keinen besondern Werth auf jene Nachricht, getröstet sich aber damit, daß in einem unbestritten echten Diplome K. Otto's II. vom 22. Juli 976[4]) klar bezeugt werde: daß K. Karl d. Gr. dem Bischof Waltrich auch das Kloster St. Florian übergeben habe. Ich vermag dieses vorgeblich klare Zeugniß in dem Wortlaut des Diploms nicht zu finden, er besagt: »Vir venerabilis piligrimus, s. pataviensis aecclesiae episcopus optulit nobis auctoritates immunitatum piae recordationis Imperatorum Karoli atque bludouuici nec non domni et genitoris nostri ottonis piisimi imperatoris in quibus continebatur insertum qualiter ipsi praedictam sedem, quae est constructa in honore S. Stephani... cum pertinentibus monasteriis id est cella S. Floriani martiris atque in treisma ad monasterium s. ypoliti nec non Crhemisa... cum reliquis cellulis sibi subjectis et rebus uel hominibus ad se pertinentibus uel aspicientibus sub immunitatis suae defensione consistere fecerunt et confirmauerunt, ut quidquid ex liberalitate regum reginarumque, ducum uel caeterum fidelium eidem sedi collatum fuerat perpetuo in eius dicione consisteret.« Dieses Zeugniß König Otto II. hätte allerdings volle Giltigkeit, wenn aus dem Wortlaute desselben zu entnehmen wäre, daß K. Karl, Ludwig und Otto I. bezüglich der von ihnen ertheilten Schutzversicherung und Besitzbestätigung nach dem Schulausdrucke in sensu conjunctivo, nicht aber in sensu diviso oder disjunctivo zu nehmen seien, so daß das, was Otto I. gethan, auch von den beiden andern prädicirt erscheine. Insbesondere müßte zum angegebenen Behufe im Wortlaute evident gestellt sein, daß auch die Privilegien K. Karl's d. Gr. und K. Ludwig's d. Fr. schon in der Specification des bischöflich-passauischen Besitzes mit St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster enthalten haben, wie sie das Diplom K. Otto's I. etwa vom Jahre 955, worauf sich K. Otto II. bezieht, und welches leider nicht mehr existirt, ohne Zweifel enthielt. Aber auch abgesehen davon, müßten wir vor Allem darüber vergewissert sein, daß die vom Bischofe Piligrim vorgelegten Documente K. Karl's d. Gr. und K. Ludwig's d. Fr. keine Falsifikate gewesen seien. Die Phrase: »obtulit auctoritates« ist in den Documenten, die uns über Bischof Piligrim's weitgehende Bestrebungen vorliegen, eine oft wiederkehrende; jene »auctoritates« sind aber in ihrer Mehrheit nunmehr fast allgemein anerkannte Falsifikate. Daraus hat Dümmler geschlossen, daß Piligrim selbst der Fälscher gewesen sei, scheint mir aber hierin zu weit gegangen zu sein. Dadurch würde Piligrim, dem man weder eine für seine Zeit seltene intellectuelle Bildung, noch makellose sittliche Würde, vereint mit apostolischem Seeleneifer und gewissenhafter, bischöflicher Amtsführung absprechen kann, ein noch viel undurchdringlicheres psychologisches Räthsel als sein diplomatisches Gesammtgebaren, namentlich in Betreff des Passau-Lorcher Erzbisthums. Dagegen kann ich aber auch den vor geraumer Zeit veröffentlichten[5]),

[1]) Gesch. v. St. Florian S. 204. 205. [2]) Germ. sacr. I. p. 153. [3]) Vol. 30. II. p. 581. 582. [4]) Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 216. [5]) „Katholik" Jahrg. 1867 S. 337. ff.

anerkannt scharfsinnigen Versuch, Piligrim von jedem Verdachte in dieser Richtung zu reinigen, nicht als vollständig gelungen anerkennen, selbst wenn sonst nichts entgegenstände als die Bulle des Papstes Benedict VII. Die Wahrheit scheint auch hier wieder in der Mitte zu liegen, und besteht nach meinem höchst unmaßgeblichen Dafürhalten darin, daß Piligrim mehrere im Passauer-Archive vorfindliche, aber viel ältere Falsificate in so gutem Glauben für echte Documente hielt, daß er sich Angesichts derselben für berechtigt glaubte, das darin zur Verwirklichung der in jenen Falsificaten angestrebten Pläne noch Mangelnde nach eigener Erfindung zu ergänzen: und hierin ist er nicht so leicht zu entschuldigen. Später Ausführlicheres hierüber.

Wie Diejenigen, welche auf Schreitwein's Autorität hin die Gaubischöfe Erchanfried und Otgar für wirkliche Bischöfe von Passau oder Lorch haltend, und letztern bald nach dem Anfange des VII. Jahrh. (624—639) eintreibend, nicht ermangeln, dessen beurkundeten Aufenthalt zu St. Florian für eines jener untrüglichen Documente zu halten, daß der Traungau rechten Ufers der Traun oder Donau ebenso wie der linksufrige im VII. Jahrh. zur Diöcese Lorch (Passau) gehört habe, werden auch nicht unterlassen, daraus für die Neige des VIII. Jahrh. zu Gunsten der Passauer-Diöcese Kapital zu schlagen, wenn sie einmal zur Einsicht gelangt sein werden, daß Erchanfried und Otgar nichts weiter als passauische Gaubischöfe, wahrscheinlich für den Traungau linken Ufers, und zwar gegen Ende des VIII. Jahrh. gewesen seien. Hiezu berechtigt aber, wie mir scheint, der Wortlaut der Nachricht über Otgars kurze Anwesenheit zu St. Florian keineswegs, indem er einfach erzählt: »In ea vero die manentibus Otkario vocato episcopo unacum filibus (fidelibus) suis in loco nuncupante Puoche ubi preciosus martyr Florianus corpore requiescit....« Der natürlichste Sinn dieser unabsichtlichen Nachricht wird für eine vorurtheilslose Auffassung immer der bleiben: daß der Gaubischof Otgar mit einer größern Anzahl Gläubiger seines Verwaltungsbezirkes auf einem Wallfahrtszuge am Grabe unseres glorreichen Martyrs einen Tag verweilt habe, und dort gelegentlich eine Verhandlung mit dem ohnehin in der Nachbarschaft begüterten Priester Reginolf, der uns, wenn ich mich nicht irre, schon von Kremsmünster her bekannt ist, vornahm. Was man etwa dazu sagen würde, wenn jemand aus dem leicht möglichen Zufalle, daß irgend ein Kirch-Herr von Burghausen bei seinem alljährigen Kreuzgange nach Altötting dort einen Vertrag mit einem benachbarten Gutsbesitzer abgeschlossen hätte, aus dem darüber errichteten Instrumente folgern wollte, daß Altötting zur Stadtpfarrei Burghausen gehöre? —

Wie St. Florian, so mußte der weitverbreiteten Meinung gemäß auch Kremsmünster schon von seiner Gründung an zum Bisthum Passau gehört haben. Daß die Stiftungsurkunde Herzog Tassilo's zuerst der wirkliche Diöcesanbischof Virgil von Salzburg unterzeichnet, und unmittelbar nach ihm nicht einmal der vermeintliche, nämlich Walter (Waltrich) von Passau, sondern Sinpreht (Sindperht) von Regensburg, wird stillschweigend übergangen; daß die Salzburgerkirche zunächst bei Kremsmünster, nämlich an der Alm reich begütert war, Passau hingegen nicht im geringsten, fällt auch nicht auf: Kremsmünster muß trotzdem unter bischöflich-passauischer Jurisdiction stehen. Wir werden den dafür vorgebrachten Gründen um so mehr die ihnen gebührende Würdigung angedeihen lassen müssen, weil die damit gestützte Ansicht die beinahe allgemeine ist. In der oben im Auszuge gegebenen Urkunde K. Otto's II. vom 22. Juli 976 wird außer der »Cella S. Floriani« und dem »monasterium S. Ypoliti« auch Kremsmünster,

»nec non Chremisa«, unter den vermeintlich schon von K. Karl d. Gr., einem König Ludwig und K. Otto I. dem Hochstifte Passau zugewendeten Realitäten aufgeführt, und zwar auf Grund der vom Bischofe Piligrim vorgelegten Documente (»optulit nobis auctoritates immunitatum«). Hier sind wir vielleicht daran, eines dieser vorgelegten Documente kennen zu lernen, vielleicht aber auch nicht. Einerseits existirt nämlich außer dem zweifellos echten Bestätigungsdiplom K. Karl's d. Gr. vom 3. Januar 791[1]), ein zweites desselben Kaisers vom März 802[2]), welch letzteres die Herausgeber der Monum Boica[3]) euphemistisch ein „rescribirtes" heißen, und darum in der Hauptsache für echt zu halten scheinen. Buchinger[4]) erkennt es als „zuversichtlich unecht", und sogar Bischof Piligrim von Passau scheint über 800 Jahre früher schon Buchinger's Ansicht gewesen zu sein, wie wir sogleich sehen werden. Der umsichtige Herausgeber des Urkundenbuches von Kremsmünster macht treffend darauf aufmerksam, „daß Indiction und Regierungsjahr weder unter sich noch mit dem Jahre 802 zusammenstimmen." Wir haben daher in dieser zweiten Bestätigungsurkunde ein wenigstens später neugeschriebenes und bei dieser Gelegenheit interpolirtes Document vor uns, das ein von dem erträumt uralten Nimbus der Passauer-Diöcese geblendeter Curialist in der Absicht fälschte, um durch Einschwärzung der väterlichen Annahme Bischof Waltrich's um Kremsmünster künftigen Verrückern der Bisthumsmarken eine Grundlage darzubieten. Dem Bischof Piligrim kann diese Fälschung nicht zur Last gelegt werden, was mir ein neuer Beleg für die Ansicht ist, daß ihm Dümmler zu wehe gethan habe. Daß diese Fälschung nicht von Piligrim herrühre, geht am klarsten daraus hervor, daß er sich bei der Bewerbung um die Bestätigung Kremsmünsters auf kein Document K. Karl's d. Gr., sondern nur auf jene eines K. Ludwig und K. Arnulf's berief, wie wir später seines Orts sehen werden. Aus dieser Nichtberufung Piligrim's geht aber auch zur Genüge hervor, daß meine, bei Gelegenheit der Beleuchtung des Diploms K. Otto's II. vom 22. Juli 976, die Schenkung der Klöster St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster betreffend, welche vor Otto I. schon K. Karl d. Gr. und ein K. Ludwig gemacht haben sollen, — daß, sage ich, meine dort ausgesprochene Ansicht, es sei dieß disjunctiv, oder in sensu diviso zu verstehen, richtig ist, denn sonst hätte sich Piligrim auf K. Karl d. Gr. beziehen müssen. Es wird mithin feststehen, daß während der Periode 739—796 auch Kremsmünster noch nicht zur Diöcese Passau gehörte. Daß diese Wahrheit noch bis tief in's Mittelalter herab im Stifte Kremsmünster selbst anerkannt war, ersehen wir aus einer dort der Stiftungsurkunde beigefügten Glosse, welche der Cod. Fridericianus noch im XIII. Jahrh. evident hält. Diese sicherlich aus älterer Zeit, stammende und vom Cod. Fridericianus reproducirte Glosse[5]) sagt aber: »Anno Domini DCCLXXVII. indictione prima fundatum est monasterium nostrum, scilicet Chremsmunstrense ab duce et rege magnifico Tassilone qui tenuit principatum Wawarie, Karinthie, Austrie et Stirie, sub honore S. Salvatoris, tempore Caroli magni imperatoris et domini Adriani pape primi ac S. Virgilii episcopi Salisburgensis in pago qui dicitur Traungaev ...« Wäre das Stift in genannter Periode unter bischöflich passauischer Jurisdiction gestanden, so hätte der Glossator den Passauer Bischof Waltrich statt des Salzburgers Virgil in seine Zeitbestimmung einsetzen müssen.

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 5. [2]) Ibid. S. 7. [3]) M. B. Vol 30. I. p. 380. [4]) Gesch. v. Passau I. S. 83. [5]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 4.

B. **Nachawarische Periode von 796—955.** Man könnte sie füglich die Eröffnungsperiode der östlichen Legationsgebiete der Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freising und Passau nennen. Es ist bereits oben bemerkt worden, daß die Eröffnung der Legationsgebiete in östlicher Richtung keine Alteration des alten Grenzbestandes zwischen Salzburg und Passau in deren eigentlichen, gegen Westen liegenden Diöcesen hervorbrachte. Es ist dieß ganz natürlich; die Bestimmung der gegenseitigen Diöcesangrenzen vom J. 739 war höhern, rein canonischen Ursprungs und schon darum von nachhaltigerer Festigkeit, als die Auftheilung der Legationsgebiete; die eigentlichen Diöcesen waren vom päpstlichen Legaten Bonifacius aus apostolischer Vollmacht umschrieben worden, die Legationsgebiete waren das Werk der weltlichen Gewalt, in ihren Anfängen K. Karl's d. Gr. und in ihrer Ausbildung das seiner Nachfolger. Damit will ich nicht sagen, daß die deutsch-römischen Kaiser jedem Bisthume schon ursprünglich ein scharf abgemarktes Territorium als Legationsbezirk zugetheilt haben: sie gaben vielmehr initiativ in sehr allgemein gehaltenen Umrissen nur eine Art Directive, ließen dann nach dem aus apostolischer Zeit her vererbten Grundsatze gewähren, daß jeder Bischof das zu seinem Diöcesangebiete mache, was er zum Glauben bekehrte, und festigten dann die factischen Bestände der Bisthumsgrenzen durch nachmalig ertheilte Bestätigungsdiplome, wodurch die Grenzbestimmungen Rechtskraft erlangten, aber wohlgemerkt, eben nur eine ihrem Ursprunge homogene, nämlich eine weltliche. Canonische Rechtskraft hätten die Grenzbestände der Diöcesen nur durch Sanktion des apostolischen Stuhles erlangt; diese zu erholen, wurde aber von unsern Bischöfen jener Zeiten fast allenthalben unterlassen, und aus dieser Unterlassung entsprangen jene Wirren, in Folge welcher die Bischöfe der Salzburger Kirchenprovinz in der zweiten Hälfte des IX. Jahrh. in eine schiefe Stellung zum pannonischen Erzbisthum des hl. Methodius geriethen, und sich im starren Festhalten jener Stellung sogar zu einer canonisch höchst uncorrecten Widersetzlichkeit gegen den apostolischen Stuhl hinreißen ließen, der aus der ihm eigenen Machtvollkommenheit das pannonische Erzbisthum errichtet hatte. Auch jene speciellen Zerwürfnisse zwischen den Kirchen Salzburg und Passau, welche, wie es scheint, schon seit Urolf unter der Asche glimmten, und von parteisüchtigen Curialisten fortwährend genährt und angefacht, endlich zur Zeit Bischof Piligrims zu heller Flamme aufloderten, scheinen mir nichts weiter zu sein, als Nachwehen der vorhin angedeuteten Unterlassung. Was nun die vorhin erwähnten sehr allgemein gehaltenen Grenzenumrisse der Legationsgebiete betrifft, scheint Regensburg mit dem böhmischen Gebirgskessel betraut worden zu sein, Passau mit dem Territorium links der Donau von der Gusenmündung bis in das Quellengebiet des Granflusses, die weitgedehnten Ländereien links der Donau, welche später den Kern des mährischen Reiches Herzog Svatopluks bildeten, miteingeschlossen. Wie wir bereits gesehen haben, bildete die Traun in der ältesten Periode beiläufig von Pucking an abwärts die nasse Grenze zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau, dann aber die Donau, bis sie die Enns aufnimmt. Aber auch unter der Ennsmündung blieb die Donau, ihr linkes unmittelbares Ufer mit eingerechnet, salzburgische Legationsgebietsgrenze gegen Passau, und zwar bis zur Absenkung des Cetischen Bergzuges in die Donau. Von da weg in beinahe südlicher Richtung war dann derselbe Cetische Bergzug mit seinen Kämmen östliche Grenze des Salzburger Legationsgebietes gegen das passauische, bis sie in den Urwäldern südlich von Kaumberg wieder östlich davon absprang, um die Quelle der von Norden kommenden Spraza (der unbewohnten Urwälder wegen wohl in nicht genau abgemarkter

Linie) und mittelſt dieſer nach ihrem Zuſammenfluſſe mit der bei Lichtenegg entſpringenden Spraza die Rabniz (Répze) zu erreichen, wodurch dann der Anſchluß an das ſalzburgiſche Legationsgebiet in Pannonien hergeſtellt war.

Um den Lauf der ſalzburgiſch-paſſauiſchen Diöceſengrenze in öſtlicher Richtung weiter zu verfolgen, bin ich hier genöthigt, vorerſt auf eine, meines Dafürhaltens irrthümliche, aber allgemein angenommene Deutung des in den älteſten Documenten als Grenzfluß angegebenen Namens Hrapa aufmerkſam zu machen. Unter dieſem Namen kommt er in älteſter Zeit meines Wiſſens zweimal als Grenzfluß zwiſchen den ſalzburg-paſſauiſchen Legationsgebieten vor: das erſtemal im J. 796 und das andere Mal im J. 829, nämlich im Anonymus de Conversione etc.[1]) wo er von Pipin erzählt: »Qui inde revertens partem pannoniae inferioris circa lacum pelissa ultra fluuium qui dicitur hrapa et sic usque ad drauum fluuium et eo usque drauus fluit in danubium prout potestatem habuit. prenominauit cum doctrina et ecclesiastico officio procurare populum qui remansit de hunis et sclauis in illis partibus. arnoni iuuauensium episcopo. usque ad presenciam genitoris sui karoli imperatoris.« Die Beſtimmungen »circa lacum pelissa« (Blatenſee) »et sic usque ad drauum« laſſen beinahe keinen Zweifel darüber aufkommen, daß mit der Phraſe: »ultra fluuium qui dicitur hrapa« — kein anderer Fluß gemeint ſein könne, als eben die Raab. Dieſe Interpretation ſteht aber im directen Widerſpruche nicht nur mit der Urkunde über die vom König Ludwig von Bayern 829 vorgenommene Schlichtung des Grenzſtreites der Biſchöfe Adalram von Salzburg und Reginhar von Paſſau, ſondern auch mit der vom nämlichen Salzburger Anonymus im Verlaufe ſeiner Promemoria conſtatirten kirchlichen Topographie. In der Schlichtungsurkunde des Grenzſtreites kommt vor: ». . . . Venerabiles uiri adalrammus juuauensis ecclesie archiepiscopus et Reginharius patauiensis sedis episcopus . . . . . non minimam inter (se) questionem habuerunt super parrochia que adjacet ultra Comagenos montes. Nam Adalrammus archiepiscopus dicebat Arnonem antecessorem suum ipsam parrochiam habuisse et ibi predicasse . . . . . Reginharius episcopus dicebat ipsam parochiam ad dyocesim patauiensem pertinere debere. Nos autem . . . . predictam parrochiam eo modo inter ipsos diuidere iussimus. ut Reginharius episcopus habeat ad Dyocesim suam de ista occidentali parte fluuii qui vocatur Spraza ubi ipsa exoritur et in aliam Sprazam cadit. et ipsa in Rapam fluit Adalrammus vero Archiepiscopus ex occidentali ripa supradictorum aquarum in Orientali et in Australi parte ad dyocesim Juuauiensem. Et ita in antea sicut Arno antecessor eius habuit pleniter habeat.« Aus dem Schlußſatze geht unanfechtbar hervor, daß bei dieſer Grenzſtreitſchlichtung genau auf die Arno-Pipin'ſche Abmarkung zurückgegriffen wurde, daß mithin die in jener Abmarkung als Grenzfluß beſtimmte Hrapa mit der in der Streitſchlichtung König Ludwig's genannten Rapa identiſch ſei. Wie viel Anſchein daher auch immer in der Faſſung des Anonymus de Conversione liegen mag, daß er den großen Raabfluß (Arabo) mit ſeiner Hrapa bezeichnen wolle, ſo iſt dieß doch nicht der Fall, weil der in der Urkunde König Ludwig's wiederkehrende Grenzfluß Rapa nicht der Raabfluß (Arabo) ſein kann, denn in letztern münden die vereinigten Sprazabäche nicht ein, bilden vielmehr, nachdem ſie bei Plumau unter Sprazegg rechts ein kleines Bächlein aufgenommen, unter dem heutigen Namen

[1]) Juvav. Anh. p. 13.

„Plumauerbach" die „kleine Raab", slavisch Rabniza, worüber die an ihr liegenden Dörfer Ober- und Unter-Rabniz und selbst ihr aus dem Slavischen genommener ungarischer Name Répze kaum einen Zweifel gestatten. Es ist mir auch nicht bekannt, daß der große Raabfluß im vorhergehenden VIII. Jahrh. öfter Rapa geheißen werde; Einhard wenigstens nennt ihn in seinem Berichte über K. Karl's d. Gr. awarischen Feldzug[1]) ausdrücklich Arrabo, — »cum usque ad Arrabonis fluenta pervenisset«. Der gegenüberstehende Text der Annal. Laurissenses hat jedoch das germanisirende Raba; daß die andern Annalisten Raab (Arabo) und Répze einige Male miteinander verwechseln, läßt sich nicht ableugnen. — Ebensowenig läßt sich Rapa in der Deutung: „Große Raab" mit der kirchlichen Topographie des Anonymus de Conversione vereinbaren. Nach dem vom Könige Ludwig über die Schlichtung des Streites um die salzburg-passauische Grenzlinie, die klar als die seit Pipin's Abmarkung geltende dargethan ist, ausgestelltem Diplome müßten alle links der Wiesmather-Spraza und der großen Raab liegenden Ortschaften zum Bisthume Passau und die rechts dieser Gewässer liegenden zu jenem von Salzburg gehört haben. Abgesehen von der Unbegreiflichkeit, wie die Wiesmather-Spraza und die große Raab als continuirliche Grenze miteinander in Verbindung gesetzt werden könnten, enthielte diese Verbindung auch noch einen offenbaren Widerspruch, weil jener Landstrich, der sich zwischen der Wiesmather-Spraza und der großen Raab ausdehnt, auf dem rechten Ufer der die Wiesmather-Spraza fortsetzenden Rabniz und auf dem linken der großen Raab liegt. Diesem Dilemma könnte man vielleicht nur mit der Ausflucht entrinnen, daß im Laufe des IX. Jahrh. in Pannonien irgend eine andere kirchliche Eintheilung platzgegriffen habe. Abgesehen von der baaren Willkürlichkeit dieser Ausflucht, hat dieselbe überhaupt keinen Schatten von Wahrscheinlichkeit für sich, weil der dortige, für die erste Hälfte des XV. Jahrh. beurkundete Besitzstand der Salzburger Kirche sich unverkennbar als ein durch Cultur und Missionserfolge vervollständigtes Agglomerat um den ursprünglichen Kern darstellt. Für die Ansicht derjenigen (und es sind dieß, soweit sie mir bekannt geworden sind, so ziemlich Alle), welche die große Raab als Grenzfluß aufstellen, ist die kirchliche Topographie an diesem Raabflusse selbst, wie wir sie aus dem Anonymus de Conversione kennen[2]), geradezu verhängnißvoll, denn obwohl die cit. Orts aufgeführten Ortschaften nach ihrer heutigen Benennung noch nicht alle mit Sicherheit ermittelt sind, steht doch soviel fest, daß einige davon auf dem rechten, andere hingegen auf dem linken Raabufer lagen, um die Kirchen und Ortschaften des Grundwitigaues: Ecclesia Ellodis (Edliz), ecclesia Minigonis (Mönigkirchen) u. s. w. hier gar nicht zu berücksichtigen. Mithin wird man die große Raab als Grenzfluß zwischen dem Salzburger und Passauer Legationsgebiet in Pannonien einfach fallen lassen und die kleine Raab (Rabniza, Répze) dafür substituiren müssen.

Hier ist die Frage nahegelegt, aus welcher Veranlassung der heftige Grenzstreit (non minimam inter se questionem habuerunt) zwischen Erzbischof Adalram von Salzburg und Bischof Reginhar von Passau ausgebrochen sein möge, der dann vom König Ludwig von Baiovarien 829 gütlich beigelegt wurde? — Ich glaube sie in einer Schenkung K. Ludwig's d. Fr. und seines Erstgebornen und Mitregenten Lothar's I. an das salzburgische Stift Kremsmünster zu finden. Diese Kaiser hatten nämlich auf Fürbitte des Königs Ludwig von Baiovarien und des Markgrafen Gerold genanntem Stifte unter 22. März 828 ein bedeutendes Terri-

[1]) Bei Pertz, Mon. Germ. I. Script. ad ann. 796. p. 117. [2]) Juvav. Anh. p. 16.

torium im Grunzwitigaue zugewendet, das an den Passauer Sprengel stieß, ohne gerade in dieser Richtung die Grenzen genau zu bestimmen. Daß das eine wie das andere sich so verhalte, sagen uns die hierauf bezüglichen Urkunden ausdrücklich[1]): »Concessimus... monasterio nostro cujus vocabulum est Chremisa .... quoddam territorium, quod est in pago Grunzwiti juxta montem Sumarberch.... terminatur.... sursum usque ad territorium episcopatus Ecclesiae Pataviensis....« und wiederum: »Quedam loca,.... ad monasterium quod vocatur Chremisa tradimus, que quamvis nobilissimus pater noster d. m. Ludowicus rex ad id monasterium donaret, tamen nullo auctoritatis sue precepto confirmaverat.« Aus dem Zusammenhalte dieser zwei urkundlichen Zeugnisse aus den Jahren 828 und 877 scheint mir hervorzugehen, daß König Ludwig von Baiovarien bei demselben Anlasse, als sein Vater K. Ludwig d. Fr. mit Lothar I. auf seine Fürbitte den schon vom Herzoge Tassilo stammenden Besitz Kremsmünsters im Grunzwitigaue erweiterte und beiläufig umschrieb, aus seinem Eigenthume das Dreieck zwischen den Sprazabächen zur Schenkung gefügt hatte, ohne eine besondere Urkunde darüber auszustellen. Bischof Reginhar von Passau, der bislang die größere, bei Lichtenegg entspringende Spraza als Grenze seines Bisthums gegen das salzburgische angesehen haben mochte, fand sich dadurch in seinen Diöcesanrechten beeinträchtigt, und da Erzbischof Adalram von Salzburg nicht geneigt war, auf die von seinem Vorfahrer Arno ererbten Grenzen zu verzichten, mag zwischen beiden der Hader entstanden sein, der dann vor König Ludwig von Baiovarien im nächsten Jahre 829 zum Austrag kam. Was mich in meiner Ansicht bestärkt, ist die Wahrnehmung, daß aus dem Instrumente König Ludwig's von 829, obwohl es nicht durchgängig klar formulirt ist, dennoch hervorzugehen scheint, daß die gemeinsame Bisthümergrenze, wahrscheinlich weil sie zugleich Gaugrenze war, in ihrem nördlichen Verlaufe vom Ursprunge des kleinern Sprazabaches am sog. „Moisesriegel" bei Wiesmath nicht mehr streitig war, weil keine Erwähnung davon gemacht wird, sondern lediglich bezüglich jenes Zwickels, der von der kleinern Wiesmath-Spraza und der größern Lichtenegg-Spraza, in welche die kleinere fällt, umfangen wird; — dieser Zwickel wird nämlich ganz allein besprochen. Ebenso wie die nördlichere Grenze ist auch die südlichere, die aus den Sprazabächen entstandene Rapa (Rabniz), außer Controverse, und darum ebensowenig wie jene ausführlicher behandelt. Die nicht streitige nördlichere Richtung der gemeinsamen Bisthümergrenze, über deren Lauf leider kein urkundlicher Aufschluß vorliegt, scheint ebendarum, weil sie nicht streitig ist, den Fingerzeig zu geben, daß sie mit einer anderweitigen, als bekannt vorausgesetzten, nämlich der Ostgrenze des Grunzwitigaues gegen das verengerte Awarien, coincident sei. Erst am Ursprunge jener Fischah, die vereinigt mit dem Piesting- und Reißenbache bei Fischament (Fischagimundi) in die Donau fällt, oder (wie ich hierin der genialen Erörterung der auch von mir bisher besprochenen Diöcesangrenzregulirung König Ludwig's des Staatsarchivars Dr. A. v. Meiller vollkommen beistimme) bei Unter-Eggendorf hörte die Gaugrenze auf, auch zugleich gemeinsame Marke zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau zu sein, indem von jenem Punkte an östlich und westlich passauisches Diöcesangebiet war.

Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, mein lebhaftes Bedauern darüber auszudrücken, daß ich mich auch hier wieder, wie bezüglich des Grunzwitigaues überhaupt mit dem in aufrichtiger Verehrung eben genannten gründlichen Forscher theilweise im Widerspruche befinde, aus dessen Schriften, die mir wie wenige

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. p. 9. 10. und 11. 12.

instructiv waren, ich so Vieles benützt zu haben dankbar bekenne. Weit entfernt von der thörichten Einbildung, etwas Besseres als derselbe bieten zu können, wollen meine dießfälligen Erörterungen eben auch nur auf das Verdienst Anspruch machen, einige dunkle Segmente der gemeinsamen Salzburg-Passauer-Bisthumsgrenzen von einem andern Standpunkte aus beleuchtet zu haben, indem wohl nur von der Vergleichung von einander abweichender Ansichten und ihrer Begründungen das bisher noch mangelnde volle Licht zu erwarten steht. Nach dieser Präcisirung meines Standpunktes glaube ich vor dem Verdachte einer unziemlichen Polemik gesichert zu sein; das Ergebniß meiner auf vorliegenden Gegenstand bezüglichen Forschungen ist aber positiv formulirt nachstehendes:

Obwohl auch ich das vom König Ludwig unter dem 18. Nov. 829 errichtete Instrument (ein eigentliches Diplom ist es nach der richtigen Bemerkung der Herausgeber desselben in den Monum. Boicis kaum) in der uns vorliegenden Fassung für nicht durchwegs klar erachte, und die Möglichkeit zugebe, daß es lückenhaft sein könne, bleibe ich bis weiters bei dessen Wortlaute stehen, weil das Passauer Copialbuch die einzige Quelle dafür ist, wodurch eine Textkritik mittelst Vergleichung anderer Handschriften von vorneherein abgeschnitten ist. Dasselbe gilt mir bezüglich der parallelen Kremsmünster-Urkunde K. Karlmann's v. J. 877 und ihres Wortlautes[1]): »Tradimus . . . . territorium quoddam iuxta fluuium qui dicitur Sprazah, quod a capite ab eo loco incipit ubi unus fons in loco qui Benninwanch dicitur, intrat in Sprazam et sic inter duas Sprazas usque in eum locum ubi ipse due Spraze simul unum cursum faciunt.« Gerade diese Kremsmünsterer Parallele ist es aber, die mich auch am Wortlaute der Ludwig'schen festhalten heißt; denn obgleich ich die v. Meiller'sche Etymologie Benninwanch = Bienenfeld (abgesehen davon, daß Wang primitiv einen Abhang, eine Halde bezeichnet) als eine scharfsinnige anerkenne, kann ich sie doch nicht als einzig mögliche Erklärung der Oertlichkeit Benninwanch adoptiren, weil nahe beim Ursprung der Lichtenegger-Spraza eine Ortschaft Pengersdorf liegt, von welcher weg ein Bächlein in die Spraza hinabfließt (ubi unus fons in loco qui Benninwanch dicitur intrat in Sprazam) und die Ortschaft selbst auf einer Halde steht. Wollte man Beunenwang bei Zunahme der Häuserzahl Benninwanges-dorf heißen, so mußte in Folge mundartlicher Lautabschleifung Bengersdorf daraus werden, wobei selbst das euphonistische r nicht beirren kann, indem im Nothfalle der Dialekt sogar ein Benninwancheres-dorf (Dorf der Bennewanger) zum Ausgangspunkte gehabt haben kann. Sobald aber die Lesart Spraza (statt des vermutheten Suarza) in der Kremsmünsterer-Urkunde aufrecht erhalten bleibt, so wird man auch im parallelen K. Ludwig'schen Instrumente bei ihr stehen bleiben müssen, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse nöthigen, davon abzugehen; von solcher Art scheinen mir aber die bezeichneten Hindernisse nicht zu sein, obwohl ich sie keineswegs unterschätze.

Die größere Schwierigkeit, die aus dem Festhalten an der Lesart Spraza erwächst, ist meines Dafürhaltens allerdings die (anscheinend) unabweisbare Folgerung, daß durch Annahme dieser Scheidungslinie, oder richtiger, ihrer Verlängerung gegen Westen, „der Passauer Diöcese ein Gebiet zufallen würde, in welchem der Erzbischof von Salzburg factisch und rechtlich Diöcesan blieb". Mir scheint jedoch, daß, wenn wir uns streng, ja buchstäblich an den Wortlaut des K. Ludwig'schen Instrumentes halten, dieser Folgerung vorgebeugt sei, indem darin ausgesprochen ist, daß, so wie unten die Rabniz (Rapa) die Scheidelinie gegen Süden, so oben

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 11. 12.

die kleine (Wiesmath-) Spraza und, getraue ich mir beizufügen, deren Verlängerungslinie auf der nichtstreitigen Gaugrenze die Grenze gegen Norden bilden soll. Dieß scheint mir in der gleichmäßigen Bestimmung »occidentali parte« für Passau und »occidentali ripa« für Salzburg zu liegen. Das Punctum saliens lag aber, wie wir sogleich sehen werden, lediglich in der Präcisirung: welche Spraza und ihre Verlängerungslinie für die Diöcesangrenze maßgebend sein soll? Durch das Instrument K. Ludwigs wird aber die kleine (Wiesmath-) Spraza, welche von Norden kommt, als solche festgestellt, denn nur von der kleinern läßt sich aussagen, daß sie in die größere (Lichtenegg-) Sprazza falle. Es dürfte hier die Vermuthung gestattet sein, daß, wenn das Instrument in seiner Abschrift wirklich lückenhaft sein sollte, nach den Worten: »in Rapam fluit« eine Phrase etwa wie »quod ad Orientem et ad Septentrionem vergit« in der Feder des Copisten geblieben sein möge: Numerus und Gegensätzlichkeit verlangen eine derartige Phrase. Das passauische »ad orientem« wäre auf den Lauf der Wiesmath-Spraza und deren nördliche Verlängerungslinie zu beziehen, »ad Septentrionem« aber auf den Hauptlauf der Rabniz, wie hingegen das salzburgische »in orientali« auf die rein nördlichen Richtungen der Rabniz, z. B. bei Piringsdorf gegen Dörfl und wiederholt in ihrem untern Laufe, das »in australi« aber ebenfalls wieder auf den Hauptlauf der Rabniz, »ex occidentali parte« aber auf die Wiesmath-Spraza und ihre Verlängerungslinie bis Unter-Eggendorf.

Dr. v. Meiller findet es mit Recht mehr als auffallend, „daß K. Ludwig ein kleines kaum für eine Dorfgrenze genügendes Bächlein zum Ausgangspunkte sollte geeignet gefunden und gewählt haben, als es sich darum handelte, den fraglichen Theil des Landes »ultra montes Comagenos« zwischen zwei bischöflichen Diöcesen zu theilen.“ Hiezu erlaube ich mir zu bemerken, daß es in der Voraussetzung, daß die große Raab (Arabo) Grenzfluß zwischen den beiden Diöcesen Salzburg und Passau gewesen sei, allerdings unbegreiflich wäre, wie das eine oder andere der wasserarmen Sprazabächlein der nämlichen Ehre theilhaftig geworden sein sollten. Jene Voraussetzung ist aber allem Anscheine nach eine irrige. König Pipin hatte 796 die Salzburg-Passauer Diöcesangrenze dahin festgestellt, daß alles südlich und östlich von der kleinen Raab (Rabniza, Hrapa) gelegene Land Salzburg unterstehen sollte, woraus sich dann, auch ohne besondere Urkunde für Passau von selbst ergab, daß das Land nördlich und westlich von jener Rabniz passauisch sein soll. Soweit die Rabniz zwischen beiden Diöcesen floß, war natürlich kein Entstehen einer Grenzirrung zu befürchten, wohl aber an ihren Ursprüngen. Nun entsteht aber die Rabniz aus dem Zusammenflusse der beiden Sprazabäche bei Sprazegg, und man kann dem Bischofe Reginhar von Passau wirklich nicht verargen, daß er die größere (Lichtenegg-) Spraza für die eigentliche Mutter der Rabniz hielt, und demgemäß seine Diöcesangrenze an ihr gegen Westen fortgesetzt wissen wollte. Dieser Prätension trat aber Erzbischof Adalram kraft des genetischen Princips der Diöcesenbildung mit der Einrede entgegen, daß sein Vorfahrer dort das Evangelium gepredigt, mithin Diöcesanrechte erworben hatte. Als nun 828 gar ein specifisch salzburgisches Stift, Kremsmünster nämlich, das schon seit 777 im factischen Besitze jenes Zwickels zwischen den beiden Sprazen war, dort eine Kirche erbaute und sich überhaupt häuslich einrichtete, war es für Bischof Reginhar von Passau natürlich höchste Zeit, sein vermeintliches Diöcesanrecht auf jenen Zwickel geltend zu machen, und dadurch mußten die zwei obscuren Sprazabäche, als Erzeuger der Rabniz, jene hohe Bedeutung gewinnen, als wären sie ansehnliche Flüsse gewesen.

Wie schon oben bemerkt, handelte es sich im vorwürfigen Grenzstreite im Prinzip einzig nur um das Diöcesanrecht auf jenen Zwickel, oder was dasselbe ist, welche von den beiden Sprazen als Mutter der Rabniz zu gelten habe. K. Ludwig erklärte in Erwägung, daß Arno dort das Evangelium geprebigt habe, die kleinere von Wiesmath kommende Sprazza als Diöcesangrenze, und sagte darum mit Recht: »Et ita antea sicut arno antecessor ejus (Adalrammi) habuit pleniter habeat.«

Um die Lesart Suarza statt Spraza zu festigen, wird, ganz der Wahrheit gemäß, darauf aufmerksam gemacht, „daß laut des aus der Mitte des XIII. Jahrh. stammenden Codex Lonsdorfianus die Pfarreien Schwarzau, Guttenstein, Herrnstein (Herrantstein), Wöllerdorf und Ebenfurt zu jener Zeit die südlichst gelegenen Pfarreien der Passauer Diöcese in der fraglichen Gegend von Niederösterreich waren, welche sich ganz an die frühere Grenzlinie... anschlossen", d. h. jene Grenzlinie, von welcher die Schwarzau (Suarza) das für unsere Frage relevante Segment ausmacht. Ich vermag diesem unleugbaren kirchkirchlich-topographischen Thatbestande aus dem Grunde keine volle Beweiskraft abzugewinnen, weil ich der schon früher ausgesprochenen Ansicht bin, daß vor meiner dritten Periode (von 955 an) die ganze Gebirgsgegend beiläufig zwischen dem Hauptzuge der Comagenerberge, der Triesting, der Hochalpen West-Ostkämme bis tief hinab in die Glogniz-Neustädter Ebene noch unbewohnter Urwald war. Als im Uebergange vom X. in das XI. Jahrh. behufs Urbarmachung desselben Colonisten in ihn einzogen, die natürlich das Christenthum schon mitbrachten, und dann eigentliche Seelsorgstationen bei ihnen nöthig wurden, gehörte ohnehin ganz Ober- und Niederösterreich schon unter bischöflich passauische Jurisdiction, und es müßte Wunder nehmen, daß diese Jurisdiction nicht auch über den salzburgischen „Neustädter Bezirk" ausgedehnt wurde, wenn wir nicht eben von Dr. v. Meiller wie in so vielem Anderen auch darüber unterrichtet wären, daß gerade um jene Zeit die steierische Grafschaft Pütten entstand, was dem angestammten Salzburger Diöcesan von Gesammtsteiermark auch jene Parcelle bewahrte.

Hingegen kann ich ein Bedenken gegen eine weitere Folgerung nicht unterdrücken, daß sich nämlich „die Thatsache, daß Salzburg (vom XIII. Jahrh. an urkundlich erweisbar) auch in einem kleinen Theile jenes Landstriches am linken Ufer der Schwarza Diöcesan war", dadurch erklären lasse, daß auch jener kleine Bezirk Bestandtheil der um 1030 gegründeten Grafschaft Pütten war. Dieß kann nun allerdings nicht dem geringsten Anstande unterliegen, insoweit es sich um Seelsorgstationen handelt, welche erst nach der Gründung der Grafschaft Pütten entstanden, und daß der bei weitem größere Theil der Seelsorgstationen, beziehentlich Pfarreien im sogenannten Püttenwald wohl erst nach der Mitte des XII. Jahrh. errichtet wurde, sagt uns eine Urkunde Erzbischof Conrads von Salzburg von 1144 für sein Stift Reichersberg, in welcher er bezüglich der Pfarrei Bramberg die Verfügung trifft[1]): »... crescentibus ibi novalibus.... volumus.... ut omnia novalia que in silva putinensi... in parochia Bramberch continuabuntur, vel in parochias novas formabuntur... reliqua cedant Reichersbergae.« In Bezug auf die nach der Gründung der Grafschaft Pütten errichteten Seelsorgstationen reicht daher obige Erklärung vollständig aus; denn was auf ihrem größern Gebietstheile rechts der Schwarza Giltigkeit hatte, mußte auch für den kleinen am linken Ufer gelten.

[1]) Urk.-Buch d. Landes ob d. Enns I. S. 282.

Es läßt sich aber kaum in Abrede stellen, daß die Haltbarkeit der vermutheten Lesart Suarza anstatt Spraza arg gefährdet sei, wenn sich salzburgische Kirchen links der Schwarza vor der Gründung der Grafschaft nachweisen lassen: und dem scheint wirklich so zu sein. Ich sage wohl überlegt: scheint, weil mir nur eine derartige bekannt ist, und auch die Identität ihres urkundlichen und heutigen Namens wenigstens angestritten werden kann. Ich meine die heutige St. Martins-Pfarrkirche zu Fischau, die ich mit Zuversicht für jene Kirche zu Fiskere halte, von welcher uns der Anonymus de Conversione berichtet, daß sie Erzbischof Adalwin 865 also mehr als 150 Jahre vor der Gründung der Grafschaft Pütten und gerade in der für unsere Frage kritischen Zeit eingeweiht habe[1]): »Ad Fiskere eodem anno (865 dedicavit (Archiep. Adalwinus) ecclesiam.« Was mich in meiner Zuversicht, daß Fiskere mit Fischau identisch sei, bestärkt, ist der Umstand, daß der unmittelbar vorhergehende Satz des Anonymus berichtet: »Ad Terinperch (Thernberg) dedicavit ecclesiam in honore S. Laurentii (Hochwolkersdorf). Endlich erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die Angabe des K. Ludwig'schen Instrumentes, daß der Sprazabach in die hrapa falle, mit der Substitution Suarza unvereinbar sei, weil diese in die Leitha (litaha) einmündet; selbe Angabe läßt sich aber auch mit der Ansicht derjenigen, welche die große Raab für den fraglichen Grenzfluß halten, nicht in Einklang bringen, denn aus den Sprazabächen entsteht nicht die große Raab (Arabo), sondern die Rabniz oder Répze.

Um meine Untersuchungen über die gemeinsame Grenze der Bisthümer Salzburg und Passau im dermaligen Viertel unter dem Wienerwald abzuschließen, bemerke ich noch, daß mir der Lauf dieser Grenze von Ost nach West durch den Wienerwald, oder mit andern Worten, von Eggendorf westlich zum Höhenkamm der eigentlichen Montes Comageni (Cetii) unbekannt sei, daß ich aber die Linie von Eggendorf am Piestingbach aufwärts für die wahrscheinlichere halte. Für meine Christianisirungsgeschichte ist aber diese letztere Grenze ziemlich gleichgiltig, weil, wenn ich mich nicht sehr irre, der ganze Wienerwald während der zweiten Periode von 796—955 mit vielleicht alleiniger Ausnahme zweier aus der Römerzeit stammenden Straßenlichtungen in der Richtung Vindobona-Traismam (St. Pölten) und von Schönau nach Kaumberg noch unbewohnter Urwald gewesen zu sein scheint, den nur unstäte Jäger durchstreiften, und während der Sommerszeit Viehzüchter mit ihren Heerden nomadisch durchzogen. Als er in der dritten Periode bei rasch um sich greifender Cultur und anwachsender Volksmenge colonisirt wurde, brachten die einwandernden Colonen auch die Lehre des Heiles mit sich in seine Neubrüche, wie oben bereits angedeutet worden ist. Schon sein Name, den er sich bis in unsere Tage allseitiger Cultur herab zu bewahren wußte, spricht für meine Ansicht.

Die bisher in rohen Conturen entworfenen gemeinsamen Grenzen der Bisthümer Salzburg und Passau sind schon der Natur ihrer Zeichnung gemäß nicht ganz genau, und, selbst solche Schwankungen miteingerechnet, keineswegs ausschließlich, indem die jurisdictionellen Rechte des einen wie des andern Stuhles bald auf kürzere bald auf längere Strecken, namentlich über die Donaugrenze hinübergreifen. Diese wesentlichern Abweichungen sind in der Regel auf wohlerworbene historische Rechte vorhergegangener Missionsarbeiten, an welchen Passau erst später theilzunehmen anfing, gegründet; wir werden aber sogleich auch eine auffallendere Ausnahme hievon finden. Ueberblicken wir noch einmal das über 40 Meilen von

[1]) Juvav. Anh. p. 14.

West nach Ost gedehnte Grenzgebiet, um uns über die wesentlichern Abweichungen gehörig zu orientiren.

Von Gern an der Rott auf der Grenze des noch zu Salzburg gehörenden äußern Zeidlarngaues (eines Untergaues des Isengaues) bis zum Inn und dann an ihm aufwärts bis zur Einmündung der Salzach ist für unsere Periode irgend eine wesentliche Abweichung nicht zu constatiren. Dasselbe ist bezüglich der weitern Grenze auf der Berührungslinie des Salzburg- und Mattiggaues, und später des Mattig- und Attergaues der Fall. Die Ausdehnung des Mattiggaues und mit ihm des Bisthums Passau bis Mondsee ist für diese Periode schon früher als eine irrthümliche bezeichnet worden. Auch bei der wenigstens beiläufig angegebenen Scheidungslinie unserer Bisthümer von Wolfsegg quer durch den äußern Traungau und dann unter Marchtrenk in die Traun, wird es sein Bewenden haben. Auf dem rechten Donauufer zwischen den Mündungen der Traun und der Enns stoßen wir aber auf die soeben angemeldete auffallendere Ausnahme davon, daß die Bisthümer sich nicht nur nach den Grenzen ihrer Missionsgebiete constituirt, sondern auch noch in der zweiten Periode 796—954 gleichmäßig innerhalb derselben erhalten haben. (Ersteres findet natürlich auf das alte Missionsgebiet der Salzburger Landeskirche, welches ganz Baioarien umfaßte, keine Anwendung; bei der Zerlegung des alten, einheitlichen Landesbisthums Salzburg in fünf kleinere war das Ermessen des apostolischen Legaten Bonifacius maßgebend.) Aber schon um die Mitte des IX. Jahrh. finden wir die Mönche von St. Florian in Verhandlung mit dem Bischofe Hartwig von Passau[1]), und ein Diplom K. Ludwigs d. K. vom 19. Jänner 901 läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die nächste Umgebung von St. Florian damals schon nicht mehr nur factisch, sondern auch rechtlich zur Diöcese Passau gehörte. Nachdem nämlich Bischof Richer von Passau seinen Jammer über die greulichen Verheerungen, welche die Magyaren kurz zuvor im Kloster St. Florian und dessen Umgegend angerichtet hatten, zu den Ohren des Kaisers gebracht, schenkte dieser behufs einiger Abhilfe dem Kloster die nicht lange vorher ohnehin theilweise auf Klostergrund erbaute Ennsburg. Da die Bischöfe Adalbero von Augsburg, der Erzieher des Kaisers, und Walto von Freising sich ebenso sicherlich auch an der Ausfertigung des Diploms betheiligt hatten, wie an der Fürbitte, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die bischöfliche Jurisdiction Passau's über St. Florian damals nicht etwa nur eine factische, sondern eine canonisch rechtliche gewesen sein müsse. — Das war nichts weiter, wird man sagen, als die natürliche Folge der Schenkung, mittelst welcher K. Ludwig d. Fr. am 28. Juni 823 das Stift St. Florian dem Bisthum Passau zugewendet hatte. Was von der Thatsächlichkeit dieser Schenkung, oder beziehentlich von der Echtheit der Urkunde zu halten sei, aus welcher man erstere ableitet, ist früher zur Genüge erörtert worden, um behaupten zu dürfen, daß St. Florian auf diesem Wege nicht an Passau gediehen sei; daß es aber im J. 901 rechtlich dahin gehörte, ist dem klaren Wortlaute des Diploms K. Ludwigs d. K. nicht abzuleugnen: es besagt[2]): »Notum esse uolumus . qualiter uir uitae uenerabilis nomine Rihharius patauiensis scilicet praesul . per quorundam procerum nostrorum Adalberonis quoque reuerendi antistitis ac studiosissimi nutritoris nostri, et Waltonis Frisingensis episcopi . nec non Liutbaldi illustris Comitis et dilecti propinqui nostri interuentum . regalitatis nostre eminentiam . merore confectus episcopii sui dampnum lamentando inter-

[1]) Stülz, Gesch. v. St. Florian. S. 5. [2]) Mon. Boic. Vol. 31. p. 162.

pellauit . eo quod seuienti prohdolor paganorum impugnatione, quaedam pars Diocesis suae ubi S. Florìani martyris monasterium constructum esse cognoscitur ex improuiso deuastata est ꝛc.« In Ansehung dessen muß man natürlich die Frage stellen: Wie war also St. Florian an Passau gekommen? Kaum auf einem andern Wege, als auf dem schon früher angedeuteten! In Folge einiger Slaven- und später noch öfterer Awaren-Ueberfälle war das Kloster St. Florian herabgekommen, und waren allem Anscheine nach die Mönche desselben mehr als einmal genöthigt, ihr Leben und die kostbaren beweglichen Schätze ihres Heiligthums durch Flucht zu retten. Wie ich ebenfalls früher dargethan habe, war, wenn nicht alle Anzeichen trügen, der Kern ihrer Corporation schon um die Mitte des VIII. Jahrhunderts in Weih-Florian am Inn versammelt und seßhaft. Am Grabe des hl. Landes-Martys mögen während längerer Zeit in einer ärmlichen Zelle etwa einige Mönche in steter Lebensgefahr und mit oftmaligen Unterbrechungen das Heiligthum gepflegt haben. Daß die Besitzungen in unmittelbarer Nähe desselben mehrmal verheert, dann auch noch als beinahe herrenloses Gut von den benachbarten slavischen und baioarischen Mächtigen in Besitz genommen, und dem Stifte förmlich entzogen wurden, bedarf wohl keiner eingehendern Begründung. Als K. Karl d. Gr. auf seinem Awaren-Feldzuge im J. 791 sich in und um Lorch drei Tage aufgehalten hatte, um sich und sein Heer durch Gebet und Bußwerke zum Entscheidungskampfe gegen die abgesagten Feinde des Christenthums und der Civilisation zu stärken, ordnete er auch, wie nicht zu bezweifeln ist, die Restauration des Klosters St. Florian an, und genau um dieselbe Zeit wenden auch fromme Gläubige demselben wieder ergiebige Schenkungen zu, von denen uns zwei, nämlich jene der hochedlen Frauen Liutswint und Brunnihilt urkundlich bewahrt blieben. Die von diesen Frauen geschenkten Besitzungen liegen aber insgesammt im untern Mattiggaue (im heutigen Innviertel) d. h. in der Nähe von Weih-Florian bei Schärding. Es ist wieder nicht zu bezweifeln, daß bald darauf die Mönchsgemeinde von Weih-Florian in die Heimat zum Grabe des hl. Martyrs zurückgewandert sie, bei welchem sie aber kaum auch nur einen Bauernhof als nutzbares Eigenthum aus dem alten Besitze vorgefunden haben dürfte. Wohl noch Jahre hindurch bezog das neuaufgerichtete Kloster den größern Theil seines Unterhalts aus den im Mattiggaue, d. h. in der Passauer Diöcese entlegenen Gütern, und war schon dadurch an die Munificenz des Bischofs von Passau angewiesen. Ich bezweifle auch nicht, daß die Bischöfe Hatto, Reginhar und Hartwig zur Restauration des Mutterstifts, dessen Mönche zu Weih-Florian in ihrer Diöcese längere Zeit eingebürgert gewesen und dadurch zu Ihrigen geworden waren, vielleicht sogar Wesentliches beigetragen hatten, und eben darum kann es nicht Wunder nehmen, daß auch das restaurirte Stift am Ipfbache, mit dem Bisthum Passau in vielen Beziehungen eng verknüpft, vorläufig factisch in dessen Jurisdictionsgewalt überging und, nachdem eine längere Zeit hindurch „die Zeit ihr heilig Recht geübt", auch rechtlich an dasselbe gedieh. Die Salzburger Erzbischöfe Arno und dessen Nachfolger hatten umsoweniger einen Anlaß, ihre anfängliche Connidenz durch förmliche Rechtsansprüche auf ihr altes Eigenthum St. Florian und ven nach und nach zu demselben zurückkehrenden Liegenschaften in der Nachbarschaft desselben zu annulliren, weil sie ja doch das Metropolitanrecht darüber hatten. Bei dem Uebergange aus salzburgischer in passauische Jurisdiction war jedoch auch noch ein anderer sehr wichtiger, bisher allgemein übersehener Factor thätig, nämlich die den Klöstern des Frühmittelalters eigenthümliche Exemtion,

welche das Selbstbestimmungsrecht involvirte, und die viel ausgedehnter war, als man gewöhnlich glaubt, wie wir später sehen werden, wo vom Stift Kremsmünster die Rede sein wird. Dieß scheint mir die natürlichste und zugleich die einzig mögliche Erklärung für die Thatsache zu sein, daß St. Florian in der zweiten Hälfte des IX. Jahrh. förmlich als zur Diöcese Passau gehörend aufscheint. Auf demselben Wege scheint auch der Schenkungscomplex Gunthars zwischen dem untern rechten Enns- und dem Donauufer als Pertinenz von St. Florian unter bischöflich passauische Jurisdiction gediehen zu sein.

Am linken Donauufer treffen wir schon am Beginne des IX. Jahrh. bischöflich salzburgisches Jurisdictionsgebiet zuerst auf der Landzunge Persenbeug, (wahrscheinlich das altachische Biugin), und dann wieder, und zwar in einem langgedehnten, schmalen Uferstriche von der Einmündung des Weitenbaches, fast Melk gegenüber, bis zur Schmidamündung ober Stockerau. Der Gesammtuferstrich mit Ausnahme des unmittelbar salzburgischen Missionsbezirkes Loiben ober Krems, ist altachisches Missionsgebiet. Wollte man anzweifeln, daß die Mönche von Altach, deren Abtei auf altpassauischem Diöcesanboden stand, auch da, wie anderwärts in bischöflich salzburgischem Auftrage und Interesse thätig gewesen seien, so würde schon der Hinweis auf die vom Erzbischof Adalwin 865 vorgenommene Einweihung der St. Margarethenkirche Niederrana bei Spitz (ad spizhun) allein genügen, um die Grundlosigkeit eines derartigen Zweifels bloszulegen. Ueberdieß begann die passauische Missionsthätigkeit dort erst etwas später.

Wie wenig die von mir gezeichneten Grenzumrisse ausschließlich waren, läßt sich sogar mit einem Beispiele noch aus der ältesten Periode belegen. Es ist dieß das ziemlich umfangsreiche Gebiet Asciluna als südöstlichste Parcelle des Passauerwaldes, das schon 777 an St. Emmeram, oder was für die damalige Zeit dasselbe ist, an das Hochstift Regensburg kam, bei welchem es auch verblieb. Der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, starb am 31. Oct. 994 in der nahen St. Otmarskapelle zu Pupping, als er eben die Visitation seines Gebietes Asciluna vollendet hatte, und stromabwärts reiste, um derselben Hirtenpflicht an der Erlaf zu genügen. In ähnlicher Weise wie das Stift St. Emmeram während der ältesten Periode Asciluna erworben hatte, erwarb es in der zweiten (im J. 853) den weit gegen Norden gestreckten Landstrich zwischen Aist und Narn im heutigen Mühlviertel. — Wohl an 30 Jahre früher hatten die St. Emmeramer-Mönche, höchstwahrscheinlich vom Erzbischof Adalram von Salzburg hiezu berufen, ein mit der Zeit tief in's Gebirg erweitertes Missionsgebiet an der Erlaf in Angriff genommen. Sie wurden bereits 832 mit dem Erstlingsterritorium für ihre Missionsarbeit remunerirt, und durch sie gedieh das ganze Gebiet an das Hochstift Regensburg, dessen ursprüngliches Domcapitel bekanntlich die in sacris stehenden Mönche von St. Emmeram waren.

Wie das Hochstift Regensburg innerhalb des arrondirten Umfanges der Bisthümer Salzburg und Passau bedeutende jurisdictionelle Enclaven erwarb und besaß, so war dieß auch mit dem Hochstift Freising innerhalb der Salzburger Diöcese der Fall. Schon 830 sehen wir aus der Bestätigungsurkunde K. Ludwigs von Baiovarien der altachischen Besitzungen in der Wachau, daß Freising in der oben Wachau schon begütert war: „wo Besitz der Freisinger Kirche inzwischen liegt", heißt es in jener auszüglich angeführten Urkunde. Ich halte jedoch, wie ich bereits erörtert habe, diese Besitzung nur für ein Pertinenzialstück einer größern Liegenschaft, nämlich des Benedictinerklosters St. Pölten, das mit

als bischöflich-freisingische Schöpfung mittelst der von jeher freisingischen Mutterabtei Tegernsee gilt.

Zum Abschluß meiner Beleuchtung der gemeinsamen salzburgisch-passauischen Bisthümergrenzen während der zweiten Periode sollte ich nun freilich auch auf eine eingehendere Widerlegung der auf Grund mehrerer Passauer-Urkunden gegen meine Grenzen-Absteckung schon aus alter Zeit vorliegenden und einer Auffrischung kaum vergeblich harrenden Einwände Bedacht haben, wenn ich meine Aufstellungen nicht dem Vorwurfe der Einseitigkeit blosstellen will. Des natürlichen Zusammenhanges halber verspare ich diese Arbeit auf den Schluß der nächsten Periode.

C. **Die dritte und letzte Periode** der Grenzenverrückung in alter Zeit beginnt mit dem Jahre 955. Als auf das Jahr genaue Präcisirung ist selbe vorläufig Conjectur: ich will nämlich vorerst nur behaupten, daß sie um dieses Jahr eingetreten sein müsse, und daß die stattgehabte Grenzenverrückung auch nicht mit jenem Jahre, sondern erst viel später in den Urkunden zu Tage trete. Höchlich muß es auffallen, daß über die 955 vorgenommene aber urkundlich erst im vorletzten Decennium des X. Jahrh. als vollendete Thatsache auftscheinende, gewaltige Grenzenverrückung keine darauf unmittelbar bezügliche Urkunde aufzufinden ist, während jene Grenzenverrückung für beide Bisthümer von beinahe unberechenbarer Tragweite sich darstellt, indem das Bisthum Passau dadurch wenigstens um das Zweifache vergrößert wurde, und zwar auf Kosten des im selben Maße verkleinerten Bisthums Salzburg. Diese Wahrnehmung verleitet unwillkürlich auf den Gedanken, daß irgend eine vom K. Otto I. über die neue Diöcesan-Eintheilung nur dem begünstigten Hochstifte Passau zugestellte Urkunde mit für selbes so bedenklichen Klauseln ausgestattet gewesen sein müsse, daß man es in jener Curie für viel gerathener hielt, mit ihr nicht an's Licht zu treten, ja daß man es dort für höchst zweckdienlich fand, sie in einem so verborgenen Fache aufzubewahren, daß sie bei der, freilich erst 850 Jahre später erfolgten Säcularisation des Hochstifts Passau sogar den feinen Spürnasen der weltlichen Commission entging. In den Augen der letzten hatten freilich Edelsteine und andere Cimelien einen höhern Werth, als irgend ein vor Alter vergilbtes Pergamentblatt. Nur Piligrim beruft sich einmal auf dieses Kaiserdiplom, aber auch nur bezüglich eines für ihn sehr wichtigen Punktes seines Hauptinhaltes, und daß dieß geschehen sei, bezeugt das auf seine Eingabe erlassene Diplom K. Otto's II. vom 22. Juli 976, dem er fragliches Diplom seines Vaters Otto's I. vorgelegt hatte. Da ich selbes in dieser Abhandlung über die Diöcesangrenzen oben schon in einem etwas längern Auszuge nach dem Wortlaute des Abdruckes in den Monum. Boicis (Vol. 28. I. p. 216.) gegeben habe, so wiederhole ich hier nur mehr das für die vorliegende Frage Relevante. »...Piligrimus.... optulit nobis auctoritates immunitatum ... Karoli atque Hludouuici nec non domni et genitoris nostri Ottonis... in quibus continebatur insertum qualiter ipsi ad predictam sedem... cum pertinentibus monasteriis id est cella S. Floriani... monasterium S. ypotiti nec non Crhemisa... cum reliquis cellulis sibi subjectis et rebus vel hominibus ad se pertinentibus uel aspicientibus sub immunitatis suae defensione consistere fecerunt... ut quidquid eidem sedi collatum fuerat perpetuo in eius dicione consisteret.« In diesen wenigen Worten des Kaiserdiploms steht zwischen den Zeilen wenigstens ebensoviel als in denselben, wenn nicht mehr. Einmal wird als sicher anzunehmen sein, daß es Piligrim selbst verfaßt habe. Wie genugsam bekannt ist, war es in jenen Zeiten her-

gebrachter Geschäftsgang, daß Bittsteller, welche die erforderlichen Kenntnisse in Sprache und Diplomatik besaßen, die Diplome, womit ihre Bitten gewährt werden sollten, nicht nur selbst verfaßten, sondern auch rein schreiben ließen, so daß dem Bittgewährer nichts mehr zu thun übrig blieb, als die eigenhändige Fertigung, Sieglung und Recognition darunter zu setzen. Dafür, daß auch Bischof Piligrim mit seinen Bittgesuchen in dieser Weise vorgegangen sei, haben wir einen unanfechtbaren Beleg in zwei solchen auf uns gekommenen bis auf Sieglung und Unterschrift fertigen Diplomen Bischof Piligrims, nämlich das Kaiserdiplom vom 5. Oct. 977 und die Palliumsbulle des Papstes Benedict VI. (VII?), deren erstem vom K. Otto II. wegen Extravaganz seines Inhalts, wie deren zweitem aus demselben Grunde vom Papste die Fertigung verweigert worden ist, und welche darum Concept geblieben sind. Man heißt sie gewöhnlich Piligrim'sche Falsificate; streng genommen sind sie es nicht, weil es bei der freilich nicht lautern Absicht derselben sein Bewenden hatte; sie sind darum Originale beabsichtigter Mystificationen. Ich werde später ausführlicher auf sie zurückkommen. Um uns nun hier wieder mit dem Diplome K. Otto's II. vom 22. Juli 976 zu befassen, mach' ich vorerst darauf aufmerksam, daß die in demselben ersichtliche cumulative Durcheinanderwürfelung der vom K. Karl d. Gr. einem Ludwig und K. Otto I. ertheilten Begünstigungen allein schon die Absicht verrathe, Besitzeszeit und -Recht bezüglich der Klöster St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster als völlig gleichartige darzustellen, überdieß aber die passauische Berechtigung auf sie in eine sehr frühe Zeit, nämlich in jene K. Karls d. Gr. zurückdatiren. Was in ihm für die eben in Rede stehende Frage am wichtigsten ist, ist ohne Zweifel, daß wir dadurch auf die Zeit hingewiesen werden, in welcher in alter Zeit die letzte und großartigste Grenzenverrückung vorgenommen worden ist, nämlich unter K. Otto I. Dagegen läßt sich auch nicht einwenden, daß auch das Diplom dieses Kaisers eben so gut eine diplomatische Fiction gewesen sein könne, wie jene K. Karls und eines K. Ludwigs es gewesen sein mögen; denn was bezüglich der Diplome der zwei ebengenannten Kaiser nicht zu den Unmöglichkeiten gehört und in der Voraussetzung des schon hervorgehobenen Sensus compositus es auch in der That gewesen wäre, fand auf das Diplom K. Otto's I. durchaus keine Anwendung, weil es nicht denkbar ist, daß Piligrim die Unterschiebung eines Diploms hätte wagen können, dessen Datum nur um 20 Jahre älter gewesen wäre, als jenes des Diploms vom 22. Juli 976. Eine so plumpe Mystification wird dem gewiegten Geschäftsmanne Piligrim niemand zutrauen. Seine Absicht bei der Abfassung des Diploms vom 22. Juli 976 konnte nur die sein, durch ziemlich unverfängliche Ambiguität der Ausdrucksweise die Ankunftstitel der Passauer Kirche auf die Klöster St. Pölten und Kremsmünster in eine möglichst frühe Zeit zurückzuschrauben. Sicher ist, daß aus jener Zeit und auch aus der Zeit vor Piligrim einige Falsificate stammen, deren Absicht unleugbar auf Schaffung älterer Ankunftstitel ehemals salzburgischen und nun passauisch gewordenen Besitzes hinausläuft. Andererseits ist es aber sehr auffallend, daß der um sein Erzstift gewiß höchst verdiente Erzbischof Friedrich I. von Salzburg während seiner langen Regierungszeit (958—991) nirgends eine schriftliche Spur hinterlassen habe, daß er die geeigneten Schritte gethan, um das durch einen kaiserlichen Machtspruch von seiner freilich noch ungeheuern Diöcese abgerissene bessere Drittheil zu revindiciren. Hatte er bei seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl dem Kaiser gegenüber auf die Verfolgung seines Rechts Verzicht leisten müssen, oder war er in seiner hochkaiserlichen Gesinnung davon überzeugt, daß seines Vorgängers Herold schmäh-

liche Felonie mit dessen persönlicher, grausamer Strafe der Blendung noch nicht zur Genüge gesühnt sei, und darum auch die Mutterdiöcese verstümmelt werden mußte? Wer wird im Stande sein, durch Beantwortung dieser Fragen das mysteriöse, historische Räthsel zu lösen? — Durch wiederholtes Nachdenken darüber sind mir drei Dinge klar geworden: erstens, daß der Maßstab der Anschauungen, in die wir uns hineingelebt haben, auch im vorliegenden Falle wieder zu kurz ist, um Thatsachen, die uns um 900 Jahre zu ferne liegen, richtig zu bemessen; dann, daß die frühmittelalterliche Identificirung der Kirchen- und Reichsinteressen der Kirche mehr Schaden als Nutzen gebracht habe; und endlich, daß man es Niemand verargen dürfe, der die in Folge der Ereignisse der ersten Fünfzigerjahre des X. Jahrh. geschaffenen kirchlich-topographischen Zustände als von jeher zu Recht bestandene annimmt, von welcher Nachsicht selbst anerkannt gründliche Forscher nicht auszunehmen sind, indem ihnen nicht zuzumuthen ist, daß sie eine ohne jeglichen Eclat, gleichsam im Finstern und unter der Hand entstandene Umgestaltung, über welche, wie absichtlich, alle Urkunden, das tiefste Schweigen beobachten, nicht für etwas Althergebrachtes hinnehmen, und dieß um so mehr, wenn sie bei ihren anderweitigen Forschungen nie veranlaßt waren, in die Details einer rein specialkirchengeschichtlichen Frage einzugehen.

Bald nach der Entscheidungsschlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955 finden wir wirklich die Ostgrenze des Bisthums Salzburg nicht etwa nur um ein Merkliches verrückt, sondern schon vier Meilen von der Hauptstadt des Metropoliten einfach auf die ohnehin bescheidenen Marken seines Kirchenstaates aufgesetzt. Sie laufen nun von der Mattig herüber über den Scheitel des Irsberges und über den Civancen am Westgestade des Zellersee's, und dann fort in beinahe gerader Richtung rein südlich auf den Dachstein, vom Dachstein aber in östlicher Richtung coincident mit den heutigen Landesgrenzen von Oesterreich und der Steiermark immer auf dem Hochalpenzuge bis zur Raralpe nördlich vom Sömmering, unter welcher sie in der Thalmulde der Schwarza an den auch später noch salzburgisch gebliebenen „Wienerneustädter Bezirk" (um 1450 »Archidiaconatus ultra montem Sömmering«) sich anschließt, welcher Bezirk beiläufig das Gebiet der um 1030 errichteten Grafschaft Pütten umfaßte.

Bei dem hohen diöcesangeschichtlichen Interesse, das sich an diese, ich möchte sagen, ohne alles mechanische Getöse und gleichsam auf ruhig dynamischen Wege vollzogene, gewaltige Umgestaltung knüpft, dürfte es wohl geboten sein, selbe je nach Ursache, Zeit und Weise einer genauern Untersuchung zu unterziehen. Wie gesagt, geben uns außer dem Winke, der in der Namensnennung der Kaisers Otto I. in dem Diplome seines Sohnes und Nachfolgers K. Otto's II. am 22. Juli 976 liegt, die übrigen aus jener Zeit stammendenden Urkunden keinen Aufschluß über diese tiefeingreifende Verrückung der Diöcesangrenzen; erst in den Siebzigerjahren des X. Jahrh. werden bischöflich-passauische Amtshandlungen in dem neuerworbenen Bisthumsterritorium constatirt, die über die vollzogene Thatsache keinen Zweifel mehr zulassen; dagegen beobachten die Salzburger Documente in dieser Richtung ein absolutes Stillschweigen. Aber selbst für die Sechzigerjahre enthalten die Passauer-Urkunden noch keine Andeutung, aus welcher sich auf irgend eine bedeutendere Neugestaltung schließen ließe. — Noch am Schlusse des Jahres 953 steht Erzbischof Herold von Salzburg in gewohnten Gnaden bei König Otto I., denn im nämlichen Jahre erhält er am 10. Dec. von ihm die Herrschaft Krapfeld

in Kärnten zum Geschenke[1]). Mit der Schenkung Grabenstätts sammt Gebiet, mehrerer Pfannstätten zu Reichenhall sammt Zugehör, und eines weitläufigen Forstreviers an der Traun, welche K. Otto I. dem Domcapitel Salzburg auf Erzbischof Friedrichs Fürbitte zuwendet, beginnt am 8. Juni 959 eine Gnadenreihe des Kaisers gegen genannten Kirchenfürsten, die bis zu seinem Tode nicht mehr abbricht und unwiderleglich darthut, daß *während der gemeinsamen Regierungszeit* des Kaisers und des Erzbischofs die arge Spoliation an altangestammtem Diöcesangebiete vom Kaiser nicht verhängt worden sein könne; im Gegentheile sehen die Schenkungen Grabenstätts u. s. w., der Abtei Chiemsee, der Herrschaft *Nidrinhof* mit 50 Huben, des Forstes Susil, der Stadtgebiete Zuib und Leibniz und eines Hofes in Regensburg[2]) eher einer Entschädigung für erlittene Entgänge in vorhergegangener Zeit, als einer gewöhnlichen Begünstigung ähnlich. Ueberdieß enthält ein Passauer Document aus Bischofs Piligrims Zeit, das sogleich näher zu beleuchten kommt, das naive Eingeständniß, daß die Passauer Bischöfe erst seit Piligrims Vorgänger, *Adalbert* (945—971), im Besitze des Salzburg entrissenen Diöcese-Antheils sich befinden. Da die an das Lebensmark reichende Verstümmlung der Salzburger Diöcese nicht vor dem 10. Dec. 953 und auch nicht nach dem 18. April 958 angenommen werden kann, indem am ersten Datum K. Otto I. sich dem Erzbischof Herold noch gnädig erwies, und am letztern der Metropolit Friedrich I. den Stuhl bestieg, so muß sie zwischen diese zwei Zeitpunkte fallen, in welchen *Herold von Salzburg* und *Adalbert von Passau* gleichzeitig ihre Stühle innehatten. Dadurch ist aber mein Ansatz der *dritten Periode* von 955 an hinlänglich gerechtfertigt, zugleich aber auch die Zeit, in welche jene enorme Schädigung salzburgischer Diöcesanrechte fällt, auf *vier* Jahre präcisirt, welche Präcisirung uns einen verständlichen Fingerzeig gibt, um auch die *Ursache* einer so harten Maßregel zu entdecken, und eben dadurch auch der Zeit ihrer Verhängung noch näher zu rücken.

Wir sind bei der Verificirung dieser Entdeckung keineswegs auf ein an und für sich schon ausreichendes Maß höchstwahrscheinlicher Muthmaßungen beschränkt, werden vielmehr hiebei von Aufschlüssen kräftig unterstützt, die aus einer hoch über den Parteileidenschaften liegenden Quelle fließen. Nachdem Erzbischof Herold im Frühjahre 955 vom Bruder des Kaisers, Herzog Heinrich von Bayern, bei Mühldorf gefangen, mit glühenden Eisen geblendet und dann des Erzbisthums entsetzt worden (*canonisch* erst 958), unterfing er sich dennoch, trotzdem daß er a sacris et divinis überhaupt suspendirt und wegen Mangels des Augenlichtes irregulär war, das hl. Meßopfer zu feiern und hiebei das Pallium zu tragen. Auf hierüber erhobene Anklage sah sich Papst Johannes XIII. veranlaßt, 967 in Ravenna eine Synode von 59 Bischöfen um sich zu versammeln, um hierüber canonisch zu urtheilen. In der Zahl derselben befanden sich die deutschen Bischöfe Janwardus (sic) von Minden und Otker von Speier; auch Kaiser Otto I. war anwesend. Kraft des erlassenen Synodalschreibens wurde über Herold bis auf vollständige Besserung das feierliche Anathem ausgesprochen, und Erzbischof Friedrich für den Salzburger Metropolitanstuhl bestätigt. Im besagten Synodalschreiben kommt nun vor[3]): »Notum esse volumus, quod Heroldus dudum Salzburgensis ecclesie archiepiscopus contra canonicam et apostolicam auctoritatem nefaria praesumcione post suorum oculorum amissionem videatur sanctum celebrare mysterium et quod ridiculum est pallium gestare solempniter. Hoc namque non ad modicam hereseos

[1]) Juvav. Anh. p. 180. [2]) Ibid. p. 184. [3]) Ibid. p. 183.

vesaniam attinet et nobis omniumque fratrum orthodoxorum prudencie debet videri execrabile . presertim cum ipse pro sua culpa et perfidie temeritate exoculatus sit, eo quod ecclesias Dei expoliaverit, thesaurum paganis erogaverit, seseque eis junxerit in christianorum necem et depredationem contra dominum et piissimum imperatorem suum seniorem rebellis et infidelis exstiterit et proinde a decessoribus sancte memorie pontificibus (Johann XII. und Benedict V.) Sacerdotale officium sepe sit ei interdictum ....« Dadurch sind wir über eine Verkettung verabscheuungswürdiger Verbrechen, die sich Erzbischof Herold hatte zu Schulden kommen lassen, genau unterrichtet, unter denen, das Majestätsverbrechen gegen seinen kaiserlichen Herrn, Felonie und Empörung geübt zu haben, besonders hervorgehoben wird. Nach Aussagen mehrerer verlässiger Chronisten kam K. Otto dem Erzbischofe und seinen Verwandten schon gegen Ende des J. 954 hinter ihre Treulosigkeit; bald kam es zur förmlichen Empörung gegen den Kaiser, deren Führer Ludolf, Sohn des Kaisers aus erster Ehe, Herzog Chonrad von Lotharingen, Pfalzgraf Arnulf von Scheuern und dessen nächster Verwandter Erzbischof Herold von Salzburg waren; eine große Anzahl bayerischer und auswärtiger Großer schloß sich ihnen an; die Ungarn wurden zu Hilfe gerufen und mit dem Kirchenvermögen vom Erzbischofe Herold unterstützt. Aber schon im Frühjahre 955 konnten sich die Empörer in Regensburg, das vom Kaiser belagert wurde, nicht mehr halten. Ludolf war schon früher geflohen und stellte sich an der Iller mit seinen Kriegern seinem kaiserlichen Vater gegenüber, wo der hl. Ulrich sie aussöhnte. Später floh auch Herold nach Mühldorf, wo ihn Herzog Heinrich gefangen nahm und mit der ihm eigenthümlichen Grausamkeit blenden ließ. Daß K. Otto bald nach der Entdeckung des Complots dem Erzbischof Herold seinen bis an die Comagener Berge reichenden Antheil des Bisthums abnahm, und ihn dem ihm treuergebenen Bischofe Adalbert von Passau, der auf einer Strecke von nahezu 40 geogr. Meilen nördlicher Nachbar Herolds war, zuwies, war für den Kaiser ein unverletzliches Gesetz der Strategie, denn er mußte vor allem den treulosen Erzbischof von den im Osten an seine Diöcese angrenzenden Ungarn abschneiden, die Herold sogar mit den Schätzen der geplünderten Kirchen gegen den Kaiser unterstützte, und natürlich nicht ermangelt hätte, ihnen in seinen zahlreichen Ministerialen ein bedeutendes Contingent zuzuführen. Die sofortige Unterbrechung der Contiguität Herolds und der Ungarn war also eine unerläßliche Maßregel, die durch Abreißung des Osttheiles der Diöcese von Salzburg vollständig erreicht wurde. Darum muß sie factisch schon im Frühjahre 955 ausgeführt worden sein, mag dann K. Otto I. sein hierauf bezügliches Diplom, auf welches, wie wir gesehen, sich Piligrim 976 berief, sogleich oder erst später ausgefertigt haben. Dagegen war Herolds Blendung durch Herzog Heinrich, den Bruder des Kaisers, ein Act der Grausamkeit, der für alle Zeiten als schwarze Makel am Charakter der fürstlichen Brüder kleben wird, zumal da der canonische Proceß gegen Herold damals, als er geblendet wurde, kaum eingeleitet, geschweige denn entschieden war; letzteres war erst 958 der Fall. Nach der grausamen Verstümmlung des Erzbischofs und seines Stammbisthums mußte dem Kaiser daran liegen, auch die canonische Verurtheilung des Erstern zu erwirken: eine für den gesunden Menschenverstand freilich absolut unbegreifliche Rechtspflege. — Daß der apostolische Stuhl, wie sich wohl nicht anders erwarten ließ, nicht blindlings an die canonische Verurtheilung des unglücklichen Erzbischofs gegangen sei, ist schon daraus ersichtlich, daß der Proceß sich bis 958 hinzog, was nicht Wunder nehmen kann, wenn

man bedenkt, welche umfassende Zeugenvernehmungen, genaue Informationen und umständliche Beobachtung aller von den Canonen für einen so wichtigen Fall vorgeschriebenen Normen unvermeidlich waren, bis die Sache spruchreif werden konnte. Wie wir gesehen haben, lautete schon das erste Urtheil auf Suspension und Absetzung des tiefgefallenen und überdieß von weltlicher Seite grausam gequälten Erzbischofes. Herolds tiefer Fall und schreckliches Loos bilden das widrigste Blatt in den Annalen der Salzburger Kirche.

Auf Grund des bisher ausführlicher Erörterten scheint es mir keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der bis tief in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrh. rechtsgiltige Thatbestand der salzburg-passauischen Diöcesangrenzen erst aus dem J. 955 datirt habe. Dieß würde sich natürlich sofort als unrichtig herausstellen, wenn bewiesen werden könnte, daß die Bischöfe von Passau schon vor dem genannten Jahre irgend welche Jurisdiction innerhalb der in Rede stehenden Territorien ausgeübt haben. Aber auch dem Versuche einer derartigen Beweisführung scheint mir durch eine in weitern Kreisen bekannte Passauer Urkunde positiv vorgebeugt zu sein. Da fragliche Urkunde dem Cod. Patavinus entnommen ist, so wird man in ihr, wenigstens in den für vorliegende Untersuchung relevanten Ausdrücken keine Fälschung voraussetzen können, wenn man auch geneigt wäre, dem Urtheile ihrer Herausgeber beizustimmen[1]): »Coaeva quidem non est sed exeuns saeculum XII. redolet, attamen in dubium revocare quod continet vix possumus«, denn eine Fälschung, die nicht im Interesse der Passauer Kirche gelegen wäre, ist platterdings nicht denkbar. Daß sie rescribirt sei, ist auch Dr. v. Meiller überzeugt, der aus Anlaß der von ihm veröffentlichten Regeste[2]) sie in seiner gewohnten Gründlichkeit nicht nur bezüglich ihrer Glaubwürdigkeit, sondern auch, und eingehend, in Betreff des in ihr berührten Verhältnisses der Markgrafen zu den bayerischen Herzogen bespricht[3]). Herzog Heinrich von Bayern veranstaltete laut ihres Inhaltes an einem bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelten Orte der Ostmark ein aus Bischöfen, Grafen, Vornehmen und Gemeinen zusammengesetztes, öffentliches Placitum, aus dessen Verhandlungen das die Rechte der Passauer Kirche Betreffende in den Passauer Traditions-Codex und durch die Monumenta Boica in die Oeffentlichkeit übergegangen ist. Dieses Document spricht sich unter Anderem auch so aus: »Inter cetera autem que ad S. Stephanum prothomartirem sedemque Patauiensem juste legaliterque pertinere deberent... Mutarum et quod eparespurch nominatur... Deinde Treisimam ciuitatem S. ypoliti Martiris ea integritate ut quondam b. m. Adalbertus Episcopus sub Purchardo Marchione in sua tenuit uestitura et quemadmodum carta legali affirmatione antiquitus roborata et in publico recitata designabat.« Der letzte Satz von »ea integritate« an ist für die Zeitbestimmung, wann Passau in den Besitz des ehemaligen Salzburger Diöcesangebiets von der Westgrenze des Attergaues bis an den Wienerwald (hier speciell in jenen des Klosterdominiums von St. Pölten) gelangte, von höchster Wichtigkeit, er ist geradezu entscheidend. Erwägt man nämlich, welche Mühe sich einige Passauer Curialisten gaben, um jene Falsificate anzufertigen, mittelst welchen sie bald ihr Bisthum als von den Aposteln gegründet darzustellen suchten, bald die Rechts-Continuität mit dem gegen Ende des V. Jahrhunders eingegangenen Bisthum Lorch herzustellen sich bemühten, bald dem erst spät erworbenen Besitze der Kirche Passau uralte Ankunfts-

[1]) Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 208. u. Anm. p. 210. [2]) Babenberg. Regest. S. 1. 2. [3]) Ibid. S. 190. Anm. 3.

titel auf denselben unterzuschieben bestrebt waren, so muß man darüber staunen, daß der Curialist, welcher vorliegenden Auszug aus den Placitums-Verhandlungen des J. 985, welche Passau betrafen, besorgte, der Versuchung widerstand, statt Bischof Adalbert und Markgraf Burghart, nicht Bischof Walterich und K. Karl d. Gr. in sein Transumt einzusetzen. Damit, daß er Bischof Adalbert als ersten Besitzer nennt, und ihm obendrein den Markgrafen Burghart als Zeitgenossen beigibt, verrammelt er seinen hyperpatriotischen Collegen jeden Schleichweg, den Besitz des neuen Bisthumsantheiles auf irgend einen ältern Ankunftstitel zurückzuführen, indem Graf Burghart die Ostmark vor dem ersten Babenberger innehatte, und fataler Weise in den alten Bischofskatalogen von Passau ein weiterer Adalbert nicht einmal unter den nebelhaften Lorch-Passauer Bischöfen des tiefern Alterthums vorkommt, mit welchem man den Vorfahrer Piligrims identificiren könnte. In den Worten »carta legali affirmatione antiquitus roborata et in publico recitata« liegt kaum anfechtbar eine offenbare Berufung auf jenes dermal verschollene Diplom K. Otto's I. vor, womit der zur Zeit Erzbischof Herolds von Salzburg abgetrennte Bisthumsantheil Passau zugewiesen worden war. Wenn, wie ich dargethan zu haben glaube, die Abtrennung des in Frage stehenden Gebietes nur zur Zeit des Vaterlandsverräthers Herold möglich war, so mußte Adalbert von Passau erster Diöcesan desselben werden, und daß dieß wirklich so gewesen sei, sagt uns vorliegende Urkunde mit dürren Worten.

Sonderbar, daß ich in Bezug auf die Erwerbungszeit des in Rede stehenden Diöcesangebietes durch die Passauer Kirche auch einen scharfsinnigen Beurtheiler der ältern kirchlichen Verhältnisse Passau's zu widerlegen habe, dem kaum jemand verwirft, daß er Parteigänger besagter Kirche sei, nämlich Dr. E. Dümmler. Dieser gewiegte Forscher scheint wirklich auch allen Ernstes daran zu glauben, daß die Bischöfe von Passau, wenn nicht etwa gar aus der Urzeit her, so doch gewiß schon vor dem Beginne der Magyaren-Einfälle Diöcesane im Lande ober und unter der Enns am rechten Donauufer gewesen seien. — Bischof Piligrim hatte 985 zwei aus Geistlichen und Weltlichen zusammengesetzte Synoden gehalten, die erste in der St. Laurentiuskirche zu Lorch, die zweite in der St. Agapitus-Basilica zu Mautern. Die der Versammlung vorgelegte Frage lautete[1]): »Quod suae (Pataviensi) S. aecclesiae iuris in decimatione contigeret interiacentis provinciae inter anesum fluuium et comagenum montem?« Hierauf antworteten die beeidigten Zeugen einhellig: »Penitus et continuatim omnem decimationem infra praescriptos limites anesi scilicet fluminis et comageni montis. Ante proximam barbaricam suae desolationis deuastationem indicione (in ditione) et potestate praedictae S. Patauiensis ecclesiae sibique praesidentium episcoporum et fuisse et adhuc iure esse debere.« Diese Urkunde bespricht Dümmler[2]), und fügt dann die Bemerkung hinzu[3]): „Ich glaube, daß diese Worte (ante proximam barbaricam suae desolationis deuastationem) auf die mehr als fünfzigjährige ungarische Herrschaft in diesen Gegenden überhaupt gehen, nicht auf einen besondern Abschnitt derselben", woraus sich in unwiderstehlicher Logik ergäbe, daß Passau schon vor dem J. 900 Jurisdiction und Gewalt über das Land zwischen der Enns und dem Wienerwalde ausgeübt hätte. Hierin befindet sich aber Dümmler sicherlich im Irrthume. Von einer um mehr als zwei hundert Jahre früheren Verwüstung des Landes durch die Awaren wußten die zusammengerufenen Zeugen wohl nichts mehr, und konnten also die mehr als

[1]) Mon. Boic. Vol. 28. II. p. 88. [2]) Piligrim v. Passau S. 67. [3]) Ibid. S. 182. Anm. 23.

fünfzigjährige Magyaren-Verwüstung nicht die nächste heißen. Höchstens ließe sich die Präcisirung: nächste, auf die letzte Verheerung der von 900—955 mehrmals wiederholten deuten, denn, wie bekannt ist, diese Wiederholungen lagen manchmal viele Jahre auseinander, worüber uns eine beinahe gleichzeitige Handschrift von Freising aus dem Ende des X. Jahrh. die verlässigsten Aufschlüsse ertheilt[1]). Sie registrirt mehrere Ungarn-Einfälle, deren Zeitangaben der Herausgeber Dr. Rudhart beleuchtet. Für die vorliegende Frage könnte natürlich nur die letzte derselben vom J. 955, als nächste, Interesse haben, aber auch diese verdient keine Berücksichtigung, denn in einem gleichzeitigen Diplome K. Otto's III. ist die „nächste Verheerung der Passauer Diöcese in ihrem Ostlande so klar angedeutet, daß jede fernere Untersuchung darüber eine müßige wäre. Dieses Diplom ist jenes vom 30. September 985, welches unter Anderem sagt[2]): »Notum sit... qualiter Piligrimus S. patauiensis ecclesiae venerabilis praesul episcopatus sui pertinentiam in orientali plaga barbarorum limiti adiacentis creberrima eorum deuastatione infestari nostre conquestus est pietati, a quibus etiam barbaris moderno nostri quoque regni tempore miserabili lamentatione adiecit, tam inrecuperabili se damno lesum, in interfectione et direptione aecclesiae suae familiae praeter innumerabilia depraedationum et incendiorum dispendia ut absque habitatore terra episcopii solitudine siluescat.« Da Otto III. 983 den Kaiserthron bestiegen hatte, so muß jene letzte Verheerung des östlichen Passauer Diöcesangebietes, als schon während seiner Regierung vorgefallen, sich zwischen 983 und 985 ereignet haben, was für einen, der im J. 985 spricht, denn doch offenbar die nächste Verheerung ist; mithin ist an die mehr als fünfzigjährige ungarische Herrschaft nicht zu denken.

Obwohl ich die Ursache, aus welcher, und die Zeit, in welcher die folgenschwere Umgestaltung des Diöcesangrenzen-Verhältnisses zwischen Salzburg und Passau vorgenommen worden ist, zu einem höchst möglichen Grad von Wahrscheinlichkeit erhoben zu haben glaube, verhehle ich mir doch keineswegs, daß noch immer der Einwand zu beheben übrig bleibe: wie es denn begreiflich sein soll, daß eine so gewaltige Umgestaltung kein nachweisbares, urkundliches Aufsehen erregt haben sollte, und daß namentlich in den Documenten der dabei höchst empfindlich betheiligten Salzburger Kirche auch nicht die unscheinbarste Spur derselben zum Ausdrucke gelangt sei. Dieser Einwand ist auf seinen ersten Anblick ein schwerwiegender, aber, wie mir scheint, doch wohl nur in den Augen derjenigen, die nicht in der Lage sind, sich das Verhältniß der frühmittelalterlichen Klöster und ihrer Territorien zu den Bischöfen, in deren Diöcesen sie lagen, klar zu vergegenwärtigen, und überdieß den anarchischen Zustand des Salzburger Stuhles, in welchen er in Folge der Felonie des Abtbischofes Herold gestürzt worden war, nicht fest genug im Auge behalten. Diese zwei Momente sind es, welche über die Art und Weise, wie jene folgenschwere Umgestaltung der Diöcesan-Grenzverhältnisse bewerkstelligt worden ist, das nöthige Licht verbreiten. Vorerst finde ich mich zur Bemerkung genöthigt, daß über die Verhältnisse der frühmittelalterlichen Klöster zu den Bischöfen, in deren Diöcesen sie lagen, im Allgemeinen eine bedauerliche Unklarheit herrsche. Mit denjenigen, welche sich diese Verhältnisse so vorstellen, wie wir sie dermal vor unsern Augen haben, habe ich

[1]) Quell. zur bayer. Gesch. VII. S. 441. ff. [2]) Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 244.

kein Wort zu verlieren; dagegen stehen jene, die sich damit begnügen, jene Verhältnisse mit dem Ausdrucke der Exemtion abzuthun, der Wahrheit näher, ohne sie jedoch zu erreichen. Die Exemtion im heutigen Sinne bedingt die Unabhängigkeit des »Abbas nullius« für die innere Verwaltung seines Stiftes, während die äußern Seelsorgstellen desselben, incamerirte Pfarreien, Vicariate u. s. w. eben so gut unter der bischöflichen Respicienz stehen, wie alle Seelsorgsposten überhaupt. Dagegen standen die Seelsorgstellen, d. h. die auswärtigen Zellen der frühmittelalterlichen Klöster einzig nur unter der Leitung ihres Abtes. Dieß war der normale Zustand für die Benedictinerklöster angelsächsischer und cassinensischer Observanz; in den columbanischen oder irischen Klöstern war die Machtvollkommenheit des Abtes noch viel ausgedehnter: dort war der Abt Alles in Allem. Ich will hier nicht wiederholen, was ich darüber schon früher erläutert habe, fasse es vielmehr nur mit den Worten des gelehrten, hochwürdigsten Bischofes von St. Gallen, Carl Johann Greith, zusammen[1]): „Die großen Stifter von Kirchen und Klöstern waren größtentheils einfache Aebte, vermieden, wo es gehen mochte, schon aus demüthiger Gesinnung ihre Erhebung zur bischöflichen Würde, und beschränkten sich darauf, die heiligen Sakramente zu spenden, die Missionsunternehmungen zu leiten, die frommen Uebungen der Andacht und Disciplin in ihren Klostervereinen zu überwachen und in den Schulen Unterricht zu ertheilen. Nicht selten stand dem Abte des Klosters ein Bischof zur Seite, dem zwar der Vorrang der Ehre und Würde, und lediglich die Ertheilung der heiligen Weihen und die übrigen mit seiner Würde verbundenen Functionen, aber keinerlei Jurisdictionsrechte über die Brüder, noch eine andere Gewalt über die geistlichen oder weltlichen Angelegenheiten des Klosters zukam (Reg. S. Columban.)" Wenn wir diese lichtvollen Grundsätze auf jene fünf Klöster anwenden, aus deren Territorien der 955 von Salzburg abgetrennte und Passau zugewiesene Bisthumsantheil rechts der Donau bestand, so werden wir uns dadurch den Grund schaffen, auf welchem wir uns dann das beiläufige Bild der bischöflichen Jurisdictionsverhältnisse in ihrer Beziehung vor der Grenzumgestaltung entwerfen können. Ich berücksichtige hier das Territorium des Klosters St. Florian nicht wieder, weil es, wie wir gesehen, schon im IX. Jahrh. bischöflich-passauisch geworden war. Das Kloster Mansee war cassinensischer Observanz, St. Pölten als Colonie Tegernsee's aber wahrscheinlich angelsächsischer. Das Kathedralkloster St. Peter zu Salzburg war durch die vom hl. Bonifacius veranlaßte Reform unter Abt und Rector Ecclesiae Johannes ohne Zweifel Benedictinerkloster angelsächsischer Observanz geworden, erhielt aber unter dem Abtbischofe Virgil eine entschieden irische oder columbanische Färbung. Dafür zeugt die urkundlich erhärtete Thatsache, daß der hl. Virgil gegen 22 Jahre dem Kathedralkloster als einfacher Abt und Rector Ecclesiae vorstand, sich zur Vornahme jener Functionen, zu denen bischöfliche Weihe erforderlich war, den Bischof Dobda graecus hielt, und erst 766 dazu vermocht werden konnte, sich zum Bischof consecriren zu lassen. Dieselbe irische Färbung trat sicherlich noch greller in den von ihm errichteten Benedictinerkloster Kremsmünster hervor, weil es nicht zugleich Kathedralkloster war. Nach dieser Erläuterung werde ich zur Behauptung berechtigt sein, daß, wie St. Florian vor seinem Uebergange an Passau, ebenso die Klöster Mansee, St. Pölten und Kremsmünster im strengsten Sinne des Wortes nicht unter der Jurisdictio ordinaria der Bischöfe von Salzburg standen, denn diese übten ihre

[1]) Gesch. der altirisch. Kirche S. 217. 218.

Aebte über ihre Klöster und deren Territorien, sie waren aber insoweit von diesen Bischöfen abhängig, weil ihre Dotationen salzburgisches Kirchengut waren, so z. B. jene von Mansee und Kremsmünster größern Theiles aus dem Nachlasse des rupertinischen Klosters Altmünster, sie selbst aber überdieß salzburgische Schöpfungen. Dazu kam noch, daß die unmittelbaren Besitzungen des Kathedralstiftes St. Peter wie auch des Frauenklosters Nonnberg allenthalben neben und in den Territorien jener auswärtigen Abteien zerstreut lagen. Durch das losere Abhängigkeitsverhältniß ohne eigentlichen jurisdictionellen Nexus zum Bisthum Salzburg war die Zuweisung dieser Klöster und ihrer Territorien zum Bisthum Passau, womit schon vorher mit St. Florian der Anfang gemacht worden war, sehr erleichtert; hiezu kam dann noch ein anderer Umstand, der ganz dazu angethan war, diese Zuweisung zu beschleunigen. Sämmtliche Klöster, von denen die Rede ist, waren durch die schon vor 955 wiederholten Magyaren-Einfälle verheert und dadurch vollständig verarmt, und folgerecht hiezu beinahe gänzlich entvölkert. Unter solchen Umständen konnte es als letztes Rettungsmittel vor unvermeidlichem Untergange erscheinen, sie unter unmittelbare Verwaltung eines tüchtigen Bischofes zu stellen. Inzwischen trat die bereits erzählte Katastrophe Erzbischof Herolds ein; als Strafe für seine verabscheuungswürdigen Verbrechen des Vaterlandsverrathes, der Felonie und der Empörung traf ihn die Reichsacht und Beraubung des Augenlichtes; nach canonischem Rechte war er irregulär und a sacris et divinis suspendirt und der erzbischöfliche Stuhl war dadurch factisch erledigt. Reichsacht und körperliche Verstümmlung blieben aber nicht nur persönlich, sie trafen indirect auch seinen Stuhl, und die Anarchie dauerte volle drei Jahre. Allerdings hätte das alte Kathedral-presbyterium von St. Peter zur Wahrung der nicht persönlichen Rechte des Metropolitanstuhles auftreten sollen, aber es war in der Person seines Abtbischofes mit in's Verderben gezogen worden. Eine fast gleichzeitige Notiz sagt vom Regierungsantritte des Erzbischofes Friedrich im J. 958, daß er das Kathedralkloster St. Peter „beinahe verlassen und zerstört gefunden habe" („pene desolatum et destructum inveniens"). Während also auch das kräftigste Organ des bischöflichen Stuhles, das Kathedral-Presbyterium derartig gelähmt war, konnte die Verstümmlung der alten Mutterdiöcese ohne allen Anstand, ja ohne jeglichen Widerspruch vollstreckt werden, und weil auch der sonst thatkräftige neue Erzbischof keine Restitutio in integrum verlangte, so trage ich kein Bedenken, dessen nachträgliche, stillschweigende Gutheißung der vorhergegangenen, argen Spoliation einem feierlichen Verzichte zuzuschreiben, den er dem Kaiser vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl hatte leisten müssen. Damit glaube ich meine Behauptung, daß die salzburgisch-passauischen Diöcesangrenzen in Ober- und Unter-Oesterreich, wie wir sie nach dem Austoben der Magyaren-Stürme finden, vom J. 955 herrühren, zur Genüge bewiesen zu haben. Hier habe ich nur noch beizufügen, daß zwischen den Jahren 976 und 993 nochmals eine Verrückung der Diöcesangrenzen zwischen Salzburg und Passau eintrat. Mit letzterm Jahre scheint nämlich auf einmal das salzburgische Kloster Altötting sammt Territorium und die dorthin gehörige kleine Abtei Mattsee als Besitzung von Passau auf. Dümmler weist ziemlich eingehend nach[1]), daß Altötting und dessen Pertinenz Mattsee auf krummen Wegen an Passau gekommen seien.

Mit meiner Ansicht, daß die weitgreifende Grenzverrückung in Ober- und Unterösterreich auf das Jahr 955 zurückzuführen sei, stehe ich bisher noch allein:

[1]) Pilgrim v. Passau. S. 64. u. Anmerk.

die weitverbreitete Meinung hält den Grenzbestand nach 955 für den althergebrachten. Ich habe mir viele Mühe gegeben, in den Schriften ihrer Vertreter eine Begründung derselben zu endecken, ich fand sie aber fast überall nur behauptet, nirgends bewiesen. Da nun an eine directe Widerlegung ihrer Begründung, eben weil eine solche nicht existirt, nicht zu denken ist, und die positive Begründung der gegentheiligen Ansicht bereits erbracht sein wird, so bliebe nur noch die Lösung der Einwürfe übrig, welche auf Grund urkundlicher Zeugnisse gegen meine Anschauung vorgebracht werden könnten. Um alle, mir nun einmal nicht zusagende Polemik zu umgehen, werde ich der mir gestellten Aufgabe im Wesentlichen dadurch Genüge leisten, daß ich die Genesis des fast allgemein gewordenen Irrthums bis auf seinen ersten Keim zurück verfolge.

Gleich beim Eintreten in die eben angekündete Untersuchung begegnen wir einem jener Irrgänge der menschlichen Vernunft, welche so oft im Leben und leider nicht selten auch in der Wissenschaft vorkommen, daß nämlich der ganze Unterbau zerstört wird, und man sich trotzdem dem Wahne hingibt, der Ueberbau werde ohne Beschädigung fortbestehen. Der neuern kritischen Schule gebührt das unbestreitbare Verdienst, die Documente des Alterthums mit großem Scharfsinne gesichtet, eine nicht unbeträchtliche Anzahl derselben als unterschoben oder gefälscht erwiesen und als solche nach Verdienst aus der Klasse historischer Quellen für immer ausgeschlossen zu haben. Das mit unterlaufene, unleugbare Quid nimium kann ich hier unberührt lassen. Die unerbittliche historisch-kritische Acht traf besonders eine auffallendere Anzahl Passauer-Urkunden; und man sollte billigerweise erwarten dürfen, daß auch alle geschichtlichen Irrthümer, welche vorzugsweise, und zum Theil ausschließlich, auf jene geächteten Urkunden basirt sind, ihren Müttern in die Verweisung nachgefolgt sein werden. Dem ist aber keineswegs so; man hat sich begnügt, das Phantom des Lorcher-Erzbisthums zu begraben, das kolossale Bisthum Passau der Urzeit wandelt aber noch unangefochten unter uns herum. Selbst jene Wächter der historischen Kritik, welche sonst gewohnt sind, strenge Polizei zu halten, beherbergen es als alten guten Bekannten, ohne daß es ihnen auch nur einfiele, selbes um seine Legitimation zu fragen, welche sie doch selbst als Falsificat ausgeschrieben haben.

Das Bullarium (wenn ich so sagen darf) des Erzbisthums Lorch und die dasselbe in die Chronologie einreihenden Bischofskataloge von Lorch-Passau stehen mit den vermeintlichen alten Bisthumsgrenzen von Passau in einem viel engern Zusammenhange, als man gewöhnlich glaubt. In ihnen liegt der fruchtbare Keim, der dann durch spätere förmliche Falsificate oder zweckdienliche Interpolirungen genährt und großgezogen wurde. Unter die förmlichen Falsificate rechne ich jene, ich weiß nicht soll ich sagen, glücklicher oder unglücklicher Weise zu Grunde gegangenen Fabrikate der Passauer-Curialisten, die auch der berühmte dortige Bischof Piligrim für echt gehalten zu haben scheint, und die in seinen Verhandlungen öfter unter der allgemein gehaltenen Nachricht: »obtulit nobis auctoritates, immunitates privilegiorum ꝛc.« — aufscheinen. Zu den rescribirten und bei dieser Gelegenheit interpolirten Urkunden zähle ich, nach der Chronologie ihres fingirten Datums aufgezählt: die zweite Bestätigungsurkunde K. Karls d. Gr. für Kremsmünster vom März 802[1]); das Bestätigungsdiplom K. Ludwigs d. Fr. für Passau vom 28. Juni 823[2]); die Bestätigungsurkunde K. Arnulfs für Passau vom 9. Sept. 898[3]).

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 7. 8. [2]) Mon. Boic. Vol. 30. I. p. 381. und Stülz, Gesch. v. St. Florian No. IV. S. 204. 205. [3]) Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 119.

Jene grobgeschmiedete Kette päpstlicher Bullen, welche in einer geheimen Werkstätte der Passauer-Curie Glied für Glied, keineswegs alle auf einmal, in der Absicht fabricirt wurde, um ein erträumtes Erzbisthum Lorch für das höchste Alterthum canonisch zu begründen, bezieht sich direct nicht auf die dem Bisthume Passau fälschlich zugeschriebenen weiten Grenzen, indirect aber sehr nahe. Das ungeheuere Erzbisthum Lorch mit seiner Metropolitangewalt, anfänglich und vor der Errichtung des Erzbisthums Salzburg, über Ufer-Noricum und darüber weit hinaus während der baioarischen Zeit, später aber über Pannonien und Mösien — dieses ungeheuere Erzbisthum einmal als ein in der Wirklichkeit bestandenes angenommen, mußte es ein entsprechendes unmittelbares Bisthum zum Substrate haben, und es war nichts natürlicher, als das ehmalige Ufernoricum, mit einziger Ausnahme der kleinen westlichen Salzburger Landschaft, als solches darzustellen. Dieß mußte umsomehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, weil aus Eugippius erweislich in der römischen Epoche zu St. Severins Zeit Salzburg selbst, wie es scheint, sammt einem Theile des östlichen Vindeliciens unter der Hirtensorge des Bischofes Constantius von Lorch gestanden war. Als mit dem Beginne des X. Jahrh. die Bischöfe von Passau, nachdem sie in den unmittelbar vorhergehenden Jahren auf dem natürlichsten Wege und factisch Diöcesane des Klosters St. Florian und seiner nächsten Umgebung, in welcher, wie bekannt, auch der ehmalige Bischofssitz Lorch liegt, geworden, durch Connivenz der Salzburger-Bischöfe es auch rechtlich wurden, hatten sie dadurch zur Verwirklichung eines alten Planes, der sich traditionell in ihrer Curie fortgepflanzt, einen großen, von Seiten der Salzburger-Erzbischöfe in seiner Tragweite nicht erkannten, oder weit unterschätzten Schritt vorwärts gethan. Wie richtig dagegen die Passauer-Bischöfe diesen unscheinbaren Fortschritt auszubeuten wußten, wird etliche fünfzig Jahre darnach sonnenklar. Ist auch auf die nur aus einer Handschrift der Conciliums-Akten von Ingelheim 7. Juni 948 stammende Unterschrift Adalberts als Episcopus Lauriacensis kein besonderer Werth zu legen, während eine andere Handschrift, sowie fast oder ganz gleichzeitige Chronisten ihn ebenso, wie seine Synodal-Unterschrift zu Augsburg am 7. August 952 immer nur als Episcopus Pataviensis prädiciren, so ist es im Gegentheile sicherlich von hoher Wichtigkeit, daß ihn im J. 960 (d. h. 5 Jahre nach Erwerbung des salzburgischen Bisthumsantheiles ober und unter der Enns) der sächsische Annalist[1]) in einer Versammlung geistlicher Würdenträger am kaiserlichen Hofe ohne Weiteres als »Adalbertus Lauriacensis« aufführt. Dümmler[2]), den ich hier benütze, gibt sich viele Mühe, sich mit der Thatsache zurecht zu finden, daß sich Bischof Adalbert von Passau das Prädicat Lauriacensis beilegt, gelangt aber aus dem einfachen Grunde zu keinem annehmbaren Resultate, weil er selbst von der allgemeinen Meinung befangen ist, daß das weite Territorium, in welchem Lorch liegt, schon lange vorher bischöflich-passauisches Gebiet gewesen sei. Wohl ist er mit seiner Combination in der folgenden Seite der Wahrheit nahe, aber gerade für die Hauptsache, warum sich zum ersten Male Adalbert unter allen Bischöfen von Passau Lauriacensis nenne, gibt er keine Rechenschaft. Der Grund dazu ist aber klar: während der Regierung Adalberts war im J. 955 der Zeitpunkt eingetreten, das im Schooße der Passauer-Curie vielleicht schon seit 150 Jahren mit mütterlicher Zärtlichkeit warmgehaltene Lieblingsproject der Anknüpfung des Bisthums Passau an die Rechtspräcedenz Lorchs auch von den Nachbarinen ob seiner angeborenen Schönheit bewundern zu lassen.

[1]) Bei Pertz, Script. VI. p. 615. [2]) Pilgrim v. Passau. S. 26. 27.

Man glaube ja nicht, wie dieß bisher von vielen Seiten geschehen ist, daß die in der Formulirung der unterschobenen Bullen mehr als einmal, ich möchte fast sagen habituell, vorkommenden, sehr auffallenden, geographischen Verstöße nur eine Folge der Ignoranz ihrer Verfasser in dieser Disciplin seien: diese Verstöße sind wohl berechnet, sie sind planmäßig. Schon in Anbetracht einer hin und wieder nicht geringen diplomatischen Gewandtheit darf man die Fälscher, wer sie auch immer gewesen sein mögen, nicht für so blöd halten, daß sie nicht gewußt hätten, daß die pannonische Grenze während der Römerepoche nur bis an den Wienerwald heraufgereicht, und daß der hl. Severin fast ausschließlich im alten Noricum und in Ostvindelicien, d. h. im Bisthume des Constantius von Lorch gewirkt habe. Dieß wußten sie sicherlich so gut, wie wir; sie wußten aber auch, daß ein pannonisches Erzbisthum ohne Substrat eines selbst in Pannonien gelegenen unmittelbaren Bisthums eine Abnormität wäre, die bei denen, an deren Adresse ihre Falsificate bestimmt waren, höchstens ein mitleidiges Lächeln erregen könnte. Darum mußte Pannonien bis an den Salzburgergau herauf gestreckt werden, und man sieht auch hieraus wieder, in welch engem Zusammenhange die altpassauische Grenzfrage mit dem Phantome des Lorcher Erzbisthums stand. Daß die Fälscher aus dem Gremium der Passauer Curie von jeher von der absoluten Nothwendigkeit überzeugt waren, daß das unmittelbare Bisthum als Substrat des erzbischöflichen Sprengels innerhalb der Grenzen desselben liegen müsse, haben sie uns zu allem Ueberflusse, da man dieß bei Canonisten, die nur einigermaßen unterrichtet sind, ohnehin voraussetzen müßte, von ihnen selbst documentirt hinterlassen. Der Verfasser der unterschobenen Bulle des Papstes Agapitus II. für Bischof Gerhard von Passau läßt nämlich in derselben vorkommen[1]): »Inde quidem contigit ut Episcopi hac necessitate (depopulato ab Hunis territorio) compulsi sede illa (Laureacensi) deserta atque alio translata, simul etiam archiepiscopalem ipsius sedis desererent honorem.« Unmittelbar darauf bringt er aber die Wiedereinsetzung des Bischofs Gerhard auf den Lorcher Stuhl mit der Verleihung der dadurch bedingten erzbischöflichen Würde in unmittelbaren Causalnexus. Ganz derselbe Gedankengang kehrt in der Concept gebliebenen Bulle wieder, welche Piligrim, bis auf die Fertigung und Sieglung vollendet, dem Papste Benedict VI. oder VII. vorlegen ließ, und welche vom Papste als Impostur mit Recht verworfen wurde. — Die wahrhaftig freche geographische Albernheit, daß die Grenzen Pannoniens sich bis gegen Salzburg herauf erstreckt haben sollen, ist in den unterschobenen Bullen eine stereotype: sie ist die absichtliche Trübung des Wassers zu desto ergiebigerem Fange. In der Bulle des Papstes Symmachus für den sogar seinem Namen nach erdichteten Erzbischof Theodor von Lorch erscheint sie zum ersten Male, aber nur allgemein und schüchtern, gleichsam als Fühler. Dort heißt es nämlich nur[2]): Pallii usum ... quod utpote ab iisdem Apostolis fundatae ecclesiae majorum more libenter indulsimus ad attendendum te magistrum et Archiepiscopum tuamque sanctam Laureacensem ecclesiam provinciae Pannoniarum sedem fore metropolitanam.« Hier begnügt man sich vorläufig noch damit, die zweitheilige Provinz Pannonien überhaupt unter den Lorcher Metropoliten zu stellen. Für diejenigen, welche Pannonien im hergebrachten Sinne nehmen, fügt der officiöse Hansiz bei: »Metropolitanum Symmachus appellat provinciae pannoniarum, non quo Noricum excluderet, sed quo amplitudinem potestatis extra

[1]) Hansiz, Germ. sacr. I. p. 197. [2]) Ibid. l. c. p. 88.

Noricum ad pannoniam quoque porrectae probaret.« — Die Palliumsbulle des Papſtes Eugenius II. für Erzbiſchof Urolf geht behutſam einen Schritt weiter und ſagt[1]): »Ab hac sancta Romana matre ecclesia vobis eum rectorem transmisimus atque in praefatis regionibus Hunia, quae et Avaria appellatur sed et Maravia. provinciarum quoque Pannoniae sive Mesiae apostolicam vicem nostram et dioecesim atque jus ecclesiasticum exercendi et usum ac potestatem antecessorum suorum, videlicet S. Lauriacensis ecclesiae archiepiscoporum, sibi successoribusque suis commitimus ꝛc.« Hier erſcheint das erſtemal Möſien als lorchiſche Kirchenprovinz; was darunter zu verſtehen ſei, hat noch niemand ergründet; daß es das römiſche nicht ſei, gibt Hanſiz ſelbſt zu. Der Verfaſſer dieſer falſchen Bulle ſcheint nur beabſichtigt zu haben, die kirchliche Geographie um einen vagen, und darum überallhin brauchbaren Begriff zu bereichern, welchen Zweck er auch erreicht hat. Daß es ihm um etwas anderes, als um durchſichtige Klarheit zu thun war, gibt er auch durch die Art kund, mit welcher er die Begriffe Hunien oder Awarien und die Provinzen Pannoniens durcheinander mengt. Hunien oder Awarien ſchloß die altrömiſchen zwei Pannonien ja ohnehin ein. Sollte unter der Maske des obern Pannoniens wirklich ſchon Ober-Oeſterreich verſteckt ſein? Allerdings beinahe unglaublich; aber das iſt ſicher, daß zur Zeit, für welche dieſe Bulle fingirt wurde, die huniſche oder awariſche Grenze nach allgemeiner Anſchauung an der Enns begann; wozu alſo auch noch die beiden Pannonien? Wie dem auch ſein möge, das iſt nicht zu überſehen, daß Lorch, weil links der Enns gelegen, noch nicht zu Awarien gehörte, und daß ſomit, wenn wir auch von Oberpannonien abſehen wollen, eine weit gegen Weſten vorgerückte alte Bisthumsgrenze wenigſtens ſtillſchweigend vorausgeſetzt wird. Daß übrigens meine ſoeben ausgeſprochene Andeutung doch etwas Beſſeres ſei, als leerer Argwohn, wird man angeſichts der Bulle des Papſtes Agapitus II. für Erzbiſchof Gerhard von Paſſau kaum mehr abläugnen können. Sie datirt nach der Berechnung Hanſiz's vom J. 946. Ihr Verfaſſer läßt den Papſt darin ausſprechen[1]): »Proinde distribuere atque determinare ita vobis parochias bonum et pacificum aestimamus: ut divisis duabus Noricae regionis provinciis Heroldo Archiepiscopo occidentali Pannoniae cura committeretur et custodia, tibi autem successoribusque tuis ... providentiam Orientalis Pannoniae regionemque Awarorum atque Maraharorum sed et Sclavorum ... circumquaque manentium credimus ...« Hier iſt es nun klar ausgeſprochen, wohin man mit der Ambiguität der »Provinciae Pannoniarum« hinaus wollte; denn hier wird die »Norica regio«, damals, wie bekannt, gleichbedeutend mit dem bis nach Ungarn reichenden Baioarien, einfach in zwei große Complexe, etwa in eine Regio norica occidentalis et orientalis? nein, deutlich in eine Pannoniae occidentalis et orientalis zerlegt. Jene Autoren, welche in dieſer Theilung eine Vereinigung der Bisthumsgrenzen im eigentlichen Pannonien erblicken wollen, wie ſie z. B. im J. 829 König Ludwig zur Beilegung des Streites zwiſchen Erzbiſchof Adalram und Biſchof Reginhar an den Sprazabächen vorgenommen hatte, befindet ſich, meines Erachtens, in großem Irrthume. Wenn man dem Wortlaute der unterſchobenen Bulle des Papſtes Agapitus II. nicht abſichtlich Gewalt anthun will, kann in ihre Worte: »Divisis duabus Noricae regionis provinciis ... occidentalis Pannoniae ... orientalis Pannoniae« kein anderer Sinn hineingelegt werden, als daß Baioarien in zwei Provinzen,

[1]) Hansiz l. c. p. 149. [2]) Ibid. l. c. p. 198.

West- und Ostpannonien getheilt worden sei, deren erste dem Erzbischof Herold, die andere dem vorgeblichen Erzbischof Gerhard zugesprochen wurde. Der Fälscher geht in seiner Aufzählung consequent von West nach Ost vor, und nennt darum zuerst Westpannonien, d. h. Baiovarien zwischen der Augsburger- und Lorcher Diöcese, dann Ostpannonien, d. h. die specielle Lorcher Diöcese (natürlich mit Einschluß der wirklichen Passauer Diöcese), dann das Awarenland vom Wienerwald an und das daranstoßende Mähren und die übrigen östlichen Slavenländer. Die Annahme, daß Agapit II. das eigentliche Pannonien zwischen den Metropoliten von Salzburg und Passau so getheilt habe, daß dem ersten das westliche Pannonien (Pannonia I.) und dem zweiten das östliche (Pannonia II.) zugefallen, wäre geradezu sinnwidrig, weil nach der althergebrachten Diöcesen- (nicht Erzbisthümer-) Abgrenzung Pannoniens nördlicher und westlicher Theil zu Passau gehört hatten, während der südliche und östliche Theil unter bischöflich-salzburgischer Jurisdiction stand. Durch die eben angedeutete Annahme würde aber dieses Verhältniß einfach umgekehrt, was ich für sinnwidrig halte.

Bedeutend gemildert, oder um mich richtiger auszudrücken, schlau verblümt, kommt dieselbe Vertheilung der erzbischöflichen Sprengel noch einmal in jener Concept gebliebenen Bulle vor, die sich Bischof Piligrim zur Realisirung seiner ehrgeizigen Pläne angefertigt hatte, und deren Autorisation er bei Papst Benedict VI. oder VII. nicht durchzusetzen vermochte. In ihr heißt es[1]): »Auctoritate ac potestate beati Petri principis apostolorum, atque exemplo beatorum pontificum, scilicet praedecessorum nostrorum, eandem S. Laureacensem ecclesiam ejusque rectores jam archiepiscopos amodo perpetim ab omni Salzburgensis ecclesie ejusque presulnm subjectione et ditione absolvimus et honore metropolitano sublimamus. Et sicut modernis temporibus s. m. Agapitus papa terminos earundem parochiarum ab invicem distinxit, sic et ipse diffinimus: ita quoque ut Salzburgensis ecclesia superioris Pannoniae episcopos habeat Suffraganeos, quibus usque huc sui pontifices praeesse videbantur, cum tanta talique dioecesi, quali hactenns in inferiori usi sunt Pannonia, sancta autem Lauriacensis ecclesia in inferioris Pannoniae (atque Mesie) regiones, quarum provincie sunt Avaria atque Maravia... suique antistites archiepiscopalem habeant potestatem cum tanta talique dioecesi, quali hactenus in superiori usi sunt Pannonia.« Man ersieht hieraus, daß Bischof Piligrim in der Wesenheit an der Eintheilung des Papstes Agapitus II. festhalte, dieselbe aber doch bedeutend modificire. Er hatte hiezu Grund genug, weil ihm nicht entgehen konnte, daß durch die paradoxe Eintheilung Baiovariens (Noricae regionis) in eine Pannonia superior und inferior sein Stammbisthum Passau selbst auf das Spiel gesetzt war, weil es sich, seiner Lage nach, doch mehr für die agapitische Pannonia superior, als für die inferior eignete. Piligrim ist daher so gnädig, dem Erzbisthum Salzburg mit den Worten: »cum tanta talique dioecesi quali hactenus usi sunt in inferiori Pannonia« seinen Besitz im Osten zu sichern, zugleich aber auch so klug, durch die ganz ähnliche Phrase: »cum tanta talique dioecesi, quali hactenus in superiori usi sunt Pannonia« den erträumten und erwünschten Lorcher Erzbischöfen das Bisthum Passau außer Rifico des Verlustes zu stellen. In seinem Gebrauche der Ausdrücke: Pannonia superior et inferior liegt aber ein absichtlicher diplomatischer Kniff; denn im Sinne der Theilung des Papstes Agapit II. war West- und Ostbaiovarien damit gemeint, im gewöhnlichen Sinne aber Ober- und Niederpannonien. Was nun Piligrims geschraubte Ausdrucksweise betrifft, ist es für die uns vorliegende Grenzenfrage,

ziemlich gleichgiltig, was er mit seinem: Pannonia superior et inferior gemeint, und was er damit sagen, oder vielmehr nicht sagen wollte. Soviel steht fest, daß die Grenzenfrage mit den lorchisch-passauischen Erzbisthums-Bestrebungen im innigsten Zusammenhang stehe. In Piligrims Augen hatte jedoch hauptsächlich nur mehr die Frage über die Abgrenzung der eventuellen Erzbisthümer besondern Werth, nicht mehr jene der Stammbisthümer Salzburg und Passau. In letzter Beziehung war durch die Losreißung des schönen Landes ober und unter der Enns im Jahre 955 alles Erreichbare wirklich erreicht.

Nach der Beleuchtung derartiger Verirrungen des menschlichen Geistes auf Wegen ungezähmter Leidenschaften thut es wahrhaftig wohl, die einfache, klare Sprache der Wahrheit von jenem hl. Stuhle aus zu vernehmen, dem die Ewige Wahrheit das Depositum der Geoffenbarten anvertraut hat. Diese Sprache spricht aber Papst Benedict VII. in seiner Bulle, womit er dem Erzbischof Friedrich von Salzburg ungefähr 978 das apostolische Vicariat überträgt. Th. v. Kleimayrn setzt die Emanationszeit der Bulle, die leider nur abschriftlich und mit Weglassung der Fertigung auf uns gekommen ist, auf die Jahre 973—974[1]). Dieß ist offenbar unrichtig; sie ist ein Erlaß Benedict des VII., nicht des VI., und bildet den canonischen Schlußpunkt der Lorchererzbisthums-Wirren. Von ihr könnte man wirklich sagen: Roma locuta est, lis finita est, utinam et error! Ihre Sprache ist verständlich, durchsichtig; davon hier nur eine mit der vorliegenden Frage engverknüpfte Probe: »Concedimus itaque vicem apostolicam Friderico antistiti Salzburgensis ecclesie in tota norica provincia et in tota pannonia, superiori scilicet et inferiori, quomodo sui antecessores eandem potestatem a nostris habuerunt antecessoribus, ita ut nulli liceat sibi usurpare in praefatis provinciis pallium . atque episcopos ordinare . neque ullum officium quod ad archiepiscopum pertinet preter Juvavensem archiepiscopum.« Hier ist keine Spur mehr von jenem albernen Galimathias, der keine norische Provinz zu kennen scheint, oder wo er sie kennt, selbe auch schon im nämlichen Augenblicke in ein „oberes und unteres Pannonien" abtheilt. Man sieht, daß Benedict VII. mit apostolischem Freimuth dasselbe Amt übte, das sich auch sein glorreicher Nachfolger Pius IX. als eine seiner Aufgaben gestellt hat: „den Worten ihre natürliche Bedeutung wieder zurückzugeben."

Dem gesammten Pseudobullarium, sowie dessen einzelnen Producten, die wir bisher besprochen haben, schwebt in vorderster Reihe der Zweck vor Augen, das Bisthum Passau als Rechtsnachfolger des eingegangenen Bisthums Lorch darzustellen, das Bisthum Lorch aber zum ehemaligen Erzbisthum Pannoniens, und mittelst einer Begriffsverwirrung, ganz Ostbaioariens zu stempeln: die Gründung desselben durch Apostelschüler läuft nebenher. Da aber das Erzbisthum Lorch mit unabweisbarem Causalnexus ein Bisthum Lorch als Substrat voraussetzt, so involviren die in jenen Produkten zu Tage tretenden Machinationen in zweiter Reihe nothwendig eine Verrückung der salzburg-passauischen Diöcesangrenzen, die während der zwei ersten Perioden Richtungen einhielten, kraft welcher Lorch selbst, mit dessen Stuhle jener von Passau identificirt werden sollte, innerhalb der Salzburger Diöcese lag. Um dieser auf geradem Wege nicht zu beseitigenden Calamität abzuhelfen, ging man in der Passauer Curie mit einer staunenswerthen Consequenz darauf aus, nach und nach eine Art passauisches Condominat über jene Gegenden in den Urkundenschatz des Alterthums einzuschwärzen, welche östlich von der Grenze des Kirchenstaats Salzburg sich bis an den Wiener-

[1]) Juvav. Anh. p. 189.

wald erstreckten, und die auch Lorch — die vorgebliche Mutterkirche Passau's — umschlossen. Diese Absicht liegt den Fälschungen von drei Producten zu Grunde, während das vierte direct auf das Ziel des Lorch-Passauer Erzbisthums lossteuert, und die Erweiterung der Grenzen des Stammbisthums nur nebenher fördert, oder richtiger, als etwas Selbstverständliches voraussetzt.

Das erste dieser oben bereits angekündigten Producte ist die zweite Bestätigungsurkunde K. Karls d. Gr. für das Stift Kremsmünster, angeblich vom Monat März 802[1]). Es stammt aus dem Archive des ehemaligen Domcapitels von Passau. Die Herausgeber der Mon. Boica führen es in der Klasse der Documenta falsa et rescripta nur dem Titel nach auf, begleiten es aber mit einigen Anmerkungen. Ob dieses Product, von welchem der umsichtige Herausgeber des Urkundenbuchs von Kremsmünster bemerkt, daß dessen Indiction und Regierungsjahr weder unter sich noch mit dem nach christlicher Aera berechneten Jahre 802 zusammenzustimmen, von der ersten Bestätigungsurkunde K. Karls copirt und zum Scheine etwas erweitert, jedoch unterschoben oder nur rescribirt sei (wie sich die Herausgeber der Mon. Boica euphemistisch ausdrücken, die auch den Mangel der sog. tironischen Noten und einige Rasuren beanstanden), ist müßig, weiter zu untersuchen. Wenn es nur rescribirt ist, kam bei dieser Gelegenheit der Bischof Waltrich von Passau, den Kremsmünster eben nichts anging, als Fürbitter hinein. Daß Bischof Waltrich das Stiftungsdiplom Herzog Tassilo's erst nach dem Bischof Sintpert von Regensburg unterschrieben habe, während Bischof Virgil von Salzburg als Diöcesan an der Spitze Aller steht, haben wir bereits oben gesehen.

Daß von dem Diplome K. Ludwigs d. Fr. vom 28. März 823 zwei verschieden lautende Abschriften (beziehentlich Rescripta) vorliegen, mit denen dann der Abdruck in den Mon. Boicis[2]) auch nicht ganz übereinstimmt, ist oben schon gesagt worden. Eine anerkannte Autorität im Fache der Diplomatik sagt hierüber[3]): „Daß die Urkunde, wenigstens in der Fassung, wie sie hier vorliegt, unecht sei, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen." Die Herausgeber derselben in den Mon. Boic. (im J. 1834!) sind diesem Diplome etwas günstiger, sie sagen mit einer liebenswürdigen Nachsicht von dem vorher besprochenen und von diesem[4]): »Non sunt referenda ad diplomata historice falsa sed ad exarata subsequente tempore et revocata ad pristinos annos«, als wenn nicht gerade darin die Unechtheit bestände. Welches Vertrauen kann man noch zu einem Documente haben, dessen Hauptperson, der Schenker und Aussteller, dessen Datirung und Zeugen gefälscht sind? Werden die Schenkungsobjecte, die es enthält, gewissenhafter behandelt sein? Möglich, aber gewiß nicht einmal in jenem Grade wahrscheinlich, daß man irgend ein einzelnes solcher Schenkungsobjecte für historisch genug gesichert hinnehmen dürfte, um irgend welche Folgerung daran zu knüpfen. Meine unmaßgebliche Ansicht über in Rede stehendes Product geht dahin, daß es, sowie es vorliegt, weder zur Zeit K. Ludwigs d. Fr., noch Ludwigs d. K. oder Karls d. Dicken gegeben worden, sondern später nach wenigstens zwei Redactionen, oder beziehentlich Erweiterungen, in jene Form gebracht worden sei, wie es Stülz vorfand, und begleitet mit dem soeben erwähnten Urtheile darüber, abdruckte[5]). Wie mag aber die ursprünglichste Fassung desselben, möglicher Weise schon aus der Zeit, die ihm die Fälscher als Datum auf die Stirne setzten, gelautet haben? Wenn eine Con-

[1]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 7. ff. — Mon. Boic. XXX. I. p. 380. [2]) Vol. 30. I. p. 181. [3]) Stülz, Gesch. von St. Florian S. 205. Anm. 1. [4]) L. c. p. 383. Not. d. [5]) Gesch. von St. Florian, Anh. IV. S. 204. 205.

jectur hierüber gestattet ist, wird man sich dahin bescheiden müssen, daß es die Ortschaften enthalten habe, von denen sich auch anderweitig erweisen läßt, daß sie schon in ältester Zeit zu Passau kamen, z. B. Zeizinmurus, Litaha, Reoda, regio inter Trebinse et Mochinlê, Saxinum, aber keineswegs Treisma S. Hippolyti, die regensburgischen Nardinum und Erlafa, oder die altsalzburgischen Aspach, Wolfeswane, Wachowa, Pelagus (Bielach) und Artagrum. Wir haben vorher gesehen, daß Passau erst mit 955 in den zuletzt genannten Gegenden Diöcesanrechte erwarb, weil Pilgrims Vorgänger Adalbert als erster Inhaber derselben documentirt ist. Die Beleuchtung des vierten Productes, d. h. der Bestätigungsurkunde K. Arnulfs vom 9. Sept. 898 fällt hier weg, weil sie oben, wo von der Uebertragung des Lorcherstuhles nach Passau die Rede war, eingehend besprochen worden ist. Sobald aber das Einschiebsel, das jene Uebertragung enthält, als Fälschung erwiesen ist, — was ich gethan zu haben glaube, — fällt unaufhaltbar auch die tendentiös erdichtete Solidarität der Bisthümer Lorch und Passau, und mit ihr die auf jene Solidarität gestützte Vorschiebung der Passauer-Diöcesangrenze bis auf die Westgrenze des Attergaues.

Im Rückblicke auf diese Thatbestände dringen sich zwei wichtige Fragen auf: Einmal, wozu diese Fälschungen, von denen einige vielleicht erst in Bischof Pilgrims Zeit, vielleicht sogar noch in eine spätere gefallen sein können; und dann, wer waren die Fälscher?

Die erste Frage ist theilweise schon im Vorhergehenden beantwortet; das dabei Räthselhafte, daß allem Anscheine nach noch zur Zeit Pilgrims und vielleicht sogar noch später das eine oder andere der besprochenen Falsificate angefertigt worden sein mag, nachdem durch Diplom K. Otto's I. Passau bereits seit Bischof Adalbert im Besitze des von Salzburg abgerissenen Diöcesanantheiles ob und unter der Enns war, — dieses offenbar Räthselhafte kommt hier noch aufzuklären. Man scheint passauischerseits vom Bewußtsein beunruhigt gewesen zu sein, daß der Weg, auf welchem jener schöne Besitz erworben worden, nicht der gerade, im besten Falle nicht der canonische gewesen sei. Welcherlei Verzichte auch Erzbischof Friedrich bei seiner Erhebung auf den Metropolitanstuhl von Salzburg, vom Kaiser dazu aufgefordert, geleistet haben mochte, im wohl möglichen Falle seines baldigen Ablebens stand es seinem Nachfolger um so mehr frei, mittelst Anrufung des apostolischen Stuhles auf canonischem Wege auf eine Restitutio in integro zu dringen, da inzwischen auch noch keine Verjährung hätte platzgreifen können, und für den Fall, daß die Eventualität eines canonischen Processes einträte, war es von Seiten der Passauer-Curie immerhin klug, obgleich nicht auch ehrlich, alte Documente bei der Hand zu haben, aus denen sich die vorgeblichen Ansprüche gestützt auf unvordenklichen Partialmitbesitz oder eine Art Condominat nachweisen ließen. Wie richtig sich diese Berechnung in der Praxis erwies, sehen wir in einem schlagenden Beispiele, nämlich in der schlauen Machination, mittelst welcher Bischof Pilgrim die altsalzburgische Abtei Kremsmünster als Eigenthum zu erwerben verstand.*)

Die Beantwortung der zweiten Frage: Wer die Fälscher gewesen seien? ist in mehr als einer Beziehung eine äußerst schwierige. Die eingehendste

*) Bischof Pilgrim, bei K. Otto II. wegen unerschütterlicher Anhänglichkeit in hohen Gnaden, wußte auch noch die beim Kaiser wohl angeschriebenen Erzbischöfe Willigis von Mainz und Gereon von Köln als Fürbitter in sein Interesse zu ziehen, und demzufolge schenkte ihm K. Otto II. die Abtei Kremsmünster zu Eigen für sich und seine Nachfolger. Die, wie nicht zu zweifeln, vom Bischofe Pilgrim selbst entworfene Urkunde hierüber vom 11. Juni 975 lautet in ihrem für

Forschung über die einzelnen Urheber wird im glücklichsten Falle immer nur zu dem negativen Resultate gelangen, daß sie nachweist, wer es nicht gewesen sein kann, oder wenn es ihr gelingt, ein halbwegs positives zu erzielen, so wird dieß in den meisten Fällen darin bestehen, daß der auf diese oder jene Person fallende Verdacht der Autorschaft zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit erwächst. Die Falsificate gehören bekanntlich in jene Klasse unglücklicher Geschöpfe, deren gewissenloser Urheber sich wohl über deren spätere Brauchbarkeit freuen mag, ohne darum gewillt zu sein, sich ehrlich zur Vaterschaft zu bekennen. Auf urkundlichem Wege wird darum den Fälschern in der Regel nicht beizukommen sein, weil schon die ursprünglichste Handschrift in archaistischer Maske auftritt; doch hat auch diese Regel ihre Ausnahme. Einmal wird kein Falsificat als Zeugniß für die Wahrheit angefertigt, sondern nur zur Realisirung selbstsüchtiger Absichten, und darum kann auch der Fälscher nur in der Reihe der zunächst Interessirten gesucht werden. Daß im Gewande der Wahrheit altgewordene Lügen wenigstens in einem engern Kreise oder von einzelnen Personen für die Wahrheit selbst gehalten werden, ist unleugbar; in solchen Kreisen oder von solchen Personen wird dann ohne weitere Untersuchung des schlechten Fundaments so dreist auf demselben fortgebaut, oder nöthigen Falls das Fundament selbst verstärkt, daß man sie bei der Arbeit auf frischer That ertappen kann. In diesem Bilde dürften sich die charak-

uns relevanten Theile (Urk.-Buch v. Kremsm. S. 26.): «Noverit ... fidelium nostrorum ..... industria: qualiter venerabilis Piligrimus S. Patauiensis aecclesiae episcopus obtutibus serenitatis nostrae attulit quasdam sui kartas episcopatus, in quibus continebatur . qualiter piae recordationis antecessores nostri Hludowicus et Arnolfus imperatores quamdam sui iuris Abbatiam Chremisa vocitatam ad Patauiensem aecclesiam..... iure imperiali donauerint . obsecrans pietatis nostrae munificentiam . ut eas nostrae quoque auctoritatis roboratione renouaremus. Idcirco non suae solum seruitutis assiduitate commoniti, sed et interuentu fidelium nostrorum Willigisi et Gereonis Archiepiscoporum incitati iustis eius praecibus assensum praebuimus . et eamdem abbatiam cum omnibus iuste et legaliter pertinentibus ad praefatam aecclesiam S. Stephani ubi Piligrimus pontifex praeesse dinoscitur donamus et imperiali uigore perpetualiter roboramus eo uidelicet tenore . ut supradictae aecclesiae rectores eandem iam dictam Abbatiam sine alicuius contradictione atque molestia securiter teneant atque possideant.» — Die Verleihung der Abtei Kremsmünster zu Eigen der Passauer-Bischöfe scheint aber nicht so glatt abgelaufen zu sein; denn schon im Laufe desselben Jahres fand sich Bischof Piligrim bemüssigt, den Kaiser um kräftigen Schutz in seinem neuerworbenen Eigenthume anzugehen, und er erwirkte sich zu diesem Behufe das Immunitäts- und Mundiburdiums-Diplom König Otto's II. schon unterm 22. Juli 976, insbesondere für die Klöster: «Cella S. Floriani martiris . atque treisma ad monasterium S. ypoliti nec non Chremisa» (Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 216. 217.). Die Entziehung des altsalzburgischen Klosters Kremsmünster konnte sich natürlich Erzbischof Friedrich von Salzburg nicht stillschweigend gefallen lassen. Lag es auch in dem durch seines Vorgängers Herold Verschulden der Stammdiöcese Salzburg entrissenen und Passau zugewiesenen Antheile, so war es doch, obgleich durch die Unbillen jenes Jahrhunderts tief herabgekommen, noch selbstständig und als solches bezüglich seiner selbst und des incammerirten Besitzthumes durch Gründung und Dotation nach Salzburg zuständig. Auch wußte Erzbischof Friedrich aus wiederholter Erfahrung, welches Loos jenen Klöstern bezüglich der Wesenheit ihres religiösen Lebens bevorstand, welche auch nur als Commenden in die Hände von Laien, oder auch, was die Gefahr der Aussaugung betraf, an Bischöfe übergingen. Daß er energisch dagegen remonstrirt habe, ist daher nicht im geringsten zu bezweifeln und bestätigt auch, in Ermangelung directer urkundlicher Aufschlüsse, die so bald nöthig gewordene Schutzanrufung des Kaisers von Seiten des neuen Eigenthümers Piligrim. Daß in das Versicherungs-Diplom des angerufenen Schutzes auch St. Florian und St. Pölten eingeflochten wurden, findet seine natürliche Erklärung in der Rechtsparität der zwei genannten Klöster mit Kremsmünster. Die Eigenthums-Erwerbung auf Kremsmünster, und wie es scheint, auch auf das, meines Dafürhaltens, freisingische St. Pölten, war eine auf ältere Falsificate gestützte, und darum, wenn auch nicht nach der subjectiven Auffassung des durch selbe getäuschten Bischofes Piligrim, eine erschlichene. Jedenfalls wird daraus ersichtlich, wie höchst brauchbar sich was immer für alte Producte verwerthen ließen, was ich mit diesem Beispiele anschaulich machen wollte.

teristischen Züge der Verfertiger der besprochenen Passauer Falsificate in ziemlich treuen Umrissen abspiegeln.

Daß eine größere Anzahl Passauer-Urkunden, deren Echtheit noch am Beginne unsers Jahrhunderts niemand bezweifelte, von der neuerwachten Kritik als unecht oder interpolirt nachgewiesen worden sei, ist sattsam bekannt. Nun ging aber die historische Kritik noch weiter, und suchte den oder die Fälscher jener Urkunden ausfindig zu machen. In dieser Richtung veröffentlichte der in weiten Kreisen als Geschichtforscher rühmlich bekannte Dr. E. L. Dümmler 1854 seine Schrift: „Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch", welche allenthalben mit großem Interesse aufgenommen und vielfältig mit entschiedenem Beifalle begrüßt wurde. In dieser Schrift wird Bischof Piligrim von Passau als alleiniger Fälscher jener Urkunden dargestellt. In Anbetracht des unbestritten wissenschaftlichen Gehaltes der Schrift Dümmler's und des Umstandes, daß Dümmler eine der hervorragendern Kräfte der neuern historisch kritischen Schule ist, konnte es nicht anders kommen, als daß innerhalb des literarischen Consortiums des Verfassers und auch darüber hinaus der berühmte Nibelunge Piligrim bald beinahe allgemein als alleiniger Fälscher der anrüchigen Passauer Producte galt. Erst 1867 trat dieser weitverbreiteten Behauptung ein wackerer Kämpfer aus der in kräftigem Aufblühen begriffenen conservativ historisch kritischen Schule entgegen. Diese Schule scheint mir dazu angethan, ihrer negativen Rivalin noch viel Verdruß zu bereiten. Bis jetzt scheint man ihr nur ein banal gewordenes Todschweigen entgegenzusetzen: es soll damit eine souveraine Geringschätzung gegnerischer Lucubrationen an den Tag gelegt werden, es liegt ihm aber viel öfter das demüthigende Bekenntniß zu Grunde, daß man sich unfähig fühlt, den Gegner zu widerlegen. Ueberhaupt ist diese Kampfesweise nicht chevaleresk, und hält auch nicht auf die Dauer. Ob man es gegen den muthigen Gegner Dümmler's in der Piligrimsfrage, den Professor P. Rupert Mittermüller des Benedictinerstifts Metten, wie schon früher gegen dessen epochemachendes Schulprogramm: „Das Zeitalter des hl. Rupert" in Anwendung bringen werde, steht abzuwarten. Mehrere Chancen sprechen für eine derartige Eventualität. Professor Mittermüller veröffentlichte seine Abhandlung: „War Piligrim von Passau ein Urkundenfälscher?" in der Zeitschrift „Katholik"[1]). Dümmler, ein confessionell ziemlich unbefangener und auch wissenschaftlich möglichst vorurtheilsfreier Forscher, wird kaum umhin können, in Mittermüller einen ebenbürtigen Gegner anzuerkennen.

Will ich nun mit diesen einleitenden Bemerkungen etwa sagen, daß Dümmler Unrecht gehabt und dagegen Mittermüller überall das Richtige getroffen habe? Ohne mich, über die Grenzen meiner Untersuchungen vollständig mit mir einig, in eine umständliche Widerlegung des Einen oder Andern einlassen zu wollen, werde ich meine Ansicht sogleich in einer klar formulirten Thesis aussprechen und sie dann ohne Polemik positiv zu begründen suchen. Diese Thesis ist folgende: Die Fälschung der Passauer Urkunden kann dem Bischofe Piligrim ebensowenig allein zur Last gelegt werden, als man ihn von aller Betheiligung daran freisprechen kann.

Wie früher schon hervorgehoben worden, kehrt in den Diplomen der Kaiser Otto II. und Otto III., womit sie dem Bischofe Piligrim von Passau ertheilte Gnaden beurkunden, regelmäßig die Phrase widerholt: »Venerabilis Piligrimus episcopus obtulit nobis auctoritates ... in quibus continebatur ꝛc.« Wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach ganz dieselbe Phrase enthält auch die

[1]) Jahrg. 1867, I. Hälfte Nr. 19. S. 337. ff.

nunmehr von allen Seiten als unecht (beziehentlich Concept gebliebene) Palliums-Bulle des Papstes Benedict VI. (eventuell des VII.) für Bischof Piligrim, indem sie sagt[1]): »Quatinus sibi (Piligrimo) pallium et metropolitanum honorem cathedrae sue sancte Lauriacensi ecclesie restitueremus confinio Ungarorum adjacenti, quod omnino nos eidem ecclesie debere testantur antiquissima secum apportata privilegiorum testimonia in quibus enim continebatur...« Diese stereotyp gewordene Phrase läßt keine andere Voraussetzung zu, als daß Piligrim seine Bitten jedes einzelne Mal auf die Vorlage alter Documente gestützt habe. Fragliche alte Documente soll sich nun, nach Dümmler's Ansicht, Piligrim selbst angefertigt haben, was ich, wenn nicht für geradezu unmöglich, mindestens für höchst unwahrscheinlich halte. Die dem Papste und den kaiserlichen Majestäten gebührende, und ihnen von Piligrim gewiß auch erwiesene Ehrfurcht gestattete natürlich keine Vorlage von Abschriften; die Documente wären ihnen also in den als Originale geltenden Falsificaten unterbreitet worden. Wären diese Falsificate erst vor Kurzem, nämlich von Piligrim selbst angefertigt gewesen, so erscheint es als platterdings unglaublich, daß z. B. die kaiserliche Kanzlei und ihr Hilfspersonale, selbst in der Voraussetzung, daß Paläontologie nicht ihr stärkstes Fach gewesen sein sollte, nicht sofort auf den Betrug gekommen wären. Es handelte sich um Diplome, die Jahrhunderte, beziehentlich fünfhundert Jahre alt aussehen mußten; die naturnothwendige Graphik, mit welcher Jahrhunderte, auch abgesehen von Schrift und Schreibmaterial, sich selbst documentirend, sogar auf die härtesten Granitwände zu schreiben gewohnt sind, ist eine auch für die gewandteste Technik absolut unnachahmbare. Diesem, wie mir scheint, unanfechtbaren, materiellen Momente stehen noch mehrere übersinnlicher Natur zur Seite.

Wenn Bischof Piligrim als ausschließlicher Fälscher aller jener Documente gelten soll, mittelst welcher von der Passauer-Curie die Repristinirung des alten Bisthums Lorch, die Erweiterung seiner Diöcesangrenzen und die jenem Stammbisthume inhärirende Metropolitanwürde angestrebt worden ist, so würde zum Beweis des Gegentheils genügen, wenn dargethan würde, daß es alte Falsificate gab, die Piligrim nicht kannte, oder doch nicht zur Geltung brachte. Wenigstens eines der Art ist aber leicht nachzuweisen: es ist die oben beleuchtete zweite Bestätigungsurkunde K. Karl's d. Gr. für den Besitzstand des Stiftes Kremsmünster angeblich vom März des J. 802. Die in dieselbe eingeschwärzte Fürbitte des Bischofes Waltrich von Passau, wodurch Kremsmünster als damals schon zur Diöcese Passau gehörig erscheinen sollte, kann offenbar nur in der Absicht unterschoben worden sein, um einen Beleg dafür beizubringen, daß die Passauer-Diöcese schon zur Zeit der Gründung Kremsmünsters, oder doch bald darnach sich auch über den innern Traungau ausgedehnt habe. Diese Bestätigungsurkunde kannte Piligrim entweder nicht, oder er hielt sie selbst für unterschoben, ist mithin in keinem Falle ihr Verfertiger. Als er sich bei Kaiser Otto II. die Schenkung der Abtei Kremsmünster in der Form einer Bestätigung früherer Schenkungen zu erwirken wußte, sagt K. Otto in der hierüber ausgestellten Urkunde[2]) (»obtutibus serenitatis nostrae attulit quasdam sui kartas episcopatus in quibus continebatur«): daß die Kaiser »Hludowicus et Arnolfus« sie der Passauer Kirche schon geschenkt hatten; K. Karl d. Gr. erwähnt er nicht. Man wende dagegen nicht ein, daß im Jahr darnach, d. h. 976, K. Otto II. in seinem Immunitäts-Diplome für die Passauer-Kirche sich ausdrücklich auf die von Piligrim vorgelegten Immunitäts-Diplome K. Karls d. Gr., eines Ludwig's und Otto's I. berufe[3]): »Op-

[1]) Dümmler l. c. S. 123. [2]) Urk.-Buch v. Kremsm. S. 26. [3]) Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 216.

tulit nobis auctoritates immunitatum p. r. Imperatorum Karoli atque Ludou
nec non domni et genitoris nostri ottonis piisimi imperatoris in quibus conti
batur insertum ꝛc.«, denn hier handelte es sich nur um die schon früher von
Karl d. Gr. und K. Ludwig cumulativ zugesicherte Immunität und
Schutz der Passauer-Kirche, die Otto I. erneuerte, welch letzterer allerdings
Klöster St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster speciell in sein Immunit
diplom aufgenommen haben mochte, denn unter ihm hatte ja Passau 955 T
cesanrechte über die Territorien erworben, in denen sie lagen. Mithin hat
unterschobene zweite Bestätigungsurkunde K. Karls d. Gr. vom März 802 hi
nicht den mindesten Bezug, und in ihr liegt also ein Falsificat vor, das nicht v
Bischofe Piligrim stammt.

Wenn man die vorliegenden Falsificate miteinander vergleicht, so stellt
heraus, daß ihr Gepräge auf verschiedene Autorschaften und Entstehungszeiten h
weise. Obwohl natürlich zugegeben werden muß, daß ein und derselbe Fälsc
aller, in Dümmlers Annahme, Piligrim, um seinen Betrug zu bemänteln,
jedes einzelne derselben den zeitgemäßen Archaismus hätte affectiren müssen, wü
dennoch der Grundgedanke, um dessen Realisirung es dem Fälscher zu thun w
in allen Falsificaten consequent festgehalten zu Tage treten. Dieß ist aber in
Palliumsbullen nicht der Fall. Während in der Bulle des Papstes Symmac
für den auch dem Namen nach erdichteten Lorcher-Erzbischof Theodor Pannon
noch im römisch-klassischen Sinne als Land zwischen der Donau vom Kahlenbe
bis zur Save-Mündung und dem Cetischen Bergzuge erscheint, ist der geographi
Begriff desselben in der Bulle Papst Eugens II. für Erzbischof Urolf schon da
alterirt, daß Hunien (Awarien) davon ausgeschieden und Maravien und
nebelhaftes Mösien beigegeben sind. In der Bulle Agapit's II. für Erzbis
Gerhard sind West- und Ost-Pannonien gar Provinzen Noricums und dadu
Pannonien beiläufig bis an den Lech gegen Westen ausgedehnt, denn Norica re
ist gleichbedeutend mit Baioarien. Dieser geographische Unsinn war aber d
intelligenten Piligrim zu arg; darum modificirt er ihn in seiner an seine eig
Adresse gerichteten Palliumsbulle des Papstes Benedict VII., die als Imposture G
cept geblieben ist, mit wahrhaft staunenswerther Diplomatik dahin, daß auf
ersten Anblick in seiner Vertheilung Pannoniens unter die Metropoliten Salzbu
und Passau-Lorchs durchaus nichts Verfängliches mehr zu liegen scheint, indem
die ursprüngliche Repartition der Bisthümer mit der Rabnizgrenze im Auge
haben scheint, und diesen Sinn auch der Bulle Agapits II. unterzuschieben versu
welche er ebensowenig wie die frühern entbehren kann, obwohl er ihren im We
laute zu Tage liegenden geographischen Unsinn, wie von einem so hellen Ko
zu erwarten stand, gänzlich desavouirt. Diese nicht geringe Mühe hätte er
ohne Zweifel erspart, wenn er selbst der Verfertiger der agapitischen und der f
hern Bullen gewesen wäre. Ebenso wird man durch die Wahrnehmung, daß
Bulle des Papstes Symmachus die älteste Palliumsbulle für die Lorcher Kir
sei, zum Schlusse genöthigt, daß Piligrim unmöglich ihr Verfertiger gewesen
könne; denn entweder hätte er die Phrase derselben: »secundum morem eccles
Tuae«, welche frühere Palliumsverleihungen voraussetzt, unterdrückt, oder uns
der ersten Palliumsbulle für den ältesten Lorcher Erzbischof versehen, weil d
in einer Arbeit seiner angeblichen Erdichtung hingegangen wäre, und die Pallium
Verleihung an den ersten Lorcher Bischof Maximilian, dessen Name noch d
ein historischer war, hiezu besonders einladend sein mußte. Aus all diesem gla
ich mit zwingender Logik erschließen zu dürfen, daß die ältern Falsificate n
das Werk Piligrims sein können.

Hieran reiht sich noch ein weiterer, meines Erachtens, sehr gewichtiger Grund. Wenn Bischof Piligrim nur auf seine eigenen Falsificate gestützt ex abrupto mit seiner Idee eines alten Erzbisthums Lorch, dessen Solidarität mit Passau und der weit gegen Westen reichenden Grenzen des Stammbisthums Lorch hervorgetreten wäre, hätte er sich nicht nur bei auswärtigen, sondern auch vor seinem eigenen Klerus, namentlich jenem des St. Stephansdomes, gründlich lächerlich gemacht. Man würde ihm einfach entgegengehalten haben: daß kein Mensch davon etwas wisse! Zudem hat ja nicht Piligrim die Rechtsnachfolge Passau's auf Lorch ausgeheckt, indem sich schon sein Vorgänger Adalbert Bischof von Lorch zugenannt hatte, wie urkundlich feststeht. Ein so weitschichtiger Bau, wie wir ihn von Piligrim angestrebt sehen, verlangt ein entsprechendes, schon vorher construirtes Fundament. Dieses vermag ich aber nur in einer alten Sage, die sich durch ein Paar Jahrhunderte traditionell fortgepflanzt und ausgebildet hatte, zu finden. — Während derselben langen Zeit war die Sage mittelst der Erfindungen alter Bullen und anderer Documente gestützt und detailisirt worden, und mußte zu Piligrim's Zeit schon in weitern Kreise für baare Wahrheit gehalten worden sein, weil sonst Piligrim nicht so kühn hätte darauf fortbauen können. Wer weiß, ob jene Sage nicht auch in der Salzburger-Curie, wenigstens theilweise Glauben gefunden hatte; diese Voraussetzung wäre wenigstens ein, wie mir scheint, sehr stichhaltiger Erklärungsgrund für die Connivenz, um nicht zu sagen auffallende Apathie, welche sich, wie eben nicht geleugnet werden kann, die Salzburger Erzbischöfe den Passauer Plänen gegenüber haben zu Schulden kommen lassen. Aus diesen Gründen kann ich die ältern Falsificate für nichts anderes halten, als für die tauben Blüthen einer seit unvordenklicher Zeit vor Piligrim entstandenen Sage, die in dem einzig und allein nur vortheilhaft daran betheiligten Gremium der Passauer-Curie mit Vorliebe gepflegt und weiter gebildet wurde, so daß sie in den verschiedenen Stadien ihres Wachsthums jene tauben Blüthen treiben konnte, in deren aufgesaugtem Safte sich dann der Stamm der Sage jedesmal wieder einige Lebensnahrung aneignete, bis er endlich zur Zeit Bischof Piligrims vollständig ausgewachsen, in einer so großen, freilich weitüberschätzten Kraft dastand, daß Piligrim glaubte, seinen Riesenbau des Lorcherdomes damit aufführen zu können. Damit ist nun meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Bischof Piligrim in der Verwendung des bereits von Andern aufgehäuften Baumaterials in gutem Glauben gehandelt habe, bedauere aber beifügen zu müssen, daß er in der Beschaffung des noch abgängigen Materials Kunstgriffe zu gebrauchen nicht verschmäht habe, die ihm zu hoher Unehre gereichen, und welche zu entschuldigen, ich weder für möglich halte, noch den Willen habe.

Die dem Bischof Piligrim von Passau zur Last gelegte Schmach der Urkundenfälschung hat man dadurch von ihm abzuwälzen gesucht, daß man die Möglichkeit hervorhob, daß die in seine Zeit fallenden Falsificate in späterer Zeit von irgend Jemand aus unbekannten Privatgründen verfertigt worden sein können; daß man gegen die Echtheit seines Briefes an Papst Benedict mehrere, und darunter nicht unerhebliche Bedenken geltend machte, unter diesen besonders, daß das gute Einvernehmen zwischen Bischof Piligrim von Passau und seinem Vetter, Erzbischof Friedrich von Salzburg nicht im Geringsten getrübt worden sei; daß nicht erwiesen und nicht erweisbar sei, daß Piligrim die Metropolitanwürde angestrebt habe; und endlich, daß die ihm imputirten Fälschungen sich mit seinem geschichtlich bekannten Charakter durchaus nicht vereinbaren lassen. All diese keineswegs gering anzuschlagenden Gründe für Piligrims Schuldlosigkeit verdienen natürlich volle Würdigung und nähere Beleuchtung, bei welcher ich nicht außer Acht zu lassen

bitte, daß ich mit dem Vertheidiger Piligrims darin vollkommen einverstanden bin, daß Piligrim an der Fälschung der ältern Documente nicht betheiligt war.

Was nun die absolute Möglichkeit eines spätern Ursprunges der in Pilgrims Zeit fallenden Falsificate betrifft, so kann selbe wohl selbstverständlich von vorneherein nicht in Frage gestellt werden; um sie handelt es sich aber hier auch nicht; sondern um die in diesen Falsificaten aufscheinenden historischen Reflexe, und auf wen sich diese Reflexe concentriren. Fragliche Reflexe scheinen nun aber während der Verwaltungszeit Bischof Piligrims (971—991) in den echten wie in den unechten Documenten ganz gleichartig auf und concentriren sich auf Piligrims Person, die überdieß beinahe in allen auch noch mit Namen genannt ist. Das Verhältniß der in Rede stehenden Erscheinungen in den echten und unechten Documenten ist kurz gefaßt dieses: Der Grundgedanke ist in den echten wie unechten derselbe; in den echten tritt er in maßhaltender Einschränkung unverfänglich zu Tage, in den unechten ist er zu Uebergriffen erweitert, und darum anstößig. Nur zwei echte Documente machen hievon eine Ausnahme, bleiben aber gerade ihrer Maßlosigkeit halber ohne den beabsichtigten Erfolg. Allgemein anerkannt echt sind die zwei Diplome K. Otto's II. vom 22. Juli 976[1]) und vom 5. Oct.[2]) (nicht zu verwechseln mit dem Concepte vom gleichen Datum). Mittelst des ersten beschenkt der Kaiser die arg geschädigten Passauer Kirchen mit Zollrechten zu Passau selbst. Die Formulirung desselben: »Piligrimus sancte lauriacensis aecclesiae pontifex.... ad patauiensem aecclesiam.... ubi ven Piligrimus antistes preesse dinoscitur...« kann auffallen, ist jedoch in soweit unverfänglich, weil das Lorcher Pontificat nur als Titular erscheint, die Passauerkirche aber ausdrücklich als eigentlicher Bischofsstuhl Piligrims bezeichnet wird. Die Usurpation dieser Titulatur dürfte aber aus der Thatsache zu erklären sein, daß die Lorcher Metrapolitanwürde gerade damals beim apostolischen Stuhle in der Schwebe war, und Piligrim sich sicherlich mit der Hoffnung trug, sie durchzusetzen. — In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem zweiten; auch seine Fassung enthält versteckt dieselbe Ambiguität: »Ven. sancte patauiensis aecclesiae antistes Piligrimus nostrae celsitudinis pietatem querulosa reclamatione adiit... praedium Anesaburch.. sanctae Lauriacensi aecclesiae, quae in honore sancti Stephani sanctique Laurentii martyrum foris murum aedificata est . ubi antiquis etiam temporibus **prima sedes** episcopalis habebatur... tradimus.« Auch hier wird Piligrim wieder ausdrücklich als Bischof von Passau bezeichnet, aber zugleich ein vager Zusammenhang zwischen dem ersten (!) Bischofssitze zu Lorch und jenem von Passau besonders durch die Aufstellung angedeutet, daß die St. Lorenzkirche nächst Lorch dem genannten Martyr und zugleich dem hl. Stephan (Patron der Passauerkirche) gewidmet sein soll, wovon man zuvor und darnach nichts wußte. Die Schenkung der Ennsburg wurde aber direct zu letzterer Kirche mit ihrem angeblichen Doppelpatrocinium gemacht, wahrscheinlich um ihren Wiederaufbau möglich zu machen, welcher specifische Zweck bei der vorigen Schenkung des Zollrechts, bezüglich der St. Stephanskirche zu Passau mit den Worten: »ob restaurationem destructae aecclesiae S. Stephani«, klar ausgesprochen ist. Zu diesen echten Urkunden sollte ich noch zwei frühere desselben Kaisers beifügen, nämlich die Schenkungsurkunde vom 18. Oct. 972 (?) bezüglich eines Territoriums in der Wachau und die Bestätigungsurkunde vom 11. Sept. 974 für einen Hof zu Regensburg, den Bischof Adalbert vom Herzog Heinrich eingetauscht hatte. In beiden wird Piligrim als Pontifex Lauriacensis

[1]) Mon. Boic. Vol. 28. I. p. 221. [2]) Ibid. p. 225.

prädicirt, worauf ich jedoch schon aus dem vorhin angedeuteten Grunde und auch darum keinen besondern Werth zu legen vermag, weil auch schon Piligrims Vorgänger Adalbert an dieser Titulatur Freude hatte, hauptsächlich aber, weil besagte zwei Urkunden, obgleich in ihrer Wesenheit echt, nicht vom Verdachte frei sind, daß sie interpolirt seien[1]). — Die beiden oben bereits angekündeten Documente, welche wegen ihrer Extravaganz erfolglos blieben, aber allem Anscheine nach von der eigenen Hand Bischof Piligrims stammen, sind sein Brief an Papst Benedict (VI.?[2]) und sein bis auf die kaiserliche Fertigung vollständiges Diplom vom 5. Oct. 977[3]). In seinem Briefe wagt es Piligrim dem Papst zu sagen: »Quondam Romanorum Gepidarumque tempore proprios VII. antistites eadem Orientalis Pannonia habuit et Moesia, meae sanctae Lauriacensi.. ecclesiae subjectos, quorum etiam quatuor usque dum Ungari regnum Bawariorum invaserunt, sicut praesenti cognitum est aetati, in Maravia manserunt.« Zum Schlusse fügt er dann die Bitte an: »Quatenus pallium infulamque pontificalem, quod speciale munus honoris ab hac sede tantum dirigitur Metropolitanis, quod etiam mei praedecessores a gloriosis hujus principalis Cathedrae primatibus accipere solebant, mihi autem hoc ipsum benigno animo per illos dirigere dignetur. Pariterque etiam privilegia apostolicae auctoritatis meae ecclesiae per eosdem missos meos vestris praesentata obtutibus more praedecessorum vestrorum roborari supplico et confirmari.« Die vom Bischof Piligrim an den Papst gestellten Ansinnen haben eine ungeheuere Tragweite. Auch abgesehen von der Ambiguität: »Orientalis Pannonia«, die durch die in die Bulle Agapit's II. absichtlich aufgenommene Verwirrung der geographischen Begriffe, im Falle der Gutheißung jener Bulle eine höchst gefährliche Deutung und feierliche Anerkennung erlangt hätte, wird vom Papste nichts weniger verlangt, als die Verleihung des Palliums und der Metropolitanwürde für Piligrim selbst, zudem aber die Sanction alter Irrthümer, nämlich daß Piligrims Vorgänger mit dem Pallium ausgezeichnete Vorgänger, die Kirche Lorch apostolischen Ursprungs und jene von Passau die canonische Rechtsnachfolgerin der Lorcherkirche sei. In diesen höchst extravaganten Ansinnen liegt für mich ein neuer Beweis, daß Piligrim nicht der Fälscher der ältern Urkunden gewesen sein könne. Es hieße ihn für blödsinnig halten, wenn man ihm zutraute, daß er mit seinen, wie man annimmt, kurz zuvor erdichteten Documenten den apostolischen Stuhl von der vollständigen Richtigkeit der darin enthaltenen, in derselben Annahme, lügenhaften Angaben, überzeugen könne. Nein, Piligrim hielt, freilich in auffallender Verblendung jene alten Producte für zweifellos echte, und glaubte ebendarum auch, daß die im päpstlichen Archive erhaltenen Original-Concepte sein Ansinnen in Rom ebenso unterstützen würden, wie er es daheim in engern und weitern Kreisen von der bereits zur glaubwürdigen Tradition erwachsenen Sage getragen sah. Darum gab er seinen Gesandten an den apostolischen Stuhl auch die von ihm selbst entworfene und bis auf die Unterschrift und die Bleibulle fertige Palliumsbulle mit, und die auf demselben Wege wieder nach Passau, freilich als Concept zurückkam, von welcher sogleich die Rede sein wird.

Dieselbe irrige Zuversicht bewog Piligrim auch dem Kaiser Otto II. das bis auf Siegel und Unterschrift fertige Concept des Diploms vom 5. Oct. 977 zu gnädigster Fertigung vorzulegen, wodurch nicht nur die vollständige Identität der Bischofstühle Passau und Lorch, sondern auch die Zurückübertragung des Passauer-

[1]) Vgl. Dümmler, l. c. S. 63. [2]) Hansiz, Germ. sacr. I. p. 211. ff. u. auszügl. bei Dümmler, S. 38. 41. [3]) Mon. Boic. Vol. 31. p. 252. ff.

stuhles auf Lorch ausgesprochen worden wäre. Darin übertraf aber der Kaiser den Bischof an Canonicität: er ging auf die Identität der beiden Stühle ein, was eben als harmloser Ausdruck seiner Privatmeinung gelten konnte, willigte aber nicht in die Fixirung des Namens Lorch für den Passauerstuhl, weil dieß ein Eingriff in die Rechte des apostolischen Stuhles in Rom gewesen wäre, und so blieb denn Piligrims so meisterhaft angefertigtes Diplom einfaches Concept.

Die in den bisher besprochenen echten Documenten aufscheinenden Reflexe der irrigen Ueberzeugung Piligrims und wohl gar mancher seiner Zeitgenossen finden sich erweitert und aufrichtiger ausgesprochen in zwei Producten aus Piligrims Zeit, nämlich in dem auf den 9. Sept. 898 zurückdatirten und dadurch dem K. Arnulf unterschobenen Diplome und in der ebenfalls Concept gebliebenen Palliumsbulle für Piligrim, die Benedict der VI. oder VII. hätte ausfertigen und siegeln sollen. Das dem K. Arnulf durch Zurückdatirung unterschobene Diplom ist im Allgemeinen schon dadurch ein Falsificat, im Besondern aber auch noch dadurch, daß der Fälscher in die Urkunde K. Otto's II. vom 22. Juli 976, von welcher das arnulfische Diplom so gut als copirt ist, jene Stelle hineinschwärzte, welche die Uebertragung des Lorcherstuhles nach Passau beurkunden soll. Sie lautet nach »praedictam sedem« der Otto'schen: »quam Vivulo quondam sanctae Lauriacensis aecclesiae archiepisc. post excidium et miserabilem barbaricam devastationem prescipte Lauriacensis ecclesie .... primus episcopavit ... qui etiam canonicos et monachos .... in aecclesia —« [1]). In der eben citirten Anmerkung macht Dümmler diese Fälschung durch Gegenüberstellung der arnulfischen und ottonischen Urkunde anschaulich. Durch dieses Einschiebsel sollte einem großen Mißstande in den Plänen Piligrims abgeholfen werden. Die Sage, daß die Stühle Lorch und Passau in einer Art genealogischen Zusammenhanges stehen, war eine alte; aber selbst als eine für glaubwürdig gehaltene Tradition aus der vagen Sage herausgewachsen war, war das Mittelstück des Zusammenhanges noch nicht genau präcisirt, und wenn es präcisirt gewesen wäre, nicht urkundlich begründet. Daß das Eine wie das Andere geschehe, war von großer Wichtigkeit, weil die Innehabung desselben jurisdictionellen Territoriums nicht hinreichend war, dem spätern Stuhle die Vorrechte des alten, z. B. die inhärirende Metropolitanwürde zu vindiciren. Man wußte in Passau natürlich sehr gut, daß erst der Vorgänger Piligrims, Bischof Adalbert, angefangen hatte, sich abwechselnd hin und wieder Bischof von Lorch zu nennen, — derselbe Adalbert, der durch einen Machtspruch K. Otto's I. 955 in den Besitz des dem treulosen Erzbischof Herold von Salzburg abgenommenen, unmittelbaren Diöcesangebietes von der Westgrenze des Attergaues bis zum Wienerwald gekommen war. Demnach lag es sehr nahe, daß man das Prädicat: „Bischof von Lorch" einfach von der Erlangung des altlorchischen und unmittelbaren Bisthumsgebietes ableiten konnte, womit für die Metropolitanwürde nichts gewonnen gewesen wäre. Zudem war das neuerworbene Gebiet, geschweige daß es canonisch sanctionirt gewesen wäre, nicht einmal vom Kaiser fest genug urkundlich gesichert, daß man in Passau aller Besorgniß enthoben gewesen wäre, es später nicht etwa wieder an Salzburg zurückgeben zu müssen, denn, wie schon früher bemerkt worden, war die Uebertragungsurkunde K. Otto's I. allem Anscheine nach so verklausulirt, daß man es für klüger hielt, mit ihr hinter dem Berg zu halten. Dagegen war die mit dem Datum 9. Sept. 898 dem Kaiser Arnulf unterschobene Urkunde vollkommen dazu geeignet für Passau auch ein öffentlich vorlegbares Document seines Ankunftstitels auf das altlorchische Stammbisthum abzu-

[1]) Vgl. Dümmler, l. c. S. 61 u. S. 178. Anm. 23.

geben, und dieß umsomehr, weil in derselben von der spätern Erwerbung im J. 955 nicht die leiseste Erwähnung gemacht wird, mithin jenes neue Gebiet durch selbes als altpassauisches dastand.

Aus all dem scheint mir mit zwingender Logik hervorzugehen, daß man für die in Piligrims Zeit selbst fallenden Falsificate auf niemand andern den Verdacht der Fälschung oder doch der Urheberschaft derselben lenken könne, als leider auf den Bischof Piligrim selbst. Nur er hätte Vortheil daraus gezogen, nur er wird mit Namen darin genannt, der von ihm ausgegangene Grundgedanke scheint in den echten wie in den gefälschten Documenten seiner Zeit auf, in jenen anscheinend unverfänglich und eingewickelt, in diesen und einem paar andern extravagant erweitert und entwickelt. Bei diesem Zusammentreffen gravirender Umstände, das man kein zufälliges nennen kann, wird es schwer halten, den dringenden Verdacht von Piligrim ab- und auf irgend jemand aus späterer Zeit hinzuleiten, der aus unbekannten Privatgründen jene Falsificate angefertigt haben sollte: cui bono? — Ob andere Forscher, die wie ich eher mit einer dem berühmten Piligrim von vorneherein günstigen Ansicht an die unparteiische Prüfung der Argumente seines begabten Vertheidigers gehen, seine dießfällige Argumentation für überzeugend halten, kann ich natürlich nicht wissen; mich hat sie zu meinem Bedauern nicht überzeugt. Die Beweisführung, daß Piligrim nicht der Fälscher aller (ältern) Passauer Producte in dieser Richtung sei, erkenne ich als eine gelungene an, und pflichte ihr ohne Ausnahme bei, wie ich bereits oben ausgesprochen habe.

Die Gründe, welche der verehrte Vertheidiger Piligrims für die Unechtheit des Briefes Piligrims an Papst Benedict vorbringt, würde man für durchschlagend halten müssen, wenn nicht ein unangefochtenes Document vorläge, welches der in den einschlägigen Quellen so genau orientirte Vertheidiger leider übersehen zu haben scheint. Es ist die Bulle des Papstes Benedict VII., kraft welcher er dem Erzbischof Friedrich von Salzburg das apostolische Vicariat in der ganzen norischen Provinz (Baioarien) und in ganz Pannonien, in dem obern, wie in dem untern verleiht. Aus welchem Grunde sie v. Kleimayrn um das Jahr 973 oder 974 einreihe, und sie darum dem Papste Benedict VI. zuschreibe, weiß ich nicht. Sie ist kaum vor dem Ende des J. 977 erlassen worden, denn sie bildet den Abschluß der vom Bischof Piligrim zum Ausbruch gebrachten Lorcher Erzbisthums-Wirren, deren letzter Paroxismus das vom K. Otto II. nicht genehmigte, bis auf Unterschrift und Siegelung fertige Diplom vom 5. Oct. 977 zu sein scheint. Da Piligrim nach dem Scheitern jenes Versuches seine früher mit allem Kraftaufwande angestrebte Idee des Lorcher-Erzbisthums aufgegeben zu haben scheint, (wenigstens zeugt kein späteres Document mehr dafür, daß er ihr noch nachgehangen,) so ist der Grund seiner Sinnesänderung wohl weniger in der vom Kaiser erfolgten Abweisung seines in diesem Diplom formulirten Ansinnens zu suchen, als in der feierlichen und scharf gehaltenen Drohung des Papstes, die ihm bei weiterem Widerstande sofort Bann und Entsetzung in Aussicht stellt. Da diese Bulle die Lorch-Salzburger Streitfrage peremtorisch entscheidet, so kann ich nicht umhin, ihren dießfälligen Wortlaut hier einzustellen[1]): »Benedictus ... apostolicus. Friderico Salzburgensis ecclesie archipraesuli unacum suis fratribus videlicet norice provincie episcopis.... Concedimus itaque vicem apostolicam Friderico antistiti salzburgensis ecclesie in tota norica provincia et in tota pannonia, superiori scilicet et inferiori, quomodo sui antecessores eandem potestatem a nostris habuerunt antecessoribus, ita ut nulli liceat

[1]) Juvav. Anh. p. 189.

sibi usurpare in praefatis provinciis pallium atque episcopos ordinare, neque officium quod ad archiepiscopum pertinet preter Juvavensem archiepisc Quicumque itaque huic refragari voluerit decreto quod nos vice beati apostoli fungentes consensu nostrorum episcoporum ac totius cleri roman clesie decrevimus, sciat se beato Petro ejusque vicario contradicere atqu thema esse usque ad satisfactionem sive sit episcopus sive presbyter sive cl cujuscunque ordinis, sive laicus cujuscumque sit dignitatis, quia sancita cessorum nostrorum solvere nolumus nec valemus, sed quomodo illi constit consensu suorum episcoporum ac totius cleri, fiat ex nostro decreto fi atque perpetuum. Quicumque autem per amicos sive clam per aliquam fr aliquid eiusdem dignitatis pecierint, sive pecierint privilegium, illos suspen ab ea dignitate quia illicitum esse iudicamus ut aliquis episcopus sine con totius sue provincie atque suffraganeorum suorum pallium sive aliquod privil archiepiscopatus a Romano Pontifice acquirere presumat.« So lautet die Ar des Papstes Benedict VII. auf den Brief Bischof Piligrims von Passau a oder seinen Vorgänger Benedict VI., und so wenig sich die Antwort able läßt, so wenig läßt sich der Brief, durch welchen sie provocirt worden wa leugnen. Daß sie so scharf ausgefallen ist, wird wohl nur dem extravag Inhalt des Briefes und den vielleicht gleichzeitig in Rom eingelaufenen ge deten Beschwerden des Erzbischofes Friedrich von Salzburg über die Machinat seines Passauer Suffragans Piligrim zuzuschreiben sein. Obwohl Bischof Pil aus Schonung in der Bulle nicht mit Namen genannt ist, so müßte man die Augen absichtlich schließen, wenn man nicht sehen wollte, wer damit ge sei. Oder hat sich etwa irgend ein anderer Bischof der Salzburger-Kirchenpr während der Regierung des Erzbischofes Friedrich (858—991) Umtriebe zu S den kommen lassen, um ein Pallium innerhalb derselben zu erlangen? D fällt nun aber auch die concrete Möglichkeit weg, daß (abgesehen von den üb Falsificaten) sich irgend jemand in späterer Zeit das Vergnügen gemacht könnte, diesen Brief Piligrims zu verfertigen. Er wurde vom Papste Benedic gleichsam Punkt für Punkt beantwortet und an den Erzbischof von Salzburg seine Suffragane adressirt, also war auch die provocirende Zuschrift von i jemand aus demselben Gremium ausgegangen.

Der Brief Piligrims an den Papst Benedict VI. oder VII. lenkt un natürlicher Verbindung der Gedanken auf jenes Product einer, wie man ge lich annimmt, unterschobenen Bulle, mittelst welcher dem Bischofe Piligrim Passau vom Papste Benedict VI. oder VII. das Pallium und die Metropo würde verliehen wird. Einige für vorliegende Frage sehr prägnante Stellen Bulle lauten[1]): »Praenominati S. Lauriacensis ecclesie archiepiscopi post (d. h. die in Piligrims Briefe ausgesprochene Bitte) antiqua aposto auctoritate commendatur . . .« — »Salzburgensis metrop abusa est subjectione sancte Lauriacensis ecclesie pontificii . . . . cum privilegia) priora sint salzburgensibus et ideo auctoritativa . . .« — » ergo auctoritate ac potestate beati Petri principis apostolorum atque exem beatorum pontificum scilicet praedecessorum nostrorum ea sanctam Lauriacensem ecclesiam ejusque rectores jam archiepisco amodo perpetim ab omni Salzburgesis ecclesie ejusque presu subjectione ac ditione absolvimus et honore metropoli sublimamus.« Man hält dieses Product gewöhnlich für eine unterschi

[1]) Bei Dümmler l. c S. 124. 125.

Bulle und somit für ein Falsificat. Dieses Urtheil ist in mehr als einer Beziehung ungenau. Fragliches Schriftstück ist keine Bulle im eigentlichen Sinne, und somit auch nicht eine unterschobene Bulle, sondern ein bis auf Unterschrift und Bleisiegelung fertiges Bulleconcept und insoweit kein Falsificat, sondern ein echtes Elaborat Piligrims, das jedoch wegen seines extravaganten Inhalts weder Bleisiegelung noch Fertigung erlangte, sondern vom Papste Benedict VI. oder VII. verworfen wurde. Sein extravaganter Inhalt umfaßt eine Reihe von Impostüren, die weniger dem durch die ältern Passauer Falsificate getäuschten Bischof Piligrim zur Last fallen, sondern diesen alten, von Piligrim in gutem Glauben als echte Documente hingenommenen Falsificaten. Die sog. Bulle ist genau derselben Natur wie das schon besprochene Concept gebliebene Diplom K. Otto's II. vom 5. Oct. 975, welches Piligrim in seiner eminenten Gewandtheit ebenso wie diese Concept gebliebene Bulle so vollständig angefertigt hatte, daß der Kaiser, wenn er es genehmigen wollte, nur seine Signatur darunter zu setzen und es dann siegeln zu lassen gebraucht hätte. Warum sollte man dasselbe Vorgehen Piligrims nicht auch bezüglich der von ihm selbst verfertigten Palliumsbulle voraussetzen dürfen? Er mag die bis auf Unterschrift und Bleisiegel fertige Bulle allerdings — natürlich nicht ohne geheime Instruction — seinen Gesandten nach Rom mitgegeben haben, welche dem Papste seinen Brief überbrachten. Da es ihnen jedoch nicht gelang, den Papst für Piligrims Ansinnen zu gewinnen, so kamen sie unverrichteter Dinge mit dem Entwurfe der Bulle wieder nach Passau zurück, und es lohnte sich jedenfalls der Mühe jenen Entwurf für etwa einstige, günstigere Eventualitäten im bischöflichen Archive zu hinterlegen und aufzubewahren, und auf diesem Wege ist das interessante Curiosum auf uns gekommen.

Angesichts der Bulle des Papstes Benedict VII. an Erzbischof Friedrich von Salzburg und seine Suffragane adressirt, aus welcher unbestreitbar hervorgeht, wie zwieträchtig sich das hierarchische Verhältniß zwischen dem Erzbischofe und seinem ihm blutsverwandten Passauer-Suffragan gestaltet hatte, wird die Frage, wie weit die Spannung auch in den öffentlichen Verkehr gedrungen sein möge, eine ziemliche müssige. Daß Erzbischof Friedrich später seinen Clienten Godehard sammt dessen Lehrern auf die im besten Rufe stehenden Passauer Schule geschickt und sie Piligrims Fürsorge empfohlen habe, zeugt wohl nur für Piligrims aufrichtige Umkehr von der betretenen Bahn der Auflehnung und für Friedrichs eben so aufrichtige Versöhnlichkeit. Daß Piligrim die Metropolitanwürde nicht angestrebt habe, werde ich mit Freuden zugeben, wenn mir der vom Papste Benedict VII. mit Bann und Absetzung bedrohte Prätendent aus der Salzburger-Kirchenprovinz namhaft gemacht wird, den ich bisher nur in Piligrim zu erkennen vermochte. Ueberhaupt behaupte ich aber kaum zu viel, wenn ich erkläre, daß in der Piligrimsfrage die Akten insolange nicht spruchreif seien, als sie nicht durch Einverleibung der besprochenen Bulle des Papstes Benedict VII. an Friedrich von Salzburg und dessen Suffragane vervollständigt sind.

Die meines Erachtens erheblichste Schwierigkeit gegen die Ansicht, daß Bischof Piligrim der Urheber der in seine Zeit fallenden Falsificate sei, liegt im Charakter Piligrims, soweit er uns geschichtlich bekannt ist. Man wird ihm sittliche Würde ebensowenig absprechen können, als allseitige Gewandtheit und hohe Geistesbildung. Auch gegen die ihm von seinen Verehrern in Reichersberg und Kremsmünster schon etwa hundert Jahre nach seinem Hingange beigelegten Prädicate des Heiligen läßt sich nichts einwenden, da die Kirche hierüber nicht geurtheilt hat; ihrem Urtheile wollen wir auch die an seinem Grabe ge-

schehenen Wunder anheimgestellt wissen, über welche uns Magnus Richersbergensis berichtet: immerhin zeugen derartige Prädicate und Berichte für das in weitern Kreisen verbreitete Ansehen, in welchem Piligrim schon nicht gar zu lange nach seinem Tode stand. Sobald wir aber an eine Vereinbarung so anerkennenswerther historisch bezeugter Eigenschaften mit dem, wie mir scheint, begründeten Verdachte der Urkundenfälschung gehen, stehen wir vor einem psychologischen Räthsel, dessen Schleier sich nur theilweise lüften, aber nicht völlig abheben läßt. Was ich bei dieser Sachlage für das Wahrscheinlichste halte, habe ich schon früher angedeutet. Irregeführt von ältern Falsificaten, mit denen man wie mit dehnbaren Kleidern alte Sagen umhüllt und geschmückt hatte, bis die Sage nicht nur in Passau, sondern in weitester Umgebung, vielleicht in Salzburg selbst, die Gestalt einer glaubwürdigen Tradition des Alterthums angenommen; irregeführt von dieser zu Piligrims Zeit bereits förmlichen Tradition, machte sich Piligrim daran, die Theorie jener Tradition in's Praktische zu übersetzen, ging jedoch in der Selbsttäuschung so weit, daß er das für unbestreitbar Wahrgehaltene mit Mitteln anschaulicher zu machen für erlaubt hielt, welche jedes unbefangene Gewissen für absolut verwerfliche halten muß. Hierin hat er gefehlt; hierin ist er nicht zu entschuldigen. Er scheint jedoch seine Verirrung aufrichtig bereut zu haben. Nach der peremtorischen Entscheidung des apostolischen Stuhles durch den Mund des Papstes Benedict VII, welcher er sich als gehorsamer Sohn der katholischen Kirche unterwarf, scheint keine seiner ehemaligen Prätensionen mehr in den betreffenden Documenten auf; er heißt in den letzten 13 Jahren seines Wirkens immer Episcopus Pataviensis, selbst die St. Laurentiuskirche bei Lorch, die darum und daran war, Metropolitankirche zu werden, bezeichnet er selbst mit dem alten und einzigen Patrocinium, und als Oratorium. Er ist mit seinem Vetter und Gönner, Erzbischof Friedrich von Salzburg vollständig ausgesöhnt und in stetem freundschaftlichen Verkehre, bis sie beide in einem und demselben Jahre 991 zum ewigen Frieden eingehen.

Dümmler bringt für Piligrims Verirrung eine Entschuldigung vor, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Um Piligrims Vergehen vor dem Richterstuhle der Geschichte zu mildern, wälzt er dasselbe Vergehen der Fälschung auf das schuldlose Haupt eines bisher vor der ganzen Welt gleich groß wie makellos dastehenden gleichzeitigen Kirchenfürsten, nämlich auf Erzbischof Friedrich von Salzburg. Er behauptet[1]): „Bei dieser Gelegenheit (Bitte um Bestätigung seines Besitzstandes) scheute er sich gleichfalls nicht, einige gefälschte Urkunden von Ludwig dem Deutschen und Arnulf vorzulegen"; und in einer Anmerkung hiezu: „Die Urkunde Otto's II. ist zunächst nur eine Wiederholung einer Urkunde Arnulfs vom 20. Nov. 890 (bei Kleimayrn p. 112). Diese aber, sowie zwei ihr zu Grunde liegende Diplome Ludwigs des Deutschen und ein drittes verloren gegangenes Diplom des Kaisers Arnulf, welches Otto II. im J. 982 noch besonders bestätigte, sind insgesammt unecht, wie ich in meiner Schrift De Arnulfo p. 186. nachgewiesen habe. Da die Urkunde Otto's vom J. 977, die auf ihnen beruht, sich nicht anfechten läßt, so folgt daraus, daß nur Erzbischof Friedrich der Fälscher gewesen sein kann, und so sehen wir auch diesen sonst so achtbaren Mann zum Besten seiner Kirche dieselben Künste in Anwendung bringen, wie sein Gegner Piligrim." Da ich die von Dümmler für unecht erklärten Urkunden in meiner Christianisirungsgeschichte, besonders in diesem Theile, vielfältig benützt habe, so wäre ich schon darum genöthigt, für ihre Echtheit einzustehen. Dieser Mühe bin ich aber überhoben, indem sich

[1]) Piligrim ꝛc. S. 60 und Anm. 19. (zu X) S. 177.

ihr schon 1864 eine Autorität unterzogen hat, vor welcher Dümmler's Behauptung selbst dann nicht bestehen könnte, wenn sie es vorgezogen hätte, fragliche Urkunden einfach als echt zu erklären, ohne die Gründe dieser Erklärung anzugeben. Diese Autorität ist aber keine geringere, als der kais. Staatsarchivar Dr. A. v. Meiller. Ich gebe hier dessen klare Begründung mit seinen eigenen Worten[1]: „Das wohlerhaltene Original dieser Urkunde (K. Ludwigs d. D. vom 20. Nov. 861) mit auf der Vorderseite, rechts unten, neben dem Recognitionszeichen aufgedrückten vortrefflich erhaltenen Siegel, befindet sich derzeit im k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archive in Wien, Abtheilung: Salzburger Archiv. Außer dem Originale besitzt das genannte Archiv aber auch noch eine Copie dieses Diploms, auf Pergament geschrieben, welche den Schriftzügen nach dem Anfange des XI. Jahrh. angehört. Diese Copie, welche auch mit am ungewöhnlichen Platze, nämlich zwischen den Worten »regis« und »hebarhardus« angebrachten, kreuzweisen Einschnitten für das Siegel versehen ist, das aber offenbar nie aufgedrückt war, ist bis zu Chmel's Zeiten im Salzburger Archive als ein zweites Original angesehen und als solches registrirt gewesen, von dieser Zeit an aber archivalisch als das, was sie in der That ist, als eine Copie des XI. Jahrh. behandelt worden. — Dümmler erklärte diese Urkunde Ludwig's für unecht. Er sagt nämlich (folgen nun seine oben gegebenen Worte aus der Anm. 19.). Am cit. Orte (De Arnulfo p. 186) ist nun Folgendes zu lesen: »omnes, quae in hac tabula (Ottonis) nominantur possesiones, tribus diplomatibus archiepiscopatui Juvavensi erant donatae, quorum primum datum est XII°. Kal. Dec. anno XXVIIII°. Ludovici regis (20. Nov. 861) indictione VIII° Matahhova villa regia atque et ipsum suppositum esse videtur«; und zur Begründung nichts weiter, als das Citat: ‚4) conf. Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde V. p. 323 und Böhmer 800'. An ersterm Orte (der Band V. erschien 1825) findet man (S. 317—333) ein kurzes Verzeichniß von durch Pertz eingesehenen Kaiserurkunden und darin p. 323 die Worte: ‚861, 20. November Matahhova, Ludwig der Deutsche für Salzburg (in Wien) wahrscheinlich unecht, im XII. Jahrhundert geschrieben', und sonst wieder nichts. Und bei Böhmer Regesten der Karolinger, erschienen 1833 p. 82. Nr. 800 am Schlusse des betreffenden Regestes die Bemerkung: ‚wahrscheinlich unecht, siehe Archiv V. p. 323.' Dieß sind die angegebenen Stützen einer Beweisführung, welche nicht nur sagt: Diese kaiserliche Urkunde ist unecht, wie ich nachgewiesen habe, sondern auch aus diesem Ausspruch mehr oder minder wichtige Folgerungen ableitet, gegenüber einer Urkunde, von welcher die Archivakten den Beweis liefern, daß Böhmer und Dümmler sie im Leben nie gesehen haben, während Pertz, welcher 1823 auf der Durchreise nach Italien in Wien das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zunächst zu dem Zwecke besuchte, um die daselbst befindlichen Handschriften näher zu untersuchen, offenbar blos jenes frühere ‚zweite Original' allein — wahrscheinlich eben deßwegen ganz unabsichtlich — (Original und Copie lagen auch damals in zwei verschiedenen Unterabtheilungen) vorgelegt worden sein wird, gegenüber einer Urkunde, welche alle Kriterien der Echtheit an sich trägt. (Anm. Um außer mir noch einen Gewährsmann dafür anzuführen, füge ich bei, daß dieß auch Professor Sickel, welcher in jüngster Zeit in meiner Gegenwart die fragliche Originalurkunde auf's Eingehendste untersuchte, unbedingt erklärte). Alle Achtung vor den, von Niemand aufrichtiger als mir gewürdigten hohen Verdiensten Dümmlers um unsere ältere Geschichte, aber im gezeigten Falle hat

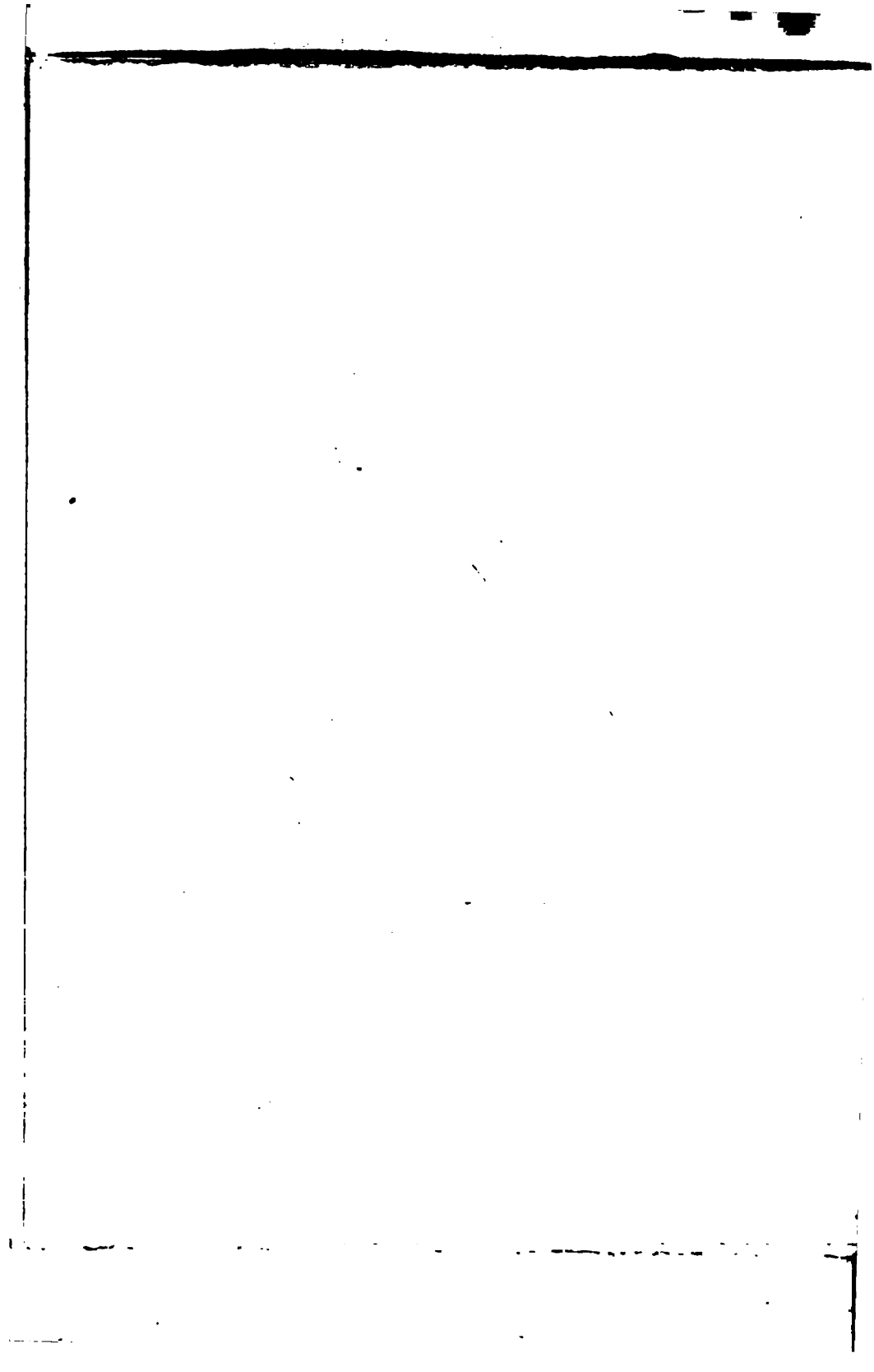
[1] Ueber die Diöcesan-Grenz-Regul. König Ludwigs d. D. im J. 839 u. s. w. Separatabdr. aus d. Sitz.-Ber. d. hist. Klasse der k. k. Akad. Jhrg. 1864. Bd. 47. S. 23. ff.

er es denn doch mit der Nachweisung der Unechtheit der fraglichen Kaiserurkunde etwas allzuleicht genommen." Soweit v. Meiller; offenbar mehr als genug, um Dümmlers Behauptung als irrig zu erweisen, und Erzbischof Friedrichs früher nie angetastete Ehre glänzend zu retten.

Täusche ich mich nicht, so wird es mir gelungen sein, in großen Umrissen die Grenzen, welche zwischen den Bisthümern Salzburg und Passau liefen, für die Perioden 739—796, dann 796—955 und endlich von 955 an bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts richtig gestellt zu haben. Da ich aber bei der Untersuchung darüber veranlaßt war, den Nachweis dafür zu erbringen, daß das geträumte Erzbisthum Lorch-Passau im Wesentlichen auf den nämlichen Falsificaten beruht, wie die Grenzen des zu einem Scheinleben erweckten Stammbisthums Lorch-Passau in der Doppelperiode 739—955, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß man endlich einmal die durch illegitime Abkunft mit dem Erzbisthum Lorch-Passau so eng verschwisterten Bisthumsgrenzen ersteren dahin nachschicken werde, wohin man es schon seit geraumer Zeit verwiesen hat — in das Reich der Fabeln.

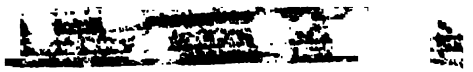
Schluß. Der Diöcesanlimes Salzburg-Passau vom J. 955 blieb mit unwesentlichen Abänderungen bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts derselbe. Dieß ist natürlich nur in der Beschränkung auf die salzburgisch-passauischen Grenzen im Westen richtig, weil ich die Veränderungen, welche sich im Osten z. B. durch die Errichtung der ungarischen Bisthümer vom J. 1007 an, dann der Diöcese Wien (1469) und des dortigen Erzbisthums (1721), des Bisthums Wiener-Neustadt (1469), und durch dessen Unterordnung unter den Metropoliten von Wien (1721) ergeben haben, nicht berücksichtige. Th. v. Kleimayrn erörtert sie des Genauern[1]). Damals war die Zeit der Einbußen allerdings auch an der Mutter-Metropole Salzburg, aber noch viel empfindlicher am Bisthum Passau. Unter Kaiser Joseph II., der zu kirchlichen Umgestaltungen entschiedene Neigung, aber wie mir scheint, wenig Anlage und Glück hatte, wurde das Bisthum Passau noch ärger verstümmelt. Der schmerzlichste Schlag war für selbes wohl die Errichtung des Bisthums Linz vom 28. Jänner 1784; im darauffolgenden Jahre wurde dann auch noch der Stuhl von Wiener-Neustadt nach St. Pölten übertragen. — Als am Beginne unsers Jahrhunderts in Folge auswärtiger Tyrannei und inwärtiger Habgier die deutschen Kirchenstaaten vernichtet und zugleich die Hierarchie in gänzlichen Verfall gebracht worden war, zur Zeit der Reorganisation um 1820 trat das neuerrichtete Erzbisthum München-Freising von der Saale bis zur Rott zwischen die Bisthümer Salzburg und Passau; Linz hatte die altsalzburgischen Pfarreien Ostermiething, Franking, Haigermoos, Tarsdorf, Radegund, Ach, Weng und Perwang 1787 erhalten; ihre Grenzen beurkunden auch die altsalzburgische Scheidelinie. (Man findet die hierauf bezüglichen Aktenstücke im „Salzburger geistl. Personalstand", Jhrg. 1858, vom Consist.-Rath und Archivar Adam Doppler.)

[1]) Juvav. Text §. 169 — §. 173.



Stanford University Libraries
3 6105 007 354 090

BR
854
.H8
v.3/4

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305